

Die Grenzboten

902
407
64.PT.1

ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Mitteil zu Heft
64. Jahrgang
Nr. 1
Erscheint am 5. Januar 1905

Inhalt.	Seit.
Die Silberkennzeichnung	1
Die Mobilisierung von 1870	12
Dieu des Honneur	20
Die Bundesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts	29
Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege. Was dem Verfasser von Friedrich Hegel. I. Aus dem Werke	40
Im alten Siedel. Von Otto Hübner. I-2	48
Die Geschichte des Kaiserthums. Kaiserthum — Einführung in die Geschichte — Nach einem zum Ver- ständnis	56

St. Wihl. Grunow
Leipzig

DEUTSCHE BANK

Behren-Str. 9-13 BERLIN W. Behren-Str. 9-13

Aktienkapital . . . 180 Millionen Mark. || Im letzten Jahrzehnt (1894—1903) verteilte
Reserven 75 Millionen Mark. || Dividenden: _____
Zusammen 255 Millionen Mark. || 9, 10, 10, 10 $\frac{1}{2}$, 11, 11, 11, 11 $\frac{1}{2}$.

FILIALEN:

BREMEN: Bremer Filiale der Deutschen Bank, Domshof 22—25.
DRESDEN: Dresdner Filiale der Deutschen Bank, Johannesallee 12.
FRANKFURT a. M.: Frankfurter Filiale der Deutschen Bank, Kirchnerstraße 3.
HAMBURG: Hamburger Filiale der Deutschen Bank, Adolphsplatz 8.
LEIPZIG: Leipziger Filiale der Deutschen Bank, Rathausring 2.
LONDON: Deutsche Bank (Berlin) London Agency, 4 George Yard, Lombard
MÜNCHEN: Bayerische Filiale der Deutschen Bank, Karlsplatz 30. [Street E. C.
WIESBADEN: Wiesbadener Depositenkasse der Deutschen Bank, Wilhelmstr. 10a.

Eröffnung von laufenden Rechnungen. Depositen- u. Scheckverkehr. — Vermittlung von Börsengeschäften an in- u. ausländischen Börsen, sowie Gewährung von Vorschüssen auf börsengängige Wertpapiere. — Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust im Falle der Auslösung. — Aufbewahrung u. Verwaltung von Wertpapieren. — An- u. Verkauf von Wechseln u. Schecks auf alle bedeutenderen Plätze des In- u. Auslandes. — Reisekreditbriefe, Ausschreibungen, briefliche u. telegraphische Auszahlungen unter Benutzung direkter Verbindungen nach allen größeren Plätzen Europas u. der überseeischen Länder. — Einziehung von Wechseln u. Verschiffungsdokumenten auf alle überseeischen Plätze von irgendwelcher Bedeutung. — Rembours-Accept gegen überseeische Warenbesüge. — Bevorschussung von Warenverschiffungen.

Alle Bedingungen für den Geschäftsverkehr mit der Bank werden auf Wunsch zugesandt.

GERMANIA,

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand: 461 Millionen Mk. — Sicherstellungs: 297 Millionen Mk.

Günstige Beilegung der Versicherungen am Jahresüberschuss ohne Nachschußverpflichtung.

Dividende nach Plan B im Jahre 1905 bis zu 66 $\frac{1}{2}$ % der vollen Prämie. — Unverfallbarkeit der Versicherung. — Welpolice nach 1 Jahre. — Anwartschaft nach 3 Jahren.

Vollkommenste Versicherungsart: Versicherung auf den Todes- und Invaliditätsfall mit Befreiung von der Prämie und Gewährung einer Rente bei Eintritt der Erwerbsunfähigkeit durch Unfall oder Krankheit.

Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei durch die in allen größeren Orten angestellten Vertreter sowie durch:

Die Direktion der Germania.



H. W. Schöttler,



Cigarrenfabrik.

Lager:

Leipzig, Weststr. 31/33.

Lager:

Hamburg, Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptretelle groß und franko.



La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.

Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.

Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Die
Grenzböten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

64. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig

Verlag von fr. Wilh. Grunow
1905

(RECAP)

0902
.407

Jahrs. 64

Px. 1

1905

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1905. Erstes Vierteljahr

Politik, Kolonialwesen, Geschichte, Heer und Marine

- Eine Silvesterbetrachtung. S. 1.
Die Robilmachung von 1870. S. 12. 69.
Die Aussichten der Morogorobahn. Von M. von Pirch. S. 61.
Eine neue Geschichte Alexanders des Ersten von Rußland. S. 121.
Deutschösterreichische Parteien. S. 241. 306.
Schriften und Gedanken zur Flottenfrage. Von Georg Wislicenus. S. 252.
Saronica 3. S. 357.
Die magyrische Frage. Von Julius Pagelt. S. 424.
Zum Andenken. S. 469. 521.
Vor hundert Jahren. Von Gottlob Egelhaaf. S. 484.
Die Hohenzollern bei Goethe. Von R. Döhrer. S. 494.
Draußen. S. 577.
Jesuitenfrage und konfessionelle Polemik. S. 583. 642.
Otto Raemmel's Deutsche Geschichte. S. 604.
Reichstag und Verfassung. S. 633. 696.
Blücher und Bismarck. Von G. von Bismarck. S. 655. 708.

Vollswirtschaft, Handel, Verwaltung, Rechtspflege

- Vom alten deutschen Kunstwesen. Von Georg Stevers. S. 132. 191.
Kredit. Von Paul Bücher. S. 181. 264.
Die neuen Handelsverträge. S. 301.
Wie liest man die Bilanz einer Lebensversicherungsanstalt? S. 366.
Vom bankrotten Strafvollzug. S. 413.
Standesamtsregister und Familienforschung. Von R. Krieg. S. 478.
Subalterne Juristen. Von Eugen Josef. S. 529. 593.
Innere Kolonisation. Von E. Hall. S. 689.

Literatur und Kunst

- Verards Homerwerk. S. 20. 78.
Eine Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. S. 29.
Rinncelangsfrühling in Frankreich. Von R. Kiekmann. S. 199.
Beethoven's Eroica. S. 539. 611.

Verschiedenes

- Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege. Aus dem Nachlaß von Friedrich Nagel. 1. Auf dem Marsch. S. 40. 2. Ich hatt einen Kameraden. S. 99. 161. 3. Dem Hauptmann zuliebe. S. 220. 4. Ein zündender Blick. S. 279. 333.
Von der Reichshauptstadt nach dem Riesengebirge durch die Luft. Von Johannes Voetschel. S. 89. 148.
Neugier und Mißbegier. Von Wilhelm Münch. S. 140.
Eine Schulbankgeschichte von 1781. S. 157.
Erinnerungen einer Lehrerin. S. 210. 384. 438. 546.
Island am Beginn des 20. Jahrhunderts. Von F. Kunze in Weimar. S. 273. 327.
Ernst von Lausaul. S. 317. 373.
Zum Kampf um die französische Orthographie. Von Franz Bugt. S. 381.
Ein Brief aus trüber Zeit. Von K. Koboltski. S. 392. 445.
Ein deutscher Professor. S. 431.
Die Lommatzcher Pflüge und das Geschlecht derer von Schleinitz. Von Otto Eduard Schmidt. S. 500. 553.
Ein Sommerritt auf den Pit von Teneriffa. Reiseerinnerung von Reinhold Schulz. S. 663. 718.
Im alten Brüssel. Von Clara Dohrath. S. 48. 105. 167. 228. 286. 344. 400. 454. 508.
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. S. 564. 618. 674. 730.
Wahgeblühtes und Unwahgeblühtes
Reichspiegel: S. 56. 114. 176. 237. 294. 352. 407. 461. 515. 571. 627. 684. 740.
Erläuterung der Sprachwiz. S. 59. — Noch etwas zum Vaterunser. S. 60. — Die Kapitulation von Port Arthur. S. 117. — Zur Reichsarbeit im neuen Jahre. S. 118. — Politische Pädagogik für Preußen. S. 179. — Rußland in der Krise. S. 297. — Zu Hoffes Erinnerungen. S. 356. — Landschaftsbild und Bauerntum. S. 410. — Philosophische Schriften. S. 464. — Goethes

612027

Mutter in ihren Briefen. S. 466. — Die Legende von der schönen Galiana von Biterbo. S. 468. — Die russische Verfassungsfrage. S. 518. — Adam Smith. S. 574. — Anschauungsmittel für vorgezeichnete Volkshunde. S. 575. — Italienische und französische Kirchenpolitik. S. 630. — Schmollers Volkswirtschaftslehre. S. 687. — Ein neuer Blutarth. S. 688. — Die Zulassung der sächsischen Realgymnasialabiturienten zum juristischen Studium. S. 743. — Der Yankee doodle. S. 743.

Literatur

Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Auflagen behandelt oder erwähnt worden)

- Baumann, J. Deutsche und außerdeutsche Philosophie der letzten Jahrzehnte. S. 465.
 Bennndorf, Paul. Vier Tafeln vorgezeichnete Gegenstände aus Mitteldeutschland. S. 575.
 *Bérard, Victor. Les Phéniciens et l'Odyssee. S. 20. 78.
 *Bitterauf, Th. Geschichte des Rheinbundes. S. 484.
 Briefe der Frau Rat Goethe, herausgegeben von Prof. Dr. A. Köster. S. 466.
 Bücher, Karl. Die Entstehung der Volkswirtschaft. S. 465.
 Eisler, Rudolf. Wörterbuch der philosophischen Begriffe. S. 465.
 Foerster, Fr. W. Jugendlehre. S. 179.
 Freytag, Gustav. Soll und Haben. S. 392. 445.
 *Frimmel, Th. v. Beethoven. S. 544.
 *Grove, G. Beethoven and his Nine Symphonies. S. 617.
 *Gudmundssohn, Baltkr. Isländs Kultur. S. 273. 327.
 *Herz, W. Spielmannsbuch. S. 203.
 *Hettner, F. Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. S. 543.
 *Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen (Nauticus-Schriften, Band IX). S. 259.
 Jentsch, Karl. Adam Smith. S. 574.

- *Kraemmel, Otto. Deutsche Geschichte. 2. Aufl. S. 604.
 Kreyßmar, Fr. Politische Pädagogik für Preußen. S. 179.
 *Kreyßmar, F. Führer durch den Konzertsaal, I. S. 546.
 Kronenberg, R. Kant. S. 465.
 *Lehmann, Gustaf. Die Robotmachung von 1870/71. S. 13. 69.
 Leibniz, G. W. Hauptchriften zur Grundlegung der Philosophie. S. 464.
 Lewalter, J. Sammlung deutscher Volkslieder und Schwämer Länze. S. 743.
 Martin, C. und H. Lienhart. Wörterbuch der Elßässischen Mundarten. S. 59.
 May, Walter. Goethe, Humboldt, Darwin, Haedel. S. 688.
 Münch, Wilhelm. Anmerkungen zum Text des Lebens. S. 480.
 *Muren, Erich. Die Grundlagen der Seeschifffahrt. S. 256.
 *Naumann, B. Quos ego! S. 583.
 *— Der Jesuitismus. S. 583.
 *Neuhäus, Erich. Die Flottenfrage unter den wirtschaftspolitischen und technischen Voraussetzungen der Gegenwart. S. 253.
 *Neumann, Franz. Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann. S. 432.
 *Schiemann, Theodor. Geschichte Rußlands unter Nikolaius dem Ersten. Band I. S. 121.
 *Schindler, A. Biographie von L. van Beethoven. S. 542.
 *— Beethoven in Paris. S. 617.
 *Schmid, Max. Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. S. 29.
 Schmoller, Gust. Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. S. 687.
 *Stöckle, Remigius. Ernst von Lasaulx. S. 317. 373.
 *Thayer, A. B. L. van Beethovens Leben, II. S. 539.
 *Wegeler, F. G. und F. Ries. Biographische Nachrichten über L. van Beethoven. S. 541.
 Wundt, Wilh. Einleitung in die Philosophie. 3. Aufl. S. 465.



Eine Silvesterbetrachtung



ei jedem Rückblick auf das verflossene Jahr steht der große ostasiatische Krieg, dessen Ende heute noch nicht abzusehen ist, im Vordergrund. Es ist ein in jeder Hinsicht ungewöhnlicher Kampf, der erste Krieg; den eine asiatische Großmacht mit europäischen Mitteln gegen eine ebenfalls halbasiatische, aber doch in Europa wurzelnde Großmacht führt, und das erstmal, daß eine solche Macht Asien gegenüber verlag, verlag insofern, als ihr Sieg nicht nur hart bestritten, sondern noch heute und heute erst recht zweifelhaft, ja nicht einmal wahrscheinlich ist, sodaß der Gedanke naheliegt, es beginne damit eine Reaktion der farbigen Rassen gegen die Weltherrschaft der Weißen. Dabei entspricht der Gang des Krieges genau den Eigentümlichkeiten der beiden Gegner. Die Russen sind wie immer unübertrefflich in zäher Gegenwehr und taktisch in rücksichtslosem Draufgehen mit der blanken Waffe, ganz nach dem Sage ihres glücklichsten Feldherrn, Suworow: „Die Kugel ist eine Närrin, das Bajonett ist ein Mann.“ Es ist dieselbe alte Napoleonische Stoßtaktik, die im Jahre 1859 die Franzosen, noch 1866 die Österreicher angewandt haben, jene mit Erfolg, diese gegen Hinterlader mit dem entschiedensten Mißerfolg. Die japanischen Generale dagegen, die gelehrigen Schüler Moltkes, wirken strategisch wie taktisch vor allem durch weitausholende Umgehungen und greifen nicht eher an, als bis sie sich die Feuerüberlegenheit errungen haben, dann aber mit einer stürmischen Tapferkeit, die den Traditionen ihres alten ritterlichen Schwertadels, dem ihre Offiziere wohl größtenteils angehören, entspricht. So haben die Japaner die Russen in mehreren großen Schlachten geschlagen, ihnen die Halbinsel Liautung und einen Teil der Mandschurei entrißen und sind bis in die Nähe von Mukden vorgeedrungen. Aber dieser Gebietsgewinn bedeutet wenig, die russische Armee zu vernichten ist ihnen nicht gelungen, und da die sibirische Eisenbahn Genügendes leistet, so ist es wohl möglich, daß die Russen, die ein europäisches Armeekorps nach dem andern mobilisieren, die Überlegenheit der Truppenzahl erreichen und schließlich die Japaner, die offenbar schon alle Kräfte anspannen müssen, durch ihre Massen erdrücken werden. Zunächst aber wird ein großer Teil dieser Verstärkungen nur eben die ungeheuern Verluste ausgleichen, und gesetzt auch den Fall, daß die Russen allmählich wirklich

ein beträchtliches Übergewicht an Zahl erreichen — sie sollen jetzt 400 000 Mann in der Mandschurei haben —, so ist damit der Krieg noch nicht zu ihren Gunsten entschieden, denn zum Entsatz des hart bedrängten Port Arthur werden sie doch zu spät kommen, und die Seeherrschaft, also die unge störte Verbindung mit Japan für die Nachschübe und die Versorgung ihrer Armee, haben sich die Japaner von Anfang an gesichert, da die russische Flotte trotz rühmlichen Einzelleistungen als Ganzes völlig versagt hat und jetzt teils in Wladiwostok eingefroren liegt, teils in Port Arthur fast ganz zerstört zu sein scheint. An dieser Lage der Dinge würde die jetzt teilweise schon in den indischen Gewässern eingetroffene baltische Flotte nur dann etwas ändern, wenn es ihr gelänge, die japanische Flotte entscheidend zu schlagen, und das auch nur dann, wenn sich Port Arthur solange hält; denn fällt dieses vorher, so hat das russische Geschwader keinen Zufluchts- und Reparaturhafen, könnte sich also in den chinesischen Meeren gar nicht halten. Also hängt alles hier von dem Seekriege ab, von dem Ergebnis der nächsten Seeschlacht. Unterliegen die Russen abermals, dann würden ihre Landheere zwar die Japaner wohl vom chinesischen Festlande vertreiben können, aber schwerlich auch nur aus Korea, und jeder Angriff auf die japanischen Inseln wäre unmöglich; tritt der umgekehrte Fall ein, dann würden sie vielleicht auch Korea erobern können, schwerlich aber Japan selbst ernsthaft zu bedrohen imstande sein, aber ihr Übergewicht im fernsten Osten, den eigentlichen Kampfspreis, können sie dann allerdings wiederherstellen, soweit das England zuläßt.

Vorausgesetzt freilich, daß inzwischen in Rußland selbst alles beim alten bleibt. Denn sehr verschieden wirkt der Krieg auf die kriegführenden Völker. Die Japaner, die zum erstenmal einen großen Krieg führen, schmiedet er nur fester zusammen in ihrem leidenschaftlichen Patriotismus und ihrer großartigen Opferwilligkeit, denn für sie handelt es sich um Sein und Nichtsein als Großmacht. In Rußland zeigen nicht nur einzelne Preßstimmen, sondern auch trotz aller offiziellen Schönfärberei die Schwierigkeiten bei der Mobilisierung und die massenhaften Desertionen in den westlichen Grenzprovinzen, daß der Krieg alles andre ist als volkstümlich. Der russische Soldat sieht tapfer wie immer, weil es ihm der Zar so befiehlt, aber er sieht kein begeisterndes Ziel vor sich, weil es keins gibt. Er verteidigt nicht den Boden des heiligen Rußlands, wie 1812 und 1853/56, er zieht nicht aus zur Befreiung seiner Glaubensbrüder, wie 1877/78, sondern er kämpft um den Besitz einer fernem, fremden Provinz, die für die asiatische Machtstellung des Reichs ihre Bedeutung haben mag, die aber das russische Volk gar nichts angeht. In weiten Kreisen der gebildeten Russen aber regt sich der Grimm über die ganze Geschäftsführung des Absolutismus in diesem schweren Kriege, über seine Mißerfolge zu Land und zur See, und das Drängen nach einer Verfassung. Wenn sich die überwiegende Mehrzahl der Delegierten der Semstwa, der Provinziallandtage, die von der herrschenden Bureaucratie immer argwöhnisch überwacht und eingeschränkt worden sind, für eine Verfassung ausspricht, wenn der Nachfolger des ermordeten Absolutisten Plehwe im Ministerium des Innern, Fürst Swjatopolk-Mirskij, eine solche Versammlung zuläßt, wenn sein Kollege im Justizministerium,

Murawiew, wie erzählt wird, erklärt, er könne sein Amt nicht weiter führen, weil seine Beamten nicht mehr autokratisch gesinnt seien, dann muß es weit gekommen sein im heiligen Rußland.

Nicht daß eine Revolution bevorstünde; eine solche können nur liberale Doktrinäre in Westeuropa erwarten, die von Rußland nichts wissen und immer noch an die alleinseligmachende Kraft abendländischer Verfassungen glauben; der russische Bauer, d. i. neunzig Prozent der Bevölkerung, revoltiert nicht gegen den Zaren, sondern höchstens gegen örtliche Übelstände und Beamtenwillkür, und die Handvoll Nihilisten, die immer gebildete junge Leute sind, hat es über Mordtaten und Putzche niemals hinausgebracht; aber es könnte wohl sein, daß die regierenden Kreise selbst an der Lebensfähigkeit des Absolutismus, d. h. der autokratischen Bureaukratie verzweifeln. In der Tat verheißt der jüngste Reformkatalog des Zaren Erweiterung der örtlichen Selbstverwaltung, Beschränkung der Beamtenwillkür und der Ausnahmegesetze, einheitliche Ordnung des Gerichtswesens, Fortsetzung der Bauernbefreiung, staatliche Versicherung der Handwerker und der Industriearbeiter, größere Freiheit der Presse. Ob aber die einmal erregte öffentliche Meinung mit diesen Reformen, die den Absolutismus nicht berühren, zufrieden sein wird? Freilich, wie ein russischer Reichstag aussehen und was für Folgen er haben würde, das ist schwer zu sagen. Die Beschränkung auf das europäische Rußland wäre selbstverständlich; aber auch hier könnte von einem allgemeinen, ja auch nur von einem sehr demokratischen Wahlrecht gar keine Rede sein, dazu steht die Volksbildung noch viel zu tief. Möglich wäre vielleicht nach dem Muster des alten österreichischen Reichsrats eine Delegiertenversammlung aus den Gemstwa, deren Mitglieder doch administrativ und politisch einigermaßen geschult sind; aber auch in einer solchen würde sich sofort zeigen, daß im europäischen Rußland neben den herrschenden Großrussen sehr verschiedene Völker wohnen, Kleinrussen, Polen, Deutsche, Letten, Esten, Tataren usw., die ihre besondern Bedürfnisse und Beschwerden sofort zur Sprache bringen würden, und nach einer russischen Wiederholung des bankrotten österreichischen Parlamentarismus kann in Rußland niemand Sehnsucht haben. Doch wird der Versuch vielleicht schließlich doch nicht zu umgehn sein, und er kann besser gelingen als im österreichischen Völkerstaat, denn die Großrussen haben ein unbestreitbares Übergewicht der Zahl, und der russische Patriotismus ist unerschüttert. Jedenfalls würde ein russischer Reichstag seiner Zusammensetzung nach aristokratisch, seinem Geiste nach monarchisch sein. Aber ob diese Kreise geneigt und geeignet wären, die nur halb gelungne Bauernemanzipation, die wichtigste Frage ihrer ganzen innern Politik, weiterzuführen?

Mag nun dieser Krieg ausgehn, wie er will, die Welt wird mancherlei daraus zu lernen haben. Erstens, daß ein Krieg, der mit allen Mitteln der modernen Technik geführt wird, an Furchtbarkeit und Grausamkeit alles Dagewese übertrifft und die gerühmte Humanität unsers Zeitalters Lügen straft, daß die Zivilisation hier geradezu die Feindin der Kultur ist. Zweitens, daß die Kriegsflotten eine so entscheidende Bedeutung gewonnen haben wie niemals im neunzehnten Jahrhundert. Drittens, daß es heute eine europäische Politik über-

haupt nicht mehr gibt, sondern nur noch eine Weltpolitik. An diesem Kriege sind alle wirklichen Großmächte interessiert. Am meisten natürlich England als die zweite in Europa wurzelnde halbasiatische Macht. Als solche hat es ein unzweifelhaftes Interesse daran, daß Rußland Japan nicht völlig nieder kämpft, und es hat deshalb ja auch sein Bündnis mit dem Inselreiche geschlossen. Aber ebensowenig kann ihm daran gelegen sein, daß Japan die vorherrschende Seemacht in Ostasien wird. Es hat deshalb, um unter Umständen nicht an einem tätigen Eingreifen verhindert zu sein, seine Reibungsflächen mit europäischen Nachbarn verkleinert, indem es sich mit Frankreich über Ägypten und Marokko verständigt hat; es hat aus demselben Grunde die für eine kriegslustige Politik überaus günstige Gelegenheit, mit Rußland zu brechen, die ihm der Vorfall auf der Doggerbank darbot, unbenutzt gelassen, sich mit dem üblichen Entrüstungslärm in der Presse und mit einer demonstrativen Mobilisierung seiner europäischen Geschwader begnügt, und die baltische Flotte hat kaltblütig ihre Fahrt fortgesetzt, den Austrag der Sache einem Schiedsgericht überlassend, das vielleicht noch ganz merkwürdige Dinge zutage fördern wird. Soweit es an England liegt, findet also die russische Flotte kein Hindernis auf ihrer Fahrt nach dem fernsten Osten. Die Engländer sind viel zu gute Kaufleute, als daß sie sich leichtsinnig ihr blühendes Geschäft mit Rußland verdürben; sie wissen auch viel zu gut, daß ein englisch-russischer Konflikt den *casus foederis* für Frankreich bedeutet hätte, daß Rußland, das mitten im Kriege schon gegen den englischen Vertrag mit Tibet remonstriert hat, im Falle eines Bruchs mit England alsbald seine Kolonnen nach Afghanistan und vielleicht auch nach Persien in Bewegung setzen würde, die sehr viel leichter zu erreichen wären als die Mandschurei, und daß eine russische Armee an den Grenzen Indiens die ganze englische Politik lähmen würde. Und was könnte England gegen Rußland in Europa ausrichten? Seine Flotte könnte, wie im Krimkriege, den russischen Seehandel vernichten zum Vorteil Deutschlands, wie damals, weiter nichts; ein Landangriff wäre unmöglich, denn für einen solchen würde keine festländische Großmacht zu haben sein.

Vielleicht steckt aber hinter dieser nachgiebigen Politik Englands gegenüber Rußland und Frankreich noch etwas andres: die Furcht vor Deutschland, der Haß gegen Deutschland. In der englischen Presse kommen diese beiden Empfindungen oft genug ungeniert zum Ausdruck, und sogar die Möglichkeit, durch einen plötzlichen Angriff nach dem Vorbilde des ruchlosen Raubzugs gegen Kopenhagen im Jahre 1807 die deutsche Flotte zu vernichten, ehe sie zu stark würde, ist ausgesprochen worden. Gewiß spielen auch manche Engländer mit dem Gedanken, im Bunde mit Rußland und Frankreich über Deutschland herzufallen, und gewiß wäre das die furchtbarste Koalition, die sich jemals gegen uns bilden könnte. Daß auch der Reichskanzler solchen Stimmungen und Strömungen eine gewisse Bedeutung beimißt, wenn er auch die britische Regierung von ihnen freispricht, geht aus den Erklärungen hervor, die er kürzlich dem englischen Journalisten Washford, natürlich einem Deutschland nicht freundlich gesinnten Journalisten, abgegeben hat, und gewiß ist die englische Angst vor Deutschland in politischer Beziehung unbegründet. Es ist kein urteilsfähiger Mensch in Deutschland, der

nicht einen Krieg mit England für das allergrößte Unglück hielt; nur einzelne Toren spielen mit diesem Gedanken wie das Kind mit dem Feuer. Daß wir aber die stärksten wirtschaftlichen Konkurrenten Englands sind, daß der deutsche Michel wenigstens als Kaufmann seine Schlafmütze abgeworfen hat, das ist ja zum Glück nicht zu leugnen, aber damit wird sich John Bull ebenjogut abfinden müssen wie mit der ihm nicht minder lästigen Tatsache, daß es mit der britischen Alleinherrschaft zur See, die beiläufig erst seit der Schlacht von Trafalgar 1805 bestanden hat und vor ihr nicht bestand, vorbei ist, seitdem andre Kriegsfлотten von immerhin beachtenswerter Größe entstanden sind, und wichtige Entscheidungen zur See in Europa wie vor allem in Amerika und in Ostasien gefallen sind, ohne daß ein englisches Kriegsschiff einen Schuß abgefeuert hätte, was früher undenkbar gewesen wäre. Und heute fährt eine starke russische Flotte durch englische Gewässer mit Benutzung englischer Häfen nach Ostasien, und der britische Löwe entläßt sie mit leisem Knurren!

Immerhin bedeutet in dem parlamentarisch regierten England die Presse und die öffentliche Meinung mehr als bei uns, und auf der Hut sein — *toujours en vedette!* — ist für unsre Politik das erste Gebot, um so mehr als Frankreich als Bundesgenosse Englands gegen uns vermutlich leicht zu haben wäre. Freilich dürfte man sich auch in Downingstreet die ernste Frage vorlegen: Ist diese Verlegenheitsrepublik wirklich bündnisfähig, dieses Staatswesen, dessen Bevölkerung so gut wie stationär bleibt, dessen radikal-atheistische Regierung ihrer eignen Armee so wenig sicher ist, daß sie sich nicht schämen darf, ihr Offizierkorps durch — Freimaurer belauern zu lassen, weil sie seiner klerikalen Gesinnung — mit vollem Rechte — nicht traut, und die doch — natürlich unter dem Beifall unsrer deutschen Katholikenfresser — die Torheit begangen hat, sich mit der römischen Hierarchie in einen erbitterten „Kulturkampf“ einzulassen, also den Riß zwischen den augenblicklichen Machthabern und den noch kirchlich gesinnten Schichten des französischen Volkes zu erweitern. Wo ist denn nur in der heutigen innern Politik Frankreichs eine einzige positive Idee? Mit bloßen Negationen erstickt man keine Siege, und wenn diese Regierung eines abgefallnen Priesters die Kreuze aus den Gerichtshälen hat entfernen lassen, so ist das nur der echtfranzösische, kindische Krieg gegen Denkmäler und Symbole, den die erste französische Republik wenigstens insofern mit etwas mehr positiven Mitteln führte, als sie zum Beispiel auf dem Turme des Straßburger Münsters das Kreuz durch eine Jakobinermütze aus rot angestrichnem Blech ersetzen ließ. Vielleicht kommt Herr Combes auch noch so weit. Nein, dieses Frankreich der dritten Republik hat nicht mehr innere Festigkeit genug, einen großen Krieg zu führen, und seine Geltung im Rate der Völker ist trotz seiner erfolgreichen Kolonialpolitik sichtlich im Sinken. Rußland aber wird aus dem japanischen Kriege unter allen Umständen so geschwächt an Heereskraft und Finanzen hervorgehn, daß es auf einige Zeit einen großen europäischen Krieg nicht führen kann, noch ganz abgesehen von den Wirkungen, die ein stärkeres Anschwellen der konstitutionellen Bewegung haben könnte, und der Ruf seiner Armee ist trotz aller Tapferkeit schwer erschüttert, die Geltung seiner Flotte tief gesunken; ja für Europa gibt es ein aktionsfähiges russisches Geschwader von Bedeutung vorläufig

überhaupt nicht mehr, da die Pontusflotte im Schwarzen Meer eingesperrt ist, weil es England also will. Die Aufhebung dieser Sperre wäre für jedes englisch-russische Bündnis die erste Bedingung, und damit würde sich England einen neuen Konkurrenten im Mittelmeer schaffen. Also dürfte der „Alpdruck“ einer englisch-französisch-russischen Koalition ein wesensloses Gespenst bleiben. Sollte aber England jemals die ungeheure Torheit begehen, uns allein anzugreifen, so würde es „auf Granit beißen“; es würde unsern Seehandel vernichten und unsre Kolonien wegnehmen können, aber ins Leben würde es uns nicht treffen können, weil es keine Armee hat, die uns gegenüber in Betracht käme, und weil wir in einem solchen Falle auch nicht lange allein bleiben würden. Denn welche Ausichten eröffneten sich dann für Rußland und Frankreich! Dabei würde England auch noch einen beträchtlichen Teil seines eignen Handels und seinen besten Kunden ruinieren.

Duobus litigantibus tertius gaudet, sagte der praktische Römer. Graf Bülow hat seinen englischen Besucher auch darauf hingewiesen, daß sogar in dem Falle, daß Deutschland seine Position im Welthandel verlieren sollte, England die deutsche Erbschaft nicht allein antreten würde, sondern sie mit andern Mächten würde teilen müssen. Vor allem mit einem andern Nachbar, mit der amerikanischen Union, deren imperialistische Politik durch die Wiederwahl Theodor Roosevelts auf weitere vier Jahre gesichert ist, denn dieser ohne Zweifel sehr bedeutende Mann ist ihr Hauptvertreter. Vor allem in Ostasien würden die Yankees recht gern die Deutschen ablösen, und die findigen Japaner, deren Einfluß in China schon jetzt offenbar im Wachsen ist, würden ihnen mit Erfolg die Stange halten. Denn das alte Wort: Westward the star of empire takes its way gilt jetzt im neuen Sinne: nach Westen, also nach dem Großen Ozean, drängen Politik und Handel der Union; in diesem Sinne wird die Flotte gewaltig vergrößert und der Panamafanal gebaut. Und sollte den Nordamerikanern im Falle eines deutsch-englischen Konflikts der Gedanke nicht recht nahe liegen, bei dieser Gelegenheit Kanada wegzunehmen, das England keine Stunde halten könnte, wenn die Kanadier es nicht halten wollten, und ob sie das wollen würden?

Mit allen diesen Verhältnissen muß Deutschland rechnen, seine auswärtige Politik ist trotz allem Spötteln unsrer Besserwisser ganz von selbst zur „Welt-politik“ geworden. Im Vordergrund stehen heute seine Beziehungen zu England und Nordamerika. Wenn sich unser Kaiser persönlich bemüht, das Verhältnis auch zu den Vereinigten Staaten, die so viel deutsches Blut und deutsche Kultur in sich aufgenommen haben und immer noch aufnehmen, enger und freundschaftlicher zu gestalten, so geschieht das offenbar in der Erkenntnis, daß die drei großen germanischen Mächte, die heute einen so großen Teil der Erdoberfläche beherrschen, trotz aller Konkurrenz aufeinander angewiesen sind. Zum drittenmal steht die deutsche Politik vor der schwierigen Aufgabe, eine neue deutsche Machtbildung in den Kreis der Völker einzuführen und diese daran zu gewöhnen. Friedrich der Große hat die Großmachtstellung Preußens in einem siebenjährigen Kriege verteidigen müssen, Kaiser Wilhelm der Erste mußte die werdende Einheit Deutschlands, die gleichberechtigte Stellung unter den euro-

päischen Mächten der Annäherung Frankreichs abringen; Kaiser Wilhelm der Zweite hat die Aufgabe, Deutschland als die jüngste Weltmacht unter den übrigen Weltmächten zu behaupten, will's Gott, ohne Krieg.

So steht das Deutsche Reich ganz anders in der Welt als seine beiden Genossen im Dreibunde. Dieser ist erneuert worden und zu einer festen Institution des europäischen Völkerrechts geworden; aber die Verhältnisse, unter denen und für die er vor zwanzig Jahren geschaffen worden ist, haben sich verschoben, denn die Gefahren, gegen die er ein Bollwerk sein sollte, bestehn in der damaligen Weise nicht mehr, und für die Gefahren, die sich aus der deutschen Weltpolitik ergeben können, ist er nicht bestimmt. Soviel ist sicher, vor allem Österreich braucht uns mehr als wir Österreich, wirtschaftlich und politisch, denn dort macht die innere Zerfetzung mit dem offenbaren Bankrott des Parlamentarismus Fortschritte. Mit parlamentarischen Majoritäten und Ministerien lassen sich die zwiespältigen Völker der „Königreiche und Länder“ — im amtlichen Sprachgebrauch gibt es gar kein „Österreich“ mehr — nicht regieren; diese Tatsache ist ebenso unumstößlich wie erklärlich. Die Parteien des österreichischen Reichsrats sind eben gar keine Parteien, sondern Nationalitäten, die sich in dem, was sie für Lebensfragen halten, Mehrheitsbeschlüssen nicht unterwerfen können und deshalb gelegentlich alle Obstruktion treiben, also das Parlament lähmen und den Parlamentarismus ad absurdum führen. Daran tragen alle Nationalitäten die Schuld, auch die Deutschen. Was für unfähige Politiker diese sind, haben sie soeben wieder bei den Innsbrucker Krawallen bewiesen. Die italienischen Studenten sind gewiß provokatorisch aufgetreten; aber wenn zwei Kulturvölker ersten Ranges, die beiden einzigen wirklichen Kulturvölker Österreichs, in demselben Lande nebeneinander leben, so läßt es sich eben doch nicht hindern, daß die Leute beider ihren Verdienst dort suchen, wo sie ihn am besten finden, daß also die Italiener als Arbeiter und Gewerbetreibende ins deutsche Tirol einwandern, genau so wie die Tschechen in die deutschen Handelslandschaften Böhmens, oder unsre Polen nach Westfalen, und so lange Innsbruck die Hauptstadt ganz Tirols ist, so lange haben die italienischen Tiroler dasselbe Recht auf sie wie die Deutschen. Oder kann man etwa die Tschechen von Wien ausschließen? Die paar hundert oder tausend italienischen Arbeiter, Gewerbetreibenden und Studenten können doch dem deutschen Charakter Innsbrucks keinen Abbruch tun, und wenn es ein deutsches Gymnasium in dem ganz italienischen Trient gibt, warum sollte es keine italienische Rechtsfakultät in Innsbruck geben, die zugleich den wissenschaftlichen Vorteil des Anschlusses an eine vollständige Universität genösse, wie es weder in Roveredo noch in Triest der Fall sein würde? Es gehört die ganze „völkische“ Blindheit der Deutschen Innsbrucks dazu, diese offenbaren Wahrheiten nicht zu sehen; wir Reichsdeutschen machen das nicht mit. Denn was ist erreicht worden? Wie es scheint, die Verlegung der isolierten italienischen Fakultät nach dem kleinen Roveredo, wenn die Regierung in der Schwäche, die seit vierzig Jahren der Fluch Österreichs ist, vor Straßenjandalen zurückweicht, aber auch die Erbitterung der Italiener, des einzigen Volksstammes, der parlamentarisch bisher mit den Deutschen zusammenging, weil auch er in Dalmatien und im Küstenlande von der slowischen

Mehrheit bedrängt wird, und die größte Wahrscheinlichkeit, daß die Italiener nunmehr im Reichsrat mit den Slawen gemeinsame Sache gegen die Deutschen machen. Das wäre allerdings die Verdrängung der italienischen Fakultät aus Innsbruck wert! So geht in Österreich das bellum omnium contra omnes in öder Gedankenlosigkeit und Hilflosigkeit der Regierenden wie der Völker weiter. Der Parlamentarismus ist bankrott, der Absolutismus ist bankrott, der liberale Zentralismus ist bankrott, der Föderalismus würde die deutschen Minderheiten den slawischen Mehrheiten auf Gnade und Ungnade ausliefern, ist also unmöglich. Welche Möglichkeit liegt da vor? Nur ein Land ist trotz den schärfsten nationalen, sozialen und religiösen Gegensätzen von allen diesen Wirren unberührt geblieben, das „Okkupationsgebiet,“ Bosnien und die Herzegowina. Denn dieses wird bei einer weitgehenden Autonomie der Religionsgenossenschaften und der Gemeinden absolutistisch-militärisch regiert, und vielleicht wird, wenn in Bisleithanien die Bänkereien so fortgehen und die Völker nicht mit den unabweisharen Staatsnotwendigkeiten rechnen lernen, nichts übrig bleiben, als mit militärisch-absolutistischen Mitteln ihnen eine neue Ordnung aufzuerlegen, etwa die national gemischten „Königreiche und Länder“ in national möglichst geschlossene Bezirke mit nationaler Amtssprache zu teilen, ihre Landtage auf Grundlage nationaler Kurien zu reorganisieren, die deutsche Staatsprache als Vermittlungssprache wenigstens in dem unbedingt notwendigen Umfange nachdrücklich zur Geltung zu bringen und den Reichsrat wieder aus Delegierten der Einzellandtage zu bilden, die von den Stimmungen und dem nationalen Fanatismus der Wählermassen weniger abhängig wären. Freilich würde auch dazu ein genialer Staatsmann von eisernem Willen gehören, und politische Genialität ist im modernen Österreich allezeit ein sehr feltnes Gewächs gewesen. Nimmt man die törichtesten Vorzeiungsbestrebungen der ungarischen Unabhängigkeitspartei und die immer weiter fortschreitende nationale Zerfetzung auch der k. und k. Armee hinzu, deren Einheit in der österreichischen Landwehr und in den jetzt auch mit Artillerie ausgerüsteten ungarischen Honved schon aufgehoben ist, so ist der österreichische Pessimismus völlig begreiflich, nur daß niemand zu sagen weiß, was aus diesen verzankten und auseinanderstrebenden Nationalitäten außerhalb eines habsburgischen Reichs werden soll, weil zwar Italien ohne Besinnen das Trentino, das Küstenland samt Triest und Dalmatien annektieren würde, das Deutsche Reich aber die deutsch-slawischen Länder mit ihren acht bis neun Millionen Tschechen, Polen und Slowenen niemals in seinen Staatsverband aufnehmen könnte. Davon träumen auf beiden Seiten nur unklare Köpfe.

Einstweilen hat allerdings der Minister des Auswärtigen in Rom, Tittoni, anlässlich der Innsbrucker Vorgänge loyal und klug erklärt, das seien innere Angelegenheiten Österreichs, und Italien hat in der Tat innere Sorgen genug. Aber es ist eben doch ein national geschlossener Einheitsstaat, und es kommt vorwärts. Sogar die Kluft zwischen dem Quirinal und dem Vatikan scheint sich langsam zu schließen. Der mit Jubel begrüßte Thronfolger hat, in Widerspruch mit den nationalen Heißspornen, den unanfechtbaren Titel „Prinz von Piemont“ erhalten, Papst Pius hat tatsächlich, natürlich stillschweigend, das

non expedit fallen lassen und erlaubt, daß die „Katholiken,“ d. h. die Merikalen, nicht nur, wie schon bisher, an den Gemeindevahlen teilnehmen, in denen er sie selbst schon in Venedig zum Siege geführt hat, sondern in Oberitalien auch an den politischen Wahlen; er hat damit in einer Reihe von Städten die Niederlage der Republikaner und Sozialisten, die bisher dort geherrscht hatten, herbeigeführt, also der königlichen Regierung einen großen Dienst erwiesen, und — last not least — er ist in Rom sehr populär geworden. Jeden Sonntag predigt er selbst im Damaskushofe des Vatikans schlicht und recht das Evangelium den versammelten Pfarrkindern einer der römischen Pfarochien, man sieht sein Bild in allen Bilderläden Roms, während Leo's des Dreizehnten Bild höchstens im Borgo, dem vatikanischen Stadtteil, hing, und am 8. Dezember, am fünfzigjährigen Jubiläum der Verkündigung des Dogmas von der sündlosen Empfängnis Marias, war ganz Rom illuminiert. Rom ist eben doch noch die Stadt der Päpste, und eine so populäre, so einflußreiche und unter Umständen so hilfreiche Macht muß das junge Königtum respektieren, und es tut das auch. Vielleicht wirkt dabei auch der törichte „Kulturkampf“ in Frankreich mit, vielleicht will der Vatikan den Franzosen zeigen, daß er sich, wenn die älteste Tochter der römischen Kirche mit ihm bricht, auch auf Italien und das Haus Savoyen stützen könne, das früher sehr klerikal war und jedenfalls fester sitzt als das Ministerium Combes oder irgendwelche andre französische Regierung.

Inmitten dieser schwierigen und verwickelten Weltverhältnisse hat das Deutsche Reich durch eine Reihe neuer langfristiger Handelsverträge die Grundlagen seiner wirtschaftlichen Stellung zu befestigen, und zugleich führt es in Südwestafrika seinen ersten Kolonialkrieg. Da der Deutsche genau so wie der Franzose für jedes Mißgeschick einen Sündenbock haben muß, so ist unsre Presse natürlich eifrig dabei, einen solchen auszuspiiren, und der immerhin verdiente Gouverneur Leutwein ist der bequemste. Ohne Zweifel, es sind schwere Fehler begangen worden, wie sie keiner Kolonialpolitik irgendeines Volks erspart bleiben, vom Gouverneur wie vom Kolonialamt. Sie sind beide zu vertrauensselig gewesen, haben den Stolz kriegerischer Nomadenstämme unterjährt, ihnen sogar, was am wenigsten begreiflich ist, moderne Präzisionswaffen geliefert und gemeint, sie könnten ihnen mit fünfhundert Reitern imponieren und ein dünnbevölkertes Steppen- und Wüstengebiet überwachen, das größer ist als Deutschland; wahrscheinlich haben sie auch dem Einfluß der Rheinischen Mission zuviel zugetraut, von deren sittlicher Einwirkung auf die Eingeborenen die schändlichen Grausamkeiten der Hereros und Witbois gegen Wehrlose keine günstige Meinung erwecken können. Aber die Denkschrift des Kolonialamts hat jedenfalls Recht, wenn sie sagt, der Aufstand wäre unter allen Umständen ausgebrochen, denn der maßlose Stolz der Schwarzen hätte auf die Dauer die fremde Herrschaft nicht ertragen. Vorausgesetzt nämlich, daß sie ihnen so wenig imponierte wie die deutsche bisher mit ihren fünfhundert Reitern. Und warum waren es nicht längst mehr? Weil die Kolonialverwaltung es mit einem in Kolonialfachen fortgesetzt knausrigen und kurzfristigen Reichstage zu tun hatte, weil äußerste Sparsamkeit hier immer der Weisheit letzter Schluß war. Sie hätte es nur wagen sollen, von ihm für Südwestafrika auch nur den fünften oder sechsten Teil der Summen

zu verlangen, die uns der Krieg jetzt kostet; sie wäre mit Hohn abgewiesen worden. Und warum hat denn im Reichstage, der jetzt von kritischer Weisheit überströmen wird, nicht einmal jemand viel früher schon auf die Schwäche unsrer dortigen Streitkräfte hingewiesen? Jetzt heißt es durchfechten, was alle Teile zusammen zustande gebracht haben. Daß das geschehen wird, dafür bürgt das Wort des Kaisers, dafür die Tüchtigkeit unsrer tapfern Truppen in diesen wildfremden Verhältnissen. Haben doch auch die Engländer von der Kapkolonie aus eine ganze Reihe von blutigen Kaffernkriegen führen müssen und trotz schweren Fehlschlägen diese tapfern Stämme doch endlich niedergezwungen. Für die Nation aber ist die herbe Lehre in Südafrika ebenso verdient wie nützlich. Sie sieht als Ganzes immer noch nicht mit vollem Nachdruck hinter unsrer Kolonial- und Weltpolitik, genau so wenig wie sie seinerzeit hinter Bismarcks Einheitspolitik gestanden hat. Sie muß sich endlich — und nach zwanzig Jahren ist das wahrlich nicht zuviel verlangt — daran gewöhnen, daß unsre Schutzgebiete als Provinzen des Reichs behandelt werden müssen, daß auch sie deutsches Land sind, wo deutsche Arbeit geleistet, deutsches Kapital angelegt wird.

Je weniger dieser Standpunkt bisher festgehalten worden ist, desto sonderbarer ist es, wenn ein Teil unsrer Presse immer wieder findet, daß die Reichsregierung draußen zu wenig zugreift, ihr einen Vorwurf daraus macht, daß sie nicht die Hand zum Beispiel auf Marokko gelegt hat. Wollte Gott, wir könnten recht kräftig zugreifen, aber auch hier gilt Schillers Wort: „Was man von der Minute ausge schlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.“ Im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ist die überseeische Welt ohne uns verteilt worden, weil die Nation keinen Staat bildete und sich zerfleischte; erst seit einigen dreißig Jahren dürfen wir wieder mitreden, aber auch seitdem hat von großen Gelegenheiten in Südafrika, der Erwerbung der Santa-Luciabay, der Herstellung einer Gebietsverbindung zwischen unserm Südwestafrika und den Burenstaaten und des deutschen Protektorats über sie seinerzeit kein Gebrauch gemacht werden können oder ist wenigstens nicht gemacht worden. Und was wäre jetzt möglich in dieser Weltlage, in der die Gefahr eines Weltkriegs über uns schwebt? mit dem südafrikanischen Krieg auf dem Rade? mit dieser sich viel zu langsam entwickelnden Kriegsflotte? mit diesem Reichstage, der doch nur die Stimmung der Nation widerspiegelt? Wenn doch die Blätter, die solche Forderungen stellen, nur die Güte haben wollten, zu sagen, wo unter solchen Umständen Deutschland heute etwa Fuß fassen könnte, ohne sich mit stärkeren Seemächten zu verfeinden! Etwa in Südbrazilien oder in Patagonien oder in Westindien? Das alles kann sich mit der Weltlage zu unsern Gunsten ändern; aber daß dann zugegriffen wird, das hängt nicht nur von der Regierung, sondern auch vom Geiste der Nation ab, und diese darauf vorzubereiten, das ist eine der wichtigsten Aufgaben unsrer Presse, an der auch viele ihrer Organe redlich und verständig mitarbeiten.

Die fortwährende oft so kleinliche und hämische Kritik tuts nicht, so wenig eine sachliche, ernste und bescheidne Kritik zu entbehren ist. Aber neben gewissen Witzblättern, deren giftige und wiplose Karikaturen eine Schande für die deutsche Presse und eine Schmach für das gebildete deutsche Publikum sind, ohne

deßen heimliches Wohlgefallen an solchen Gemeinheiten solche Sumpfpflanzen gar nicht existieren könnten, sind auch einzelne in der Wolle gefärbte liberale Blätter nach der alten, dem Durchschnittsdeutschen so sympathischen Ansicht, daß sich Patriotismus und Mannesmut vor allem in der Bekämpfung der Regierung zeigen, der Reichsregierung gegenüber Oppositionsblätter sans phrase, denen jedes Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was sie damit anrichten, abhanden gekommen zu sein scheint. Jede Woche mindestens einmal muß der Reichskanzler vom Redaktionstisch aus ernsthaft verwarnt werden, damit er nicht dummes Zeug macht, und der Kaiser darf keine eigne Meinung haben oder gar äußern (nicht einmal über die Kunst), die von der in Schöppenstedt oder in Schilda gebilligten abweicht, ohne daß der „monarchische Gedanke“ geschädigt wird, den doch niemand mehr schädigt als diese Art von Presse, die sich national und sogar monarchisch nennt, und die ganz partikularistisch auch für jede klein-staatliche Empfindlichkeit die zarteste Rücksicht hat, namentlich dann, wenn sie sich gegen den Kaiser verwenden läßt. Niemals ist ein begabter und pflicht-treuer Herrscher so hämisch und gehässig behandelt worden wie unser Kaiser von „nationalen“ Blättern. Dazu das fortwährende Zetern über die Gefährdung der deutschen Geistesfreiheit, weil die Reichsregierung, wie die Dinge sich durch die Schuld der Liberalen seit fünfundzwanzig Jahren leider entwickelt haben, das Zentrum als die stärkste Partei des Reichstags behandelt, also auch berücksichtigt. Der Ultramontanismus schränkt doch höchstens die Geistes-freiheit der Katholiken ein, auf die protestantische Wissenschaft, Schule und Kirche hat er gar keinen Einfluß, und es ist Sache der Katholiken, ob und wie weit sie sich die Freiheit des Denkens und des Forschens verkürzen lassen wollen. Lassen sie sich das gefallen, nun, so ist das ihr eigner Schaden, ihre Wissenschaft wird dann eben niemals aus ihrer so oft peinlich empfundenen „Inferiorität“ herauskommen, dabei kann ihnen weder der Protestantismus noch der Staat helfen. Daß aber die Prinzipien des Ultramontanismus mit dem modernen Staatsbegriff unvereinbar sind, das braucht nicht immer wieder be-wiesen zu werden, das weiß jeder, der über solche Dinge ein Urteil hat, und wer das hat, der weiß auch, daß hier nur ein modus vivendi möglich ist, den man hört, wenn man fortwährend, was freilich echt deutsche Art und Unart ist, die prinzipiellen Gegensätze hervorkehrt. Wie könnten sich in Italien trotz viel schärfern Gegensätzen Kirche und Staat praktisch vertragen, wenn die Italiener nicht eben kluge Leute wären! Wären wir Deutschen in ihrer Lage, säße der Papst etwa in Judäa, und wir hätten ihm sein geistliches Fürstentum weggenommen, wir hätten deshalb schon längst wieder einen Dreißigjährigen Krieg angefangen. Ist doch schon der Gedanke aufgetaucht, den Evangelischen Bund zu einer politischen Partei, zu einem protestantischen Zentrum zu machen. Davor bewahre uns der Himmel, das wäre die Zerreißung des deutschen Volks aus kirchlichen Rücksichten. Gewisse Leute scheinen eben aus der Geschichte gar nichts zu lernen.

Was unsrer nationalen Presse und unsern „bürgerlichen“, „nationalen“ Par-teien fehlt, das sind neue große politische Ideale, und deshalb kommen sie hinter dem Zentrum und den Sozialdemokraten, die noch Ideale haben, mehr

und mehr ins Hintertreffen. Wie tief ist heute die nationalliberale Partei, die einstmals die begeistertste Trägerin des Reichsgebdenkens war, gesunken, seitdem sie 1879 das Erstgeburttsrecht ihres wohlbegründeten Machtanspruchs, ihrer Teilnahme an der Regierung um das Vinsengericht ihrer Prinzipien preisgegeben hat, und es ist ganz vergebliche Arbeit, durch eine stärkere Betonung dieser alten Prinzipien eine Reorganisation der Partei herbeiführen zu wollen. Eine solche wäre wahrhaftig wünschenswert, denn die Rolle, die heute das liberale Bürgertum im Reichstage spielt, entspricht seiner Bedeutung keineswegs, und doch wäre das engste Bündnis des Bürgertums mit dem Kaisertum das natürlichste von der Welt. Aber es wäre nur dann möglich, wenn das Bürgertum wieder mit voller Energie für die innere Einheit der Nation und ihre äußere Machtstellung einträte, wenn es also im Innern die Beseitigung der zahlreichen Hindernisse, die dem Zusammenwachsen der Nation zum Beispiel auf dem Gebiete des Verkehrslebens und des BerechtigungsweSENS noch entgegenstehn, und die durch Vereinbarungen zu heben die Einzelregierungen unfähig zu sein scheinen, offen und nachdrücklich forderte, unter Umständen durch eine Ausdehnung der Reichsgesetzgebung, und wenn es sich nach außen ebenso offen und nachdrücklich zur Welt- und Kolonialpolitik bekennen wollte. Freilich die unentbehrliche Grundlage für eine solche wäre die Reichsfinanzreform. Es ist doch auf die Dauer ein unerträglicher und geradezu gefährlicher Zustand, daß das Reich, seitdem sein Finanzwesen durch das Scheitern des Reichs-eisenbahnprojekts und des Tabakmonopols auf einen toten Strang geraten ist, finanziell nicht auf eigne Füße zu stehn kommt, daß es immer wieder in verstärktem Maße die Matrixularbeiträge, also die roheste Form der Besteuerung, die nach der Kopfzahl, in Anspruch nehmen muß, während der Wohlstand des Volks beständig zunimmt, und die Finanzlage Preußens glänzend ist. Das alte Reich ist nicht zum wenigsten daran zugrunde gegangen, daß es finanziell nicht selbständig zu werden vermochte, weil die kurzfristige Selbstsucht und der Unverstand seiner Glieder es daran verhinderte. Soll sich das im zwanzigsten Jahrhundert wiederholen?

Männer machen die Geschichte. Solche Männer stehn an der Spitze des Reichs, nur daß man ihnen fortwährend Steine in den Weg wirft. Aber wo sind im hentigen Reichstage Männer, die Geschichte machen? . .



Die Mobilmachung von 1870



n der Rede, die der Kriegsminister Generallieutenant von Einem bei der Enthüllung des NoondenkmalS in Berlin hielt, hob er hervor, wie Noon oft ausgesprochen habe, daß die Mobilmachungstage von 1870 die ruhigsten seines Dienstlebens gewesen seien; alle Anordnungen seien so vorbereitet gewesen, daß die Generalkommandos nicht eine einzige Anfrage an das Kriegsministerium zu stellen gehabt hätten. Dieser Anspruch, der anscheinend so verwegene klingt,

ist in seiner Wichtigkeit urkundlich belegt durch ein vom preußischen Kriegsministerium als Festschrift zur Feier der Denkmalsenthüllung herausgegebenes Werk,*) das dem Militär wie dem Laien einen ebenso lehrreichen wie überraschenden Einblick in die stille Werkstatt und in die unermüdete emsige Arbeit des preußischen Kriegsministeriums während der Jahre 1866 bis 1870 gewährt. Es ist schon vor Weihnachten kurz auf die Schrift in Heft 49 aufmerksam gemacht worden.

Nach der französischen Einmischung in dem Kriege von 1866 mußte mit voller Bestimmtheit in Aussicht genommen werden, daß Preußen die Ergebnisse dieses Feldzugs noch einmal gegen Frankreich zu verteidigen haben werde. Hatte Bismarck schon am 5. Juli 1866 der französischen Einmischung gegenüber das Wort gesprochen: „Das wird Louis einmal teuer zu stehen kommen,“ so hatten die im folgenden August auftretenden französischen Forderungen, die mit der Alternative „Mainz oder der Krieg“ gestellt wurden, keinen Zweifel an den Absichten Frankreichs gelassen, mit denen fortan zu rechnen sein werde. Die Entschlossenheit Bismarcks, der Benedetti kurzweg erwidert hatte: „Gut, dann ist Krieg,“ hat damals den Ausbruch verhindert. Aber für niemand, der sich mit diesen Dingen beschäftigen mußte, konnte ein Zweifel darüber bestehen, daß Frankreich zum Kriege schreiten werde, sobald es über die nötigen Allianzen verfügte, während auf deutscher Seite das politische und das militärische Interesse dahinging, vor dem Ausbruch neuer Stürme die durch das Jahr 1866 geschaffene Ordnung möglichst zu festigen und durch die außerhalb der alten preußischen Provinzen neu eingeführte allgemeine Wehrpflicht dem Heere möglichst viele Jahrgänge zuzuführen. Welche Arbeit das preußische Kriegsministerium in dieser Zeit zu bewältigen gehabt hat, geht unter anderm daraus hervor, daß vom Abschluß der Demobilmachung 1866 bis zur Mobilmachung 1870 allein über zweihundert teils ganz neu aufgestellte, teils umgearbeitete Dienstordnungen erlassen werden mußten. Die Entwicklungen infolge der Luxemburger Angelegenheit hatten dem Allgemeinen Kriegsdepartement Anlaß gegeben, in einer Denkschrift vom 23. April 1867 darzulegen, „was für eine in nächster Zeit etwa erforderlich werdende Mobilmachung des Norddeutschen Bundesheeres vorzusehen sein möchte.“ Es wurde darin die Mobilmachung der gesamten Armee befürwortet; die dabei aufgestellten Grundzüge für diese Mobilmachung berechneten die von dem Norddeutschen Bunde für die Operationen im freien Felde verfügbaren Streitkräfte auf 381½ Bataillone, 335 Eskadrons, 205 Batterien, zusammen 352300 Mann Infanterie, 49600 Pferde, 1234 Geschütze. Diese Vorschläge hatten am 25. April die königliche Genehmigung gefunden. Dagegen hatte der König am 6. Mai abgelehnt, die von dem achten Armeekorps erbetene Ermächtigung zu Vorkehrungen gegen einen wegen der fortdauernden Rüstungen in Frankreich befürchteten strategischen Überfall zu erteilen und

*) Die Mobilmachung von 1870/71, mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs bearbeitet im königlichen Kriegsministerium von Gustaf Lehmann, Wirklichem Geheimen Kriegsrat und Vortragendem Rat im Kriegsministerium. Berlin 1904, Mittler und Sohn.

auf die Armierungen der Festungen oder Mobilmachung der Armee gerichtete Maßnahmen anzubefehlen. Nach Beilegung des Luxemburger Zwischenfalls ging dann das Allgemeine Kriegsdepartement an die Bearbeitung eines neuen Mobilmachungsplans, der, ein Werk des Majors Bronsart von Schellendorff, am 7. November 1867 vom König vollzogen wurde. Es schlossen sich daran in den folgenden Jahren neue Anordnungen über Truppenübungen, eine Instruktion für die höhern Truppenführer, eine Ausbildungsvorschrift im Felddienst und für die Übungen usw. Der Instruktion für die höhern Truppenführer war die große, dem König am 25. Juli 1868 überreichte Denkschrift Moltkes über die Erfahrungen des Krieges von 1866 zugrunde gelegt. Sie wurde im Laufe des Sommers mit der Bestimmung der Geheimhaltung allerhöchst vollzogen. Die Ausbildungsvorschrift im Felddienst wurde vom König eingehend durchgearbeitet und mit dreißig Abänderungsdirektiven zum Teil von großer Tragweite versehen. Der Entwurf ging dann an die damals in der Gewehrfrage tagende Immediatkommission. Den ihrem Vorschlage entsprechend vielfach umgestalteten Entwurf genehmigte der König durch Kabinettsorder vom 17. Juni 1870, vier Wochen vor der Mobilmachung. Die Verteilung an die Kommandobehörden und Truppen erfolgte gerade am Mobilmachungstage, blieb also auf den ausbrechenden Krieg zunächst von geringer Wirkung. Ein neues Exerzierreglement für die Infanterie war vom Kriegsministerium ausgearbeitet worden, es wurde nach zahlreichen Beratungen und Abänderungen*) am 19. Juni 1870 genehmigt und sollte am 3. August, dem hundertsten Geburtstag Friedrich Wilhelms des Dritten, der Armee übergeben werden, was infolge des ausbrechenden Krieges erst im Mai des folgenden Jahres geschah. Über die Herstellung eines neuen Gewehrmodells war man bis zum Ausbruch des Krieges noch nicht schlüssig geworden, dagegen war am 10. März 1870 die Umänderung der Zündnadel-Waffen und -Munition angeordnet worden, sie kam aber nicht mehr zur Ausführung. Für die Artillerie war die Frage: Gußstahl oder Bronze? Gegenstand jahrelanger Erwägungen und Versuche gewesen. Aber auch diese Frage gelangte nicht zum Abschluß. Erst in Versailles unter dem 31. Oktober 1870 verfügte der König: „Nachdem sich im gegenwärtigen Feldzuge die Artillerie eine Reputation erworben hat wie nie zuvor und dies durch die Gußstahlgeschütze erreicht wurde, so ist der gegenwärtige Augenblick in keiner Weise geeignet, diese Geschützart prinzipmäßig zu verwerfen.“

Die Armee des Norddeutschen Bundes hatte in ihren fast vollzähligen Friedensetats 12924 Offiziere und mit Einschluß von 34923 Unteroffizieren 299704 Mann nebst 73307 Pferden. An ausgebildeten Mannschaften des Beurlaubtenstandes waren 731141, Offiziere 6082 vorhanden, außerdem 110170 Ersatzreservisten erster Klasse. Von Geschützen lagerten 11298 in den preussischen Depots, 532 waren in der Herstellung. Der Vorrat an Zündnadelwaffen belief sich innerhalb der preussischen Bezirke auf 1109879 Stück nebst 130 Millionen Patronen, 58871 Zündnadelwaffen waren in Arbeit. Die einzige Schwäche der Armee war die veraltete Organisation der von der

*) Der König befahl deren im Immediatvortrage vom 14. und 16. Juni allein 45.

Feldartillerie noch nicht getrennten Festungsartillerie. Eine schwierige Arbeit aber war es für das Kriegsministerium, von den neuen Armeekorps das neunte und das zehnte, Schleswig-Holstein und Hannover, in ihrer Leistungsfähigkeit den Korps der alten Provinzen auch nur annähernd gleich zu machen. Das zehnte Armeekorps hatte im Herbst 1869 einen Bedarf von 4000 Infanteristen, 330 Jägern, 1100 Feldartilleristen, 1300 Fußartilleristen, 1090 Pionieren, 2000 Trainsoldaten und 300 Ökonomiehandwerkern, den es im Mobilmachungsfall nicht decken konnte, wobei schon in Betracht gezogen war, daß das siebente Armeekorps freiwillig die Komplettierung seiner hannoverschen Regimenter übernommen hatte. Ebenso wies das neunte Armeekorps große Lücken auf.

Die Bewegung der Gemüter in Frankreich, die sich dann unverhältnismäßig schnell zum Kriegsausbruch steigerte, begann bekanntlich zu Anfang Juli 1870. Militärbevollmächtigter in Paris war damals der spätere Generalfeldmarschall Graf Waldersee, der schon am 9. Juli sein Urteil dahin abgab, daß er den Krieg für eine beschlossene Sache halte. Am 10. Juli meldete der Botschafter Graf Solms eine von dem französischen Minister Gramont dem spanischen Botschafter gegenüber getane Äußerung: „Spanien bleibt für Frankreich ganz aus dem Spiele, wir wollen den Krieg mit Preußen.“ Graf Waldersee berichtete unter dem 11. Juli eingehend über positive Kriegsvorbereitungen, die sich auf zwölf verschiedene Punkte erstreckten. Schon am 10. schrieb er an Oberstleutnant Leszczynski, den Chef des Stabes der badischen Division: „Alles, was ich hier von Berlin und Ems aus höre, lautet noch so wunderbar ruhig, daß ich nicht umhin kann, Ihnen mitzuteilen, daß die Situation so ernsthaft als möglich ist. Nach meiner Überzeugung wollen die Franzosen den Krieg. Mag der Hohenzoller zurücktreten oder nicht, und mag auch die Sache momentan applaniert werden, die Absicht ist hier nach meinem Gefühl unverkennbar, loszuschlagen.“ Im Pariser *Moniteur* war ein im Conseil beratner Artikel erschienen, der die Behauptung aufstellte, wenn Preußen nicht die Kandidatur Hohenzollern zurücknähme, die Mainlinie nicht zu überschreiten verspräche, Süddeutschland ganz frei ließe, die Grenzen der Herzogtümer regulierte und Mainz abträte, so werde der Krieg unvermeidlich. Eine gleichlautende Äußerung sollte Gramont dem italienischen Botschafter gegenüber getan haben. Graf Waldersee telegraphierte am 11. noch, daß die vorübergehend heurlaubten Mannschaften, vier bis zwölf Mann per Kompanie, zurückbeordert seien, und daß die auf das Land ausgegebenen Artilleriepferde zurückgenommen würden. Noch sei jedoch kein Truppenteil bewegt, und seien keine Reserven einbeordert. In einem Briefe an die Königin vom 11. Juli bemerkte der damals bekanntlich in Ems weilende König zu den Gramontschen Forderungen: „Also die größte Festung Deutschlands mitten in Deutschland in französischen Händen, das grenzt doch an Wahnsinn. Holstein ist heute hier, um wegen Mainz zu konferieren. Wir tun nichts Bemerkbares, bereiten uns aber still vor.“ Generalmajor Prinz Holstein, damals Gouverneur von Mainz, war zur Empfangnahme mündlicher Instruktionen nach Ems beordert worden, und in der Frühe des 11. Juli's ergingen aus Ems von

preussischer Seite die ersten sich auf die Lage beziehenden Befehle. Sie sind historisch wertvoll und seien deshalb hier im Wortlaute wiedergegeben:

An den Kriegsminister, evtl. den Generalleutnant Bobbielski.

Ems, 8 Uhr 30 Vormittags.

Die Nachrichten aus Paris, welche Euerer Excellenz durch das Auswärtige Ministerium mitgeteilt worden sind, erfordern, daß diejenigen Maßregeln vorbereitet werden, welche zur Sicherung der Rheinprovinz, Mainz und Saarlouis notwendig werden könnten. Seine Majestät der König erwarten hierüber entsprechende Vorschläge, evtl. telegraphisch.

von Tressdow.

An das Kriegsministerium.

Seine Majestät wünscht, daß sogleich, jedoch ohne Aufsehen zu erregen, alle Einleitungen getroffen werden, um bei der augenblicklich eingetretenen politischen Lage für alle Eventualitäten derartig gesichert zu sein, daß keineswegs aus der Gewehrmanänderungsangelegenheit Verlegenheiten für die Armee entstehen können.

An das Generalkommando des XI. Armeekorps.

Das königliche Generalkommando wird aus den Zeitungen bereits ersehen haben, daß die politische Lage sich plötzlich ernster gestaltet hat. Da infolgedessen weitere Verwicklungen nicht unmöglich sind, und eine schnelle Verstärkung der Besatzung von Mainz selbst durch immobile Truppen erforderlich werden kann, so befehlen Seine Majestät der König, daß der 21. und 22. Division aufgegeben werden soll, alle Anordnungen dahin zu treffen, daß die ihnen untergebenen Regimenter im immobilien Zustand jederzeit aus ihren Garnisonen abrücken können.

Am Nachmittag desselben Tages erging die Order an den Chef des Generalstabs der Armee, der auf Urlaub war, nach Berlin zurückzukehren. Es ergibt sich aus diesen Anordnungen, daß der König und seine militärische Umgebung in Ems den kommenden Ereignissen crisi in das Auge sahen und von ihnen auf keine Weise überrascht werden wollten. Noon war am Morgen desselben Tages von seinem Landsitz Gütergoy nach Berlin zurückgekehrt; obwohl er die Zeitungsnachrichten als „leere französische Fanfaronaden und Renommistereien“ ansah, wollte er doch im Amte sein. Um vier Uhr Nachmittags erstattete er dem König folgenden telegraphischen Bericht:

An des Königs Majestät, Ems.

Nach Erwägung der durch das Telegramm von heute früh erwähnten An gelegenheit im Einvernehmen mit den hier anwesenden Staatsministern, dem Geheimrat von Töle, General von Bobbielski und Oberst Stiehe stelle Euerer Majestät ich untertänigst anheim, einstweilen von Spezialmaßregeln Abstand zu nehmen, weil Saarlouis binnen 24 Stunden sturmfrei und das fünf Märsche von der Grenze belegene Mainz in 48 Stunden mit hinreichender immobilier Besatzung versehen sein kann.

Militärische Partialmaßregeln unsererseits würden eben dergleichen feindlicherseits hervorrufen, und wir würden unaufhaltsam in den Krieg treiben.

Halten Euerer Majestät nach bestimmten Nachrichten von effektiven bestimmten französischen Maßregeln den Krieg für unvermeidlich, so würde nur die Mobilmachung der gesamten Armee mit einem Schläge als ratsam angesehen werden können. Vielleicht würde der Krieg und die Mobilmachung vermieden, wenn Euerer Majestät die Absicht auszusprechen, nötigenfalls den Reichstag zu berufen. Soll ich zur Vertretung dieser Ansicht nach Ems kommen, oder würde dies zu demonstrativ aufgefaßt werden können? Soll das Übungsgeschwader zurückkehren, so bitte ich es zu befehlen.

Noon.

Diesem Rat entsprechend nahm der König von den erwognen Maßregeln Abstand, befahl aber am folgenden Tage, daß sich Roon mit dem von Barzin nach Berlin zurückkehrenden Bundeskanzler besprechen und über die in den Häfen etwa zu treffenden Vorbereitungen berichten solle. An General Vogel von Falckenstein erging die Anfrage, ob er für ein großes Kommando verwendbar sei. Im Kriegsministerium gab man sich keiner Täuschung darüber hin, daß eine Entscheidungsstunde bevorstehe. Seit dem 10. war man mit der Prüfung der Mobilmachungsvorschriften beschäftigt. General von Bobbielski sprach sich am 12. in einem Schreiben an den vortragenden Generaladjutanten in Ems über die Lage aus und sagte darin: „Die Ordre de bataille, wie solche aus der Vereinbarung von Moltke und mir gemeinschaftlich aufgestellt und auf die alle Transporte berechnet sind, liegt fertig bei mir. Seit vorgestern habe ich mit meinen besten Arbeitskräften alle Details unsrer Kriegsorganisation und Hilfselemente eine genaue Revue passieren lassen und von neuem die Überzeugung gewonnen, daß wir, was das Material usw. betrifft, ein gutes Gewissen haben können. Unsrer einzige Schwäche sind die Nordseeküsten. Dort sind Befestigungen und schwere Geschütze noch nicht so weit fertig, als es wünschenswert. Ich denke aber, die lebendigen Mäße werden hinreichend Ersatz liefern.“ In Ansehung der maritimen Vorbereitungen meldete Roon am 14., daß er im Einvernehmen mit dem Bundeskanzler das Panzergeschwader zurückgerufen habe. Er habe ferner angeordnet, Wilhelmshaven und Kiel ohne Verzug in Verteidigungszustand zu setzen, zu armieren und durch provisorische Befestigungen zu verstärken; auch die Flußmündungen, namentlich der Nordseeküste, und die an den Strömen liegenden großen Handelsstädte durch alle geeigneten Mittel gegen einen maritimen Überfall möglichst sicherzustellen.

Bekanntlich verließ der König am 15. Juli Ems, um sich nach Berlin zurückzubewegen. Die lange Fahrt gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge, unter elementaren Ausbrüchen der Begeisterung, wie ihn der Herrscher, so schrieb er am Abend an die Königin, „weder geahndet noch für möglich gehalten hatte.“ In Brandenburg bestiegen der Kronprinz, Bismarck, der Kriegsminister und der Chef des Generalstabes den Zug, um die Befehle des Königs gegenüber der fast jede Hoffnung auf Erhaltung des Friedens ausschließenden Lage zu erbitten. Der Vorschlag Bismarcks, die Mobilmachung der ganzen Armee anzuordnen, fand keine Annahme, vielmehr wurde ein Conseil für den folgenden Tag befohlen. Bei der Ankunft auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin, die gegen neun Uhr Abends erfolgte, änderte sich die Sachlage. Es lagen die Nachrichten über die Pariser Kammeritzungen vom Tage vor und namentlich die von den Ministern Olivier und Gramont in den gesetzgebenden Körperschaften abgegebenen Erklärungen. Es hieß darin:

Nous n'avons rien négligé pour éviter une guerre; nous allons nous préparer à soutenir celle qu'on nous offre en laissant à chacun la part de responsabilité qui lui revient.

Dès hier nous avons rappelé nos réserves et avec votre concours nous allons prendre immédiatement les mesures nécessaires pour sauvegarder les intérêts, la sécurité et l'honneur de la France.

Der König war von dem Inhalt der ihm durch Bismarck vorgelesenen Depeschen tief bewegt. Er ließ sie zum zweitenmal lesen und stimmte dann dem Antrage Bismarcks auf Mobilmachung der ganzen Armee zu, was der Kronprinz den die Empfangshalle dichtgebrängt füllenden Offizieren mit lauter Stimme und hochgehobnem Helm mittheilte. Die Fahrt nach dem Palais wurde angetreten, schon 9 $\frac{1}{4}$ Uhr erging an sämtliche Generalkommandos die telegraphische Benachrichtigung:

Dem Generalkommando wird voraussichtlich in wenigen Stunden der Mobil-
machungsbefehl zugehen. von Noon.

Kurz nach 10 $\frac{1}{2}$ Uhr wurde die inzwischen ausgefertigte Order vollzogen und nach Mitternacht den Generalkommandos der weltgeschichtliche Befehl, von Noons Hand niedergeschrieben, in nachstehender Form telegraphisch übermittelt:

Auf Allerhöchsten Befehl ist die Norddeutsche Bundesarmee planmäßig mobil zu machen. Der 16. dieses Monats ist der erste Mobilmachungstag. Ausführungsbestimmungen schriftlich.
von Noon.

Auf die Einzelheiten einzugehen würde hier zu weit führen. Dank dem großartigen Aufschwunge der Nation und dem einträchtigen und verständnisvollen Zusammenwirken aller berufenen Stellen gelang es, die Mobilmachung auch in den gefährdetsten Theilen des Landes ohne Störung mit staunenswerter Schnelligkeit und Glattheit durchzuführen und die Feldarmee vielfach noch früher als planmäßig marschbereit zu stellen. Namentlich hatte das dritte Armeekorps schon vom 12. Juli ab Maßnahmen zur größten Beschleunigung bei Behändigung der Mobilmachungsbeschele und bei Abnahme der Pferde getroffen. Infolgedessen konnte schon am 23. die Marschbereitschaft der Infanterie, Jäger und Kavallerie sowie eines Theils der Artillerie gemeldet werden, mit dem Hinzufügen, daß Theile schon auf dem Marsch seien. Besonders schwierig waren die Verhältnisse beim achten Armeekorps, namentlich bei der sechzehnten Division, wo mit einer Störung der Mobilmachung durch den Feind gerechnet werden mußte. Ein Telegramm des Kriegsministeriums vom 15. Juli Nachts wies auf die Möglichkeit eines plötzlichen Angriffs auf Saarbrücken hin, eine Viertelstunde später befahl der kommandierende General noch vor Eintreffen der Mobilmachungsorder aus Berlin die Mobilmachung des Armeekorps. Auch bei der badischen Division waren vom 12. ab Vorsichtsmaßregeln durch Einberufung der beurlaubten Offiziere und andre Maßnahmen getroffen worden. Am 15. Nachmittags bekamen die Garnisonen Freiburg und Konstanz Order, in der Morgenfrühe des nächsten Tages nach Rastatt abzurücken, das Gouvernement Rastatt wurde am Nachmittag angewiesen, den Rhein sofort durch Kavallerie beobachten zu lassen und sich überhaupt zu sichern. Namentlich für die Nacht wurde Sicherung mit größter Vorsicht befohlen. Die Mobilmachung der Division erfolgte dann im unmittelbaren Anschluß an die Mobilmachung der Armee des Norddeutschen Bundes.

Die einberufenen Mannschaften leisteten, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, der Order pünktlich und willig Folge. Grobe Ausschreitungen, die auf fremde Einwirkungen zurückzuführen waren, fielen nur in vier Bezirken

vor. Ein mit Blünderungen und Erpressungen verbundner militärischer Aufruhr in Ezempin fand in schwerer Bestrafung der Schuldigen eine gerechte Sühne. Über alles Erwarten groß war der Zudrang Freiwilliger zu den Fahnen. Längst aus der Landwehr ausgeschiedne Wehrmänner sogar älterer Jahrgänge, namentlich in den Rheinlanden und Westfalen, Rekruten, die erst im Herbst zur Einstellung gelangen sollten, baten dringend, ihnen den Eintritt in die Truppenteile des Feldheeres zu gestatten. Die den Truppen erteilte Ermächtigung, ohne Rücksicht auf Etat und Lebensalter Freiwillige auf Kriegsdauer anzunehmen, hatte ihnen eine außergewöhnlich hohe Zahl von gebildeten Leuten zugeführt, die schon jetzt ihrer Dienstpflicht als Einjährig-Freiwillige zu genügen beabsichtigten. Die außerordentlich hohe Zahl der Verheirateten unter den Einberufenen läßt erkennen, wie tief die Mobilmachung in alle bürgerlichen Verhältnisse eingeschnitten hatte, nötigt aber wiederum Bewunderung ab für die Hingebung und Freudigkeit, mit der dem Mobilmachungsbefehl Folge geleistet worden ist. So zum Beispiel hatte das Infanterieregiment Nr. 22 unter den Einbeordneten 972 Verheiratete, die höchste Zahl, Nr. 5 908, Nr. 59 902, Nr. 71 846 usw. Der Mobilmachungsplan hatte sich in allen seinen Vorschriften glänzend bewährt. Seine Bestimmungen fanden fast überall volles Verständnis und wurden streng befolgt. Die geringe Anzahl von Verstößen, deren größter die nichterfolgte Einziehung der Rekruten für die Ersatzbataillone der Infanterie im Bezirk des sechsten Armeekorps sowie der fünfundzwanzigsten und der sechsundzwanzigsten Infanteriebrigade war, vermochte auf das Gesamtergebnis keinen irgendwie nennenswerten Einfluß zu üben und konnte das Gesamturteil nicht ändern, daß die Durchführung der Mobilmachung eine für alle Zeiten vorbildliche Musterleistung war. Es ist dies um so höher anzuschlagen, als der Mobilmachungsbefehl die Armee wie ein Blitz aus heiterm Himmel mitten in den Friedensarbeiten und den Vorbereitungen für die Herbstübungen traf, auch eine große Zahl ihrer Führer zum Teil im Auslande auf Urlaub weilte.

Die Zahl der Truppen, die vor der Vollendung der Mobilmachung zum Grenzschutz in Bewegung gesetzt wurde, war sehr gering. Aus Frankfurt am Main wurde am 16. und 17. das Füsilierregiment Nr. 34 und aus Koblenz eine Mineurkompagnie des achten Pionierbataillons nach Rastatt dirigiert, ein Bataillon des 91. Regiments ging nach Wilhelmshaven; Wesel, Saarlouis und Geestemünde wurden durch kleine Detachements besetzt und verstärkt. Das Dragonerregiment Nr. 5 erhielt durch den Chef des Generalstabes die Weisung, am 21. Juli von Frankfurt in drei Märschen zur Beobachtung der bayrisch-französischen Grenze nach Kaiserslautern abzugehn. Es war dies die erste Fühlung, die mit den bayrischen Truppen genommen wurde.

(Schluß folgt)





Bérards Homerwerk



Die Grenzboten haben in den letzten Jahren so viel schöne Originalberichte gebracht von Forschern, die auf den Spuren Homers das Mittelmeer befahren, daß Berichte über Bücher manchem überflüssig erscheinen werden. Aber Bérards Werk dürfte Epoche machen, und da haben denn doch die Leser ein Recht darauf, etwas von ihm zu erfahren.*) Der Verfasser hat seine Odysseestudien an der französischen Schule zu Athen begonnen, wo er in den Jahren 1887 bis 1890 weilte, sie in Paris in der École Normale fortgesetzt und mit Hilfe von Freunden, denen er seinen Dank abstattet, als Professor der alten Geographie an der École des Hautes Études (seit 1896) vollendet. Im März 1901 hatte er sein Material beisammen und besuhr nun das Mittelmeer bis zum Juni, um seine Ergebnisse durch den Augenschein zu verifizieren und zu berichtigen. Seine Frau begleitete ihn, half ihm bei der Beschaffung von Informationen und lieferte ihm den größten Teil der photographischen Aufnahmen für die zahlreichen Abbildungen des Werkes. (Die Karten sind den Kartenwerken des Marineamts entnommen.) Der erste Teil ist gewidmet Conjugi optimae, Alice Bérard, hujus operis participi. In unsrer kurzen Übersicht über den Inhalt folgen wir dem Verfasser nicht Kapitel für Kapitel, sondern wählen, an sehr verschiedene Stellen verstreutes zusammenfassend, eine andre Anordnung des Stoffes, die uns für unsern Zweck geeigneter erscheint.

Bei der Erforschung prähistorischer Tatsachen müssen nach Bérard die Topologie und die Toponymie zusammenwirken. Das Wort Topologie hat er G. Hirschfeld entlehnt. Es bezeichnet im Unterschiede von der Topographie, der bloßen Beschreibung der Orte, die Wissenschaft oder Kunst, in der unser Friedrich Raquel Meister gewesen ist: aus der Beschaffenheit und Lage eines Ortes abzulesen, welches die Menschenschicksale an ihm, die Kulturart, die Beschäftigung der Bewohner sein können, wahrscheinlich gewesen sind und in Zukunft sein werden. Diese Beschaffenheiten und Lagen ändern sich jedoch nicht allein selbst zuweilen, sondern es ändert sich auch mit dem Fortschritt der Zivilisation und der bürgerlichen Ordnung ihre Bedeutung für die menschlichen Ansiedlungen. Keine Änderung zum Beispiel hat ein Unterschied zwischen den atlantischen und den mediterranen Seestädten erfahren. Jene, wie Lissabon, Bordeaux, Antwerpen, London, Hamburg, liegen an den Flußmündungen, die Mittelmeerstädte dagegen, wie Barcelona, Marseille, Livorno, Saloniki, Alexandria, ein Stück von der Flußmündung entfernt. In deren Nähe zwar, weil der Fluß

*) Victor Bérard: Les Phéniciens et l'Odysée. Paris, librairie Armand Colin. Tome I 1902, Tome II 1903. 591 und (mit Registern) 630 Seiten Legionostav.

den Verkehr mit dem Innern vermittelt, aber nicht unmittelbar an der Mündung, weil nicht, wie bei den atlantischen Flüssen, die in diese eindringende Flut die Mündung von peßbringender Verschlämmung reinigt. Solche Verschlämmung ändert auch die Flußmündungen selbst und macht die an ihnen angelegten Häfen unbrauchbar. Den von Milet hat die Verschlämmung des Mäanders gesperrt. Darum mußte Milet den Vorrang an Ephesus abtreten, und nachdem diesem der Kaystrus dasselbe Schicksal bereitet hatte, kam Smyrna empor, das nach zweihundert Jahren die Ablagerungen des Hermos umbringen werden. Die Küste der Bretagne ist mit einem Doppelranze von Städten umjäumt, einem innern und einem äußern. So lange das Land von Seeräubern bedroht war, lagen die Städte ein Stück flüßaufwärts im Innern. Bei zunehmender Sicherheit entstanden Städte an den Mündungen, die ihre ältern Schwestern in dem Grade überflügelten, daß heute deren Namen außerhalb Frankreichs unbekannt sind. Von den zehn Paaren, die Bérard anführt, nennen wir nur drei: Dinan wurde von Saint Malo, Vanderneau von Brest, Hennebont von Lorient verdunkelt. Zur Archäologie, meint der Verfasser, verhalte sich die Topologie wie die Geologie zur Paläontologie. Diese habe eine Katastrophentheorie veranlaßt, die dann die Geologen berichtigt haben. So hätten die Archäologen aus den verschiedenen Stoffen, Formen und Verzierungen der ausgegrabnen Geräte, Waffen und Schmucksachen verschiedne Kulturen wie die Hallstätter, die mykenische konstruiert, die aufeinander gefolgt seien. Die Topologie ergründe die damaligen Verkehrsverhältnisse und führe zu dem Ergebnis, daß die sogenannte mykenische Kultur phönizisch sei. Phönizische Künstler und Handwerker hätten als Lohnarbeiter oder Sklaven den „Emiren“ von Mykene ihre Burgen gebaut und ausgeschmückt, wie mehr als zweitausend Jahre später italienische und fränkische den sarazenischen Emiren der Levante. Er beruft sich dabei auf Helbig, der dieselbe Überzeugung hege. Der Goldreichtum Mykenes erkläre sich daraus, daß die „Emire“ dieser Burg die vorüberziehenden Handelskarawanen gebrandschaft, Zoll von ihnen erhoben haben; die Burg liege an der Stelle, wo der aus der argolischen Ebene nach Korinth führende Engpaß beginnt. Unter dem Einflusse des Antisemitismus sei die Zurückführung griechischer Kulturzeugnisse auf Semiten bei den Archäologen in Mißkredit geraten. (Wir haben bei andrer Gelegenheit, ohne uns in den Streit der Archäologen einzumischen, bekant, daß für uns die Ableitung griechischer Kulturerscheinungen aus dem Orient nichts anstößiges hat. Daß die Orientalen in allem Technischen die Lehrmeister der Griechen gewesen sind, kann kein Geschichtskundiger bestreiten. Das Verdienst und die unsterbliche Bedeutung der Hellenen liegt nicht im Technischen, sondern in dem Geiste, womit sie die erlernte Technik anwandten, und in der von allem Orientalischen grundverschiednen Form, die sie ihren Erzeugnissen gaben.)

Den orientalischen Einfluß beweist nun auf das klarste die Toponymie, die eine große Anzahl griechischer Ortsnamen nur aus dem Semitischen zu erklären vermag. Der griechischen Seeherrschaft ist die karthagische, dieser die phönizische, dieser die ägyptische vorhergegangen, und wie jede spätere „Ebalassokratie,“ die englische, die holländische, die portugiesische, die sarazenische, die

fränkisch = venezianische in der Sprache und besonders in den Ortsnamen der beherrschten Küsten ihre Spuren zurückgelassen hat, so auch jede der genannten vorhellenischen. Die Etymologie ist dadurch der Lächerlichkeit verfallen, daß man vereinzelt Worte je zweier Sprachen miteinander verglichen hat. Bei solchem Verfahren kann man jedes Wort einer neuern Sprache, das drei Konsonanten hat, zum Beispiel Paris, von einem semitischen ableiten. Vergleichen seien nur erlaubt, wenn ganze Gruppen von Wörtern der einen Sprache Namen haben, die denen derselben Gruppe in einer andern Sprache ähnlich sind. Es können das Gruppen verwandter Gegenstände, geographische oder mythologisch-historische Gruppen sein. So hat schon ein älterer Sprachforscher, Vohart, im übrigen „das berühmteste Opfer des toponymischen Wahnsinns,“ die richtige Bemerkung gemacht, daß zehn griechische Namen von Gewürzen (die bekanntesten sind Zinnamom und Myrrhe) aus dem Semitischen stammen. Konnten ja doch die Mittelmeerländer arabische Gewürze nur von Semiten beziehen. Die Richtigkeit einer solchen Ableitung wird vollkommen sicher gestellt, wenn sich eine Dublette (un doublet) ergibt, d. h. wenn ein Ort, eine Insel zwei Namen hat, deren einer rein griechisch ist, während sich der andre nur aus dem Semitischen erklären läßt, und wenn der semitische Name dasselbe bedeutet wie der griechische. Das trifft namentlich bei vielen Inseln des griechischen Archipels zu. So hat die Insel Kasos auch den Namen Achne. Der zweite Name ist griechisch und bedeutet Schaum; dasselbe bedeutet der erste Name im Semitischen. Ähnlich verhält es sich mit vielen neuern Ortsnamen. Der Berg Athos wird von den Griechen Hagion Dros, von den Italienern Monte Santo genannt. Wüßte man auch nichts von der Geschichte des Berges, so würde man doch aus dem Umstande, daß der Name offenbar von den griechischen Klöstern des Berges stammt, den Schluß ziehen, daß nicht die Italiener, sondern die Griechen dem Berge den Namen gegeben haben. Ähnlich hat man zu verfahren, wenn man ermitteln will, ob alte Städte- und Inselnamen des Mittelmeers griechischen oder phönizischen Ursprungs sind. Wobei noch zu beachten ist, daß Worte fremder Sprachen auf zweierlei Weise aufgenommen werden: entweder macht sie sich das aufnehmende Volk ohne Zerstörung des Wortkerns nur mundrecht (aus regula Regel), oder das Wort wird durch die Volksetymologie, Bérard nennt das Calembour, so umgestaltet, daß es einen dem Stammwort fremden Sinn bekommt (so aus fjäl-fräs, Felsenkage, Vielfraß). Kiepert hat zum Beispiel erkannt, daß der Stadtname Astypalaia nicht von den Griechen stammen könne, trotzdem daß ihn jeder Tertianer mit Altstadt übersetzen wird; daran, daß er eigentlich Astypalaion heißen müßte, wird sich ja gerade der Tertianer nicht stoßen. Aber die griechische Altstadt der Küstenorte lag niemals unmittelbar am Meere, sondern aus dem bei den bretonischen Orten angeführten Grunde eine beträchtliche Strecke davon entfernt und womöglich auf einer Anhöhe; die vielen Astypaläen jedoch lagen mit Ausnahme einer einzigen unmittelbar am Gestade. Kiepert hat darum ebenso wie vor ihm Vohart, den er nicht nennt, den Namen aus dem semitischen Worte Islapel (von Saphal, niedrig sein) erklärt. Die Volksetymologie hätte dann das Wort so umgestaltet, daß es wie ein griechisches aussah. Das ist

möglich. Möglicherweise aber wurden phönizische Stapelplätze, die unmittelbar an der Küste lagen, später, nachdem sie griechisch geworden waren, Altstadt genannt. In jedem Falle beweist der Name mit der Lage zusammen den griechischen Ursprung dieser Städte.

An dieser Probe sehen wir, wie Topologie und Toponymie ineinander eingreifen. Die Sitten sowohl der einheimischen Bevölkerung als die der ihre Küsten besuchenden Seefahrer sind dieselben geblieben bis um das Jahr 1800, von wo ab die Polizei der europäischen Großmächte auch auf dem Meere Ordnung und Sicherheit hergestellt hat. (Bérard beweist das durch lange Reiseberichte und Korjarengeschichten aus dem siebzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert.) Bis dahin waren die Küstenbewohner niemals vor Überfällen von Seeräubern, die Handelsniederlassungen seefahrender Kaufleute, die ja meist selbst ein wenig seeräuberten, niemals vor Überfällen barbarischer oder durch Schädigung aufgebrachter Küstenbewohner sicher. Darum legten die Eingebornen ihre Städte so an, wie oben beschrieben worden ist, die Seefahrer dagegen ihre Stapelplätze unmittelbar an der Küste, womöglich an einem Vorgebirge, dessen Gipfel ihnen als Lugaus diente, oder auf einem kleinen Inselchen nahe bei der Küste, jedenfalls am offenen Meere, sodaß sie bei jeder drohenden Gefahr rasch das offene Meer erreichen konnten. Eine vor dem Winde geschützte Bucht war schon angenehm als Ankerplatz, nur durfte sie nicht zu tief sein; einmal weil man im Innern leicht überfallen werden konnte, wie des Odysseus Flotte in der tief eingeschnittenen Bucht des Lästrygonenlandes; sein eignes Schiff hatte der Kluge am Eingang in die Bucht gelassen (X, 96). Dann aber auch deswegen, weil man sich viel mühsame Ruderarbeit ersparte, wenn man in der Nähe des Seewindes blieb, der in tiefen Buchten nicht zu wehen pflegt. In der schönen Schilderung von Smyrna im vorjährigen 47. Hefte der Grenzboten wird bemerkt, im Altertum habe die Stadt eine bescheidne Rolle gespielt. Bérard gibt den Grund davon an. Heute sei der Hafen von Smyrna im Innersten der geräumigen Bucht der beste Hafen des ganzen östlichen Mittelmeerbeckens; aber die ältesten Seefahrer hätten eben solche tiefe Buchten gemieden. Schon in der klassischen Zeit sei ein Umschwung eingetreten, wenn auch nicht in dem Maße wie in unsrer Zeit. Damals sei Chalcedon die Stadt der Blinden genannt worden, weil man nicht habe begreifen können, wie sich die Ansiedler dort hätten niederlassen können anstatt an der gegenüberliegenden Bucht von Byzanz, die alle Vorzüge eines guten Hafens in sich vereinige; Chalcedon sei eben als Stapelplatz der Phönizier entstanden. Und der Piräus sei erst von Themistokles eingerichtet worden, der die Seemacht der Athener begründete; bis dahin sei nur der kleine Phaleron benutzt worden, und zwar als Stapelplatz von Ausländern. Vollkommene Sicherheit habe erst der Telegraph geschafft, der augenblicklich die Seepolizei herbeiruft, wenn irgendwo Unfug verübt wird. Vordem sei das einzige Sicherungsmittel die Religion gewesen, und daraus erkläre sich der Eifer, mit dem die Kolonisten sowie die Händler ihre Götter mitbrachten und deren Kulte Ansehen zu verschaffen suchten, ähnlich wie heute die Katholiken ihre Heiligen und Mönche, die Engländer ihre Bibeln mitbringen. Der Kult diene vor allem dazu, den Eid-

schwüren Geltung und Kraft zu verleihen, und ohne Eidschwur sei, wie in Homers Zeit, so auch noch weit später kein Geschäft abgemacht worden. Jeder muß bei dem Gott oder Heiligen schwören, den er verehrt. Bérard erzählt, wie ein Türke italienische Korsaren vor einem Bilde der heiligen Jungfrau und einem Bilde des heiligen Franziskus schwören läßt. Heißt nun bei Homer einen Eid leisten *horkia temnein* (in der homerischen Sprache *tamnein*, zum Beispiel *horkia pista tamein*), so wird dieser aus dem griechischen Schwurritus nicht zu erklärende Ausdruck verständlich, wenn wir 1. Mose 15, 10 lesen, wie Abraham den Bund mit Jehova schließt, indem er jedes Opfertier in zwei Hälften zerschneidet und die Hälften rechts und links von sich legt. Die Griechen haben eben, wenn sie Semiten schwören ließen, diese den eignen Ritus beobachten lassen, und so ist zwar nicht der Ritus selbst angenommen worden, aber die Lebensart in den griechischen Sprachgebrauch übergegangen. (Eben lesen wir in einem Artikel der Frankfurter Zeitung über die Entfernung der Kreuzfuge aus den französischen Gerichtssälen folgende Anekdote aus Gregor von Tours. König Chilperich brach alle eidlich beschwornen Verträge. Als nun wieder einmal ein Vertrag geschlossen werden sollte, forderten die Gegner, daß er auf einen Schrein schwöre, in dem Reliquien der von ihm besonders verehrten Heiligen Amantius, Wimalok und Concogar lagen. Der König schwur und brach dann ganz flott auch diesen Vertrag. Als man ihn zur Rede stellte, antwortete er, er habe seine Heiligen nicht beleidigt, denn er habe vor der Feierlichkeit deren Gebeine aus dem Schrein herausgenommen.)

Von den Seefahrerfritten, die zur Erklärung vieler Stellen der homerischen Gedichte, besonders aber der Odyssee von Bérard herangezogen werden, wollen wir nur noch zwei erwähnen. Im 15. Gesange, von Vers 402 ab, erzählt der göttliche Sauhirt dem als Bettler verkleideten Könige seine Lebensgeschichte. Sein Vater war Beherrscher der Insel Syra — Bérard widmet ihr eine sehr lange Abhandlung —, und dorthin kamen „Föniker, der Seefahrt kundige Männer, Gaudieb', allerlei Tand mitbringend im dunkeln Meeresschiff.“ Diese verlockten eine Dienerin des Herrschers, und die nahm den Knaben Eumäus mit. Diese Gaudiebe nun verweilten ein ganzes Jahr auf der Insel. Das entspricht, wie Bérard zeigt, durchaus den ältern Händlergewohnheiten. Am Landungsplatze richteten diese kaufmännischen Piraten ein Lager und einen Markt ein, und einzelne von ihnen gingen in der Umgegend haufieren. Es dauerte lange, ehe sie ihren ganzen Kram, zum Verdruße der Männer, den Weibern aufgeschwaßt hatten, und ebenso langsam ging es mit der Beschaffung der Rückladung, die in Öl, Wein, Früchten und Getreide, manchmal auch Holz bestehend, in kleinen Mengen nach und nach von den entlegern Orten der Insel und von den Nachbarinseln zusammengebracht wurde. Verging der Sommer darüber, so mußte man an dem Stapelplatze überwintern, denn in der stürmischen Jahreszeit wurde auch noch viel später kaum eine Seefahrt gewagt, wie jeder Bibelleser aus des Paulus Seereise, Apostelgeschichte 27, Vers 10 und 21 weiß. Selbstverständlich entspannen sich bei so langem Aufenthalt des fremden Volkes mehr oder weniger zarte Verhältnisse. Mancher Burfsche blieb bei seinem Schatze zurück, wenn die Genossen weiterfuhren, mancher andre ent-

führte ein Mägdlein — geraubt wurden Weiber und Kinder, so oft sich eine günstige Gelegenheit darbot —, und so wurde durch diesen Handel die Mischung des Blutes, der Kulturen, der Sprachen nicht wenig gefördert. Bérard bespricht bei dieser Gelegenheit ausführlich die Warenorten, mit denen die Phönizier handelten: Metalle, Metallwaren, Gewebe. Er hält kyanos, das gewöhnlich mit Stahl überzogen wird, für blaugrünes Glas oder Fayence und erklärt, warum in der Odyssee das Zinn nicht erwähnt wird, das die Ilias mit Gold, Silber und Kyanos zusammen nennt. Die Ilias sei geraume Zeit vor der Odyssee entstanden. Damals sei das Zinn noch sehr selten gewesen, darum den beiden edeln Metallen an Wert gleich geschätzt worden. In der Zwischzeit hätten die Phönizier Spanien entdeckt und entweder die dortigen Zinnlager ausgebeutet oder vom Norden her Zinn bekommen, und dieses sei dadurch so entwertet worden, daß der Dichter der Odyssee keine Veranlassung mehr hatte, es zu erwähnen. Den phönizischen Einfluß bezeugt auch die häufige Anwendung der den Semiten heiligen Siebenzahl. Wo dies geschieht, hat der Dichter aus phönizischen Quellen geschöpft. Denn die Griechen hatten das dekadische Zahlensystem, das bekanntlich auf den zweimal fünf Fingern beruht; darum wird für arithmein, zählen, bei Homer auch pempazein gesagt (vom Meerergreis Proteus, der seine Robben zählt, heißt es IV, 412: *αὐτὰρ ἐπὶν πάσας πεμπάζεται ἰδὲ ἰόηται*). In alter Zeit zählten die Griechen sieben Weise, sieben große Mittelmeerinseln und sieben Nilmündungen. Nachdem die Mischkultur der rein hellenischen gewichen war, hatte der Nil fünf Mündungen — in Wirklichkeit, schreibt Bérard, hat er weder sieben noch fünf —, und zählte man zehn große Inseln, in der Zeit des Hellenismus dann zehn große Rhetoren.

Das andre, was wir noch von den in dem Werke beschriebenen ältesten Schiffahrerstätten hervorheben wollen, ist die Vorliebe für kleine Inseln. Zu den schon angeführten Gründen, die den in der Nähe des Festlandes liegenden Inselchen (Másidia epikēimena nennt sie Thukydides) Wert verlieh, kommen noch andre, die den Inselreichtum des Mittelmeers überhaupt schätzbar machten. Trinkwasser konnte man nur in beschränkter Menge und nur in Krügen und Schläuchen mitnehmen, in denen es nicht frisch blieb. Der schwere südliche Wein löschte den Durst noch weniger als Rhein- oder Moselwein, sondern erregt ihn und kann auf die Dauer gar nicht ungemischt genossen werden, wie er denn bei Homer immer gemischt wird. Demnach plagte die Leute bei mehrtägiger Seefahrt der Durst, und darum legten sie womöglich jeden Abend an, um Wasser zu schöpfen; und dazu war ihnen ein unbewohntes Inselchen am liebsten, wo sie vor Überfällen sicher waren. Natürlich mußte es Quellen haben, und noch lieber war es ihnen, wenn es auch Grotten und Bäume hatte, Grotten, in denen sie, nachdem sie die Schiffe ans Land gezogen hatten, ihre Schätze bergen konnten, wie Odysseus nach seiner Landung auf Ithaka tat, und Bäume, in deren Schatten sie ruhen, und mit deren Holz sie ihre Schiffe ausbessern konnten. Auch schätzten sie, wie schon bemerkt worden ist, am Landungsplatz einen Hügel oder eine hervorragende Klippe als Lugaas. Sie legten aber überhaupt gern jeden Abend an, weil die Nachtfahrt noch gefährlicher war als die Tagfahrt, und weil ein langer Aufenthalt im Schiff höchst unbequem und

eine Pein war. In einer zwanzig Seiten langen Abhandlung weist Vérard nach, daß die griechischen Schiffe der homerischen Zeit nur lange, schmale, offene Kähne gewesen sind, ohne Verdeck. Die oft erwähnten ikria waren nur am Hinter- und am Vordertheil quer gelegte Bretter, die für den Steuermann und den Lotsen je eine Bühne, ein Podium bildeten; chateau oder gaillard nennt es Vérard. Darunter mochten ein paar Mann Schutz vor Wind und Regen finden, die meisten mußten im offenen Raume bleiben, wo sie kein bequemes Lager hatten, nicht einmal Platz, sich zu strecken. Wie Odysseus an der Insel des Helios nicht anlegen will, weil er die von Circe beschriebne Gefahr fürchtet, spricht Eurylochus, der Führer der Opposition in seiner Mannschaft:

Grausamer, zu mutvoller Odysseus, nie doch erschlast dir
Nur ein Gelenk; nein wahrlich aus Eisen ward alles gebildet!
Der den entkräfteten Freunden, die Arbeit müdet und Schlummer,
Nicht an das Land du zu steigen bewilligst, daß wir von neuem
Auf der umfaketen Insel zu rüsteten labende Nachtlust;
Sondern blind durch die Stille der Nacht hinschweben uns heißest.
Aber in Nächten erhebt sich der Sturm usw.

Selbstverständlich hatte ein solcher Kahn auch keine Kajüte, keine verschließbare Kammer zum Verwahren von Kostbarkeiten oder Gefangnen. Hätte Odysseus eine solche gehabt, so würde er das gefährliche Geschenk des Aolus, den Windschlauch, darin verwahrt haben. Und in der Lügengeschichte, die er im 14. Gesang dem Eumäus erzählt, berichtet er Vers 348, wie die Götter das ihn fesselnde Band gelöst hätten, sodas er aus dem Schiff entfliehen konnte. Er hat also nicht hinter Schloß und Riegel gelegen. Ängstlich an den Küsten hin — von der Küste ein großes Stück weggeschleudert, wußte man niemals, wohin man kam — und von Insel zu Insel ging damals die Fahrt.

Mit diesen methodischen Grundsätzen und mit solcher Erkenntnis der Natur des ältesten mediterranen Seeverkehrs ausgerüstet, nahm sich Vérard für seine Odysseeforschung den Strabo zum Führer. Im Gegensatz zu Eratosthenes, der alle Dichter für lügenerische Fabulierer hält, preist Strabo den Homer als einen kenntnisreichen Mann und den Vater der Geographie. Aus der Richtigkeit seiner astronomischen Angaben, der Genauigkeit seiner Ortsbeschreibungen schließt der große Geograph, daß Homer überall Tatsächliches zur Grundlage gehabt und dieses Tatsächliche nur zum Zwecke der Volksbelehrung ausgeschmückt, allegorisch gedeutet und sonst verarbeitet habe; ohne tatsächliche Grundlage willkürliche Wundergeschichten zusammenzubrauen, das sei nicht Homers Art. Darum lobt Strabo die „Homerikoteroi,“ die echten Jünger Homers, die jedes Wort des Meisters als bedeutungsvoll beachten (τοῖς ἐπειρ ἀκολουθοῦντες); haben doch auch, bemerkt Vérard dazu, deutsche Forscher wie Helbig hervorgehoben, daß Homer mit seinen nicht bloß schmückenden Beiwörtern immer das Wesen der Sache bezeichnet. Und dieses Verfahren Homers entspreche durchaus dem griechischen Geiste, den er, Vérard, aus der Beschäftigung mit den Alten schon erkannt habe, ehe er die Odysseeforschung begann. Sehr schön und vollkommen richtig schreibt er: „Die Alten sahen in den homerischen Gedichten die Quelle aller Wissenschaft und Wahrheit, und ich gestehe, daß ich diese Auffassung schon vor dem Beginn meiner Odysseeforschung für be-

rechtigt gehalten habe. Es erschien mir unmöglich, in irgend einem hellenischen Kunstwerk ein reines Phantasieprodukt zu sehen. Wer längere Zeit mit den alten wie mit den heutigen Hellenen gelebt hat, der muß zugeben, daß die Phantasie bei ihnen nicht die herrschende Seelenkraft ist und auch nicht die Quelle ihres künstlerischen Schaffens. Originelle Erfindung verlangen sie gar nicht von ihren Künstlern und Dichtern. Haben ihnen auch schon zwanzig Dichter die Leiden einer Hekuba und einer Antigone geschildert, so mag es der einundzwanzigste ruhig noch einmal tun, ohne an der Fabel das mindeste zu ändern, und dieselben Wiederholungen sieht man an den Werken ihrer Bildhauer und Baumeister. Wenn nur das neue Werk regelmäßig und harmonisch angeordnet ist, nichts Übertriebenes und Gewaltthames hat, was das Auge oder den Geist abstößt, wenn der Entwurf der Ausdruck einer im Gleichgewicht ruhenden Vernunft ist, die geschickte und gewissenhafte Ausführung weder Unkenntnis noch Schleuderei verrät, wenn das Ganze als ein zwar vereinfachtes aber treues Abbild der Natur erscheint, so mag dieses Werk immerhin der Originalität entbehren und sogar etwas alltägliches sein, dem Hellenen wird es echt griechisch und der Hochschätzung der Kenner wert erscheinen. Die homerischen Gedichte und besonders die Odyssee unterscheiden sich darin nicht von den übrigen Kunstwerken der Griechen. Man darf die Irrfahrten des Odysseus nicht mit den ungeheuerlichen Wundergeschichten der Hindu und den Träumen der Araber vergleichen. Vielmehr stehen sie den halbwissenschaftlichen Gedichten nahe, in denen die spätern Griechen und die Römer ihre und ihrer Vorgänger geographische Entdeckungen kodifiziert haben. [Vérard hat diese Gedichte fleißig benutzt; es sind dies die Periegesis oder Reisebeschreibung des Scymnus von Chios, der um 100 vor Christus lebte, die Gedichte des Rufus Festus Avienus, eines hohen Beamten des vierten Jahrhunderts n. Chr., der die Phänomene des Aratus und die Erdbeschreibung des Dionysius in lateinischen Hexametern wiedergab und in Jamben die Küsten des Mittelmeers selbständig beschrieb, und die Periegesis des Dionysius Periegetes, eines Geographen des dritten Jahrhunderts n. Chr., die von Eustathius kommentiert, von Avienus und Priscianus ins Lateinische übersetzt wurde.] Man würde nicht allein die dem Homer schuldige Ehrfurcht verletzen sondern auch einen Irrtum begehn, wenn man die Odyssee geradezu in die Kategorie der Lehrgedichte eines Scymnus und Avienus verweisen wollte, aber man darf ihre Verwandtschaft mit ihnen nicht aus dem Auge verlieren, darf die utilitarischen Reigungen des lehrhaften und moralisierenden Griechengeistes nicht vergessen.“ Das Verfahren des griechischen Dichters beschreibt Vérard folgendermaßen. „Der Hellene zergliedert und vermenscht. Aus einem Namen macht er eine göttliche oder menschliche Person; jeder einzelne Beiname liefert ihm einen Heros oder Gott. Der Semite häuft in seinen rituellen Formeln die Ehrentitel, mit denen er seinen Gott anruft. Der Grieche macht aus Adon Melkart Bal Sur (Herrscher Melkart, Herr von Tyrus) die vier Götter Adonis, Melikertes, Volos und Syrios. Alles führt der Grieche auf den Menschen und auf menschliche Verhältnisse zurück. Der Mensch ist ihm Mittelpunkt und Richter des Alls. Der Welt der Dinge legt er das Gesetz seiner Vernunft auf, und er beurteilt ihre Erscheinungen mit seinen Schlogismen. Er würde

es nicht fassen können, wenn man ihm bestreiten wollte, daß das Weltall nur der große Garten für das Menschengeschlecht sei, ein Garten, zu dessen Pflanzen auch der Mensch gehört, nur daß er die schönste ist, um deren willen die übrigen da sind, und der sie ihrer Natur nach ähnlich sind. Alles in der Welt lebt ihm nach Menschenart, und man darf seiner Meinung nach jedes Ding so beschreiben, daß man ihm menschliche Züge verleiht.“ In Deutschland, heißt es weiter, war eine Zeit lang die Ansicht Mode, daß alle mythischen Gestalten Sonnen- und Mondgötter seien; dann kam eine andre Gesellschaft von Auguren, die alle Religionen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aus dem Totem erklärt. Man gibt ja wohl zu, daß sich die Menschenarten durch die Hautfarbe unterscheiden; warum will man die Unterschiede der Gehirne nicht zugeben, nicht einsehen, daß die religiösen Vorstellungen der Rassen sehr verschieden voneinander sind? Auch der ganz vertörkte (turquisé) Grieche denkt noch in Syllogismen; die übrigen Nationen können das nur, soweit sie Schüler des griechischen Humanismus sind. Die Hirne mancher Völker widerstreben geradezu dieser Denkform. Die Araber von heut pflegen gleich den Hebräern des Altertums ihre Wahrnehmungen aneinanderzureihen, ohne sie logisch miteinander zu verketten. Für diese Operation haben die semitischen Sprachen nicht einmal das nötige Werkzeug, es fehlen ihnen die Konjunktionen. Kurz: das hellenische Hirn ist ganz eigentümlich geartet. Die Grundregel seines Denkens lautet: Jedes vom Menschenverstande aufgestellte Gesetz gilt unbedingt für alle Erscheinungen des Universums. Und da will man, daß die Griechen gleich den Rothhäuten Totemisten gewesen sein und eine aus Tiermythen abgeleitete Religion gehabt haben sollen? Aus der Mythologie der Rothhäute und der Neger folgt gar nichts für die der Griechen, die in ihrer Religion wie in ihrer Skulptur und in ihrem ganzen Schaffen nicht tierhaft sondern anthropomorph gewesen sind. Sogar eine Säule erscheint ihnen als ein Mensch mit Haupt, Hals und Rumpf. So ist denn, sagt der Verfasser an einer andern Stelle, der Anteil der Einbildungskraft an den homerischen Gedichten nicht hoch anzuschlagen. Der Dichter benützt schon vorhandnes Material; was er aus eignem zuschießt, das ist hauptsächlich die Logik und die Anordnung. Er schneidet sein Material auf griechische Weise zu, gestaltet alle Erscheinungen so menschenähnlich wie möglich und ist darauf bedacht, sie weiß zu einem schönen Ganzen anzuordnen. „Der Grieche ist vor allem ein weißer Ordner.“

Woher aber hat Homer seinen Stoff genommen? Nicht bloß aus der Sagenwelt seines Volkes. Was das Geographische und die wunderbaren Abenteuer betrifft, so sagt Strabo: die Phönizier sind seine Lehrer gewesen. Die hydrographische Abteilung des französischen Marineministeriums gibt Anweisungen für die Schiffer heraus: die Instructions Nautiques. Dasselbe tun die Behörden aller seefahrenden Nationen und haben sie früher getan, und jede spätere Thalassokratie benützt solche Schriftwerke ihrer Vorgängerinnen, aus denen das noch brauchbare aufgenommen wird. So haben die Engländer holländische, die Holländer portugiesische Vorlagen benützt. Nicht anders haben es die Griechen und die Römer gehalten, und die Griechen der ältesten Zeit fanden eben semitische Leistungen vor. Zu Karthago war im Tempel des

Kronos, wie die Griechen den betreffenden semitischen Gott nannten, der Periplus, die Afrikaumschiffung, Hannos ausgestellt. Maspero vermutet, daß die Phönizier die Sitte, die Periplen ihrer Admirale in den Tempeln zu verwahren, von den Ägyptern übernommen haben. Vêrard glaubt annehmen zu dürfen, daß die Periplen damals eine eigne Literaturgattung waren, und daß sich den für die Seeleute der eignen Nation herausgegebenen eine Klasse von romanhaften zugesellte, die nicht allein den Zweck hatte, zu unterhalten, sondern vor allem den, die Seefahrer anderer Nationen abzuschrecken. Jedermann weiß, daß sich vor dem allgemeinen Bekanntwerden der Beschaffenheit der ganzen Erdoberfläche jedes Handelsvolk sein Monopol dadurch zu sichern versuchte, daß es erlogne Nachrichten über die in fernen Gewässern drohenden Gefahren verbreitete, die richtigen Seewege geheim hielt und Schiffe anderer Nationen, die sich in sein Monopolgebiet vorwagten, ohne Gnade und Barmherzigkeit in den Grund bohrte. So haben es im sechzehnten Jahrhundert die Portugiesen und die Holländer gehalten — unter schweren Strafen war es den Kapitänen und den Steuermännern verboten, Unberufenen ihre Karten zu zeigen —, so die alten Phönizier. Alle Meeresgötter Homers haben semitische Namen. Und daß Homer die Lage und die Beschaffenheit der von ihm erwähnten Landungsplätze richtig beschreibt, davon hat sich Vêrard durch das Studium der Instructions Nautiques und durch den Augenschein überzeugt. Aus alledem folgert er, daß Homer einen phönizischen Periplus oder vielleicht auch Bruchstücke von mehreren Periplen als Vorlage gehabt und auf diesen „soliden Kanevas“ seine schönen Gemälde gestickt habe.

Um nun zu dem zu kommen, was Vêrard mit dieser Hypothese und mit der beschriebnen Methode in Beziehung auf die in der Odyssee genannten Orte, Küsten, Inseln ermittelt, so ist zunächst zu bemerken, daß er die Mnesterophonie, die Geschichte der Abschachtung der Freier, außer Betracht läßt. Er hält sie für das Werk eines andern Dichters; auch gibt sie ja zu geographischen und topographischen Untersuchungen keinen Anlaß. Er behandelt also nur die in den ersten vier Gesängen enthaltne „Telemachie“ und die elf folgenden Gesänge, die eigentliche „Ulyssseide,“ die den Nestos, die abenteuerliche Heimfahrt des Helden, erzählt.

(Schluß folgt)



Eine Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts



ir haben nun auch eine längst erwartete „Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ bekommen, die erste, die diesen Namen verdient, von Professor Max Schmid in Aachen: Erster Band mit 262 Abbildungen im Text und 10 Farbendrucktafeln; Leipzig, E. A. Seemann (8 Mark). Vor beinahe fünfzig Jahren hatte Springer ein geistvolles kleines Buch dieses Inhalts veröffentlicht, dessen freimütige Kritik nicht überall wohl aufgenommen wurde; zehn Jahre später luden zum Beispiel die Düsseldorfser Künstler zu einer Gedächtnisfeier der Akademie

nicht ihn, sondern Ernst Curtius aus Berlin als Festredner ein. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hat die deutsche Künstlerschaft wohl nur noch selten Anlaß gehabt, durch öffentlich abgegebene Urteile von so gewichtiger Seite verstimmt zu werden. Das Kunstfeuilleton, das jetzt zum Bestande fast jeder Zeitung gehört, hat es seinem Zwecke nach auf eine ernsthafte Kritik der Gegenwartskunst auch dann nicht abgesehen, wenn der sich solcher Aufgabe widmende Schriftsteller das Augenmaß und die Weite des Blicks dafür mitbringen sollte. Auch wenn der einzelne Künstler die Ehre erfährt, in einem besondern Buche behandelt zu werden, vom kostbaren Prachtwerke bis herab zu der reichlich illustrierten Dreimarkmonographie, so ist dabei seine Anerkennung die Voraussetzung. Er soll ja dem Publikum nahe gebracht werden. Wo daran noch etwas fehlt, da greifen unsere Kunstzerzieher ein. Sie wollen auf das Publikum einwirken, nicht auf die Kunst, die zu kritisieren ihnen vermessen scheint. Insofern sind sie die Gegenfüßler der Kunsthistoriker. Der uralte Satz der Geschichtsschreiber, daß die Vergangenheit die Gegenwart versteht lehrt, der den Historiker zum Politiker werden läßt, gilt auch für den Kunsthistoriker, wenn er von seinem Arbeitsgebiet her den Blick auf die Kunst der Gegenwart hinüber wendet. Er kann gar nicht anders, seine Forschung gibt ihm die sichersten Maßstäbe in die Hand, mit denen gemessen zu werden sich die Künstler seiner Zeit schon gefallen lassen müssen, wenn sie überhaupt etwas von ihm hören wollen. Haben sie freilich nicht denselben Respekt vor den großen Meistern von ehemals wie er, so ist es besser, die beiden bleiben voneinander geschieden; denn die Kunstgeschichte hat besseres zu tun, als für jede neue Richtung Reklame zu machen.

Max Schmidts Werk setzt das vierbändige Handbuch Springers fort, es hat dasselbe Format, und es entspricht ihm in der Art der Illustration und der Stoffgruppierung, es ist aber auch von derselben echt historischen Auffassung der Dinge geleitet und getragen, und die Darstellung ist bei der größern Ausführlichkeit noch lebendiger geworden, unterhaltender, noch mehr zum Lesen geeignet. Das Ganze ist auf drei Bände berechnet; der erste reicht bis 1850. Die ganze Periode, deren Ursprünge noch über die große französische Revolution zurück zu verfolgen sind, liegt nun schon hinter uns wie ein abgelaufner Prozeß, dessen geographische und chronologische Abschnitte in Schmidts klarem Aufbau leicht übersehen werden können. Am imponierendsten ist das Bild der französischen Kunst, weil es am einheitlichsten ist. Als vor vierzig Jahren Julius Meyer seine Geschichte der französischen Malerei begann, hatte ihn zu dieser Aufgabe gerade der Umstand bewogen und gereizt, daß hier ganz allein innerhalb der neuern Zeit eine fortwährende Entwicklung der Kunst im Zusammenhang mit dem Volkscharakter und der Geschichte des Staats nachgewiesen werden konnte. Die Kunst drückte aus, was die Menschen erfüllte und bewegte, und was zum Teil wenigstens gewissermaßen die Staatsleitung vorschrieb. Der antike Einfluß, der in Deutschland immer als ein fremder Zusatz, eine Art Abkühlung der eignen Körperwärme empfunden wurde, war in Frankreich niemals unterbrochen worden, hier setzte er den verwandten Volksgeist in natürliche Flammen, wenn diese uns auch oft nur

wie ein künstliches Feuerwerk erscheinen. In dieser antiken Schule hat sich die französische Kunst eine Herrschaft über die Form, den sichern Geschmack bis hinab in die kleinsten dekorativen Aufgaben und das Gleichgewicht zwischen Inhalt und Form in der großen Kunst erworben und erhalten, wodurch sie in dieser Periode auf das übrige Europa hat einwirken können. Obgleich der strenge Klassizismus Davids von nationalen, romantischen Richtungen abgelöst wird, und sich einzelne der spätern Realisten ganz in die Gegenwart stellen, die Antike in Form und Gebärde kommt immer wieder zum Durchbruch, wenn sie auch nur, wie bei den Landschaftern, aus Erinnerungen an Claude Lorrain oder Poussin nachklingt. Eine Ausnahme machen selbstverständlich die auf bildmäßige Form verzichtenden Naturexperimente. Noch fester hat sich das antike Band um die Plastik gelegt, und weil es hier sowohl wie in der Architektur niemals zu einem völligen Bruch mit der Überlieferung, dem alten Formenschatz, gekommen ist, so hat auch die modernste ornamentlose Linienkunst der Architektur und dem Kunstgewerbe der Franzosen nichts anhaben können. Sie allein wissen, was sie an ihren alten Formen haben. Ihre historische Bildung und ihr fest geschulter Geschmack haben sie vor dem Neuen bewahrt. Dieser Widerstand sichert Frankreich seine Stellung in der Zukunft. Die Linienkunst wird doch noch einmal an Langeweile zugrunde gehn; Barock, Rokoko und Empire sind aber nicht tot zu machen. So ist es ja auch auf dem Gebiete der literarischen Formen: trotz aller modernen Technik gilt dem gebildeten Franzosen die Periode seines klassischen Stils immer noch als das Höchste!

Wie Schmid in seinem Vorwort hervorhebt, urteilen wir jetzt über die Gesamtentwicklung der neuern Kunst anders als noch 1848 oder 1870. Besonders Deutschlands Anteil erscheint nicht mehr so groß wie früher; es muß zeitlich hinter Frankreich und England gestellt werden, denen es wohl mehr Anregung entnahm als gab. Ganz gewiß! Und im Entnehmen von England sind wir ja gerade jetzt wieder im besten Zuge. Wir bauen Landhäuser im englischen Stil, lassen uns mit englischen Möbeln und Töpfereien überschwemmen und sollen nun auch noch bei den englischen Kirchenbaumeistern in die Schule gehn. Dem Deutschen ist niemals wohlter, als wenn er in eine fremde Haut schlüpfen kann, sagte Bismarck. England ist sehr spät, erst im achtzehnten Jahrhundert, selbständig in den Kreis der europäischen Kunst eingetreten, und zwar so, daß anders als in Frankreich die antike Formenprache und der nationale Ausdruck meist unvermittelt nebeneinander hergehn. Wo der Klassizismus auftritt, wie in der Plastik, in einem Teile der monumentalen Architektur oder gar in Flaxmans einst vielgefeierten Zeichnungen, die den technisch bedingten Stil der griechischen Vasenmaler in affektierter Beschränkung nachahmten, da wirkt er auf jedes natürliche Gefühl in seiner Nacktheit und Trockenheit besonders unangenehm. Originelle Leistungen, deren Einfluß auf die kontinentale Kunst zu begreifen ist, haben erst die berühmten Maler der Bildnisse und Landschaften und die Darsteller eines eigentümlich englischen Sittenbildes aufzuweisen. Sie haben Naturfönn, drücken die Landesart aus und malen vortrefflich. Ganz ungetrübt leuchten freilich auch die

glänzendsten Sterne, wie Reynolds und Turner, nur für das Auge eines Engländer's. Was Schmid über die englische Kunst sagt, möchten wir allem voranstellen. Der Maßstab war hier nicht so leicht zu gewinnen wie für die andern Kunstprovinzen, und gegenüber der herrschenden Überschätzung muß uns seine kritisch abwägende Darstellung besonders wertvoll sein. Man solle sich davor hüten, sagt er, die Betonung der englischen Eigenart zu übertreiben und zum Beispiel Hogarth wegen seines Griffs in das Alltagsleben als einen Vorläufer des modernen Realismus anzusehen; die künstlerischen Absichten stehn bei ihm jedenfalls in allerletzter Linie. Auch bei Reynolds fühle man durch, daß die Simplizität nicht echt sei, wie bei Ludwig Richter, sondern gemacht und künstlerisch gesucht. Gainsborough wird mit Recht im Bildnis und in der Landschaft gleich hochgestellt. Und im ganzen habe die englische Malerei am Ende des achtzehnten Jahrhunderts den germanischen Geist aus der antik-romanischen Hochflut errettet.

Die farbenprächtige Historienmalerei der Belgier Wappers, de Keyser, de Bièvre und Gallait, die sich gleich nach der Julirevolution zu schneller Blüte entwickelte, und die namentlich in Deutschland einen mächtigen Eindruck machte — die Ältern von uns haben ja noch Gallait's Egmontbilder als etwas Neues erlebt und mit Ernst bewundert —, erscheint uns heute schon als eine weit zurückliegende und wenig belangreiche Episode. Sie sollte national sein, ein Ausdruck der durch die Revolution gewonnenen Selbständigkeit des von Holland abgetrennten Staates, und sie war es den Gegenständen nach, indem sie außer den jüngsten Ereignissen auch noch die längst vergangenen Dinge der spanischen Zeit schilderte. Nur hatten sich leider damals in Wirklichkeit die Belgier der Fremdherrschaft gefügt und sich sogar darunter sehr wohl gefühlt; man denke nur an das Zeitalter des Rubens. Eigentlich hätten also die Holländer, die das spanische Joch siegreich abgeschüttelt hatten, solche Bilder malen müssen. Die belgischen Maler ließen sich durch die Ironie dieser Tatsachen nicht beirren. Sie griffen auch übrigens in die Vergangenheit ihres Landes zurück, in den Stoffen sowohl wie im Ausdruck, indem sie, beinahe antiquarisch, bestimmten ältern Meistern nachgingen, von Menling bis Rubens. Ihren Stil aber und ihre Farben hatte doch diese ganze Kunst, soweit sie überhaupt etwas bedeutete, vielmehr von den Franzosen, von Delacroix und Delaroche, und sogar noch von dem alten David, der zuletzt als Verbannter in Brüssel gelebt hatte. So war sie denn doch nicht mehr als eine schnell abblühende Treibhauskunst, die nur noch die eine Folge hatte, daß sich in Antwerpen unter dem weitem Einfluß der Franzosen eine tüchtige Maltechnik erhielt, um deren willen noch jahrzehntelang zahlreiche deutsche Künstler nach Belgien gegangen sind. Aber die einst bewunderten Hauptbilder jener Zeit in der Berliner Nationalgalerie (sie gehören zu der Sammlung des Konsuls Wagner) lassen uns heute völlig kühl. Der bedeutendste unter allen diesen Künstlern ist Antoine Witz, der erst 1865 starb, und der in Brüssel ein ganzes Museum seiner Werke hinterlassen hat. Seine Originalität zwingt uns zur Anerkennung, aber eine dauernde Wirkung konnte von diesem exzentrischen Geiste nicht ausgehn.

Die deutsche Kunst, zu der auch Carstens und Thorwaldsen gerechnet werden, ist von Schmid mit gebührender Ausführlichkeit behandelt worden. Sie zeigt uns in der Menge geleisteter Arbeit, als Übungsschule in Aufgaben und Formen, die heute für überwunden gelten, doch ein ungemein interessantes Bild. Schon allein die Umwertung, die die Nachwelt hier vorgenommen hat, macht diese Periode merkwürdig. Meister, die zu ihrer Zeit den höchsten Ruhm hatten, haben die Prüfung nicht bestanden, und bescheidne Männer sind zu Ehren gekommen. Die Frage nach dem Werte der Antike ergibt das Grundthema, das verschiedne Verhalten der Künstler zu ihr die Stufen der Entwicklung. Erst ihre Überwindung hat es zu einzelnen Reimen kommen lassen, die sich bis heute lebensfähig erwiesen haben. Eine Stilrichtung, wie das Rokoko oder das Empire, hat die deutsche Kunst nicht hervorgebracht, und das Ergebnis am Schluß dieser Periode ist nicht groß, aber es nützt nichts, zu erwägen, wie es ohne die antike Schule hätte ausfallen können.

Schmid zerlegt die Periode in zwei Abschnitte. Der „Neuklassizismus,“ bis ungefähr 1815, hat nur ein bedeutendes Bauwerk aufzuweisen, das Brandenburger Thor in Berlin, und drei Maler, Carstens, Wächter und Koch, von denen aber der erste nicht gemalt hat, sondern gezeichnet; er war seiner Anlage nach Bildhauer. Im Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde der lange Zeit vergessene Carstens neu hervorgezogen. Wer den großen Eindruck, den seine Kunst damals auf sehr viele Menschen machte, mit erlebt hat, den wird Schmid's Behandlung eigentümlich berühren. Er findet sich so mit seinem Gegenstande ab, daß er das Leben des Künstlers mit menschlicher Teilnahme erzählt. Zu seiner Kunst, die noch vor vierzig Jahren Springer zu einem warm empfundenen Aufsatz anregen und sogar begeistern konnte, findet er kein Verhältnis mehr. Nach unserm Gefühl schätzt er sie zu gering, aber das ist der Unterschied der Auffassung zweier Zeitalter. Die Plastik dieses Abschnitts vertreten Danneder, Schadow und Thorwaldsen. Hier können wir ganz mit Schmid zusammengehn. Ihm ist die Andacht unbegreiflich, mit der heute noch Danneders erst 1814 vollendete Ariadne von aller Welt bewundert wird. „Diese weibliche Altfigur ist zu oberflächlich stilisiert, um mit guten Antiken, wie der Venus vom Kapitol, wetteifern zu können, zu realistisch, um dem Traume jener Zeit von der reinen Antike zu entsprechen. Danneder fühlte sich offenbar verpflichtet, das Spiel der Muskeln trotz der Bewegung des Körpers zu verheimlichen, und brachte dadurch in die Formen etwas Starres, sodaß wir vor dem tadellos schönen Marmor an eine Reflexfigur für Kristallzucker denken. Der Kopf ist ausdruckslos, der Panther mit seiner menschenhaften Frage ein Antier.“ Inmitten dieser antikisierenden Formalkunst erhebt sich die urkräftige Gestalt des originellen Berliners Schadow, die uns in ihrer ganzen Lebendigkeit geschildert wird. Die flämische Barockplastik, aus der Schadow hervorging, hatte trotz aller Verzerrung doch mehr Natur bewahrt, als ihm die Nachahmer der Antike hatten mitteilen können, und mit klarem, gesundem Gefühl findet er über seinen Lehrer Tossaert hinaus seinen eignen Weg. In dem rührenden Grabdenkmal des kleinen Grafen von der Mark vereinfacht und belebt er die Weise, in der Canova dergleichen Aufgaben

behandelt hatte. Die Statue des Generals Zieten (1794) ist ganz ohne Vorbild. Dieses Wahrzeichen echter Natürlichkeit, nächst Schlüters Großem Kurfürsten das bedeutendste Denkmal, das Berlin besitzt, hat sich in seiner Wirkung durch alle Geschmackswandlungen der folgenden Zeit hindurch behauptet. Als die klassische Strömung längst über Berlin hereingebrochen war, und man es für angemessen erachtete, den unbekleideten Kriegern der Schloßbrückengruppen Speer und Schild in die Hände und Pallas Athene zur Begleiterin zu geben, hörte man doch nicht auf, das schlichte Denkmal an dem stillen Zietenplatz zu besuchen und sich dabei dankbar des alten Schadow zu erinnern. Dieser mußte sich dann in einem Blücherdenkmal der klassischen Kunstlehre fügen, die Goethe vertrat. „Homeride sein zu wollen, wenn man Goethe ist, hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Bescheidenheit zu verbieten,“ hatte Schadow noch 1801 geschrieben. Nun war er unmodern geworden für ein Geschlecht, das nur noch mit den Augen Thorwaldsens sehen wollte. Goethe hatte gesiegt, und Schadow zog sich auf theoretische Arbeiten zurück. Während Schadows Berliner Vorkunst eigentlich nur in der einen Zietenstatue es zu einer vollen und reinen Leistung brachte, gewann Thorwaldsen europäischen Ruhm, dem sich allein die französische Plastik nicht beugte, und der für einen Teil unsers großen Publikums noch bis heute dauert. Es wird für alle Zeit merkwürdig bleiben, daß ein Nordländer im neunzehnten Jahrhundert so ganz zum Griechen hat werden können, und es ist durchaus richtig, wenn Schmid, dem wir in allem, was er über Thorwaldsen sagt, beistimmen, von der Voraussetzung ausgeht, daß für diesen Künstler selbst die fremde Sprache zur Natur geworden war; er konnte nicht anders als sich in ihren Formen ausdrücken. Es hat noch niemals in der Geschichte eine solche Imitationskunst gegeben wie Thorwaldsens „reines Griechisch.“ Und das Merkwürdigste an dieser ganzen Zeiterscheinung ist doch, daß sich das deutsche Publikum hat einreden lassen, das sei der Anfang der modernen Plastik gewesen. Den Dänen mag man diese Auffassung zugute halten; verdanken sie doch ihrem Landsmann, daß um feinetwillen von ihnen überhaupt zum erstenmal in der Kunstgeschichte die Rede war. „Nichts behinderte Thorwaldsen in seinem Streben, die Antike zu repetieren, weder der Wunsch, originell zu sein, noch der Gedanke, durch Naturstudium die Antike zu verbessern. Er war lediglich rezeptiv, nirgends produktiv. Hatte er irgend ein hübsches Motiv an einer stehenden oder sitzenden Figur gesehen, so wiederholte er es, wobei unwillkürlich das Modell die Muskulatur einer antiken Statue unter seinen Händen annahm, denn er hatte ein erstaunliches Erinnerungsvermögen für das, was er im Belvedere gesehen.“ Zwei nicht der Antike entnommene Werke trugen ihm den besondern Ruhm eines Erfinders ein: die Christusfigur, die doch nur eine Replik nach Raffaels Teppichfartor (Weide meine Lämmer) war, und der zum Andenken an die in Paris gefallenen Schweizergardien gestiftete Löwe in Luzern. „Der malerischen Aufstellung und der poetischen Umgebung verdankt er es, daß niemand die Grimassen dieses zoologischen Wundertieres kritisch betrachtet, diesen wehmütigen, bis in den Tod getreuen, mit so viel menschlichen Gefühlen belasteten Löwen, der eher irgend einem Poppkünstler als dem berühmten Rege-

nerator der hellenischen Plastik anzugehören scheint.“ Gut hebt Schmid hervor, warum den römischen Nazarenern nicht bloß der hellenische Heide, sondern gerade dieser romantisch gerichtete Thorswaldsen zuwider sein mußte; wo sie Empfindungen auszudrücken suchten, schien er ihnen mit Formen zu spielen. „Zedenfalls war er ein dekorativ begabter Mann von köstlicher Leichtigkeit des Schaffens und mit einem glücklichen Gefühl für schlichte Schönheit, wie es etwa die pompejanischen Dekorationsmaler gehabt haben.“ Mit diesem Urtheil scheint uns genau das gesagt zu sein, was ein kritischer Geschichtschreiber heute verantworten kann.

Der zweite Abschnitt schildert die Kunst des nach den Befreiungskriegen zur Ruhe gekommenen Deutschlands. Die Zahl der behandelten Künstler hat sich vervielfacht, und eine Menge neuer Kunst wird geschaffen, weit mehr als im ganzen achtzehnten Jahrhundert. Zu den frühern Mittelpunkten Berlin, München und Dresden tritt für die Malerei Düsseldorf hinzu, eine gelungne Schöpfung kluger preußischer Staatsräson, die in ihrem Wert für unsre Kultur gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Hier findet die Romantik, die in der deutschen Malerei überwiegt, ihre Hauptpflegetätte. In der Architektur herrscht eine neue antike Richtung, die Schmid nur nicht „Hellenismus“ hätte nennen sollen, weil man darunter in der Kunstgeschichte etwas ganz andres versteht (richtiger bezeichnet er an einer Stelle Schinkel als „attischen Puristen“), in der Plastik mit einzelnen Abwandlungen daselbe schon von Thorswaldsen eingeführte reine Griechisch. Diese Plastik wird manchem Leser des Schmid'schen Buches zu kurz abgetan scheinen, aber sie bedeutet doch auch in Wirklichkeit — trotz Rauch und Rietschel — nicht so viel, wie man sich noch vor einem Menschenalter einredete. „Es wäre unrecht, urtheilt Schmid, Rauch einen Plastiker ersten Ranges zu nennen. Dazu fehlte ihm die dramatische Begabung, dazu sind seine Gestalten zu korrekt und zu bewegungslos, er mangelt zu sehr der Genialität. Das Hübsche und Angenehme war seine eigentliche Domäne.“ Und an einer andern Stelle vermißt er an ihm „die volle Natürlichkeit der Schadowschen Frühzeit,“ wofür man als Beleg Rauchs beste Denkmalstatue, den Blücher von 1826 am Berliner Opernhausplatz, im Vergleich mit Schadows Zieten heranziehn kann. „Auch ihm hatte der Klassizismus den Blick allzu sehr abgeklärt. Aber er sah doch in den antiken Vorbildern noch das zugrunde liegende Modell.“ Zu diesem Satz gibt das Beispiel die sehr frühe — schon 1814 vollendete — Grabfigur der Königin Luise im Charlottenburger Mausoleum, an der mit Recht die Ähnlichkeit, das Hineinverweben des wirklichen Porträts in die klassische Form, hervorgehoben wird. Man solle nicht übersehen, wie viel Naturstudium in dieser schlummernden Marmorfigur stecke, und gerade bei diesem idealen Grabdenkmal störe die Nachahmung antiker Formen am wenigsten, da die Königin ja im Leben ein ähnliches antikisierendes Gewand getragen habe. Zwanzig Jahre lang beschäftigte den Künstler das letzte Hauptwerk, das Friedrichsdenkmal am Ausgang der Linden, drei Jahre vor seinem Tode war es aufgestellt, 1854. Wir sehen es heute mit gemischten Empfindungen an, und begeistert hat es von Anfang an niemand. Man betrachtete es als die Musterleistung der

Berliner Plastik und suchte sich dazu verstandesmäßig die Begründung, und zwar an den Figuren des Unterbaues, denn die Reiterstatue auf dem haushohen Sockel verschwand in der Luft, sie hätte aber auch zu ebner Erde völlig kalt lassen müssen. Auf direkten Befehl des Königs hatte wenigstens der alte Fritz den Dreijißig aufgefekt bekommen, ursprünglich sollte er barhäuptig sein, wie die Feldherrngefalten am Postament und in den früheren Einzeldenkmälern Rauchs. So verlangte es ja der antike Stil, von dem sich nur Schadow bei seinem Zieten losgemacht hatte. Das folgende Urteil Schmid's scheint uns historisch zutreffend und gerecht: „In allen Einzelheiten aber fordert das Werk auch heute Anerkennung. Zunächst zeigen die Reliefs Schönheit und edeln Linien-schwung. Die Zeitgenossen klagten darüber, daß alles zu malerisch und zu realistisch sei; uns scheint das Gegenteil der Fall. Jedenfalls erhebt sich das Monument durch die Feinheit der Verhältnisse, durch sorgfältige Berechnung der Verkürzungen, durch Gründlichkeit der Arbeit weit über den damaligen Durchschnitt.“ Mit der Schule, die Rauch in Berlin hinterlassen haben „soll,“ macht der Verfasser wenig Federlesens. Nur Drakes Friedrich Wilhelm den Dritten im Tiergarten läßt er gelten, in der Tat das schönste Denkmal, das Berlin nach Schadows Zieten erhalten hat. Sodann die Amazone von Kij vor Schinkels Altem Museum. Aber freilich, was sind uns heute Amazonen! — Den männlichen, klassisch strengen Rauch ergänzt sein originellster Schüler Rietschel, der 1832 nach Dresden berufen wurde, durch einen lebensvollern Realismus, wärmeren Empfindung und Züge von Anmut und Weichheit, die ihn seiner Zeit näher gebracht haben. Für sein bedeutendstes Werk halten wir die 1853 vollendete Lessingstatue in Braunschweig, seit langer Zeit die erste Figur ohne Mantel, einfach und natürlich, unmißbar wirkend, wie der von Menzel geschaffne Typus des alten Fritz. Sodann ist seine Pietà vor der Friedenskirche in Sanssouci jedenfalls die beste plastische Gruppe religiösen Inhalts, die unsre neuere Kunst aufzuweisen hat. Schmid stellt noch in diese Reihe das Doppelmonument Goethes und Schillers in Weimar und die Lutherstatue in Worms, selbstverständlich ohne ihre nachmals von den Schülern ausgeführte plastische Begleitung. Wir meinen, daß schon der Luther an einer theaternmäßigen Pose leidet, und finden auch in der Weimarer Gruppe nicht mehr die schlichte Natur des Lessing wieder. Rietschels Dresdner Nachfolger, einschließlich Hähnel's, tut Schmid in wenig Zeilen ab. Es folgt noch München mit seinem Schwanthaler. Ihn beurteilt Schmid, wie heute wohl jedermann bis hinab zu dem anspruchlosesten Reisenden, der seine Rundbillett-tour in München unterbricht. Man begreift es ja einfach nicht mehr, daß man diese Puppenfabrikation einmal als Kunst angesehen hat.

Künstler ersten Ranges, zu denen also Rauch nicht zählt, nennt Schmid den Baumeister Schinkel und die Maler Cornelius und Kethel, diese drei behandelt er sehr ausführlich und mit warmer Teilnahme. Glänzend tritt Schinkel an die Spitze in seiner ungemainen Vielseitigkeit, nicht bloß als Wiedererwecker eines neuen antiken Baustils in reinern, hellenischen Formen, sondern auch als poetischer Romantiker in stimmungsvollen Entwürfen und als Kenner des deutschen Mittelalters in ausgeführten Bauwerken. Und

Schinkel schuf in Berlin nicht nur von außen schöne und stilrein ornamentierte, sondern auch praktisch brauchbare Gebäude aller Art, er verstand sich auf Raumbisposition und innere Einteilung, während die gleichzeitige gräjizierende Architektur Klenzes in München in der Hauptsache eine äußerliche Formkunst geblieben ist. Wir können Schmidts wohlervognten Ausführungen nicht nachgehen, seine Parallele zwischen dem neuen Berlin und dem neuen München ist lehrreich und interessant, wir bemerken nur noch, daß sich seine Anerkennung Berlins nur auf Schinkel selbst bezieht, nicht mehr auf den größten Teil dessen, was unter Friedrich Wilhelm dem Vierten von seinen Schülern gebaut wurde. Mit gerechtem Zorn kritisiert er Stülers Neues Museum, Stracks Nationalgalerie und dessen Siegessäule. Aber sein Übereifer gegen die antike Schablone hat ihn ungerecht gemacht gegen den Theoretiker Karl Bötticher, auf den zu schelten längst Mode geworden ist, neben dessen vielen Verkehrtheiten jedoch das eine große Verdienst hätte hervorgehoben werden müssen, daß erst seine „Tektonik der Hellenen“ uns die Bestandteile und die Schmuckformen des griechischen Baustils verstehen gelehrt hat. Was heute Gemeingut ist, hat zuerst Bötticher in seiner wunderbarlich schweren Schulsprache mühsam vorgebracht, und ohne ihn würden wir Semper's klares und viel weiter tragendes Stilbuch wahrscheinlich niemals bekommen haben. Das sollte ein Historiker nicht vergessen!

In der Malerei dieses Abschnitts leiten uns die Nazarener zu Cornelius hinüber, sie werden einzeln gut voneinander unterschieden; Führich in seiner bescheidenen Art wird gebührend hoch gestellt, um so tiefer der höher strebende Schnorr mit seinen Münchner Fresken, der zuletzt in Dresden seine sehr populär gewordne Bilderbibel zeichnete. Overbeck verflacht früh. Philipp Veit ist der beste Kolorist, Steinle hat am meisten Gefühlsstimmung, namentlich in den kleinern Bildern und Zeichnungen seiner spätern Zeit. Cornelius wird in seinen einzelnen Lebensabschnitten (Rom, Düsseldorf, München, Berlin) vortrefflich klar und eindrucksvoll geschildert, vor allem auch in der Beleuchtung, die seine Kunst in ihrer jeweiligen zeitgenössischen Umgebung erfährt. Kein neuerer Künstler hat so viel ablehnende Kritik und zugleich ungeschickte Überschätzung (Niegels Cornelius, der Meister der deutschen Malerei) bei Lebzeiten über sich ergehen lassen müssen. Schmidts Abrechnung mit ihrer nachdrücklichen Einstellung der Camposantokartons gibt doch ein rühmliches Fazit, und sie dürfte wohl im wesentlichen endgiltig sein.

Cornelius, der 1821, zwei Jahre nach der Einrichtung der Akademie in Düsseldorf, deren Direktor geworden war, hielt es dort nicht lange aus, wo er nicht am richtigen Plage war, sondern siedelte nach München über. An seine Stelle trat 1826 der jüngere Schadow, im Grunde seines Herzens ein Nazarener, aber ein gediegner Maler und tüchtiger Schulhalter, der alle Richtungen aufkommen ließ. Unter ihm blühte die Düsseldorfer Malerei auf, freudig und mannigfaltig, sodas sie überallhin Anregungen abgeben konnte. Als eine ihrer Lebenskräfte betont Schmid mit vollem Rechte das Wertlegen auf den Inhalt, das man heute so gern verspottet, um sein ganzes Begehen in der stumpfsinnigen Wiederholung sogenannter künstlerischer Motive zu suchen,

die dem Nichtkünstler Gekuba sind. Die Rheinländer waren trotz aller Rheinromantik doch vernünftig und materiell genug, nach einer ganz bestimmten Kost zu verlangen, sie ließen sich sogar ihre Hasenclever und Schröder, die keineswegs gute Maler waren, durch keine Kritik verfehlen, denn ihre Gegenstände machten ihnen Freude, und sie wirken sogar noch heute nach fünfzig Jahren, wie die Hasenclever'schen Bilder aus der Ravenschen Galerie in der „retrospektiven“ Abteilung der heurigen Dresdner Ausstellung bewiesen haben. Das Düsseldorf'sche Genrebild der Jakob Becker, Karl Hübner, Rudolf Jordan usw. hatte die Teilnahme des Publikums, das nicht den Anspruch erhob, für kunstverständlich zu gelten, und es behielt sie. Die später nach Dresden verpflanzte Historienmalerei der Hübner und Bendemann ist längst verschollen. Eines andern Geistes Kind war Lessing, der 1859 nach Karlsruhe ging. Schmid rechnet ihn unter die Vorläufer des heutigen Realismus, mit Recht. Uns sind seine Landschaften am liebsten. Aber auch in seinen berühmter gewordenen Historien erhebt er sich bedeutend über jene beiden andern. Den Landschaftler Schirmer, der später ebenfalls nach Karlsruhe ging, stellen wir viel höher als Schmid. Wenn wir von seinen komponierten Figurenlandschaften ganz absehen, weil die ja einer jetzt kaum noch verstandnen Gattung angehören, welche unendliche Fülle von Naturgefühl und feiner Stimmung liegt in seinen schlichten Ansichten vom Rhein, aus Mitteldeutschland und den schweizerischen Boralpen beschaffen, auch in seinen Radierungen! Wie bettelarm nimmt sich dagegen die Kunst der Heutigen aus, die die Natur entdeckt zu haben meinen, wenn sie Wassertümpel malen und Baumstämme ohne Blätter! Seine ganze Liebe hat Schmid Alfred Rethel zugewandt, dem Frühverstorbenen, der aus dem Kampfe mit den Widerständen eines wahrhaft tragischen Lebenslaufs jedenfalls mit Bezugungen einer allerhöchsten Begabung abgeschrieben ist. Wir heben aus diesem genußreichen Kapitel nur zweierlei hervor: den Hinweis auf eine Kritik des Ästhetikers Vischer, der schon 1841 die Bedeutung des Freskomalers Rethel scharf umschrieben hat, und eine Bemerkung Schmid's, weil sie ebenso kennzeichnend ist für Rethel wie für des Verfassers Fähigkeit, kurz zu charakterisieren. „Nur wenig ändert er bei der Ausführung, aber das Wenige ist höchst entscheidend. Diese oder jene Figur etwas hervorzuhoben, der oder jener Bewegung mehr Kraft zu geben, unruhige Gruppen ruhig zu gestalten, ihnen durch die Farbe Leben und räumliche Tiefe zu geben, das war Rethel's Kunst, das war das Geheimnis, weshalb auch verhältnismäßig gleichgiltige Motive doch majestätisch wirken. Er rundet die Kontur nicht, wie es damals üblich, bis zur Charakterlosigkeit ab, sondern läßt auch das scharf Umrissene, die harten Kontraste gelten. Er vergißt auch nicht den raumschmückenden Zweck des Bildes, die dekorative Wirkung der Farben. Statt Kaulbach's Vielfarbigkeit sucht er einfache Wirkung ohne koloristische Überladung, modelliert mit breiten derben Strichen die Form, stimmt aber alles zu einem einheitlichen gobelinartigen Ton, der still wirkt.“

Das Idealschöne, so sagt Schmid mit einer leichtfaßlichen Formel, wollten die Maler diese Periode durch das Charakteristische erzeugen, die Nazarener und Cornelius sowohl wie die Düsseldorf'schen, und mit Rethel hat die Düsseldorf'sche

Romantik über Lessing hinweg ihren Gipfelpunkt erreicht. Von hier aus wendet sich Schmid nach Berlin, wo der Ortsgeist romantischen Stimmungen nicht zugänglich war. Ebenso wenig aber in der Malerei dem Klassizismus, der doch die Plastik beherrschte. Des alten Schadows Abneigung gegen das „Italienmalen“ wirkte noch so weit nach, daß die Künstler ihre Ausbildung in Paris statt in Italien suchten. Von einer Anzahl technisch tüchtiger Figurenmaler und Porträtisten, die uns aber heute doch kaum noch etwas sagen (Wach, Karl Weges, Klöber, Magnus usw.), sondert Schmid mit richtigem Takt andre ab, die mit gesundem Realismus das Leben des Tages darstellen, den kräftigen Soldatenmaler Franz Krüger und den anspruchslosen, gemütvollen Theodor Hosemann, den seine Abbildungen zu zahlreichen Kinderbüchern lange Zeit geradezu berühmt gemacht haben. Auch die feingemalten Landschaftsbildchen Eduard Meyerheims mit ihren Bäuerinnen in bunter Volkstracht haben die ihnen zuteil gewordene ehrende Erwähnung reichlich verdient. Das alles waren ja freilich doch nur kleine Sachen, und darum erscheint es beinahe wie eine Naturnotwendigkeit, daß den hohen Aspirationen der Plastik eine ähnlich gerichtete, neue Großmalerei folgte. Schmid's Behandlung des einst gefeierten Wilhelm von Kaulbach ist im ganzen zutreffend; nicht einmal die am längsten populär gebliebenen Zeichnungen zu Reinold Fuchs haben die Probe bestanden, weil sie unwahr und maniert sind. Wir möchten übrigens hier aus unsrer persönlichen Erinnerung mitteilen, daß die pomphaft gemalte Weltgeschichte im Treppenhaus des Neuen Museums schon um die Mitte der sechziger Jahre, ehe noch die Gerüste abgeschlagen waren, in Berlin von vielen als ein offener Mißgriff angesehen wurde, den sogar von den zuständigen Personen manche bedauerten. Aber wir wollen doch auch nicht vergessen, daß dieser ungemein begabte Künstler ein enormes Können hatte, eine so leichte und sichere Zeichnung, daß ihn darum manche Größe von heute beneiden müßte. Jetzt haben wir hochgefeierte Maler, die um ihre völlig verzeichneten Figuren etwas grasgrüne Landschaft herumstreichen und dafür als Exponenten der deutschen Volksseele gepriesen werden. Andre zeichnen Arme und Beine richtig, machen jeden Muskel auf ihre lebensgroßen Körper, setzen eine abstruse Unterschrift darunter, und trotz aller Gliedmaßengymnastik bleibt das Ganze doch so unlebendig wie ein Wachsfigurenkabinett. Wenn Schmid an die Behandlung dieser Monumentalkunst von heute kommt, wird er sich hoffentlich daran erinnern, mit welchem Maßstab er Kaulbach gemessen hat. Er stellt dieser falschen Romantik Kaulbachs die echte von Schwind und Richter gegenüber. Diese beiden und Rethel bezeichnet er als der deutschen Romantik herrlichen Abschluß, und das ist nun ja zweifellos, daß sie weiterleben werden, während die hohen Herren der Dresdner Kartomalerei, die einst gütig auf den kleinen Ludwig Richter hinabsehen, vergessen sind und von keinem mehr vermißt werden. Schwind und Richter sind doch auch dauerhafter als die drei, die Schmid noch als Maler des Klassizismus aufführt: Genelli in München und Weimar, der in der Hauptsache ein sehr schlechter Zeichner war, Preller in Weimar und der Münchner Rottmann. Über Prellers Odyssaealandschaften urteilt er fein und freundlich. Man fühlt aber doch durch, daß ihm das antike Landschaftsbild, wie es Rottmann auffaßt, lieber ist. Und so geht es uns ebenfalls.

Es ist ja nicht so sehr viel, was von der deutschen Kunst dieser Periode als dauernder historischer Bestand zurückbleibt, aber es ist immer gut, daß man klar überieht, was man hat. Man bemerkt zum Beispiel, einen wie großen Anteil an diesem Plus die Landschaftsmalerei hat, wenn sie auch gar nicht immer diesen Namen führt, und wie selten dagegen die reinen Figurenbilder sind, die uns heute noch ganz befriedigen. In diesem Verhältnis spricht sich zugleich ein Gegensatz der deutschen und der romanischen Begabung aus, wie denn unsre anspruchsvollen Historienbilder fast alle unter dem Eindruck italienischer oder französischer Vorbilder gemalt worden sind. Man hat in neuerer Zeit auf ein paar längst vergessene ältere Künstler, den Dresdner Kaspar Friedrich und den Hamburger Kunge, als auf frühe Vorläufer einer spezifisch deutschen Stimmungsmalerei hingewiesen, eine Entdeckung, die Schmid vorsichtig ablehnend erwähnt. In einem Schlußwort über die doch im ganzen unerfreuliche Plastik sagt er ausgleichend: „Aber die Meister waren stolz, die wahre Plastik gefunden zu haben, und weithin, besonders im europäischen Norden, wurden sie bewundert, mehr als die heutige deutsche Plastik, die sich den Rauch und Genossen so überlegen fühlt und doch im Ausland kaum bekannt ist.“ Dieses wahre Wort zeigt, daß er seinen ersten Band im Überblick des Ganzen bis auf die Gegenwart geschrieben hat. Er hätte auch in bezug auf die Kartonmaler noch eins hervorheben können, was für alle gilt, auch für Kaulbach. Diese Männer suchten ihr Ideal auf den Höhen unsers Lebens, nicht auf dem Straßenpflaster, das wir täglich betreten müssen, und dessen Abbild darum manchem von uns entbehrlich sein dürfte. Je näher Schmid der Gegenwart kommt, desto mehr werden die Schwierigkeiten seiner Aufgabe wachsen, aber unser Interesse auch, denn wir halten, um es kurz zu sagen, diesen Anfang für eine ungewöhnliche und bedeutende Leistung, wobei wir nur bedauern, daß sie gerade in die Sündflut der Weihnachtsliteratur hineingeraten ist. Die taktvoll beschränkte und mit Zurückhaltung gewählte Illustration bringt viel Neues, die Ausstattung ist fein, und der Preis so niedrig, daß das Buch seinen Weg machen wird.



Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege

Aus dem Nachlaß von Friedrich Nagel

1. Auf dem Marsch



Es war am Abend des 6. August, es war gerade noch hell genug, einen herrenlosen französischen Rotshimmel, der vergnügt in einem Kleeefeld weidete, aus der Nähe nicht mit einer buntgeschedten wickernden Kuh zu verwechseln, über den südlichen Teil des Schlachtfeldes von Spichern gegen Forbach zu zogen, hob der Musketier Reindel, seines Zeichens Schuster, einen im tiefen durchgeregneten Akerboden stecken gebliebenen Schuh auf, einen kleinen schmalen Schuh wie für einen Damenfuß, hielt ihn prüfend in die Höhe und sprach gelassen das Wort aus:

Die sind verloren. Wenn die Franzosen alle so beschuht sind, sind sie von vornherein verloren; damit marschirt man nicht einmal nach Koblenz, geschweige denn nach Berlin. Für uns Kommissbestieselte klang das tröstlich, denn wenn auch manchen der Schuh drückte, konnte er sich doch sagen: Dieses Schuhwerk drückt dich, weil es stark ist, und eben deswegen wird es die Marsche aushalten, marschiere dich nur erst einmal hinein. Sei froh, daß du nicht strumpfig oder barfuß über das Feld hüpfst wie dieser Franzose, dem dieser Schuh gehört hat. Wo mag er jetzt sein, der Träger dieses flachen leichten Schuhs? Da die weiße Gamasche, die diesen Schuh festhielt, wohl auch irgendwo im Straßengraben liegt, so kann man sich ihn nur als Barfüßler mit aufgekrempeelten Hosen vorstellen.

Frohlode aber nicht zu früh, deutscher Infanterist, der du mit dem schweren Zündnadelgewehr, dem plumpen Fäshinmesser, zwei Patronentaschen, Tornister mit Reserudemunition, Brotbeutel und Feldflasche, beide möglichst gefüllt, und „eisernem Bestand“ von Reis und Kaffee, und in der Regel noch mit einer Schaufel, Axt oder — Kaffeemühle beladen, Marsche zu machen haben wirst, von denen du dir an den längsten Übungsmarschtagen in der Garnison nichts haßt träumen lassen. Alte Soldaten, die 1866 mit dabei gewesen waren, sagten es schon in der Pfalz voraus: Mit dem Marschieren ist's wie mit der Bauernarbeit, es geht in einem fort weiter und wird nie weniger. Frankreich ist ein großes Land, da sind's viele Marsche bis ans Ziel, ungerechnet die Rückmärsche und Planenmärsche. Mein Freund und Vorgesetzter, der Unteroffizier Reiske, mit dem ich ein Semester in Jena verlebte und zum Teil auch studiert hatte, meinte dasselbe, als er einmal nach einem staubigen Marsch aus dem tiefen Gras eines lothringischen Obstgartens heraus, in dem wir auf dem Rücken lagen, wie im Traum die Worte sprach: Der große Kuno hatte schon Recht, die Geschichte ist Bewegung.

Ach so, du meinst den Kuno Fischer.

Natürlich, ich mußte jetzt an dieses bedeutende Wort denken, und wie ruhig er dabei auf dem Katheder stand, als ob er allein diese Bewegung nicht mitmachen werde.

Sage mir aber, wie betonst du den Satz. Ist die Geschichte Bewegung, oder ist die Geschichte Bewegung?

Nun, beides. Weil die Geschichte Bewegung ist, ist die Geschichte Bewegung. Deshalb eben marschieren wir jeden Tag dreißig Kilometersteine ab, und wenn das Quartier seitwärts liegt, noch ein paar dazu. Ob sich Kuno Fischer jemals von dieser praktischen Anwendung seiner Behauptung eine Vorstellung gemacht hat? Wäre er doch mit dabei!

Das ist das Privileg der Philosophen, daß sie eine Masse von Dingen, die die andern Leute im Schweiß ihres Angesichts und im Staub ihrer Füße tun, in ein paar Worte zusammenfassen, die man fast nicht versteht. Das eine ist dann Geschichte, und das andre ist Philosophie der Geschichte und hält sich für besser.

Scheint dir nicht das erste wichtiger als das andre?

Sicherlich, aber dennoch hätte ich so Lust, einmal diese Bewegung zu unterbrechen, einen ganzen Tag zu ruhn und nichts als Seifenblasen zu machen; sie sollten so schön, so schön sein, und groß sollten sie werden.

Ich komme auf meine Marscherinnerungen zurück. Es ist mit dieser Bewegung in der Geschichte eine erste Sache. Es gibt Soldaten, die in der Schlacht ihre Kugel kriegen, und andre, die sich wahrhaftig zu Tode marschieren, und jene sind zu beneiden. Traurige Auslese, der beide zum Opfer fallen, die im übrigen Dienst zu den besten gehörten! Kaum kommt die Marschfähigkeit zu ernstlicher Erprobung, da zeigt es sich, daß einige, die man zu den Kräftigsten geredet hatte, die Probe nicht bestehn. Zunächst besteigen sie den Kompagniekarren, was in dieser ersten Feldzugszeit niemand gern tat, dann hinken sie wieder mit, bleiben neuerdings „fußlos“ liegen, werden, wenn man nichts mehr mit ihnen anzufangen weiß, einmal in ein Lazarett gesteckt oder von einem energischen Arzt gar nach Hause ge-

handt; in der Regel sind diese Unglücklichen nach ein paar Tagen scheinbar hergestellt, und sobald sie wieder an Reih und Glied stehn, fängt das Übel von neuem an. Einer meiner Kameraden hatte das Unglück, jedesmal mit wunden Füßen irgendwo hinter der Front zu liegen, wenn es zum Schießen kam; er war ein braver Soldat, aber er geriet in den Verdacht, ein „Drücker“ zu sein, und der blieb an ihm hängen. Andre sind geborne Marschsoldaten, die nie eine Wunde an der Sohle, keine Wunde Stelle am Knöchel, kein Hühnerauge gehabt und sich besonders keinen Wolf gelaufen haben. Wenn sich die andern am Ziel eines Tagesmarsches ins Stroh legen, wandern diese frisch umher und erzählen jedem, der es hören will, das komme alles von einem frischen Walnußblatt, täglich in den Helm gelegt, oder von der absoluten Vermeidung jedes Fußwaschwassers. Für uns gewöhnliche Menschen war es jedoch nie eine Kleinigkeit, dreißig Kilometer auf staubiger Landstraße zwischen Bäumen, die keinen Schatten warfen, in Hitze und Staub, in einer dichten ausdünstenden Masse von Menschen zu wandern, wo zuletzt jeder schweigt, mechanisch in die Spuren seines Vordermanns tritt und dessen Helmbeschlag oder auf den Tornister geschnallten Blechfessel wie in Hypnose betrachtet. Man zählt die Schritte, die Telegraphenstangen, die Straßenbäume, und höchstens ein Kilometerstein oder ein Wegeweser gewinnt einem oder dem andern, der noch verhältnismäßig frisch geblieben ist, einen Ruf oder mindestens eine Handbewegung ab. Die Gesichter sind dann übermäßig geröthet, das Blut kann durch den mit dreißig Kilogramm Gewicht beschwerten Körper nicht rasch genug seine Wege machen. Das Weiße der Augen sogar ist geröthet, die weiße Staubwolke, die weithin über der Landstraße liegt, pudert die glühende Stirn im Kampfe mit den Rinnen des niederfließenden Schweißes. Und doch sitzen die Helme nicht im Nacken und macht das Gewehr keinen größern Winkel als fünfzig Grad mit Kopf und Hals seines Trägers. Aber mit dem Kommando „Halt!“ liegen diese rastlosen Marschierer auf beiden Seiten der Straße, keiner nimmt sich Zeit, den Tornister abzuschnallen, könnte doch in einer Minute der Marsch fortgesetzt werden, nur einen Haften am Gürtel macht man mit der Rechten frei, es handelt sich vor allem darum, dem Blute freieren Lauf zu lassen und möglichst viel Luft in tiefen Atemzügen zu gewinnen. Ob auf Steinhäusen oder im Straßengraben, im Gras oder im Staub, sie fallen automatisch nieder. Aber instinktiv lassen sie die mittlere Straße frei, denn sie wissen aus Erfahrung, daß in solchen Situationen die vorrasselnden Batterien wie der Blitz da sind. Nach zwei Minuten ist der regelmäßige Gang des Atems wiedergewonnen, das Blut zirkuliert frei, die bestaubte Kolonne setzt ihren Marsch fort.

Der Bauernsohn marschirt von vornherein anders als das Stadtkind, er ist besonders ein Virtuoso im leichten Wegschreiten über Feld und Stein, besonders über frischgeadertes Feld, wo am schwersten durchzukommen ist. Solche Märsche sind ja sehr oft der Anfang einer Schlacht oder eines Gefechts, und sie ermüden einen Teil der Mannschaft außerordentlich und gewiß zur Unzeit. Die Kompagnien in eine breite Front auseinandergezogen, der Schützenzug ein paar hundert Schritte zurück, so sieht man sie durch Schollen und über Löcher hin sich vorarbeiten; immer ein mühseliger Anfang. Wie viel frischer und heiterer geht es auf braunem Heideboden vorwärts, wie man ihn in den Vogesenhöhen und wieder auf den Hügeln an der Sarthe hatte! Um über frischgepflügten Acker mit Behagen hinaufzusteigen, mußt du in der Furche hinter dem Pflug gegangen sein und mit harter Sohle die Erdschollen zertreten oder zur Seite geschleudert haben; Spaziergänger, die nur Pflaster und Asphalt betreten, lernen nie diese volle Rücksichtslosigkeit des „durch“ und „drauf.“

Es gibt noch einen andern fachmäßigen Marschierervirtuosen: das ist der Landbracketräger in Waffen, dessen Beine auf lange und viele Wege „eingegangen“ sind; er fällt beim Gehen, wie eins von den Blechmännchen auf dem Jahrmarkt, die mit Uhrwerk gehn. Außerdem hat er eine eigentümliche Vertrautheit mit der

Landstraße, ist auf du und du mit Meilensteinen und Wegzeigern und kann keinem Hund einen Steinwurf ersparen.

Solange der Soldat nicht stumpfsinnig geworden ist, bietet er seine letzten Kräfte auf, in seinem Verbände zu bleiben. Ich möchte sagen: in Reih und Glied zu bleiben, ist die Bedingung des guten Gewissens beim Soldaten. Er schleppt sich in seinem Bataillon mit, bis er zusammenbricht. Das ist nicht bloß Marschdisziplin, es steckt darin das Hängen des Menschen am Menschen, besonders an denen, die er gewöhnt ist, denen er gern folgt und gehorcht. Kein schlechteres Zeichen von innerem Verfall einer Armee, als wenn viele aus Reih und Glied treten und in irgendeiner Entfernung nachziehen. Der Soldat, der seine Nebenmänner, seinen Vor- und Hintermann verläßt, mit denen er sozusagen verwachsen sein muß, gibt sich selbst auf, ist kein rechter Soldat mehr, ist, auch rein menschlich genommen, ein Tor oder ein Subjekt, das auf Schlechtes sinnt. Die Entfernung zwischen ihm und der Truppe nimmt nicht bloß räumlich rasch zu; sie wächst moralisch mit der Entfernung noch schneller, verderblich und verführerisch schnell.

Daß auf dem Marsch das Trinken mit der Zeit eine Sache von entscheidender Bedeutung wird, weiß jeder Fußgänger. Der Durst ist eine Qual, und was tut der Soldat nicht, um sich ihrer zu erwehren! Damals lastete noch der medizinische Unsinn auf uns, daß auf dem Marsch nicht getrunken werden durfte, unter den vielen Sünden, die die höhern Militärärzte auf dem Gewissen haben, eine der leichtsinnigsten, denn damals schon mußte man wissen, daß mäßiges Trinken den von Hitze und Staub halb Erstickten nicht schadet. Statt dessen sahen wir in so manchem elsässischen Dorf die Kübel voll kühlen Wassers, die die mitleidigen Einwohner an die Straße stellten, einfach ausleeren. Der Herr Stabsarzt befahl das vom hohen Rosse herab. Der Durst hat etwas Bohrendes, das Gemüt Unruhigendes und zugleich Verlodendes. Welcher Hochgenuß, ein kühler Trunk! Nur die Liebe ist noch verführerischer. Der Hunger dagegen ist ein sozusagen rubigeres, schwereres Gefühl, das langsamer vorrückt und belastet. Daher die häufigen Disziplinarvergehen aus Durst. Wenn Fröschweiler Wasser gehabt hätte, wäre es besser auch für die Sieger gewesen; dem schweren Elsässerwein verdankt man einige dunkle Flecken in der Geschichte des achtzehnhundertsechziger Feldzugs. Sonst war ja der Wein eine unbeschreibliche Wohlthat, und natürlich ganz besonders auf dem Marsch. Schon der Anblick einer vollen Feldflasche rief heitere Empfindungen wach, und noch wenn sie leer war, würzten Gespräche von ihrem gewesenen Inhalt die langen Marschstunden, und es wurde das Zitat darauf angewandt: Aber ging es leuchtend nieder, leuchtets lange noch zurück! Allgemein war längere Zeit die Klage, daß man nicht sehe, was man trinke, nicht bloß den Wein, auch die Fliegen und andre Zufälligkeiten. Da brachte ein sinreicher Kamerad eine hornene Waggshale „zustande,“ die in einem Kramladen gedient haben mochte, und diese freiste, verehrt und begrüßt wie der Becher des Königs von Thule, voll des purpurroten Sädneweins und Burgunders reihein reihaus und weckte immer neue Heiterkeit, besonders nach dem sinnreichen Vergleich mit einer altdeutschen Trinkshale aus dem Schädel eines Feindes, die Keiske irgendwo in einem „Nibelungenmuseum“ gesehen haben wollte. „Der liebe melancholische Kaffee,“ wie ihn die sächsische Minna von Barnhelm nennt, wurde zwar seiner Wärme wegen frühmorgens gern geschlürft; aber gleich danach galt er nur noch als „schwarze Brühe,“ und diese in die Feldflasche zu füllen, wie einige Aufgeklärte anrieten, leuchtete nicht ein, so lange man über roten Wein zu diesem Zweck verfügte. Purpur erweckt ein Gefühl von Reichtum, erinnerte sich jemand irgendwo gelesen zu haben; nun, dieses Gefühl wollten wir, von allem andern abgesehen, uns nicht ohne weiteres begeben.

Nachtmarsch, bei deinem Namen senkt sich düster wie späte Dämmerung um mich herab, und ich höre die Kolonne schlurfend, schweigend dahinziehen. Töne, die am Tage verwehen oder sich im Licht verflüchtigen, werden nun laut; man hört jeden Fehltritt, jedes Straucheln und das Klappern des Schloßes, wenn das Gewehr

von der einen müden Schulter auf die andre wandert. Das dumpfe Rollen der Geschütze und Progen und der Marsch der Kanoniere, die ganz hinten in der Kolonne kommen, machen jetzt eine ganz besondere Musik, Säbelscheiden, Karabiner, Satteltaschen, Schmierbüchsen, und was sonst um Pferde und Geschütze bannelt, klingt darein. Aber man hört auch aus dem tastenden Tritt der Füße die Müdigkeit der Pferde. Was war das für ein Ton? Ein lautes Schnalzen, wie wenn ein tiefsigender Pfropfen aus voller Flasche gezogen würde. Es ist ein letzter Versuch des Kompagniespaßmachers, dem Schlaf zu wehren. Wirksamer ist der unmutige Ruf, dem Lachen folgt: Keinen Nachtmarsch mehr als Vordermann von Leible; der lange Kerl sieht heute in jedem Chausseebaum das Gespenst eines Franzosen, und indem er sich jagend umsieht, tritt er mir die Hacken ab!

Auch der Mann mit gefunden Sinnen hat seine Visionen, wenn er so ins Dunkel hineinschreitet und vergeblich die Augen erweitert, um heller zu sehen. Gerade das, sagt man, bewirkt, daß man Dinge sieht, die nicht sind. Doch davon weiß ich nichts. Wohl aber erinnere ich mich, wie bei meinem ersten endlosen Marsch in die sternlose Nacht hinein das Dunkel immer tiefer sank, und es nun aussah, als höbe sich das Land zu unsern beiden Seiten dem Himmel entgegen, erst die Bäume, dann der Aker, und wir zögen dazwischen hin wie in einem tiefen dunkeln Tal. Zuletzt aber war alles schwarz wie Sammet, nur selten huschte noch ein dünnes Licht über die Bajonette hin. Ich fragte mich, war das der Widerschein weit offener Augen, die sich Licht aus dem Dunkel erschauen wollen?

Der durchschnittliche Friedensmensch weiß gar nicht, was Schlaf für eine Macht ist, er duselt in seinem weichen Bett so langsam hinüber und freut sich, wie „Morpheus Arme“ ihn ganz unmerklich umfassen. Wie sollte er es wissen, da die rechte Müdigkeit ihm kaum je Blei in die Adern gegossen hat? Welche Macht der Schlaf über den Menschen hat, weiß nur der, dem Nächte ohne Schlaf vergangen sind, sei es auf Posten, sei es auf dem Marsch; er dämmert zuletzt am hellen Tage so hin, marschirt wie ein Automat, ohne klares Bewußtsein, und schläft eine Sekunde nach dem Befehl „Ruhcn!“ im nächsten besten Straßengraben wie ein Kohlenfaß. Der Tag ist ihm nur eine etwas hellere Dämmerung. Hunger und Durst sogar gehn im Schlafbedürfnis vollkommen unter. Der Mensch mag überhaupt nicht mehr reden, er lebt und geht wie im Traum. Wenn aber dann aus diesem Hindämmern ein wirklicher Schlaf wird, erweckt du nicht so leicht den Müden, der tief, ganz tief in das Dunkel dieses gliederlösenden, traumlosen Schlummers hinabgesunken ist, und wenn ihm die Zeit dazu gegeben ist, wacht er nach zwölf Stunden zwar auf, versinkt aber wieder tief und schläft, ob es Tag oder Nacht sei, seine vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden ab. Dann aber welche Friße, welches Behagen! Und nun neues Marschieren, neue Nachtwache, zur Not Kämpfe, bis sich endlich wieder ein Quantum Blei in den Gliedern angesammelt hat, das von neuem niederzieht. Die Hauptfache dabei ist jedoch der Kopf. Bleibt dieser klar, so sicut und marschirt der gesunde Soldat trotz der bleierncn Müdigkeit, denn das Blei verflüssigt sich immer wieder und wird lebendiges Quecksilber, sobald es ins Feuer geht. Man muß in solchen todmüden Kolonnen marschirt sein, das Ganze eine große Gemeinschaft Schweigender, die nur mit Blicken, höchstens abgerissenen Worten und kleinen gegenseitigen Hilseleistungen oder Nüchternen miteinander sprechen, und man muß dann mit solchen Kolonnen auch ins Feuer gegangen sein, daß man weiß, was für Kräfte im Menschen ruhen können. Das, denke ich mir, war zum Beispiel das Große in der Leistung der Preußen bei Velle-Alliance.

In den Ruhezeiten verliert der Schlaf von seiner Macht; er wird nicht gerade abgesetzt, durchaus nicht, wird vielmehr ein guter Kamerad, der freundlich unser Lager teilt; aber man schläft, wenn man will, besonders viel bei Tage, weil der Tag langweilt, und sitzt dafür tief in die Nacht hinein am Feuer, stößt Scheite hinein, daß die Funkenargen stieben, und erzählt sich Geschichten, aus denen eben-

falls Funken fliegen, Gesichten, für deren Schauer oder Unmöglichkeit der Tag zu licht wäre. Daß uns die Sorge nicht einschlafen ließ, ist uns durch die Siege eripart worden. Heimweh dagegen, das ist leider allenthalben ein starkes Mittel zum Wachhalten! Ich könnte davon erzählen, habe aber auch dieselbe Erfahrung gemacht wie andre, das dem, der sich nächstelng auf seinem Lager wälzt, unfehlbar in der Kälte des Morgens gerade die kühle halbe Stunde vor Sonnenaufgang, den Schlaf bringt. Auch den sorgenvoll Wachstehen wehen die frischen Lüfte in Schlummer, die der aufgehenden Sonne vorausseilen.

Der Regen erkaltet den Marschierenden das Herz und erschläfft die Muskeln, die Lasten wachsen, die wir tragen, jedes Kleidungsstück, das wir anhaben, jede Brotkrume im Proviantbeutel wird zum Schwamm, der sich vollsaugt. Unwillkürlich vergleicht man sich mit dem Esel der Fabel, der sich mit einer Ladung Schwämme im Bache niederließ und nicht mehr aufstehn konnte. O wäre ich doch der klügere Esel, der es mit der Salzladung so machte! Aber ich fühle, wie ich immer schwerer werde, trotzdem daß Regenbäche aus Rod und Hofen rinnen, und jede Nacht ein Tal geworden ist, das seinen eignen Bach beherbergt. Oft habe ich in Friedenszeiten der Poesie des Regenwetters das Wort gesprochen, und als behaglicher Wanderer freute ich mich des Neßes aus Wasserfäden, das die regnende Wolke quer über das Tal vom Himmel bis zum Boden spannte. Auch heute hält mich das Neß des Regens mit tausend Fäden ein, aber ich komme mir wie gefangen darin vor, und es schießt sich für jedes Gewebe, das ich durchschreite, ein neues um mich her. Durch die ganze lange Marschkolonne geht dieses Gefühl des Anlämpfens gegen das Rasse, das gegen uns prallt, uns umschlingt und umschlingelt, anseuchet und abkühlt. Mein Unteroffizier geht noch immer aufrecht, während fast alle den Kopf vorstrecken, als wollten sie dem Regen entgehn, der nur um so dichter in die Lücke zwischen Hals und Binde regnet; er ist auch hier wieder der, der das erlösende Wort findet: Jetzt sieht man erst, was für ein Vergnügen es sonst war, in der freien Luft zu marschieren; daß mir morgen keiner über Staub jammert, wenn der Regen aufgehört hat, und wir vierzig Kilometer zurücklegen! Auch stellt er Betrachtungen an über den Unterschied des Gefühls, das die Flüssigkeit hervorruft, die man vorn hinter die Binde gießt, und dem des Regenwassers, das von rückwärts seinen Weg hinter die Binde findet. Er fand diesesmal keinen Anklang, denn wenn man den Mund zum Lachen öffnen wollte, floß oder regnete eben dieses geschmacklose Wasser hinein.

Dem Wasser sind wir überhaupt nicht Freund. Als Regen verdirbt es uns nicht sofort den Humor, aber die Uniform geht aus der „Façon,“ und hauptsächlich schadet es dem Gewehr. Auf Regen folgt nicht bloß der Sonnenschein, sondern viel sicherer der Pußtag und die gefürchtete Gewehrvisitation. Der Kampf mit dem Kofft fällt dem gewehrtragenden Soldaten fast so schwer wie der mit dem Feind und ist oft nicht so erfolgreich. Deswegen verglich der Unteroffizier Reiske in einer seiner Abendbetrachtungen den Büchsenmacher, als Führer im Kampfe mit dem Koffte, mit den Göttern; auch er kämpft gegen das Schicksal, kriegt es aber nicht unter, und der Kofft ist nichts als die Zeit, die alles annagt und zerfrißt, am meisten den Stahl, dessen grauer Glanz im Gewehrslauf der Stolz des guten Soldaten ist.

Aus fortgesetzten Betrachtungen dieses und anderer Philosophen in Uniform ergab sich aber auch, daß der Nutzen des Wassers im Kriege ist, daß der Soldat sich hineinlegt, wenn er bivouakert, denn es macht die Erde weicher; wird diese aber zu weich, und schlägt überhaupt das Gefühl der Rasse durch, dann schleppt man Steine herbei, einen für den Kopf, einen für den Rücken, einen für die Füße. Steine sind immer hart, aber unser Gefühl für ihre Härte ist nicht immer dasselbe, und es wird die Behauptung gewagt, daß rundliche Steine, die trocken sind, sogar den Eindruck einer gewissen Weichheit machen, die man vielleicht besser als Molligkeit bezeichnen würde. Sobald man aber Wasser in den Körper gelangen läßt, vulgo trinkt, wird das Gefühl für die äußere Rasse verstärkt, denn

nun brücken die beiden Wassermassen gegeneinander, was nur für Fische ist. Daraus zog Keiske die Folgerung, daß ein Lager im Wasser, das durch Steineinlagen trocken und warm gemacht ist, bei einem guten Trunk Wein in manchen Beziehungen einem Lager im Bett bei innerlichem Gebrauch von gewöhnlichem Brunnenwasser vorzuziehen sei. Ich muß leider zur Steuer der historischen Wahrheit hinzufügen, daß diese Erwägungen erst längere Zeit nach nassen Wivats im Trocknen vor einem guten Feuer angestellt worden sind, ebenso wie ich auch aus ganz trockenem Stroh einer lustigen Scheune heraus folgende hydrologische Betrachtung anstellen hörte: Beim Nachwerden ist das Gute, daß man nicht nasser werden kann; wenn du in einer Ackerfurche liegst, und es kommt bei plötzlichem Plazregen ein Bach herangeschossen, als wollte er dich wegtragen, so bleibe ruhig liegen, denn du bist nun einmal naß, gerade so wie ich dir rate, ruhig liegen zu bleiben, wenn du totgeschossen bist, denn da bist du nun einmal tot.

Als ich im Jahre vor dem Kriege zum erstenmal nach Frankreich zog, war eine meiner ersten Frage: Wie sehen französische Landstraßen aus? Wie wandert es sich auf ihnen? Wem begegnet man, und zu wem gesellt man sich als Wanderer? Ich staunte dann die breiten Heerstraßen an, die größtenteils aus der Zeit des ersten Napoleon stammen, freute mich der saubern rasenberänderten Fußwege, die an ihrer einen Seite aufgeworfen sind, begegnete zwischen Mülhäusern und Altkirch dem ersten Radfahrer auf hohem, klapperndem Instrument, schaute mich aber vergebens nach den Wirtshäusern an der Straße um, in denen Dumas drei Müstetiere ihre fabelhaften Mahle zu sich zu nehmen pflegten.

Dagegen freute ich mich herzlich, daß in hellen Wiesengründen an murmelnden Bächen gerade so fette Mühlen lagen wie bei uns, oft einen Büchenschuß vom Dorf entfernt, in malerischer Vereinzlung. Das Moos leuchtete an ihren dunkeln Mälern gerade so tiefgrün wie jenseits des Rheins, ihre Mühlknappen schienen mir ebenso weiß zu sein, und wenn ich nahe genug kam, glaube ich aus dem Rauschen des Mühlbachs dieselben poetischen Stimmen zu vernehmen, die Wilhelm Müller so liebeuswürdig verdolmetscht hat; dessen Gedichte mit den Müllerliedern hatte ich nämlich vor nicht langer Zeit bei einem Verkauf alter Schmöler bei F. A. Brodhaus in Leipzig billig erstanden.

Jetzt sehen die schönen französischen Landstraßen freilich anders aus. Jetzt liegen tote Pferde oft wie Meilensteine regelmäßig längs den Straßen, und dazwischen Reste von zusammengebrochenen Fuhrwerken. Die Wegweiser sind umgeworfen, die Straßenbäume abgehackt, auf zertretenen Aekern erkennt man an den Reihen von Erdböchern mit Kohlenresten den Lagerplatz; es ist ein französischer gewesen, das beweisen die Zeltpföcke, die man in der Eile im Boden hat stecken lassen. Es ist furchtbar einsam auf der Landstraße, wir, die hier marschieren, sind die einzigen Menschen weit und breit. So will es der Krieg; er muß den Verkehr für sich und kann keinen neben sich haben, nur die Armeen wollen sprechen, was sonst so reg und laut sich hier bewegt, schweigt. Von den Stangen hängen die zer schnittenen Telegraphendrähte herab, nur der Wind spielt zwischen ihnen mit schrillum Ton, im übrigen sind sie stumm geworden. Deswegen hängen auch von diesem gesprengten Eisenbahnübergang die Schienen verbogen in die Luft, und gelegentlich ist eine einmündende Straße abgegraben. In der Kompagnie wird von den lebhaftern, unterhaltungsbedürftigen Leuten geklagt, daß die Landstraßen so verödet seien. Nicht einmal einem alten Schacherjuden begegnete man, geschweige denn einem frischen Bauernmädchen! Gefangne Franktireurs in ihren blauen Blusen, die hinter die Front transportiert werden, wahrscheinlich zum Totschießen, sind tagelang die einzigen Zivilisten, denen man auf oder an der Landstraße begegnet. Die Aker liegen unbestellt oder sind nur zur Hälfte bestellt. Man ist erstaunt, irgendeinen Menschen auf dem Felde arbeiten zu sehen. Im Dorfe dieselbe Stille und fast dieselbe Einsamkeit wie draußen. Wenn aber draußen etwas wie Naturruhe eingelehrt ist, die etwas Großartiges, fast etwas Erhabnes hat,

trägt die Stille des Dorfes den Charakter der Verdroffenheit: die Läden und die Türen geschlossen, sodaß der Befehl zum Öffnen gegeben werden muß, die paar Menschen, die sich herauswagen, mißtrauisch oder ängstlich. Man merkt es, sie fühlen sich überflüssig, sind auf die Seite geschoben, sie schleichen herum, arbeiten können sie nichts, zu essen haben sie nicht viel, und ob sie auch nur ihr Haupt in der eignen Hütte niederlegen, hängt von der Menschlichkeit des Feindes ab. Im Morgen- oder im Abendlicht, wo die schweren Schatten dieser müden Jahreszeit so dunkel fielen, meinte ich manchmal, das Land grinsle mich wie ein Totenkopf an, in dessen hohle Augen die ewige Sonne, die von all diesen Leiden nichts weiß, vergeblich hineinschneit. Ist das nicht der Tod, diese Häuser ohne Fenster, mit zerborstnen, von der Feuersbrunst geschwärzten Mauern, den eingestürzten Tordwegen, den gefällten Bäumen, für die keine fröhlichen Menschen mehr da sind, die sie umschatten möchten? Das französische Dorfgast mit seinen drei zerfessenen Rohrstühlen und seinem einbeinigen Tischchen und verschossenen Billard ist von seinen lungernden Gästen verlassen, weder die einförmigen politischen Gespräche noch die Dominosteine, deren Geklapper damit eine gewisse Anklänge hat, sind zu vernehmen. Sogar in den kleinen Städten herrscht am frühen Morgen Totenstille; sie sind immer wenig belebt, jetzt machen sie fast den Eindruck, ausgestorben zu sein.

Niemand mag sich zum sorgenvollen Tagewerk erheben, nur der Soldat, hier so recht der Herr, zieht singend zum Tore hinaus. Was kümmert ihn die Zerstörung in diesem Lande! Es sind Elementargewalten wie Blitz und Sturm, die hier gehaust haben. Er zieht daran vorüber wie ein Wanderer an einem furchtbaren Bergsturz. Wohl ist es wahr, daß die gleichmäßige Fremdheit und scheue Wildheit so vieler tausend Menschen, an denen man gleichgültig, wenn nicht feindselig vorübergeht, und so vieler tausend Orte, an die sich keine andre Erinnerung knüpft als: hier stand ich auf Vorposten, oder: hier ist mein Kamerad gefallen, das Herz verarmt und gleichsam ausdörrt. Ein so starkes Gefühl der Fremdheit reizt um so stärker zur Sehnsucht nach einem Lande, wo nichts und niemand unbefremdet ist. Hüte dich aber, diese Sehnsucht zu nähren! Suche lieber den Menschen in deinem Feinde, so du seiner habhaft werden kannst, als daß du deine Gedanken zuviel in die Heimat schweifen läßt. Heimweh ist ein bitteres und gefährliches Kraut. Hier ist dein und deiner Gedanken Platz!

Aus dem Frieden der Nacht erwacht man jeden Morgen neu zur Wirklichkeit des Krieges. Wie gut, daß man in der Regel sofort viel zu tun hat, als daß man den Träumen von Heimat und Heimkehr nachhängen könnte! Und wie gut, daß die Morgenkühle so etwas Kräftigendes, fast Aufregendes in sich hat! Der schwarze Kaffeesud, den man glühendheiß hinunterglegt, trägt von innen heraus zur Ermunterung bei. Die Korporalschaft sammelt sich und eilt im Lauffschritt zum Ort des Abmarsches. Man freut sich jeden Tag von neuem, ins Bataillon einzurücken, es ist doch ein imponantes Ganze, diese lange Front von tausend Mann in sechs oder zwölf Gliedern. Eben noch voll Bewegung, Neben, Vachen, jetzt still, daß man ein Blatt fallen hört, und in eine Linie gerichtet: Bild der Unterordnung von tausend selbständigen Menschen, und eben deshalb Bild der Ordnung und der hohen Zweckmäßigkeit. Mit Musik hinaus aus dem fremden Dorf, und nun „ohne Tritt,“ d. h. Niemen gelodert, Brotrest des Frühstücks gefant, Zigarre angezündet. Unser Marschieren ist in der ersten Stunde ein reines Wandern, und da wir Deutsche sind, der Wanderpoesie trotz Waffenlärm nicht bar. Wie freuen wir uns der Sonne und des Taues, wir schlürfen die frische Morgenluft, die uns freudig entgegenweht. Was schadet's, daß man nicht an schönen Punkten verweilen, die Blicke genießen kann, um so mehr sehen wir im Flug: die Welt ist neu, in die wir hineinmarschieren, der Tag ist jung, und wir sind jung. Freilich süßt jeder Schritt, den wir vorwärts tun, von der Heimat weg. Denken wir nicht daran, schauen wir vorwärts. Doch halt, noch einen Blick zurück, einen letzten auf die Forts von Mex. Wie rötlich sie von ihren schöngeformten Hügeln herableuchten!

Vorgestern verließen wir sie, und sie sind schon so weit, so weit, als lägen hundert Stunden zwischen uns. Der Gedanke der Trennung ist in diesem Leben voll Bewegung und Veränderung ungeheuer expansiv, er rückt sie fern von uns weg, als wir nur wußten, daß wir westwärts weiterziehen würden.

Noch eine praktische Bemerkung zum Schluß. Der Wagentroß ist das Mittelalterlichste in der ganzen modernen Kriegsführung. Mit Pferden und unblitzpinierten, unwilligen Fuhrleuten tausend Wagen auf grundlosen Wegen mitzuführen, die unter Umständen die Bewegungen der Truppen hemmen und einfach stehen gelassen werden müssen, steht durchaus nicht mit allen den sinnreichen Verbesserungen auf andern Gebieten der Kriegsführung zusammen. Bei Le Mans haben wir im Januar 1871 die Bagage von drei französischen Armeekorps abgeschnitten und als tote Masse in und um die Stadt liegen sehen. Tausende von Fuhrwerken aller Art, mit und ohne Fuhrleute, mit toten und halbtoten Pferden, und noch mehrere unbespannt, Wagen zer- und ihre Ladungen erbrochen, von den hungernden Pferden angenagt, die verwildert waren und Kämpfe miteinander auführten. Und was hängt nun alles von dem richtigen Gang dieser Kolonnen ab, vor allem Verpflegung und Munitionsersatz und der Rücktransport der Verwundeten und der Kranken. Wenn wir bedenken, welche Anforderungen an die Beweglichkeit der einzelnen Körper allein schon die Größe der Truppenmasse stellt, die ein künftiger Krieg in Aktion setzt, und wenn wir die Umgehungs- und die Rückmärsche erwägen, zu denen die weittragenden Waffen nötigen werden, muß uns die Reform des Militärtransportwesens als eine der ersten Notwendigkeiten der Kriegsbereitschaft erscheinen. Die Manöver der letzten Jahre haben meines Erachtens an rasch zu legenden Feldbahnlinien und an Selbstfahrern noch nicht das gezeitigt, was die Beweglichkeit der Feldarmeen verlangt.

* * *

Zurückkehrend bin ich an einem Sommernorgen von 1871 auf anderm Wege, von den blutgedüngten, weiten ebenen Getreidefeldern von Amanvillers her ins Moseltal hinabgeschritten. Über dem Fluß stieg ein feiner blauer Hauch auf, von der gestern gepflügten Erde zog leis und kühl der Bodengeruch her, der immer an Leben, an Keimen erinnert; jemand fragte, ob er von der blutgedüngten Erde nicht schärfer wehe. Die ersten Arbeiter wanderten auf das Feld hinaus, und eine Kuh, die am Wege wiederkäute, hob langsam den Kopf und schaute uns unbeforgt nach. Das tägliche Leben schien fast wieder eingerenkt zu sein. Der Sturm war heftig gewesen, aber, am menschlichen Leben gemessen, kurz. Man mußte sich sagen, ein tüchtiges Volk könnte viel leisten, so Gott ihm lange genug das Leben und die Kraft ließe.



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

1



in schwacher Lichtstrahl fiel in das Kellerloch hinein, und Fintje richtete sich schlaftrunken auf ihrem Strohflad in die Höhe.

Was war doch nur? Etwas Freudiges, Schönes! Wichtig, nun ist sie ganz wach: Kirmeß! Das ist, heute ist Kirmeß!

Fintje stand hurtig auf. Sie war sechs Jahre alt, klein und mager. Mit ihrer Toilette hatte sie nicht lange zu tun. Sie schielte zur Großmutter hinüber, aber die schlief noch, mit einer großen Falte über der Stirn. Die Großmutter war sogar im Schlaf noch böse auf alle Welt, von Fintje

an bis zum lieben Gott hinauf. Und auf den Zehenspitzen schlich Fintje nach der Tür, leise wie eine Maus, um ja die Großmutter nicht aufzuwecken. Denn die würde sie bei irgendeiner unangenehmen Beschäftigung zurückgehalten haben, und Fintje wollte nicht zurückgehalten werden, denn es war Kirmes heute.

Sie kroch die dunkle Kellertreppe hinauf und wollte durch die Schenkstube auf die Straße laufen. Aber hinter dem Schentisch stand Papa Toone. Sie sah ihn zuerst nicht, denn es war dunkel in dem häßlichen Raum, und ein übler Dunst von abgestandnem Bier, Spirituosen und altem Tabak lagerte schwer in der Luft. Auf den Tischen standen geleerte Gläser und klebrige Bierlachen, und der Boden war ekelhaft anzusehen, weil er seit dem vergangnen Abend noch nicht aufgewaschen worden war. In diesen Raum getraute sich der Morgen nicht hinein, es war immer noch Abend hier, sehr später häßlicher Abend. Und bald, in drei, vier Stunden, würde es schon wieder Abend hier sein, sehr früher Abend dann. Fintje kannte das wohl. Sie wunderte sich auch nicht über den schnarrenden Menschen, der mit dem Oberkörper über einem der Tische lag. Der gehörte noch zum späten Abend.

Fintje, komm her! Du kommst mir eben recht! rief es mit gewaltiger Waffstimme hinter dem Schentisch vor. Da stand Papa Toone mit seinem vergnügten Gesicht und hielt einen weißen Zettel in der einen und einen in Kleister getauchten Pinsel in der andern Hand.

Hier, das klebst du mir draußen an die Kellertür, aber hoch, hörst du, höher als deine Nase geht, du Knirps!

Wichtig nahm Fintje Zettel und Pinsel und machte sich draußen auf der Straße an die Arbeit. So hoch das kurze, magere Ärmchen reichte, strich sie den Kleister auf die altertgeschwärtzte Tür, und dann drückte sie den langen Zettel an.

Genses des Marolles!

El soir, quansqu' i sonneront 9 heures al Port' d'Hal venaye tous

chez Papa Toone

al Pouchenellekelder

GRANDE REPRÉSENTATION

en l'honneur de la Kermesse.

On pourra voir Jules César parlant dihors que les genses d'el Marolles étaient les p'us braves de s'n'armée.

Venaye tous, qui que vous êtes:

Krabbekeswijven, schoeralsipen, haechel maukers, smoutebollen marchandts, schouvagers, fruitwijven, sauvet marchandts, vodden en beenen et tous les aut'es, chez Papa Toone voir el grand spel.

Après la représentation on pourra prendre ensemble un streepje et pour finir on va voir passer dans la Hoogstrnat

l'Grand Taptoe

de tous les troomeleers d'el garde civique in bourger kleëren qui feront une sortaye dihors avec des vetpotten allumés par Pieje Pottekes.

Venaye tous, c'est pou' s'ar qu'on va s'amuser!

Lesen konnte Fintje noch nicht, aber sie wußte genau, was da auf dem Zettel angekündigt wurde. Denn sie selbst hatte ja den wichtigen Vorbereitungen für die Vorstellung im Marionettentheater beigewohnt. Die niedlichen Gliederpuppen lagen schon wartend in Reih und Glied in ihrem Kasten, und heute Abend würden sie gespreizt über die kleine Bühne stolzieren und mit den dünnen Holzarmen schlägeln und bedächtigt mit den Köpfen nicken, alles, weil Papa Toone hinter den Kulissen an den Drähten zog. Diese Puppen hieß er seine Kinder, und sie gehörten ihm alle. Und das ganze Theater gehörte ihm, und der Keller, worin die Zuschauer

saßen, und das Kellerloch, wo sie und die Großmutter schliefen, und die Schenkstube und das ganze Haus gehörten Papa Toone. Es war nur Warmherzigkeit von ihm, daß er sie bei der Großmutter in seinem Hause wohnen ließ. — Die Großmutter, die alle Leute „die Heze vom Pouchenellekeller“ hießen, die hatte ein wichtiges Amt zu versehen, sie war die Polizei bei den Vorstellungen und schlug mit ihrer langen Gerte drein, wenn das Publikum zu laut wurde. Fintje aber hatte nicht Amt noch Würden. Und die strenge Großmutter sagte es ihr oft, daß sie nur ein armes kleines Mädchen sei und auf nichts ein Recht habe. Der Neele, ja, der war der Sohn von Papa Toone, und der hatte ein Recht auf alles, aber sie nicht. Trotzdem war der Neele ein blasser, schliefgewachsener, schwächertiger Junge und viel weniger lustig als sie, die auf nichts ein Recht hatte!

Kellerratte! Hezenjunge! schrie es da plötzlich hinter dem eifrig arbeitenden Kinde. Ein Trio kleiner frecher Ketjes (Gassenjungen) stand da und stieß die unehrerbietigen Rufe aus.

Kellerratte! Hezenjunge!

Mit unerwarteter Plötslichkeit aber fuhr Fintje herum und schwenkte den Kleisterpinsel drohend durch die Luft.

Wartet ihr!

Die Ketjes fioben eiligst davon, der Kleinste aber stolperte und fiel. Wie der Blitz war Fintje über ihn her, schlug ihm den Pinsel um die Ohren und schmierte ihm den weißen Brei in den weit geöffneten Mund, dessen Geschrei alsogleich verstummte.

So, dir hab ich das unverschämte Maul verklebt! höhnte Fintje, und sie ließ befriedigt von ihrem Opfer, um Papa Toone den Pinsel wieder in Demut zu überreichen, denn sie hatte ja auf nichts ein Recht, und gewiß keins auf den schönen dicken Kleisterpinsel.

Papa Toone hatte eben seinen letzten Nachtgast wachgerüttelt und schob ihn gerade in die frische Luft hinaus. Weinerlich vor sich hinfluchend taumelte der Trunkenbold die Gasse entlang. Fintje setzte sich auf die Steinstufe des Hauses und schaute ihm nach. Vielleicht fiel er! Und sie wünschte, daß er fiel, denn dann hatte sie doch etwas zu lachen. Aber der Mann torfelte strauchelnd immer weiter, bis er um die Ecke des Bindengangs in die Hoogstraat einbog und sich dadurch ihren Blicken entzog.

Ihm nachzulaufen, lohnte nicht der Mühe, vielleicht fiel er überhaupt nicht, bis er in die nächste Schenke stolperte!

Und dann gab's jetzt hier so viel zu sehen: es war ja Kirmes im Bindengang! Die Vorbereitungen dazu waren schon im Gange. Bunte Wimpel flatterten lustig, an lange Leinen geschnürt, in der Luft hin und her über die Gasse, immer hin und herüber. So bunt, so bunt sah das aus! Und es standen schon ein paar Wosfelwivjen mit ihren Korren da, in denen in schleimigem Glanz die schwarzen Muscheln schillerten, die so herrlich schmecken. Und ein Krabbeleswivje wühlte mit beiden Händen in Bergen röstlicher Schalltierchen, die noch feiner schmeckten als die Muscheln, aber auch teurer waren.

Und da war richtig schon der Jakob van Holland und baute seinen Stand auf. Den kannte sie noch von der letzten Kirmes her. Er hatte viele Flaschen und Schachteln und scharfe Messer und andre geheimgeliebte, kleine Werkzeuge, und wenn die Kirmes recht im Gange war, zog er seinen Rock aus und stieg auf ein Faß und hielt mit heiserer Stimme eine nie endende Rede. Er erzählte von einem Manne, dem er drei eiserne Nägel mit einer Salbe aus dem Fuße gezogen hätte, und von einer Dame, der er zehn Hühneraugen mit einem einzigen Schnitt seines scharfen Messers abrasiert habe. Und noch viele seltsame Geschichten wußte der Jakob van Holland zu erzählen. Darum stand immer eine Menge Leute um ihn herum. Ihr aber wurde das Zuhören bald langweilig. Die Wude mit den roten Zuckerherzen zog sie am meisten an. Doch das Kaufgeld ging ihr immer

sehr schnell aus, denn die Großmutter gab ihr keinen Heller für die Kirmes, die war nicht für Feste. Kleine Mädchen dürfen nicht vergnügungslüchtig sein, sagte sie. Nur der Keesle schenkte ihr ein paar Cents. Aber der Großvater! Ja freilich, der Großvater! Fintjes blaßes, begehrtliches Kinder Gesicht strahlte auf. Ja, der kam sicher zur Kirmes heute. Der schöne, vornehme, lustige Großvater aus dem Greisenhospij. Aus dem breitsträßigen, reinlichen, schönen Brüssel, aus dem großen, großen, weißen stillen Hause mit den vielen blanken Fenstern kam der. Denn da wohnte er. Nicht wie sie, im alten Quartier des Marolles, wo es immer schmutzig und armselig war. Er hatte es gut. Er ging immer schön schwarz gekleidet, und bei den großartigsten Leichenbegängnissen durften er und all die andern alten Männer aus dem Hospij mit im Zuge gehn und belamen noch Geld obendrein. Der hatte es gut! Ob sie, die schmutzige kleine Kellerratte, auch einmal im Alter in das große weiße Haus in der vornehmen Straße kommen würde? Und dürfte dann mit den Leichenbegängnissen gehn, dicht hinter dem Totenwagen, auf dem die vielen weißen duftenden, herrlichen Blumentränze lagen? O, die Kränze!

Fintje!

Ah da rief die Großmutter, nun sollte sie sicher in der rauchigen Küche Handlangerdienste tun.

Fintje!

Ja da hilft kein sich Taubstellen und kein Sträuben, die Großmutter zwingt sie doch. Die zwingt ja auch die großen starken Leute. Und die Großmutter nimmt keine Rücksicht auf die Kirmes! Wenn nur der Großvater heute Nachmittag —

Ja, Großmutter, ich komm, ich komm!

Eilig schoß Fintje ins Haus hinein. Da drinnen sah es aus wie an jedem Tage. Aber Papa Toone wollte heute zur Feier der Kirmes zu dem getrockneten Fisch noch Kockeballe gebacken haben, und die Großmutter schalt, weil Fintje nicht schnell genug mit dem Feueranmachen in dem rauchenden Herde zustande kam.

Großmutter, glaubst du, daß er heute Nachmittag kommt, der Großvater?

Der? Ja, der wird wohl kommen! Wo ein Vergnügen winkt, da kommt er, der alte Loustic, der Jalle d'el Trap! So hat er's immer gehalten sein Leben lang: wenig Arbeit und viel Vergnügen. Und so war sein Sohn Pieje, dein Vater auch, und wenn du nicht meines Truitje Kind wärst, ich rührte wahrlich keinen Finger um dich. Da könntest du zusehen, welches Waisenhaus dich aus Barmherzigkeit großzöge. Der Jalle, dein Großvater, täts sicher nicht, der läßt sich lieber selbst auf andrer Leute Kosten verpflegen, der —

Aber er schenkt mir ein Zuderherz!

Zawohl, ein Zuderherz! Könntest du ein Jahr lang von einem Zuderherz leben, du unverständiges, flatterhaftes Ding? Wer gibt dir Obdach und Nahrung? Der seine Herr aus dem Hospij? Nein. Die häßliche, ungete Alte, die sie die Heze nennen, deine Großmutter. Auf die Schönheit kommt's nicht an im Leben, sondern auf den Willen und die Tat. Mit dem Willen zwingt man die Leute, das merke dir, nicht mit schönen Worten und schönem Gesicht. Wollte Gott, du bleibst so häßlich, wie du jetzt bist, du rothhaariger Irrewisch. Und nun marsch vorwärts! Nun lehr die Treppe herunter. Flink, Fintje, flink. Kleine Mädchen müssen immer arbeiten!

2

Die beiden Alten aus dem Greisenhospij, Jalle d'el Trap und sein Freund Jette Blas, gingen zur Kirmes.

Der alte d'el Trap, den sie im Hospij Jalle des Marolles hießen, weil er aus dem Quartier des Marolles stammte und jedem, der es hören wollte, von diesem interessanten Heimatviertel vorschwärmt, der sprach schon seit Wochen von der Kirmes, bei der er nicht fehlen dürfe. Die andern Alten zogen ihn auf mit seiner Kirmes, er aber schmunzelte verschmüht: die waren ja nur neidisch!

Zefte, der stille, bedächtige Flämänder, hatte ihn nie aufgezogen, sondern hatte seinen bunten Beschreibungen immer in wortloser Andacht zugehört, und nun sollte Zefte zur Belohnung mitgenommen werden auf die Kirmeß vom lustigen Zalle des Marolles.

Der große Augenblick war endlich da.

Die schwere Haustür fiel zu hinter den beiden vergnügungsfüchtigen Alten, die in ihren besten schwarzen Anzügen steckten, auf dem Kopfe die spiegelnden, etwas zerbeulten Zylinderhüte und eine geschwollne, scharfsa Papiernelle im Knopfloch. Diese rosa Papiernelle verlieh ihnen ein herausfordernd leichtsinniges Aussehen. Aus den blanken Fenstern des Hospizes sahen viele weißhaarige Köpfe den zwei Vergnügungsrittern nach. Wie Hochzeiter kommen sie daher! Ein alter Narr, dieser Zalle mit seiner Kirmeß! Doch es war wohl nur Reib, was aus diesen höhrenden alten Stimmen sprach.

Du, Zefte, wenn ich mal meine Spenderbuzen anhab, geb ichs auch nobel. Laufen können wir noch genug, heute fahren wir. Und Zalle klimperte mit dem Geld in seiner Hosentasche. Die hing schwer hinunter. Noch am Tage vorher waren die schwarzen Anzüge und die glänzenden Zylinderhüte gelüftet worden. Einem Reichen war der einzige Sohn gestorben, und die schlottrigen Alten des Greisenhospizes hatten das blühende Leben höflich zu Grabe geleitet, und der schmerzverwirrte Vater hatte ihnen, die seinem Sohne die letzte Ehre erwiesen, ein überreiches Trinkgeld gegeben. Nun klimperte es hell in der Tasche von Zalle des Marolles, und der Tag versprach lustig zu werden für die Alten aus dem stillen Hospiz.

Geda, Kutscher!

Zalle winkte eine leere Droschke heran.

In die Hoogstraat! befahl er wichtig.

Gleich nahm das joviale Kutscher Gesicht da eine sauertöpfische Miene an. In das Kanallenviertel fuhr er nicht gern. Aber nur bis zur Ecke der Hoogstraat? fragte er bedingend.

Soweit es mir paßt, du Esel, rief Zalle. Du wirst bezahlt und hast uns zu fahren, wohin es uns beliebt. Verstanden? So eine Unverschämtheit!

Zalle schimpfte wader drauf los, halbvergessene Schimpfphörter aus dem Quartier des Marolles stellten sich zur rechten Zeit wieder zum Gebrauch im Gedächtnis des Hospizlers ein.

Der Kutscher schlug auf sein Pferd ein und ließ den Alten hinter sich schimpfen. Er lächelte gemüthlich dazu. Die haben schon Überfracht, feste, die zwei alten Sünder, dachte er. Die roten Papiernellen und die glänzenden Gesichter der beiden waren ihm gleich bedenklich vorgekommen.

Und Zalle schimpfte fort, bis er blaurot im Gesicht war. Zefte starrte ihn währenddem aufmerksam an. Im nächsten Augenblick kann den der Schlag treffen, sagte er sich. Doch das veranlaßte den phlegmatischen Flämänder nicht, durch ein begütigendes Wort den Freund zu beruhigen.

Zalles Born legte sich denn auch von selbst wieder. Es war ihm sehr warm geworden, aber auch sehr lebensstroh über dem Schimpfen.

Zuß wars. Die Sonne schien warm auf das schöne Brüssel herab. Breit und hell lagen die Straßen, die Wagen und die Bahnen fuhrn kreuz und quer, durch- und nebeneinander her, schlief gelleidete Menschen schoben sich auf den breiten Trottoirs langsam an den bunten Ladenauslagen vorüber, vorüber an den Stühlen und Tischen all der Restaurants und Cafés. Die hohen vornehmen Steinhäuser sahen wohlwollend auf das flutende Leben herab. Sonne und Schönheit und gefällige Wohlhabenheit überall.

Die beiden Alten lagen breit zurückgelehnt in ihrer Droschke und schauten überlegen hinunter auf die Menge zu Fuß.

Zefte hatte die runden blauen Augen weit aufgerissen. Zalle des Marolles

aber bewunderte nicht. Verächtlich schüttelte er die knöcherne Hand, wie sie über den lebhaften Boulevard Anspach und den noch lebhaftern Börjensplatz fuhr.

Das ist noch alles nicht. Das ist Brüssel nicht. Das ist irgendeine langweilige neue Stadt. Laß dir das Gerassel und das Gefahre nicht imponieren, Zeste. Das ist nicht das rechte Leben, sag ich dir. Bei uns zuhause ist Leben, bei uns im alten Brüssel. Da weiß man noch, was Vergnügen heißt. Da gibts noch Menschen, dicht gedrängt wie die Ameisen, so wie sich gehört zur Gemüthlichkeit. Nein, Zeste, das hier ist nicht, alles Blendwerk!

Die Straßen wurden schmaler, nun fuhr der Wagen die alte Steenport hinauf, vorüber an der altersgrauen Eglise de la Chapelle und in die Hoogstraat hinein.

Siehst du wohl! Stehst du wohl! triumphierte Zalle, und er stieß dabei den gedulbigen Freund unausgesetzt in die Rippen. Jetzt bist du bei den Marolles, sieh dich um, Zeste, wie bunt das hier herumwimmelt. Keine Wagen und Bahnen, alles Menschen, Alter! Sieh dich um.

Ja, Menschen sah Zeste, wohin er schaute; es wuselte wie in einem Ameisenhaufen in all den kurzen Sadgassen, die auf die Hoogstraat mündeten. Die Menschen schienen hier auf der Straße zu leben. Da wurde schmutzige Wäsche gewaschen und Gemüse gepuht, da wurde gestrickt und gehämmert, wurden Kinder gebadet, Lumpen verzapft, wurde gegessen und getrunken, geflücht und gekretsch, gehaut und gelacht. Es roch nach getrocknetem Fisch und nach Armut und Schmutz. Die Häuser lehnten sich hilflosbedürftig eins ans andre und winkten sich mit halbgeschlossenen, altersmüden Augen zu, und aller Arm, der die Luft durchsummte, der rührte nur von Menschen her, von natürlichen, ungeschönten, lebhaften Menschen — Marolliens obendrein.

Alles Marolliens, die du hier siehst, Zeste, rühmte der alte d'el Trap. Echte Marolliens. Weißt du, was das ist? Eine eigne Rasse machen wir aus, frag die Gelehrten! Wallonen und Flamänder zusammengeschmolzen, Romanen und Germanen, schwarz und blond, Wasser und Feuer, das sind wir, die Marolliens!

Der Kutscher sah sich fragend um.

Nur weiter! schrie Zalle, bis zum Bindengang!

An dieser Sadgasse stiegen die Alten endlich aus, bis vor den Boucanelleller am Ende vorzufahren getraute sich der unternehmende Zalle doch nicht. Der Bindengang hatte wohl noch nie eine Droische zu sehen bekommen, und es ließ sich nicht absehen, welche Aufnahme sie finden würde.

Zalle griff in die Hosentasche und bezahlte den Kutscher. Er mußte das Trinkgeld nicht zu knapp bemessen haben, denn der Kutscher rief ihnen mit ausgesetzter Höflichkeit nach: Merci, messieurs, merci, et bon amusement! Dann machte er, daß er und sein Wagen aus dem unheimlichen Viertel heil wieder hinausklamen.

Zalle und sein Freund Zeste arbeiteten sich jetzt durch all das Bunte im Bindengang durch. Ja, da war Krmes! Die Fahnen flatterten, die Fischweiber lachten und lachten, Jakob van Holland predigte mit heiserer Stimme, die Drehorgeln dudelten. Zalles Gesicht strahlte. Fein ist das, fein, sagte er. Nun holen wir das Fintje ab.

Im der Schenke bei Toone saß es gedrängt voll Menschen. Der Alte streckte nur seinen Kopf zur Tür hinein und rief Fintjes Namen. Da kam sie sogleich aus dem dunkeln Hintergrund vorgeschossen und hängte sich Zalle an den Hals.

Großvater, steber, schöner, alter Großvater!

Vorsicht, Fintje, du zerwitterst mir den Kragen.

O was bist du doch rein und fein und schön, Großvater, wie ein richtiger „Rossieu“! Gehst du nun auf die Krmes?

Ja, und du darfst mit, ich halte dich frei, Fintje. Wo ist deine Alte?

Sie schnarcht jetzt, da komm ich gut weg, komm schnell, schnell, Großvater.

Ich zeig dir, wo es am lustigsten ist, und wo es die schönsten Zuckerherzen gibt. Komm nur schnell!

Zalle stieß den Freund in die Seite.

Gelt, das ist eine? Hast du schon so ein Kind gesehen, Zesse?

Der schweiglame Flamänder schüttelte den Kopf. Nein, das hatte er nicht. Entstellender hatte er zwar auch, fünf Stück sogar, dicke kleine Mädchen mit runden Köpfen und ruhigen blauen Augen, aber die sahen ganz anders aus als dieses magre, bewegliche Geschöpf, aus dessen schmalem, bleichem Gesichtchen ein Paar schwarze Augen unheimlich groß unter dem rötlichen Blondhaar vorfunkelten. Zesse schüttelte mit Überzeugung den Kopf: Nein, so ein Kind hatte er noch nicht gesehen.

Und wie das Kind es eilig hatte! Die beiden Paare altersschwache Weine hatten große Mühe, ihr zu folgen.

Sie kroch zwischen den Verkaufstischen durch und zwangte sich geschmeidig und hitzig durch den dichtesten Menschenmäuel. Die Alten kauften ihr rote Zuckerherzen und große Stücke des zähen, weißen Rougat, nach dem ihre Augen so lüstern schielten.

Aber Zalle d'el Trop war Eingeborner des Quartier des Marolles und wußte aus alter Erfahrung, daß die Kirmes noch andre Genüsse bietet als Zuckerherzen und Rougat und getrocknete Fische und schwarze Muscheln.

Weißt du, wo Ball ist, Fintje?

Bei Pieje Klef, bei Roze-Poltje, bei Pitje Grollé, beim Captainje —

Genug, Fintje! Wieder stieß Zalle den Freund heimlich an: Gelt, die weiß Bescheld? Sieh, da drüben, wo der kupferne Kessel hängt, al Marmitte, da ist es, das ist Roze-Poltjes Wirtschaft. Da gehn wir hinein, Alter, das sehen wir uns an.

Die Tür der Kneipe war ausgehängt, an ihrer Statt war ein roter Lappen vor die Öffnung gespannt. Wistönende Musik schwirrte dahinter vor.

Zalle läufte den roten Vorhang, und alle drei schlüpfen in den verräucherten, düstern Raum. Langsam erst erkannten sie durch den betäubenden Lärm und Rauch die kreisenden Paare und die anspruchslöse Musiklapelle, die auf dem Tisch in der Ecke thronte: eine hornblasende Frau, ein geigender Mann und ein kleiner Zunge, der mit vergnügtem Grinsen seine brüllende Pauke bearbeitete.

Stehst du, wie sie die Mädchen schwenken, Zesse? Das ist großartig, da ist Schwung drin. Und der Gestank von Bier und Tabak und Staub, wie gut das schmeckt, das verstehst du gar nicht, Zesse, du bist in der neuen Vorstadt geboren! Seht euch daher auf die Bank, Kinder, jetzt zahl ich euch einen Krug Faro, jetzt sollt ihr vergnügt werden.

Roze-Poltjes Farobier war süß und steigerte den Durst auf das angenehmste. Die drei ließen sich schmecken. Sie saßen recht im Dunkeln auf ihrer Bank, als bescheidne Zuschauer.

Aber Zalle war Eingeborner. Er kannte die Melodie, die die Frau in abgebrochenen Dissonanzen aus ihrem Klapphorn schmetterte, und er kannte den Schritt und Tritt des Tanges. Faro, Rauch und die kreisende Bewegung stiegen dem alten Loustic zu Kopf. Mit den Füßen, die in glänzendgewichsten Hopsischuhen steckten, begann er den Takt zu treten. Dicht schwenkten die Paare an den Zuschauern vorüber, lautlos auftretend, da sie die Holzschuhe unter den Bänken stehen hatten. Nur die Mädchen kreischten zuweilen gellend auf, und die Burschen gröhlten zur Musik.

Zalle stand auf und breitete begeistert die Arme aus. Anfänglich begnügte er sich damit, sich langsam einsam um sich selbst zu drehen, schwerstampfenden Trittes. Dann aber haßte er nach einem Mädchen, das am Arm seines Burschen an ihm vorüberstreifte. Komm, Jüngferchen, her zu mir.

Das Mädchen kreischte lachend auf, der Bursche fluchte.

Alter Narr, was sichts dich an?

Ich tanze besser als ihr Jungen alle, erklärte Zalle selbstbewußt und drehte sich weiter im Solotanz. Die Musik hatte aufgehört zu spielen, aufdringlich klapperten seine Absätze in die eingetretne Stille hinein.

Seht ihn an, den Alten, er hat Stiefel an und einen schwarzen Tuchrock, es ist ein Mossieu! Es ist keiner der unsern. Was will der hier? Wir wollen unter uns sein. Eingeschmuggelt hat er sich, der Aristo, der Mossieu!

Sogleich wurde vereinzeltes Rischen und Pfeifen laut. Ein Mossieu! Ein Mossieu!

Zalle stand still. Verwirrt und empört. Nun hätte er sprechen und sich ausweisen müssen, der alte Marollien, aber er fand die Worte nicht.

Schon riß ihm ein Slouber (Tunichtgut) die rosa Papiernelle aus dem Knopfloch, und ein andrer zog ihm das weiße Taschentuch aus dem Rockschloß, eine rucklose Hand faßte sogar nach dem tabellos gestärkten Hemdkragen.

Hü! hü! l'mossieu, l'mossieu!

Doch da sprang Fintje auf und drängte sich zwischen den Großvater und seine Angreifer.

Dummheit, Dummheit! kreischte die hohe, grelle Kinderstimme. Er ist kein Mossieu, er ist mein Großvater. Und mich kennt ihr doch, ihr Dummen, ich bin doch das Fintje! Das Fintje aus dem Pouchenellekeller! Das Fintje von der Heze! Ja wartet, der sag ichs, wenn ihr meinen Großvater anrührt, dann schlägt sie euch die Augen aus heute Abend!

Das Fintje! Ja, das ist das Hezenjunge, das Fintje, die Kellerratte, befruchteten viele Stimmen.

Über den Lärm war die Wirtin herbeigelommen, ein zahnloses, häßliches altes Weib. Sie schlug die runzligen Hände über den Kopf zusammen: Herr Jesses, Maria und Joseph, der Zalle ist es! Der lustige Zalle d'el Trap.

Zawohl, der Zalle, bestätigte der Umringte, der endlich seine Sprache wiederfand. Der bin ich. Ich bin gekommen, um mit euch Kirmes zu halten, aber ihr bereitet mir einen schönen Empfang, ihr Marolliens! Nur Roze-Poltje hat mich erkannt. Nur die kleine Roze hat kluge Augen im Kopf und ein gutes Gedächtnis. Als sähe er die häßlichen Spuren nicht, die die Zeit ihr in das einst schöne Gesicht gegraben hatte, nickte er dem alten Weibe bewundernd und vertraulich zu.

Roze-Poltje, du hast früher viel mit mir getanzt, willst du jetzt noch einmal — es kam plötzlich eine seltsame Nührung über Zalle. Musik! sagte er nur noch abgebrochen, und er nickte dem Orchester aufmunternd zu.

Ja, Roze-Poltje wollte wohl.

Ein großes Gelächter brach los, alle wichen zur Seite, um den beiden Alten Platz zu machen. Schmetternd setzte die Musik wieder ein mit einem Übermaß von Vegetierung. Zalle d'el Trap und Roze-Poltje umfaßten sich und tanzten langsam und kunstgerecht.

Fintje war auf den Musikantentisch geklettert, um einen freieren Ausblick zu gewinnen. Sie saß nun neben dem paulenschlagenden Jungen und hielt sich die Seiten vor Lachen. Schril und unverschämt durchschnitt dieses Kinderlachen den Lärm des Orchesters. Zu lustig wollte Fintje der Anblick scheinen, wie da der Großvater das häßliche, alte Weib herumdrehte.

Bald hatten die jungen Paare das Zusehen satt, sie saßen sich wieder und tanzten um die Alten herum und vergaßen diese über sich selbst. Gesteigerte Wärme, trunkne Genußsucht lagerte in der dunstigen Atmosphäre der Schenke. Die Ausgelassenheit begann in Zügellosigkeit auszuarten.

Das alte Paar tanzte längst nicht mehr.

Der Flamänder hatte sich in seiner dunkeln Ecke klüglich still gehalten, ein Glas Faro ums andre getrunken und war dann friedlich eingeschlummert.

Sollen wir nicht endlich gehn, Großvater? Bei uns im Pouchenellekeller ist doch große Festvorstellung heute, Großvater!

Postausend, Zintje, du hast Recht, Kind, zum Bouchonellekeller müssen wir unbedingt.

Mit vereinten Kräften rüttelten sie nun den schlafenden Alten wach.

Zesse, altes Murmeltier, auf! Heute Nacht kannst du noch lange schlafen, wir sind auf der Kirnes, Zesse! Vergnügen wollen wir uns! Vorwärts, komm!

Schlaftrunken wankte Zesse zwischen dem Freund und dem vorwärtsdrängenden kleinen Mädchen nach Papa Toones berühmtem Keller.

Hier erst wurde er ganz wach, denn Zalle schlug ihn in seiner Begeisterung unausgesetzt aufs Knie.

Da schau, Alter, so was hast du in deinem Leben noch nicht gesehen. Da, die große Marionette im roten Mantel, das ist Julius Cäsar. Sieh, wie der andre da mit den Armen fuchtelst, das ist der Bösewicht! Teufel auch, nun packt der die kleine Schäflein! Da soll doch gleich! Rein in den Brunnen, recht so!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Der Schluß des alten Jahres hat unser politisches Leben um den „preussischen sozialdemokratischen Parteitag“ — eigentlich *contradictio in adjecto* — bereichert. Bereichert insofern, als die Sozialdemokratie damit bekundet, daß sie in dem preussischen Staate den eigentlichen Kern des Widerstandes gegen ihre Bestrebungen sieht, und daß sie nunmehr den Zeitpunkt für gekommen erachtet, den Stier bei den Hörnern zu fassen. Nirgends in Deutschland ist die auf konservativer Grundlage beruhende und doch zugleich in der Kultur fortschrittliche Betätigung der Staatsgewalt so stark wie in Preußen, und die Sozialdemokratie hat deshalb völlig Recht in der Annahme, daß ihr Sieg — oder ihre Niederlage — in Preußen erfochten werden muß. Die Sozialdemokratie und die an diese angrenzende freisinnige usw. Linke lieben es, Preußen als den „Junkerstaat“ *par excellence* hinzustellen, während doch tatsächlich die Grundlagen der preussischen Staatsordnung auf der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung beruht. Wer freilich das Heil aller Dinge in dem allgemeinen Stimmrecht oder, wie die berühmte Phrase lautet, „in der Gleichheit alles dessen, was Menschenangeficht trägt,“ sucht, wird diesen Grundlagen gegenüber nicht auf seine Rechnung kommen. Die Gesetzgebung jener Zeit der Wiedergeburt Preußens war eine höchst praktische, auf die Bedürfnisse des niedergetretenen und sich nur mühsam wieder aufrichtenden Staates zugeschnitten, dem bei dem fortgesetzten *saigner à blanc*, das Napoleon gegen uns in Anwendung brachte, alle materiellen Mittel fehlten, und der deshalb mit dem Pfennig rechnen lernte. Es wurde das den damaligen preussischen Staatsmännern nicht so schwer, weil die sparsame Tradition Friedrich Wilhelms des Ersten in der Verwaltung noch nicht erloschen war. Gute Ausfaat in die Zukunft zu streuen, dazu hatte dieser König immer Geld übrig. Eine der besten Kapitalanlagen, die der preussische Staat je gemacht hat, waren die mehr als anderthalb Millionen Taler, die Friedrich Wilhelm für die Aufnahme der vertriebenen 30 000 Salzburger Protestanten und für ihre Ansiedlung bei Memel und Tilsit ausgegeben hatte. Das war innere Kolonisation im großen Stile. Was will dagegen die mühsam betriebene heutige Ansiedlung in Westpreußen und Posen sagen, die außerdem nur eine Verschiebung der Bevölkerung in Deutschland ist und deshalb in den deutschen Bundesstaaten außerhalb Preußens keineswegs mit freundlichen Augen angesehen wird. Trotzdem müssen wir uns damit behelfen.

Daß wir an Deutschen mit großer Mühe und großen Mitteln in den ehemals polnischen Landesteilen ansiedeln, wird obendrein zum nicht geringen Teile wieder aufgewogen durch die Polonisierung des Westens. Diese nimmt in einer Weise zu, daß bei dem nebenhergehenden Wachstum und der materiellen Konsolidierung der polnischen Agitation eine im Westen Deutschlands vordringende feindliche Armee in diesen dem preußischen Staatsgebanken mehr oder minder entfremdeten polnischen Massen wichtige Stützpunkte und Hilfskräfte, Spione usw. zur Genüge finden würde. Auch die Industrie des Westens dürfte inzwischen von ihrer frühern Annahme, daß die polnischen Arbeitermassen „ein Jungbrunnen an Arbeitskräften gegenüber der sozialdemokratischen Verheerung der eingebornen Arbeiterbevölkerung“ wären, längst zurückgekommen sein. Das sind zwei Kompagnien, die getrennt marschieren und vereint schlagen, die beide dasselbe Ziel haben.

Es ist eine sehr seltsame Erscheinung, daß im Osten, Oberschlesien eingeschlossen, der Großgrundbesitz erklärt, ohne die polnischen Arbeiter, d. h. ohne die Einwanderung aus Galizien und aus Polen nicht bestehen zu können, und daß im Westen die Industrie derselben Anschauung in bezug auf ihre eigne Existenzfähigkeit ist, obwohl dieser polnisch-galizische Zuzug eine schwere Gefahr für den Staat bedeutet. Auf diesem Zuzug beruht die fortschreitende Polonisierung Oberschlesiens und die Etablierung starker polnischer Kolonien in Berlin — wo es bekanntlich „polnische Turnvereine“ gibt, in denen der Haß gegen das Deutsche und der polnische Zukunftsstaat systematisch gepflegt werden — und bis nach Krefeld usw. hin, wo wir längst „polnische Kriegervereine“ bei festlichen Gelegenheiten aufziehen sehen. Wenn die östliche Landwirtschaft und die westliche Industrie ohne den polnischen Zuzug nicht auskommen können, so muß man doch erstaunt fragen: Wo bleibt denn eigentlich der jährliche Zuwachs von einer Million Menschen, den wir in Deutschland haben, und der zu dem auch von der Staatspolitik anerkannten und übernommenen Lehrsatz geführt hat, daß wir „entweder Waren oder Menschen“ exportieren müssen? In zwanzig Jahren, also Anno 1925, wird das Deutsche Reich mindestens achtzig Millionen Menschen haben. Man sollte doch meinen, daß wir schon jetzt, bei sechzig Millionen, eines polnischen Zuzugs nicht bedürfen, wie das ja auch die fortschreitenden Organisationen zugunsten der „Arbeitslosen“ zur Genüge bekunden. Während auf dem Lande die Kräfte fehlen und fortwährend durch polnischen Zuzug ersetzt werden müssen, sammeln sich in den Städten die Arbeitslosen, ihre Zahl wird um so größer werden, je mehr die Fürsorge zunimmt, die man ihnen angedeihen läßt.

Es handelt sich also doch offenbar um eine richtigere Verteilung der Bevölkerung und um die dazu nötigen Maßnahmen. Sehr viel kann die Militärverwaltung beitragen, die alljährlich eine Viertelmillion Menschen zum überwiegenden Teil aus der Landbevölkerung in die Städte ruft, ohne sie ihr nachher zurückzugeben. Es müßte Anordnung getroffen werden, daß jeder Soldat, der bei seiner Entlassung nicht in glaubhafter Weise nachweisen kann, daß er in seiner Garnisonstadt eine Stellung gefunden hat, dienstlich dorthin zurückbefördert wird, von wo aus er in die Armee eingetreten ist. Die heimatischen Kriegervereine könnten in dieser Hinsicht sehr viel Nutzen stiften, wenn sie rechtzeitig durch die Bezirkskommandos, und diese von den Truppenteilen, das Verzeichnis der zur Entlassung kommenden Mannschaften unter Angabe des bürgerlichen Berufes erhielten mit der Aufgabe, für diese Leute eine Stellung zum Entlassungstermin zu vermitteln. Selbstverständlich wird das nicht immer glücken. Aber wenn man in Betracht zieht, daß infolge der Kapitulationen usw. weniger Mannschaften zur Entlassung als fast zu derselben Zeit zur Einstellung gelangen, so müßte doch die Annahme zutreffen, daß für jeden entlassenen Mann der Platz eines zur Einstellung kommenden frei wird. Dies ist auch der Fall, aber der Umstand wirkt erschwerend, daß aus Sparamkeit und andern Gründen der Zwischenraum zwischen der Entlassung und dem Eintritt des folgenden Jahrgangs viel zu groß ist. Die Infanterie-

reserven sollten nicht sofort nach der Rückkehr aus dem Manöver, sondern erst Ende September entlassen werden, die Einstellung der Rekruten spätestens am Schlusse der ersten Oktoberwoche geschehen, sodas der Zwischenraum höchstens vierzehn Tage betrage. Gewis brauchen Offiziere und Unteroffiziere vor der Einstellung der Rekruten eine Erholungspause. Diese ließe sich aber durch strenge und unweigerlich zu beachtende Vorschriften regeln, daneben müßte freilich dafür gesorgt werden, daß die Zahl der Offiziere und der Unteroffiziere eine so auskömmliche wäre, daß diese Erholungspause mit dem dienstlichen Interesse in Einklang stünde. Nun höre ich zwar manchen Kompagniechef beim Lesen dieser Zeilen ausrufen: „Um Gottes willen, was soll ich während der letzten vierzehn Tage nach dem Manöver mit den Kerls anfangen?“ Diese Frage ließe sich leichter beantworten, wenn man nicht vom Manöverfelde in die Kasernen, sondern — soweit angängig — auf die Schießplätze und in die Übungslager rückt, wo die Offiziere ihre Leute doch noch anders in der Hand haben als bei der Bummel in den Straßen der Städte. Es ist gar kein Grund vorhanden, weshalb z. B. nicht ein Teil jedes Armeekorps seine Übung im Scharfschießen nach dem Manöver abhalten kann, statt vorher. Wird die Reserve bei den Fußtruppen überall erst am 22./23. September entlassen, und geschieht die Einstellung der Rekruten am 7./8. Oktober, so werden die Entlassenen in der Heimat auch Arbeitögelegenheit finden, und ein großer Teil wird zur Landwirtschaft zurückkehren, anstatt in der Stadt Hausknecht, Diener oder Geschäftsbote zu werden. Der Einwand, daß es nicht zulässig sei, die Leute wider Willen in ihre Heimat zu befördern, ist hinfällig. So gut wie man sie wider Willen zum Eintritt zwingt, auch in Garnisonen oder Truppenteilen, die ihnen nicht gefallen, so kann man sie auch wider Willen — selbstverständlich kostenfrei — der Heimat, dem Boden, auf dem sie erwachsen sind, zurückgeben. Wer dort nicht bleiben will, mag es dann auf eigne Kosten ausführen. Wenn aber die Kriegervereine rechtzeitig in ihren Bezirken bekannt gäben: wir haben zum 1. Oktober so und so viel Entlassene folgender Berufsweige unterzubringen, so würde das in sehr vielen Fällen, wenn nicht in der großen Mehrzahl, von gutem Erfolge sein. Die Kriegervereine könnten in dieser Beziehung eine recht wesentliche und nützliche Tätigkeit entfalten, sie würden sich dadurch auch der Mitgliedschaft der jungen Reservisten viel leichter verschern.

Wie die Verhältnisse im lieben Deutschland nun einmal liegen, wird ohne eine genaue Regelung eines solchen Vermittlungsdienstes „von oben“ in manchen Gegenden des Vaterlandes nichts erreicht werden können, nur einzelne Kriegervereine entwickeln schon jetzt eine lobenswerte Tätigkeit. Aber mit Hilfe der Kette: Regiment, Bezirkskommando, Kriegerverein — wird sich die Rückleitung eines größeren Bruderteils der ländlichen Dienstpflichtigen in die Heimat leicht erreichen lassen. Man könnte noch weiter gehn und anordnen, daß jedes Landwehrbezirkskommando den Kriegervereinen schon beim Eintritt der jungen Mannschaft das Verzeichnis der Leute zustellt. In den größeren Städten mit einer mehr oder minder großen Zahl von Krieger- und Regimentsvereinen müßten diese auf Veranlassung der Polizeibehörde oder des Zentralvorstandes eine Zentralstelle für diesen Zweck bilden, was ebenfalls keinen ersten Schwierigkeiten unterliegen kann. Es würde auf diesem Wege der doppelte Zweck erreicht, die Kriegervereine in einen nützlichen Zusammenhang mit der Bevölkerung und mit der Armee zugleich zu setzen, und es würde damit in mancher Hinsicht eine vorhandne Lücke ausgefüllt werden. Die Sozialdemokratie wird freilich darüber Feuer schreien, aber damit wäre nur die Nichtigkeit des Vor- schlags erwiesen.

Je mehr die Sozialdemokratie die Axt an die Wurzeln unsers staatlichen Daseins legt, desto mehr wächst die Verpflichtung des Staates zu Gegenmaßnahmen, und da man sich zu scharf einschneidenden, die uns die angebliche Dreimillionenpartei erspart hätten, nicht entschließen will, so sollte wenigstens nichts unversucht bleiben, was innerhalb der gesetzlichen Befugnisse liegt. Und dazu gehört unzweifelhaft das

Recht und die Pflicht der Armee, den entlassenen Mann dahin abzuliefern, von wo sie ihn übernommen hat, wenn er inzwischen nicht anderweitig versorgt ist. Es ist doch nichts Geringes, wenn in jedem September 250 000 Mann aus dem Heere in den bürgerlichen Beruf zurücktreten und von den Truppen einfach auf die Straße gesetzt werden, die sich dieser Leute nur zu bereitwillig annimmt. Selbstverständlich bliebe der Entlassene bis zur Entlassung am Ziele des Transportzuges „im Dienst“, und diese Transportzüge könnten mit Hilfe der Heimatsbehörden vielleicht auch noch auf weitere Strecken durchgeführt werden. Auch für die Sicherung der Disziplin auf diesen Zügen gäbe es wohl noch manche einfache Mittel, z. B. Untersagen des Aufrollens der Achsellappen während der Dauer des dienstlichen Transports, Bahnhofswachen an allen größeren Stationen und eine Zugwache im Zuge wie bei allen Militärtransporten. Doch — in dieser Hinsicht bedarf die Armee keines Rates.

Der „preussische sozialdemokratische Parteitag“ hat seine Absichten hauptsächlich auf die Revolutionierung der ländlichen Arbeitermassen, auf die Revolutionierung der Eisenbahnangestellten und -arbeiter, und auf die Schule gerichtet. (Beseitigung des Religionsunterrichts und des patriotischen Lesestoffs aus den Schulbüchern.) Die Sozialdemokratie schickt sich damit an, die feste Burg des preussischen Staates regelrecht zu belagern, und man soll es nicht unterschätzen, was auch auf diesem Gebiete die Initiative und die Offensive bedeuten. Es gibt ja Leute, die in allem solchen Vorgehen der Sozialdemokratie immer nur den Beweis finden wollen, daß diese auf dem besten Wege sei, sich zu einer „großen Reformpartei“ zu entwickeln. Eine „große Reformpartei“ war der französische Rationalkonvent seinerzeit auch, ja er hatte sogar dem Auslande gegenüber noch ein starkes französisches Rationalgefühl, das unserer deutschen Sozialdemokratie, wenigstens nach dem Katechismus ihrer Führer, vollständig abgeht. Seit vierzehn Jahren ist die Sozialdemokratie unstreitig in stetem Vorbringen begriffen, wir verspüren den von ihr ausgehenden Hauch deutlich genug in der gesamten Reichsgesetzgebung. Hoffentlich nimmt Preußen den Kampf auf, den sich der Reichstag versagt.

Elßässischer Sprachwitz. Der längere Zeit unterbrochne Druck des Wörterbuchs der Elßässischen Mundarten, das E. Martin und H. Bienhart im Auftrage der Landesverwaltung von Elßaß-Lothringen herausgeben (Straßburg, Trübner), wird jetzt fortgesetzt, und die Herausgeber hoffen ihn, nachdem sich die Erweiterung des Umfangs auf das Doppelte nötig erwiesen hat, nun rasch zu Ende führen zu können. Ein neuerdings erschienenenes Heft des Werkes*) behandelt den größten Teil der mit B und P anfangenden Wörter zusammen, da diese beiden Anlaute, der eine schwach und stimmlos wie der andre, im Elßaß fast nirgends unterschieden werden. Wir notieren daraus aufs Geratewohl für unsere Leser ein paar unfreiwillige und freiwillige Sprachwitze, die vielleicht auch ihnen Spaß machen. Das bekannte, im Elßaß natürlich erst recht verbreitete Passo-lo-tomps zerlegt die elßässische Dorf-etymologie nicht übel in die beiden Wörter „Vosseln und Dank“: Uf Vossel und Dank = zum bloßen Zeitvertreib, für nichts und wieder nichts. Von einem scheinhelligen Vetter, der immer vor den Heiligenbildern hockt, sagt man anschaulich: Wa meint, er will alle Heilige d' Füß abbeten. Bleibt ein Besuch bis spät in die Nacht hinein da, so bemerkt die Hausfrau ruhig zu ihrem Mann: Ja, mer wen (wollen) ins Bett ge, daß die Vit (Leute) helm könne, suft halte mr sie noch lang uf! In Dunzenhausen wird erzählt: Ein Bauer goß sein Glas immer bis an den Rand voll und rief dann stets: Wuz! (d. i. Pop!), da sagte einmal der Knecht, dessen Glas er nur zu drei Vierteln füllte: Bur, gebet mr au Wuz! Zu allerlei Scherzausdrücken dienen Birne und Pfäume. Schollebirne heißt zunächst eine große, harte Spätsbirne, dann aber auch die nackte Ferkel, die aus dem zer-

*) Soeben folgt ein zweites, das den Schluß von B-P, das ganze R und den Anfang von S bringt.

riffenen Strumpfe herausguckt. Pfäumen sind u. a. Schläge, ähnlich wie anderwärts Kopfnüsse oder Ohrseigen verabreicht werden, und wie im Elsaß eine Kopfnuß auch eine Holzbirne oder Klobbirne heißt; aber auch ein Schnapflump heißt eine Pfäume und eine Person, die im Spital wohnt, eine Spitalpfum.

Noch etwas zum Vaterunser. An dem Tage, wo ich in den Grenzboten die Bemerkung über das Vaterunser las, hatte ich eine kleine interessante Schrift gekauft, in der ein Grieche, S. Apostolides, das Vaterunser in hundert verschiedenen Sprachen zum Besten der sich in Griechenland aufhaltenden kretischen Flüchtlinge zusammengestellt hatte. Die Schrift, gedruckt und veröffentlicht bei W. M. Watts in London, hat einen englischen und einen französischen Titel; die Vorrede und die Widmung an den König und die Königin der Hellenen sind ebenfalls in beiden Sprachen, aber das Deutsche wird in unverantwortlicher Weise mißhandelt. So heißt es dort „Unser,“ „Himmel,“ „Dein Wille,“ „unsern Schuld als wir vergeben unsern Schuldigen“; „Versüchung“ (Kürzzeichen über dem u), „Heerlichkeit in Endigkeit.“ Auch das Lateinische ist nicht fehlerfrei (nomem). Woher er das Vaterunser auf „Swiss“ hat, wäre der Untersuchung wert. Es heißt: „Vater Unser, der du bist im Himmlen, Geheilget werd dijn Nam; Zuo kumm uns diju Rijch; Gschäci dijn will, wie im Himmel, also auch uff Erden; Geb uns hüt unser teglich Brot; Und fergeb uns unser Schülden, als auch wir fergend unsern schuldnere; Und für uns nit in Fersuochung (Versüchniß) sunder erlöß uns somm Ubel. Daj-si.“ Was dies „Daj-si“ sein mag? Vielleicht: „Das sei es?“

Von den hundert Sprachen dieser Zusammenstellung sind einundvierzig mit lateinischer, zehn mit deutscher Schrift gedruckt, die übrigen in ihren eignen Schriftzeichen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Forman
gegen
Schnupfen
DOSE 30 Pfg

Ärztlicherseits vielfach als ideales Schnupfenmittel bezeichnet. — Wirkung frappant. — In allen Apotheken.



Die Grenzboten



Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 2

Ausgegeben am 12. Januar 1905

Inhalt:

Seite

Die Ausichten der Morogorobahn. Von M. von Pirsch	61
Die Mobilmachung von 1870 (Schluß)	69
Bérards Homerwerk (Schluß)	78
Von der Reichshauptstadt nach dem Riesengebirge durch die Luft. Von Johannes Poeschel	89
Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege. Aus dem Nachlaß von Friedrich Ragel. 2. Ich hatt einen Kameraden	99
Im alten Brüssel. Von Clara Hohtath. 3.	105
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiel — Die Kapitulation von Port Arthur — Zur Reichsarbeit im neuen Jahre	114

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Probieren
Sie bitte
meinen

Kaffee Pfd. 80 Pfg.

Hamburger Mischung, sehr beliebt, Mischung von goldgelbem Java, Guatemala und Campinas gemahlen mit Ia. Kaffeegewürz, fertig zum Aufguss

da $\frac{1}{2}$ des sonst gewöhnlichen Quantums genügen. Erste Lieferung **Grosse Ersparnis** erfolgt auf Wunsch in Blechdose von 6 Pfd. franko. — Dose gratis, sonst $\frac{3}{4}$ Pfd. franko in Handluchbeuteln.

Kaffee-Import, Rösterei-
Grossbetrieb. **LUDWIG HACKER, Hamburg 6 A.**



H. W. Schöttler,



Cigarrenfabrik.

Lager: Leipzig, Weststr. 31/33. Lager: Hamburg, Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.



La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.

Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.

Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Echt Stonsdorfer Bitter

Auf allen größeren Ausstellungen mit goldenen Medaillen ausgezeichnet.

Alle von anderer Seite unter gleichem oder ähnlichem Namen in den Handel gebrachten Fabrikate sind nur ganz minderwertige Nachahmungen, mit denen das kaufende Publikum arg getäuscht wird.

Der **ECHTE** Stonsdorfer ist der **BESTE** aller Bitterliköre. Verlangen Sie daher nur

echt Stonsdorfer Bitter von W. Koerner & Co.

Unser Rezept beruht auf einem streng gewahrten Familiengeheimnis.

W. KOERNER & Co., Cunnersdorf, früher in Stonsdorf (Kr. Hirschberg i. Schles.)

Alleinige Fabrik des echt Stonsdorfer Bitter laut Reichsgerichts-Entscheidung vom 6. Oktober 1899 u. 20. November 1908.

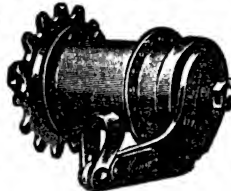
Modell 1904.

Freilauf mit Rücktrittbremse.

Morrow

Von Fachleuten als die
erste Freilaufnabe
m. Bremse der Welt

anerkannt, die diese
einfache aber doch
sinnreiche Konstruktion
aufzuweisen hat.



Ein Jahr Garantie. Weltbekannt.
Nicht Millionen im Gebrauch.

Höchste Errungenschaft auf dem Gebiete des Freilauf-Systems mit Bremse.

Spieland leichter Lauf wie gewöhnliche Nabe, da beim Vorwärtstreiben der ganze innere Mechanismus samt Bremse auf Kugeln mitrollt.

General-Vertreter für Mittel-Europa:
Fred. O. Warrick, Nürnberg.



Die Aussichten der Morogorobahn

Von M. von Pirch



it der Bewilligung der Morogorobahn ist die Kolonialverwaltung in ein neues und wohl das bisher wichtigste Stadium der Entwicklung von Deutsch-Ostafrika getreten. Das entscheidende Gewicht liegt hierbei nicht in der Eröffnung einer leistungsfähigen Verkehrsader überhaupt. Wären wir so glücklich, der Kolonie schon hiermit helfen zu können, so hätte die Bewilligung der Bahn nicht langjährige Kämpfe gelöstet, und es wäre im Innern Ostafrikas schon heute ein Feld lohnender Tätigkeit für Kaufleute und Kolonisten vorhanden. Der wirkliche Wert der Eisenbahn liegt auf einem andern Felde. Zweifellos ist dem Schutzgebiet durch ihren Bau eine letzte, dafür aber auch wirksame Handhabe geboten, sich nach langen und teuern Fehlschlägen aus eigener Kraft zu einer ertragreichen Kolonie zu entwickeln; dies aber nur dann, wenn die Bahn von allen Beteiligten als die zwingende Veranlassung anerkannt wird, mit aller Energie einen letzten Anlauf zum Aufschwung zu nehmen und folgerichtig zur Ausnutzung dieser neuen Konjunktur auf eine entsprechende Wirtschafts- und Erwerbsform überzugehen. Ein solcher Wechsel kann der Kolonie nicht nur eine Zukunft, sondern eine große Zukunft ermöglichen.

Es verlohnt sich wohl, an der Hand der Aussichten, die sich dem Bahnunternehmen augenblicklich eröffnen, die Verhältnisse kurz zu beleuchten, die die Eisenbahngesellschaft vorfindet, und sie auf ihre Anpassungsfähigkeit an die neue Konjunktur zu prüfen.

Die Wege, die in einer tropischen Kolonie zu wirtschaftlichem Aufschwung führen können, sind — abgesehen von der unberechenbaren Auffindung lohnender Mineralien — Plantagenbau, Ansiedlung von Europäern und Export von Landesprodukten. Jede dieser Erwerbsarten wird je nach ihrem Erfolg einen größern oder geringern Import zur Befriedigung der Bedürfnisse der Europäer wie von Bedarfsartikeln für die Eingebornen nach sich ziehen. Der Import wird also mit dem Gedeihen jeder kolonialen Erwerbstätigkeit steigen und fallen, am meisten aber wohl von der Erhöhung der Kaufkraft der Eingebornen durch Ausfuhr von Landesprodukten abhängen. Jeder der drei genannten Erwerbszweige ist unter energischer Ausnutzung der gegebenen Verhältnisse in jahrelanger Tätig-

keit versucht worden. Die Erfolge sind der bisherigen Arbeit fern geblieben oder doch so gering gewesen, daß ein selbständiges Emporblühen der Kolonie ohne einen ganz bedeutenden Aufschwung in der einen oder der andern Richtung für alle Zeiten undenkbar ist.

Es wird zu prüfen sein, ob und welche der drei möglichen Erwerbstätigkeiten auf Grund der neuen Konjunktur gekräftigt und in einem Maße gesteigert werden kann, wodurch Deutsch-Ostafrika aus einem bisher recht teuern Versuchsfeld zu einem wirklich produktiven Wertobjekt würde.

Was zunächst die Plantagenwirtschaft anlangt, so haben es auch die größte Energie und das reichlich angelegte Kapital nicht vermocht, die in sie gesetzten Hoffnungen zu erfüllen. Nach Aufgabe der Tabakplantagen, die sich als nicht lebensfähig erwiesen, stellt es sich nun immer klarer heraus, daß auch der Kaffeebau im großen das angelegte Kapital nicht oder doch nicht genügend verzinst. Ob der Boden in Usambara und Uluguru nicht genügt, eine dauernde Rente abzuwerfen, mag unerörtert bleiben; Tatsache ist, daß die zum Teil sehr großen Kapitalien, die in Kaffeeplantagen investiert sind, zum Teil gar keine, zum Teil so geringe Zinsen gebracht haben und nach menschlichem Ermessen bringen werden, daß man an eine Vergrößerung der Kaffeekultur nicht denken darf.

Plantagenarbeit in einem andern lohnenden Produkt, auf deren wesentliche Erweiterung mit Sicherheit zu rechnen wäre, gibt es bisher nicht. Die neuerdings vielfach in Aufnahme gekommene Aufzucht von Faserpflanzen: Sisal-Agave, *Musa textilis* u. a., muß man mit Freude begrüßen, und man könnte es als ein großes Glück für die Kolonie betrachten, wenn die Erfolge, die sich je nach Art der gebauten Pflanzen nach einem bis vier Jahren herausstellen werden, den allgemein gehegten, sehr großen Erwartungen entsprächen. Immerhin wird heute die Agaven- und Musaplantage noch nicht zur Hebung der Kolonie in Betracht gezogen werden können, abgesehen davon, daß aus Mangel an genügender Erfahrung die Verbreitungsfähigkeit dieser Kultur noch nicht beurteilt werden kann. Schließlich wird die Zukunft lehren müssen, ob die Produktion dieser Gewächse, wie vieler andern, von denen noch die Rede sein wird, nicht vorteilhafter den Eingebornen zu überlassen sein wird, schon um eine Massenproduktion zu ermöglichen.

Eine erfreuliche Erweiterung hat in den letzten Jahren der Anbau von Kokospalmen zur Gewinnung von Kopra erfahren. Bei der unbeschränkten Absatzfähigkeit von Kopra und den hohen Preisen, die für die besonders gute ostafrikanische Ware gezahlt werden, kann man einen weiteren Anbau erwarten, wenn dieser auch als reiner Plantagenbetrieb infolge seiner Kosten nur ausnahmsweise geschehen wird. Es erklärt sich das daraus, daß sich die Kokospalmen erst nach etwa zehn Jahren zu verzinsen beginnen und in der Zwischenzeit infolge der Reinigungsarbeiten sehr teuer zu stehen kommen, falls die Plantagenfelder nicht durch Bebauung mit Negefrüchten in Zwischenutzung genommen werden. Tut man das, so ist eine bedeutende Vermehrung der Kokoswälder möglich. Wenn nun auch die Anbaumöglichkeit der Kokospalmen auf die Küstenregion beschränkt ist, kann doch in dieser Richtung vieles geschehen, wenn die weiter unten zu behandelnde Negearbeit erst einmal in

geregelt Bahnen geleitet sein und so eine billige Bewirtschaftung dieser Plantagen gesichert sein wird. Ist somit die Möglichkeit geboten, die Plantagenwirtschaft in gewissem Grade zu erweitern, so ist leider bei dem zweiten Erwerbszweig, der Ansiedlung von Europäern, mit einem Erfolg kaum zu rechnen.

Die wundervollen Erträge in europäischen Früchten, die die seit Jahren in Usambara, Uhehe und Mluguru betriebenen Ansiedlungen vom ersten Versuch ab dauernd brachten, haben zum Teil in der Presse zu dem nicht unbedenklichen Schluß geführt, daß diese Landstriche im großen angesiedelt werden könnten, sobald durch Eisenbahnen ein billiger Verkehr mit der Küste möglich wäre. Diese Annahme darf man in ihrer Allgemeinheit kaum als zutreffend bezeichnen. Es mag die Lebensfähigkeit von Ansiedlungen für eine beschränkte Anzahl kleinerer Unternehmungen zugegeben werden, soweit die Versorgung der süd-afrikanischen Hafenplätze mit Kartoffeln, in Konkurrenz mit Uganda, ins Auge gefaßt wird. Die bisherigen Kartoffeltransporte von Usambara nach Durban hatten zwar infolge mangelnder Erfahrungen mit Schwierigkeiten und Verlusten zu kämpfen, konnten aber trotz den englischen Vorzugsfrachten für Ugandakartoffeln auf Dampfer und Bahn wegen ihrer bessern Qualität gut konkurrieren. Ein solcher Betrieb wird nur eine beschränkte Anzahl von Ansiedlern ernähren können und außerdem mit der sehr schnell steigenden Ugandakonkurrenz und neuerdings mit dem Anbau von Kartoffeln in Südafrika zu rechnen haben.

Andre europäische Produkte sind zurzeit nicht imstande, durch ihren Anbau Ansiedler zu ernähren, soweit es sich nicht vielleicht um vereinzelte Kunst- und Gemüsegärtner handelt. Es erklärt sich das aus dem Umstande, daß bei den wenigen die Kolonie bewohnenden Europäern ein Absatz für nennenswerte Mengen landwirtschaftlicher Produkte nicht möglich ist, und daß diese — ganz abgesehen von den heute noch sehr hohen Schiffsfrachten — in der Kolonie so hohe Produktionskosten verursachen, daß sie zum Beispiel mit indischen Produkten, zurzeit wenigstens, nicht konkurrieren können. Es ist schwer zu entscheiden, ob die billigeren und vor allem viel anstelligern Arbeiter allein oder ob auch der bessere Boden in Indien die Konkurrenz unmöglich machen. Erfahrungen zum Nutzen der Allgemeinheit wird leider der einzelne Ansiedler in dieser Richtung bei der Höhe des Lehrgeldes nicht anstellen können. Auch hier wird die für die Regearbeit zu empfehlende Regelung Erfahrungen zeitigen, die vielleicht für später zu einem Versuch der billigen Produktion europäischer Getreide, und somit der Ansiedlung, ermutigen, wenn der Regier einmal an schnellere und pünktlichere Arbeit gewöhnt sein wird. Da der Ansiedler die Feldarbeit nicht selbst, wenigstens nicht allein, verrichten kann, braucht er — abgesehen von seinen europäischen Bedürfnissen und von Ausgaben für Kleidung, Arznei, Bewaffnung und dergleichen — immerhin gewisse bare Einnahmen zur Ablöhnung seiner Arbeiter. Diese Mittel aber kann er, wie gesagt, nur ausnahmsweise durch den Verkauf seiner Feldfrüchte verdienen.

Viehzucht und -handel in größerem Maßstabe nach der Küste verbieten sich durch die dort herrschenden Viehseuchen. Regierfrüchte kann der Europäer erfahrungsmäßig nicht annähernd zu dem Preise produzieren, zu dem es der Regier zu tun imstande ist, sobald eine Konkurrenz auch auf diesem Gebiet

aussichtslos erscheint. Ansiedler können nach dem Gesagten in größern Mengen in Deutsch-Ostafrika nur, dann aber freilich gut fortkommen, wenn einmal nach Entdeckung reicher Minen sehr viele Europäer in die Kolonie kommen sollten. In solchem Falle kann man aber schließlich beinahe aus einer Wüste eine blühende Kolonie machen; dieser Fall wird also bei Abmessung der Aussichten für Deutsch-Ostafrika nicht in Betracht zu ziehn sein. Man muß deshalb, so schwer es fallen mag, das Fazit ziehn, daß man eine Hebung der Kolonie durch europäische Ansiedler in absehbarer Zeit nicht erwarten darf.

Ein Feld ungemein interessanter und belehrender Studien werden die Erzfahrungen und das Schicksal einer größern Anzahl von Burenfamilien abgeben, die jüngst über Tanga-Morogwe nach der Gegend des Kilimandscharo aufgebrochen sind, um dort auf südafrikanische Weise ihr Leben weiter zu führen. Bekannt ist ja, daß der ärmere Bure, im wesentlichen die Feldarbeit und Viehzucht ohne fremde Hilfe besorgend und ungemein bedürfnislos, es in Südafrika verstanden hat, in verhältnismäßiger Unabhängigkeit von der Küste und von europäischen Provenienzen sein Leben zu fristen. Gelingt ihm dies auch in Ostafrika trotz der beschränkten Möglichkeit, mit Vieh zu handeln, und der annähernden Unmöglichkeit, Korn zu verkaufen, so kann er für die Kolonie großen Nutzen stiften durch Heranziehung weiterer Nachschübe seiner Landsleute, und wenn auch in bescheidenem Maße, durch Kolonisation des Nordens unsers Schutzgebiets, besonders aber auch als erziehendes Vorbild für europäische Ansiedler, die vielleicht von ihm die ihnen bisher verlagte Kunst lernen könnten, im Innern Afrikas bei beschränkter Absatzmöglichkeiten auf eignen Füßen zu stehn. Es würden ja auch in diesem Falle fürs erste keine bedeutenden Handelswerte produziert werden, immerhin würde die Kolonisierung von Teilen des Hinterlandes durch Europäer, die dann ja denkbar wäre, von unberechenbarem Wert für die spätere Zukunft der Kolonie sein.

Was nun endlich die dritte Existenzmöglichkeit für die Kolonie, den Export von Landesprodukten, anlangt, so muß man zwischen Aufkauf und Ausfuhr vorhandner Güter einerseits und der Anregung der Eingebornen zum Anbau und dem Handel mit landwirtschaftlichen Produkten andererseits unterscheiden. Der erstgenannte Handel beschränkt sich in der Hauptsache auf den schon jetzt recht unbedeutenden und jährlich abnehmenden Aufkauf von Eisenstein und Kautschuk, auf dessen Steigerung nicht gerechnet werden kann, und daneben auf den neuerdings mehr in Aufschwung gekommenen Handel mit Fellen. Wird dieser auch noch an Umfang zunehmen und durch die Eisenbahn recht lohnend werden, so ist doch von diesem einen immerhin beschränkten Geschäftszweig kein allgemeiner Aufschwung des Handels zu erwarten. Das um so weniger, als die Viehbestände der Kolonien nicht unererschöpflich sind, und der Eingeborne im allgemeinen sein Vieh ungern verkauft und nicht mehr von ihm schlachtet, als er nötig braucht. Wildfelle werden immer nur einen kleinen Bruchteil der Exportmenge ausmachen können.

Will man einen Masseneexport von Produkten ins Auge fassen, um den Handel zu heben, so wird er sich auf die Erträge der Feldarbeit des Negerz zu richten haben. Die wertvollern dieser Produkte, das sind die ölhaltigen

Früchte wie Erdnuß und Sesam, können in solchen Mengen produziert werden, daß sie Schiffsfrachten ausmachen, oder doch als wesentlicher Posten bei der Befrachtung der bestehenden Linien diese zu Konzessionen bewegen, bei ihrer fast unbeschränkten Absatzfähigkeit und den guten für sie bezahlten Preisen einen ganz bedeutenden Nutzen abwerfen und so in den stagnierenden Umsatzverhältnissen des Schutzgebiets Wandel schaffen. Zum Anbau dieser Früchte sind unendliche Flächen des Innern wie der Küste geeignet und harren der Bearbeitung.

Von den nicht ölhaltigen weniger wertvollen Feldfrüchten wird man keinen großen Aufschwung des Handels erwarten dürfen, da sie — wie Negerhirse, Kunde und dergleichen —, außer etwa bei Hungersnöten, für den Transport zu billig sind. Mais ist in seiner jetzigen Beschaffenheit, d. h. bis die fast allgemein die Körner entwertende Wurmstichigkeit durch irgendein Verfahren verhindert werden kann, für den Export so gut wie wertlos. Die Versuche mit dem Anbau von Reis und Baumwolle sind sehr vielversprechend, heute aber noch zu jung und zu wenig umfangreich, als daß sie schon jetzt ernstlich in Rechnung gezogen werden könnten; immerhin würde ein Emporblühen dieser zwei Kulturen eine mächtige Unterstützung zum Aufschwung des Handels darstellen. Beide Produkte werden zweifellos in größern Mengen nur im Wege des Anbaus durch Eingeborne erzeugt werden können. Gelingt es also, die Felzarbeit des Negers, wenn ich so sagen darf, zu einem Massenartikel umzugestalten, so wird man voraussichtlich auch aus diesen Kulturen einen regen und lohnenden Handel oder Export entwickeln können.

Es wird also darauf ankommen, den an sich willigen aber bequemen Neger, der nicht gern mehr Felzarbeit verrichtet, als zur Befriedigung seiner ungemein bescheidenen Bedürfnisse unumgänglich nötig ist, zu regerer Produktion der Landeserzeugnisse zu veranlassen, die den Handel und den Export lohnen, also von Ölfrüchten und voraussichtlich Baumwolle und Reis, vielleicht auch von Faserpflanzen. Gelänge das, so könnte man durch Anbau der schon jetzt dem Handel leicht zu eröffnenden Landstriche, also der Küste, eine recht bedeutende Produktion gewinnen; einen allgemeinen Aufschwung von Handel und Wandel wird man aber nur durch Massenproduktion nach Inanspruchnahme des viel stärker als die Küste bevölkerten Hinterlandes erwarten können. Ist hierzu — die Regelung der Negerarbeit vorausgesetzt — eine gute und billige Verbindung mit der Küste, also eine Eisenbahn, die Voraussetzung, so legt deren jetzt bevorstehende Anlegung, und darauf kann nicht ernst und nachdrücklich genug hingewiesen werden, jedem, der zum Gedeihen der Kolonie und ihres Handels mitarbeiten will, die unverbrüchliche moralische Verpflichtung auf, diese einzige, aber auch sicher helfende Konjunktur mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu benutzen. Jeder an seinem Teil, die Verwaltung durch Schaffung der Gelegenheit, der Kaufmann und der Pflanzer durch ihre Ausnutzung, kann jetzt dazu beitragen, endlich mit einem energischen Aufraffen die schon zu lange dauernden kleinen Anläufe zu überholen, die mit redlichem Fleiß aber ohne durchgreifenden Erfolg versuchen, die Kolonie durch Ausbau und Ausnutzung der bisher gegebenen Verhältnisse zu heben oder doch durch diese „kleinen Mittel“ über

Wasser zu halten. Hierin besteht der Wert der neuen Eisenbahn, aber auch ihre Zukunft, und zugleich hiermit die Zukunft der Kolonie. Gelingt es, auf Grund der durch den Bahnbau gegebenen Anregung aus der Ära der Hausmittel zu einer Zeit energischer Kulturarbeit zu gelangen, so ist nicht nur die wirtschaftliche Existenz Deutsch-Ostafrikas gesichert, sondern es steht ihm vielleicht noch eine blühende Zukunft bevor.

Steht und fällt nun die Durchführbarkeit einer Reform mit der Möglichkeit, die Abneigung des Negers gegen regelmäßige Arbeit zu überwinden, so müssen hier neue Verhältnisse geschaffen werden, und es wird allerdings besonderer Mittel bedürfen, den Neger zu ausgiebiger Feldarbeit, wenn auch vielleicht fürs erste nicht, zu erziehen, so doch zu veranlassen, bis er sich nach angemessener Zeit zu einem brauchbaren und willigen Arbeiter entwickelt haben wird. In dieser Richtung ist schon ein in seiner großen wirtschaftlichen Bedeutung viel zu wenig beachteter erster Schritt durch die Einführung der „Dorfschamben“ im Bezirk Dar es Salam vor zwei Jahren gemacht worden. Es sind das Gemeindefelder, die bei den einzelnen Ortschaften als kommunale Zwangsgenossenschaften in der Weise angelegt werden, daß das Bezirksamt das Saatgut hergibt, der die Obrigkeit darstellende Dorfjunge die jedem männlichen Einwohner auferlegte — übrigens sehr mäßig bemessene — Feldarbeit anordnet und überwacht. Die Erträge werden dann vom Bezirksamt zu Geld gemacht, und der Erlös, nach Abzug der Auslagen, in angemessener Weise zwischen dem Jungen und den arbeitenden Dorfeingesessenen verteilt.

Darf man hierdurch die Erziehung des Negers zu einem erwerbslustigen Arbeiter nun auch erst nach angemessener Zeit erwarten, so muß man doch diesen ersten Schritt auch in seiner Wirkung als eine groß gedachte, einer durch und durch gefunden Anschauung entsprungenen Maßnahme begrüßen, den Neger zu zivilisieren und ihn zu einer wirtschaftlichen Wohlfahrt zu führen. Mit der Einführung dieser kommunalen Last ist ja das Prinzip ausgesprochen, daß der Eingeborne als Entgelt für die Segnungen einer festen und friedlichen Regierung verpflichtet ist, für seinen Teil an dem Gedeihen des Landes mitzuwirken, nicht etwa als Sklave, sondern als freier, aber seinem Vaterlande und seiner Kommune gegenüber zu bestimmten Leistungen verpflichteter „Staatsbürger.“ Es ist nicht mit Unrecht darauf hingewiesen worden, daß die dem Einzelnen hier auferlegte Last den Kommunallasten in unserm einheimischen Sinne nicht unähnlich ist. Der dem Neger — abweichend von unsern kommunalen Lasten — dabei auferlegte Zwang zum Erwerben stellt freilich einen Grad der Wohlfahrtspolizei dar, wie er nur für afrikanische Verhältnisse paßt, dort aber bei dem kindlichen und erziehungsbedürftigen Charakter des Negers nicht nur angemessen und berechtigt, sondern bei ernster Auffassung unsrer kolonialisatorischen Aufgaben geboten erscheint.

Viel kann in dieser Hinsicht durch Ausdehnung der Kommunalfeldwirtschaft auf andre oder auf alle Bezirksämter erreicht werden, und eine dahin gehende Entschliebung des Gouvernements wäre freudig zu begrüßen. Soll aber, was heute erhofft werden kann und erwartet werden muß, der ernstliche Versuch gemacht werden, eine Massenproduktion mit allen zu Gebote stehenden

Mitteln anzubahnen, so muß, bevor man sich mit dieser Maßnahme zufrieden gibt, geprüft werden, ob sie allein schon das Erreichbare darstellt. Das ist zu verneinen. Zunächst muß man darauf hinweisen, daß nur der kleinere Teil des Schutzgebiets unter der Verwaltung von Bezirksamtern steht, und daß der größere, von Militärstationen verwaltete, keine kommunale Selbständigkeit hat, ihm also keine entsprechenden Mittel zur Verfügung stehn, auf eigne Rechnung Kommunalfelder einzurichten. Abgesehen von diesem immerhin heilbaren Mangel muß man aber ferner berücksichtigen, daß Kommune und Gouvernement, wenn überhaupt, doch immer nur in geringem Maße an dem Gewinn aus den Kommunalfeldern beteiligt sein und deshalb infolge der nötigen Beaufsichtigung dieser Arbeiten teurer wirtschaften werden. Sie sind mühsam in der Ausdehnung der Felder wegen der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel beschränkt. Daß sie wirklich im großen, und dabei wirtschaftlich, arbeiten könnten, müßten die Genannten wesentlich am Gewinn beteiligt werden; dadurch würde die Verwaltung zu dem größten geschäftlichen Unternehmer des Schutzgebiets. Geschäftliche Unternehmungen entsprechen aber nicht dem Zweck und dem Wesen der Kolonialverwaltung, sie sind von ihr auch nur im kleinen und nur da unternommen worden, wo sie belehrend und anregend wirken sollten. Im übrigen hat die Verwaltung solche Unternehmungen in richtiger Würdigung ihrer Aufgaben nach Möglichkeit der privaten Erwerbstätigkeit überlassen. Das ist auch hier möglich und geboten. Es kann dem deutschen Kapital endlich ein Feld eröffnet werden, auf dem es sich in größerem Umfang und mit sicherer Gewinnaussicht in unsern Kolonien betätigen kann, indem es sich außer dem Handel mit den Landesprodukten auch ihre Erzeugung zunutze macht und diese nach Bedarf steigert.

Daß hierbei ganz bedeutende Gewinne erreicht werden können, haben die im kleinen gemachten Versuche mit den Kommunalfeldern schon bewiesen, und die Möglichkeit, solche Unternehmungen durch Bestellung der nötigen Arbeitskräfte zu eröffnen, ist zum Teil schon heute gegeben, wenn auch bisher übersehen worden, kann aber ohne weiteres geschafft werden.

Nach der Verordnung über die Erhebung einer Hüttensteuer für Ostafrika kann schon heute in den Bezirken, wo die Steuer nicht bar entrichtet werden kann und deshalb in Arbeit geleistet wird, diese Arbeit durch das Gouvernement an private Unternehmer gegen Entrichtung des abzarbeitenden Wertbetrags dieser Steuer vergeben werden. Der Umrechnungsfuß stellt im allgemeinen den Arbeitstag auf $\frac{1}{4}$ Rupie, sodaß, auch die etwa nötige Verpflegung der Arbeiter während ihres Anmarsches eingerechnet, billige Arbeitskraft in diesen Bezirken zur Verfügung steht. Damit die Massenproduktion in weitem Maße ermöglicht werden kann, müßte diese für die ärmern Bezirke schon bestehende Arbeiterbeschaffung auch auf andre hierzu geeignete ausgedehnt werden. Das müßte in der Weise geschehen, daß die Hüttensteuerverordnung eine Änderung erführe, und daß auf Anordnung des Gouverneurs auch in den Bezirken, wo die Hüttensteuer bar eingetrieben werden kann, diese ganz oder distriktweise in Arbeit geliefert werden müßte. Sache des Gouvernements wäre es, nach Vereinbarung mit den Unternehmern die nach ihrer Lage an Verkehrsadern und verwaltungstechnisch

geeigneten Bezirke oder Teile zu bestimmen, und soweit nötig, einzelne Bevölkerungsklassen von dieser Art der Steuerzahlung zu befreien.

Eine dritte Art der Bezahlung der Hüttensteuer besteht in der Einlieferung von Landesprodukten. Auch diese Art der Steuerzahlung könnte, wo es die Verkehrswege erlauben, dem Handel dadurch zugänglich gemacht werden, daß die Lieferung bestimmter Fruchtarten angeordnet wird und Abnahmeverträge mit Exporteuren abgeschlossen werden. Ist das Gouvernement gewillt, dem privaten Unternehmungsgeist in dieser Weise entgegenzukommen — an der Möglichkeit ist nicht zu zweifeln, und Grund zu dieser Entschliehung ist bei der ungeheuern Wichtigkeit der Frage genug vorhanden —, so handelt es sich, abgesehen von der Naturalsteuer, bei den in jeder Weise geeigneten Gebieten um viele Hunderttausende von Arbeitstagen, die zur Verfügung gestellt werden können. Daß auch schon mit Bruchteilen dieser Menge von Arbeitseinheiten Großes geschaffen werden kann, liegt bei der notorischen Bebauungsfähigkeit entsprechender Landflächen mit den in Frage kommenden Produkten auf der Hand. Der Gewinn wird dadurch noch gesteigert werden können, daß man Produktion und Export vielfach in einer Hand wird vereinigen können, wodurch der Zwischenhandel gespart und die Aufsicht über die Feldarbeit billiger gemacht würde. Tüchtige Kräfte zur Anleitung und Beaufsichtigung der Arbeit sind schon heute in Ostafrika zur Genüge vorhanden.

Sache des Privatkapitals wäre es jetzt, nach einer Einigung mit der Kolonialverwaltung über die Art und das Maß der ihm durch die Lokalbehörden zu gewährenden Unterstützung zunächst eine Gesellschaft zur Erzeugung und Verwertung der handelsfähigen ostafrikanischen Landesprodukte zu gründen. Dieser mit besonderm Entgegenkommen zu behandelnden ersten Unternehmung würden wohl sehr bald andre Gesellschaften und vor allem kleinere Einzelunternehmer auf der dann geebneten Bahn folgen können, und es ist nicht abzusehen, warum nicht in Kürze weitere Eisenbahnen zur Eröffnung andrer geeigneter Teile des Schutzgebiets nötig werden sollten, wenn die jetzt entstehende Bahn neben der ja sehr viel kürzern Usambarabahn die Ausnützung aller durch sie erschlossenen Gebietsteile ermöglicht haben werden.

Glaubt die Kolonialverwaltung in der Lage zu sein, solchen Unternehmungen in der empfohlenen Art entgegenzukommen, so wird die wirtschaftliche Stagnation, unter der die Kolonie so lange gelitten hat, regem Handel weichen müssen, und die der Verwaltung so oft gemachten unberechtigten Vorwürfe werden verstummen.

Unberechtigt waren diese Vorwürfe, weil sie sich auf Vergleiche mit reichen Kolonien andrer Staaten und deren Verwaltung stützten. Es ist ja richtig, daß wir, um einen recht trivialen Vergleich zu brauchen, erst den berittnen Schußmann an die Ecke gestellt und dann versucht haben, eine Stadt um ihn zu bauen. Es ist aber falsch, dies dem mangelnden Talent unsrer Nation und ihrer Regierung zum Kolonisieren zur Last zu legen. Man vergewärtige sich, daß die alten Kolonialmächte das Kolonisieren in reichen Gebieten lernten, wo der Kaufmann die Kolonisierung anfang und bei dem reichen Gewinn als Pionier mühelos der später nötig werdenden Verwaltung

vorarbeiten konnte, und daß deshalb diese ein Feld der Wirksamkeit vorfand wo das reichlich Vorhandne nur zu ordnen und zu sichern war.

Wir haben in Ostafrika mit einer Kolonie angefangen, deren Vermögensquellen, Eisenbein und Kautschuk, bald erschöpft sein mußten, und die im übrigen so gut wie nichts bot. Hier haben wir vornehmlich das Kolonisieren gelernt. War es möglich, auf einem solchen Boden dem Kaufmann, wie das bei einer reichen Handelskolonie natürlich gewesen wäre, den Vortritt als Kolonistator zu lassen? Es wäre das, abgesehen von den kriegerischen Zuständen, die wir vorfanden, schon aus dem Grunde einfach unmöglich gewesen, weil der Kaufmann gar nicht in der Weise auf seine Rechnung kommen und deshalb allein nicht kolonistatorisch wirken konnte. Was blieb da übrig, als neben der Pazifizierung des Landes im Verwaltungswege so viel zur Ordnung und zum Gedeihen der Kolonie zu wirken, als eben möglich war? Nur den wirtschaftlichen Verhältnissen der Kolonie war es zuzuschreiben, daß der Handel und mit ihm der Plantagenbetrieb mit der Ausbreitung der Verwaltung nicht Schritt halten konnten. Man mußte es andernfalls der Verwaltung zum Vorwurf machen wollen, daß sie gerade deshalb, weil der Kaufmann wenig verdiente, nicht untätig geblieben war.

Jetzt kann der Augenblick gekommen sein, wo sich die vorbereitende Tätigkeit der Verwaltung, die durch Ordnung und Sicherung der Verhältnisse dem Handel für kommende bessere Zeiten eine zuverlässige Unterlage gegeben hat, hundertfach lohnt und allgemeiner Anerkennung sicher sein kann. Jetzt ist dann aber auch der Augenblick gekommen, den Unternehmungsgeist des deutschen Kaufmanns zu bewähren. Sind wir dann erst so weit, einen starken Kaufmannsstand in der Kolonie zu haben, dann wird sich sein Einfluß, von der Verwaltung sicher mit Freude begrüßt, bald von selbst in ausschlaggebender Weise geltend machen. Das Ideal jeder Kolonie wird dann erreichbar: Schulterfreiheit und Selbständigkeit für den einheimischen Kaufmann.



Die Mobilmachung von 1870

(Schluß)



ehr eingehend wird die Armierung der Festungen und der Küsten geschildert, die tatsächlich nur bei Kiel in entsprechender Zeit bis zum 25. Juli zustande kam. In Wilhelmshaven war zu jener Zeit an Verteidigungseinrichtungen noch nichts fertig, sodas nur provisorische Befestigungen geschaffen werden konnten, und das Schwergewicht der Verteidigung den dort stationierten Panzerschiffen zufiel. Leider hatten auch diese nur eine geringe Seetüchtigkeit, da die notwendigen Reparaturen wegen gänzlichen Mangels an Werkstätten nicht hatten bewirkt werden können. Sie liefen nur zehn Knoten in der Stunde. Am 24. Juli wurde die Bildung einer freiwilligen Küstenwehr genehmigt, die zum Legen von

Torpedos, Hafensperren usw. Verwendung fand. Die Anwerbungen wurden am 20. August wieder eingestellt. Damals waren an der untern Elbe 158, an der untern Weser 148, an der Jade 38 solcher Leute vorhanden. Ende September hob der Generalgouverneur Vogel von Falckenstein diese Küstenwehr wieder auf.

Fast zugleich mit der ersten Kunde von Verwicklungen zwischen Preußen und Frankreich waren in Österreich Gerüchte aufgetaucht, daß dort Befehl zur Veretzung einer größern Anzahl Batterien auf den Kriegsfuß erteilt sei. Diese damals amtlicherseits in der Mobilmachungspreffe geleugneten Maßnahmen sind seitdem durch Regimentsgeschichten authentisch festgestellt worden. Ein Reskript vom 5. August hatte auch für die gesamte Kavallerie die Veretzung auf den Kriegsfuß, Aufstellung der Ergänzungseskadrons und der Trains befohlen, ebenso wurden beim Fuhrwesenkorps sechsunddreißig Feldeskadrons auf Kriegsfuß gesetzt, Offiziere aus dem Pensionsstand einberufen. Diese der Vollendung nahegeführten Maßnahmen bedeuteten nicht mehr und nicht weniger als die Mobilmachung der Kavallerie, der Artillerie und des Trains. „Zwar befahl Preußen eine verlässliche Rückendeckung durch die Zusage Kaiser Alexanders, im Falle des Herausstretens Österreichs aus der Neutralität eine Armee von 300 000 Mann an der Grenze aufzustellen und erforderlichenfalls zur Besetzung von Galizien schreiten zu wollen, um die österreichischen Streitkräfte zu paralyzieren. Immerhin aber war der Stand der österreichischen Rüstungen ein derartiger, daß wenigstens demonstrative Vorkehrungen notwendig erschienen.“ Durch Kabinettsorder vom 22. August wurde die Aufstellung zweier mobiler Reservekorps bei Berlin und bei Glogau angeordnet, jedes aus sechs Landwehreinfanterieregimentern, je einem Reserve-Ulanenregiment und zwei Reservebatterien bestehend, also für eine ernste Verwendung gegen Österreich nur wenig geeignet. Roon hatte denn auch an das Kriegsministerium telegraphiert, „die Versammlung ist vornehmlich aus politischen Rücksichten erfolgt. Es erscheint angezeigt, sie durch die Presse besprechen zu lassen.“ Ende September wurden diese Truppen nach dem Elsaß gezogen und wirkten dann als vierte Reservedivision bei der Belagerung von Belfort mit. Die schlesischen Festungen waren schon unterm 22. Juli angewiesen worden, Vorbereitungen für eine etwa notwendig werdende Armierung zu treffen.

Weiter sind der Eisenbahnaufmarsch, die Bildung von neuen höhern Truppenverbänden eingehend behandelt. Nicht minder interessant für den Militär sind die sehr eingehenden Mitteilungen über die Verwendung der Überzähligen bei den Ersatz- und Besatzungstruppen, bei denen, wenigstens bei der Infanterie, anfänglich große Schwierigkeiten wegen der Bewaffnung, der Ausrüstung und der Bekleidung bestanden. Einen ernstern Charakter erhielten diese Schwierigkeiten in den östlichen Bezirken. Es hatten sich namentlich bei dem zweiten Armeekorps (Pommern) überaus zahlreiche Freiwillige gemeldet. Durch Kabinettsorder vom 6. August war sodann die Einziehung sämtlicher dienstpflichtiger Mannschaften aus den Bezirken der sechsten, der neunzehnten und der zwanzigsten Infanteriebrigade sowie des Landwehrregiments Nr. 5 angeordnet worden. Es lag dieser Maßregel ein Bericht des Oberpräsidenten

von Posen vom 24. Juli zugrunde, daß agitatorische Einwirkungen auf die Polnisch Sprechenden Reservisten unverkennbar seien. Infolgedessen wurde das Generalgouvernement im Bezirk des fünften und des sechsten Armeekorps nach Posen verlegt, der Generalgouverneur angewiesen, beim Ausbruch der geringsten Unruhen die Provinz sofort in Belagerungszustand zu erklären, ihm auch zur Unterdrückung eines etwaigen Aufstandes noch fünf Bataillone aus Glogau und drei Eskadrons zur Verfügung gestellt. Als dann der Generalgouverneur schon am 29. Juli das Zunehmen der Aufregung in den polnischen Bezirken meldete und die Bitte aussprach, die etwa notwendigen Abwehrmaßregeln in eine Hand zu legen, erging am 6. August der Befehl zur Mobilmachung des Generalgouvernements und zur sofortigen Einbeorderung aller reserve- und landwehrpflichtigen Mannschaften in den genannten Bezirken. Nach den großen Siegen vor Metz und im Elsaß im Laufe des August schwand jedoch jede Besorgnis vor irgendwelchen aufrührerischen Bewegungen, sodaß die einberufenen Mannschaften für die Neuformationen frei wurden.

Roon hatte schon Anfang August das Kriegsministerium beauftragt, sich mit Beendigung der Mobilmachung eine Übersicht zu verschaffen, inwieweit noch Wehrkräfte aller Waffen zur Verwendung bei der Feldarmee durch Neuformationen verfügbar gemacht und in Reserivedivisionen zusammengefaßt werden könnten, ohne die Ausbildung des Ersatzes wesentlich zu beeinträchtigen. Es waren danach vorhanden innerhalb des Norddeutschen Bundes 10248 Reservisten und 107319 Landwehrmänner, die Stärke der formierten Ersatztruppen belief sich auf Infanterie 126149, Jäger 5100, Kavallerie 17492, Artillerie 9480, Pioniere 3218, Train 9295. Von diesen gehörten ungefähr 62000 Mann dem ersten Dienstjahre an. Sehr lehrreich ist das umfangreiche Kapitel über die Etappen- und Besatzungstruppen der Generalgouvernements von Lothringen, Elsaß, Reims und Versailles. Die Ansprüche in dieser Beziehung wuchsen selbstverständlich mit dem Vorschreiten der Armee in Frankreich. Nach dem Fall von Metz hatte der König angeordnet, daß die Landwehrtruppen von dem unmittelbaren Dienst gegen den Feind mit dem allmählichen Fortschreiten der ersten und der zweiten Armee durch Linientruppen dieser abgelöst und zu Besatzungs- und Etappenzwecken verwendet werden sollten. Wie bekannt, haben die Verhältnisse bei dem Korps Werder und bei der Belagerung von Belfort dennoch eine ebenso umfangreiche wie verlustreiche Mitwirkung von Landwehrtruppen notwendig gemacht.

Schon nach dem Fall von Metz, nachdem die französische Armee, die dort kapituliert hatte, in die Kriegsgefangenschaft abgeführt worden war, erwuchsen in der Heimat unverkennbare Schwierigkeiten in der Bewachung der Gefangenen. Mannschaften der Infanterie zur Verstärkung der formierten Besatzungsbataillone waren hinreichend vorhanden, es fehlte aber so sehr an Offizieren und Unteroffizieren, daß sich keine weitere Einberufung von Mannschaften empfahl. Den Ersatztruppen der Infanterie fehlten schon 428 Offiziere und 708 Unteroffiziere, ähnlich ungünstig waren die Verhältnisse bei den Besatzungstruppenteilen. Im Beurlaubtenstande waren keine disponibeln Offiziere mehr und nur noch eine

geringe Anzahl von Unteroffizieren verfügbar. Der Generalstab hatte zwölf Landwehrbataillone zu Besatzungszwecken in Frankreich verlangt, es mußten darum vier Bataillone aus den Küstenbezirken und acht Bataillone der mit den Gefangenen transporten nach Deutschland zurückgekehrten dritten Reserve-division in Marsch gesetzt werden; ferner wurde befohlen, die Landwehrbataillone in den Küstenlanden und in Frankreich sämtlich auf 1002 Köpfe zu bringen. Zugleich ordnete der Kriegsminister die Formation von unberittenen Landwehrdepoteskadrons zur Bewachung der Kriegsgefangenen an. Die Führung des Feldzugs in Frankreich mußte natürlich bei ihren weitern Plänen vor allem in Betracht ziehn, wieviel Kräfte im Vaterlande noch vorhanden seien, die Verluste der Feldarmee auszugleichen, die rückwärtigen Verbindungen zu sichern, den Schutzdienst an der Küste und in den größern Garnisonen zu leisten und die Bewachung der fortwährend anwachsenden Zahl von Kriegsgefangenen zu stellen. Konnte nun auch für die Feldarmee mit der gesicherten Ausbildung des Ersatzes, für die rückwärtigen Verbindungen mit der Heranziehung aller disponibeln Landwehrkräfte gerechnet werden, so war es dagegen fraglich, wie weit die dann noch im Vaterlande vorhandenen Kräfte für die dortigen militärischen Anforderungen ausreichen würden. Die bewundernswürdigen Anstrengungen des französischen Volkes, in einem Kampfe auszuharren, der ihm bisher nur Niederlagen gebracht hatte, und seine von Erfolg gekrönten Bemühungen, dem Feinde immer neue überlegne, fast aus dem Nichts entstandne Massen entgegenzuwerfen, hatten nach den Schlachten bei Amiens, vor Paris und bei Orleans dem Chef des Generalstabes die Überzeugung aufgedrängt, daß auf deutscher Seite wenigstens ähnliche Kräfteentfaltungen unerlässlich seien, trotz dem unvergleichlich höhern Kampfwerte der deutschen Truppen den Sieg dauernd an deren Fahnen zu fesseln. Er gab dieser Ansicht in einem am 8. Dezember an Moon gerichteten Schreiben Ausdruck, das sich in Moltkes militärischer Korrespondenz (1870/71) abgedruckt findet. Er berechnet darin, daß der Ersatz der Infanteriemannschaften bis zum 1. Mai 1871 in Höhe von 220000 Mann möglich sei, dem ein Abgang in annähernd derselben Höhe nicht gegenüberstehe. Ähnlich verhalte es sich mit der Kavallerie und der Artillerie. Das System des Ersatzes für die Feldarmee funktioniere also ausgiebig. Aber die Feldarmee bliebe den feindlichen Streitkräften gegenüber nur dann stark genug, wenn sie im Vorschreiten nicht genötigt würde, einen Teil ihrer Kräfte zu Besatzungszwecken zu fesseln. Diese im gegenwärtigen Kriege nicht zu unterschätzende Aufgabe müsse den Landwehrtruppen zufallen, und diese seien deshalb in ausreichender Zahl disponibel zu machen. Beim Beginn des Feldzugs seien 162 Landwehrbataillone aufgestellt worden, die in neuerer Zeit die Stärke von je 1002 Mann erreicht hätten. Siebenundfünfzig dieser Bataillone seien noch im Inlande zur Verteidigung der Küsten, zur Bewachung der Kriegsgefangenen und zu sonstigen Besatzungszwecken verwandt, es erscheine notwendig, sie nach und nach sämtlich nach Frankreich zu ziehn. „Wenn es in Frankreich möglich gewesen ist, aus Nichts zahlreiche Truppenkörper zu schaffen, die sich nicht scheut haben, unsern wohlgeübten Feldtruppen im freien Felde entgegenzutreten, so müssen wir imstande sein, durch

Einberufung aller noch zum Dienst verpflichteten sowie auch der jüngst aus jeder Pflicht entlassenen Landwehroffiziere und Mannschaften Truppenteile herzustellen, die die nicht bewaffneten französischen Kriegsgefangenen bewachen und den gewöhnlichen Garnisondienst im Inlande versehen können. Der in dieser Beziehung gemachte Anfang von sechzig unberittnen Depot Schwadronen zu 200 Mann gibt nur ein geringes Resultat. Es dürfte ferner keinem Bedenken unterliegen, die Ersatzbataillone der Regimenter, welchen man in Zukunft Garnisonen in Elsaß-Lothringen anweisen will, jetzt schon nach Metz, Straßburg usw. zu verlegen. Dadurch würde eine gleiche Anzahl der jetzt dort stehenden Landwehrbataillone zum weiteren Vorschieben verwendbar. Ebenso müssen, bis weiteres geschieht, nach Formation der oben erwähnten Depot Schwadronen zwölf Landwehrbataillone frei werden, deren schnelle Zuwendung erwünscht ist.“ In einer beigelegten Berechnung stellt Moltke die Stärke der im Laufe des Krieges neu formierten aktiven französischen Truppenkörper auf 552000 Mann, die in der Organisation begriffen auf 900000 zusammen, rund anderthalb Millionen Mann fest. Der König genehmigte am 10. Dezember die ungeäumte Verlegung der Ersatzbataillone von achtzehn Infanterieregimentern nach Metz, Diedenhofen und Straßburg, wies dabei aber ausdrücklich auf die Notwendigkeit hin, daß an deren Stelle nur etwa zwölf bis höchstens vierzehn mobile Besatzungsbataillone ausmarschieren dürften, damit die Ersatzbataillone durch den Garnisondienst nicht zu sehr in Anspruch genommen und dadurch der Erfüllung ihres eigentlichen Zweckes, Ausbildung der Ersatzmannschaften, entzogen würden. Ferner wurde unter dem 14. Dezember die Formierung von Garnisonbataillonen angeordnet, wegen deren bestimmt wurde, daß alle im Beurlaubtenstande noch vorhandenen und für diesen Zweck disponibeln Mannschaften aller Waffen der Garde- und der Provinziallandwehr unter Miteinstellung von solchen Freiwilligen, die zwar gedient haben, aber nicht mehr militärpflichtig seien, und Rekruten aus den jüngsten Jahrgängen der Ersatzreserve erster Klasse in besondern Bataillonen in Stärke von 602 Köpfen zu formieren seien. „Diese Bataillone, die die Bezeichnung »Garnisonbataillone« und eine laufende Nummer zu führen haben, sind zum Garnisondienst und zur Bewachung von Kriegsgefangenen bestimmt. Die Besetzung der Offizierstellen erfolgt durch den stellvertretenden kommandierenden General. Die Stellen der Bataillonskommandeure und Kompagnieführer sind durch zur Disposition stehende Offiziere aller Waffen, durch bisher unabkömmliche Offiziere der Landwehr und durch bereite inaktive Offiziere der Linie und der Landwehr zu besetzen. In Leutnantstellen können aus dem Militärdienst ausgeschiedne Personen des Unteroffizierstandes Verwendung finden, und soweit dies nach den bestehenden Bestimmungen zulässig ist, zu Sekondeleutnants in Vorschlag gebracht werden.“ Es wurden im ganzen zweiundsechzig Garnisonbataillone und sechzig unberittne Landwehrdepoteskadronen aufgestellt, denen bis zur Beendigung des Krieges die Bewachung von 11860 Offizieren und 371981 Mann, zusammen 383841 französischen Gefangenen zufiel. In einem Schreiben vom 15. Dezember war Moltke noch einmal in dringlichster Form auf seine Anträge vom 8. zurückgekommen. Er schrieb:

„Die Dringlichkeit der Umstände und die gewissenhafte Überzeugung, daß ohne eine erhebliche Anstrengung, selbst über die für Friedensverhältnisse bestehende gesetzliche Verpflichtung hinaus, es den deutschen Armeen auf die Dauer nur schwer gelingen kann, die bisher durch einen beispiellos glücklichen Feldzug erreichten Resultate zu behaupten und auszubenten, veranlassen mich zu einer Wiederholung meiner ergebensten Vorstellung vom 8. dieses Monats. Ich gestatte mir hierbei gleichzeitig, ein vorläufiges Minimum der Leistung, die unverzügliche Aufstellung von etwa 100 Bataillonen zu 600 Mann in Anregung zu bringen.“ Er schloß mit der Mitteilung, daß er sich verpflichtet halte, die Angelegenheit bei einem der nächsten Immediatvorträge zur Sprache zu bringen. Moos geriet durch dieses Verlangen in eine gewisse Erregung, da er und das Kriegsministerium allen irgendwie mit den Rücksichten auf die wichtige Ausbildung des Ersatzes sowie die innere Sicherheit des Vaterlandes zu vereinbarenden Forderungen Moltkes bis an die Grenze des Möglichen entsprochen hatten, oft ihnen zuvorgekommen waren. Von der Formierung vierter Feldbataillone aus den Ersatzbataillonen, die schon einmal erwogen worden war, mußte Abstand genommen werden, da an Unteroffizieren nicht weniger als 630 fehlten. Es blieb also nur übrig, allmählich Landwehrbataillone für den Dienst in Frankreich verfügbar zu machen. An Besatzungstruppen sind vom Norddeutschen Bunde schließlich 141 Bataillone Infanterie, 2 Reservejägerbataillone, 16 Reservefaballerieregimenter, 39 Reservebatterien, 63 Festungsartilleriekompagnien und 31 Festungspionierkompagnien in Frankreich verwandt worden.

Erwähnt darf noch werden, daß der Gang der Formation bei den Garnisonbataillonen, wo es sich darum handelte, aus ehemaligen Kavalleristen, Artilleristen und Marinemannschaften Infanteriebataillone herzustellen, stellenweise langsam war. Die Erschöpfung der Vorräte an Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken, der sehr strenge Winter und die beschränktere Leistungsfähigkeit der meist im vorgeschrittenen Lebensalter stehenden, dem Dienst seit Jahren vollständig entfremdeten Offiziere haben dazu das ihrige beigetragen. Hierzu kam, daß in den neuen Provinzen die den ältesten Jahrgängen der Landwehr angehörenden Mannschaften nicht nach preussischem Reglement und auch nicht mit dem Zündnadelgewehr ausgebildet waren. Doch wird, was die ehemaligen dänischen Soldaten anlangt, deren Ordnungsliebe, Willigkeit und Nüchternheit lobend hervorgehoben.

Hatten schon auf diesem Gebiete Reibungen zwischen dem Generalstab und dem Kriegsminister bestanden, so steigerten sie sich ganz bedeutend bei der Mobilmachung der Festungsartillerie und des Belagerungstrains, insbesondere, wie bekannt ist, bei der Belagerung von Paris. Schon am 19. Juli hatte Moos angeordnet, den Belagerungstrain schleunigst so in Bereitschaft zu setzen, daß er nach weiterem Befehl sogleich verladen und abgefandt werden könnte. Am 2. August teilte er mit, daß es notwendig werde, die Mobilmachung eines Belagerungsparks in größerem Maßstab ins Auge zu fassen. Am 6. August erging dann der Befehl zur sofortigen Mobilmachung dieses Belagerungstrains für Straßburg. Die am 14. August befohlene Verladung

des Materials begann am 16. und dauerte bis zum 23. August. Die neuen gezogenen Geschütze folgten vom 31. August ab. Das Kriegsministerium hatte in einer Denkschrift vom 7. August gemeldet, es würde gebotnenfalls keine Schwierigkeiten haben, einen zweiten Train in derselben Stärke zusammenzustellen. Aber in einem an Roon erstatteten Bericht vom 25. August meldet das Departement, daß auf die Defensionsgeschütze in Posen und in Schlesien habe zurückgegriffen werden müssen. Der Bestand an schweren Geschützen neuer Konstruktion sei nahezu aufgebraucht, und infolgedessen müßten bei einem weitem Bedarf, sofern nicht eine teilweise Degarnierung der Ostseefestungen für zulässig erachtet würde, Rohre und Lafetten älterer Konstruktion verwandt werden.

Am 8. September benachrichtigte der Chef des Generalstabs Roon, daß voraussichtlich zwischen dem 25. und dem 30. der ernsthafte Angriff auf Paris beginnen würde. Zu dessen wirksamer Durchführung sei das Feuer schwerer Geschütze notwendig, deren schnelligste Heranführung in möglichst großer Zahl (mit Einschluß der nötigen Festungsartillerie) der König heute befohlen habe. Mit dieser Mitteilung beginnt die Leidensgeschichte des artilleristischen Angriffs auf Paris, die, wenn auch zum großen Teil bekannt, in dem vorliegenden Buche eine bis in alle Einzelheiten gehende Beleuchtung erfährt. Schon am 9. September gab Roon die entsprechenden Weisungen nach Berlin, am 13. September wurde die Mobilmachung des zweiten Belagerungstrains zur Beschießung von Paris vom Könige formell befohlen. Schon am 3. Oktober wird jedoch von dem Parkkommando in Nanteuil, wohin die Transporte gehn, um von dort auf dem Landwege nach dem Park von Villa Coublay geführt zu werden, über Mangel an Fuhrwerk geklagt. Diese Klagen finden auch in den folgenden Wochen keine Abhilfe, und am 26. Oktober ersucht Roltke den Kriegsminister, für die nächsten Wochen von Nachsendung weiterer Geschütze und der zweiten Munitionsräte abzusehn. Es läge ein solches Quantum von Munition in Nanteuil, daß zur Heranführung viertausend Fuhrren notwendig seien, während nur zweihundert zur Verfügung stünden. Tatsächlich rechnete man damals im Generalstab mit dem Fall von Paris, da man von Sedan die erbeuteten Militärwagen nach Soissons gehn ließ, wo sie der Generalintendantur zur Verfügung gestellt wurden, „um Vorräte heranzuführen.“ Es wurde zu jener Zeit für nötiger erachtet, große Vorräte für Gefangne anzusammeln, „wodurch allerdings der Transport des Belagerungsmaterials eine weitere Beschränkung erfahren wird.“ Roon ließ nun in Deutschland fünfhundert starke, zum Munitionstransport geeignete Wagen aufkaufen und in zerlegtem Zustande nach Frankreich senden.

Bekanntlich hatte in diese Frage auch Bismarck durch eine Vorstellung vom 28. November an den König vom politischen Standpunkt aus eingegriffen und die Beschießung der Forts als eine politische Notwendigkeit bezeichnet. Die Verzögerung des Angriffs kontrastiere mit der Schnelligkeit, mit der die Franzosen die schwersten Geschütze mit ausreichender Munition von Toulon, Brest und Cherbourg nach Paris geschafft hätten. Wenn auch die Armeec in der Lage sei, abzuwarten, bis der Hunger Paris zur Übergabe

zwingen, müsse er doch behaupten, daß die Politik eine durch die Beschleunigung der Forts zu erreichende Beschleunigung sehr wünschenswert mache. Der König forderte Roon und Moltke zum Bericht auf. Moltke erklärte, die Frage, wann der artilleristische Angriff beginnen solle oder könne, sei nur auf Grund militärischer Gesichtspunkte zu entscheiden. Politische Gesichtspunkte könnten nur Berücksichtigung finden, so weit sie nicht militärisch Unzulässiges oder Unmögliches beanspruchten. Roon berührte in seinem Bericht vom 30. November diese Frage gar nicht, sondern legte den Gang und Stand der Bereitstellung und des Transports des Belagerungsmaterials aktenmäßig dar und fügte hinzu, daß die Verzögerung des artilleristischen Angriffs nicht in den Maßnahmen des Kriegsministeriums, sondern in der Verfahrensweise der Ausführungsinstanz zu suchen sei, deren Umsicht und Energie Seine Majestät die Heranschaffung und Verwendung des Belagerungsmaterials übertragen habe. Seitens des Kriegsministeriums sei allen Anforderungen vollauf und mit größter Beschleunigung entsprochen worden. „Eine weitere Einwirkung konnte bei den zurzeit bestehenden Ressortverhältnissen von mir nicht geübt werden.“ In einer Korrespondenz mit dem Oberkommando der dritten Armee weist dieses die Schuld an der traurigen Beschaffenheit der Transportmittel und der Anhäufung des Belagerungsmaterials dem Großen Hauptquartier zu, an das das Oberkommando sechsmal mit Anträgen, Meldungen und Berichten erfolglos herangetreten sei. In seiner Antwort an Roon erwidert Moltke bei Rücksendung dieses Berichts am 7. Dezember, daß es Sache des Oberkommandos gewesen sei, geeignete Vorschläge und Anträge auf Abhilfe der eingetretenen Mißstände bestimmt zu formulieren. Am 7. Dezember erließ Roon den telegraphischen Befehl an das Kriegsministerium, mit größter Beschleunigung einen militärischen Fuhrpark von 900 bis 1000 vier-spännigen Wagen zum Munitionstransport mobil zu machen und dabei das in Metz lagernde Material an Fahrzeugen und Geschirren zu benutzen. Der Transport begann am 13. Dezember. Am 18. Dezember hatte der zum Kommandeur der Belagerungsartillerie ernannte General von Sinderfin in einer Immediatvorstellung darauf hingewiesen, daß er am 2. Oktober, um nicht mit unzureichenden Mitteln zu beginnen, die Überweisung von 420 Belagerungsgeschützen sowie sämtlicher kurzer Vierundzwanzigpfänder und 21 Zentimeter-Mörser verlangt habe. Es seien wohl nicht nur die Bahnschwierigkeiten, sondern der stets vorherrschende Gedanke, Paris werde durch Hunger fallen, die Momente gewesen, die lähmend auf den artilleristischen Angriff, herabdrückend auf die dazu erforderlichen Mittel tatsächlich eingewirkt hätten. In seiner Begutachtung dieses Berichts wies Roon auf die Dringlichkeit hin, die gesamte Belagerungsartillerie auch der Süd- und der Ostfront unter einen gemeinsamen energischen Oberbefehlshaber zu stellen. Als solchen brachte er den Generalmajor Prinzen Hohenlohe und zugleich für die Ingenieure den Generalleutnant von Ramecke in Vorschlag. Diesem Antrag entsprechend erfolgte die Ernennung beider durch Kabinettsorder vom 23. Dezember, und damit hatte Roon seinen Bemühungen um die Beschleunigung der artilleristischen Belagerung von Paris zu durchschlagendem Erfolge verholfen.

Mit den Garnisontruppen hatten die Formationen für den Krieg ihren Abschluß erreicht. Es wird nicht ohne Interesse sein, in einem kurzen Rückblick die gewaltigen Leistungen Preußens an Menschen für diesen gewaltigen Kampf zusammenzustellen. Die Friedensetats waren beim Beginn der Mobilmachung vollzählig. Zur Einberufung aus dem Beurlaubtenstande gelangten 6269 Offiziere, 1167 Ärzte und 698237 Mannschaften. Die Verpflegungsstärke der Armee erreichte ihren höchsten Stand im Februar mit 1028126 Mann und 199118 Pferden. Der mobilen Armee gehörten davon an 718726 Mann und 176949 Pferde. Es sind dies 39 vom Tausend der im Jahre 1867 ermittelten Bevölkerungszahl. Die alten Provinzen Preußens waren hierbei sehr viel stärker in Anspruch genommen worden, weil die neuen Provinzen und die kleinern Bundesstaaten nicht hinreichend leistungsfähig waren. Vorhanden waren am 5. Februar 1871 bei Ablauf des Waffenstillstandes im Beurlaubtenstande noch 66757, von denen 32500 als wirklich verfügbar angesehen werden konnten, in der Ersatzreserve erster Klasse noch 68775 und an Rekruten 23512. Vergleicht man die obigen Zahlen mit denen der andern Bundesstaaten, so erhält man für Bayern 31,30 vom Tausend, Hessen 30,26, Sachsen 27,62, Baden 27,07, Württemberg 23,56, Mecklenburg 20,76. Der Löwenanteil war somit Preußens.

Nach Beendigung der Mobilmachung waren außer 16800 Reservisten und Wehrmännern des Gardekorps noch vorhanden an Reservisten, Landwehren und Ersatzreservisten erster Klasse 221637 Mann. In den Ersatztruppenteilen standen im ganzen 170536, darunter 62857 im ersten Dienstjahr, die im mobilen Besatzungsgruppen hatten eine Stärke von 124218 Mann. Nach den Augustschlachten waren dem Feldheere schon 574 Offiziere, 50263 Mann und 3527 Pferde zugeführt worden. Bei diesem Nachschub waren den Bestimmungen des Mobilmachungsplans zuwider eine größere Anzahl von geringerer als dreimonatiger Dienstzeit ins Feld geschickt worden. So hatte der dem Gardefüsilierregiment nachgeführte Ersatz unter 325 Mann 225 einjährige und 15 dreijährige nach der Mobilmachung eingetretene Freiwillige enthalten. Der König hatte hiervon mit Mißfallen Kenntnis genommen. Roon ordnete infolgedessen an, daß den stellvertretenden Generalkommandos eine entsprechende Eröffnung zu machen sei, wobei er bemerkte: „Die dem be-
regten Transport eingereichten Einjährig-Freiwilligen sind ein kostbares Material, welches bei hinreichender militärischer Ausbildung im Ersatzbataillon nach kurzer Frist geeignet gewesen sein würde, die großen Verluste an Offizieren einigermaßen zu ersetzen. Bei dem eingeschlagenen Verfahren wird dieses wertvolle Material frühzeitig nutzlosem Verderben ausgesetzt.“

Die Anstrengungen des Winterfeldzugs hatten die Ausrückstärke, namentlich der Infanterie, vielfach so stark herabgesetzt, daß zu deren Hebung besondere Maßregeln ergriffen werden mußten. Demzufolge ordnete Roon auf den Antrag des Chefs des Generalstabs an, daß abweichend von den Vorschriften des Mobilmachungsplans der Ersatz an Mannschaften schon dann zu beantragen sei, wenn der Truppenteil fünf Prozent seiner Etatsstärke durch Tod, Verwundung, Gefangenschaft oder Lazarettkrankheit von längerer Dauer

eingebüßt habe. Dank der unermüdblichen Einwirkung Roon's gelang es dem Kriegsministerium, die Ersatztruppenteile, namentlich der Infanterie, den hohen Forderungen der Feldtruppen gegenüber durchaus leistungsfähig zu erhalten und ihnen nur genügend ausgebildete Mannschaften nachzusenden. Es sind dies im ganzen 140 170 Mann und 12347 Pferde gewesen für sämtliche Waffengattungen der Armee des Norddeutschen Bundes. Auf die Infanterie allein entfallen davon 112319.

Roon hatte dafür gesorgt, daß der Geist, den er dem Kriegsministerium eingehaucht hatte, durch Männer von bewährter Tüchtigkeit, hervorragender Arbeitskraft und treulichster Hingebung an den Dienst auch während seiner Abwesenheit lebendig blieb, sodaß alle Geschäfte trotz dem riesenhaften Umfange der Arbeitsleistung mit Pünktlichkeit, Schnelligkeit und Sorgfalt erledigt wurden. Soweit die Einwirkung des Kriegsministeriums gereicht hat, hat es der Armee niemals und an keinem Orte an dem gemangelt, was sie zur Erfüllung ihrer großen und schweren Aufgaben gebrachte. Auch hat es keiner Stelle jemals an dem fördernden und anspornenden Einflusse des Kriegsministeriums gefehlt. Es darf somit auf diese seit seiner Einrichtung größte Leistung mit berechtigtem Hochgefühl zurückschauen und ohne Überhebung von sich sagen: „Auch mir gebührt an dem, was errungen ist, an dem Ruhm und der Größe des Vaterlandes, an den Siegen seines Heeres ein Teil, und nicht der geringste.“

Es müssen noch die dreißig Anlagen erwähnt werden, die die Hälfte des Bandes ausmachen und ein für die Beurteilung der Verhältnisse im Kriege von 1870 außerordentlich wertvolles Zahlenmaterial über die Stärkeverhältnisse, Ersatz, Truppeneinteilung, Eisenbahntransport, Nachweisung von Geschütz- und Munitionsbeständen, der Kriegsgefangnen usw. enthalten. Das historisch wertvollste Blatt ist die faktimierte Wiedergabe des über vier Quartseiten umfassenden Mobilmachungsbefehls vom 15. Juli mit der Unterschrift des Königs und der Gegenzeichnung Roon's. Zur Geschichte des großen Krieges liefert somit das Buch einen lehrreichen und wertvollen, die bisherigen Publikationen des Generalstabs und die Schriften Moltkes ergänzenden Beitrag. Möge jede künftige deutsche Mobilmachung dieser gleichen! h. J.



Bérards Homerwerk

(Schluß)



ie Telemachie erzählt, wie der verständige Sohn des Odysseus nach heftigen Aufsitzen mit den Freiern, von Athene beraten und beschützt, heimlich nach Pylos fährt, um bei dem Neleiden Nestor Kunde vom Vater zu erlangen. Nestors Sohn Pisistratus bringt ihn zu Wagen nach Sparta, weil Menelaus mehr weiß. Die Hinfahrt dauert wie die Rückfahrt zwei Tage; bei Diokles in Pherä wird übernachtet. Bérard, der den Peloponnes von Athen aus bereift hat, zeigt, daß

alle Angaben der Odyssee: die Beschreibung der Küste, die Lage der Städte, die Fahrzeiten vortrefflich stimmen, wenn Nestors Pylos das triphylische in der Mitte des arkadischen Golfs war, nicht das an der Bai von Navarino. Der in Jonien lebende Sänger der Telemachie, der mit dem Sänger der Ulyssiede identisch oder auch ein anderer gewesen sein mag, kannte die Örtlichkeiten und die Personen aus der Tradition. Denn die von den Doriern vertriebenen Meleiden waren nach Athen ausgewandert — die Pisistratiden waren ein Zweig von ihnen — und hatten dann den Joniern ihre Herrschergeschlechter gegeben. Bei diesen Geschlechtern spielten Pferde und Wagen eine große Rolle wie einzelne Sagen und manche Namen beweisen, zum Beispiel Andropompos (Männerbeförderer), Henioche (Zügelhalterin), Zeugippos (Pferdeanshirrer). Meine Söhne, sagt Nestor zu Telemach, werden deine Beförderer (pompaes) sein (III, 324 bis 326), und Pisistratus sagt dem Menelaus: Mich sandte der gemitliche reifige Nestor, diesen hierher zu geleiten (πομπὸν πέσθαι IV, 162). Da sie mit ihrem leichten Wagen ohne Hindernis pfeilschnell dahinfliegen, muß von Pylos nach Sparta eine gute Straße geführt haben, was einen lebhaften Handelsverkehr voraussetzt. Anstatt von Pylos zu Schiffe nach dem Sparta zunächst liegenden Landungsplätze zu fahren, zieht man den Landweg vor, um sich ein Stück gefährlicher Seefahrt und namentlich die (bis in neuere Zeit) durch Stürme berücktigten Vorgebirge zu ersparen; bekamen doch sogar die Athener ihr euböisches Getreide auf dem Landwege; man brauchte da nur die schmalste Stelle des Euripus mit Schiffen zu passieren. Daß Phönizier dort verkehrt und in Phera, dem spätern Aliphera, eine Niederlassung gehabt haben, beweist der dortige Tempel des Heros Myagrios, der dem Zeus Apomyos verwandt ist. Dieser Fliegenabwehrer und Pestverschucher — die Alten wußten, daß Schwärme kleiner Tiere, auch Ratten und Mäuse, Seuchen verbreiten — ist identisch mit dem Fliegenbaal, Beelzebub, an den sich der König Israels, Ahasja, in seiner Krankheit wendet (2. Könige 1, 2). Wären Bérard die mittelalterlichen Borten der schweizerischen Alpenpässe bekannt, so würde er wahrscheinlich sagen, die Meleiden hätten in Pylos eine solche Transportgesellschaft eingerichtet, und man dürfe pompa mit Porte übersetzen. Jedenfalls macht dem sinnigen Homerleser die offenbare Liebe Vergnügen, mit der an Nestors Hofe das Pferde- und das Fuhrwesen behandelt werden.

Was Menelaus dem Telemach von seinem Abenteuer in Ägypten (IV, 351 ff.) erzählt, behandelt Bérard an einer ganz andern Stelle. Der Name der Insel, wo Menelaus so lange auf guten Wind warten muß, Pharos, ist aus Pharaos gebildet. Pruti, eine andre Form dieses Titels, hat sich in den Namen des Verwandlungskünstlers Proteus gewandelt. Weil die wirkliche Insel Pharos dem Festlande so nahe liegt, daß sie heute einen Bestandteil der Stadt Alexandria ausmachen kann, so hat man das homerische Pharos, das Menelaus in einer Tagfahrt von Ägypten aus erreicht, ins Fabelreich verwiesen. Aber Ägyptus war den Alten das Nilgebiet, zunächst der Nil selbst, und die westlich davon liegende Gegend, in der später Alexander seine Stadt angelegt hat, wurde zu Libyen gerechnet. Die Geschichte vom herrschenden Meerzweis freilich und seiner Überwältigung durch Menelaus ist eine Fabel, aber eine der Fabeln, die in

Ägypten gäng und gäbe waren, und mit denen sich die zu langem Warten verurteilten Seeleute gern die Zeit vertrieben haben mögen. Die Ägypter waren geschickte Erfinder amüsanter Geschichten, und das Zaubern wurde bei ihnen, wie jedermann aus dem zweiten Buche Mosis weiß, als Kunst und als Wissenschaft betrieben. Auch Pharaonen verlegten sich aufs Zaubern und vermochten sogar Götter zu fesseln, was in der homerischen Fassung eines ägyptischen Märchens Menelaus einem vergöttlichten Pharao gegenüber vermag. Und da in den ägyptischen Fabeln Pharaonen als Beherrscher von Löwen, Katzen und Ratten auftreten, warum sollte es nicht auch einen Robbenwater unter ihnen gegeben haben? Besonders da Strabo im Roten Meere Robbeninseln kennt, auf denen diese Seejungfern in rührender Freundschaft und Eintracht mit den Menschen lebten. Weil diese gutmütigen und unbehilflichen Geschöpfe (ihren homerischen Namen phokai erklärt Bérard aus dem Semitischen als die hinkenden oder schwankenden) dem Menschen nichts zuleide tun, außer daß ihre Ausdüstung die feine arische Nase beleidigt, so haben ihnen dort die Menschen auch nichts getan, und jede der beiden Parteien hat das Jagd- oder vielmehr Fischereigebiet der andern respektiert.

Odysseus fuhr von Ilioupolis aus nach damaligem Brauch die Küste entlang und benutzte zunächst die günstige Gelegenheit zu einem Raubzuge gegen die Sikonen. Die fruchtbare thrakische Ebne zwischen der Insel Thasos und der Maritiamündung, die diese bewohnten, war äußerst einladend für Seeräuber, die sich wohl hüteten, Einfälle an Küsten wie der cilicischen zu wagen, wo man die wohlhabenden Bewohner erst hinter hohen Bergen gefunden hätte. Nur das Nildelta war ein noch bequemeres und dabei viel ergiebigeres Ausbeutungsgebiet, das denn auch in der Zeit des Niedergangs der ägyptischen Macht fleißig heimgesucht wurde, wie eine der Inschriften von Karnak beweist. Der Pharao Minephtha schilt da seine Paschas, daß sie vor den plündernden Räubern wie Gänse zitterten, anstatt sie tapfer abzuwehren. Odysseus will in der Lügengeschichte, die er XIV, 199 ff. dem Eumäus aufbindet, bei einem solchen räuberischen Einfall in Ägypten sein Glück gemacht haben. Bérard hebt einen wesentlichen Unterschied zwischen den griechischen Abenteurerbanden und den Piraten des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts hervor. Bei diesen war der Kapitän der unumschränkte Herr. Ihm und seinem Leutnant gehörte die Beute, und was er davon unter die Mannschaft verteilen wollte, hing von seinem guten Willen ab. Die Mannschaft bestand nur zum kleineren Teil aus wirklich Freiwilligen; die meisten Leute waren mit List oder Gewalt gepreßt und wurden wie Sklaven behandelt. Eine altgriechische Bande dagegen bestand aus gleichberechtigten Freiwilligen. Der Anführer oder Unternehmer war nur primus inter pares, und bekam er bei der Beuteteilung eine Doppelportion, so wurde sie ihm in Anerkennung seiner Verdienste von der Mannschaft freiwillig zugestanden. (Nach dem Abenteuer beim Zyklopen erhält Odysseus das beste Stück, den Widder, IX, 547 bis 551.) Odysseus behandelt seine Mannen als liebe Gefährten, hat beständig mit Opposition zu kämpfen und muß gute Worte geben. Der Verdacht, er könne in dem von Aolos empfangenen Schlauche Gold und Silber bergen, wird den Widerspenstigen verhängnisvoll (X, 38 ff.).

Die Flotte der Ithacenser gelangt dann glücklich zum Vorgebirge Maleia, wird aber von einem der dort gewöhnlich tobenden Stürme an die Küste der Lotosesser verschlagen. Bérard bemerkt, die bei den Alten gebräuchliche Einteilung der Menschen in Brotesser, Lotosesser, Fischesser, Milch- und Käsesser, Fleischesser usw. werde heute mit Unrecht belächelt, da die Nahrung ja tatsächlich die Kulturart und die Kulturstufe charakterisiere. Mit den Brotessern meint Homer immer vollständig zivilisierte Menschen. Der Lotos ist nun eine Baumfrucht, ohne Zweifel die Dattel, da sie (IX, 94) süßer als Honig genannt wird, und die Lotosesser, die den Odysseus und seine Gefährten freundlich aufnahmen, sind Berbern der tunesischen Küste, die auch später noch durch ihre Gastfreundlichkeit berühmt gewesen sein sollen. Ein „Calembour“ brachte Lotos mit Vethe in Verbindung und erzeugte die Sage, daß der Fremdling, der diese Frucht genieße, der Heimat vergesse. Von dort nun gehts zu den Zyklopen. Die haben nach Bérard nicht auf Sizilien gewohnt, sondern am Posilip, wo Polyphem die Auswahl hatte zwischen mehreren Höhlen. Die Flotte legt an einer näsos lacheia, kleinen Insel, an, die noch heute Nisída, Inselchen, heißt. Sie ist bewaldet und fruchtbar, aber nur von Ziegen bewohnt, wie in späterer Zeit Capri und Caprera. Daraus erkennt Odysseus schon, daß die Bewohner der nahen Küste nicht zivilisiert sein können. Diese waren denn in der Tat wilde Hirten, die ungefähr so lebten wie bis in unsre Zeit die Albanesen und den phönizischen, später den griechischen Kolonien viel zu schaffen gemacht haben. Der Rauch, den die Vulkane der Gegend unaufhörlich entsenden, macht Odysseus neugierig, und er beschließt, mit einer kleinen Zahl auserlesener Gefährten das Land zu erkunden. Das Wort Cyllops heißt Rundaug. Der spätere griechische Name des Landes, Dinotria, hat mit oinos, vinum, Wein, nichts zu schaffen, sondern ist auf das semitische oin oder ain, Auge, zurückzuführen. Augen oder Rundaugen wurden die heute erloschnen, damals noch tätigen Krater der Gegend genannt, was eine schöne photographische Aufnahme sehr glaublich macht. Der Dichter hat die dortigen Naturerscheinungen „humanisiert“ und mit dem wilden Hirtenvolke der Opiker zu der einen Gestalt des Polyphem verschmolzen. „Denn groß war zum Entsetzen das Scheusal, ähnlich auch keinem Manne, vom Halme genährt, nein, gleich dem bewaldeten Gipfel hochaufliegender Berge.“ Daß die Opiker Menschenfresser gewesen seien, hält Bérard für phönizische Übertreibung. Wie heute der europäische „Kulturbringer“ die farbigen Menschen mit Branntwein an sich lockt und zähmt, so werden es die Seefahrer der alten Zeit mit Wein versucht haben. Odysseus berauscht den Unhold, und in der Beschreibung des Zustands des Betrunknen sowie in der Erzählung von der Blendung spielen der wilde Mann und der Vulkan ineinander. Die Konvulsionen und das Ausspieen von Strömen Weins, die Menschenfleisch mit sich führen, erinnern an einen vulkanischen Ausbruch, und die Blendung beschreibt geradezu einen solchen. „Fest in das Auge den glühenden Pfahl ihm haltend, dreheten wir, daß Blut siedheiß um den Laufenden aufquoll. Alle Wimpern umher und die Brauen ihm fengte die Lohe seines entflammeten Sterns, und es prasselten brennend die Wurzeln. Wie wenn ein Meister in Erz, härtend mit Kunst, die Holzart taucht in kühlendes Wasser, das laut mit Gesprudel

emporbraust, also zischt ihm das Aug. Graunvoll brüllt er usw.“ Dem Fliehenden schleudert der Zyklop zwei Felsstücke nach. Klippen im Meere nahe an Vulkanen wurden für vulkanische Erzeugnisse gehalten, wie denn in der That Vulkane in Wechselwirkung mit dem nahen Meere, dem Erderschütterer Poseidon, die Landschaft verändern.

Die Insel des Kolos, zu der die Abenteurer vom Zyklopende aus gelangen, ist Stromboli. Die „äolische“ bedeutet, aus dem Semitischen erklärt, die hohe Insel, und hoch ist sie; spätere Griechen, denen mehr die beinahe kreisförmige Gestalt auffiel, haben sie Strongyle, die runde, genannt, den Gewährsmännern Homers erschien sie schwimmend, denn um vulkanische Inseln herum sieht man oft Bimssteinmassen schwimmen. Die sie „einschließende Mauer starzte von Erz, und glatt umließ sie die Felswand.“ Die Felswand ist nämlich mit Platten vulkanischen Spiegeleisens gepanzert. Spallanzani erzählt, er sei zwar durch Dolomieu auf diese merkwürdige Erscheinung vorbereitet gewesen, habe aber seine Erwartung weit übertroffen gefunden. Der Herr der Insel ist Beherrscher der Winde, weil die Ausbrüche der Vulkane von Stürmen begleitet zu sein pflegen. Die sechs Söhne des Kolos, die mit seinen sechs Töchtern verheiratet sind und bei Flötenspiel im Hause der Eltern zu schmausen pflegen, sind die andern sechs Liparischen Inseln. Heute ist Lipari die Hauptinsel, wohin die Bewohner der übrigen Inseln ihre Bodenerzeugnisse zu Markte bringen; und dieser Austausch der dortigen Erzeugnisse gegen fremde ermöglicht den Bewohnern der Hauptinsel ein lustiges Müßiggängerleben. Es ereignet sich das Unglück mit dem Windschlauch, und die Abenteurer werden ins Kästrygonenland verschlagen. Dieses ausfindig zu machen hat ihm der Name der Quelle Artafia geholfen. Dieses Wort von arktos, Bär, abzuleiten, würde ein Nichtphilologe Bedenken tragen. Da es aber außer Bérard auch andre philologische Autoritäten tun, muß die Erklärung wohl richtig sein. Nun kann nicht die im Altertum bekannte Artafia gemeint sein, die am Marmara sprudelte, in der Nähe von Byzikus, und die dem Golf von Artaki den Namen gegeben hat. Aber Sardinien hat an der Straße von Bonifacio ein Capo d'Orso, so genannt von einem Felsgebilde, und wenn Frau Alice dem Steine nicht geschmeichelt hat, so ist er wirklich ein leidhaftiger Bär. Dort findet sich nun auch alles übrige Nötige beisammen: die Quelle, die tiefeingeschnittne Bucht und das Gemegel, das die Menschenfresser unter den unglücklichen Hellenen anrichteten. „Man trug sie, wie Fische durchbohrt, zum entsetzlichen Fraß hin.“ Ein solches abscheuliches Gemegel wird nämlich heute noch verübt — beim Thunfischfang, den Bérard ausführlich beschreibt. Beinahe wäre er selbst ein Opfer kästrygonischer Grausamkeit geworden. Auf der Reede von Maddalena fand die Marinepolizei seine Photographien sehr verdächtig und verhaftete ihn. Sein hebräisches Wörterbuch überzeugt schließlich den uniformierten Kästrygonenkönig, daß der vermeintliche Spion nur ein Gelehrter ist. Dieser dachte einen Augenblick daran, dem französischen Gesandten in Rom zu telegraphieren, nahm aber davon Abstand aus Furcht, die Auskunft möchte zu genau ansfallen. Hätte man, meint er, telegraphiert, daß ich an der Marineschule Geographie lehre, so würden mich alle hebräischen Wörterbücher von dem Verdacht der Spionage nicht gereinigt haben.

Merkwürdig ist, daß des Odysseus Abgesandte zur Lästrygonenstadt gehn „die Bahn, wo die Wagen von des Gebirgs Anhöhn in die Stadt hinführen die Waldung“ (X, 103). Holz und Viehprodukte sind immer die einzigen Ausfuhr-güter Sardiniens gewesen. Der Holzausfuhr hat erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die gänzliche Erschöpfung des Vorrats ein Ende gemacht. Holz, meint der Verfasser, haben natürlich alle seefahrenden Nationen des Altertums in großen Mengen verbraucht. Da haben denn die Ägypter und die Phönizier Syrien, Kleinasien, die Inseln und Griechenland entwaldet, die Griechen haben die Waldverwüstung fortgesetzt und sie auf Italien ausgedehnt.

Die der ungestlichen Bucht entkommenen Hellenen steuern geradeaus ostwärts und können, wie der Leser auf der Karte sieht, nirgend anderswohin gelangen als an den Monte Circeo, das alte Circeji, an das die Tradition die Circejage geknüpft hat. Kirke ist die weibliche Form von Kirkos, Sperber, und Aiaie, wie Homer die Insel der Circe nennt, bedeutet im Semitischen das-selbe, sodaß wir hier eine der vielen Dubletten haben, die Bérard in langen etymologischen Untersuchungen nachweist. Eine Insel ist ja nun dieses Vor-gebirge nicht, aber Strabo nennt es einen inselartigen (näsizon) Berg, den Sümpfe vom Festlande schieben. Eine Reihe von Vorgebirgen jener Küste, unter denen Vosturno das bekannteste ist, wurde nach den dort massenhaft nistenden Vögeln benannt. Die Mutter der Circe heißt Perse, das bedeutet nach Bérard Seeadler, und ihr Bruder Aietes, Adler. Odysseus erklimmt einen Felsen, um nach Spuren menschlicher Ansiedlungen auszuspähen. Er sieht Rauch aufsteigen, ἀπὸ χθονὸς εὐφροδότης. Voss übersetzt „vom weit umwanderten Erdreich,“ Bérard dagegen wörtlich: von dem mit breiten Straßen versehenen Lande. In vorrömischer Zeit seien die pontinischen Sümpfe nicht gemieden worden; Circeji sei ein Handelsplatz gewesen, und ohne Frage hätten Straßen durch den Wald geführt von den Landungsstellen zu den Ortschaften im Innern, während sich in späterer Zeit die Straßen östlich von den Sümpfen parallel mit der Küste hinzogen. Bei Ausgrabungen habe man ein Netz von Abzugs-lanälen gefunden, das schon die Römer hätten verfallen lassen. Bei Terracina, nicht weit von Circeji, lag ein Heiligtum der Göttin Feronia. Diese war eine Beschützerin der wilden Tiere (ferae), an denen es in jener Gegend bis in die neuere Zeit nicht gefehlt hat, und der in einem tierähnlichen Zustande lebenden Sklaven. In ihren Tempeln wurde die Emanzipation von Sklaven vorgenommen. Georg Wissowa, der übrigens unter den verschiednen Ableitungen des Namens Feronia die von ferae nicht erwähnt, schildert den Ritus der Freilassung in diesem Tempel der Feronia. (Es gab noch einen zweiten, berühmtern bei Capena am Berge Soracte.) Mit geschornem Haupte betreten die Sklaven das Heiligtum und nehmen auf Sizen Platz, über denen geschrieben steht: bene meriti servi sedoant, surgant liberi. Dann empfangen sie als Zeichen der Freiheit das Hütchen, den pileus. Circe ist also die ein wenig umgemodelte Göttin Feronia; bei der Entzauberung fällt den Gefährten des Odysseus das Borstenkleid ab — das erinnert an das Scheren des Haupt-haars —, und sie richten sich zu menschlicher Haltung auf. Frau Alice hat nicht verfehlt, auch die Schweine der Circe zu photographieren — von denen

sich noch genug Nachkommen, nämlich wirkliche, vierbeinige, dort herumtreiben —, wie auch die Kinder des Helios und die Waschtröge der Naupliaa.

Auf Circes Geheiß fährt Odysseus zunächst ins Totenland, den Seher Tiresias zu befragen. Da sie mit dem Nordwind fahren, muß die Reise südwärts gegangen sein. Bérard verlegt den Zugang zum Schattenreich in die Phlegreäischen Gefilde. Da seiner Meinung nach nicht allein die Landschaft mancherlei Veränderungen erlitten hat, sondern auch der Text der *Nekyia* durch viele Einschreibungen verdorben ist (Spätere haben die erst nach Homer entstandnen Ansichten vom Totenreich und die Strassenen nachgetragen), so sind die Ergebnisse unsicher, und wir verweilen nicht weiter dabei. Die Sireneninsel vermutet er im Golf von Salerno; das Wort Sirene erklärt er aus dem Semitischen als Bezauberungsgefäng. Die Charybdis bedarf keiner Erklärung. Von der Stylla sagt Circe: „Drin im Felsen wohnt Stylla, das fürchterlich bellende Scheusal, deren Stimme so hell wie des neugebornen Hündleins“ ertönt. An ihren sechs langen Halsen sitzen eben so viele Köpfe, und jeder Rachen hat drei Reihen Zähne. Damit fischt sie „Meerhund und Delfin und oft noch größeres Seewild.“ Stylla ist ein semitisches Wort, das Fels bedeutet, die starke Strömung der Meerenge erzeugt stellenweise Strudel, die namentlich bei Sturm auch heute noch nicht ganz ungefährlich sind, wie die Instructions Nautiques bezeugen. An den Felsen der kalabrischen Küste, die den Strudeln gegenüberliegen, scheitern viele Schiffe. Diese Felsen haben viele Höhlen, und wenn sich der Wind darin fängt, klingt es wie Hundegeheul. Zudem hat die Volksetymologie das Fremdwort Stylla mit dem griechischen Worte *Stylax*, junger Hund, in Verbindung gebracht. Meerhunde, die imstande sind, einem Badenden ein Bein abzubeißen, finden sich auch heute noch zuweilen dort ein. Der Meerhund ist ein kleiner Hai und hat vierundsechzig Zähne, die in gesonderten Gruppen von je vier Reihen in den Kinnladen befestigt sind. Der Dichter oder sein phönizischer Gewährsmann hat also die von den Felsen und die von den Haien drohenden Gefahren zu einem sechsköpfigen Scheusal verschmolzen, das in einer Höhle des Felsens lauert. Die Siebenzahl der Herden des Sonnengottes auf Sizilien beweist, daß es ein semitischer Gott war, der in der homerischen Zeit dort verehrt wurde. Später mußte er freilich dem Helios oder dem Apollo weichen. Während die Götter den Odysseus in tiefen Schlummer versenken, vergreifen sich die Gefährten an den Kindern. Ohne Zweifel gehörten diese Kinder den Bewohnern des Landes, die sich und ihr Eigentum dem Schutze des Sonnengottes empfohlen hatten. Bérard führt Fälle aus neuerer Zeit an, wo die europäischen Besucher fremder Küsten noch weniger als die Gefährten des Odysseus auf die Heiligkeit des Eigentums Rücksicht genommen haben. Zur Strafe für den Frevel geht die ganze Flotte in einem Sturm unter, und Odysseus allein rettet sein nacktes Leben in einem stark beschädigten Schiff; aller seiner Gefährten ist er nun beraubt. Das semitische Stammwort von Messina bedeutet Schlaf, das von Sizilien Verwaisung. (Auch Syrakus ist semitisch und heißt Löwenfels.) Bérard vermutet, daß sich der Dichter durch die Ortsnamen und durch örtliche Kulte habe bestimmen lassen, gerade dieses und kein andres Abenteuer an den Ort zu knüpfen. In

Sizilien mit seinem Messina ereignet sich der verhängnisvolle Schlaf des Helden, und die Folge davon ist seine Verwaisung; aus Sardinien, dessen semitisches Stammwort Flucht bedeutet, muß er fliehen. An der Sireneninsel erleidet er eine Bezauferung; der Besuch bei der Göttin Feronia = Circe endet mit einer Befreiung, und die Insel, auf der er sieben Jahre lang, der griechischen Welt entschwunden, in Sklaverei geweiht hat, gehört der Nymphe Kalypso; kalypstein heißt umhüllen, verbergen.

Dem großen Schiffbruch entronnen, wird Odysseus auf seinem Wrack noch einmal durch die Meerenge von Sizilien und dann neun Tage lang fortgetrieben zu einer Insel im fernsten Westen (*τηλόθ' ἑσθραν* V, 55; die westliche Lage folgt aus der Richtung der Rückfahrt). Als später Hermes hingefandt wird, den göttlichen Dulder zu befreien, findet er die Nymphe in ihrer Grotte am Herdfeuer.

Fern in das Eiland

Walle der Zeder Gedüft, der gespaltenen, walle des Thysons
Würzige Stut. Sie sang mit melodischer Stimm' in der Kammer,
Emsiger Eil' ein Gewebe mit goldener Spule sich windend.
Ringsher wuchs um die Grotte des grünenden Haines Umschattung,
Erle zugleich und Pappel und die balsamreiche Zypresse.
Dort auch bauten sich Nester die breitgeflederten Vögel,
Habichte, samt Baumeulen, und samt breitzüngiger Krähen
Wassergefleck, das kundig der Meergefächte sich nähret.
Hier auch breitete sich um das Felsengewölb' ein Weinstock,
Rankend in üppigem Wuchs, und voll abhangender Trauben.
Auch vier Quellen ergossen gereiht ihr blinkendes Wasser,
Nachbarlich nebeneinander, und schlängelten hiehin und dorthin,
Wo rings schwellende Wiesen hinab mit Viole und Espich
Grüneten.

Bewundernd schaute der Götterbote das reizende Idyll. Ich erinnere mich, wie den Zwölfjährigen die ausgeführtere Schilderung in Fénelons Telemach entzückt hat. Die Angabe, daß Kalypso die Tochter des Atlas sei, hat Bérard mit Hilfe der Instructions Nautiques auf die Insel geführt. Es ist das Inselchen Perejil (das spanische Wort bedeutet Peterfilie) an der marokkanischen Küste westlich von Ceuta, am Fuße des mons Abila der Alten, der jetzt Affenberg heißt. Bérard war verhindert, selbst hinzureisen, aber einer seiner Freunde hat die Insel und ihre Umgebung untersucht und die photographischen Aufnahmen gemacht. Der Berg ist 859 Meter hoch, nimmt sich darum, unmittelbar aus dem Meere aufsteigend, imposant aus (Gibraltar ist nur 420 Meter hoch), und sein Gipfel erscheint den von Osten Kommenden fast immer in Wolken gehüllt, also unmittelbar mit dem Himmel zusammenhängend. Bérard hält es für unzweifelhaft, daß dieser Berg als der Träger, Atlas, des Himmels galt. Erst später, nachdem man sich in den Atlantischen Ozean hinausgewagt hatte, die Straße also eine Pforte darstellte, durch die man aus dem Mittelmeer hinausgelangte, traten an die Stelle der einen Himmelssäule die beiden Säulen des Herakles; die andre ist natürlich Gibraltar. Das zu Füßen des Atlas, wie ein Stück von ihm, liegende Inselchen erscheint dem Griechen als seine Tochter. Atlas wird oloophron, Verderben sinnend, genannt, weil von dem

Berge die verderblichen Stürme zu wehen scheinen. Das Wort Kalypso kann Versteck oder Schlupfwinkel übersetzt werden. L'île Cachotte nennt sie Verard. Sie ist das Ideal eines Inselchens, wie es die Seefahrer brauchten, und wird vom Dichter zugleich als ein Paradies beschrieben, wie es sich der Grieche malte. Die Insel hat eine geräumige Grotte, eine Anhöhe (einen Engaus) und einen geschützten Ankerplatz. Wiesen zwar nach unserm und auch nach griechischem Begriff finden sich nicht darauf, aber das semitische Wort, das die kraut- und strauchartige Vegetation bezeichnet, konnte immerhin mit Wiese übersetzt werden. Charakteristisch für diese Vegetation, die im übrigen aus verschiedenen Arten von Ananthus, Narzissus, Sedum und Gladiolus besteht, sind violett blühende Grasnelken (*stacoeae*) und *crithmum maritimum*, Meerfenchel, der nach Vérard eine Abart des von Homer genannten *selinon* (was Voss mit Eppich übersetzt) ist, aus welchem Wort später *petroselinum*, Petersilie, spanisch *perojil*, geworden ist. Gesträuch gibt es genug auf der Insel; große Bäume allerdings nicht, aber die können im Laufe der Jahrtausende abgeholt worden sein, und der gegenüberliegende Berg ist bewaldet. Auch einen Weinstock würde man jetzt vergebens suchen, doch war im Altertum der Wein der afrikanischen Küste berühmt. Und die Quellen, die auf der Insel fehlen, findet man ebenfalls auf dem benachbarten Festlande. Solche poetische Verschmelzung der Eigenschaften und Bestandteile benachbarter Gegenstände ist ja etwas Gewöhnliches. Vérard weist nach, daß Perejil wirklich den Phöniziern als Versteck und Warenniederlage gebient hat. Bei Homer bekommt die Insel den Namen Ogygia; Vérard meint, das sei nur ein Beinamen, der wahrscheinlich ozeanisch bedeute. Genau solche Floße, wie Odysseus dort eins baut, haben Reisende des siebzehnten Jahrhunderts im Roten Meere gefunden, und ebensolche beschreibt Avienus nach dem Periplus des Himilkon, der sie an der Nordwestküste Afrikas gefunden hat. In beiden Gegenden wohnten Äthiopier, wie die Alten alle Schwarzen nannten, zwischen beiden Skaulasien: Ägypter und Libyer.

Von den östlichen Äthiopiern kommend schaut Poseidon auf den Bergen der Solymen an der lycischen Küste den schon der Heimat nahen Odysseus, der siebzehn Tage lang, immer die Bärin zur Linken, also ostwärts gesegelt war, und läßt ihn in der Nähe des Phäakenlandes noch einmal Schiffbruch leiden. Daß er zwei Tage auf einem Balken oder Baumstamm reitet, findet Vérard nicht unmöglich; ähnliches sei in einer Zeitung am 12. Dezember 1900 von einem Schiffbrüchigen gemeldet worden. Die Phäaken hatten ehemals in Hyperia gewohnt, nahe bei dem Volk der Zyklopen, der übermütigen Männer; von dort hatte sie des Alkinous Vater Naufithous nach Scheria geführt, das auch Korcyra (Korfu) genannt wird. Das phönizische *korkur* bedeutet nach Vérard einen Läufer oder Schnellsegler, dasselbe wie *Korsar*, das aus *coursier* entstanden ist, und das Stammwort von Scheria bedeutet schwarz. Der Name des Landes ist also nichts anderes, als was Homer so oft das schnelle schwarze Meererschiff nennt. Phäaken bedeutet die Weißen, und dasselbe bedeutet Leukantien, die Bewohner von Lufanien. Ebenso sind Hyperien und Kumä gleichbedeutend: Hochland; vor der Gründung des griechischen Kumä hat ein phönizisches bestanden, dessen Bewohner von den wilden Opikern vertrieben

wurden. Daß die Phäaken keine Griechen waren, sieht man an ihren Sitten. Sie scheuen die anstrengenden Leibesübungen, die den Griechen zum Hopliten ausbilden. Dafür laufen, tanzen, jüngen, segeln sie und spielen Ball. Sie kennen weder den Bogen noch den Harnisch, schonen ihre zarte Haut und tragen reine weiße Wäsche. Von den Ägyptern erzählt Herodot, daß sie Leinenkleider, und zwar immer frisch gewaschen, getragen hätten. (Aus der zarten weißen Haut und der Reinlichkeit würden unsre Arierfreunde gerade folgern, daß sie keine Semiten gewesen seien.) Auch daß Alkinoos und seine Gattin Arete Geschwister sind, weist auf Ägypten und das semitische Vorderasien hin, wo Geschwisterchen namentlich in den königlichen Familien häufig waren. Den Griechen galten solche Ehen als ein frevelhafter Inzest, darum hat ein Späterer hinter VII, 62 eine Genealogie eingeschoben, die im Widerspruch mit dem Vorhergehenden Alkinoos zum Oheim der Arete macht.

Den Felsen im Meer, der für ein versteinertes Schiff gehalten worden ist, kann man noch sehen, und außerdem einen flachern Felsen, barchetta genannt, von dem die heutigen Insulaner eine ähnliche Geschichte erzählen, nur daß es Poseidons Nachfolger, der heilige Nikolaus, gewesen ist, der die Barke wegen eines Frevels ihrer Insassen versteinert hat. Von Ithaka weist Bérard im Gegensatz zu Dörpfeld nach, daß es eben Ithaka, das heutige Theaki sei. Das Reich des Odysseus umfaßte noch drei andre Inseln: Same, Zakynthos und Dulichion. Zakynthos ist Zante, Same ist Kephallonia — beide Namen, der erste semitisch, bedeuten die Höhe, ihr Monte Nero ist 1590 Meter hoch —, und Dulichion, die Lange, ist das wunderbar wie ein Komma gestaltete Meganisi. Bérard hat Ithaka sehr genau untersucht und die Landungsplätze des Telemach und des Odysseus, die Lage der Stadt, die Wege, die Odysseus und Telemach gegangen sind, ermittelt. Sehr hübsch erklärt er die verwunderliche Beschreibung der Grotte, in der Odysseus seine Schätze birgt. Es stehn darin Milchkrüge und zweigehefelte Urnen, alle von Stein, auch Webstühle von Stein, wo die Rajaden „schöne Gewand' aufziehen, ein Wunder zu schauen. Stets auch quillt es darin“ (XIII, 104 bis 109). Die Grotte ist nämlich eine Tropfsteinhöhle, und deren ieltfame Gebilde sind wirklich Werke der Rajaden, der Quellen, deren Wasser durch die Decke sickert und an den Wänden herabrinnt.

Im letzten Teile seines Werkes erforscht der Verfasser die Quellen der Odyssee, die Art, das Land und die Zeit der Abfassung. Wenn man den vödnizischen Periplus oder die Periplen als Kette bezeichnet, so machen die griechischen Sagen den Einschlag aus. Da das Gedicht ein vollendetes Kunstwerk ist, muß es als Abschluß einer längern dichterischen Entwicklung angesehen werden. Wie es ohne Zweifel vor der Ilias viele Gedichte gegeben hat, die von den Zwisten der Helden vor Ilion untereinander handelten, so sind auch viele Rostoi, Heimkehrgeschichten, gebichtet worden, wie die des Nestor, des Menelaus, des Agamemnon. Und in diesen haben sich, wie später in der griechisch-lateinischen, in der italienischen Komödie, stehende Figuren ausgebildet: die treue, die ehrebrecherische, die den Ehebruch bereuende Gattin, der Thronprätendent, der hilfreiche, der rächende Sohn, der brave, der schlechte

Diener, der Sänger. Der Dichter der Odyssee hat diesen Gestalten das endgiltige Gepräge gegeben, sodaf nach ihm Neubildungen desselben Stoffes nicht mehr gewagt oder nicht beachtet wurden. Mit Breal verspottet Bérard die deutsche Ansicht, daf Epen aus dem Volke hervorgingen. Der Spott kommt wohl etwas zu spät, da, soviel wir wissen, diese Ansicht nirgends mehr aufrecht erhalten wird; doch sind manche Bemerkungen der beiden Franzosen vielleicht auch heute noch nicht ganz überflüssig. Auch in diesem Falle stelle sich, heißt es u. a., das große Wort „organisch“ ein, das niemals fehle, so oft die klaren Gedanken ausgehn, und schließlich habe Steinthal das griechische Epos dynamisch genannt, womit er wahrscheinlich meine, es sei aus sich selber ohne äußere Beihilfe herausgewachsen. Nichts könne trlicher sein, als dem Volke ein Epos von vierundzwanzig Gesängen, und noch dazu ein solches zuzutrauen. Aus dem Volke stammten nur Lieder; diese sprächen nur Gefühle aus und enthielten höchstens kurze, abgerissene Dialoge, aber nie zusammenhängende Erzählungen, am allerwenigsten genaue Beschreibungen; sie seien also das gerade Gegenteil der homerischen Gedichte. Was nun den Ort der Abfassung betrifft, so muß er nach Bérard an der kleinasiatischen Küste gesucht werden, in Jonien, dessen Bewohner damals hochzivilisiert, fein gebildet und reich waren. Die ethische Reinheit des Gedichts, das keine Spur von Rohem und Gemeinem enthält, beweise, daf es das Werk eines hssischen Sängers sei. Griechenland sei damals von den Doriern verwüstet, roh und arm gewesen. Für die Zeit der Abfassung ließen sich Grenzen ermitteln. Die untere Grenze sei das Jahr 800. Denn zwischen 736 und 733 seien die ersten griechischen Kolonien an der sizilischen Küste, Naxos und Syrakus, gegründet worden, und einer solchen Gründung pflegten immer jahrzehntelange Rekognoszierungen vorherzugehen. Um 800 hätten also die Griechen die Meerenge von Messina gefannt, und von da ab habe kein Dichter mehr das Schicksal Skylla dahin versetzen können. Die obere Grenze wird durch die von der Tradition überlieferte Jahreszahl der Gründung des ersten Roma, 1049, gezogen. Selbstverständlich braucht diese Jahreszahl nicht genau genommen zu werden. Da nun die Stadt vor der Vertreibung der Phäaken eine Zeit lang bestanden haben muß, und in ihrer neuen Heimath schon der Sohn des Führers der Ausgewanderten herrscht, wird man kaum über das Jahr 900 hinaufgehn dürfen. Herodot schreibt um 450: Homer hat vierhundert Jahre vor meiner Zeit gelebt, nicht früher. Das wäre 850, und das wird — für den Dichter der Odyssee wenigstens — das richtige sein.

Zu der Einleitung zu diesen letzten Untersuchungen meint Bérard, er habe die ohnehin verwickelte Abhandlung nicht noch sprachlich verwickeln wollen, sonst hätte er jeden Satz mit „es scheint“ oder „es ist wahrscheinlich“ beginnen und eine Menge „vielleicht“ einschleichen müssen. Dasselbe hätte er von jeder seiner topologischen und etymologischen Hypothesen sagen können, die wohl größtenteils oder sämtlich von den Archäologen werden verworfen werden. Endgiltige Entscheidungen gibt es ja in solchen Fragen nicht. Was uns betrifft, so kommen uns viele seiner Erklärungsversuche sehr glaubhaft vor, und jedenfalls haben seine scharfsinnigen Untersuchungen eine doppelte Wirkung auf

uns hervorgebracht: sie haben die Überzeugung von dem starken Einflusse der Phönizier auf die ältesten Griechen im allgemeinen und auf den oder die Verfasser der homerischen Gedichte im besondern gegen jeden Zweifel sicher gestellt, und sie haben unsre Ehrfurcht vor Homer — wir bleiben schon der einfachen Ausdrucksweise wegen gern bei der Einzahl — vertieft. Die Genauigkeit und gewissenhafte Sorgfalt seiner Beschreibungen haben wir ja immer bewundert, aber man muß die Zergliederung solcher Beschreibungen, zum Beispiel der Schiffbrüche, bei Bérard studieren, wenn man von dem Technisch-exakten des großen Gedichts den vollen Begriff bekommen will. Es könnte den Neuern nichts schaden, wenn sie an Homer lernten, was echter Realismus ist, und daß dichten nicht tönende aber leere Worte machen heißt.



Von der Reichshauptstadt nach dem Riesengebirge durch die Luft

Von Johannes Poeschel



Wenn jemand zur Stärkung seiner Nerven eine mehrwöchige Seefahrt unternimmt, wenn er Wintermonate in Afrika zubringt oder in die Sommerfrische nach Spitzbergen geht, wer findet da heutzutage noch etwas Besondres darin? Hört man aber, daß jemand, ohne durch Beruf oder wissenschaftliche Forschungen dazu gedrängt zu werden, eine Luftreise macht, so ist mancher geneigt, darin eine moderne Art des Selbstmords zu sehen, oder man flüstert einander zu, er sei nicht ganz normal. Und das zu einer Zeit, wo der Automobilsport in Blüte steht, der kürzlich gar nicht übel als ein Mittel zur Hebung der Sargindustrie besprochen wurde. Tatsächlich fordert dieser, ebenso wie der Bergsport, weit mehr Opfer als die heutige Luftschiffahrt mit ihrer so verbesserten Technik. Denn die Unglücksfälle, die durch die kühnen Versuche, das Problem des lenkbaren Luftschiffs zu lösen, veranlaßt werden, dürfen nicht auf die Rechnung der gewöhnlichen Ballonfahrt gesetzt werden.

Welches sind denn die Gefahren, wodurch eine Luftreise noch immer so unheimlich erscheint? „Der Ballon könnte platzen!“ Aber der ist ja nach unten zu in dem schlauchartigen Füllansatz geöffnet, sodaß beim Steigen das Gas, wenn es sich unter dem Einfluß der Sonne und dem verminderten Luftdruck erwärmt und ausdehnt, nach Bedarf entweichen kann, und die Ballonhülle ist nach Möglichkeit vor dem Zerreißen geschützt. Sie besteht jetzt meist aus zwei Baumwollstofflagen, von denen das Gewebe der einen diagonal zu dem der andern läuft, während zwischen ihnen zur Dichtung eine Gummischicht angebracht ist. Einen Spirituslocher oder eine Zigarre darf man im Korbe natürlich nicht anzünden. Dafür sind die Eindrücke einer solchen Fahrt aber so überwältigend, daß auch dem Bervöhntesten der Verzicht auf ein warmes Mittagessen nicht schwer fällt, und wer bei einer Dauerfahrt es dennoch

nicht missen mag, der kann es sich durch Thermophor oder durch Kalorikonservern leicht verschaffen.

„Beim Hinabschauen aus solchen Höhen würde mich Schwindel befallen!“ Nun, bei einer Ballonfahrt ist noch niemand schwindlig geworden. Woher mag das kommen? Vor allem fehlt hier dem Auge jeder Anhalt, die Tiefe unter sich durch Vergleichung abzuschätzen, was in Verbindung mit dem Gedanken an die Möglichkeit eines Abstürzens ein Angstgefühl erregt. Dazu werden die Nerven durch die Reinheit der Luft gestärkt, und der behagliche Korb mit seiner hohen schützenden Wand, die uns bis an die Brust reicht, gibt ein Gefühl der Sicherheit.

„Ja, aber der Luftzug, das Schwanken des Fahrzeugs, das doch eine Art Seekrankheit hervorrufen muß, und dann die Kälte in den höhern Regionen!“ Das sind wieder so irrige Vorstellungen. Wir spüren nicht das mindeste vom Winde, mag er auch eine Geschwindigkeit haben, wie die Züge auf der Versuchsbahn Jossen-Lichterfelde, unser Ballon schwebt ja mit der Luftströmung, wird von ihr getragen, eine Eigenbewegung hat er nicht. Den Sturm mit seinem Saufen und Brausen nehmen wir nur wahr, wenn er an feststehenden Gegenständen, zu denen wir selber mehr oder weniger zählen, vorüberstreicht; hier aber bietet sich der Strömung nirgends ein Hindernis. Der Korb hängt so ruhig und sicher an seinen vielen Seilen von dem straffgespannten Ballon herab, daß ihm jedes Schwanken und Pendeln unmöglich gemacht ist, während er sich früher noch um seine Längsachse bewegte. Ganz anders natürlich beim Fesselballon. Dieser, zumal wenn er in Kugelform und nicht in der im Kriegsdienst heute dafür üblichen länglichen Drachengestalt hergestellt ist, kann sich der Luftströmung nicht hingeben, darum zerrt er auch bei geringer Luftbewegung unwillig am Haltau oder an dem Stahlkabel, schwankt heftig hin und her und dreht sich fortwährend. So ist das Aufahren im Fesselballon nur ein mäßiges Vergnügen, es gleicht dem Ritt auf einem feurigen Renner, der am Zügel geführt wird. Nur wenn der Fesselballon beim Steigen oder Fallen die Strömung, mit der er bisher gekommen ist, mit einer andern von verschiedner Richtung oder Schnelligkeit vertauscht, ist ein leichter Lufthauch zu verspüren, doch dauert das nur wenig Augenblicke, bis das Fahrzeug sich der neuen Strömung angepaßt hat.

Also gerade wer gegen bewegte Luft empfindlich ist, wer sich vor jedem Zug schützen zu müssen glaubt, dem kann man nichts Besseres empfehlen, als seine Reisen künftig im Luftschiff zu machen, da kann er Halstuch, Respirator und — Überzieher zuhause lassen. Denn auch die Kälte empfindet er hier nicht. Eben weil für den Lustreisenden völlige Windstille herrscht, wirken die Sonnenstrahlen in erhöhtem Maße, und falls nicht besonders schwere Wolkenschichten die Atmosphäre bis zur Höhe von mehreren Kilometern erfüllen, erfolgt die ganze Fahrt im Sonnenschein, mag auf der Erde auch noch so trüb und unfreundlich aussehen. Da veranlaßt uns wohl die Hitze, uns in der Kleidung zu erleichtern. Das müssen ja mindestens dreißig Grad Celsius sein! Wir sehen nach dem Thermometer, dies zeigt nur zehn Grad an, und dabei sind seine Angaben eher noch zu hoch, weil es durch die Sonne, die Wärme-

ausstrahlung der Mitfahrenden und die sich ziemlich gleichbleibende Luft im Korbe beeinflusst wird. Deshalb wird jetzt zu genauer Feststellung der Lufttemperatur das von Professor Ahmann unter Mitwirkung des Hauptmanns von Sigefeld erfundene Aspirationspsychrometer angewandt, das weit außerhalb des Korbes angebracht, mit einem Fernrohr beobachtet oder zum Ablesen jedesmal herangezogen wird. Sogar eine Kälte von minus zehn Grad Celsius und darüber wird dank der Heizkraft der Sonne nicht als solche empfunden, nur gegen die am Boden des Korbes fühlbare größere Abkühlung schützt man sich alsdann durch hohe Pelzstiefel. Ja von Hochfahrern konnten noch bei einer Temperatur von minus 45 Grad Celsius wissenschaftliche Beobachtungen angestellt werden.

„Mag auch das alles richtig sein, wenn aber doch einmal ein Unfall eintritt, die Luft hat noch weniger Balken als das Wasser, in diesem kann man doch schwimmen oder sich an Schiffstrümmern festhalten. Und wenn die Fahrt selbst schließlich gut vonstatten ging, so kommen dann die Gefahren der Landung!“ Gewiß, auf die Luft ist noch weniger Verlaß als auf das Wasser, das trägt uns doch, und zwar um so leichter, je tiefer es ist; aus der Luft dagegen wird der Sturz um so furchtbarer, je höher wir gestiegen sind. Aber hierüber kann uns wohl ein Vergleich etwas beruhigen. Wie zahlreiche Menschen verschlingt alljährlich das Meer, und wie selten hören wir von einem schweren Unglücksfall bei einer Fahrt mit dem nicht lenkbaren Luftballon! Von den etwa 450 Fahrten, die seit 1891 von dem Berliner Verein für Luftschiffahrt unternommen worden sind, verlief nur die eine unglücklich, die das Leben des um die Aeronautilk so hochverdienten Hauptmanns von Sigefeld kostete. Aber schon die Auffahrt erfolgte da unter Umständen, die einen weniger kühnen Luftschiffer von dem Unternehmen hätten abstehtn lassen, bei einem Sturm, mit dem er die 640 Kilometer betragende Strecke von Berlin nach Antwerpen in fünfeinhalb Stunden zurücklegte. Spelterini unternahm mit seinem Fluge über das Jungfraumassiv seine fünfhundertsechunddreißigste Luftreise. Und würden unsre lebensfrohen Offiziere des Luftschifferbataillons, manche von ihnen jung verheiratet, so gern sie auch wohl bereit sind, im Dienste des Vaterlandes ihr Leben aufs Spiel zu setzen, ihrem Berufe mit so freudiger Begeisterung obliegen, wenn sie sich damit gleichsam selber das Todesurteil sprächen?

Nun die Gefahren der Landung! Auch sie sind jetzt auf ein geringes Maß beschränkt. Soll die Fahrt beendet werden, so wird entweder das von selbst eintretende Sinken des Ballons, wenn er aus irgendeinem natürlichen Anlaß aus seiner Gleichgewichtszone herausgekommen ist, gleich benutzt, und der Fall durch Auswerfen von Ballast gemildert, „abgefangen,“ wie der Kunstausdruck lautet. Oder es wird durch Öffnen des Ventils, eines von starken Federn gegen den innern obersten Rand der Ballonhülle gepreßten Metalltellers, Gas zum Ausströmen gebracht. Hat sich das Fahrzeug der Erde bis auf hundert Meter genähert, so setzt das Schlepptau, das jetzt nie mehr fehlt, auf den Boden auf und erleichtert den Ballon wieder, um so mehr, je länger das Stück ist, das auf dem Boden schleift. Aus geringer Höhe genügt dies schon, um den Fall abzufangen. Um möglichst zu verhüten, daß sich das

Schlepptau um Bäume und andre Gegenstände schlingt, ist es in seinem untern Teile mit einer Stahleinlage versehen. „Ja aber der entsetzliche Ruck, wenn der Anker faßt, wodurch der Korbinasse herausgeschleudert werden kann, oder wenn das Ankertau plötzlich reißt!“ Diese Befürchtungen sind heutzutage grundlos. Ein Anker wird, in Deutschland wenigstens, nicht mehr mitgenommen, er wird ersetzt durch die von Hauptmann Groß im Luftschifferbataillon erfundene Reißvorrichtung.

Aus einer der aneinander genähten Stoffbahnen der Ballonhülle ist nämlich ein langes Stück herausgeschnitten und dafür ein anderer Stoffstreifen an beiden Seiten mit Gummi festgeklebt, aber in einer Weise, daß er nur gewaltjam losgerissen werden kann. Dies geschieht mit Hilfe eines den ganzen Streifen durchlaufenden, von dessen oberem Ende innerhalb des Ballons herabhängenden Gurtbandes, das ebenso wie die Ventilleine durch den Füllansatz des Ballons und den Stahlring in den Korb herunterreicht, und zwar wie jene mit einigen Metern Spielraum, damit es sich nicht unter dem Einfluß der Witterung von selber strafft und so ein unbeabsichtigtes Aufreißen der Ballonhülle herbeiführt. Um einem unvorsichtigen vorzeitigen Gebrauche dieser „Reißleine“ vorzubeugen, ist sie purpurrot gefärbt und muß zunächst durch einen Ruck aus einer Sperrvorrichtung ausgeklinkt werden, ähnlich wie beim Gewehr der Druckpunkt vor einem überelinten Zurückziehn des Abzugs schützt. So wird diese rote Leine vom Luftreisenden mit ähnlichem Respekt betrachtet und behandelt wie etwa die Notbremse vom Reisenden auf der Eisenbahn. Erst wenn der Führer des Ballons ganz sicher ist, daß er mit dem Schlepptau die Erde nicht wieder verlassen will, klinkt er die Reißleine aus; beim ersten Aufstoßen des Korbes, das ja manchmal etwas unsanft erfolgt, reißt er den geklebten Streifen mit aller Macht auf, das Gas entströmt der Hülle, der Ballon gibt buchstäblich seinen Geist auf, der Korb steigt oder liegt still. Die früher so gefürchteten Schleifahrten über Häuser, Bäume und Telegraphenleitungen sind mithin kaum noch möglich.

„Wenn aber bei der Landung ein Hindernis, ein Baum, eine Mauer, ein großer Stein in den Weg kommt, wie leicht kann der Anprall da verhängnisvoll werden!“ Ein solches Anprallen kommt allerdings oft genug vor, aber man kennt ja die Seite des Korbes, mit der er erfolgen müßte, nämlich mit der dem Schlepptau abgewandten, der sogenannten Schleifseite, also heißt es eben, sich an den Leinen der Schlepptauseite festhalten und im Notfall den Kopf unter den Korbrand bergen. Wohl ist bei der Landung, wenn sie sich „glatt“ vollziehen soll, nicht nur für den Führer, sondern für jeden Mitreisenden volle Geistesgegenwart nötig, und es ist bezeichnend, daß der Gruß der Luftschiffer nicht „Glück auf!“ sondern „Glück ab!“ lautet. Aber wenn alle Vorsichtsmaßregeln gewissenhaft beobachtet werden, dann ist ein Unfall in der That nicht zu erwarten, und von Gefahren sind wir ja auch sonst überall umgeben, auf der Eisenbahn, der Elektrischen, bei einer Wagenfahrt, beim Überschreiten verkehrsreicher Straßen, beim Verlassen eines Bootes; auch da kommt zu Schaden, wer nicht aufmerksam ist. Und was steht dieser jetzt nur noch geringen Gefährlichkeit einer Ballonfahrt andererseits für eine Fülle von

Reizen gegenüber, ja davon läßt sich durch Worte nur eine schwache Vorstellung geben!

Was das Erklimmen von Berggipfeln so verlockend macht, „auf den Bergen ist Freiheit,“ das gilt in viel höherm Maße von der Luftschiffahrt. Nicht bloß für das leibliche Auge erweitert sich der Gesichtskreis. Die Erde scheint immer mehr zurückzuweichen, wenn sich der Ballon erhebt, immer kleiner werden die Gegenstände, als wenn wir, durch ein Fernrohr schauend, dieses langsam scharfer stellen, mächtige Gebäude schwinden zu winzigen Figürchen zusammen und verflachen sich, nur ihr Schattenbild läßt bei schrägstehender Sonne auf ihr Höhenverhältnis einen Schluß zu, immer ausgehnter wird die Reliefkarte, die sich zu unsern Füßen ausbreitet, nach der Mitte zu scheinbar etwas vertieft, nach den Rändern sanft ansteigend, immer weniger haftet das Auge an Einzelheiten, sondern wendet sich entzückt der Betrachtung größerer Landschaftsbilder zu, von denen Städte, weite Forste und umfangreiche Seen nur kleine Bestandteile sind. Da schwinden auch all die kleinlichen Sorgen und Rücksichten, die uns da unten bewegten, mehr und mehr. Mag das Herz von Kummer und Leid noch so schwer niedergebeugt sein, hier fühlt es sich freier und leichter in dieser erhabnen Stille und Einsamkeit, von der wir auf der Erde, auch auf Bergeshöhen, kaum eine Ahnung haben können. Sogar der Lärm einer großen Stadt dringt zunächst nur gedämpft an unser Ohr, dann verstummt er ganz, und eine Höhe von etwa drei- bis viertausend Metern vermag auch der zubringlichste Laut, der schrillste Lokomotivenpfeiff nicht mehr zu erreichen. Wie feierlich und zur Andacht stimmend das ist, auch der Heiterste von Natur, hier wird er ernst. Die Gedanken nehmen den höhern Flug mit auf und suchen in die Unendlichkeit des Weltalls einzubringen, sie möchten den höchsten Fragen nachsinnen, die den Menschen bewegen können. Also wagen wirs nur, uns diesen einzigartigen Genuß, diese wahre Erhebung auch für Geist und Herz zu verschaffen, mag auch der oder jener deswegen an uns irte werden, vielleicht gar vermuten, daß an dem über unsern eignen Kumpf schwebenden Fesselballon die Reißleine gezogen sei.

Wie glücklich wäre Goethe gewesen, wenn ers so leicht gehabt hätte wie wir, seinen sehnlichen Wunsch sich zu erfüllen, den er so oft in Prosa und Versen ausspricht, mit Fittichen des Adlers auffahren und die Welt aus der Höhe betrachten zu können:

Ah, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gefellen.

Ihm blieb nur der schwache Ersatz:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Fläthen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Es ist bekannt, mit wie lebhafter Teilnahme Goethe die Erfindung und die Versuche der Brüder Montgolfier verfolgte, die ja sogar in Weimar im kleinen nachgeahmt wurden. „Ergözen dich nicht auch die Luftfahrer? so schreibt er 1783 an Lavater. Ich mag den Menschen gar zu gern so etwas gönnen. Weiden, den Erfindern und den Zuschauern.“ Wenn einer modern in seiner Zeit dachte, so war er es. Wir kennen ihn als leidenschaftlichen Reiter und wie Klopstock als gewandten Schlittschuhläufer. Lebte er heute, er würde Radfahrer und — Luftschiffer sein. So ließ er den Genuß, den er sich selber versagen mußte, wenigstens seinem Faust zuteil werden. Als dieser das enge, dumpfe Studierzimmer verlassen soll, um erst die kleine, dann die große Welt zu sehen, da weiß Mephistopheles Rat, wie ohne Pferde, Knecht und Wagen die Reise angetreten werden kann:

Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
 Hebt uns behend von dieser Erde.
 Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf;
 Ich gratuliere dir zum neuen Lebenslauf.

Und dazu gibt er ihm die noch heute von jedem Luftschiffer zu beherzigende Mahnung mit auf den Weg:

Du nimmst bei diesem fähnen Schritt
 Nur keinen großen Bündel mit!

Wir sind also in klassischer Gesellschaft, wenn wir uns zu einer Fahrt durch die Lüfte entschließen.

An einem glühend heißen Julitage erfolgt die Reise nach Berlin. Die Eisenbahnfahrt ist greulich; um sie einigermaßen erträglich zu machen, sind die Fenster auf beiden Seiten des Wagens geöffnet, Rauch und Kohlenstaub dringen durch sie ein und gefährden Augen und Lungen. Wer doch schon da oben wäre! In Berlin eine Luft bald zum Ersticken, üble Gerüche auf allen Straßen, der Asphalt gibt dem Druck der Füße nach. In der Nacht zu schlafen, ist vor Hitze fast unmöglich, auch die freudige Erwartung des nächsten Tages läßt es nicht dazu kommen. Wohin wird der Wind uns treiben? Die Freunde in der Heimat, die von der Art der geplanten Reise nichts wußten, hatten gefragt: „Wohin solls von Berlin aus gehn?“ „Ich weiß es noch nicht,“ konnte ich ihnen mit gutem Gewissen antworten, sie aber hieltens für eine Ausflucht. In dieser Ungewißheit liegt ein weiterer Reiz der Ballonfahrt, in der Spannung: Wo wird der nächste Abend dich finden? Jetzt weht reiner Nord; wenn er anhält, dann geht der Flug über das liebe Heimatland hinweg, über den großen Truppenübungsplatz bei Zeithain. Wie wird der Reisegefährte sich freuen, wenn er seinen braven Leuten diesesmal sein „Guten Morgen, Batterie!“ noch in anderm Sinne wie sonst als ein höheres Wesen zurufen kann. Und dann das Tal der Freiburger Mulde aufwärts, über die alte Berghauptstadt des Sachsenlandes, über den Kamm des Erzgebirges hinweg, an Kaiser Karls Bad vorüber direkt ins echteste Pilsner, wer kanns wissen?

Endlich gegen Morgen ein wenig Schlaf. Da um fünf Uhr ein ganz ungewohntes Geräusch, nach dem man sich wochenlang gesehnt hat, das aber jetzt recht peinlich berührt. Es regnet, und wie! Der Himmel grau in grau.

Was soll nun werden? Die Verabredung ist jedenfalls zu halten: Charlottenburg, Gasanstalt, punkt acht Uhr. Da stehn wir alle drei, und immer nasser werdend blicken wir voller Zweifel zu dem trüben Himmel empor, wohl eine Stunde lang. Ein sich erst sanft, nach und nach stärker erhebender Wind gibt uns Hoffnung. „Ich denke, wir fahren auf, sagt unser witterungskundiger Führer, ich habe gutes Zutrauen zu dem Wetter.“ Und wirklich, kaum hat er ausgesprochen, da lockern sich die dichten Wolkenmassen, und ein kleines Fleckchen blauer Himmel wird sichtbar. Jetzt rasch telephoniert. Noch eine halbe Stunde, dann wird's lebendig auf dem eben noch so stillen Hofe der Gasanstalt. Ein Offizier vom Luftschifferbataillon naht zu Pferde, ihm folgt in scharfem Trab unter Führung eines Sergeanten ein zweispänniger Wagen mit Ballonhülle und Korb, der Fahrer auf dem Sattelpferde, die übrigen Mannschaften mit auf dem Wagen. „Halt! Luftschiffer — abgelesen! Fertigt zum — Füllen!“ Die Hülle des leuchtend gelben neuen Vereinsballons, der, vorläufig noch ohne Namen, seine erste größere Fahrt unternehmen soll, wird mit dem Netz bedeckt und auf dem Boden ausgebreitet, sodas das Ventil oben in der Mitte der Hülle, der Füllansatz am Rande des Ballons liegt. Dieser wird durch einen langen Schlauch mit dem Ausflusrohr der Gasanstalt fest verbunden, und rauschend strömt alsbald das Gas ein. Es ist gewöhnliches Leuchtgas, das Kubikmeter zu dreizehn Pfennigen. Das viel leichtere Wasserstoffgas ist zwar doppelt so leistungsfähig, aber dreimal so teuer, und unser Ballon faßt 1500 Kubikmeter! Dreißig Mann, die Luftschiffer durch Arbeiter der Gasanstalt verstärkt, verteilen sich rings um die Ballonhülle, jeder mit einem fünfzehn Kilo schweren Sandsack ausgerüstet, den er mit den andern in derselben Höhe in die Maschen des Netzes einhakt und auf Kommando des Offiziers immer eine oder zwei Maschen tiefer befestigt, je nachdem der Ballon sich bläht, bis sie endlich an den großen „Gänsefüßen“ angehakt sind, mit denen das Netz in die herabhängenden Leinen übergeht. In zwanzig Minuten ist der Ballon voll, und nun darf kein Augenblick verloren werden.

Der Führer hat inzwischen, seiner Instruktion gemäß, den abseits stehenden Korb auf seine Ausrüstung geprüft, sich überzeugt, daß alle nötigen Geräte vorhanden sind: Aneroidbarometer, Barograph, ein mittelst Uhrwerk die Fahrtkurve selbsttätig zeichnender Apparat, der dem Luftschiffer ebenso unentbehrlich ist wie dem Seefahrer das Tiefloth, Kompaß, Karten (1 : 300000) in genügender Anzahl für die zu erwartende Richtung und Dauer der Fahrt, ein großes dolchartiges Messer in Scheide, mit dem in Notfällen das Schlepptau gelappt werden kann, Kursbuch, Übersichtskarte für den Bericht, adressierte Telegramme, Formulare für die nach der Landung abzufsendenden Depeschen und ein Frachtbrief für den Rücktransport, außerdem auf dem Boden des Korbes zusammengefaltet der Verpackungsplan, zwanzig Sandsäcke an den Innenseiten, und soweit diese nicht ausreichen, außen am Korbe angehakt, das lange Schlepptau, gut befestigt, aber vorläufig noch im Innern des Korbes liegend.

Auch die beiden Mitfahrenden legen ihre geringen Habseligkeiten, nichts weiter als Ferngläser, Photographenapparate und etwas Proviant, in den Korb. Schon bringen die dreißig Mann den sich im Winde wiegenden Ballon herbei,

dessen stattliche Größe — 14,25 Meter Durchmesser — jetzt erst völlig sichtbar wird. „Ballon halt!“ Die Korbleinen werden an den starken eisernen Ring angehebelt, an dem auch die vom Netz heruntergehenden, etwa sieben Meter langen Auslaufleinen fest gebunden sind. Ventil- und Reißleine müssen über die Schlepptaufeite des Korbes zu hängen kommen, aber ja nicht ineinander verschlingen. Der Führer prüft durch einen kurzen Zug an der Ventilleine die Zuverlässigkeit des Ventils und sieht nach, daß die Reißleine eingeklinkt ist. Das alles geht so schnell und muß doch mit peinlicher Sorgfalt geschehen. Die Mannschaft verteilt sich rechts und links an die beiden Hochlasttaue und hat Mühe, den bald vom Winde niedergedrückten, bald sich hoch aufbäumenden Ballon festzuhalten.

Die Fahrtgenossen schwingen sich durch Taue und Leinen hindurch in den sich hin und her biegender und ächzender Weidenkorb. „Achtung! Anlüften!“ Der vorher festgehaltene Korb wird freigegeben, und die Mannschaft bringt die Hochlasttaue so weit außer Zug, daß sie einen bis zwei Meter Durchhang erhalten. Nun erfolgt das „Abwiegen,“ es werden so viel Säcke Ballast herausgegeben, daß der Ballon den nötigen Auftrieb hat. Sechzehn Sandsäcke behalten wir im Korb zurück. „Festhalten!“ Noch einmal werden die Hochlasttaue wieder in Zug gebracht und der Korb erfaßt. „Aufziehen!“ Der vorher geschlossene Füllansatz wird durch Ziehen an einer Schnur geöffnet. Erst nachdem sich der Führer überzeugt hat, daß dies der Fall ist, erfolgt zehn Uhr sechzehn Minuten das letzte Kommando durch den Offizier: „Laßt los!“, und „Glück ab!“ ertönt aus dem Munde der Zurückbleibenden.

Wer die nun folgenden Augenblicke doch genugsam beschreiben könnte! Sie sind eben unbeschreiblich, Augenblicke der höchsten Erregung, nicht eines Angstgefühls, dazu ist an Ballon und Korb alles viel zu gebiegen, aber der Wunsch regt uns mächtig auf, jetzt tausend Sinne der Wahrnehmung zu haben, um uns keinen der hastig wechselnden und sich steigenden Eindrücke entgehen zu lassen. Den festen Boden unter uns zu verlassen, vielleicht auf lange Stunden, fliegen zu können, was wir bisher nur in Träumen ahnungsvoll zu genießen glaubten, emporzuschweben zu Höhen, die noch nie ein Vogelflug erreicht hat, das steht uns jetzt bevor, und wir sollen es ohne die mindeste Anstrengung für uns, nur berufen, zu genießen. Welcher Gegensatz! Eben noch die geschäftigen Bemühungen vieler Menschen um unser Fahrzeug, ein Ziehen und Stoßen im pfeifenden Winde, das auch noch wenig Sekunden beim ersten Steigen fortdauert. Dann schweben wir ruhig höher und höher, wohlthätige Stille umfängt uns, der Ballon hat die Schnelligkeit des Windes aufgenommen. Wir sind allein, wir drei im Korb, rings um uns kein fester Gegenstand mehr, die höchsten Turmspitzen liegen schon mehrere hundert Meter unter uns, überall neben uns, über uns nur Luft und wieder Luft. Von Anfang an haben wir uns über den Rand des Korbes hinabgebogen. Die Menschen auf dem Hofe der Gasanstalt, die Hand schüßend über die Augen gelegt, schauen zu uns hinauf. Jetzt sind sie zu Punkten zusammengeschrumpft, und unsere Aufmerksamkeit wird auf ganz andre, herrliche Dinge gelenkt. Die Gasanstalt, Plözensee, die ganze Jungfernheide, Charlottenburg, Westend mit

feinen Alleen und Villen bleiben hinter uns. Wir folgen der Richtung des Landwehrkanals über das scharf sich abzeichnende Hippodrom und die Hochschulen daneben, den Zoologischen Garten, die Hochbahn und die Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche hinweg. Da ist der Tiergarten mit seinem großen Stern, die schnurgerade verlaufende Straßenfolge, die wir schon von Charlottenburg her beobachten können, sind die Bismarck- und die Berlinerstraße, die Charlottenburger Chaussee, dann durch ein niedliches Gebäude mit fünf Öffnungen — das Brandenburger Tor! — hindurchgehend wird sie breiter, links und rechts grüne Tüpfchen, das sind die Linden: wie kurz sie von hier aus erscheinen! Dahinter das weite Häusermeer der Weltstadt, von der Spree und ihren Armen, von zahllosen Straßen durchschnitten, deren längste annähernd strahlenförmig, vom Ende der Linden, vom Dom und Schloß ausgehn. Wie wir in die einzelnen Häuservinkel hineinschauen können! Manche von ihnen verengen sich schlotartig. Daß es früh so tüchtig geregnet hat, ist ein Glück für uns, selten wird man einen so ungetrübten Blick auf Berlin haben wie heute. Nur über dem Potsdamer Bahnhof lagert eine leichte Dunstwolke, während der Anhalter Bahnhof deutlich zu sehen ist, und nicht weit davon der kreisrunde Belle-Alliance-Platz mit der Friedenssäule. Schon wollen wir den Blick nach einer andern Seite wenden, da leuchtet am östlichen Saume des Tiergartens eine goldne Kuppel auf, das Reichstagsgebäude, und dicht dabei, auch goldglänzend, eine zierliche geflügelte Gestalt auf einer Säule, die Viktoria. Von hier aus hätte niemand auf den bekannten Berliner Witz über sie verfallen können.

Inmittenbar unter uns wird jetzt ein Trapez sichtbar mit Bäumen und Anlagen, an den Rändern einige Gebäude, teils höhere, teils langgestreckte flache, von denen nur die Dächer zu sehen sind, der Botanische Garten. Nahe dabei erblickt unser liebenswürdiger Führer seine Wohnung. Bald darauf folgt eine große tennenartige, graue Fläche, das Tempelhofer Feld, es liegt ganz verlassen da im Sonnenschein, nur auf einer kreisrunden Spur, einer Galoppierbahn, bewegt ein Reiter sein Pferd. In wohlthuendem Gegensatz zu dieser Einöde stehn der Kreuzberg mit dem Viktoriapark und das Grün der Hofenheide. Nach Westen schweift der Blick über Steglitz und Groß-Lichterfelde nach dem Zehlendorfer Forst und dem Grunewald.

Auch die Felder und Wiesen, über die wir dahinschweben, teils parallel zueinander, teils seltsam gekreuzt, gewähren einen ganz eignen Anblick, wie Kotossteppe mit den verschiedensten Mustern, je nachdem das Getreide noch ungemäht, in Schwaden ausgebreitet oder in Puppen aufgestellt ist. Vielfach, namentlich bei Stoppelfeldern, sind sie von fein geschwungenen bunten Linien durchzogen. Sind es mineralische Adern in der Erdoberfläche? Darüber huscht wie spielend der scharfbegrenzte kleine Schatten unsers Ballons hinweg und gibt uns einen Begriff von der Schnelligkeit, mit der wir fliegen, etwa 35 Kilometer in der Stunde. Denn von Ballon und Korb selber haben wir ja das Gefühl, als bewegten sie sich nicht. Dort jagen zwei Radfahrer auf der Landstraße dahin, ganz in unsrer Fahrtrichtung. Werden sie mit uns Schritt halten? Unser Ballonschatten läßt sie bald weit hinter sich.

Erst wenig Minuten sind seit unserer Abfahrt verfloßen, und doch gibt der Barograph schon 1000 Meter Höhe an, was nach leichtem Klopfen am Aneroidbarometer auch von diesem bestätigt wird. Der Ballon hat jetzt eine Gleichgewichtszone erreicht, d. h. er ist eben so leicht wie die von ihm verdrängte Luft und schwimmt deshalb in ihr. Denn das archimedische Gesetz hat für die Luft dieselbe Gültigkeit wie für das Wasser. So bewegt sich der Ballon ohne größere vertikale Schwankungen weiter, immer in der anfänglich eingeschlagenen Richtung nach Südosten. Aus der Fahrt über Sachsen wird also nichts! Der Himmel über uns ist völlig rein, die Sonne wirkt ungehindert, aber nicht drückend. Der Wind hat die Wolken längst zerrissen und sie in ziemlicher Ferne in Ballen und Streifen um uns verteilt, doch so hoch, daß sie uns nirgends die Aussicht auf das weite Panorama rauben, dem wir uns nun zuwenden. Nach Norden zu links von Oranienburg, in zartem Duft verschwimmend, die Wasserstraßen und Becken um Neu- und Alt-Müppin, nach Nordosten die Wälder und Gewässer der Uckermark, näher nach uns zu, von vielen Straßen durchschnitten, die Märkische Schweiz, dahinter die Niederungen des Oberbruchs, im Osten, noch leidlich erkennbar, die Türme von Küstrin. Ganz besonders anziehend erscheint das Havelbecken im Westen. Wie entzückte uns schon im letzten Herbst der Blick vom Pfingstberge aus über Potsdam und seine reich gegliederte Seenumgebung! Heute ist dies für uns nur ein ganz kleiner Teil eines gewaltigen Bildes. Wir verfolgen die im Sonnenglanze leuchtenden Seen nordöstlich bis Spandau und westlich nach Brandenburg zu. Dazu überall ein reichverzweigtes Netz von Landstraßen, die Städte und Dörfer miteinander verbinden, an einzelnen Gehöften und Rittergütern mit Parkanlagen vorüberführen, die langen Linien der Eisenbahnen, auf denen Züge sich wurmartig, mit Kopf und Schwanz schlingernd, vorwärts bewegen.

Jetzt aber heißt es eine Pause machen im Genießen, denn es gibt mancherlei für uns zu tun. Das Schlepptau wird abgerollt, es wiegt etwa einen Zentner, hundert Meter ist es lang und mehrere Zentimeter dick. Nun hängt es senkrecht vom Korbe hinab, wie unbedeutend es sich von oben ausnimmt! Auf der entgegengesetzten Seite hängen die beiden viel kürzern Hochlasttaue vom Korbe herunter. Unser Führer, dem es, obwohl er längst den Rock abgelegt hat, tüchtig warm geworden ist, schwingt sich gewandt auf den ledereingefaßten Rand des Korbes, schlingt die Knoten der Ventil- und der Reißleine frisch um die Korbleinen, sodaß sie uns nicht im Wege und doch bequemen erreichbar sind, und gibt uns einige Verhaltensmaßregeln für den Fall einer Gefahr. Seinen Anordnungen, seiner Aufforderung zu Hilfeleistungen müssen die Mitfahrenden unbedingt folgen. Die Sandsäcke werden aus dem Korbe herausgenommen und an der Außenseite befestigt, die Apparate, soweit dies nicht schon vorher geschehen war, in Augenhöhe angebracht. Alles vorläufig Entbehrliche, was noch herumlag, wird unter dem Deckel der weiden-geflochtenen kleinen Bank geborgen. Die übrigen Geschäfte hatten wir schon vorher unter uns verteilt. Der Führer hat ja mit der Leitung des Ballons und den Notizen für den offiziellen Bericht vollauf zu tun, der Hauptmann

ist durch seine beiden Photographenapparate, einen für Landschafts-, den andern für Wolkenbilder, in Anspruch genommen, mir ist es gefallen, alles Bemerkenswerte aufzuzeichnen. Alles Bemerkenswerte? Wo sollte ich dazu Zeit und Hände hernehmen! So, nun ist's ganz wohnlich und behaglich in unserm Korbe, und wir können uns der Freude des Schanens wieder ungestört hingeben.

Die Seen sind nicht zu zählen, so weit das Auge reicht. Zu einem wirklichen See und Seenstern zugleich vereinigen sich nordöstlich von uns die Dahmeseen, der nach Köpenick zu sich erstreckende Lange See, der Zeuthener und der Seddinsee, dahinter breitet sich behäbig aus der von der Spree durchströmte Große Müggelsee mit seinen bewaldeten Ufern. Ein Dampfschiff zieht seine Spur, und kleine weiße Fleckchen sind über dem Wasserspiegel verstreut, das müssen wohl Segelboote sein.

Unter uns liegt eine freundliche Ortschaft mit Jagdschloß und Park, Königs-Bufterhausen an der Rotte. Auf dem Platz um die Kirche laufen eine Menge Punkte zusammen, es sind Menschen, deren Aufmerksamkeit der Ballon erregt hat. Unser Hauptmann bittet immer wieder um Ruhe im Korbe, um ungestört und sicher knipsen zu können. Eben hat er Königs-Bufterhausen aufgenommen, jetzt das westlich davon liegende Mittenwalde zwischen dem Zülow- und dem Rottekanal, der übrigens von oben gesehen einer Landstraße gleicht, da an beiden Ufern entlang Bäume gepflanzt sind. Weite Felder und Wiesen dehnen sich nach Norden und Westen. Wie viele Menschen könnten sich da noch anbauen!

(Schluß folgt)



Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege

Aus dem Nachlaß von Friedrich Kugel

2. Ich hatt einen Kameraden



as Talent zur Freundschaft, das nicht in alle Herzen gelegt ist, leimt freilich in der Regel nur in Gleichgesinnten auf, die in ähnlicher Lebenslage sind. Daß es aber so sein müsse, ist eine von den trüben Phylistererinnerungen aus dem Niedererschlag beschränkter Lebenserfahrung. Das sind Meinungen nicht von den Dingen, wie sie sind, sondern wie eine Anzahl von Menschen behauptet, daß sie sein müßten. Wer hat nicht aus der Schulzeit glückliche Erfahrungen vom Gegenteil? Auch nicht einmal bloß zwischen armen und reichen, zwischen Dorf- und Stadtkindern, sondern zwischen dummen und geschickten, bösen und guten Kameraden entwickeln sich echte Freundschaften. Mich zog es als Knaben zu den Schulkameraden aus reichen Häusern, weil ich da in eine andre Welt hineinsah, die viel Schönes, Verlockendes zu haben schien, und es zog mich noch stärker zu denen, deren Eltern arm waren; ich gestehe, daß der feuchtwarme Geruch einer ärmlichen Stube, in der auf einem vierbeinigen Kochofen Kartoffeln steben, während ein

altes, freundliches Mütterchen auf erhöhtem Platz am kleinen Fenster näht, für mich noch viel mehr Anziehungskraft hatte als ein schöner Salon voll Spielsachen. Ich habe diesen Duft nie vergessen, der mich ebenso narkotisierte wie die Luft eines Treibhauses oder tropischen Urwaldes, womit sein Dunstreichtum verwandt ist. Noch viel mehr hat mich später der energische Kampf mit dem Leben begeistert, den arme Ritschüler führten, die schon mit dreizehn Jahren andern Nachhilfestunden gaben, kein Taschengeld hatten und sich ihre Bücher selbst einbanden; ich wollte mich ihnen mit Wärme anschließen, fand aber nicht immer Gegenliebe. Wie schön sind die Freundschaftsverhältnisse zwischen Bergsteigern und ihren Führern, die tief wurzeln in dem gemeinsamen Bestehn großer Gefahren, der wechselseitigen Hilfeleistung, vielleicht in der Errettung aus Todesnot. Ähnliche Freundschaften müßten zwischen Offizieren und Soldaten entstehen, müßten sogar häufig sein, wenn nicht die militärische Ordnung dazwischenstünde. Aber Lessing hat den Wachtmeister Paul Werner, der sich für seinen Major todschlagen läßt, nicht aus dem Nichts geschaffen; und daß dieser Major zu dem Wachtmeister sagt: Ich erkenne dein Herz und deine Liebe zu mir, und daß er dessen Freundschaft zuletzt neben Minnas Liebe für seinen größten Schatz erklärt, sind keine Erfindungen.

Majore wie Telleim gibt es freilich nicht viele. Aber der lange schwere Mann, den ich schwerverwundet von seinem Leutnant auf einem gerade dastehenden Karren aus dem Gefecht und Kugelregen an eine sichere Stelle fahren sah, sagte vielleicht eines Tags wie der rauhe Jost: Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen, ich muß bei Ihnen bleiben. Es gehört ungeheuer wenig von seiten eines Vorgesetzten dazu, sich in den bessern Elementen seiner Untergebenen — und das ist die Mehrzahl — anhängliche Leute zu erziehen, die ihm jeden Wunsch an den Augen absehen und für ihn durchs Feuer gehn.

Leichter bildet sich ja ein innigeres Verhältnis zwischen Kameraden, die in Reih und Glied nebeneinander marschieren; Stand, Besitz oder Bildung machen dabei keinen Unterschied, denn in diesem Augenblicke sind sie demselben Gesetz unterworfen, fesselt sie dieselbe Disziplin und leitet ihr Denken und Tun dieselbe Notwendigkeit der Ausübung aller persönlichen Wünsche und Bestrebungen durch die Zugehörigkeit zu einer Masse von Männern gleichen Alters, gleichen Berufs und gleicher Pflichten. Ich möchte mich aber durchaus nicht darauf beschränken, zu sagen, das Leben in Reih und Glied sei der Freundschaft günstig; es handelt sich um etwas mehr. Ich habe erfahren, wie dieses Leben die ewigen Grundlagen menschlicher Gleichnatur im tiefsten Grunde männlicher Seelen aufgräbt und Quellen erschließt, die für gewöhnlich nur in engen Spalten mühsam tröpfeln oder rieseln. Not und Gefahr vereinigte entlegne Quelladern, und als starker Strom, der großer Leistung fähig ist, traten sie zutage. Was alles sich unter diesen Verhältnissen an Beziehungen von Mensch zu Mensch entwickelt, will ich gar nicht mit dem Allgemeinen Namen Freundschaft decken, denn es spielt hier Achtung, Bewunderung, Nacheiferung, Schutz- und Anlehnungsbedürfnis, kurz eine Reihe von elementaren Gefühlen hinein, deren gleicher Natur die Menschen in andern Lagen sich kaum jemals so inne werden. Wann werden wir im bürgerlichen Leben uns des kaltblütigen Mutes bewußt, der ohne Wimperzucken dem Tod entgegengeht? Nun wohl, gerade auf dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit dieser Eigenschaft habe ich die festesten Freundschaften, die zum Opfer des Besten, was jeder hatte, befähigten, entstehen sehen. Jede von ihnen hat freilich der Tod sehr früh gelöst, was man ja fast natürlich finden möchte, wenn man bedenkt, daß eben die Unkenntnis aller Todesfurcht ihr Kitt gewesen war. Was bedeutet aber die Zeit in dem Leben großer Gefühle? Eine Blume, die nur eine Stunde geblüht hat, macht mich so lange glücklich, wie ihre Erinnerung in meiner Seele nicht verwelkt, wie ihr Duft durch mein frohes Gedenken zieht.

Von einer Ersatzabteilung in einem fernen kleinen Städtchen einem Truppenteil vor Straßburg zugefandt, kamen wir tief in der Nacht in einem Dorje an, das keine andern Bewohner mehr als Soldaten und fast nichts mehr von seinen Häusern als die Mauern und Ziegeldächer hatte: ausgeleert und ausgebrannt. Die Ungestlichkeit schaute sogar in der dunkeln Octobernacht aus den zerbrochnen Fenstern, an denen die Läden herabhingen oder mit langen Hopsenstangen von unten zugestemmt waren, und den dunkeln Toren, vor denen statt der Türen, die in Straßengefächten eingetreten oder eingeschlagen worden waren, Bretter lehnten, in deren Toreingängen zerbrochne Wagen lagen, durch deren Giebedächer zufällige, unregelmäßige Stücke dunkelblauer Luft mit Bruchstücken von Sternbildern herein schauten. Von Vorposten angerufen, von Patrouillen angehalten, von einem Quartierposten zum andern geschickt, fanden wir in irgendeiner entlegnen Scheune, deren Dach aus Sparren, Luft und wenig hängen gebliebenen Ziegeln bestand, die zweite Korporalschaft der zweiten Kompagnie im tiefsten nachmitternächtlichen Schlummer. Kein Laut als der regelmäßige Schritt des Quartierpostens, und dann und wann das An- und Abschwollen des Schnarchens, das der Soldat treffend Holzjagen nennt; durch den kräftigen Rippenstoß eines ungeduldigen Kochbarschläfers unterbrochen endigt es manchmal in einer im Traum hervorgefloßnen Fernwünschung, beginnt aber sehr bald wieder und steigert sich bis zu den höchsten Tönen. Mir klopft das Herz bei dem Gedanken, endlich mein Ziel erreicht zu haben; in dieser Schläfer- und Schnarcherschar lag mein Freund Reiske, dem zuliebe ich es mit viel Mühe durchgesetzt hatte, gerade in dieses Regiment und auch gerade in diese Kompagnie eingestellt zu werden. Ob er eine Ahnung hat, ob er vielleicht träumt, daß ich so nahe bin? Mein Herz klopte aber vielleicht auch noch aus einem andern Grunde, denn mir entsank aller Mut bei dem Blick auf den Inhalt der Scheune; da lagen sie dichtgedrängt, die Musketiere, gleich neben der Tür ein Unteroffizier, der etwas Raum zwischen sich und der Mannschaft hatte; diese aber dicht beisammen, die Köpfe gegen die beiden Mauern, die Beine in der Mitte geschickt ineinander übergreifend, sodas kein Plätzchen unbesetzt blieb und besonders kein Pfad dazwischen offen war. Was war zu tun? Sich hineinwagen, um etma ruhig bis zum Morgen auf einem Häuschen Stroh zu warten und zu schlummern, dazu schien keine Aussicht zu sein, wenn man nicht bei den ersten Schritten gleich ein paar Hände oder Füße zertreten wollte. Ich rufe aufs Geratewohl in den dunkeln Raum hinein: Ist der Musketier Reiske hier? Keine Antwort, als Stöhnen eines Leichtschläfers. Noch einmal: Musketier Reiske? Da eine Stimme: Was will da einer? eine andre Stimme: Maul halten! Die weckt wieder eine andre: Zeit zur Ablösung! Auf! O weh, schon zwei Uhr? Da ruft einer Reiske; wer ist das? Ich, der Kriegsfreiwillige Mahler. Mahler, du? tönt es von ganz hinten her, das ist Reiskes Stimme, ich halte mich nicht mehr, eile gestossen und getreten und trotz aller Sorgfalt bei jedem Schritt an und auf Körper und Gliedmaßen stoßend und tretend durch das Gewirr von Armen und Beinen auf die Ecke der Scheune zu, woher der vertraute Laut erschollen war; doch ehe ich dahin kam, hatte ein baumlanger Mensch mich beim erhobnen Bein gepackt, sodas ich, einbeinigen Stehens ungewohnt, auf den nächsten fiel, der mich mit hörbarem Fluch und Ruck weiter beförderte. Und so lag ich meinem Freund im Arm oder vielmehr auf dem Arm, denn dieser war schlaftrunken gerade im Begriff, sich zu strecken, als ich auf ihn halb rollte und halb flog. Flüche und Gelächter über-töntten noch eine halbe Minute unsre Begrüßungsworte, ein Rascheln und Scharren durch das Zurechtrücken der gestörten Schläfer, die Stimme des Postens durch die Türöffnung: Ruhe, es ist noch nicht eins, und dann wieder die tiefe Ruhe wie vorher.

Ich flüsterte meinem Freund und nunmehrigen Kompagniekameraden noch ein paar Vorschäften zu, er teilte mir kurz die wichtigsten Daten aus dem derzeitigen Bestand der Kompagnie mit, und daß wir voraussichtlich in der Frühe um sechs

zur Schanzarbeit antreten würden. So, jetzt leg dich zwischen uns hin, ich werde versuchen, mich etwas tiefer in die Mauer hineinzudrücken, dein Nachbar links ist unser guter Kamerad Haber, von dem du manches lernen wirst, was der Musketier heutzutage braucht.

Dieser Nachbar schien schon gerüdt zu haben, ich fand noch Raum genug, indem ich mich auf die Schmalseite à la Perring legte, und muß sofort in Schlaf versunken sein, hörte auch nicht, wie um zwei Uhr der Posten abgelöst wurde; als ich aber beim Frühsonnenlicht erwachte, war der Platz meines Nachbarn zur Linken leer, und er schien vor seinem Weggang sein Lagerstroh auf mich gelegt zu haben, denn ich fühlte mich in höchst wohlthuender Weise zugebedt.

Das war die erste Liebe, mein Freund Haber, die ich von dir erfahren habe. Wie oft habe ich seitdem deinen Zartinn erprobt. Du wirktest nicht bloß, wie man guten Frauen nachrühmt, von der Seite des Leibes auf den Geist ein, indem du dich mit vielseitig geschickter Hand bald als Kleiderreimler und Flickschneider, bald als Koch und Kellermeister, bald als Hausmeister, der für ein trocknes und warmes Lager sorgte, bald als Wüchsenpanner verdient machtest, der unmögliche Kostflecken aus Gewehrläusen entfernte; du wußtest mit heiterem Sinn und mancher lieblichen Volksmelodie Mißklänge zu übertönen und betrübte Gemüter aufzurichten; und über dem allen gabst du in schwierigen Lagen Beispiele von Heldenmut. Dabei verlangtest du nichts für dich selbst. Deine Leistungen erwarteten keinen Lohn und keine Auszeichnung, deine Liebe war selbstlos. . . .

Doch ich eile ja weit dem Gang der Ereignisse voraus, indem ich meinen lieben Kameraden Haber wie einen längst Bekannten einführe, wo der Leser mich doch erst bis an die Schwelle meines Eintritts in die zweite Kompagnie begleitet hat. Ich will es kurz machen. Den nächsten Morgen fünf Uhr Hornsignal, das, von den zwei Hornisten durch das Dorf getragen, bald da bald dort erklingt; ich würde mich zu jeder andern Zeit über das heitere Wandern des Signals gefreut haben, heute störte es mich in der Erwägung der neuen Lage, in der ich war. Ich war wie ein zugeflogner Vogel in dieser Kriegerschar, in der nur Reiske mich kannte, und dieser war unglücklicherweise um vier Uhr auf Posten gegangen. Vermuthlich hätte er mir noch ein paar Verhaltensmaßregeln gegeben, wenn ich nicht so tief in meinem Stroh geschlafen hätte, daß er mich vergeblich zu wecken gesucht hatte. Ich stand nun ratlos da. Instinktiv tat ich, was alle andern thaten, ging zum Brunnen, wusch mich und lämmte mich, küßte die Palme und den Staub von der Uniform und stellte mich dem Unteroffizier vor, einem kleinen, lebhaften, rundgesichtigen Mann, der mich gleich von vorn maß, dann „Rehrt“ kommandierte und mich auch von hinten musterte. Ungewöhnliche Art der Vorstellung! Sie sind also der Kriegsfreiwillige, der der Kompagnie zugeteilt ist? — Jawohl. — Und wollen in meine Korporalschaft? — Jawohl. — Warum? — Weil der Einjährige Reiske darin dient. — Das ist kein Grund. — Ich war bestürzt, Freundschaft ist hier offenbar kein hinreichender Grund, es galt also rasch einen bessern zu finden. — Reiske ist mein Stiefbruder. — Sieht ihn aber verflucht unähnlich. — Jawohl, Stiefbruder. — Sehen Sie, daß Sie Kaffee bekommen, Brot haben Sie wohl keins gefaßt? — Noch nicht. — Sehen Sie, daß Ihnen einer ein Stück gibt.

Ich machte Rehrt, um mich der schwierigen Aufgabe zuzuwenden, Unbekannte, die ich vielleicht heute Nacht bei meinem Eiertanz durch die Scheune auf Hände oder Füße getreten hatte, zu veranlassen, mir ein Stück Brot zu schenken. — Halt, Kriegsfreiwilliger! rief es hinter mir. Der Unteroffizier winkte mich heran, faßte meine linke Achsellappe an: Hier sitzt der Kompagniekopf locker; ich sage Ihnen, wenn Sie den verlieren, ist's gefehlt. Sofort festnähen.

Dieses Sofort schnitt mir durch Mark und Bein. Zwar würde ich im bürgerlichen Leben geglaubt haben, mit diesem nur wenig gelockerten Knopf noch einige Wochen bestehen zu können; aber hier, das mußte ich mir sagen, hat der kleine, fast halbflugige Knopf mit der Nummer Zwei einen besonderen Wert, war nicht so leicht

zu ersetzen wie ein gewöhnlicher Uniform- oder nun gar ein Hofenknopf, der im Notfall sogar vom Zivil sein konnte. Bei spätern Gelegenheiten hörte ich unsern Unteroffizier folgende Betrachtung anstellen: In jedem Regiment gibt es vierzigtausend Uniformknöpfe, aber jeder Kompagnieknopf ist nur vierhundertundneunzigmal da. Also die größte Sorgfalt auf die Kompagnieknöpfe richten. Wenn ein Kamerad gefallen ist und zurückgelassen werden muß, ist unjre erste Pflicht, das Gewehr und die Munition zu retten, dann die Kompagnieknöpfe, dann erst das Taschenmesser. Denkt euch doch eine Achsellappe mit einem gewöhnlichen Uniformknopf!

Wie wenig tief die Disziplin in mir erst Wurzeln geschlagen hatte, das wurde mir selbst einleuchtend, als ich trotz der Ermahnung des Unteroffiziers zuerst nach Brot und Kaffee ging, bei deren Zuteilung mein Scheunennachbar der vergangenen Nacht, der über dem Kaffeeopf waltete, mich freundlich bedachte, sodas mich zwar unfreundliche Blicke empfingen, aber kein zurückweisendes Wort laut wurde. Es schien die Meldung beim Unteroffizier schon eine Art von Anschluß an die Korporalkasse vorauszusetzen. Ich stürzte meine Tasse hinunter und biß kräftig von dem Broden Kommunißbrot ab, den ich aus Reiskes Vorrat erhalten hatte. Nun der Kompagnieknopf! Nadel und Faden hat ja natürlich jeder Musketier. Ich habe das ebenso natürlich nicht, bin ein ganz abnormer Mensch, fühlte in diesem Augenblick, daß ich tief unter dem letzten Soldaten stehe. Aber was tun? Ich sehe Haber und denke an Reiskes Empfehlung. Er ist selbstverständlich mit Handwerkszeug versehen, in der Scheunenede wird der bedeutame Knopf fester genäht. So, sagte Haber, der hält so lange wie Wez, und wenn Wez fällt, dürfen alle Knöpfe reißen, sogar Kompagnieknöpfe. Übrigens trage ich immer zwei als Reserve im Geldbeutel.

Das Gewehr und den Brotsack quer umgehängt, das Taschenmesser umgürtet, die Leinenhosen in den Stiefeln, die Rüge statt des Helms, so treten wir zur Schanzarbeit an und „fassen“ Schaufeln, die man statt des Gewehrs auf der linken Schulter trägt. Der Unteroffizier meldet mich dem Feldwebel, dieser dem Hauptmann; zum erstenmal trifft mich der Blick der grauen kalten Augen, und weil ich immer Kleinigkeiten sehen muß, so fällt mir auf, daß der Hauptmann an seinem blonden Schnurrbart weiterkaut, der genau so kurz wie seine Rede und über der Lippe gerade abgeschnitten ist. Es ist wohlthuend für den Betrachter, in einem Gesicht, das er häufig sieht, eine solche feste Linie zu wissen, wie dieser geradlinig abgebissene untere Schnurrbarttrand. Ich habe in guten und übeln Tagen meinen Hauptmann vor der Kompagnie gesehen und habe mich nicht bloß im allgemeinen gefreut, daß er immer derselbe war, sondern daß auch dieses daselbe blieb. Im stillen dankte ich ihm, wie oft, daß er nicht wie andre einen Vollbart wachsen ließ. Auch hier ist semper idem ein guter gesunder Spruch. Übrigens gefielen mir allezeit Gesichter, denen wohlentwickelte Kinnbäden und breites Kinn einen fast quadratischen Umriß erteilen; ihre Wadenknochen pflegen nicht stark entwickelt zu sein, ihre Augen stehen hübsch wagerecht, der Mund ist meist fest. Solche Gesichter haben etwas Abgeschlossenes, es ist weder ein Fragezeichen noch eine Aufforderung darin, sie sagen: Ich tue meine Sachen für mich, kümme du dich um die deinen. In mir spricht es, während ich mich in strammer Haltung ansehn lasse: Der legt keinen großen Wert darauf, wie die der Kompagnie zu haben, auch ist er nicht eitel und verbeißt manches; aber wehe dir, wenn aus dieien Augen ein unverbissener Blick — entschuldige das Bild — dich träfe, du wärist getroffen vom Kopf bis in die Ferse. Zunächst wurde ich nur indirekt angeredet: Unteroffizier, sorgen Sie, daß der neue Mann heute nach der Arbeit Griffe übt. — Zu Befehl, Herr Hauptmann. — Marsch!

Ich übte an diesem Abend Griffe, bis eine Blutblase platzte, die ich mir beim Schanzgraben in den Ballen der rechten Hand gearbeitet hatte; similia similibus, wie die Homöopathen sagen, meinte dazu Reiske, was die harte Schaufel verbroschen, heißt der milde Gewehrkolben. Außerdem war mir die linke Schulter vom

„schmetternen“ Gewehrübernehmen braun und blau geworden. Es ist ja recht läßlich, daß du die Dinge ernst nimmst; du brauchst aber den Schießprügel darum nicht so furchtbar auf die Schulter zu werfen, das nußt uns nichts und schadet keinem Franzosen was. Dagegen rate ich dir, beim Präsentieren den Bauch etwas mehr einzuziehen, daß das Gewehr die Sehne eines Bogenabschnitts bildet, um dessen Peripherie der ganze Muskletier sozusagen herumgeschwungen ist. — Donnerwetter, Reiske, du nimmst diese Dinge tief. Du scheinst jezt deine akademischen Denkgewohnheiten auf die Durchleuchtung des Exerzierreglements zu verwenden.

Ja, sagte Reiske, ich habe genug darüber nachgedacht. Und wenn du es hören willst, gebe ich dir einmal im gedrungensten Stil meine philosophische Lehre von den Gewehrgriffen zum besten. Für heute sozusagen nur die Überschrift oder das Extrait: Die Idee der Griffe ist die Aufnahme des Gewehrs in den ganzen körperlichen und geistigen Menschen des Soldaten. Diese Incorporation einer starren Waffe aus Holz und Stahl kann aber nicht verwirklicht werden, ohne daß in Holz und Stahl die Liebe übergeht. Das Leder des Gewehrriemens nenne ich nicht besonders, weil es mit dem Wesen des Gewehrs nichts zu tun hat, totes mechanisches Anhängsel! Merkst du, wie hier die Forderung der Griff-fertigkeit, die dein Unteroffizier erhebt, mit der zusammentrifft, die der Büchsenmacher stellt, daß der Soldat sein Gewehr so rein halten müsse wie seinen Körper? Mindestens so rein! Dieses ist eine Forderung der soldatischen Tugendhaftigkeit, das andre ist eine umfassendere, die sich auf den ganzen Charakter und dessen Betätigung in der soldatischen Lebenserscheinung und -führung erstreckt. Zur Erfüllung der Tugendforderung rostfleckloser Reinheit des Gewehrlaufs kann nun jeder erzogen werden, sagen wir fast jeder, denn es gibt ja Keilichkeits-idioten. Dagegen zum Sichemporschwingen der Gewehrgriffe aus der mechanischen Übung deiner Knochen und Muskeln gehört Talent. Du stehst vor einem Manne, der dieses Talent hat, da siehst du, während er Gewehr über! macht, überhaupt kein Gewehr, das zuckt nur so durch die Luft, und wenn es nun auch wie ein Wetterstrahl auf die Schulter saust, hast du nicht die Vorstellung, es liege nun ein Gewicht von zwölf Pfund auf der Schulter, sondern du sagst: Dieser Mann hat nur einmal seinen rechten Arm zu einer harmonischen Bewegung ausgeschwungen, und da es ihm ganz gleich ist, ob der Gewehrsolben der Erde aufruht oder in seiner linken Hand gehalten wird, so hat das Gewehr einfach mitgeschwungen. Und wenn du General wärest (was Gott verhüte!) und würdest dasselbe Talent für Gewehrgriffe vor dir präsentieren sehen, so würdest du den Eindruck haben, der Mann bietet mir aus Deferenz sein Gewehr an, aber ich sehe an der Art, wie er's hält, daß es mit ihm verwachsen ist, und daß nicht einmal ein General es ihm entwinden könnte. Dabei kommt nun eben auch der Winkel von 89 Grad in Frage . . .

Lieber Freund, sagte ich, du bist ohne Zweifel auf dem besten Wege, ein zweiter Clausewitz, wenn auch erst in der Sphäre des Muskletiers, zu werden, und ich bewundre deine Gewehrphilosophie aufrichtig; aber für den Augenblick lasse einmal deinen hohen Geist herabsteigen und diese blutige Schwiele in meiner Hand betrachten. Wie kann ich sie wegbringen? Ich möchte morgen arbeitsfähig sein, aber mit dieser Hand werde ich mit dem besten Willen keine Schaufel schwingen. — O, das ist nicht viel, das haben wir alle gehabt. Aus dieser Blutblase wirst du die beste Schwiele des Regiments heranzüchten, wenn du das Blut herausdrückst, dann die Stelle mit Hirschtalg dick einschmierst und die ganze Hand die Nacht über verbunden hältst. Und wenn die Schwiele fertig ist, wirst du noch ganz andre Griffe machen. Übrigens versteht sich Haber ausgezeichnet auch auf diese Dinge. — Und Haber, auch hier hilfsbereit, kniet meine Hand, bis das brennende Gefühl heraus ist, salbt sie, verbindet sie, und ich kann mit Ruhe dem nächsten Tag entgegensehen. Welche Schmach, wenn ich schon am zweiten Feldzugstage von der Arbeit hätte wegbleiben müssen! Diese Nacht legte ich mich nicht als Gedul-

deter, sondern als Zugehöriger ins Stroh, und ich schließ mit dem Bewußtsein ein, den ersten Tag im Feld etwas geleistet zu haben. Das laise Brennen in der Hand kam mir fast wie etwas Wohlthuendes, Ehrenvolles vor. Reiske hatte noch weiteres von dem Pilanten oder mindestens Eleganten eines Präsentierens mit ganz leicht auswärts geneigtem Gewehr gesprochen. Daran mag es gelegen haben, daß ich träumte, ich stünde Posten vor dem Quartier des Generals, dessen bewundernden Blick auf mein im Winkel von 89 Grad präsentiertes Gewehr ich mit der frechen Rede erwiderte: So ist das Präsentieren nach Reiske, Einjährigem der zweiten Kompagnie, wollen nicht Exzellenz das Exzerzierreglement entsprechend ändern lassen? Wertwürdigerweise hatte ich aber das volle Gefühl der Verwerflichkeit dieser Rede schon in dem Augenblicke, wo ich sie aussprach, ja ich fühlte stark, wie ungehörig es überhaupt sei, bei präsentiertem Gewehr den Mund aufzutun, und als ich in diesem Augenblick erwachte, war nur noch der Schrecken und gar nichts mehr von Befriedigung über den schönen Griff in mir, und ich legte mich auf die andre Seite mit dem Voratz, auch im Traum nichts gegen das Reglement zu denken oder zu tun.

Unglaublich rasch lebte ich in meine neue Umgebung ein. Zwischen Reiske, dem alten Freund, und Haber, dem neuen Kameraden, stand ich nach außen gedeckt; in unsrer Korporalschaft war mir niemand übel gesinnt, mit einigen Kameraden knüpften sich engere Beziehungen. Der Unteroffizier sah mir scharf auf die Finger, denn er teilte, und vielleicht mit Recht, die Ansicht, die der Hauptmann als Ergebnis einer Gewehrparade kurz nach meinem Eintritt in den lapidaren Satz faßte: Die Freiwilligen sind Vottel, nur zu Patrouillen laun man sie brauchen. Aber er fand nichts Wichtiges zu tabeln; die Kompagnieknöpfe saßen fester als je, und die Griffe hatte ich sowohl von der praktischen Seite als — durch Anleitung Reiskes — in ihrem philosophischen Sinne mir zu eigen gemacht. Es dauerte auch nicht lange, bis ich in der Öffentlichkeit die Probe davon ablegte; mein Traum erfüllte sich, wenn auch eine Rangstufe tiefer, ich hatte den Posten vor dem Hause des Regimentsstabes und präsentierte das Gewehr mit allem möglichen Raffinement.

(Fortsetzung folgt)



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)



In dem niedrigen Keller saßen und standen die Marolliens dichtgedrängt. Ein kindliches, unerzogenes, leidenschaftliches Publikum. Weiber in zerklümpelten Tüchern aber künstlich aufgebauschten schwarzen oder rotblonden Haaren. Männer mit unheimlichen Verbrecherphysiognomien, Trunkenbolde und bleiche Hungerkandidaten, dazwischen viel ausgelassenes, jung derbes, vergnügtes Volk, sie alle hatten den „Cents“ Eintrittsgeld aufzubringen gewußt und verschlangen nun mit den hungrigen Augen die Vorgänge auf der kleinen Bühne. Sie ereiferten sich, ergriffen für und wider Partei. Sie ballten die verarbeiteten Fäuste und streckten drohend die Hände aus nach dem hölzernen Bösewicht. Die zierliche kleine Schächerin wollten sie in heißblütiger Ritterlichkeit den Klauen ihres Bedrängers gewaltsam entreißen. Aber alle Hände prallten zurück an dem starken Drahtgitter, das Papa Toone in weiser Vorsicht zum Schutz seiner hölzernen Kinder vor die Bühne gespannt hatte.

Und für die Beruhigung der lautesten Schreier sorgte die lange, schwanke Gerte der Heye. Die saß, um ein wenig über das Publikum erhöht, auf einer läufigartigen Estrade, ein abschreckend häßliches Weib mit rotumränderten, schielenden Augen, Fintjes Großmutter. Sie war im ganzen Quartier bekannt und erfreute sich einer abergläubischen Achtung. Ihre Gerte berührte dieses und jenes unbedeckte Haupt. Ruhe, Jan Courbatje! Maul halten dahinten, Ruhe! Und das wilde Volk fügte sich gehorsam dem furchtlosen alten Weib und seiner hypnotischen Willensstärke.

Neben ihr kauerte, wie das Hündchen beim Löwen, Fintje, die kleine Kellerratte. Mit vergnügtem, höhnischem Grinsen verfolgte das blasse Koboldgesicht des Kindes jede Bewegung der Gerte, wie sie den und jenen traf, wie sich dies und das Gesicht unwillig bei der mahnenden Berührung verzog. Ja, die Großmutter, die zwang sie alle, auf die war sie doch mächtig stolz!

Du, Zalle, es ist Zeit, sagte die Stimme des Flamänders mitten in die Martonettenaufführung hinein. Er stieß Zalle dabei an und deutete mit dem breiten Daumen nach der Uhr an der Wand.

Zalle ärgerte sich, daran gemahnt zu werden, daß das Thor des Hospizes um zehn Uhr schon geschlossen wurde, denn er hätte die Herrlichkeit bis zum Ende auskosten mögen.

Geh, sieh nach der Bühne, sagte er mürrisch.

Nach einer kleinen Weile stieß Zeste den Freund zum zweitenmal an. Du, Zalle, es ist Zeit. Und wieder und wieder, bis dem alten Marollten endlich die Geduld riß.

Zum Teufel mit deiner Pünktlichkeit! Na, so komm. Auf!

Mühsam erhoben sich die beiden hierschweren Alten. Uf! Aie!

Aber noch einmal drehte sich Zalle nach der Bühne um: He! Ihr dahinten, aufgehört jeht! Vorhang runter, sag ich: Zalle d'el Trap und sein Freund Zeste Blaes verlassen das Lokal.

Maul halten! Hört die alten Esel! Haut ihm eins hinters Ohr, dem besoffnen Hagestolgen!

Aber schon waltete die Gerte des Friedensengels ihres Amtes und verwies die Schreier zur Ordnung. Mit klatschendem Laut fuhr sie aber auch auf die blanken Zylinderhüte der beiden Hospizler herab.

Maus und Maul gehalten, ihr Narren. Zalle, wie schmeckt das Almosenbrot?

Der übermüthige Zalle kniete ein wenig zusammen und schob sich eilig hinter Zeste die Kellertreppe hinauf, hinaus in die frische Nachtluft.

Zugleich lam auch Fintje aus dem Haus geschossen. Sie maß ihre beiden Wohlthäter mit einem kritischen Blick und streckte dann jedem eins ihrer brannnen Händchen hin. Könn't ihr noch gerade gehn? Kommt, ich führ euch ein Stüd.

Naseweiser Rader, murzte Zalle, aber weder er noch Zeste machten sich von der führenden Kinderhand frei. So bogen sie zu dreien aus der Sadgasse in die Hoogstraat ein.

Die erschien in der unsichern Nachtbeleuchtung noch menschenreicher als bei Tage. Lange Reihen angetrunken Volkes zogen singend über die Mitte der Straße. Ein Verein, in geschlossenen Kolonnen marschierend, mit wehender Fohne und schmetternder Musik trieb alles rücksichtslos auseinander, hinter ihm drein sprangen und tanzten ausgelassene Ketjes und Vollekes (Gassenmädel). Überall Bewegung und wüthes Geschrei.

Wenn ich alt bin, darf ich dann auch in euerm großen weißen Haus mit den vielen blanken Fenstern wohnen? fragte Fintje mit einer ungewöhnlich leisen, weichen Stimme. In all dem Lärm verwehte die träumerische Frage, die beiden Alten hörten sie nicht.

Fintje, mach, daß du heimkommst; Kinder müssen sich so spät nicht auf der Straße herumtreiben! sagte Zalle plötzlich, der sich ein feines Gefühl für Wohl- anständigkeit bewahrt hatte.

Nein, für Kinder ist das nichts, bestätigte Zeste, der an seine Enteltdöchterlein mit den stillen blauen Augen dachte.

Na, also denn, so müßt ihr sehen, wie ihr den Weg allein findet! sagte Zintje lichernd, strich dem Großvater noch einmal zärtlich über den schwarzen Tüchärmel und jagte dann zurück in die Windengasse.

So ein Kind! sagte Zaffe, und die beiden faßten sich unter den Arm, um sich gegenseitig einen Halt zu gewähren.

Die Musik spielte, die Burschen gröhlten, die Mädchen kreischten. Von der altersgrauen Eglise de la Chapelle hallten zwei dröhnende Schläge: Halb Zehn.

Wir kommen noch recht, sagte Zeste beruhigt.

Wir wollen singen, schlug Zaffe vor; doch als wolle ihnen kein passendes Lied einfallen, blieben sie auch weiterhin stumm. So taumelten sie müde heimwärts nach den stillern, reinern Straßen, nach dem schweißsamem Hause des Alters mit jenem großen, unerbittlichen Eingangstor.

Die rosa Papiernelken hatten sie eingebüßt.

Und plötzlich schluchzte der alte Loustic auf: Zeste, das verfluchte Hoypiz, ich mag nicht wieder hineln.

Du hast zuviel Faro im Leib, Zaffe, nun redest du Unsinn, komm nur weiter! sagte der gemüthliche Flamänder beruhigend.

Aber Zaffes Stimmung war nun einmal ins Weinerliche umgeschlagen, und er jammerte weiter.

Nun ist es aus mit der Kirmes, sie schlagen das schwere Thor hinter mir zu, und ich sitz für immer drin in dem stillen Haus und hör und seh nichts mehr. Es ist hart, so mit lebendigem Herzen ins Grab zu gehn, so von der Kirmes weg, Zeste!

Komm nur weiter, Zaffe, es ist Zeit, zu spät dürfen wir nicht kommen, es gibt noch eine warme Suppe zur Nacht!

*
*
*

Es sollte des alten Marollens letzter Kirmesbesuch bleiben.

Zwei Monate später schon trugen sie einen Sarg aus dem Greisenhospiz und hoben ihn auf den Leichenwagen. Die alten Hausgenossen gingen alle mit, unentgeltlich. Sie hatten zusammengelegt, um dem lustigen Zaffe des Marollens einen Kranz zu spenden, einen großen, mit weißen Blumen und einer Schleife mit Goldinschrift: „Heute du und morgen wir! Ihrem lieben Freunde zum Troste die Alten des Greisenhospizes.“

Witten in der gebeugten Greisenschar schritt auch Zintje hinter dem Sarge des Großvaters her. Sie hatte ein schwarzes Tüchlein um den Kopf gebunden, das ihr schmales Kindergesicht noch bleicher machte. Sie schaute unverwandt mit großen, heißhungerigen Augen nach dem Riesenkranz mit den schneigeweißen Blumen, der auf dem Totenwagen prangte, und grämte sich heimlich, daß der Großvater seinen Kranz nicht mehr selbst sehen konnte. Er hatte ihr immer so große Zuckerbüchsen geschenkt, der schöne, lustige alte Großvater!

So, nun lauf heim, befahlen die Alten dem Kinde nach der kurzen Feier auf dem Kirchhof.

Und Zintje lief zurück in ihr schmutziges Viertel zu der häßlichen Großmutter, die jetzt ihre einzige Verwandtschaft ausmachte. Die Großmutter aber schenkte ihr keinen Heller für die Kirmes!

3

Zintje ging nun zwar zur Schule, doch kam sie gern zu spät zu den Unterrichtsstunden, und sehr oft kam sie gar nicht.

Auf regelmäßigen Schulbesuch wurde bei der kleinen Kellerratte nicht streng gehalten. Und Zintje liebte das Stillsitzen auf der Schulbank nicht. Lieber noch saß sie beim Mele in dessen bunter Stube, die immer voller reparaturbedürftiger

Marionetten lag. Meles Stube war das Lazarett des hölzernen Komödiantenvolkes. Auf dem Kamln, auf der Kleiderkiste, auf der Bank lagen die Könige, die Musikanten und die Zigeuner herum. Und Mele selber saß hinter dem Tisch und schnitt Kronen aus Goldpapier und nähte Kleider und klebte zerbrochne Glieder zusammen. Er war fünf Jahre älter als Fintje, beinahe schon erwachsen, aber klein, schief und blaß; sie hießen ihn Domle, den Marionetten-Domle, das Puppenonkelnchen, sowie sie Toone den Puppenpapa nannten. Papa Toone ließ bei den Aufführungen die männlichen Wesen sprechen, und Domle, sein Sohn, die weiblichen mit hoher, feiner, rührender Stimme. Er besuchte eine Realschule, Papa Toone verdiente genügend an seinem Theater, daß er das teure Schulgeld begahlen konnte. Er hoffte, es werde sich lohnen, er hegte die Überzeugung, aus diesem stillen, tief sinnigen Jungen könnte wohl einmal ein Dichter werden, wenn er nur die nötige Bildung dazu erworben hätte. Und Domle selbst glaubte heimlich auch, er könne es einmal dahin bringen, neue Stücke für seine Marionetten zu dichten.

In Domles Stube, die nur ein kleines Fenster hatte, das auf eine Mauer hinaus sah, die dem Licht den Eingang verwehrte, brannte auch bei Tage, sobald er von der Schule zurück war, eine grün umschirmte Petroleumlampe auf dem Tisch. Das verließ dem kleinen Raum etwas seltsam Trauliches.

Wenn Fintje nach wildem Umhertollen mit den Kindern der Nachbarschaft von der schmutzigen Gasse hereingestürmt kam in die Stube, wo still die Lampe brannte und ihren warmen Lichtkranz über die Tischplatte warf, auf der die bunten, hölzernen Menschenglieder, das Fittergold und die Farbentöpfchen zerstreut umherstanden und lagen, und einen hellen Schein auch über das ernste, tränkliche Knabengesicht und über die magern, vorsichtig arbeitenden Hände des Puppenspektors breitete, da blieb sie immer erst tief aufatmend unter der Tür stehen und ging dann auf den Zehenspitzen zu ihrem Platz am Tisch, und das Wetterleuchten in ihren Augen wandelte sich langsam in einen stillen, träumerischen Glanz.

Domle sah Fintje gern bei sich am Tisch, er schob ihr immer die angenehmsten Arbeiten zu. Sie durfte der Königin die goldne Papierkrone auf die glatte weiße Stirn kleben, sie durfte dem niedlichen Schäfermädchen den Hirtenstab vergolden und über den kahlen Schädel des Hanswurfs, des „Pouchenelleken,“ die neue Schellenkappe mit den klingenden Glöckchen streifen. Vielleicht bildete der Sohn des Hauses die kleine Kellerratte nur deshalb an seinem Tische, weil er allein mit ihr von der Zeit reden konnte, von der er so gern sprach: Wenn ich einmal die Stücke für unser Theater schreiben werde — er hatte sonst niemand, zu dem er davon sprechen konnte, denn den Vater nahmen am Tage die Kunden der Schenkstube und Abends die Vorstellungen im Keller in Anspruch, und Kameraden hatte der scheue, schwächliche Knabe nicht.

Zuweilen lehrte auch Fintjes unheimliche Großmutter in Domles traulicher Werkstatt ein. Dann schwieg der vorher gesprächige Junge, und die Heze aus dem Pouchenellekeller, das alte, strenge, verbitterte Weib, führte allein das Wort. Die Kinder kannten ihre Geschichten, ihre traurigen, grolldurchbehten Erinnerungen alle, aber Fintje stachelte sie immer von neuem zum Erzählen an.

Großmutter, wie warst doch damals, als du noch jung warst, wie die Senne noch offen durch die Stadt floß, und du des Sonntags mit den kleinen Schwestern auf deiner Bette Alleie*) am Kanal lang spaziertest? Sprich noch mal davon.

Dann erging sich die Alte in der Beschreibung des einst so beliebten Spaziergangs des alten Brüssels längs dem Kanal, der lustige Vergnügungsschiffe und bunte Nachen trug.

Heute ist er schmutzig und stumm geworden und trägt seine Lasten wie ein müder Arbeiter, und die frischgrünen Bäume der Alleie sind alt und kahl, sie sterben dahin einer nach dem andern, und niemand kümmert sich darum. Wie sie

*) Bette Alleie = Alle Bette.

die lustige alte Senne vergessen haben, die sie unter ihren steinernen Straßen begraben, so vergessen die Brühler auch ihre alte Verte Alleie, denn nur wenige leben noch, die sie in ihrer Glanzzeit gekannt haben. Und ihr könnt singen, wie meine Tochter, das Truitje, schon sang:

Nous n'irons plus promener
A l'Verte Alleie —

Und der Justizpalast, Großmutter!

Der?

Neugierig schielte Fintje nach der Großmutter hinüber, nun wird die böse, sie kannte das schon.

Ein gieriges Ungeheuer ist der steinerne Koloss, der Justizpalast! Wer hat sie geheißt, den unerschämten Riesen in unser Viertel hineinzuschleppen? Konnten sie ihn nicht auf einen ihrer großen, menschenleeren Bierplätze stellen? Mußte er gerade uns armen Volk unser bißchen Raum und Licht noch schmälern? Die Häuser haben sie uns niedergerrissen, gänge- und gassenweise, um ihm einen freien Stand zu schaffen. Wie ein König sollte er dastehn, einsam und frei und stolz. Weg mit den schiefen, armseligen Häusern, seine Majestät verlangt Raum! Reißt sie nieder, legt den Boden rein, das häßliche Zwergenvolk beengt den steinernen König. Weg mit euch, hinunter, hinunter, die Stufen hinab, da unten, da seht, wie ihr Platz findet; da schachtelt euch ein! Da dürft ihr herumtriefen zu Füßen der steinernen Majestät, freut euch doch, ihr armseliges Gewürm, unter seinem Schatten dürft ihr fortan leben!

Wir aber freuten uns nicht. Wir hatten unsre elenden alten Häuser lieb, unsre dunkeln Gänge und Sadgassen, in denen unsre Eltern und Großeltern schon gewohnt hatten. Wir wollten uns unser armseliges Eigentum, das uns wert war, nicht entziehen lassen. Seht, da oben hat mein Haus gestanden, wo jetzt die Sonne den glatten steinernen Umgang des Justizpalastes bescheint, mein Truitje ist darin zur Welt gekommen, mein Mann darin gestorben, und mein Eigentum wars. Hört ihr, mein Eigentum! Mühselig genug erworben! Also wollt ichs nicht hergeben. Ich wollte nicht. Die Nachbarn, die keinen eignen Willen hatten, sie räumten aus. Ich rührte keine Hand. Sie trugen mir eine Geldsumme ins Haus mit dem Befehl, es zu räumen. Ich warf ihnen das Geld vor die Füße und ging an meinen Herd und kochte meine Suppe weiter. Was ging mich der Justizpalast an, mochte er sehen, wie er sich mit mir niederm Nachbarn vertrug! Um uns herum krachten die Häuser und stürzten die Mauern, und der weiße Staub flog uns in die Fenster herein. „Laß sie morden, wir bleiben,“ sagte ich zum Truitje, das sich fürchtete. Rings um uns wurde es licht. Die Kammer, die früher dunkel gewesen war, wurde hell. Steh, wie vornehm wir werden, sagte ich, sie schaffen uns freien Raum, uns und dem Justizpalast! Ich lachte noch, da kamen sie mit ihren Beilen und Äxten und eisernen Hacken, und es ging ein Krachen durch die alten Wände, daß das Kind laut aufschrie und hinausstief. Ich aber blieb, wo ich war. Von draußen schrie das Kind: „Mutter, Mutter, komm doch!“ Ich hörte es wohl, aber ich wollte nicht, sie sollten mir mein Eigentum nicht nehmen, auch für Geld nicht. Es kamen aber vier Männer ins Haus hinein, die hoben mich mit samt dem Stuhl, auf dem ich saß, in die Höhe und trugen mich heraus. Sie wollten lachen dabei, ich aber hab ihnen geschickt, daß ihnen das Lachen im Hals stecken geblieben ist.

Brüssel, das neue, vornehme, das mag sich brüsten mit seinem Justizpalast, uns Marolliens aber ist er ein böses Gesicht. Wir haben einen Fußtritt bekommen, den wir nicht verwinden werden. Ich weiß die Zeit noch, da wir stolz waren, Marolliens zu sein. Heute sind wir sehr klein geworden, sehr klein! Aber das kümmert euch Kinder nicht, ihr habt die alten Zeiten nicht gekannt. Ihr fühlt nichts und denkt nichts, euch brennt's nicht im Herzen wie mir, das Damalige, das Vergangene!

Der Knabe hinter dem Tisch legte seine Arbeit nieder, seine blaßblauen Augen glühten. Doch, doch, sagte er, mich kümmert's. Wenn ich meine Stücke schreibe, sollen sie in der alten Zeit spielen, ehe der Justizpalast stand, als die Herzogin von Arenberg und die Grafen von Merode noch zwischen uns wohnten, und alle Leute sollen da hören, wie es damals so anders war bei den Marolles, so ganz anders, so viel schöner!

Die Heze schüttelte den Kopf, als gebe sie wenig auf die Versprechungen des Knaben. Sie hochte etwas abseits vom Tisch auf dem dreibeinigen Schemel. Der Schirm der Lampe warf einen grünen Schein auf ihr grotesk häßliches Gesicht, aus dem die rotumranderten Augen scheel und böse schauten. So bot sie einen Anblick dar, der wohl geeignet war, abergläubische Hezenfurcht wachzurufen, die beiden Kinder aber waren längst an ihre abstoßende Häßlichkeit und an ihre sibyllenhafte Art des Erzählens gewöhnt.

Weiter, Großmutter, das war der Justizpalast, aber nun von dir und den kleinen Schwestern! Von dir selber, Großmutter, wie du noch jung warst!

Nun lachte die Alte aus heiserer Kehle, indem sie den Oberkörper dazu wie im Schmerz hin und her wiegte.

Wie ich jung war! Jawohl, jung bin ich gewesen! Und Eltern habe ich gehabt. Einen Vater! Und was für einen Vater! Und eine Mutter. Ja. Verhauen und mißhandelt hat er sie, jedesmal wenn er beoffen heimkam, und beoffen kam er immer heim. Mich schlug und stieß er auch, nur die zwei Kleinen nicht, denn die steckten wir weg, wenn wir ihn kommen hörten, Mutter und ich. Ich war die Älteste. Mutter war ein schwaches Weib. Eines Nachts ist sie weggestorben, verlöscht wie ein Licht. Ich war die Älteste, zwölf Jahre war ich alt; ich habe die zwei Kleinen an der Hand genommen und bin aufs Polizeibureau gegangen und habe sie gebeten, Vater festzunehmen wegen der Kleinen, damit er sie nicht zuschanden schläge. Allein wollte ich wohl für die Kinder sorgen, wenn sie mir nur den Vater vom Hals hielten, so sagte ich ihnen. Sie aber fragten mich, ob denn Vater und Mutter nach dem Gesetz getraut worden seien. Ja, das waren sie, im Rathhaus sowohl wie in der Eglise de la Chapelle. Ja, dann hat euer Vater Nacht über euch, dann macht, daß ihr heimkommt, sagten sie.

Aber er hat Mutter geschlagen, bis sie gestorben ist, sagte ich.

Da fragten sie: Ist sie an seinen Schlägen gestorben?

Nein, am Kummer, sagte ich.

Als eure Mutter euren Vater belträtete, stellte sie sich freiwillig unter seine Nacht, erklärten sie mir, aber ich wollte mich nicht zufrieden geben.

Aber nun wird er die Kleinen schlagen!

Der Vater hat Gewalt über seine Kinder, sagten sie wieder. Wenn er einem von euch aber einen ernstlichen körperlichen Schaden zufügt, könnt ihr wieder kommen und Klage gegen ihn einreichen.

Dazu wird's dann zu spät sein; wenn er die Kleinen zu fassen bekommt, bringt er sie um, gab ich ihnen zur Antwort, und weil ich so häßlich war und noch so klein und so frech dazu, lachten sie und schüttelten die Köpfe über mich. Dann wiesen sie einen Schutzmann an, uns nach Hause zu bringen und dem Vater eine Mahnung zu erteilen, uns gut zu behandeln. Ich aber wußte wohl: Nachher, wenn der Schutzmann wieder aus dem Hause ist, bringt dich der Vater um, und dann haben die Kleinen niemand mehr. Denn ich war die Älteste.

Aber der Vater war nicht zuhause und kam nicht heim die ganze Nacht. Der Schutzmann hat lange bei uns in der Stube gesessen und auf ihn gewartet, und die Kleinen haben mit den blanken Knöpfen an seinem Rock gespielt, und dann ist er gegangen und hat versprochen, am nächsten Tage wiederzukommen. Das hat der liebe Gott extra so eingerichtet wegen der Kleinen, dachte ich, denn damals glaubte ich noch, der Herrgott halte ein freundliches Auge über die Schwachen und die Wehrlosen. Ich habe dann die Schwestern an der Hand genommen und bin mit ihnen davon gegangen. Weit, weit hatten wir zu gehn.

denn ich wollte bis ans andre Ende von Brüssel, um mir dort einen Dienst oder eine Anstellung in einer Fabrik zu suchen. Die Kleinen waren das Gehr nicht gewöhnt, ich mußte eins ums andre tragen und schleppen.

Ich habe eine Stelle gefunden und habe die Kinder zu einer Frau in Kost und Logis gegeben. Viel konnte ich der nicht zahlen, aber gerade genug, daß sie nicht zu hungern brauchten. Sie haben es nicht allzu schlecht gehabt, die Kleinen. Des Sonntags habe ich sie gewaschen und spazieren geführt auf der Berge Allee, sie waren beide schöne Kinder, ich war mächtig stolz auf sie. In unser Viertel habe ich sie nie gehn lassen des Vaters wegen, sie hätten ihm begegnen können. Erst nachdem wir erfahren hatten, daß er tot sei, sind wir dahin zurück gezogen. Vater war in der Trunkenheit einem Bierwagen in den Weg gelaufen und überfahren worden. Nun waren wir frei.

Die Heze hielt inne. Sie saß da und starrte in eine Ecke der Stube, als lese sie dort ihre tragischen Geschichten ab, und rang wie gepeinigt die knöchernen Finger ineinander.

Großmutter — wie gings weiter mit den kleinen Schwestern?

Wies weiter ging? Wies den Mädchen allen geht! Groß wurden sie, und die Männer sahen nach ihnen, und sie nach den Männern. Die eine hat sich einen Mann vor dem Standesamt verschrieben. Er hat getrunken, wie Vater trank, sie und die Kinder geliebt und ihren sauer erworbenen Verdienst verbraucht, wie es ihm nach dem Gesetz zulam, als Herrn. Ihr Ältester war ein Krüppel, die drei Jüngern schwachsinzig. Zum Glück starben sie alle vier früh. Und sie starb auch, so wie unsre Mutter gestorben war, bescheiden in der Nacht, ohne Klage.

Die Andre aber hat einem Manne geglaubt, der ihr von Liebe vorshawkte, und hat ihm zu Willen getan, was er immer von ihr verlangte. Bald ist er ihrer überdrüssig geworden, denn sie war sanftmütig und ohne Falch. Als sie ihr Kind zur Welt brachte, war kein Vater da, der das Geld für seine Ernährung geschafft hätte. Sie selbst war zu schwach, daß sie für sich und das Kind hätte genug verdienen können. Ich lag krank zu der Zeit. Sie wollte es nicht verhungern sehen, so trug sie es vor die Thür reicher Leute. Die würden es nicht auf ihrer Hauschwelle verderben lassen, meinte sie. Aber sie hatte den Schuhmann nicht gesehen, der hinter ihr stand und ihr zusah, wie sie das Kind auf die Steinstufen bettete. Er hat sie und das Kind mitgenommen aufs nächste Polizeibureau. Dort ist sie verhört worden, ob sie ihr Kind habe aussetzen wollen? Ja, weil sie die Kraft nicht habe, es zu ernähren, und der Vater sich nicht um sein Kleines kümmern wolle, jagte sie. Seid ihr vor dem Standesamt getraut worden? haben die vom Gericht da gefragt. Nein, das war sie nicht, das hatte sie nicht für nötig erachtet: da war ja die Liebe gewesen!

Dann geht uns der Vater des Kindes nichts an, und Ihr allein seid verantwortlich für des Kindes Leben und Gedeihen. Ihr habt Euer Kind aussetzen wollen, das verlangt Strafe.

Ich hab's nicht wollen verhungern sehen, hat sie noch einmal zu ihrer Entschuldigung vorgebracht, aber sie haben sie eingesteckt. Ihr Kind durfte sie bei sich behalten, und nach ein paar Tagen waren sie beide tot.

So ist den zwei kleinen Schwestern gegangen, die ich vor dem Vater gerettet hatte. Sie waren schöne Kinder, und ich war mächtig stolz auf sie.

Scheu schielten die jungen Zuhörer nach der Alten hinüber. Was hatte sie nur? Wem drohte sie?

Den hageren Arm reckte sie aus und schüttelte die Faust. Und sie lachte dazu. Ein schauerliches Lachen, das ihnen Angst machte, wengleich sie nicht verstanden, warum.

Herrgott, ist das deine Gerechtigkeit? Wo stehst du in deinem Himmel? Bist du taub und blind? Oder gehn wir dich nichts an? Sind wir nicht deine Kinder? Weißt du nichts von uns? Da beten sie alle zu dir und beten und beten, aber was schert es dich in deinem Himmel? Wenn du nur wolltest! Ich

habe doch die Kinder groß gebracht, ich, ein schwacher Mensch, ein zwölfjähriges Mädchen, und du, wenn du nur wolltest mit all deiner Kraft und Macht! Warum willst du nur nicht? Herrgott, ich frage dich, ich verhöre dich, du bist mir Antwort schuldig! Warum das alles? Du, du, warum hast du uns geschaffen, warum müssen wir uns quälen in dieser Welt? Herrgott —

Sie brach in einem heisern Schluchzen ab und verstummte.

Die Kinder am Tisch getrauten sich nicht mehr nach ihr hinzusehen. Tief hielten sie die Köpfe gesenkt und bastelten an ihrem bunten Zitter mit zitternden Fingern.

Wie böse die Heze war! Nun drohte sie gar dem lieben Gott. Sie wäre imstande und klopfte den lieben Gott mit ihrer Gerte auf den Kopf, wenn der einmal vom Himmel herunterläme, philosophierte Zintje. Aber jetzt? Das klang wie Schluchzen! Die arme Großmutter, sie weinte wohl, weil sie nur so traurige Gesichten wußte. Nun ließen ihr sicher die Tränen aus den roten Augen über all die Runzeln hin über die Waden, aber hinsehen mochte sie doch nicht, das war vorhin ein gar zu graufiger Anblick gewesen. Und so lange blieb's still!

Großmutter — du — warum hast du selbst doch einen Mann genommen, wo es deiner Mutter und deinen kleinen Schwestern so schlecht gegangen ist?

Der meine hat nicht getrunken. Er saß gern daheim des Abends. Er brachte mir alles Geld, das er in der Fabrik ausbezahlt bekam, und ich verdiente auch dazu. So konnten wir endlich das kleine Haus kaufen, das, was sie mir eingegriffen haben! Aber er war schwach auf der Brust, mein fleißiger, stiller Mann, die Luft in der Fabrik vergiftete ihm langsam die Lungen. Als er starb, war mein Truitje erst sieben Jahre alt. Lange Zeit habe ich mich gebangt, das Kind hätte die böse Krankheit auch im Blute. Aber es war ein fröhliches, leichtfüßiges Ding, das Truitje. Kaum hatte es die Kinderstube ausgetreten, da sprach es auch schon vom Heiraten.

Daß den leichtsinnigen Jungen laufen, hab ich ihr geraten, sie aber wollte auf nichts hören. Sterben wollte sie, wenn der junge d'el Trap nicht ihr Mann würde. Da hab ich ihnen die Hochzeit gegeben.

Ging da ein Wirtschasten an! Den Alten, den Zalle, nahmen sie gleich zu sich, der war auch nicht besser, kindisch waren sie alle drei. Er, der Junge, war Zimmermaler. Auf Wände und Decken malte er krause Schnörkel. Er und das Truitje hatten ihre Freude an dem bunten Zeug. Und wo es lustig herging, wo Musik spielte, wo es etwas zu sehen gab, da traf man sie gewiß, die beiden Jungen mit dem Alten, und konnte sie lachen hören und tanzen sehen. Sie waren wie die Kinder. Alles Elend um sie her socht sie nichts an, sie sahen und hörten es nicht. Sie lachten und gaben Geld aus, solange sie welches hatten, und hatten sie keins mehr, lachten sie auch. Dabei steckte ihnen der Kopf voll düntelhafter Zukunftspläne. Wenn ich einmal meine großen Kirchenbilder malen werde! sagte der junge d'el Trap gern, und das Truitje glaubte es ihm und war stolz auf ihren Maler. Aber eines Tags brachten sie ihn meinem lustigen Kind tot ins Haus, in der Kirche war er vom Gerüst gestürzt. Wie sie ihn hereintrugen in seinem buntfleckigen Malerhemd, schlug das Truitje der Länge nach zu Boden. In der Nacht wurdest du geboren, Zintje, und das Truitje starb. Der Alte ging hin und ließ sich ins Greisenhospij aufnehmen, und das Kind überließ er mir, es sei bei mir besser aufgehoben, meinte er. Jawohl, ich hatte ja Übung darin! Warten, sorgen und hüten, und dann zusehen, wie das Kind, das einem lieb geworden ist, zugrunde geht, das war ja von jung auf mein Lebensberuf. Aber nun war ich alt. Sollte ich im Alter auch noch nicht zur Ruhe kommen? Was blieb mir anders übrig? Da lagen die jungen kindischen Eltern tot nebeneinander, und du schreist nach Nahrung und Pflege —

Und da hast du mich zu dir genommen, Großmutter!

Zintje hatte nun alles Grauen vor der Heze verloren. Sie kam vom Tische herübergehuscht und streichelte ihr schüchtern die runzligen Hände.

Ich wills nicht machen wie die kleinen Schwestern, Großmutter, gewiß nicht, gar keinenummer werde ich dir machen, wenn ich groß bin. Und stolz sollst du auf mich werden, o so stolz, so stolz! Warte nur, warte nur, wenn ich einmal groß bin, da sollst du aber noch fröhlich werden, Großmutter, o und so schön sollst du es haben!

Wenn du groß bist? Wenn du groß bist, gehts dir wie den andern. Du hast die Lustigkeit von meinem Truitje und den Eigendünkel und die Vergnügungssucht von den d'el Trap, dazu von mir noch das heftige Empfinden, wie sollte es dir da wohl anders gehn? Aber es ist noch lange hin, bis du groß bist, Kind! So lange, daß es mich drückt, hier auf der Brust wie ein Alp, die böse Angst: Kannst du auf deinem Posten aushalten, bis das Kind selbst für sich sorgen kann? Werden dir nicht bald die Hände zittern und die Augen trüb werden, daß du deines Amtes im Pouchenellekeller nicht mehr walten kannst? Dann aber hat das Fintje kein Heim mehr und wird es hart empfinden, denn es hat sich gewöhnt, dieses Haus wie ein rechtmäßiges Heim anzusehen, und vergißt, daß es nur aus Freundlichkeit gebudelt wird und auf nichts ein Recht hat. Ein Recht auf nichts.

Großmutter, meine alte Großmutter, sorg dich doch nicht! Wenn deine Hände zitterig werden, dann nehme ich deine Orte, und du brauchst bloß zuzusehen, dann verwalte ich das Amt, und du darfst bei mir wohnen bleiben.

Die Alte schüttelte den Kopf. Ein Zucken, das ein Lächeln bedeuten wollte, ging durch die verwitterten Züge. Sie nahm die glatte braune Kinderhand, die sich zurtraute, die Rute im Pouchenellekeller zu führen, zwischen ihre harten Hände.

Du gehorchen sie nicht, Fintje, du bist nicht geschaffen, Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten, du stößt nicht Respekt noch Grauen ein, du glatthäutiges, junges Geschöpf. Nein, aushalten muß ich, aushalten!

Das Fintje braucht nicht betteln zu gehn, niemals! Es kann immer hier im Haus bleiben.

Das war die schüchterne Stimme Domles, die da hinterm Tische laut wurde.

Aber die Alte legte kein Gewicht auf seine Worte.

Sie hat auf nichts ein Recht, beharrte sie.

Dann stand sie müde auf und schlich gebeugt hinaus; es griff sie immer an, wenn sie die alten Geschichten erzählte.

Domle wußte auch Geschichten. Heiter waren die auch nicht. Von seinem großen Vetter, dem Portier der Maison du Peuple, dem neuerbauten Volkshaus, der von der Leihbibliothek den Schlüssel hatte, von dem hatte er Bücher geliehen bekommen. Victor Hugos Misérables. Immer einen Band nach dem andern. Darin las er des Nachts vor dem Einschlafen, daß ihm der Kopf brannte. Er konnte die Leute aus dem Buche ganz genau. Aber er sprach nur mit Fintje, wenn sie allein bei der Lampe saßen, von seinen seltsamen Bekannten. Sieh, das sind keine Könige und keine Prinzen und Räuber wie in unsern Stücken, die Leute aus meinem Buche, erklärte er ihr, das sind ganz natürliche Menschen wie wir auch, und arm sind sie und schlecht gekleidet. Ich werde einmal Stücke schreiben über solche Menschen.

Aber Fintje mochte von denen, die Victor Hugo die Elenden nennt, nicht erzählen hören.

Domle, hör auf, das sind keine Geschichten, wie ich sie gern habe. Sie sind häßlich wie der Großmutter ihre. Schöne Geschichten sollst du mir erzählen! Von Feen und weißen Schloßern und einem großen, großen blauen See mit Schwänen darauf, und von Menschen in seidnen Kleidern und von einem Garten mit vielen weißen Blumen darin, die herrlich, herrlich duften. O ja, von dem mag ich erzählen hören!

Und Fintje stützte das blaße Gesichtchen auf beide Hände und starrte ins Leere mit sehnsüchtigen Augen. Aber nur kurze Zeit. Sie konnte das Stillstehen nicht leiden.

So, Domle, das übrige kannst du selbst vergolden, jetzt mag ich nicht mehr!

Und weg war sie.

Gebuldig nahm dann der Knabe die halbfertige Harfe des Spielmanns zur Hand, die Hintze so achtlos hingeworfen hatte, und vergoldete sie langsam und sorglich und ernsthaft.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die zweite Januarwoche steht für Deutschland im Zeichen einer wichtigen Verkehrsneuerung, der Betriebsmittelgemeinschaft der deutschen Eisenbahnen, über die eine am 9. dieses Monats in Berlin eröffnete Konferenz berät. Die Betriebsmittelgemeinschaft soll den Umlauf des rollenden Materials in Deutschland einheitlich und zwar in dem Sinne regeln, daß die Güterwagen nicht wie bisher von der Ankunfts- und Entleerungsstation sofort ihrer heimatischen Verwaltung voll oder leer zurückgesandt werden müssen, sondern daß das Material aller Verwaltungen da zur Verwendung gelangt, wo es gerade ist. Erst damit wird eine einheitliche und zweckmäßige Regelung des Güterverkehrs auf den deutschen Eisenbahnen möglich. Gegenwärtig haben wir den Zustand, daß bei Güteranhäufung die Absendung nicht selten aus Wagenmangel Verzögerungen erleidet, während vorhandne Güterwagen anderer Verwaltungen leer zurückgesandt werden müssen. Die Disposition über das für den deutschen Güterverkehr nötige Material erfolgte bisher nicht nach dem Bedarf, sondern nach den Landesgrenzen, während doch ausschließlich die Forderungen des Verkehrs dafür maßgebend sein sollten. Infolgedessen trat zum Beispiel alljährlich im Herbst für einzelne Teile des Reichs großer Wagenmangel ein, während in andern Gegenden lange Reihen von Güterwagen unbenutzt standen. Fortan soll die Verfügung über das Material von einer Zentralstelle aus und nach keiner andern Rücksicht als der des Bedarfs geschehen. Damit wird voraussichtlich das ganze Gütertransportwesen eine große Beschleunigung erfahren, für sämtliche Verwaltungen wahrscheinlich auch eine nicht unwesentliche Verbilligung.

Die Dringlichkeit einer solchen Betriebsmittelgemeinschaft, als Ersatz für die fehlende Eisenbahngemeinschaft, war nicht länger von der Hand zu weisen. Was sie in Zukunft leisten soll, ist ein kleiner Bruchteil der segensreichen Folgen, die Deutschland von einer Verwirklichung des Reichseisenbahngedankens zu erwarten gehabt hätte. Die Notwendigkeit, Mittel und Wege aufzusuchen, um das, was ein einheitliches Reichseisenbahnwesen geleistet haben würde, wenigstens in einigen Teilen zu erreichen, ist ein nachträglicher Beweis für die Wichtigkeit jenes in unsrer Zeit freilich unausführbar gewordenen Gedankens, unausführbar geworden durch die überreichen Erträge der preußischen Staatsbahnen, die deren Erwerbung durch das Reich ebenso unmöglich machen, wie es für Preußen unmöglich wäre, sich ihrer auch um einen hohen Preis zu ent schlagen. Dieses breite Rückgrat des preußischen Staatswohlstandes würde heute des Reiches sein, wenn politische Kurzsichtigkeit und parlamentarischer Unverstand nicht den Reichseisenbahngedanken ebenso wie das Tabakmonopol der langen Reihe verpaßter Gelegenheiten angegliedert hätten, an denen die Geschichte Deutschlands leider so reich ist, und die in der Frage der Finanzreform, der Kolonialpolitik und der Flottenpolitik eine so traurige Ver längerung erfahren hat.

Die Betriebsmittelgemeinschaft ist scheinbar eine Angelegenheit, die das Interesse des großen Publikums außerhalb der am Gütertransport beteiligten Kreise nur wenig in Anspruch nimmt. In der Praxis wird sie aber zweifellos zu einer hohen Bedeutung auf dem Gebiete des nationalen Wirtschaftslebens emporwachsen und sich so dereinst als ein nicht kleiner Schritt in unsrer nationalen Entwicklung dar-

stellen. Eine von den Maßnahmen, die sich ohne Geräusch und Gepränge vollziehen, die aber schon nach kurzer Zeit den Beweis liefern, daß wir trotz alle und alledem vorwärtsschreiten. Das Deutsche Reich beruht auf der Waffengemeinschaft, Wirtschaftsgemeinschaft und Rechtsgemeinschaft, alle drei vereinigt unter der sie einheitlich zusammenfassenden Kaiserkrone. Ist auf dem Gebiete der Waffengemeinschaft und der Rechtsgemeinschaft die Einheitlichkeit dem Wesen, wenn auch nicht der Form nach erreicht, so lassen sich dagegen im deutschen Wirtschaftsleben die Traditionen der Zeit vor 1870 am schwersten überwinden. Es gilt das nicht nur von den Postreservatrechten, sondern auch vom Eisenbahnwesen, das sogar im geeinten Deutschland noch hinreichend Raum zu dem kleinen Eisenbahnkriege fand und ausnutzte. Dem wird die Betriebsmittelgemeinschaft ebenso ein Ziel setzen wie der wirtschaftlich nicht zu rechtfertigenden Verschwendung, die in der Heimsendung leerer Güterwagen bestand, im Zeitalter des Verkehrs ein kaum noch glaubhafter Zustand.

Wird diese Reform, denn so darf man es bezeichnen, vielleicht einiger Zeit bedürfen, sich den Beifall des Publikums, den sie in hohem Maße verdient, zu erringen, so wird sich dieser um so mehr der Personentarifreform zuwenden, die im Anschluß an diese Konferenz Gegenstand der Beratung sein soll. Auch sie wird durch eine Betriebsmittelgemeinschaft wesentlich gefördert, weil diese die Zusammenstellung von Zügen mit durchlaufenden Wagen im weitesten Umfange und damit auch die Bildung einheitlicher Personentariife ermöglicht. Minister von Budde hat im preussischen Abgeordnetenhaus die Grundzüge einer Personentarifreform, wie er sich eine solche denkt, schon bekannt gegeben: Aufhebung der Rückfahrkarten, Einführung des halben Preises der jetzigen Rückfahrkarten als allgemeine Fahrtage, Aufhebung der Schnellzugzuschläge und — des Freigepäcks. Ob auch die Platzzuschläge in den D-Zügen weggelassen werden, bleibt abzuwarten. Tatsächlich sind sie eigentlich nur eine Fahrkartensteuer, denn es hat keinen Sinn, daß für einen schon bezahlten Platz noch ein Zuschlag für die Benutzung erhoben wird. Es erinnert das doch zu sehr an die Hotels in Frankreich und Italien, die außer dem hohen Dinerpreise noch einen Franken für das Kuvett, für den Platz am Tisch verlangen.

Den Beratungen der Konferenz über die Betriebsgemeinschaft liegt, wie schon bekannt ist, ein gemeinsam von den Eisenbahnverwaltungen Preußens, Hessens, Württembergs und Badens aufgestellter Entwurf zugrunde. Eine Schwierigkeit ist die vierte Wagenklasse, gegen die sich Bayern nach wie vor ablehnend verhält. Die vierte Wagenklasse ist eine preussische Schöpfung, durch die der ärmern Bevölkerung im Osten eine billige Reise nach Berlin und dem Westen ermöglicht werden sollte. Sie ist die typische Beförderungseinrichtung der Freizügigkeit und mit dieser zusammen geboren, sie ist leider auch das Beförderungsmittel für das Vordringen der polnischen Bevölkerung nach Westen. Nun ist freilich die Bildung einheitlicher Personentariife bei einer Ungleichheit der Wagenklassen in hohem Maße erschwert, und auf bayrischer Seite besteht bekanntlich wenig Neigung, diese Wagenklasse im rechtsrheinischen Bayern einzuführen. Erstens ist das Bedürfnis dafür gering, zweitens müßten die Wagen erst beschafft werden. Auch hat der bayrische Minister im Landtage die Einführung dieser Wagenklasse als einen Rückschritt bezeichnet. Ob man in Preußen bei einer so weitgehenden Herabsetzung der Personentariife nicht die vierte Wagenklasse aufgeben könnte, ist eine Frage, die nicht so ohne weiteres zur Entscheidung reif sein dürfte. Für die russischen Auswanderertransporte zum Beispiel sind diese Wagen kaum zu entbehren, andererseits beweist der starke Vorortverkehr um Berlin, obwohl er zu bestimmten Tageszeiten mit bedeutenden Arbeitertransporten rechnen muß, daß es auch ohne vierte Wagenklasse geht. Aber auch sonst scheinen einem schnellen Ergebnis der beiden Konferenzen von bayrischer Seite manche Schwierigkeiten entgegenzustehen, wegen der vierten Wagenklasse kann Bayern allerdings kaum auf Unterstützung seines Widerspruchs bei den andern Eisenbahnverwaltungen rechnen.

Während sich so im lieben Deutschland Einrichtungen, die sich eigentlich von selbst verstünden, nur langsam und mühsam Bahn brechen, noch jezt im vierunddreißigsten Jahre des geeinten Reichs, lehren uns die Dinge, die draußen in der Welt geschehen, daß wir mit der Behäbigkeit, mit der wir uns zu wirtschaftlichen Neuerungen aufraffen, durchaus nicht auf der Höhe einer schnell vorwärts schreitenden Zeit stehn. Es hat diese deutsche Schwerfälligkeit in mancher Hinsicht sicherlich ihr Gutes, aber bei der Lösung von Verkehrsfragen sollte man sich doch darüber klar sein, daß sie die gesamte Leistungsfähigkeit unsers Wirtschaftslebens beeinflussen, wo wir ohnehin jeden Nerv anspannen müssen, wenn wir neben andern aufstrebenden Nationen auf der Höhe bleiben wollen. Wann und wie immer der Friedensschluß in Ostasien eintreten mag, nach dem Frieden werden wir mit einem gesteigerten Wettbewerb aller in Ostasien interessierten Nationen rechnen und dazu alle unsre Kräfte zusammennehmen müssen. Wer draußen im Welthandel unter heutigen Verhältnissen einen Platz, zumal in der vordersten Reihe, behaupten will, darf zuhause nicht mit Einrichtungen rechnen müssen, die eigentlich längst in die historische Kumpfkammer gehören. Auf diesem Gebiete sind bei uns noch manche Vorbeeren zu erwerben, leider ist es in Deutschland immer erst die Not, die uns beten lehrt. Der Hauptwiderstand liegt in allen diesen Dingen fast immer bei der Bureaokratie der Einzelstaaten, die noch immer auf dem Standpunkt steht, daß sie um ihrer selbst willen da sei, und demgemäß Verkehrsfragen als Machtfragen behandelt und entscheidet. Wollen wir Deutschland nicht zum Range von Holland und Spanien, zur Macht zweiten Ranges, hinabsinken sehen, so müssen wir uns klar machen, daß sich das Deutsche Reich neben England und Amerika, zu denen sich noch das aufstrebende Japan gesellt, nur durch Anspannung und Konzentrierung aller seiner Kräfte behaupten kann. Wie weit wir aber von dieser Erkenntnis noch entfernt sind, lehrt der Reichstag. Es ist eine recht auffällige Erscheinung, daß der Reichstag diesem gewaltigen Pulsschlag im Völkereben völlig fremd und gleichgiltig gegenübersteht. Weder betätigt er eine Initiative auf diesem Gebiete, noch leistet er der Initiative der Regierung eine verständnisvolle Unterstützung; während eigentlich die Volksvertretung der drängende und die Regierung der prüfend zurückhaltende Teil sein sollte. Die Inferiorität unsrer Volksvertretung in diesen Dingen beruht — abgesehen von dem übermäßigen Anteil der Sozialdemokratie — in dem Umstande, daß die einzelnen Fraktionen und ihre Mitglieder noch in den Eierschalen irgendwelcher längst ausgetragenen Konfliktperioden stecken, zum Teil auch so beschränkt sind, daß sie über den engen Horizont der Parteiinteressen nicht hinauszusehen vermögen. Nicht oft genug kann darauf hingewiesen werden, daß uns im Reichstag Leute, die etwas von der Welt gesehen haben, vollständig fehlen. Der eine oder der andre hat vielleicht eine Mittelmeerfahrt mitgemacht oder gar die Ausstellung in St. Louis besucht, das genügt aber nicht, einen Einblick in die deutschen Überseeinteressen zu gewinnen. Es wäre von hohem Werte, wenn alljährlich mindestens ein Duzend Volksvertreter auf Reichskosten nach Ostasien ginge und mit den dortigen Deutschen enge Fühlung nähme, ebenso wie die Frage zu erwägen wäre, ob nicht in Schanghai eine deutsche Handelskammer organisiert und jedem deutschen Generalkonsulat, so weit es ausführbar wäre, eine seinen gesamten Amtsbezirk umfassende Handelskammer zur Seite gestellt werden sollte. Gelänge eine solche Organisation, so könnte der weiteren Frage nahegetreten werden, ob diese Handelskammerbezirke nicht auch als Wahlbezirke zum Reichstage konstituiert werden könnten. In Bremen und Hamburg sind genug tüchtige Männer, die früher in andern Weltteilen gelebt haben; auf diese könnte gegebenenfalls die Wahl gelenkt werden. Der Kaiser hat am 18. Januar 1896 gerade auch den Reichstag aufgefordert, ihm zu helfen „dieses größere Deutschland — die Deutschen im Auslande — fest in das heimische zu gliedern“; durch die Konstituierung solcher Wahlbezirke, die es den Deutschen im Auslande ermöglichten, intensiver an der Gesetzgebung und der Entwicklung der Heimat mitzuwirken, würde ein großer Schritt in dieser Richtung geschehen. Im heutigen Reichstage ist niemand, der früher in

einem andern Weltteil längere Zeit gelebt hätte, keiner unrer alten Afrikaner, kein ehemaliger Seeoffizier; ein recht deutlicher Beweis, wie sehr bei den Wahlen nicht die Interessen der Gesamtheit, sondern Parteiinteressen den Ausschlag geben. Sollte es nicht möglich sein, eine Anzahl solcher Persönlichkeiten, die geneigt wären, ein Mandat anzunehmen, zu ermitteln und mit den in Betracht kommenden Parteien in Fühlung zu bringen? Eigentlich sollte es die Aufgabe der auf nationalem Boden stehenden Parteien sein, solche Männer in ihre Parteivorstände zu berufen. Aber freilich, die notwendigste Partei: eine nationale Wirtschaftspartei, haben wir nicht!

8

Die Kapitulation von Port Arthur. Schneller als bei der Niederschrift der „Silbesterbetrachtung“ erwartet werden konnte, ist die Katastrophe über das heldenmütig verteidigte Port Arthur hereingebrochen: am 2. Januar hat die Festung, das stärkste Bollwerk Rußlands im äußersten Osten, kapituliert. Das aber ist wahrscheinlich die für den ganzen Krieg entscheidende Tatsache. Die Voraussetzung, von der die Absendung der baltischen Flotte nach Ostasien ausging, ist zusammengebrochen. Das russische Geschwader, das jetzt unter Admiral Roschdsjeswenski bei Diego Suarez an der Nordspitze von Madagaskar vereinigt ist, kann Port Arthur nicht mehr entsetzen und hat damit den einzig möglichen Zufluchts- und Reparaturhafen verloren, der für seine Operationen in Betracht kam, denn Wladiwostok ist mindestens bis in den Februar hinein vom Eise blockiert und wäre für die russische Flotte nur dann erreichbar, wenn es ihr gelänge, die Japaner in den indischen oder den chinesischen Gewässern entscheidend, womöglich vernichtend zu schlagen und sich damit den Weg an Japan und Korea vorbei frei zu machen. Dazu ist aber die Aussicht sehr gering, Roschdsjeswenski verfügt alles in allem über sieben Linienfahrer, acht Kreuzer und sieben große Torpedoboote. Von den sieben Schlachtschiffen aber sind nur vier bis fünf ganz leistungsfähig und den fünf japanischen an Stärke gewachsen; den zwei ältern russischen Panzerkreuzern kann Japan sieben zum Teil ganz neue gegenüberstellen, den sechs nur schwach geschützten russischen Panzerdeckkreuzern fünfzehn. Dazu sind nach den bisherigen Erfahrungen die Japaner in Führung und Bemannung den Russen weit überlegen (vgl. General Vignit in der Deutschen Revue, Januarheft S. 48). Auch in dem danach unwahrscheinlichen Falle eines russischen Seesiegs in den indischen Gewässern — japanische Kreuzer haben sich schon bei Singapur gezeigt — würden die beschädigten russischen Schiffe nur in einem neutralen Hafen Zuflucht finden, und wenn sie nicht nach vierundzwanzig Stunden wieder abdampfen könnten, dort entwaffnet werden müssen, also für die Flotte verloren sein; im Fall einer Niederlage wäre die Situation noch viel schlimmer. Bleibt den Japanern auch ferner das Kriegsglück zur See treu, behaupten sie die Seeherrschaft, so würden auch große russische Landsiege Japan nicht völlig überwältigen können. Aus der Mandchurei würden sie ja verdrängt werden können, aber eine Belagerung Port Arthurs, das die Japaner inzwischen sicherlich völlig wiederherstellen und womöglich noch verstärken werden, würde nicht zum Ziele führen, solange die Japaner die See und also auch den Landzugang nach Port Arthur beherrschen. Auch Korea zu erobern würde für die Russen schon deshalb sehr schwierig sein, weil sie bei ihrem Vormarsch jederzeit kräftigen und überreichenden Flankenstößen der Japaner von der See her ausgesetzt wären. Von einem Angriff auf Japan selbst wäre vollends gar keine Rede. Käme es umgekehrt, dann würden die Japaner alle errungenen Vorteile verlieren und sogar von der Heimat abgeschnitten werden können, also einer Katastrophe zutreiben. Deshalb wollen ja nun auch die Russen um jeden Preis den Japanern die Seeherrschaft entreißen. Deshalb rüsten sie jetzt in Vibau ein drittes Geschwader, aber aus ältern Schiffen, und erst wenn die drei besten Linienfahrer ihrer Pontusflotte den Indischen Ozean erreichen könnten — wozu gar keine Aussicht ist —, könnten sie wenigstens eine zahlenmäßige Überlegenheit erlangen. Die Schiffe, die noch im

Bau sind, kommen dafür kaum in Betracht, denn auch die japanischen Werften werden inzwischen nicht müßig sein. Jedenfalls werden die Japaner alles tun, die Vereinigung der russischen Geschwader zu verhindern, und schon jetzt erscheint es ungewiß, ob Roschdjestwenski die Weiterfahrt überhaupt noch wagen kann. Muß er darauf verzichten, dann verzichten die Russen vorläufig auf die Seeherrschaft in Ostasien.

So hängt die Entscheidung des ganzen Krieges an der Seeherrschaft, und diese Entscheidung wird von weltgeschichtlicher Bedeutung sein. Siegt Rußland nicht durchschlagend, vollständig, behaupten sich die Japaner auch nur auf dem ostasiatischen Festlande, dann ist das russische Prestige in Asien erschüttert, und damit das Prestige der weißen Rasse überhaupt, was auch England in Ostindien alsbald spüren würde; dann steigt eine gewaltige asiatische Kriegsmacht empor, die für die gesamte gelbe Rasse das Haupt sein wird, die an der Herrschaft über den Großen Ozean ihren Anteil nehmen wird und auch den Ansprüchen der nordamerikanischen Union gefährlich werden kann.

Zur Reichsarbeit im neuen Jahre. Seit Mitte der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts habe ich an der Spitze erst kleinerer, dann größerer patriotischer Vereinigungen gestanden, damals einer der jüngsten Schutzkollner und Agrarier, seit 1878 in den Reichstag gewählt, fünfundschwanzig Jahre lang von einem und demselben treugefinnten Wahlkreis (Borna-Rochitz). Bald war ich in den Kommissionen, die die verschiedenen Sozialistengesetze und deren Fortdauer, den Zolltarif und seine Novellen in den achtziger Jahren und die alljährlichen Budgets berieten, als Schriftführer oder auch später als Vertreter des Vorsitzenden bis Mitte der neunziger Jahre beteiligt. Als die wiederholten Versuche einer Reichsfinanzreform am Widerstand der Parteien scheiterten, schied ich aus der Budgetkommission aus — war doch meines Erachtens die erste Verlierer schon ein Eingriff in die verfassungsmäßigen Rechte der Einzelstaaten —, an den sozialpolitischen Gesetzesvorlagen habe ich jedoch freudig mitgearbeitet bis zur Wahl zum ersten Vizepräsidenten i. J. 1898, wodurch man dann von der Kommissionsarbeit leider scheiden muß. Im Jahre 1901 trat ich vom politischen Leben zurück, weil die Mehrheitsparteien im Gegenstoß zu ihrer frühern Stellung ablehnten, die wirtschaftlichen Fragen außerhalb der engen Fraktionsgrenzen zu fördern, und auch die extremen Agrarier den guten Willen der verbündeten Regierungen verkannten, die Sessionen zu zwecklosen Monologen der Parteiführer herabsanken, vor allem aber meine Gesundheit durch Schlafschläge in meiner Familie schwer erschüttert war. Die Durchschnittserfahrung eines alten politischen Unteroffiziers nach sieben Wahlkampagnen in fast dreißig Kriegs- und Friedensjahren kann ich wohl für mich geltend machen.

Von diesem Standpunkt eines Parlamentsinvaliden — ohne „Pension,“ wie leider mancher im Vaterland, der sie hundertmal eher verdient hätte als wir Abgeordneten a. D. — habe ich nach vielen Jahren der Enttäuschung über die Art, wie die grundlegenden Fragen der Politik publizistisch behandelt werden, wiederholt in den „Grenzböten“ im Maßgeblichen und Unmaßgeblichen (Heft 50 ff.) eine Auffassung gefunden, der ich aufrichtig, um das so abgenutzte „voll und ganz“ zu vermeiden, zustimmen kann. Die zwingende Notwendigkeit einer organischen Reichsfinanzreform hatte ich wiederholt in Etatsreden hervorgehoben, fand damals aber auch beim hohen Bundesrat nur platonische Gegenliebe; für die „wiedergewählteinwillenden“ Herren Kollegen waren ja indirekte Steuern allezeit Pentagramme, und entsprechende Vorschläge wurden, weil schwer angreifbar, totgeschwiegen — die Korrekturen der stenographischen Berichte sind ja unter die diskretionäre Macht des Vizepräsidenten gestellt! — So begrüße ich doppelt freudig den Mut der Grenzböten, die Wunden unserer Zeit offen zu zeigen, und jeder, der auch nur einen politischen Samariterkursus durchgemacht hat, sollte solche Wahrheiten überall in Deutschland verbreiten.

Mit billiger oder heißender Kritik — beides finden wir in der Tagespresse, von den Kraftleistungen sozialdemokratischer Journalistik ganz abgesehen, denn

deren Ton verdient in angesehenen Zeitschriften gar nicht beachtet, geschweige denn widerlegt zu werden — ist den Hauptschäden unsrer Zeit nicht abzuhelfen. Ein Sammeln gilt es vielmehr für all die Kreise, die auf dem Boden unsrer Staats- und Gesellschaftsordnung stehen, um unserm Volk zu erhalten, was jedem Deutschen erhaltungswert erscheinen muß, mag er sich im übrigen konservativ oder liberal oder ultramontan nennen. Zufriedenheit schaffen in den Arbeitervierteln der Großstädte wie in der Werkstatt des Gewerbetreibenden und im Hofe des Bauern, das muß die Losung sein, kann aber nur bei geordneten Reichs- und Staatsfinanzen erreicht werden, die den nachgerade abhanden gekommenen Sparsinn früherer Generationen achten, als Grundsatz des gesunden Bürgertums gegenüber dem krankhaften après nous le délago einstiger Aristokraten und moderner Nationalsozialer.

Mehr Mühe für gute Bücher, weniger Zeitvergeudung für Tagesneuigkeiten (liest man doch jeden Unfall, jedes frivole Abenteuer, jeden Mord nicht ein, nein zwei und dreimal, je nach dem doppelten Erscheinen der großen Zeitungen) und Witzblätter (die guten „Fliegenden“ ausgenommen); mehr Aufsätze oder Vorträge, die am Familientisch bilden und belehren, weniger Gerichtsverhandlungsberichte, die Schamröte bei Alt und Jung hervorrufen „müßten“, mehr ernste Reiseindrücke aus den fremden Ländern, deren politische und wirtschaftliche Zustände uns erst klar machen, wie viel besser Deutschland regiert wird als westliche und östliche Nachbarn, weniger Vergnügungstouristen im Sommer in überfüllte Bade- und Luxurorte, im Winter in die „Zerstreuungen“ der Reichshauptstadt. Pflege der jedem sich anbietenden Naturfreuden, denen die noch nicht sozial infizierten, ärmern Klassen durch ihre Schrebergärten schon den rechten Weg anzeigen (ein kleines aber gewiß beachtenswertes Mittel, dem Vandalismus der Arbeiterjugend gegen Lebendes und Totes entgegenzuwirken). Nach geistiger und körperlicher Arbeit Aufsuchen des eignen Hauses statt des Tabaksqualms der „Werpalsäse“, der reinen Luft, die ohne Bergehöhen oder Meeresstrand auch das deutsche Land bietet, zur Herstellung überreizter Nerven und Sinne. Ein Jahr ohne alle Wahlen, weder Gemeinde-, Kirchenvorstands-, Stadtverordneten-, Landtags-, Reichstagswahllisten, wenn dem nicht leider die bestehenden Gesetze schon entgegenstünden! Das wäre ein nationale Gesundung förderndes Neujahrsgeschenk, würdig der Grenzboten und ihrer wahrhaft volksfreundlichen aber nicht nach Asterpopularität haschenden Tendenz. Dazu ein Beispiel des größten Haushalts im Reich, des Reichsschatzamtbes und der Finanzverwaltungen der Bundesstaaten, nach dem Vorbild jener guten alten kaufmännischen Buchführungen, wie sie bis zum Milliardenzeitalter in den großen Handelsstädten des Nordens und des Südens als selbstverständlich galten, nämlich: keine Ausgabe ohne Deckung; jezt freilich suchen Kommissions- und Kommerzienräte, deren Voretern sicher nicht solid kaufmännisch geschult waren, die vor Jahrhunderten in Holland und in Frankreich als Zwiebel- und Lotteriefischwindel auftauchenden Maximen den modernen transatlantischen Finanzgrößen nachzusehen, ohne deren Existenzbedingungen bei uns zu importieren, nach dem bekannten Camphausen'schen Botum, und der — Sozialist hat seine Freude daran! Reichsfinanzreform als *conditio sine qua non*, ein autonomer Zolltarif, langfristige Handelsverträge ohne die manchesterliche Weisbegünstigungsklausel, ein durch eine starke Flotte gesicherter Welthandel, altpreußische Einfachheit im Wehr- und Rührstand bei der bekannten gleichwertigen Leistungsfähigkeit aller deutschen Stämme in der Stunde der Gefahr, Pensionsgesetze für jeden, der als Volkserzieher Zucht und Ordnung in den Schulen wie in den Kasernen auf Kosten seiner Gesundheit geopfert hat, und Familienfenn in der Hütte wie auf dem Throne, das wäre ein weiterer Neujahrswunsch.

Braute man die Silvesterbowle aus den besten Ingredienzien aller Parteien, denn wie der Keim der Sünde, so liegt auch ein Saat Korn des Guten in jeder Menschenseele, so hätte man mit dem Grundstoff treu monarchischer Gesinnung der Konservativen, der festen kirchlichen Überzeugung des Zentrumsmannes, der Anpassungsfähigkeit des Liberalismus an neue Aufgaben und Formen, der nüchternen aber richtig subtrahierenden Art Eugen Richters, der Opferfreudigkeit der sozia-

listischen Kassen und Massen für freilich gefährliche Utopien, ein Rezept aus dem Hexenkessel des Parteigetriebes, dem ein deutsches Wesen entspringen könnte, das seinen Kaiser und dessen große Ziele verstünde, der so gegenreich wirkenden einzelstaatlichen Gliederung Ellenbogenfreiheit zur Erfüllung hoher ethischer Aufgaben schaffte durch gesicherte Steuerquellen aus dem Reich; der sozialpolitischen Entwicklung das richtige Tempo, keinen waghalsigen Jagdgalopp über zahllose bescheidne Existenzen hinweg angäbe; den leeren Kassen der Ordnungsparteien die reichen Scherlein der Irreführten, den Kranken und Hilfslosen die Trostesgaben aller christlichen Konfessionen, ja auch dem Hebräer Schutz vor roher Gewalt, sobald er „ehrlieh handelt,“ und den Kolonien den Überschuß an Volkskraft beschaffte, der nicht Platz findet bei der großstädtischen Übervölkerung Deutschlands und nicht zurück will zu der steifigen Bearbeitung auch magerer heimatischer Schollen. Dieses Glück des Friedens, der vom Glanz von Bethlehem ausstrahlt in jedes Haus, wo ein Kindlein geboren ist, das sich dereinst wieder vor Gottes Thron den Engelchören zum ewigen Hofianna anschließen kann, wenn es den gefunden hat, der gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, findet hienieden als Jüngling und als Mann nur, wer den in den Germanen noch vorhandnen Volkskräften der Selbstzucht, Sitteneinheit und Achtung vor der Frau und der Familie den Platz an der Sonne erobert, der jeder großen Nation gebührt. Der verantwortliche Leiter der deutschen Politik hat erst kürzlich wieder gezeigt gegenüber der Sozialdemokraten: Hic Rhodus, hic salta.

A. von Frege-Weilgen



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Narquart in Leipzig

Mund zu! in der kalten Luft und durch die Nase atmen! Die Nase ist gewissermaßen der Wächter unsrer Gesundheit, sie filtriert die Atmungsluft, sibt Staub-Partikel usw. ab und dient gleichzeitig als Vorwärmer, ein Punkt, der gerade zur jetzigen Jahreszeit besonders von Bedeutung ist. Übrigens sollten schon ästhetische Rücksichten jeden veranlassen, nicht den Mund, sondern die Nase zum Atmen zu benutzen; es ist wirklich kein schöner Anblick, wenn man mit offenem Munde durch die Straßen zieht. Es gibt nun Leute, die behaupten, sie könnten nicht durch die Nase atmen, sie könnten dann keine Luft bekommen. Das ist nur Gewohnheitsache. Ist es anfangs vielleicht auch un bequem, man zwingt sich einfach dazu. Allerdings hat es seine Schwierigkeit bei Katarth und Schnupfen, wenn die Schleimhaut der Nase angegriffen ist und die Nasenwege durch Schleim usw. verstopft sind. Da gibt es nun ein prächtiges Mittel, sich wieder Luft zu machen; es ist geradezu überraschend, wie Formanwatte, die in jeder Apotheke zu haben ist, diese Nasen-Atmung sogar in scheinbar verzweifelten Fällen wieder möglich macht. Man mache einmal einen Versuch. Die Anwendung ist sehr einfach: Man formt sich kleine Kügelchen aus der Watte und bringt sie abwechselnd in eines der beiden Nasenlöcher. Bei frühzeitiger Anwendung wird der Schnupfen sofort verschwinden, ein schon länger dauernder Schnupfen wird wesentlich abgefürzt. Man wird von der Wirkung geradezu überrascht sein. Bei Verwendung der Forman-Watte hat man außerdem noch den Vorzug, daß die Einatmungsluft wahrhaft erfrischend und angenehm empfunden wird und die ganzen Atmungswege, die ja bei Schnupfen usw. stets in Mitleidenschaft gezogen sind, günstig beeinflusst. Vor allem aber ermöglicht sie es jedem, auch wenn er nicht daran gewöhnt ist, auf der Straße mit geschlossenem Munde zu atmen und die Nase zu dem Zweck zu benutzen, zum dem sie hauptsächlich geschaffen ist.



Die Grenzboten



Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 62 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 5

Ausgegeben am 19. Januar 1905

Inhalt:

	Seite
Eine neue Geschichte Alexanders des Ersten von England	121
Vom alten deutschen Junsstwesen. Von Georg Sievers	132
Neugier und Wigbegier. Von Wilhelm Münch	140
Von der Reichshauptstadt nach dem Riesengebirge durch die Luft. Von Johannes Poeschel. (Schluß)	148
Eine Schulbankgeschichte von 1781	157
Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege. Aus dem Nachlaß von Friedrich Rager. 2. Jch hatt einen Kameraden	161
Im alten Brüssel. Von Clara Hohrath. 4-6	167
Maschabliches u. Unmaschabliches: Reichsfpiegel - Politische Pädagogik für Preußen	176

St. Wilh. Grunow
Leipzig



Bekanntmachung

Unter Hinweis auf Ziffer 8 der Bekanntmachung des Herrn Reichskanzlers vom 5. Oktober 1904, betreffend die Begebung von 30000 Stück Reichsbank-Anteilen, wird hierdurch zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß der Umtausch der vollgezahlten Bezugsscheine gegen Anteilscheine der Reichsbank

vom 1. Februar bis einschl. 25. März d. J.

stattfindet.

Während dieses Zeitraumes haben die Besitzer die Bezugsscheine nach ihrer Wahl bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere hier selbst oder bei einer beliebigen Reichsbankhauptstelle, Reichsbankstelle und mit Kasseneinrichtung versehenen Reichsbanknebenstelle gegen Empfangsbescheinigung mittels schriftlichen, doppelt auszustellenden Antrages einzureichen, für welchen Vorbrücke bei den vorbezeichneten Stellen erhältlich sind. Mit der Post eingehende Anträge müssen gehörig frankiert sein. Soll ein Anteilschein auf jemand übertragen werden, welcher nicht durch den Bezugsschein selbst als dessen rechtmäßiger Inhaber ausgewiesen ist, so ist, wenn sein Recht sich auf Erbgang gründet, ein gerichtlicher Erbschein beizufügen, wenn es auf einem Rechtsgeschäft unter Lebenden beruht, letzteres urkundlich darzutun. Beauftragte haben auf Erfordern ihr Auftragsverhältnis durch Vollmacht nachzuweisen.

Die an Stelle der eingelieferten Bezugsscheine ausgefertigten Anteilscheine, welchen die Dividendenscheine für die Jahre 1905—1909, sowie ein Talon beigelegt werden, sind auf vorgängige Benachrichtigung unter Rückgabe der Empfangsbescheinigung und gegen Vollziehung der auf letzterer befindlichen Quittung bei derjenigen Stelle abzugeben, welcher die Bezugsscheine zum Umtausch eingeliefert worden sind. Wird eine Übersendung durch die Post gewünscht, so ist vorerst die Empfangsbescheinigung mit vollzogener Quittung einzureichen. Die Übersendung erfolgt dann auf Kosten des Antragstellers unter voller Wertangabe, wenn nicht etwas anderes beantragt worden ist.

Vom 26. März d. J. ab sind Umtauschanträge nur noch an das unterzeichnete Direktorium schriftlich zu richten.

Diejenigen Inhaber vollgezahlter Bezugsscheine, welche an der diesjährigen Generalversammlung teilzunehmen wünschen, werden unter Bezugnahme auf die Vorschriften in § 16 ff. des Statuts der Reichsbank vom 21. Mai 1875 (R. G. Bl. S. 203) und der Kaiserlichen Verordnung vom 3. September 1900 (R. G. Bl. S. 793) noch besonders ersucht, die Bezugsscheine bis spätestens den 18. Februar d. J. zum Umtausch einzureichen. Nur dann würde die rechtzeitige Eintragung der Anteile in die Stammbücher der Reichsbank, von welcher die Befugnis zur Teilnahme an der Generalversammlung abhängt, noch bewirkt werden können.

Berlin, im Januar 1905.

Reichsbank-Direktorium

Koch. v. Klitzing.



Eine neue Geschichte Alexanders des Ersten von Rußland

In Kenner russischen Wesens und russischer Geschichte, Professor Theodor Schiemann in Berlin, hat zu Ende des vergangenen Jahres den ersten Band eines neuen Werkes*) über den eigentümlichen Mann veröffentlicht, der über die Leiche seines Vaters, des Kaisers Paul, zum Throne gelangte und sein Leben lang unter dem Gefühl schwerer Schuld litt, ja in dessen Brust zwei Seelen wohnten, der Hang zu zarischer Allmacht und das demütige Streben, sich durch edle, seinem ganzen Volke zugute kommende Taten zu entschuldigen: ein sentimentaler, von Menschenliebe und gutem Willen erfüllter Tyrann. Er schwamm mit seinem Zeitalter in Gefühlseligkeit. Durch seinen Genfer Erzieher Laharpe war er mit der Ideenwelt Rousseaus vertraut geworden, längst ehe das Schicksal eine verantwortungsvolle Tat von ihm forderte. Der Freundeskreis seiner Jugend wurde aus Männern gebildet, die ebenfalls von dem mächtig vorwärts strebenden Geiste erfaßt waren. Schon vor der blutigen Tat, die nun sein Herz so schwer niederdrückte, gehörte die Einführung einer Verfassung oder wenigstens unverletzlicher Grundrechte nach Art der englischen Habeas-corporis-Akte zu seinen Lieblingsplänen. Von der Mitschuld an dem Tode seines Vaters kann ihn die Geschichte so wenig freisprechen, wie er selber es tat, doch rechnet sie ihn nicht unter die eigentlichen Vatermörder. Denn nicht Hier nach Herrschaft leitete ihn, sondern eine furchtbare Verwicklung. Der Staat war in den Händen eines unumschränkten Monarchen, und dieser gelangte von einem egzentrischen Wesen mehr und mehr zum eigentlichen Wahnsinn. Ob seine Mutter, Katharina die Zweite, das erkannt hatte, mag zweifelhaft sein, gewiß ist, daß sie ihn für ungeeignet zur Regierung hielt und ihn zugunsten seines ältesten Sohnes Alexander vom Throne fernhalten wollte. Der Schlagfluß, der am 6. November 1796 die Kaiserin dahintraffte, durchkreuzte ihre Pläne und gab dem Sohne die Herrschaft, die er nur bis zum 11. März 1801 führen sollte. Diese kurze Zeit hat ausgereicht, den Cäsarenwahnsinn in ihm zu ent-

*) Theodor Schiemann, Geschichte Rußlands unter Nikolaus dem Ersten. Band 1: Kaiser Alexander und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. Berlin, Georg Reimer.

wickeln. Er brachte nicht nur seine Familie und seine Umgebung zur Verzweiflung, sondern er zerrüttete auch den Staat und das Heer. Als nun einige der höchstgestellten Männer, namentlich von der Pahlen und Panin, den Plan schmiedeten, ihn unschädlich zu machen, mußten sie Alexanders Billigung suchen, und sie fanden sie. Ob unter seiner Kenntnis die Ermordung als Ziel oder als Notfall ins Auge gefaßt wurde, steht dahin. Da man keine Aussicht hatte, im guten des wahnsinnigen Despoten Herr zu werden, schritt man zur Gewalt. „Bei der Tragödie im Michaelspalais, so sagt der Geschichtschreiber, ist es zu allerlei Zwischenfällen gekommen, die dem Kaiser Rettung bringen konnten. Aber es war wie ein Verhängnis, er wurde überrascht und fiel wehrlos den Mördern — denn das waren sie — in die Hände. Bennigsen (der General) hätte ihn retten können, und die Unterzeichnung der Abdankungsurkunde hat der Kaiser nicht verweigert; aber Bennigsen wollte nicht und verließ im Moment der höchsten Erregung das Zimmer unter einem wenig stichhaltigen Vorwande. Als er zurückkehrte, war der Kaiser eine Leiche. Der starke Nikolai Suboff hatte ihn durch einen Schlag auf die Schläfe mit einer goldnen Tabatiere zum Fallen gebracht, dann hatten sie sich alle auf ihn gestürzt, und schließlich ist er, da es schwer fiel, seiner Herr zu werden, mit der Schärpe Argamatoßs von ihm und dem Fürsten Jeschwil erdrosselt worden. Alexander, nunmehr der Kaiser Alexander, ist von Pahlen und Platon Suboff vom Tode des Vaters benachrichtigt worden. Die Offiziere, die Pahlen begleiteten, drangen mit Hurrarufen in das Zimmer, in dem er den Ausgang erwartete. Er war in Verzweiflung und in Tränen, ging einen Augenblick in das anstoßende Schlafgemach seiner Gemahlin, die von dem wilden Lärm entsetzt aufgefahren war, dann fuhr er auf Pahlens Drängen mit Konstantin (seinem Bruder) und dem General Uwaroff ins Winterpalais.“

Alexander konnte die Täter nicht bestrafen, da er ihr Mitschulbiger war. Er muß genau gewußt haben, welches Maß der Verantwortung ihn traf. Ein gewissenloser Mann wäre der Heimsuchung der Erynnyien Herr geworden. Alexander hat bis zu seinem Lebensende unter der Last der schweren Tat gestanden. Sie drückte seine Seele nieder und leitete seine Politik auf Dinge, die einem russischen Autokraten sonst nicht eben nahe liegen. War er durch ein Verbrechen auf den Thron gelangt, so wollte er es durch gewissenhafteste Pflichterfüllung sühnen. Und was konnte einem Manne, der unter Rousseaus geistigem Einfluß erzogen worden war, als eine schönere Rechtfertigung erscheinen, als die Beglückung der unter seinem Zepter vereinigten Völker? Ein ähnlicher Zug ging im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts durch die Höfe. Ganz selbständige Formen hatte er in Friedrich dem Großen angenommen. Joseph der Zweite von Osterreich war ihm ergeben, auch Gustav der Dritte von Schweden und mancher kleinere Fürst. Die furchtbare Katastrophe in Frankreich hatte allgemein Entsetzen erregt, hier eine schroffe Reaktion wachrufend, dort den Versuch erzeugend, sich mit den neuen Einflüssen auf die Völker abzufinden. Dieser Gedanke hatte Alexander schon beherrscht, ehe er auf den Thron gelangt war; die Tyrannei und der tragische Untergang des Vaters müssen ihn darin bestärkt haben. Der junge Zar, von seinem liberalen

Freundeskreise gedrängt und in seinen Illusionen genährt, dachte an seinem Krönungstage seinem Volke die erwähnte Habeas-corporis-Akte zu verleihen. Ihre Hauptbestimmungen sollten dahin gehn: 1. Ehe ein Richterpruch erfolgt ist, soll jeder Beklagte in seinen Rechten unverkürzt bleiben; 2. Wer vor Gericht gestellt wird, darf sich seinen Verteidiger wählen und sowohl in Zivil- wie in Kriminalsachen auf gesetzlicher Grundlage seine Richter ablehnen; 3. Wer drei Tage nach seiner Verhaftung nicht verhört worden ist, darf seine sofortige Freilassung von der nächst vorgesetzten Obrigkeit fordern; 4. Als Majestätsbeleidigung sollen nur Taten, nicht mündliche oder schriftliche Äußerungen bestraft werden; 5. Wer einmal vom Gericht freigesprochen worden ist, darf wegen derselben Sache nicht nochmals vor Gericht gezogen werden; 6. Klagen von Privatpersonen gegen die Regierung sollen nach dem geltenden Gerichtsverfahren genau auf gleicher Grundlage behandelt werden wie andre Klagen; 7. Keine Abgaben und Steuern sollen anders als durch einen namentlichen Ukas, den der Senat zu veröffentlichen hat, eingeführt werden.

Der schöne Gedanke ist nie verwirklicht worden, und es ist deshalb auch nicht notwendig, zu zeigen, wie viel noch mangelhaft an ihm war, wie zum Beispiel von der Verhütung der persönlichen Freiheit wie auch von einer Volksvertretung noch nichts vorgesehen war. Und wenn wirklich solches dekretiert wäre: der Fortbestand der Geheimpolizei, das fortgesetzte Zutobeknuten zahlreicher Personen unter Alexanders Regierung trotz feierlicher Aufhebung der Tortur zeigt, daß die sich auf dem Papier schön ausnehmenden Dinge nur schwer zur Wirklichkeit gemacht werden konnten. Wer weiß nicht, daß die Verschickung im Verwaltungswege nach den Eisregionen Sibiriens und neuerdings Nordrußlands noch heute fort dauert?

Nicht der Kulturzustand des Landes allein stand mit den Beglückungsplänen in Widerspruch. Alexander litt selber an einer tiefen Zwiempältigkeit. Neben der wegen des Todes des Vaters zerknirschten Seele lebte in seiner Brust die andre, die sich von der Allmacht des unumschränkten Monarchen nicht trennen konnte, vielmehr in ihr gerade das wichtigste Werkzeug der Volksbeglückung sah. Sein vertrauter Freund Adam Czartoryski schrieb: „Der Kaiser liebte die Freiheit, wie man ein Schauspielstück liebt; er gefiel sich beim Anblick des Scheins einer freiheitlichen Regierung, weil das seiner Eitelkeit schmeichelte; mehr aber als die Form und den Schein wollte er nicht, und er war keineswegs gesinnt, zu dulden, daß sie sich in Wirklichkeit umsetzten; kurz, er wäre gern darauf eingegangen, daß jedermann frei sei, wenn nur alles freiwillig ihm den Willen täte.“ Er hatte einigen Grund, seinem Volke zu mißtrauen. Wo waren die Schichten, an die man sich für eine populäre Führung zunächst hätte wenden müssen? Die Gesellschaftskreise, die, weil sie von Nahrungsjorgen befreit waren, in uneigennütziger Fürsorge für die Gesamtheit aufgehen konnten? Man konnte sie nicht entdecken; Alexander wußte, daß sich alle Kreise, auch die des höchst gestellten Adels und Beamtentums, widerrechtlich bereicherten. Er sah auf den höchsten Posten Leute, die er eigentlich „nicht als Vasallen“ haben mochte. Die Korruption hatte alles verdorben. Aber er sah sich machtlos. Denn er mußte sich sagen, daß er, wenn er die einen verdrängte, nur noch

schlimmere andre an ihre Stelle brächte. Ein politisches Leben, das als Erziehung hätte wirken können, hatte bis dahin gefehlt und hatte also auch nicht die nötigen Kräfte liefern können. Auch keine Bildung war vorhanden; unter einer dünnen fremdländischen Tünche steckte doch die unverminderte halbasiatische Roheit.

So schwer die Verwirklichung des Gedankens an die Einführung politischer Freiheiten und gar eines konstitutionellen Lebens war, so hat Alexander ihn doch niemals aus den Augen verloren. Hätte er sich nur ebenso beharrlich wie mit gelegentlicher innerer Wärme der innern Reform gewidmet, so hätte er immerhin Großes vollbringen können. Das Vorbild Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Zweiten in Preußen und seines eignen Ahnherrn, Peters des Großen, hätte ihn gewiß nicht völlig im Stich gelassen. Da war es aber sein schwerstes Verhängnis, daß er die innern Reformen preisgab und sich tief in den Strudel der auswärtigen Politik stürzte, der ihn nicht wieder losließ. Schon sein Vater hatte zwischen Begeisterung für die französische Republik, für Napoleon, und Haß gegen den Umsturz alter romantisch-aristokratischer Staatsordnungen, zwischen Parteinalme für Frankreich und für Oesterreich-England geschwankt. Alexander ging es nicht besser. Er schloß 1802 in Memel einen Freundschaftsbund mit dem preußischen Königshause, der zwar nicht unerschüttert blieb, aber doch die europäische Politik weithin bestimmt hat. Beinahe hätte sein Jugendfreund, Fürst Adam Czartoryski, ihn im Gegensatz zu dieser Richtschnur zu einem kriegerischen Versuch, Polen wieder herzustellen, gebracht. Trotz warmer Bewunderung Napoleons kam Alexander zum Kriege mit Frankreich. Bei Austerlitz wurde er persönlich geschlagen, was die dem Schuldbewußtsein entspringende kopfhängerische Neigung noch vermehrte. Er führte mit Preußen gemeinsam den Krieg in Ostpreußen und ließ sich dann von Napoleon drängen, den Frieden von Tilsit auf Kosten seines Verbündeten zu schließen. In der Hauptsache aus preußischen Besitzungen wurde das „Herzogtum“ Warschau gebildet, das unter König Friedrich August von Sachsen nach Art der Rheinbundstaaten als eine französische Dependenz organisiert wurde. Es erhielt konstitutionelle Formen; von einer Wiederherstellung der altüberkommenen politischen aristokratischen Anarchie wollte der demokratische Cäsar nichts wissen.

Dieses Beispiel mag auf Alexander stark gewirkt haben. Er hielt den Norden für vom Himmel gesegnet, während auf ihm selber der Fluch des Vatermordes zu ruhen schien. Als Napoleon in Erfurt die Monarchen Europas um sich versammelte, erschien auch der Selbstherrscher aller Rußen und geriet in seinen Bann. So groß wurde Napoleons Einfluß, daß Alexander durch seinen Freund, den Geheimrat Speranski, mit ihm über die Gestaltung der für Rußland einzuführenden Verfassung verhandeln mußte.

Nie hatten die dahingzielenden Pläne geruht, die Niederlage von Austerlitz hatte vielmehr ihr Wiedererstehen begünstigt. Sie sind unstreitig heute der interessanteste Teil der Geschichte Alexanders, weil eben jetzt, ein Jahrhundert später und ebenfalls nach einem furchtbaren Austerlitz, das Schicksal wieder an Rußlands Tore pocht und unter vollkommen veränderten innern politischen Verhältnissen abermals die schwere Frage stellt, ob für Rußland eine Ver-

faffung geschaffen werden kann. In einem Augenblick, wo der Parlamentarismus in ganz Westeuropa an Ansehen eingebüßt hat, wo er in Wien und in Pest, teilweise auch in Paris in Raserei verfallen ist, greift Rußland nach ihm als nach einer Rettungsleine. Die Semstwo's, d. h. die fast machtlosen provinzialen Vertretungskörperschaften, kommen in Petersburg zusammen und bitten den Zaren um eine Verfassung, ein gewähltes Parlament, um Presse- und Vereinsfreiheit und um eine unabhängige Justiz. Ein Jahrhundert liegt zwischen damals und jetzt. Ein Jahrhundert, wo zwar selten, aber doch immerhin einige Versuche gemacht worden sind, Rußland in die Reihe der konstitutionellen Staaten einzuführen, wo jedoch ganz überwiegend das Altrussentum das Wort und die Macht gehabt hat, sich und andern vorzureden, daß das wahre Glück Rußlands in der unumschränkten Macht des Zaren liege. Die unaufhörlich aus dem Boden aufzüngelnden nihilistischen Schwefelknanen, das Grollen des unterirdischen Vulkans blieben unbeachtet. Jetzt ist es durch den furchtbaren Bankrott der unfontrrollierten Landes- und Heeresverwaltung, durch das Sichtbarwerden der furchtbaren Korruptionschäden endlich dahin gekommen, daß man den Gedanken an konstitutionelle Einrichtungen nicht mehr so von der Hand weist. Vielleicht mag sich mancher konservative Patriot heute ernstlich fragen, ob Rußland nicht eine glücklichere Entwicklung durchgemacht hätte, wenn aus den Verfassungsplänen unter Alexander dem Ersten und Alexander dem Zweiten etwas geworden wäre.

Im Jahre 1806, so erzählt Schiemann, lief in Petersburg ein aus Moskau stammendes Flugblatt um, das die erregte Stimmung der Zeit folgendermaßen schildert. „Die Sünde — ist gestorben, das Recht — verbraunt, die Güte ist aus der Welt verjagt. Die Aufrichtigkeit hat sich versteckt, die Gerechtigkeit ist auf der Flucht. Die Tugend bittelt, die Wohltätigkeit — ist in Arrest, die Hilfsbereitschaft — im Tollhause, die Gerechtigkeit liegt unter den Trümmern des Rechts begraben; der Kredit ist bankrott, das Gewissen ist wahnsinnig und sitzt auf der Wage der Justiz, der Glaube ist in Jerusalem geblieben, die Hoffnung mit ihrem Anker liegt am Grunde des Meeres, die Liebe ist von Kälte krank geworden; die Ehrlichkeit hat Abschied genommen, die Sanftmut mußte wegen Zänkerey in ein Posthaus gesperrt werden, das Gesetz hängt an den Knöpfen der Senatoren, und die Geduld wird bald plagen.“

„Die hier epigrammatisch zugespitzte Unzufriedenheit, so urteilt Schiemann, die schon im fünften Jahre der mit so großem Jubel begrüßten Regierung Alexanders die Kreise der gebildeten Russen verbitterte, hat sich im weitem Verlauf der Regierung des Kaisers nicht nur erhalten, sondern noch gesteigert. Einer der höchstgestellten russischen Staatsmänner charakterisierte am Tage, da die Nachricht vom Tode Alexanders in Petersburg eintraf (27. November 1825 a. St.), in seinem Tagebuch die Lage des Reichs folgendermaßen: »Es gibt keinen festen Plan, alles geschieht als Versuch, zur Probe, alle tappen im Dunkeln. Zerstückt ist alles, was gut und schön war, und durch schädliche Neuerungen ersetzt, die teils viel zu kompliziert, teils völlig unausführbar sind. Den Generalgouverneuren gibt man fünf Gouvernements, während keine der genannten Personen imstande ist, auch nur ein einziges zu verwalten. Man

unterhält ein Heer von einer Million Soldaten und läßt sich von den Türken demütigen, weil man sich scheut, das Prinzip der Legitimität anzutasten. Sieht man denn nicht die Gefahren, die uns von der Vermehrung der Sekten, von der Auflösung aller sittlichen Bande, von der Herabsetzung alles dessen drohen, was noch Gewicht und Bedeutung in den Augen der Menschen hatte? Die Justiz wird durch allerlei Verfügungen gelähmt, die den Charakter von Gesetzen tragen und doch, da sie von jakobinischem Geiste durchtränkt sind, allgemeine Erbitterung erregt haben. Es ist schwer, alle diese Unzuträglichkeiten zu erklären, man kann sie nur verstehen, wenn man annimmt, daß sie den Absonderlichkeiten des Charakters Alexanders des Ersten entsprungen sind. Diese russische Wirklichkeit, wie sie in den wirtschaftlichen, sozialen und ethischen Verhältnissen als ein Gegebenes vorlag, stemmte sich den idealen Plänen entgegen, die Alexander in raschem Anlauf durchzuführen dachte, und festigte ihn je länger desto mehr in der Überzeugung, daß es unmöglich sei, mit andern Mitteln als denen des Despotismus sein Volk zu einer bessern Zukunft zu erziehen. So zeigt uns das Rußland Alexanders des Ersten die eigentümliche Erscheinung eines Staats, der von einem liberalen Idealisten durch einen harten und argwöhnischen Despotismus zu freiheitlichen Institutionen und humaner Lebensführung erzogen werden soll. Während aber jene liberalen Reformen, die bestimmt waren, in eine Verfassung für Rußland auszumünden, nach den ersten sanguinischen Anläufen ins Stocken geraten und nicht über das Stadium immer neuer Entwürfe hinaus gedeihen, bleiben die alten Schäden lebendig, neue treten hinzu, und das schließliche Ergebnis zeigt uns ein Bild ratloser Verwirrung, völligen Misregiments und kaum erträglichen despotischen Druckes.“

Dreimal (ohne Finnland einzurechnen) haben sich die Verfassungspläne Alexanders bestimmt gestaltet: zweimal für Rußland, 1809 und 1819 bis 1821, sodann einmal, 1816, für Polen, und für dieses wehrlose, unterworfen Land sind sie auch ins Leben getreten, während das herrschende russische Volk nicht einmal eine Probekost erhielt. Der Speranskische Entwurf von 1809 trägt das Zeichen seines Urhebers deutlich an der Stirn. Er war ein kühner schematisierender Geist, der wie das ganze Zeitalter der französischen Aufklärung weit mehr auf innere Logik und rationelle Gliederung gab als auf die Anknüpfung an altüberkommene Formen. Das wäre freilich für Rußland ein schwieriges Kunstwerk gewesen, da solche Formen eben nicht vorhanden waren. Speranski stellte an die Spitze des für Rußland erdachten konstitutionellen Schemas „die unumschränkte Macht des Kaisers“ und hob damit das eigentliche Wesen der Verfassung, nämlich die Beschränkung der monarchischen Gewalt durch die Rechte der Volksvertretung, wieder auf. Es mag aber an ein Mehr für damalige Zeit nicht zu denken gewesen sein. Unter dem Monarchen stand zunächst der Reichsrat, ein Kollegium, das aus den Ministern im Amt, ehemaligen Ministern und andern Leuten, die kraft ihres Amtes oder kraft kaiserlicher Berufung dazu gehörten, bestand. Dann wurde der Organismus ganz rationell zerlegt in die Verwaltung, die Gesetzgebung und die Justiz. Jeder dieser Zweige wurde von oben nach unten gegliedert: die Ministerien, der Reichstag und der Justizsenat galten für den ganzen Staat, die Gouvernements-

verwaltungen, Landtage und Gerichte betrafen je ein Gouvernement; ebensolche kleinere Organismen erhielten die Kreise und endlich die kleinsten die Gemeinden. Damit Hand in Hand sollten die Grundrechte der Einzelnen und die Rechte der einzelnen Stände festgelegt werden. Die Grundrechte lauteten: „1. Niemand darf ohne gerichtlichen Spruch bestraft werden. 2. Niemand soll persönliche Dienste nach der Willkür eines andern leiten, sondern das Gesetz bestimmt je nach dem Stande des Einzelnen die Art des Dienstes, zu dem er verpflichtet ist. 3. Jedermann darf bewegliches und unbewegliches Eigentum erwerben und darüber auf gesetzlicher Grundlage verfügen. Unbewegliches besiedeltes Grundeigentum zu erwerben steht jedoch nur bestimmten Ständen zu. 4. Niemand ist verpflichtet, materielle Dienste nach Willkür eines andern zu leisten.“

Diese „Verfassung“ wäre doch mehr gewesen, als sie auf den ersten Blick scheinen will. Vor allen Dingen hätte sie der so dringend notwendigen öffentlichen Kritik der Verwaltung eine Stätte geboten. Es hätte dann nur von den vorhandenen geistigen Kräften abgehungen, diese nutzbringend anzuwenden, sich damit unentbehrlich zu machen und damit auch zu weiteren Rechten zu kommen. Die Kritik hätte die allmächtige Bureaucratie vom Thron stürzen können. Die „unumschränkte“ Macht des Zaren hätte sich zuletzt ohne die Zustimmung des Reichstags gar nicht mehr handhaben lassen. Die Leibeigenschaft ist ja inzwischen ohnedies gefallen, sie wäre schon aufgehoben worden durch die Speranskische Verfassung, wenn diese in Kraft getreten wäre. Wie wertvoll die persönliche Freiheit, die Gleichheit vor dem Gesetz geworden wäre, tritt leicht hervor, wenn man bedenkt, daß sie noch heute ein Desiderium der vorwärts drängenden Elemente ist. Die von Speranski beabsichtigte Justizreform ist ebenfalls noch heute eine Sache, die diese vergeblich fordern.

Was sich dem Erlaß dieser Verfassung in den Weg stellte, war neben der Scheu des Monarchen, einen Entschluß zu fassen, und der Schwierigkeit, geeignete Parlamentarier zu finden, ein allmählicher Wechsel in der auswärtigen Politik. Im Laufe des Jahres 1810 wandte sich Alexander innerlich von Napoleon ab, ohne jedoch äußerlich etwas davon merken zu lassen. Die Altrussen waren von jeher Gegner des Bündnisses mit Frankreich gewesen, und sie richteten ihre Angriffe gegen Speranski, der den französischen Einfluß vergrößerte. Außerdem war dieser Freimaurer, nicht nur obenhin, die Vögen sollten helfen, die innere Reform Rußlands durchzuführen. Alexander mißtraute seinem einflußreichen Ratgeber nicht und hatte auch keinen Grund dazu, aber er war ein abgefangener Gegner aller geheimen Gesellschaften; er befürchtete Jakobinismus von ihnen. Bei dieser Abneigung packten ihn die Altrussen, und so mußte denn Speranski im März 1812 geopfert werden. Wenn man die Abrechnung mit Napoleon als unausbleiblich ansah, so mußte man mindestens einen Aufschub der Verfassungspläne als notwendig bezeichnen. Es wurde aber ein vollständiger Sturz Speranskis daraus und damit ein Wendepunkt im Leben Alexanders. „Die französische Periode seines Regiments mit ihren Hoffnungen, Illusionen, Enttäuschungen und Schwankungen hat ihren Abschluß gefunden. Mit der Aufopferung Speranskis hatte der Kaiser innerlich die Brücken hinter sich abgebrochen. Er schritt bewußt in einen Kampf auf Leben und Tod.“

Der Sieg brachte ihm das Herzogtum Warschau ein, von dem nur Posen an Preußen zurückgegeben wurde. Das Herzogtum Warschau wurde nun als Königreich Polen eine russische Provinz. Alexander hätte die Macht gehabt, es absolut zu regieren wie alle seine andern Lande, er zog es jedoch vor, hier einen Verfassungsverfuch zu machen. Das polnische Volk bekam ein Parlament nach dem Zweikammersystem. In der ersten Kammer saßen der Hochadel und die Bischöfe, in der zweiten der Kleinadel, die Schlachta, mit der niedern Geistlichkeit. Die Bauern waren einfach unvertreten, und entsprechend der geringen Entwicklung des Bürgertums waren auch die Städte in den Händen des Kleinadels und der Geistlichkeit. Die Wahlfreiheit war wohl mehr auf dem Papier als in der Wirklichkeit zu finden. Trozkallem war schon der zweite Reichstag (1818) ganz auffällig gegen die Regierung. Die militärische Gewalt lag ganz in den Händen des Generalgouverneurs, des Großfürsten Konstantin, dem nächstältesten Bruder des Kaisers. Der Großfürst war ein Freund der Polen, er glaubte an die Treue der Armee und organisierte diese ganz polnisch, nur einige wenige russische Regimente behielt er zu seinem Schutze bei sich. Die Polen faßten die Sache wesentlich anders auf als Alexander und Konstantin. Gestützt auf die Freundschaft Czartoryskis zum Zaren glaubten sie diesen als Vorspann für die Pläne einer vollständigen Wiederherstellung Polens benutzen zu können. Mochte anfänglich auch eine lockere Verbindung mit Rußland, dann eine Personalunion genügen, das Ziel war doch immer die Wiederherstellung des alten Jagellonenreichs von der Dsise bis zum Schwarzen Meere, worin die römisch-katholische Religion die Alleinherrschaft hatte, und Griechen, Unierte, Protestanten und Juden nur rechtlos gebuldet waren. Mochte dieses Polen auch anfänglich unter einer russischen Sekundogenitur stehn, die vollständige Ablösung von der russischen Krone war doch das Ziel. Darüber dachte Czartoryski nicht anders als die Schlachta und die Geistlichkeit. Alexander wollte von einer solchen Aussicht nichts wissen. Die Verbindung mit Rußland sollte ewig und unauflöslich sein. Die Polen verlangten, daß wenigstens die alten Provinzen des Jagellonenreichs Litauen, Wolhynien, Podolien, Kiew von vornherein an dem Verfassungsleben Anteil haben sollten. Das lehnte Alexander ab, wenngleich er für später die Möglichkeit eines Anschlusses offen ließ. Eine schwere Enttäufchung war es für die Polen, daß der Zar nicht ihren Vertrauensmann Czartoryski zum Vizekönig-Statthalter ernannte, sondern einen Mann, der zwar Pole war, aber ohne die Familienverbindungen, die eine so große Rolle spielen; einen Mann, der ihm persönlich treu ergeben war. Alexander trat 1816 den Polen mit schwungvollen, fast schwärmerischen Reden gegenüber und betonte — auch später — mehrfach, daß das Verfassungsexperiment in Polen maßgebend sein sollte für Rußland; er gedenke allen seinen Landen ähnliche Einrichtungen zu geben. Aber der Polen Neigung, die dargebotne Hand zu ergreifen, war gering. Sie legten sich bald genug aufs Fronbieren.

Im Reichstag machten sie seit 1818 eine knabenhafte Opposition gegen die Regierung. Auf den Schulen und den Univerfitäten, die ihnen ganz in die Hände gegeben waren, organisierten sie einen katholisch-nationalen Widerstand gegen das russische Regiment, und sie pflanzten den jungen Leuten den

Glauben an das zukünftige unabhängige Polen ein. Sogar gegen den Großfürsten Konstantin, der sich doch von seiner deutschen Gemahlin hatte scheiden lassen und auf die Nachfolge des kinderlosen Alexander verzichtet hatte, um eine Polin heiraten zu können, demonstrierten sie durch Fernbleiben von seinem Hofe. Bald fingen sie auch an, geheime revolutionäre Gesellschaften zu gründen, deren Angehörige sich eidlich verpflichten mußten, „ohne jede Rücksicht nicht nur das Blut der Verräter zu vergießen, sondern auch jedes andern, der dem Wohle meines Vaterlandes hinderlich ist.“ Eine Anzahl Verschwörer wurde verhaftet, doch blieb die Bewegung im Gange. Nach 1820 berief Alexander keinen polnischen Reichstag wieder; er brach also die von ihm selbst erlassene Verfassung. Im Jahre 1825, kurz vor seinem Tode, wollte er den Reichstag wieder zusammenberufen, auch dachte er jetzt günstiger über die Ausdehnung der Verfassung auf das ganze ehemalige Polen, soweit es in seinem Besitze war. Gleich nach seinem Tode brach die Militärverschwörung der Dekabristen aus. Sein Bruder und Nachfolger, Nikolaus der Erste, schlug sie grausam zu Boden. Es stellte sich heraus, daß auch die Polen eine aufrührerische Verbindung mit den Dekabristen eingegangen waren.

Auch ohnehin hätte Nikolaus wohl wenig Neigung zu konstitutionellen Experimenten gehabt. Der Aufstand bei seiner Thronbesteigung machte allem ein Ende. Er berief keinen polnischen Reichstag wieder. Im Jahre 1830 brach der polnische Aufstand aus, der mit den meisten andern Aristokraten auch Fürst Adam Czartoryski in seine Strudel zog. Sein vollständiges Fehlschlagen vernichtete die Anfänge eines polnischen Verfassungslebens. Seitdem ist kein Versuch wieder gemacht worden. Daß der erste, schon so weit gediehene, scheiterte, war zu einem ganz wesentlichen Teile die Schuld der Polen selbst.

Mit der Aufopferung Speranskis an die altrussische, antifranzösische Partei hatte Alexander noch nicht beabsichtigt, die Verfassungspläne gänzlich einzustellen. Im Gegenteil, er ließ keine Gelegenheit vorübergehn, in Thronreden den Polen feierlich nahezu legen, einen weisen Gebrauch von ihren neuen Rechten zu machen, damit die Freiheiten für seine andern Lande vorbildlich werden möchten. Auch die unfreundliche Haltung der Polen hinderte weder solche Reden noch die Weiterführung der konstitutionellen Projekte. Der Zar beauftragte vielmehr, sobald er nach den napoleonischen Kriegen zur Ruhe gekommen war, einen andern Jugendfreund, den Geheimrat Nowossilzeff, mit der weitem Bearbeitung der Sache. Auch dieser war ein redlicher, selbstloser, vom besten Willen erfüllter Mann, der das Vertrauen seines Monarchen vollauf verdiente. Im Oktober 1819 hatte er eine Disposition zu einer Verfassung für Rußland entworfen; er legte sie dem Kaiser vor und fand bei ihm volle Billigung. Im Detail ausgearbeitet lag die Konstitution im Jahre 1821 dem Zaren vor. Es fehlte nur noch die Unterschrift. Diese aber blieb aus.

Nowossilzeff knüpfte an den ältern Entwurf an. „Der hauptsächlichste Unterschied liegt darin, daß anstatt des von Speranski geplanten Einkammersystems ein Zweikammersystem tritt, wobei ein erweiterter Senat als Oberhaus und eine aus Statthalterchaftsversammlungen hervorgehende, teils gewählte, teils ernannte Vertretung als Unterhaus fungieren sollte. Beide zusammen

bitden den Reichstag, dem in den Statthalterchaften und Gouvernements ebenfalls aus zwei Kammern bestehende Statthalterchafts- und Gouvernementsstage entsprechen. Als gemeinsame Bestimmung für alle Unterhäuser gilt, daß die Wahlfähigkeit an das dreißigste Lebensjahr, an den Genuß des Bürgerrechts und an die Entrichtung bestimmter Abgaben gebunden ist. Der Reichstag berät über alle Gesezenthwürfe, die ihm durch den Reichsrat im Namen des Kaisers vorgelegt werden, über Vorlagen des Kaisers, die die Erhöhung oder Herabsetzung von Abgaben, ihre Verteilung sowie das gesamte Reichsbudget betreffen, und worüber ihn sonst der Kaiser befragt. Er berät auch über den Gesamtbericht, den die Plenarversammlung des Reichsrats über die Lage des Reichs abzufassen hat, und prüft in den Kommissionen, hört die Vorstellungen an, die Mitglieder des Reichstags von ihren Wählern zu machen beauftragt sind usw. Die Abstimmung geschieht mündlich nach einfacher Mehrheit, ergibt als Resultat jedoch nur den Ausdruck einer Meinung oder eines Wunsches."

Damit war natürlich dem eigentlichen konstitutionellen Wesen wieder die Herzspalle ausgebrochen. Dennoch aber hätte eine weitreichende Entwicklung eintreten können, wenn die Sache nur ins Leben getreten wäre. Man hätte doch die Verwaltung unter öffentliche Kritik bekommen. Daran sollten sich dann eine Reform des Gerichtswesens und der Erlaß von Bestimmungen über die Sicherheit der Person und des Eigentums knüpfen. Die wirkliche Durchführung dieser allgemeinen Bestimmungen, so sagt Schiemann, hätte noch mehr als die Verwirklichung der Speranskischen Gedanken eine völlige Wandlung der Grundlagen des öffentlichen und des privaten Lebens herbeiführen müssen. Sie hätte auch mit Notwendigkeit die Leibeigenschaft allmählich beseitigen müssen, da sie den Herren das Recht nahm, über Freiheit, Leben und Eigentum ihrer „Seelen“ zu verfügen. Die „allgemeinen Bestimmungen“ berühren zwar nicht direkt das Problem, aber sie entziehen ihm die Grundlagen, und wenn diese nicht mehr bestanden, mußte über kurz oder lang auch der ganze Bau zusammenbrechen. Für die Beurteilung Alexanders ist es von Wichtigkeit, daß er auch den Teil der „allgemeinen Bestimmungen“ nicht in der Praxis seiner Regierungsform durchführte, den er unbeschadet der Aufrechterhaltung seiner unbeschränkten Macht durch seine Verwaltung hätte durchführen können. Wir meinen die vor allem zu beseitigende Willkür in der Verwaltung, die nirgends schreiender zutage trat als in der Armee und der mit unerbittlicher Härte vom Kaiser durchgeführten Anlage der Militärkolonien und in dem völligen Verfagen der Justiz den reichen Grundbesitzern und der in hoher Stellung stehenden Beamten und Militärs gegenüber. Es war wie fast immer im Verlauf seiner Regierung ein Fehlen des Willens der eignen bessern Einsicht gegenüber, und wohl die einzige Entschuldigung, die sich für den Kaiser aufbringen läßt, ist darin zu finden, daß er mit Mißtrauen und zu nicht geringem Teil auch mit Verachtung den Werkzeugen gegenüberstand, die er benutzen mußte.

Es wurde Rußland zum Verhängnis, daß auch diesmal das Eisen nicht geschmiedet wurde, solange es glühend war. Aus dem Entwurf wurde wieder nichts, statt dessen übte ein Mann wie Krastkhejeff einen furchtbaren Einfluß

in allen Angelegenheiten aus. Er bestärkte den Zaren in der unglücklichsten Idee seines Lebens, nämlich das Heer in Kolonien auf dem Lande anzusiedeln und hier die Soldaten als Bauern und Familienväter zu halten mit vollständig geregelter Tätigkeit, sodasß kaum etwas andres als Sklaverei übrig blieb. Aratschjeff machte sich zum ausführenden Organ dieses Projekts und schlug die örtlichen Zustände dagegen mit grausamer Hand nieder. Aus diesen Quälereien ging der Defabristenaufstand hervor, dessen wir schon gedacht haben.

Derselbe Unstern wie über der innern Politik schwebte über der äußern, die sich Alexander als sein eigentliches Wirkungsfeld vorbehalten hatte, und die er pflegte, anstatt sich der Hebung der so traurig zurückgebliebenen innern Verhältnisse zu widmen. Alexander war neben Metternich der Hauptträger der Politik der Heiligen Allianz. Doch hat er den österreichischen Staatsmann immer mit dem größten Mißtrauen behandelt und geradezu gehaßt. Die rumänischen und die griechischen Unruhen machten sich in der großen Politik verhängnisvoll geltend. Wieviel man auch Metternich vorzuwerfen hat, Alexander ist ebensowenig freizusprechen, da er im trüben fischen wollte. Den gewundenen Pfaden seiner Politik nachzugehen, ist hier nicht der Ort, genug, er ließ sich verschiedentlich von den Türken aus seiner Position herausmanövrieren, und als die Zügel der Regierungsgewalt dem Sterbenden aus der Hand fielen, stand es um die auswärtige Politik ebenso übel wie um die innere.

Alexander hat kein persönliches und kein politisches Testament hinterlassen. Er hinterließ nach Schieman „eine Welt brutaler Thatfachen: die durch seine Schuld bestehende Ungewißheit über die Nachfolge im Reich; eine große organisierte Militärverschwörung, von der er seit vier Jahren wußte, und deren Entwicklung er beobachtet hatte wie ein Zuschauer das Spiel auf der Bühne; er hinterließ das polnische Problem, das er gezüchtet hatte, die türkische Entwicklung, die sich zugespitzt hatte zur Wahl zwischen politischer Demütigung oder Krieg, eine feile Justiz und eine Verwaltung, in der Willkür und Ungerechtigkeit die Zügel führten, ein durch offizielle Heuchelei zerrüttetes Schulwesen, eine Kirche, deren einflußreichste Häupter Männer waren wie Seraphim und Photi, wirtschaftliche und finanzielle Verhältnisse, die erst begannen, sich aus völligem Niedergang zu erheben, endlich, den Fluch Rußlands, die Leibeigenschaft. . . Die Schwielen an seinen Knien legten Zeugnis ab von den Stunden, die er in Gebet und Zerknirschung hingebracht hatte, und diejenigen, die ihm nahe gestanden, wußten auch, daß die Unruhe, die ihn rastlos durchs Reich trieb, in geheimen Sorgen ihren Quell hatte. Nach außen hin zeigte er unter allen Verhältnissen eine wunderbare Selbstbeherrschung, im Umgang mit Menschen eine bezaubernde Liebenswürdigkeit, die er in gleicher Weise gegen jedermann ausspielte: gegen Napoleon, den er fürchtete, wie gegen Metternich, den er seit dem Vertrage vom 3. Januar 1815 haßte, ohne es je zu zeigen, gegen jeden Gesandten, der im Laufe all der Jahre nach Petersburg geschickt wurde, wie gegen die dem Hof fernstehenden Privatleute, in deren Kreisen er sich zwanglos zu bewegen liebte. Aber wir können nicht sagen, daß auch nur einer ihm wirklich nahe getreten ist. Gleichgiltig war ihm jeder äußere Prunk, und doch blieb er allzeit der Kaiser. Gewiß lebte ein auf das

Große gerichteter Ehrgeiz in ihm, aber er nahm die Richtung an, die die Kombination von liberalen Grundsätzen, mystischer Religiosität und starkem Selbstgefühl frei ließ. Was er tat, mußte mit dem Mantel edler Prinzipien umkleidet sein, auch da, wo Macht- und Interessenfragen ihn bestimmten. Er war in der Politik verschlagen und hinterhältig und ging doch stets darauf aus, den Schein erhabener Uneigennützigkeit zu erwecken. Seine Geheimnisse wußte er zu wahren wie kein anderer, und doch sind seine politischen Ziele schließlich von fast allen durchschaut worden, die ihm im Kampf der Interessen gegenüberstanden. Napoleon hat ihn einen byzantinischen Griechen genannt, und allerdings wird dadurch eine Seite seines Wesens bezeichnet, in der kaiserlichen Familie, auch in den vertrauten Korrespondenzen, nannte man ihn den Engel, l'ange; das ist die andre Seite. Die beiden Seelen aber in seiner Brust haben in stetem Kampf miteinander gerungen, und deshalb wird über den Menschen Alexander das Urteil nie verdammend lauten können. Als Kaiser aber hat er seinem Volke mehr Unheil gebracht als Segen.“ E. f.



Vom alten deutschen Zunftwesen

Von Georg Sievers



ie beiden landläufigen Ansichten über das deutsche Zunftwesen früherer Zeiten sind einander völlig entgegengesetzt. Die einen sehen darin einen Beweis der Rückständigkeit des „finstern“ Mittelalters, einen Ausfluß kurzsichtiger Beschränktheit und Beschränkung; von der andern Partei wird es als eine zweckmäßige Regelung des damaligen Wirtschaftslebens, als wohlgelungne Form selbstbewußter Berufsgliederung gepriesen, deren Nachbildung erstrebt werden müsse. Neben diesen Meinungen geht noch eine mehr ästhetische Betrachtungsweise einher, die sich auch wohl mit beiden verbindet: sie erfreut sich der Meisterwerke der alten Zunftgenossen, des poetischen Klanges ihrer biederben Sprüche und Formeln und weidet ihre Blicke an dem matten Glanze sinnvoll geschmückter Zinnkrüge und Zinnschüsseln. Nun haften landläufige Urteile fast immer an der Oberfläche und umfassen sogar von ihr vielfach nur einen Teil; in den Kern dringen sie nicht ein. Und das hat im vorliegenden Falle seine besonders guten Gründe.

In derselben Weise, wie die Frage nach der Entstehung der Städte in Deutschland, hat auch die Frage nach der Entwicklung der deutschen Zünfte eine Fülle von verschiedenen Antworten hervorgerufen, was man sich bei der Eigentümlichkeit des Gegenstandes, der die Verbindung geschichtlicher, rechtswissenschaftlicher und nationalökonomischer Forschung fordert, leicht erklären kann. Wir finden in der ältern Zeit eine Anzahl Theorien, die die Zünfte aus einer oder zwei Ursachen hervorgehn lassen wollen: so zum Beispiel aus den alten römischen Kollegien der Handwerker, den *collegia opificum*, oder aus

der Hörigkeit der Gewerbetreibenden, worin sie ihren Herren gegenüber zu bestimmten Arbeiten verpflichtet und zugleich in Gewerke unter herrschaftlichen Beamten eingeteilt waren, ferner aus dem allgemeinen Umstande des Feilbietens gleichartiger Waren im Kleinhandel an gemeinschaftlichen Stellen, Bänken oder Hallen. Eine andre Ansicht leitete sie aus der Freiheit des Handwerkerstandes her, woraus die Zünfte als freie Verbrüderungen hervorgegangen seien; die Handwerker hätten, wie ihre Mitbürger, danach gestrebt, selbst ihre Angelegenheiten zu ordnen, und wären so zu freien Genossenschaften zusammengetreten. Es wurde auch, allerdings in vorsichtigen Ausdrücken, die Meinung ausgesprochen, daß die Zünfte schon die Reaktion gegen den Zustand und die Folgen der bestehenden Gewerbefreiheit und der freien Konkurrenz seien.

Nun folgt der Übergang zu einer weitern Auffassung, die das Hauptgewicht darauf legte, daß die Zünfte im wesentlichen durch freie Einung entstanden seien, und die schon anerkannte, daß „der Drang der Umstände, also eine gewisse innere Notwendigkeit großen Anteil bei der Bildung der Innungen gehabt haben mag, dies beweise zumal die Geschichte der orientalischen Zünfte bis nach China hin, von denen doch gewiß niemand einen auch nur entfernten Einfluß auf die germanische Rechtsbildung behaupten werde.“ Zum Durchbruch verhalf dieser Anschauung Mitte der siebziger Jahre Schmoller. Er verweist darauf, daß eine Einrichtung, die halb Europa umfaßte, aus verschiedenen Wurzeln erwachsen sein müsse, er reiht diese Einrichtung in Deutschland ein in die Wirtschaftsverfassung als einen Teil der städtischen Marktorganisation und zeigt als ihren Ursprung hofrechtliche Ämter, geistliche Bruderschaften, freie Einungen und niederdeutsche Gilden, indem er dabei den romanischen Einfluß berücksichtigt. Der eigentliche Mittelpunkt der Bewegung sind ihm die gewerblichen Interessen, ihr weiterer Verlauf jedoch vom zwölften Jahrhundert an ist „nationalökonomisch überhaupt nicht zu erklären, er ist zu verstehn nur im Zusammenhange mit dem öffentlichen Recht, der Gerichtsverfassung, dem Verwaltungsrecht jener Tage,“ und das Ziel, wonach die Zünfte rangen, war die selbständige Ausübung der Gewerbepolizei und das Gewerbegericht. „Die deutschen Zünfte, so umschreibt er ihr Wesen, waren Vereine oder Genossenschaften von Gewerbetreibenden eines Handwerks, die gemeinsam ihre gewerblichen und sozialpolitischen Interessen verfolgten, aber ihre Vereinstätigkeit auch auf alle Seiten des geselligen und gesellschaftlichen Daseins ausdehnten, vor allem für politische Herrschafts- und praktische Verwaltungszwecke ihre Verbände ausnutzten oder ausnutzen ließen und damit zu Korporationen des öffentlichen Rechts, zu Polizei- und Gerichtsbehörden wurden.“

Versuchen wir nach diesem Überblick über den Gang der Forschung ein Bild der Entwicklung des mittelalterlichen Zunftwesens zu entwerfen, so müssen wir uns zunächst die genannten hofrechtlichen Innungen kurz vergegenwärtigen. Ihre Ausbildung war die erste Organisation der gewerblichen Arbeit in Deutschland, und sie wird den Königshöfen, den Höfen der weltlichen und der geistlichen Herren wie den Klöstern verdankt, die im Laufe der Zeit mehr und mehr zu den Lehrtätten einer fortschreitenden Technik wurden, deren tätige Mönche selbst die ersten Inhaber der Handwerksgeheimnisse waren. Als eine natürliche Folge

der grundherrlichen Wirtschaft verlangte in diesen Höfen und Klöstern schon die Ansammlung einer größeren Zahl ständiger Konsumenten, das Zusammenströmen Vorübergehender eine gesteigerte Produktion, und die Befriedigung dieses Bedürfnisses, das sich mit der steigenden Kultur nicht nur vergrößerte, sondern auch verfeinerte, war ohne Schwierigkeit möglich, dank der großen Zahl von Arbeitskräften, die die immer mehr anschwellende Schar der Hörigen darbot, ja sie war zum Teil schon notwendig, weil der Mangel an Grund und Boden die Ansiedlung aller Hörigen verhinderte. So zählt das Kapitular Karls des Großen über die Kammergüter mehr als zwanzig verschiedene Handwerksarten auf, so finden wir auf einem Grundriß von Sankt Gallen aus der Zeit Ludwigs des Frommen Schneider, Schuster, Müller, Bäcker, Schwertfeger, Schildmacher, Bierbrauer, Walker und Glasbrenner aufgezählt, und in Corvey sind am Anfang des neunten Jahrhunderts in drei Arbeitsälen beschäftigt: ein Schuhmacher, zwei Lederarbeiter, ein Walker, sechs Grobschmiede, zwei Goldschmiede, zwei Schildmacher, ein Pergamentbereiter, ein Schwertfeger, drei Gelbgießer, ferner Bäcker, Braumeister, vier Zimmerleute und vier Maurer.

Außerdem gab es Arbeitshäuser für Frauen, die Karl der Große auf allen Domänen einzurichten befahl; darin wurde neben dem Spinnen, Nähen, Sticken und Waschen Leinwand gewebt, wurden Tuche und Stoffe bereitet, Kleidungsstücke angefertigt, und so Arbeiten ausgeführt, die später die Grundlage wichtiger Zünfte abgaben.

Im Verein mit dem zugehörigen Hilfspersonal mußte also auf größeren Fronhöfen und in stattlichen Klöstern ein ausgebehnter Handwerksbetrieb arbeiten. Die Kenntnisse über seine Ordnung sind lückenhaft, jedenfalls war sie zunächst rein herrschaftlich; wie auch nichts genaueres darüber bekannt ist, ob und in welcher Anzahl freie Handwerker in dieser Zeit in freien Gemeinden lebten. Der hörige Handwerker wohnte im Fronhof, Art und Maß seiner Arbeit wurde ihm vom Herrn oder von dessen Vertretern angewiesen, den magistris, den Vorstehern der Ministerien oder Offizien, in die das gesamte Hofpersonal, vor allem nach den Interessen der Verwaltung, eingeteilt war. Diese hofrechtlichen Innungen fielen demnach nicht immer mit den technischen Unterschieden zusammen, sodaß zum Beispiel in Tegernsee das officium luminis Öl, Kerzen, Weihrauch, Pfeffer und Eisenstäbe vereinigte. Ein eignes gesondertes Amt auszumachen, war ein Handwerk allein in der Regel nicht stark genug. „Mit der Zeit indes, sagt Gierke, wurde die Stellung der Handwerker, oder doch einzelner von ihnen, eine freiere. Der Herr brauchte nicht mehr ihre ganze Arbeit und gestattete ihnen oder einigen von ihnen, das Handwerk öffentlich gegen Lohn zu treiben. Sie durften außerhalb des Fronhofs wohnen, wenn sie nur ihrer Dienstpflicht nachkamen. Diese Dienstpflicht selbst wurde allmählich fixiert, indem sie entweder nach Tagen oder Stücken bestimmt, endlich aber in Geld umgewandelt wurde, oder indem sogar nur eine gewisse Anzahl von Arbeitern aus jedem Handwerk und nur ein bestimmtes Quantum von Arbeit umsonst, das andre gegen Lohn in Anspruch genommen wurde. Einzelnen wurden Lehn- und Dienstfufen als Amtslehn gegeben, die ganz wie die großen beneficia allmählich zu erblichem Besitz wurden und dahin führten, daß das Handwerk selbst erblich, das Gewerbe-

recht ein Realrecht, die damit verbundenen Pflichten Reallasten wurden.“ Wie es ein anderer Forscher ausdrückt: „Der technischen Beherrschung des Produktionsmittels folgte leicht die wirtschaftliche, der wirtschaftlichen die rechtliche.“

Durch Freie, die das milde Schutzverhältnis anzog, erhielten dann leicht die Ämter vollends einen genossenschaftlichen Charakter. Das Amt galt den Genossen als vom Herrn verliehen, er ernannte den Meister und übte die Justiz, aber sie hatten schon eine gewisse Selbstverwaltung und beteiligten sich am Gericht, was ihnen dadurch erleichtert wurde, daß dem Handwerksmeister natürlich eine gewisse Disziplinargewalt zustand. Mit der ausgebildeten Fronhofswirtschaft sind wir schon an der Schwelle der Stadtwirtschaft, wie sie um die Wende des elften Jahrhunderts aufblühte und durch die Freiheit und das Emporkommen der in den Städten sich niederlassenden freien Handwerker auf die Lage der hofhörigen zurückwirken mußte. Der Grundherr, der Bischof, sah sich genötigt, ihre Pflichten weiter zu erleichtern, er begnügte sich mit geringern Leistungen und wurde dadurch zugleich von den Unkosten ihres Lebensunterhalts befreit, er fand hauptsächlich eine Entschädigung in ihrer gesteigerten Tüchtigkeit und in den Zinsen, die ihm aus seinem zum Häuserbau nun vielbegehrten Grund und Boden erwuchsen. Natürlich blieb es dabei nicht; wie sich die freien Handwerker in ihrer gemeinsamen Lage zu einer Vereinigung zusammenschlossen, deren Vorbild das Hofamt war, wenn sie nicht gar in dieses selbst eintraten, so strebten auf der andern Seite notwendigerweise die Hofhandwerker danach, auch die letzten Fesseln abzustreifen.

So verlief die Entwicklung fast in allen größeren Städten Süddeutschlands, in Straßburg, Speyer, Worms, Augsburg, Basel usw., hier so, dort so abgestuft, hier vielleicht vom Norden her durch das germanische Gildewesen, dort durch Einwirkung aus dem romanischen Leben Südranfrankreichs und Italiens beeinflusst, die ihnen durch die internationale römische Kirche, durch den Handel, durch die Bischöfe und die weltlichen Herren vermittelt wurde, die im Gefolge der deutschen Kaiser über die Alpen zogen.

Den stärksten Einfluß übte bei weitem das Gildewesen aus, schon weil es in Norddeutschland die Grundlage der Zünfte wurde: sie fanden hier überhaupt, zumal in den großen Seeplätzen, wo sie hinter den Interessen und der großen Bedeutung des Handels zurücktraten, nicht einen so kräftigen Nährboden wie in Süddeutschland. Dieses, genauer Südwestdeutschland, ist die eigentliche Heimat des deutschen Zunftwesens. Mag man nun als Ursprung der Gilden die heidnischen Opfermahlzeiten und festlichen Versammlungen oder christliche Einrichtungen oder auch die Verschmelzung heidnischer und christlicher Ideen betrachten, mag man in ihnen Trümmer der alten Geschlechterverfassung finden oder auf eine einheitliche Herleitung verzichten, sicher ist, daß ihre Entstehung mit dem Untergang der alten Geschlechtsgenossenschaft, mit dem Aufkommen der Herrschaftsverbände und dem Schwinden der Volkfreien zusammenfiel. So wie die einen ihren Schutz in der Unterordnung unter einen Herrn, so fanden ihn die andern in der Zusammenordnung mit Genossen und schufen so aus eigenem Willen in den Gilden die ersten bewußten Genossenschaften, ein Verhältnis gegenseitiger Rechte und Pflichten, das auf freiem Vertrage beruhte. Ihre Ziele

waren privatrechtlicher, politischer, religiöser und gefelliger Natur zugleich, mit einem Worte eine gegenseitige Unterstützung in allen Angelegenheiten des Lebens, und sie wurden verfolgt durch eine Organisation, in der die oberste Leitung den regelmäßigen oder besonders berufenen Versammlungen der Genossen zustand, worin die Verwaltung von einem gewählten Vorstand geführt wurde. Eintrittsgelder, Beiträge und Bußen machten mit dem Gildehause das Vermögen aus.

Diese Einrichtung feierte ihre größten Triumphe in England; auf dem Festlande entfaltete sie sich in Dänemark, in den Niederlanden und den deutschen Nordseeländern besonders; sie spaltete sich mit dem Aufkommen der Städte vor allem nach den Berufsinteressen der Mitglieder auf der einen Seite, auf der andern beschränkte sie sich auf die Verfolgung religiöser Zwecke und bildete sich zur geistlichen Bruderschaft aus. Beide Seiten sind von der größten Wichtigkeit für die Zünfte geworden.

Denn bot die geistliche Bruderschaft, indem sie den Mitgliedern an allen wichtigen Tagen des Menschenlebens ihren Beistand lieb und das Band der brüderlichen Liebe um sie schlang, leicht die Gelegenheit, diese Genossenschaft auf andre Zwecke zu erweitern, sobald es der Stand der Dinge forderte, so lag in der Spaltung nach den Berufsinteressen schon das erste Stadium der Zünfte: wie die Kaufleute, so schlossen sich die Handwerker aneinander. Wo aber die Zünfte nicht unmittelbar aus den alten Gilden erwachsen, da waren sie doch sicher ihrem Vorbilde gefolgt, wenn die Handwerker in freier Einung sogleich mit dem Zwecke der Wahrung ihrer besondern Interessen zusammentraten.

Aus den verschiedenen Benennungen der Genossenschaften der Handwerker ihren Ursprung ableiten zu wollen, wenn sie etwa in Köln als Bruderschaften, in den westfälischen Städten als Gilden, in Lübeck, Hamburg, Bremen als Ämter, in Magdeburg und Stendal als Innungen erscheinen, wäre falsch; es ergibt sich daraus vielmehr, daß darin willkürlich verfahren wurde, und daß es schwierig oder unmöglich ist, einen Unterschied zwischen Amt, officium, opus, consortium, communitas, societas, unio, Zunft, Innung, Gilde usw. aufzufinden, nur daß Innung in Norddeutschland meist zusammenfassend der Inbegriff des Gewerbebetriebes ist, der einer Handwerkervereinigung verliehen wird, während in Süddeutschland der Ausdruck Zunft überwog, der im nördlichen Deutschland bis zur Reformation ganz unbekannt blieb.

Wie schon aus den Unterschieden des Ursprungs in Nord- und in Süddeutschland hervorgeht, ist das ganze deutsche Zunftwesen keineswegs eine einheitliche Erscheinung, und will man es durchaus auf eine einzige Ursache zurückführen, so kommt man zu Umschreibungen, die gänzlich farblos sind und Selbstverständliches sagen. Es genügt festzustellen, daß das deutsche Zunftwesen ein organischer Bestandteil des deutschen Mittelalters, im besondern des deutschen mittelalterlichen Städtewesens ist, und daß alle Elemente, die zu der Entwicklung des Mittelalters beigetragen haben, auch bei der der Zünfte tätig gewesen sind, daß es welkte und abstarb zu derselben Zeit, wo das Mittelalter in Deutschland zu Grabe ging.

So müssen wir uns auch vor Augen halten, daß es auf dem platten Lande ebenfalls Handwerker gegeben hat, freilich mit der schärfern Ausprägung

der Stadtwirtschaft in immer härtere Schranken eingezwängt und nur solche, die der Landwirtschaft und den täglichen Anforderungen ganz unentbehrlich waren, und wir dürfen uns nicht der Vorstellung hingeben, als ob nun jede Stadt ihre Zünfte gehabt hätte. Selbstverständlich ist, daß das Zunftwesen und seine Formen in seiner Blütezeit, d. h. eben im Mittelalter, in fortwährendem Fluße begriffen waren.

Wir sehen also, wie sich in den Städten um das Jahr 1100 die neue Bevölkerungsschicht der Handwerker bildet, aus mannigfachen Bestandteilen sich zusammensetzend, die den Übergang von der Masse der Hörigen, Tagelöhner und Kleinbauern zu den obern Ständen der Ministerialen, der Grundbesitzer, der Kaufleute und Münzergenossen darstellt. Wir sehen, daß die am meisten störenden Nachwirkungen der alten Unfreiheit beseitigt werden, zum Teil durch die Fürsorge der höchsten Reichsgewalt, auf deren Seite sich die Handwerker so oft stellten; sie traten in das Stadtgericht ein, und zum Schluß blieben nur fast bedeutungslose Nachklänge des ehemaligen Zustandes übrig: die Handwerker wurden schließlich gleichberechtigte Glieder der Stadtgemeinschaft. Gewiß werden wir diese individuellen Erfolge zum guten Teil auf Rechnung der Zünfte setzen dürfen, wenn wir auch die Anerkennung ihres genossenschaftlichen Rechtes urkundlich erst bezeugt finden, nachdem jene Erfolge schon errungen waren. Denn die ältesten Urkunden über die Verleihung des Zunftrechts sind die für die Kölner Bettzeugweber von 1149 und die für die Magdeburger Schuster von 1159. Auch aus andern Quellen kann man beweisen, daß die ersten Zünfte gegen 1100 entstanden sind. Schon 1219 erließ Friedrich der Zweite ein Verbot aller Zünfte, woraus eine gewisse Blüte und demgemäß ein längerer Bestand hervorgeht. Er eröffnete damit die lange Reihe dieser Verbote, die gegen Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts immer häufiger werden und dadurch zeigen, daß die meisten Zünfte im Laufe dieses Jahrhunderts gebildet worden sind, was wir auch unmittelbar aus den Zunfturkunden wissen. Die ersten Zünfte sind in der Regel, zumal in den Rheinstädten, die der Tuchweber und Gewandschneider; war doch die Tuchweberei die älteste deutsche Industrie, sodas schon 1099 die Weberzunft in Mainz aus eignen Mitteln eine Kirche bauen konnte.

Wie aber auch immer die Zünfte entstehn mochten, den eigentlichen Charakter gab ihnen doch erst die Bestätigung durch den Stadtherrn, unter dem das Gewerbewesen, Markt und Verkehr, Gewicht und Münze von Anfang an stand, oder durch den Rat. Sie waren eben keine Vereine rein privater Natur, sondern das, was sie zunächst freilich durch private Verabredungen durchzusetzen suchten, berührte die ganze Stadt und ließ sich vollkommen nur erreichen, wenn sie als eine öffentliche Körperschaft mit einer gewissen rechtlichen Zwangsgewalt ausgestattet wurden. Diese rechtliche, ausschließliche Befugnis der Zunft, womit sie sich von der Bevormundung durch die Stadtbehörde in gewerblicher Hinsicht loszumachen suchte, war es, was die Bezeichnung Innung bedeutete: daß ihr die Ausübung eines bestimmten Gewerbebetriebes verliehn und gewährleistet wurde. Die Organisation, die sich daraus ergab, verlangte nach außen die Aufsicht der Zunft über die Waren, ihre Herstellung, Beschaffenheit usw., in persönlicher

Beziehung den Zunftzwang, der im allgemeinen zugleich mit der Zunft selbst entstand; denn sie wurde ja hinfällig, wenn jeder ein Handwerk ausüben durfte, auch ohne ihr anzugehören. Ferner brachte sie die Zunftgerichtsbarkeit, die Abgrenzung des Produktionsgebiets der Stadt gegen das platte Land und Beschränkungen fremder Produzenten auf dem einheimischen Markt mit sich. Nach innen schließlich machte sie den festen planmäßigen Zusammenschluß der Handwerksgenossen nötig. Es entstand ein verwickelter Mechanismus, zu dem freilich in der ersten Periode nur die Anfänge vorhanden sind.

Es waren auch im Grunde nicht die formalen Bestimmungen, worin die Stärke und die Zukunft der Zünfte ruhte, ein festeres Band schmiedete um sie die Gemeinsamkeit ihrer Interessen und das Gefühl ihrer Jugendkraft. In ihren Häupten steckte zum größten Teil die militärische Leistungsfähigkeit der Städte, mit ihrer Hilfe entledigten sich die Gemeinden des Stadtherrn und setzten sie einen Rat aus ihrer Mitte ein, sie gaben die breite Grundlage ab, wenn die Städte während der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit den Versuch machten, in der großen Politik eine leitende Rolle zu spielen; sie traten desto mehr in den Vordergrund, je mehr in den Städten Handel und Industrie den Ackerbau verdrängten, und je reicher sich die Blüte des städtischen Wesens entfaltete. Aber sie leisteten nur, ohne ein Entgelt zu empfangen, sie hatten nur Pflichten und keine Rechte. Denn die Handwerker waren vom Räte und vom Stadtreghment ausgeschlossen, mochte auch einmal ein Zunftmeister zu den Beratungen hinzugezogen werden, und nicht nur das, sie wurden unterdrückt und mit Füßen getreten von den reich und übermütig gewordenen Geschlechtern. Aus Straßburg wird zum Beispiel berichtet, mancher von den Eblen sei so hochmütig geworden, daß wenn ihm ein Schneider oder Schuhmacher Geld abverlangt hätte, er den Handwerksmann geschlagen und ihm Streiche statt der Pfennige gegeben habe. Sie waren in Gefahr, in ein neues Abhängigkeitsverhältnis zu versinken, da sie von den patrizischen Gerichten ihr Recht nicht erhielten, wenn sie sich nicht durch Dienste den Schutz eines Patriziers erkauften. Steuern wurden von ihnen erhoben, ohne daß sie ihre Verwendung kontrollieren konnten, der Friede der Stadt, der Verkehr und der Erwerb wurden gestört durch die Fehden der müßiggehenden, niemand verantwortlichen Herren. Die Handwerker mußten aber ganz abgesehen von diesen Mißständen schon wegen ihrer wirtschaftlichen Interessen den Versuch machen, die Alleinherrschaft der Geschlechter zu brechen, wenn sie sich einen möglichst großen Anteil an der Ausübung der Gewerbepolizei und der Gewerbegerichtsbarkeit, überhaupt Einfluß auf die Gestaltung des Gewerbewesens sichern wollten.

So flammten im vierzehnten Jahrhundert überall in Deutschland die Zunftaufstände empor; hier wurden sie vorläufig gedämpft, dort blieben sie sogleich siegreich, vielfach waren sie mit allen Greueln eines Bürgerkrieges verknüpft; aus manchen Städten wanderten die Patrizier in Mengen aus. Der endgiltige Erfolg gehörte gegen 1400 den Zünften, nicht zum wenigsten, weil ihre militärische Organisation jeder andern überlegen war, weil die leichtgerüsteten Zünftler über die schwergepanzerten Ritter noch mehr als im freien Felde in den engen Gassen der Stadt die Oberhand hatten. Der Sieg verschaffte ihnen in verschiedener Weise bald mehr, bald weniger die Teilnahme an der Regierung der

Stadt. Ich verzichte darauf, die Folgen, die das für die Politik der Städte hatte, im einzelnen zu schildern. Es ist doch wohl kein Zufall, daß in diese Zeit der Zunftherrschafft der unglückliche Ausgang des großen Städtekrieges von 1388 fiel, der dem Territorialfürstentum die Zukunft in Deutschland sicherte. Ich ziehe nur in Betracht, welchen Einfluß diese Zeit auf das eigentliche Zunftwesen hatte. Die nächste Folge war, daß es sich nach dem Siege der Handwerker weiter ausdehnte, und daß sich, um in politischer Hinsicht ein größeres Gewicht zu erhalten, mehrere Zünfte zu einer zusammentaten, zugleich aber in gewerblichen Dingen diese Einheit aufgaben. In der Hauptsache jedoch suchten sie vor allem für ihre gewerblichen Interessen von ihrer Machtstellung Nutzen zu ziehn und ihre Autonomie nach Möglichkeit auszudehnen. So ist damals, mochten auch die Zünfte ihre politische Stellung auf die Dauer nicht behaupten, und mochte auch gegen 1450 die Bestrebung zum Siege gelangen, selbst ihre Autonomie zu beschränken, doch der eigentliche Grund gelegt worden zu der Bedeutung und der genauen Ausbildung des Zunftwesens bis in alle Einzelheiten hinein, die einer der kennzeichnenden Züge der Städte des Mittelalters ist. In den langen Kämpfen um eine Rolle, der sich die Zünfte am Ende doch nicht recht gewachsen zeigten, waren neben der Erregung roher Leidenschaften, die nicht ausblieb, auch die Empfindungen gegenseitiger Hingebung mächtig gestärkt, und das genossenschaftliche Ehrgefühl geweckt worden, und die Zünfte hatten an der Spitze der Dinge stehend den Begriff der bürgerlichen Ehre in sich aufgenommen und einen belehrenden Einblick in den Zusammenhang ihres städtischen Gemeinwesens getan; sie wurden damit tauglich, das nützliche Glied eines größern Ganzen zu sein.

So folgt denn auf das stürmische vierzehnte Jahrhundert die Ruhe, in der sich die aufgeregten Gewässer zum breiten Strome glätten, in der die Mehrzahl der Zunftrollen entsteht. Von 1400 bis 1550 wird der Zunftzwang genauer ausgebildet, das Gesellen- und das Lehrlingswesen finden ihre Formen, kurz, das ganze Zunftrecht wird ausgestaltet. Die Zunft wird zu einer politischen, militärischen, religiösen und gefelligen Einrichtung der Stadt. Immer aber und jetzt vielleicht noch mit besserem Grunde als früher steht sie unter der obersten Behörde. Der Geist der Obrigkeit macht sich in dem Maße geltend, wie die Zünfte mächtig oder schwach waren; in der Mischung von Abhängigkeit und Freiheit überwiegt hier diese, dort jene, wie zum Beispiel in Lübeck die Zünfte nie eine größere Stellung einnahmen, und darum alle ihre Beschlüsse erst durch die Bestätigung des Rates gültig wurden. Aber auch im übrigen war einem vollständigen Zunftstatut die Anerkennung der Behörden unentbehrlich, da es nicht nur für die Mitglieder galt, sondern in vielen Bestimmungen von öffentlicher und privater Bedeutung alle Einwohner traf. Nur in ihren innern Angelegenheiten hatten die Zünfte vielfach das Recht, selbständig Anordnungen zu treffen, die sogenannten Beliebungn oder Willküren.

(Schluß folgt)





Neugier und Wißbegier

Don Wilhelm Mänch



Daß sie himmelweit voneinander verschieden sind, Neugier und Wißbegier, daß sie — um es sogleich zu sagen — sich zueinander verhalten wie Gemeines und Edles, ist kaum jemand zweifelhaft, der Deutsch kann und mit den Worten einen Sinn verbindet. Aber wie, wenn schon unsre nächsten Nachbarn die Unterscheidung in ihrer Sprache gar nicht machen? Und so ist es doch in der That: curiosité ist im Französischen das Wort, das Neugier oder Wißbegier widerspiegelt je nach dem einzelnen Falle, das also die eine und die andre Eigenschaft noch ungeschieden ausdrückt. Und im Englischen ist es mit curiosity nicht anders, ebenso wie im Italienischen mit curiosità. In diesem Punkte haben diese unsre Nachbarsprachen zufällig eine Differenzierung nicht vollzogen, die uns geläufig ist, wie sich das Umgekehrte an andern Punkten findet, zum Beispiel mit dem französischen amour de soi und amour-propre, oder auch mit amour und charité ujn. Natürlich vermag auch jede dieser andern Sprachen das bestimmt auszudrücken, was unsrer Differenzierung entspricht: le désir de savoir, le besoin de s'instruire bezeichnet in unzweifelhafter Weise das, was wir Wißbegier nennen, und die Neugier nach ihrem wertlosem Charakter mag durch eine Verbindung wie vaine curiosité gekennzeichnet werden; aber für gewöhnlich genügt das unbestimmtere Wort, und die zutreffende Auffassung je nach dem Zusammenhang bleibt dem Hörer oder Leser überlassen. Als völlig ungleichartig stehn sich die beiden Begriffe eben doch nicht gegenüber; es gibt für beide eine gemeinsame Vorstufe, es gibt zwischen ihnen eine partielle Identität, gibt fließende Grenzen; die eine kann in die andre hinüberschillern.

Kann man bei Kindern von Neugierde sprechen und von Wißbegierde? Gewiß werden sie oft wegen Neugierde gescholten und oft wegen Wißbegierde gerühmt, und beides vielleicht nur mit halbem Recht. Doch muß man hier sicherlich die verschiedenen Stufen der Kindheit unterscheiden. Das junge Kind hat eine Zeit, wo es alle die einfachsten Gegenstände der umgebenden Welt mit großen Augen beschaut, gleichsam den einen nach dem andern für sich entdeckt und in diesem Umschauen und Entdecken eine stille Befriedigung findet; dabei ist denn auch jedermann aus der Umgebung mit dem Kinde sehr zufrieden, denn es wird damit nicht im geringsten lästig; noch zufriedner müßte man damit sein, daß es in dieser Zeit einen gewaltigen Weg der Selbstbelehrung zurücklegt, einen Weg, auf dem die Großen es kaum führen könnten. Hier ist natürlich nicht von Neugier zu reden, trotz allem Drang, von all den Stücken der nagelneuen Welt immer wieder neue zu erschauen. Ob schon von Wißbegier? Auch so wird man diesen natürlichen Orientierungsdrang nicht

nennen können. Damit Neugier entstehe, muß das Gewöhnliche schon etwas alt geworden sein; damit Wißbegier entstehe, muß schon ein geklärters Bewußtsein vom Leben in der Welt gewonnen sein. Aber die Zeit ist nicht fern, wo sich das eine und das andre regen kann. Nachdem das gewöhnliche Angesicht der umgebenden Welt dem Kinde vertraut genug geworden ist, richtet sich sein Interesse zum Teil auf ungewöhnliche Vorgänge oder doch auf das sich erst Bollziehende, sich Verändernde, und zum Teil auf die Ursachen, die Zusammenhänge, die Zwecke. Wie groß ist der Eifer, zu sehen, was draußen auf der Straße vorgeht, auf der Straße, die doch immer etwas mehr Unregelmäßigkeit, breitere Möglichkeiten der Lebensbewegung darbietet als die Familienstube, und für die zeitweilig eine große Vorliebe zu fühlen also der Jugend sehr natürlich ist. Aber auch sonst, wo immer Leben ist, Aktivität, Geschehnisse, Unterbrechung des regelmäßigen Ablaufs oder Stillstands der Dinge, da ist das Interesse der Jugend. Und nicht etwa nur hören über die Dinge, sondern selbst sehen, soweit das möglich ist, selbst dabei sein, wo etwas vorgeht, das ist ihr Bedürfnis. Es kann sich um Geschehnisse von der geringfügigsten Bedeutung in den Augen der Erwachsenen handeln und doch von unwiderstehlicher Anziehungskraft für die Kinderwelt. Da sprechen denn eben die gesetzten und etwas abgestumpften Erwachsenen gegenüber der beweglichen und eindruckbedürftigen Jugend wohl von Neugierde, von kindischer Neugierde, ohne daß der in dem Worte liegende Tadel berechtigt wäre. Aber die Erwachsenen haben ja eben oder nehmen sich das Recht, die Nachwachsenden an ihrem Maße zu messen und von ihrem Standpunkt aus (der oft nur zu sehr Standpunkt, das heißt Stillstehzustand ist) zu tadeln.

Wenn im Vorübergehn soeben das Wort Interesse gebraucht wurde, so ist damit ja ein Neutrales zwischen Neugier und Wißbegier bezeichnet, und ihm mag man denn auch das französische Wort und die ähnlichen andern ziemlich gleichstellen. In spätern Lebensstadien kommt es sehr wesentlich auf den Wert der Gegenstände an, auf die sich das Interesse der Menschen richtet, in der frühen Jugend aber vor allem darauf, daß Interesse da ist, daß sich die Aufmerksamkeit leicht und voll allerlei Gegenständen zuwendet, einigen inmerhin kräftiger und stetiger, aber vielen andern leicht, wenigstens gelegentlich. Doch schon hier lassen sich Unterschiede der Individuen beobachten: die flüchtigen Naturen und die stetigen treten beizeiten auseinander. Ob man mit seiner Aufmerksamkeit an allem nur so vorüberfährt, ob man immer etwas andres sehen will, ob man beim Wertlosen am intensivsten verweilt oder aber von alledem das Gegenteil gewahren läßt, das bedeutet offenbar nicht wenig für die werdende Persönlichkeit. Bei einigen gewinnt die curiosité wirklich schon früh den Charakter der Wißbegierde, wobei es nur natürlich und gut ist, daß sie sich deutlich bestimmten Gebieten zuwendet und dafür an andern vorübergeht. Erfreulich ist es immer, wenn das aufmerksame Interesse viel mehr dem Lebendigen gilt als dem toten Sachlichen, dem ewig Natürlichen viel mehr als dem bloß in der Kultur Bedeutenden; erfreulich auch, wenn sich das Bedürfnis, Eindrücke aufzunehmen, mit dem Drang der Selbstbetätigung verbindet, zum Beispiel Anlegen von Sammlungen oder Pflege von Pflanzen und Tieren. Es ist alles nur

Drang, die Dinge der Welt und die eigne Kraft ihnen gegenüber kennen zu lernen; es ist noch nicht unbedingt Gutes, aber viel gewisser nichts Übles. Auch wenn die Neugier objektiv zu recht Übelm führt, nämlich zum Zerbrechen von Spielsachen oder Gerätschaften, um zu sehen, wie sie im Innern aussehen, oder zum Ausreißen von Fliegenbeinen und ähnlicher Lebensverletzung, wiederum aus dem von den Psychologen so genannten analytischen Triebe heraus, so ist dieser Trieb an sich neutral wie andre Triebe und will wie diese vielmehr zurechtgelenkt als unterdrückt sein: er kann schon auf wertvollen Forschungstrieb eine Aussicht eröffnen.

Dazu dann also die andre Erscheinungsform desselben allgemeinen Dranges: die Fragen der Kinder nach dem Warum, Wozu, Woher der Dinge, sind sie Ausfluß schöner Wißbegier oder gering zu schätzender Neugier? Wiederum bald mehr das eine und bald mehr das andre und vielfach etwas zwischen beidem. Auch sie gehören dem Stadium an, das dem ersten Einleben in die Dinge der Umgebung folgt, und das über das bloße Kenntniznehmen von dem Vorhandnen hinausstrebt; sie sind vielfach Zeichen einer gewissen Unbefriedigkeit von dem bloßen Wahrnehmen, Ausfluß einer gewissen Langeweile; das hervortretende Interesse hat oft nur ein sekundenlanges Leben, gibt sich auch mit bloß wortmäßiger Aufklärung zufrieden, springt rasch vom einen auf das andre, vom Hundertsten auf das Tausendste, vom allzu Tiefen auf das allzu Selbstverständliche. (Warum müssen die Menschen sterben? Warum macht der Regen naß? usw.) Vieles wird nur mutwillig gefragt, das fragende Kind weiß gewissermaßen nur sich selbst geltend machen, sich durchsetzen, oder es sucht nur eine Beschäftigung, ein Spiel wie andre Spiele, es denkt noch nicht an einen geistigen Erwerb. Immerhin offenbart sich in dieser Weise zwischen allen flüchtigen Bedürfnissen der Langeweile unverkennbar schon viel von dem, was Wißbegier zu heißen verdient. Neben dem bloß empirischen Interesse erwächst — um in der Sprache des Philosophen Herbart zu reden — das spekulative Interesse, einer der wertvollsten Ausgänge höherer menschlicher Bildung. Natürlich auch hier mit großem Unterschied der Individuen. Zu denen, die immer neue Bilder befehen wollen, die vorhandnen Bilderbücher immer nur hastig durchblättern, passen die, die nur fragen und eigentlich nicht nach Antwort fragen — woran allerdings oft auch das schuld ist, daß sie keine ordentlichen Antworten zu empfangen pflegen, wie auch an der Flüchtigkeit des Beschauens, dem Bedürfnis beständig neuer Eindrücke vielfach die mangelnde Anleitung der Erwachsenen oder die von ihnen dargebotne Überfülle die Schuld trägt. Man kann wohl nicht zweifeln, daß das gegenwärtige Kulturleben in den Kreisen, die zumeist von seinen Strömungen dahingetragen werden, just der Entwicklung dieser Wesensart günstig und der entgegengesetzten, so viel gesünder, ungünstig ist. Stetigkeit ist nicht das Zeichen, unter dem sich unser Gegenwartsleben abspielt. Die Hast, die Unruhe, das Großstadtleben zumal und das Reiseleben dazu, sie wirken natürlich mit auf die Jugend, auf die Kindheit: eine Gier nach immer neuen Eindrücken wird ihr anerzogen, während sie sich ihrer Natur nach leicht im Stetigen (das darum nicht ärmlisch zu sein braucht) wohl fühlen würde. Ein Hag mit Bäumen und Kühen oder andern Pflanzen und

andern Getier ist ihr — ist wenigstens einem bestimmten Alter — wertvoller als das schöne Landschaftsgebiet der oberitalienischen Secu oder die großartige Region der Hochalpen. So ist es denn größtenteils Sache der Erziehung, der tatsächlichen Erziehung im weitern Sinne, nicht bloß der planmäßig angelegten, ob die Jugend mehr zur Neugier oder zur Wißbegier vorgestimmt ins Leben eintritt.

Nun sind ja aber die Schulen da, die Wißbegier zu erwecken, sie zu befriedigen, sie wach zu halten. Nur daß Einrichtung und Leben der Schulen in diesem Punkte auch so viel Gefährdendes mit sich bringen: das Wissenwollen ist dem Wissenwollen nicht günstig, das Anregen gelingt lange nicht jedem Lehrenden so leicht, wie man glaubt, die Vereinerung vieler Schüler kann auch herabstimmende Wirkung auf den einzelnen ausüben, fast ebensogut wie belebende. Und namentlich wird die Mannigfaltigkeit der Unterrichtsfächer und die verlangte Gleichmäßigkeit der Teilnahme dem Gedeihen einer recht lebendigen Wißbegier leicht nachteilig. Gleichwohl bleibt der zusammenhängende Unterricht die zuverlässigste Grundlage für eine wertvolle Wißbegier. Denn dazu gehört doch mehr als die bloße Lust, allerlei Belehrung zu empfangen, sich allerlei Kenntniß zu verschaffen; es gehört dazu der Wille zum Aufbau, zum inneren Zusammenhang des Erkannten; das Neue muß sich dem schon Erworbenen anschließen und einfügen, und der innere Besitz muß die Aufnahme neuer Eindrücke erleichtern oder gar erst ermöglichen. Dürfen die zur Aufnahme von Wissen berufenen Schüler nicht mit irgendwelcher Regelmäßigkeit schon als wißbegierig angesehen werden, so ist doch das Maß fruchtbarer Wißbegier, das die Reifen später entwickeln, sehr abhängig eben von der frühen Wissensbildung.

Fruchtbare Wißbegier: das mag freilich wieder ein Begriff für sich sein, eine besondere Wertnuance der Wißbegier überhaupt. Aber auf die sehr verschiedenen Abstufungen und Spielarten der Wißbegier muß überhaupt noch die Rede kommen, ebenso wie die der Neugier; und das oben erwähnte Zueinanderspielen der beiden wird sich dabei weiterhin ergeben.

Bei niedrer Bildungs- oder Kulturstufe bleibt überhaupt für den weitem Verlauf des Lebens ein Mittleres zwischen Neugier und Wißbegier, das wir aber vorwiegend als Neugier empfinden werden, übrigens ohne daß sie uns als solche verstimmen könnte. Man wird ja auch der das Volk wie die Jugend erfüllenden Schaulust, die als eine besondere Form der Neugier gelten mag, nicht großen. Verstimmend wirkt Neugier erst, wo sie einen mehr ethischen als intellektuellen Bildungsdefekt verrät. So ist sie bekanntlich ein Zug im Bilde des Philisters, natürlich nicht bloß des männlichen. Die Frage nach dem, was es Neues gebe, deutet da meist auf das Bedürfnis, aus dem Leben des Mitmenschen zu erfahren, was vom Regelmäßigen irgendwie abweicht, nicht um an ihrem großen oder kleinen Schicksal sympathetischen Anteil zu nehmen, sondern um davon eine Sensation zu empfangen. Und den in diesem Sinne nach Neuem Lüfternen dient dann die besondere Klasse der Neuigkeitskrämer. Solche Neugier ist gewissermaßen eine Karikatur des sympathetischen Interesses gegenüber dem Leben der Menschen; ja mehr als das, vielfach besiegt und er-

tötet sie dieses so natürliche Interesse. Man kann auf den Straßen der Großstadt beobachten, wie, wenn ein Unglück geschehen ist, etwa ein schlimmer Zusammenstoß von Wagen, wenn sich ein Bild von Trümmern mit blutend daliegenden Menschen bietet, nicht wenige der Straßenmenschen nach dem ungewohnten Anblick dürstend herbeieilen, nur Befriedigung über das zu Schauende verratend und sich mitunter auch das Ereignis mit einer Art freudiger Erregung zurufend. Neugier und Herzlosigkeit wohnen nicht gar weit voneinander. Viel näher noch — das weiß jedermann — Neugier und Klatsch, Indiskretion mit Beimischung hämischer Empfindungen. Die schlimmste Gier (wir haben hier ja zumeist die Form mit Gier übrig behalten, während noch Lessing von Neugierde sprach, womit offenbar viel weniger an Unedles erinnert wird) geht darauf, Übles vom Nebenmenschen zu erfahren. Und dieses häßliche Bedürfnis ist auch da keineswegs geschwunden, wo Neugier äußerlich zu zeigen sehr verpönt ist und mit großem Geschick gemieden wird, also in den höhern Ständen, in den aristokratischen Sphären. Die gleichgiltige Starrheit, die man sich da wohl anerzieht, ist nicht viel mehr als Maske: die Neugier hat nur ihre geheimern Wege, ihre abgesonderten Objekte und ethisch denselben unerfreulichen Beigeschmack. Ist sie doch überall da natürlich, wo Langeweile und Leere (die letzte macht eigentlich erst die Langeweile, die ja auch mit viel Amusement vereinbar ist) zuhause sind, überall da, wo nicht organisierte Persönlichkeiten entstanden sind.

Ungleich stehn hier die Geschlechter, und ungleich auch die Nationen. Man gesteht dem Weibe nicht ungern ein größeres Recht auf Neugier zu: weil sein geistiges Leben weniger fest organisiert ist als das des Mannes, weil es vom Kinde etwas mehr an sich behält, weil es mehr momentaner kleiner Erregungen bedarf, weil es am Lebendigen mehr unmittelbaren Anteil nimmt, weil es zur großen Wißbegier weniger erzogen zu werden pflegt; aber einen Zug der Inferiorität freilich empfindet man darin, und die Verbindung mit den kleinen persönlichen Gefühlen des Reides oder der Schadenfreude liegt allzu nahe. Und was die Nationen betrifft, so mag es uns an den Engländern angenehm auffallen, wie wenig Neugier sie an den Tag legen, wie völlig gleichgiltig sie z. B. auf Reisen dem Leben der sie umgebenden Menschen gegenüberstehn oder zu stehn scheinen; es ist ja in der That jedwedes Eindringen in fremde Angelegenheiten bei ihnen besonders verpönt. Aber der allgemeinen menschlichen Schwachheit entrinnt man deswegen doch auch drüben nicht: die Neugierde ist z. B. in den mittlern Ständen groß gegenüber allem Tun und Treiben der höchsten und höchsten Stände, was zu dem weithin wirksamen snobbism nur allzugut paßt. Als im allgemeinen neugieriger müssen immerhin die Franzosen gelten, deren gallische Ahnen bekanntlich schon von Cäsar als „begierig nach neuen Dingen“ geschildert werden; auch die leicht mit der Neugier zusammengehende Leichtgläubigkeit ist ja eine Eigenschaft, deren sie sich immer wieder zeichnen müssen. Am Ende ist diese Neugier nur eine Seite der leichten Erregbarkeit und des steten Erregungsbedürfnisses, sie hängt auch zusammen mit dem großen Interesse an der menschlichen Gesellschaft und an der Besonderheit des einzelnen Menschen; und mit dem Triebe, Neues zu erfahren,

geht zusammen der, Neues hervorzurufen, auch im kleinen allerlei neu zu gestalten und zu formen, wie denn Frankreich das Heimatland der immer wechselnden Mode ist, nicht nur auf dem Gebiete der Kleidung.

Neue Gestaltungen des äußern Kulturlebens wirken auch auf persönlich ethische Zustände modifizierend ein. Soviel von der alten kleinstädtischen Neugier (denn die Kleinstädte gelten doch als ihr günstiger Boden) der moderne Großstädter überwunden hat, oder der moderne Kulturmensch überhaupt, der ja nun überall etwas vom Großstädter an sich hat, so gibt es doch für diesen wieder neue Formen, in denen sich die Neugier kundtut. Gegen der Stadtnachbarn Familienleben gleichgiltig geworden, bedarf man um so mehr der immer neuen Auskunft über das, was die öffentliche Welt irgendwo Interessantes bietet; Zeitungen, die nicht täglich zwei- oder dreimal erscheinen, und die nicht neben der Politik alle wertvollen und wertlosen Kultur- und Lebensgebiete berühren, haben keinen rechten Bestand mehr; man stürzt sich täglich einigemal auf das gedruckte Neue und Neueste, verachtet alsbald schon die Nachricht der vorigen halben Stunde und den, der sich nicht ebenfalls immer mit dem Neuesten bekannt erweist. Überhaupt mag das Bedürfnis, Sensationen irgendwelcher Art zu erfahren, als eine in der Kulturwelt natürliche Weiterentwicklung der naiven Neugier angesehen werden. Dabei nimmt es das Publikum als solches gewissermaßen als sein Recht in Anspruch, über die intimsten Lebensvorgänge namentlich der Höchstgestellten immer genau auf dem laufenden erhalten zu werden, natürlich über die etwaigen Lebensirrtungen um so bestimmter als über alles Korrekte und Gute.

Auch das Erpichtsein auf die schleunige Kenntnisnahme vom Neuen und Neuesten in Literatur und Kunst mutet einen mitunter als pure Neugier oder doch als eine Abart davon an, und natürlich noch mehr, wenn sich alsbald die Lust verrät, zugleich von den intimern Lebensverhältnissen der Schriftsteller und der Künstler möglichst viel zu erfahren. Wo Wertvolles für die Wertempfänglichkeit geboten wird, sucht zugleich die Neugier das äußerlich Umrahmende, das versteckt Persönliche, das Pitante. Sollte man nicht auch die Gewohnheit immer weiter ausgreifender Vergnügungsreisen, das Bedürfnis, an allen irgendwie gerühmten Orten selbst gewesen zu sein, mit auf den Trieb der Neugierde zurückführen dürfen? Sie hat eben mannigfaltige Formen der Äußerung und Wirkung, weil sie eine so elementare menschliche Sache ist.

Natürlich sind alle derlei Bedürfnisse etwas besseres als ein stumpfes Dahinleben im Gewohnten; die Neugier mag immer wieder Ausgangspunkt werden für wertvolle Erfahrung und Bildung; oder sie mag als solche für das unvermeidliche Unkraut gelten, das zwischen dem schätzbaren Interesse aus dem Boden aufschießt, das aber dieses letzte keineswegs ersticken muß. Und in der Tat, wie wenig fehlt es zum Beispiel auch der Gegenwart an wirklicher Wißbegier! Schon etwas so Indifferentes wie die Zeitungsgier ermöglicht doch immer wieder die Gewinnung eines zutreffenden Bildes von dem Angesicht der Kulturwelt, in der wir leben; wer darauf verzichtete, hätte nicht etwa bloß die Neugierde abgetan, sondern Notwendiges versäumt. Aber weit über diese Region des Politischen oder des öffentlich Sozialen hinaus, wieviel

rege Begier nach Verständnis der Welt und des Lebens, wieviel allgemeine Wißbegier durchzieht doch tatsächlich die gegenwärtige Generation! Sie ist nicht bloß eine der mächtigen Triebfedern der Kulturbewegung, sie ist auch eine der Quellen der Daseinsfreude für viele moderne Menschen. Und Deutschland steht darin unter den Nationen gewiß in der ersten Reihe: es hätte einen alten Ruhmestitel eingebüßt, wenn dem nicht so wäre. Freilich unterscheiden sich am Ende die Nationen nach den Wissensgebieten, für die besonders Interesse bei ihnen vorhanden zu sein pflegt. Die englische Wißbegier zum Beispiel geht im Allgemeinen auf andre Dinge als die deutsche, geht vielmehr auch bei Nichtfachleuten auf das Konkrete, das Technische, das Nationalökonomische, auf bestimmte Punkte der inneren Politik, auf das mit irgendwelchen praktischen Lebenszwecken Zusammenhängende; wir gebildeten Deutschen sehen uns da oft außerstande, Fragen zu beantworten, die jenen sehr selbstverständlich erscheinen, während wir viele andre beantworten könnten, die von dorthier nie gestellt werden.

Aber es ist doch auch bei uns mit der Wißbegier nicht immer so gut bestellt, wie man gern glaubt: es gibt recht weite Kreise jüngerer und älterer Männer von höherer Schul- und akademischer Bildung, die ohne offenen Sinn für breite, wertvolle Wissensgebiete, das gesamte naturgeschichtliche zum Beispiel, sehr mit sich zufrieden sind, und auch das Interesse für Geschichte, mindestens für die etwas weiter zurückliegende, etwa unsre mittelalterliche Geschichte, scheint gegenwärtig im Abnehmen. Man hat sich vielleicht ehemals zu sehr der Vergangenheit zugewandt und wird nun dagegen allzu voll von der Gegenwart in Anspruch genommen. Darin mag denn, wie in so vielem sonst, ein gewisser Wechsel das Natürliche sein. Daß die Wißbegier der Frauen in der Zunahme begriffen ist, liegt am Tage; und sicher lassen sie in demselben Maße die kleine Untugend der Neugier unter sich. Auch ist es nicht bloß die Art von Wißbegier, die im siebzehnten Jahrhundert mit einemmal in die vornehmen Salons eingekehrt war und zum Teil im achtzehnten Jahrhundert dort noch dauerte, wo man namentlich die neuen Gebiete der Naturwissenschaft und der populären Philosophie samt der Ästhetik als Unterlagen für angeregtes Geplauder schätzte (wie denn daher die zusammenfassenden Werke, die für jede beliebige Unterhaltung den festen Stoff lieferten, den Namen Konversationslegika erhalten haben, während man sie heute schwerlich von diesem Standpunkt aus betrachtet).

Es gibt ja überhaupt mannigfache Wertabstufung dessen, was Wißbegierde heißen darf. Sie kann sich als unmittelbare Freude am Verstehen, Wissen und Kennen in einzelnen Personen zu erstaunlicher Kraft verdichten, und so entstehen die Vielwisser, entsteht der Typus des Polyhistor, zu dem man in vergangenen Zeiten mit Ehrfurcht und Bewunderung aufschaute, und den auch jetzt noch das Volk in dem Manne sieht, der nach seinem Ruf und Beruf durch „Gelehrsamkeit“ hervortragt; der Gelehrte, der Herrscher in der Wissenschaft, der Erforscher neuer Wahrheiten, ist ihm einfach der Mann, dem es Vergnügen machte, ein sehr breites und mannigfaches Einzelwissen in seinem Kopf aufzuspeichern. Der Polyhistor war ehemals in einem Sinne möglich, der noch mehr umfaßt, als dieser Name sagt; er konnte im Besitz alles dessen sein, was

die Menschheit Wissenswertes gefunden hatte. Noch im siebzehnten Jahrhundert trug sich Amos Comenius lange Zeit mit dem Plan einer „Pansophie,“ einer systematischen Darstellung alles dessen, was den Menschen zu wissen beschieden sei, und er dachte nicht etwa daran, einen Stab von Spezialisten um sich zu sammeln, es war ihm selbstverständlich, daß er als einzelner es vermöge. Und noch im Jahrhundert vorher führte zum Beispiel der spanische Humanist L. Vives etwas ähnliches (in seinem Werke *De disciplinis*) wirklich aus. Neuern Geschlechtern ist die naive Freude wie ehemals an der Erwerbung und Vererbung des geschlossenen Wissensschatzes verloren: nicht bloß des unendlich gewachsenen Umfangs, der eingetreten und immer weiter fortschreitenden Differenzierung wegen, sondern auch wegen des Bewußtseins von der Unsicherheit fast all des Erforschten, von der Ewigkeit des Nichtwissens. So ist denn auch kein faustischer Wissensdrang mehr anzutreffen, dem es ja nicht Breite oder Fülle des Wissens galt, sondern unmittelbares Erfassen und Schauen der letzten Gründe des Seienden. Steckt sich nun die Wißbegier im ganzen bescheidnere Ziele, so ist andererseits doch die der Besten unter uns längst mehr als bloße Wißbegier im unmittelbaren Wortsinne geworden. Über das Lernen um des individuellen Wissenserwerbs willen geht das Forschen um der unendlichen Aufgaben des Menschengeschlechts willen. Freilich hat die Beziehung auf dieses große Ziel bei den verschiedenen Wiß- und Forschungsbegierigen sehr ungleiche Kraft, und mitunter auch gar keine: es gibt auch jetzt hier und da Lernende im großen Stil, die nur sich selber, nur einem sie ganz erfüllenden Bedürfnis genügen wollen. Es gibt natürlich daneben auch Wissensdilettanten, die mit lebenslänglichem Eifer an allerlei Quellen nippen oder schlürfen, ohne einen großen Zusammenhang, und was dessen Frucht sein könnte, anzustreben. Und es gibt andererseits viele, die den persönlichen Erfolg im Auge haben, die Ehre des Findens, die Begründung ihres Rufes, die Öffnung einer großen Laufbahn. Meist wird sich das Gute und das Gemeine oder doch das bloß Natürliche hier wie sonst bei den Menschen in mancherlei Verhältnis mischen. Eine solche Mischung, eine Art von Legierung findet sich eben auch zwischen Wißbegier und Neugier.

Bleibt wirklich, so kann man fragen, die Wißbegier auch der das Wissen im großen Suchenden von der Neugier immer und unbedingt entfernt, immer über sie erhaben? Bei manchen Wissensgebieten kann von einer Mischung der beiden schwerlich die Rede sein: die Naturwissenschaften, alle die technischen Fächer geben dazu keinen Anlaß, keine Möglichkeit. Aber da wo Menschen, wo menschlich persönliches Leben zum Gegenstand der Erforschung gemacht wird, kann sich in der Tat ein Stück Neugier in die vornehme Wißbegier einmischen. Zwischen Forschen und Spüren ist zwar wieder ein bestimmter Unterschied, aber wiederum geht das eine gelegentlich in das andre über. Das Aufspüren aller Lebensäußerungen bedeutender Persönlichkeiten, wie es manche Literaturhistoriker zuzeiten beschäftigt, hat für das Gefühl des unbefangenen Gebildeten oft etwas von Indiskretion an sich. Sollen die Menschen, die sich mit dem Besten ihres Wesens hoch über die andern erhoben haben, doch wieder an ihren kleinen Seiten auf das Niveau der Gewöhnlichen herabgezogen

werden? Man empfängt nicht den Eindruck, daß es sich immer um das große Ziel handle, das Bild des bedeutenden Menschen in möglichster Klarheit hervorgehn zu lassen, sondern daß auch die Genugtuung des Auffpürens, des Durchdringens der Intimität, des Aufzeigens menschlich kleiner Züge im Spiele sei; es können da ähnliche Antriebe gegenüber dem Leben der Entfernten und Erhöhten wirken, wie sie als Neugier gegenüber dem Leben der Nahen, der nach Zeit und Ort Benachbarten so unerfreulich hervortreten. Aber mag man hier seine Zweifel zurückdrängen und das Ergebnis immerhin schätzen: es ist das nicht die einzige Art, wie sich die Neugier gerade auf dem literarischen Gebiete regt. Auch zu wissen, wie das literarische Gebilde, wie die einzelnen Gestalten einer Dichtung, wie die geschilderten Beziehungen aus dem persönlichen äußern und innern Erleben des Dichtenden entstanden sind, auch das kann, wie es eine würdige Aufgabe der literarischen Forschung sein kann, doch auch ein vordringliches Spiel der persönlichen Neugierde werden. Die Italiener verwenden — um hier auf eine Bemerkung des Eingangs zurückzukommen — ihr Wort *curiosità* sehr verständlicherweise auch für Vorwitz und ebenso für eigensinnige Liebhaberei. Die Dichter selbst werden durch diese Versuche meist sehr verstimmt; sie beanspruchen es als ihr Recht, daß sich ihr persönlich intimes Leben vor der Forschungsbegierde oder Spürsucht verschließe; und auch was sie an Gestalten, Charakterzügen, Lebensbeziehungen der Wirklichkeit entliehen haben, wollen sie nicht untersucht wissen, schon weil sie da selbst als die Indiscreten erscheinen, wenn dies auch in Wahrheit nur die aufspürenden und aufdeckenden Historiker oder Kritiker sind. So die lebenden Dichter; und die toten? Sie würden vielleicht von ihrem Grabe aus nicht viel freundlicher darauf herübersehen, aber immerhin verblaßt dem Entfernten und Vergangnen gegenüber eher die grelle Farbe der Neugier. Im ganzen läßt sich die Grenze des Berechtigten und des Ansehnbaren durch keine Formel feststellen; doch die Möglichkeit der Grenzüberschreitung fehlt sicher nicht. Keine Veredlung schützt vor dem Rückschlag ins Rohursprüngliche, und keine begriffliche Scheidung hat Macht über die Strömungen der Wirklichkeit.



Von der Reichshauptstadt nach dem Riesengebirge durch die Luft

Von Johannes Poeschel

(Schluß)



in langgezogener Pfiff dringt zu uns herauf. Richtig, gerade unter uns fährt mit zwei Lokomotiven bespannt der Schnellzug nach Görlitz, der 10 Uhr 50 Minuten Berlin verlassen hat und Großstadtmitte in die Sommerfrischen des Riesengebirges bringt. Unser Ballonschatten huscht neben ihm her. Wer ist schneller? Wir als die Klügern geben das Rennen auf und gönnen ihm seinen Vorsprung. Die armen Reisenden da unten in ihren rußgeschwärzten, dunst-

erfüllten Wagen sehnen sich ja danach, schnell ans Ziel zu kommen. Durch ihre kleinen Fenster sehen sie so wenig, und das Wenige erscheint ihnen reizlos. Wir in freier reiner Luft haben Zeit und brauchen Zeit, um nur schauen und immer wieder schauen zu können. Der Wind trägt auch uns nach derselben Richtung, immer östlich in ungefähr 8 bis 10 Kilometer Entfernung der Bahnlinie entlang. Wird er etwa auch uns nach Görlitz führen? Fast scheint es so. Noch weiter westlich sehen wir parallel zu dieser Bahn eine zweite, es ist die Strecke Berlin-Elsterwerda-Dresden.

Reichlich eine Stunde sind wir unterwegs, unser Ballon ist in langsamem Steigen begriffen. Kleine Versuche zu sinken sind durch rechtzeitiges Auswerfen geringer Sandmengen schnell vereitelt worden, der Füllansatz ist weit geöffnet, 1700 Meter haben wir schon erreicht. Plötzlich spüren wir eine kühle, feuchte Luft. Wir nähern uns mächtigen Waldungen, dem Wusterhauser, dem Wasserburger und dem Hammerforst. Ein starker Druck, ein Gefühl wie beginnende Taubheit im Ohr macht uns stutzig, dann ein leichtes Plagen darin, wie wenn beim Baden Wasser ausfließt. Wir sehen nach dem Barographen, er beschreibt eine beinahe senkrechte Linie nach unten. Die Abkühlung der Luft und die infolge des früh gefallenen Regens vermehrte Ausdünstung des Waldes haben auch den Ballon beeinflusst. Ehe wir's uns versehen, sind wir auf 500 Meter gefallen. Wenns so weiter geht, ist die Fahrt bald zu Ende. Darum rasch einen ganzen Sack Ballast ausgeschüttet! Der feine, pulvertrockne Sand fliegt uns auf Kopf und Kleider, er vermag nicht so rasch zu fallen, als wir sinken. Denn wenn der Ballon einmal aus seiner Gleichgewichtslage gekommen ist, dann wird die Abwärtsbewegung immer heftiger. Wir müssen noch einen halben Sack opfern. Dann beobachten wir. Papierschnitzel, die wir auswerfen, flattern hinab, ein Zeichen, daß wir nicht mehr sinken. Bald befundet starker Gasgeruch und wieder, diesmal aber ein leichterer Druck in den Ohren, daß es sogar rasend aufwärts geht. Freilich bedeutet dieser Verlust an Gas auch einen Verlust an Tragfähigkeit. Nach wenig Minuten sind wir über das vorige Maximum hinausgeschleunigt in 1900 Meter Höhe.

Wir schauen zurück über den großen Hammerforst, den wir inzwischen überflogen haben. Schnurgerade durchschneidet ihn eine weißglänzende lange Straße, die sich nach Norden zu über eine schmale Landverbindung zwischen dem kleinen Köriser und dem Hölzeren See hinweg in dem Wusterhauser Forst verliert. Als wir dem kleinen Köriser See noch näher waren, hatten wir mit dem Fernglafe auf einer Halbinsel darin, auf einem von Bäumen umgebenen Plage, einen sogenannten Rosenbaum und andre Zurichtungen unterscheiden können, die von einem am vorhergehenden Sonntage dort abgehaltenen Volksfeste herrührten. Unser Führer wußte genau darum Bescheid, er hatte Tags zuvor auf einer Radfahrt von Berlin aus selber dem Feste mit beigewohnt und dachte offenbar mit ganz besonderm Vergnügen daran zurück. Noch ein andrer, größerer See, etwas weiter südwestlich, lenkt unsern Blick auf sich, mit mehreren Inseln, Halbinseln und Ortschaften, der Teupitzer See. Es muß unten sehr windig sein, denn weiße Schaumkämme bedecken

ihn. Alle diese Seen zeigen eine schöne blaue Farbe, nur selten erscheint einer, wie zum Beispiel der vorhin gesehene „Hinterste See,“ lehmfarbig graubraun.

Fern im Westen hören wir dumpfes Rollen und Grollen. Gewitter bei diesem klaren Himmel, an dem sich nur vereinzelte Wölkchen zeigen? Das ist kaum möglich. Heilige Barbara, dort im Westen liegt ja Runersdorf, von dort her muß es kommen, vom Artillerieschießplatze. Oder sollte es gar von Züttelbog herüberdröhnen? Wie Musik klingt es im Ohr unsers Hauptmanns. Unser Flug geht dicht an Wendisch-Buchholz vorbei. Die großen Wälder reichen bis nahe heran, während nach der andern Seite ausgedehnte Felder liegen. Noch eine kurze Strecke, und wir überschauen den ganzen sechzig Kilometer langen Spreewald. In seinem untern Teile ist er das, was sein Name sagt, ein ansehnlicher dichter Wald, von Spreearmen durchzogen, südlich davon das langgestreckte Dorf Schlepzig. Dann verengt er sich bei Lübben, der einzigen Stadt, dem Mittelpunkt der ganzen Landschaft, mit schönem Park. Weiter oberhalb bietet er uns einen ganz einzigen Anblick, wenn wir diesen Teil auch nur aus größerer Entfernung und mehrmals von leichten Wolken überschattet sehen. Kein Wald mehr, sondern nur Busch und Felder und Wiesen meilenweit, dazwischen verstreute Blockhäuschen, selten einmal zu ganz kleinen Dörfern vereinigt, und das alles in einem Netz von Wasserläufen. Wie mag das zu Hochwasserzeiten von unten heraufleuchten, wenn das ganze Gebiet überflutet ist! Jetzt herrscht auch hier sogar Trockenheit. Schade, daß wir so hoch stehn, wir möchten so gern die Einzelheiten dieser interessanten Sumpf- und Waldlandschaft näher in Augenschein nehmen, am liebsten auch die Spreewälderinnen mit ihrer malerischen Tracht. Doch aus einer Höhe von mehr als 1500 Metern kann man Menschen überhaupt nicht mehr erkennen.

Dafür liegt aber wieder zu unsern Füßen ein ganz entzückendes Bild ausgebreitet: das stattliche Dorf Straupitz mit zweitürmiger Kirche, von ihr führt durch Gärten ein Weg nach dem schmucken Schlosse und Rittergut des Grafen Houwald. Die Wirtschaftsgebäude, wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut, sind um mehrere Höfe gruppiert, ein prächtiger Park bildet den Hintergrund. Da gibt es viel zu knipsen für den Hauptmann, und im Eifer des Gefechts passiert es ihm wohl auch, daß er ein und dieselbe Platte zweimal belichtet! So sind uns die Bilder von Lübbenau und Betschau, die Orte, die wir jetzt am südwestlichen und westlichen Rande des Spreewalds sehen, verloren gegangen. Einige andre Platten hat vorhin bei dem großen Sturz der Sand verdorben.

„Ist's Ihnen nicht, als würde da irgendwo zu Tische geläutet? Nein? Nun, da wir einmal vom Essen reden, wie wär's, wenn wir jetzt unser Mittagmahl einnähmen?“ Auch wir andern beiden müssen gestehn, daß wir dem Vorschlage gar nicht abgeneigt sind. Übrigens ist es gerade ein Uhr, die Sonne steht hoch am Himmel, der Ballon schützt uns einigermaßen vor ihren Strahlen. Durst hatte sich schon von der ersten Stunde an eingestellt, Harzer Sauerbrunnen und von Zeit zu Zeit ein Schluck Rheinwein hatten

ihn vortrefflich gestillt, zumal da die Getränke, am Boden des Korbes aufbewahrt, wo beim Steigen und Fallen die Luft durch das Weidengeflecht streicht, angenehm kühl geworden waren. Nun gehts ans Schmausen. Sehen mag sich dazu niemand, die Augen gönnen es Zunge und Magen nicht, daß diese allein genießen sollen. Da gibts echte Berliner Butterstullen mit Schinken und Braten belegt, gekochte Eier und Zunge in Gelee. Auch an einen Nachtiß hatte unser fürsorglicher Hauptmann gedacht. Aus einem Päckchen, worin wir photographische Platten vermuteten, wenn es sich auch etwas weich anfühlte, kommt ein hochfeiner Quarkkuchen zum Vorschein. Man lebt gar nicht schlecht 2000 Meter hoch über dem Spreewalde. Aber es wird noch besser. Schmunzelnd zieht der Hauptmann unter einem Sandsack am Boden des Korbes ein Fläschchen Kloß & Förster hervor. Natürlich wird nun das allen Luftschiffnern wohlbekannte Kunststück versucht, den Pfropsen in den Füllansatz springen zu lassen. „Bravo Härtel! das war gut getroffen!“ Wie sollte man es von einem Batteriechef aber auch anders erwarten! Das mundet köstlich. „Auf das Wohl unsers Führers!“ Der Herr Doktor erwidert den ihm dankbar dargebrachten Gruß auf eine ganz besonders freundliche Weise. Diesmal ist er es, der knipst, und der denkwürdige Augenblick ist für alle Zeiten festgehalten. Auch unser Ballon scheint dieses Getränk als seiner einzig würdig zu betrachten, er ist so brav wie noch nie zuvor. Der Barograph beschreibt eine sanfte Wellenlinie zwischen 2000 und 2200 Metern. Schon während unsers Mahles sahen wir eine größere Stadt vor uns liegen als Mittelpunkt einer Spinne von acht Eisenbahnen, Kottbus mit seinen Tuchfabriken. Wir nähern uns ihr mit großer Geschwindigkeit, etwa fünfzig Kilometer in der Stunde, wie sich mit dem Zirkel auf der Karte leicht feststellen läßt, und fliegen in ihrer ganzen Ausdehnung von Nordosten nach Südosten über sie hinweg, gerade als ihre Bürger Mittagruhe halten. Gern würden wir uns ihnen irgendwie bemerkbar machen, aber es ist gefährlich, aus solcher Höhe etwas hinunterzumerfen, sogar ein Brötchen würde mit furchtbarer Wucht unten anlangen. So lassen wir denn einige Flaschenhüllen aus Stroh fallen, durch sie wird niemand zu Schaden kommen.

Es ist das erstmal, daß wir Kottbus sehen, aber dieser eine Blick von oben verrät uns schon ein gut Stück seiner Geschichte. Am linken Ufer der Spree erfolgte offenbar die erste Ansiedlung. Da liegt ein großer, unregelmäßiger Markt mit einer riesigen Kirche, daran anstoßend — Piazza und Piazzetta — der Markt mit dem Rathaus. Krumme Straßen gehn von dem Platze aus, kleine Gäßchen schließen sich an. Das Ganze war gewiß früher von einer Stadtmauer umgeben, an ihre Stelle sind jetzt wohlgepflegte Promenaden getreten. Wenn sich doch der geschickte Landschaftsgärtner, der sie angelegt hat, seines vorzüglich gelungenen Werkes mit den tadellosen Linien und Figuren von hier aus freuen könnte! Die Spree teilt sich und bildet eine Insel, die, durch mehrere Brücken mit der übrigen Stadt verbunden, zum großen Teil mit Rasenplätzen und Baumgruppen bedeckt ist. Später entstanden dann die schon moderner gehaltenen Stadtteile im Norden und Westen, auch das Dorf am rechten Spreeufer (Sandow) nahm in seinen sich der Stadt zu-

lehrenden Teilen mehr und mehr den Charakter einer Vorstadt an, und als Kottbus im Südwesten einen Bahnhof erhalten hatte, wurde die zwischen ihm und der alten Stadt liegende Fläche mit rechtwinkligen Häuserblocks ausgefüllt, die sich schließlich auch jenseits des Bahnhofs fortsetzten. Und dort in einem Hofe der alten Stadt, nahe bei der Brücke, die nach Osten führt, ein Mann, der aller Sommergut ungeachtet an einem größern Gegenstand eifrig arbeitend herumhantiert. Ohne Zweifel, das ist er, das ist — der Kottbusser Postkutscher, der eben den Kottbusser Postkutschkasten putzt!

Ein ganz merkwürdiger Anblick bietet sich uns etwas abseits von der Kottbusser Straße weiter nach Süden zu: den dunkeln Wald unterbricht ein zerklüftetes Gelände mit steilen Böschungen, wie man aus den scharfen Schatten schließen kann, dabei fabrikartige Anlagen und Arbeiterhäuser, es sind die Ziegelgruben bei Kötzig. Auch sonst scheint das Gelände hügliger zu werden. Für den Lustreisenden ist das, in seiner Nähe wenigstens, nur schwer wahrzunehmen, von oben betrachtet scheint alles in einer Ebne zu liegen. Setzt aber sehen wir an mehreren Stellen die Straßen Schlangelinien beschreiben und Fußwege sich winden, das ist ein Zeichen, daß gebirgisches Land unter uns liegt.

Ungeheure Waldungen dehnen sich aufs neue vor uns aus. Wenn wir sie von unten oder auch von einem Berge aus sähen, wir würden sie als unermesslich bezeichnen; aber vom Ballon aus ist eben nichts für das Auge unermesslich. Es ist die Fürstlich Muskauer Heide mit den sich nach Westen zu anschließenden Wäldern im Gebiete der Spree, die Hoyerwerdaer und Neudorf-Neustädter Heide, nach Osten zu im Gebiete der Neiße bei Priebus der Sächsenheide und der Saganer, weiter südlich der große Görlitzer Forst. Die Kottbus-Spremberg-Görlitzer Bahn durchschneidet diese Waldmasse. Da, wo sie einen stumpfen Winkel bildet, bei Weißwasser, kreuzt sie eine Straße, und an derselben Stelle zweigen sich zwei kleinere Bahnlinsen in nordöstlicher Richtung ab, über die wir hinweg schweben. Die südlichere von ihnen führt nach einer in Waldeßgrün gebetteten, von der Neiße bespülten Ortschaft, über der sich ein stolzes Schloß mit vielen Renaissancegiebeln erhebt, Muskau. Das Schloß gehört übrigens nicht mehr dem Fürsten Büdler, sondern einem Grafen Arnim. Westlich von uns ragt ein andres hohes Gebäude aus dem Walde hervor, das Jagdschloß Hermannsruh.

Aber man fliegt nicht ungestraft über solche Herrlichkeit hinweg. Der mächtige Wald übt wieder seine Anziehungskraft auf unsern Ballon aus. Wieder spüren wir den heftigen Druck und das Knacken im Ohr. Aus einer Höhe von 2100 Metern sausen wir plötzlich hinab, immer tiefer und tiefer. Der Füllansatz hängt wie ein schlaffer Lappen herab, der Ballon wird arg faltig und plattet sich nach unten zu ab. Alles „Bremsen“ durch Ballastausschütten nützt nichts, schon sieht es aus, als wollte das Schlepptau aufsetzen, wir haben uns bis 180 Meter der Erde genähert. Lautes Stimmengewirr dringt zu uns — wir können kaum noch sagen herauf, sondern schon beinahe herüber. In unmittelbarer Nähe neben uns sehen wir eine große Fabrikanlage, wie wir wenigstens glauben — nachträglich stellte sich heraus,

daß es das Stättenwerk Jämlitz bei Muskau war —, drei hohe Schloten steigen bedenklich nahe bis in unsre Luftschicht empor, Schlackenhausen auf dem Hofe, hübsche Wohnhäuser dahinter mit Rasenplätzen und Baumalleen. Scharen von Arbeitern und Arbeiterinnen sind aus den Gebäuden herbeigeilt und rufen uns lachend zu: „Herunterkommen, herunterkommen!“

Wir aber tun ihnen den Gefallen nicht, wir lassen immer mehr Sand auf sie hinabstieben. Gott sei Dank, die ausgeworfnen Papierschnitzel flattern wieder abwärts. Wir steigen kerkzengerade in die Höhe bis zu 950 Metern, wo der Ballon für einige Zeit seine Gleichgewichtslage wieder erlangt. Darauf bewegt er sich fast eine Stunde lang fortwährend aufwärts, bis er das neue Maximum von 2900 Metern erreicht hat. Ballon und Füllsack sind längst wieder prall. Wir empfinden Euphorions Wonnegefühl: „Immer höher muß ich steigen, immer weiter muß ich schau.“

In der Tat immer weiter wird die Aussicht. Gebirgszüge erheben sich im Süden, Elbsandstein-, Lausitzer, Iser- und Riesengebirge; nur erschweren es Wolken vorläufig, einzelne Erhebungen genauer zu unterscheiden. Der ganze Horizont ringsum ist seit einiger Zeit von einer massigen Wolkenwand eingerahmt, oben ein leicht gewellter weißer Saum, die Wand selber nach der Schattenseite zu fast schwarz, nach der sonnenbeschienenen Seite wie eine Meeresfläche glänzend. Nur zwei Punkte treten deutlich hervor, im Osten der Zobten bei Schweidnitz und im Westen in scharfem Gegensatz zu der umgebenden Ebne, aus dieser emporgetrieben, die Landeskronen, die ihren vulkanischen Ursprung nicht verleugnen kann, so unbedeutend ihre Höhe an sich ist, doch eben wegen ihrer Isoliertheit eine vortreffliche Orientierungsmarke. Links von ihr die große Stadt kann nur Görlitz sein. Wär es uns doch vergönnt, ihren Anblick ebenso aus der Höhe zu genießen wie vor zwei Stunden Kottbus! Aber der Wind und mit ihm unser Ballon behält seine Richtung nach Südosten beharrlich bei, so wird sie wohl zu unsrer Rechten liegen bleiben. Wir fliegen soeben direkt über Rothenburg an der Reiße hinweg, über einen Herrensitz mit schön sich abzeichnenden Parkanlagen. Von da an folgen wir eine Weile dem Tale der viel gewundenen Reiße, nach dessen dunkel ausgebogten oder gezackten Rändern wir ziemlich steile Abhänge vermuten, und passieren bei Bielau die Bahn Kohnfurt-Falkenberg. Ein wenig westlich davon kreuzt diese bei Horka unsre getreue Görlitzer Linie, zu der wir uns immer noch parallel fortbewegen, und führt dann durch die Trebuser Heide hindurch an der freundlich hinter dunkelm Walde hervorschauenden Herrnhuter Landgemeinde Niesitz vorüber.

Gleich darauf überfliegen wir die Bahn Kohnfurt-Görlitz. Ein Teil des Waldes in der Nähe von Langenau wird hier durch ein Wölkchen, wie wir zunächst glauben, verhüllt. Als wir näher kommen, entdecken wir, daß es ein Waldbrand ist. Nachträglich hat die Forstverwaltung, der wir ein Bild davon vorlegten, uns freundlichst mitgeteilt, daß es uns gelungen sei, den Brand gerade zur Zeit seiner größten Ausdehnung auf die Platte zu bannen.

Das nächste Ziel, auf das wir lossteuern, ist Lauban. Gut, daß wir sein Bild mit den sich dort vereinigenden Bahnen, dem daran vorüberfließenden

Queis, den beinahe schachbrettförmig verteilten Feldern und — seinem Exerzierplatz schon aus der Ferne aufnehmen können. Obwohl wir direkt darauf zu schweben, soll uns sein Anblick von oben doch nicht zuteil werden. Aber das darf uns nicht leid sein, denn was uns darum bringt, ist ein so fesselndes Naturschauenspiel, daß wir gern auf Lauban aus der Ballonperspektive verzichten.

Fast alle Reize einer Ballonfahrt sollen uns heute nacheinander zuteil werden. Unser Führer selbst behauptet, daß diese von seinen vielen Fahrten die genutzreichste sei. Wir haben ihn zwar ein wenig in dem Verdacht, er mache es ähnlich wie die schelmisch liebenswürdigen Schiffskapitäne, die namentlich mitfahrenden Damen bei einer frischen Brise versichern, auf einen solchen Sturm könnten sie sich selber kaum besinnen, und noch nie hätten sie so tapfre und seefeste Passagiere an Bord gehabt. Aber Dr. Bröckelmann erklärt, daß es sein Ernst sei. Eben noch konnten wir die Landschaft unter uns deutlich erkennen, jetzt erscheint sie uns plötzlich leicht getrübt. Der Schleier wird dichter und dichter, Schatten gleiten über die Erde. Liegen mit einemmal Schneefelder unter uns? Es sind Wolken, sie wallen und wogen in zartestem Duft, sie türmen sich auf und bilden wunderliche Gestalten.

Elende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!

Arme Maria Stuart, wenn du jetzt an unsrer Stelle sein könntest! Aber wir schiffen nicht mit den Wolken, sondern hoch über ihnen, vielleicht tausend Meter darüber, deshalb wird auch unsre Fahrt nicht gestört durch ihren Feuchtigkeitsgehalt; und die Luftströmung, die uns trägt, ist weit schneller als sie, darum sieht es aus, als kämen sie auf uns zu, während sie doch dieselbe Richtung mit uns haben. Von der Erde ist nichts mehr zu sehen. Nun erst sind wir wirklich allein, ohne jede Verbindung mit dem Boden, der uns getragen und genährt hat. Aber wir fühlen uns nicht beunruhigt dadurch, sondern nur noch mehr erhoben. Wenn wir noch einen Rest irdischer Sorgen mit hinaufgenommen hatten, jetzt schwindet er vollends.

Da unten werden sie jetzt sagen: „Wie trüb es auf einmal geworden ist!“ An sich sind die Wolken ja farblos, aber von unten gesehen, wo eine die andre beschattet, erscheinen sie dunkel, uns dagegen in blendendem Weiß. Über uns strahlt ja die Sonne in reinem Glanz aus klarblauem Himmel. Immer lebhafter wird das Treiben und Spielen der Wolken. Nach oben zu schneiden sie fast in einer Ebne ab, und doch ist es kein geschlossenes Wolkenmeer, sondern es sind zahllose flodige, leichte Wolkenballen, wir erwarten jeden Augenblick, daß Raffael'sche Engelsköpfe aus ihnen hervortauchen. Wohl ist uns auch von hohen Bergen aus schon ein ähnlicher Anblick zuteil geworden. Aber da heulte der Sturm dazu und drohte uns zu Boden zu werfen oder gar vom Felsen hinabzustürzen, und Kälte durchschauerte uns. Hier genießen wir in regungsloser Stille, die Glieder wohligh durchwärmt, über den schützenden Rand des Korbes hinab gebeugt, andachtsvoll das erhabne Schauspiel. Jetzt zeigt sich in den Wolken das Spiegelbild unsers Fahrzeugs, freilich in ziemlicher Ent-

fernung und klein, aber doch ganz deutlich: der Ballon mit seinen vielen Leinen, die Verengung durch den Ring und der Korb mit den Gestalten darin, das alles von einer Aureole in den Regenbogenfarben umgeben, eine Erscheinung, die wir aus dem Gebirge unter dem Namen des Brockenespensies kennen.

Die Fahrtrichtung zu bestimmen ist unter diesen Umständen nicht leicht. Der Kompaß zeigt uns zwar, wo Norden liegt; aber wohin der Flug geht, darüber täuscht uns die verschiedene Bewegung der Wolken; und die Landschaft zu unsern Füßen, die es uns mit Hilfe der Karte vorher leicht ermöglichte, uns zu orientieren, ist jetzt unsern Blicken entzogen. Nun, bisher hat der Nordwest immer angehalten, er wird es wohl auch ferner.

Da zerreißt die Verhüllung unter uns, die Wolken teilen sich, und der Grund dafür ist auch sofort erkennbar. Es ist das Tal des Queis, das diesen Einschnitt in die Wolfenschicht hervorgerufen hat, und das nun unsre Blicke auf sich lenkt. Der Ballon schwebt in 3000 Metern Höhe über Greiffenberg und Liebenthal. So rasch die Wolken unter uns aufgetaucht waren, so rasch zerstreuen sie sich jetzt auch wieder, nur vor uns in der Fahrtrichtung lagern sie noch, doch so, daß sie einen kleinen Durchblick gewähren, und zwar gerade auf die Schneekoppe, die wie aus einer schneeweißen zarten Wattenpackung hervorschaut. Aber auch das währt nur eine kurze Zeit noch, dann liegt der ganze Sudetenzug klar und deutlich vor uns, die einzelnen Glieder kufissenartig aufgebaut, im Vordergrunde das Hzergebirge mit der Tafelsichte und teils rechts davon, teils dahinter das Laußitzer Gebirge mit dem Teschen. Links schiebt sich hinter das Hzergebirge der Kamm des Riesengebirges, auf dem wir die Prinz-Heinrich-Baude, das Hohe Rad und den Reifträger unterscheiden können, nach Osten das Waldenburger Gebirgsland, Heuscheuer- und Eulengebirge. Daß wir selbst auch über ein stattliches Hügelland hinwegschweben, werden wir aus den früher schon angegebenen Gründen nur wenig inne. Dagegen erscheinen die Gebirgszüge und die größern Erhebungen aus unsrer Höhe immer mehr als das, was sie wirklich sind, als Falten und Runzeln auf dem Gesicht unsers altgewordnen Planeten.

Der Photographenapparat ist beständig in Tätigkeit, der reizvollen Bilder, die wir uns gern dauernd einprägen möchten, werden ja immer mehr. So festelt uns jetzt namentlich die anmutige Lage Hirschbergs an der Einmündung desselben Thales in den Biber, beides Flüsse, die zu Hochwasserzeiten viel Unheil anrichten, jetzt sind sie ausgetrocknet zu grauen, steinigen Rinnen. Auch die so fruchtbare Landschaft ringsum zeigt die Spuren der langen Regenlosigkeit. Unser Hauptmann ist voller Mitgefühl mit der notleidenden Landwirtschaft da unten und spendet ihr als Segen von oben sein Besserbrot.

Schon nähern wir uns dem Bade Warmbrunn, da plötzlich verliert unser Ballon die so lange bewahrte Gleichgewichtslage, das Gebirge zieht ihn mächtig an, Ohrensausen, Schlappwerden der Ballonhülle, wir sinken mit unheimlicher Geschwindigkeit. Was nun tun? Wohl haben wir noch Ballast genug, den Fall gehörig zu parieren; aber wenn das geschieht, wird sich der Ballon vielleicht zu 4000 Metern Höhe erheben. Wir haben wenig Aussicht, das Ge-

birge zu überfliegen, denn der Wind wird uns über die Sudeten in ihrer ganzen Längsausdehnung treiben, über den walddreichen Glazer Gebirgskessel, über Reinerz auf den Großen Schneeberg zu, und wenn es glückt, vielleicht nach Olmütz in Mähren. Gewiß wäre das sehr verlockend, aber unser Luftkapitän warnt vor diesem Fluge: den nächsten Sturz aus einer noch viel höhern Höhe als bisher zu mildern, würde der vorhandne Ballast doch vielleicht nicht ausreichen.

Zu langer Beratung ist keine Zeit. Wir entschließen uns zu landen, benutzen also das unfreiwillige Sinken und schwächen es nur wenig durch Auswerfen kleinerer Sandmengen ab. Warmbrunn liegt schon hinter uns. Wir nähern uns der scheinbar zu uns emporsteigenden Erde auf 1000, auf 500, auf 300 Meter. Unter uns breitet sich ein flaches Thal aus mit vielen Teichen. Über diese müssen wir unbedingt noch hinweg. Dort die Wiese ist geeignet zur Landung, nur gilt es, womöglich noch die von Bäumen eingefasste Landstraße zu überfliegen. Das sind wieder Augenblicke höchster Nervenanspannung. In fliegender Eile wird der Korb „klargemacht,“ die Apparate und alle sonstigen beweglichen Gegenstände werden in den Weidenkästen gepackt. Hoffentlich ist alles wohl geborgen! Jetzt hat das Schlepptau aufgesetzt, wir heben uns ein wenig, aber nur für ganz kurze Zeit; und nun, in dieser Nähe der Erde merken wir erst, wie stürmisch es ist. Der vom Luftschiffer gefürchtete „Bodenwind“ jagt uns mit Schnellzugsgewindigkeit über die Wiese. „Achtung, Klammzug!“ Jeder Fahrtgenosse nimmt den vorher verabredeten Platz ein und hält sich an den Korbleinen fest, ohne den Boden des Korbes zu berühren oder doch wenigstens in Kniebeuge. Der Führer klinkt die Reifleine aus, und der Schwerste von uns zieht mit ganzem Körpergewicht an der Ventilleine. Der Korb stößt heftig auf. „Festhalten!“ kommandiert der Führer und reißt mit kräftigem Ruck den Ballon bis zu seinem Äquator auf. Noch einmal schweben wir in rasendem Fluge dicht über den Boden hin, ein zweites Aufstoßen des Korbes, letztes Schweben, dann ein Krach und ein Splintern über uns. Der Korb ist an einen Baumstamm angefliegen und steht fest. Der Ballon hat mit dem letzten Reste seiner Kraft die Hälfte des Baumes umgerissen, nun legt er sich schlaff jenseit der Straße über die Telegraphenleitung mit tiefklaffender Wunde, die wir Undankbaren ihm beigebracht haben, nachdem er uns so treu und sicher getragen hat! Uns selbst war es also nicht gelungen, noch über die Straße hinweg zu kommen.

So hatten wir denn wieder festen Boden unter uns. Die Uhr zeigte 5 Uhr 16 Minuten, die Fahrt hatte genau 7 Stunden gedauert. Die Luftlinie von Charlottenburg bis zum Landungsplatze beträgt 250 Kilometer, also waren wir mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 36 Kilometern in der Stunde gefahren. Mit unsrer Einsamkeit war es jetzt vorbei. In der ganzen Umgegend, auch vom Observatorium der Schneefoppe aus war unser Ballon beobachtet worden; nun strömt es von allen Seiten herbei, Landleute von den Feldern und aus dem nahen Giersdorf, Einwohner und Kurgäste aus Warmbrunn, zu Fuß, zu Wagen, zu Pferd und zu Rad; und von Liebhaberphotographen müssen wir ganze Breitseiten über uns ergehen lassen. Ehe wirs uns

versehen, sind wir von einem Schwarm von Menschen umringt, die sich in neugierigen Fragen überbieten. Natürlich fehlt auch die bekannte geschickte Frage nicht, wann wir die Rückfahrt durch die Luft antreten würden! Auch Zeitungsreporter mußten wohl darunter sein, denn am nächsten Tage wußten die Lokalblätter viel Seltsames von unsrer Fahrt und — in mißverständlicher Auffassung des großen Risses in der Ballonhülle — von der gefährvollen Landung zu berichten, während sich diese doch „glatt“ vollzogen hatte.

Hilfsreiche Hände standen uns sofort in Menge zur Verfügung. Gewandte Burtschen kletterten auf den Baum und an der Telegraphenstange in die Höhe, um die Leinen zu entwirren. Fünf kräftige Feldarbeiter wurden gegen Bezahlung angestellt, fünfzehn andre Leute halfen freiwillig, die Ballonhülle auszubreiten und zusammenzurollen. Wir prüften, ob der Inhalt des Korbes heil geblieben war. Eine schlimme Ahnung, die ein bedenkliches Klirren während der Landungsvorbereitungen in uns hervorgerufen hatte, bestätigte sich leider: eine Kassette mit sechs photographischen Platten war beim Verpacken übersehen und zertreten worden. So waren die letzten Aufnahmen von Wolkenbildungen von Hirschberg, Warmbrunn, der Prinz-Heinrich-Baude, Agnetendorf mit Kynast für uns verloren. Dreiviertelstunde später waren wir auf der Fahrt nach der nächsten Bahnstation, Warmbrunn, wo wir Ballonhülle und Korb zur Rückbeförderung nach Berlin aufgaben. Eine zweitägige Fußwanderung auf dem Kamm des Riesengebirges mit lohnenden Rückblicken auf einen Teil des von uns überflognen Gebiets und nach der Stätte unsrer Landung machte den Schluß der an außergewöhnlichen Eindrücken so reichen, unvergeßlichen Reise.



Eine Schulbankgeschichte von 1781



enn heutzutage ein neues Schulgebäude eingerichtet wird, so ist es ganz selbstverständlich, daß den Forderungen der modernen Hygiene Genüge geschieht. Es gibt eine eigne Literatur hierüber. In jedem Handbuch der Pädagogik ist diesem Kapitel eine ganze Anzahl Seiten eingeräumt. Eine Rolle spielt dabei auch die Frage der Subsellien. An einigen Universitäten führen in versteckten Hörfällen für Privatdozenten und Lektoren steife Bänke ihr verschwignes Dasein. Sie scheinen aus der guten alten Zeit zu stammen, sind aber in Wahrheit gar so alt nicht. Aber an höhern Schulen, wo auch von den strengsten Lehrern der Jugendübermut glücklicherweise nie ganz unterdrückt werden kann, und wo die Abnutzung der Subsellien stärker ist, da findet man so alte Modelle zwar nicht, immerhin unterscheiden sie sich oft stark bei ältern Anstalten von Bänken moderner Konstruktion. Denn Hygiene und Privatindustrie haben sich seit einem Menschenalter der Bankfrage mit solcher Energie bemächtigt, daß es schwierig ist, bei Neuanschaffungen wirklich ungeeignete Muster zu finden.

Ganz selbstverständlich erscheint es uns, daß eine Schulbank, mag sie nun für Universität, Gymnasium oder Elementarschule bestimmt sein, zwei

Hauptteile hat, nämlich einen Sitz und eine Platte zum Schreiben. Und doch hat es sicherlich noch gegen Ende der Regierung Friedrichs des Großen manches Gymnasium gegeben, das nur Sitzbänke hatte ohne Lehne und ohne jede Vorrichtung zum Schreiben. Das kann man wenigstens aus der Einrichtung schließen, die am Elisabethgymnasium noch im Jahre 1781 bestand, und die durch die folgende Eingabe des alten Rectors Arletius so hübsch beleuchtet wird. Er schrieb nebenbei gefagt eine so schwer lesbare Hand, daß allen seinen Eingaben in der Ratskanzlei sofort eine Abschrift beigelegt wurde, die auch in unserm Altentstücke nicht fehlt. Wir sind da in der Zeit, wo die Zedlitzsche Reform am Elisabethanum begonnen hat. Dem originellen Schulmanne, von dem vor zwei Jahren in diesen Blättern die Rede gewesen ist, wars mit seinem Antrag heiliger Ernst, während er uns in seiner Devotion und Pedanterie fast tragikomisch erscheint. Zum Verständnis des Schriftstückes ist nur wenig zu bemerken. Arletius rechnet das Alter des Elisabethanums erst vom Jahre 1562. Damals erhielt die Schule allerdings mit einem neuen Gebäude den Namen Gymnasium, sonst aber änderte sich gar nichts, wie wir jetzt wissen; die humanistische Blütezeit der Schule war vielmehr schon vorüber. — Einer Erklärung bedarf dann das Bedenken wegen des Ofens. Ursprünglich hatte das Gymnasium nur fünf „Ordnungen“ gehabt, wofür wir jetzt Klassen sagen, was freilich auf die erste Ordnung des Elisabethanums mit ihren 100 bis 150 „Zuhörern“ für die Zeit von 1630 bis 1730 nicht recht paßt. Als nun im Jahre 1605 die sechste Ordnung eingerichtet wurde, mußte ein neuer Raum geschaffen werden, weil nur fünf, allerdings sehr große, vorhanden waren. Man half sich einfach damit, daß man ein großes Parterrezimmer durch eine mannshohe Holzwand teilte. So erhielt der eine Klassenraum, der nur zwei Fenster an der Schmalseite hatte, wenigstens von den drei Seitenfenstern des andern über die Holzwand weg noch einiges Licht. Die gegenseitige Belästigung im Unterricht war natürlich groß, aber man hatte sie ertragen, bis man sich endlich im Jahre 1781 entschloß, statt der Holzwand eine dünne Ziegelmauer bis an die Decke zu ziehn. Dadurch wurde eine andre Aufstellung des Ofens notwendig.

Das Altentstück lautet:

Hochwohlgebohrne,
Gnädige, Hochgebietende Herren Directores,
Hochwohlgebohrner Herr Oberbürgermeister,
Hochedelwohlgebohrne, Hochedelgebohrne, Hochrechtsgelehrte
und Hochbenannte Herren Rätthe,
Syndici und Sekretarien,
Meine insonders gnädige und Hochzuverehrende
Herren Patroni und Gönner.

Inhalt:

Johann Caspar Arletius, Rector des Elisabethanischen Gymnasii, dankt gehorsamst Einem Hochlöblichen Magistrat für die bevorstehende und beschlossene Ansetzung*) neuer Lehrer bey demselben; entdeckt aber demselben seine wichtige und mancherley Bedenlichkeiten wegen der in allen Ordnungen desselben vorzunehmenden Anschaffung der Tische und Bänke. Breslau, d. 11^{ten} Julius im Jahr 1781.

*) Anstellung.

Gleichwie ich aus schuldiger Pflicht und gerechter Freude Einem Hochlöblichen Magistrat für die längst gewünschte, aber nunmehr beschlossene Ansehung neuer höchst nöthigen Lehrern, als eines Schreibe- und Rechenmeisters, eines Zeichen- und Bohlnischen Sprachmeisters bey dem mir anvertrauten Elisabethanischen Gymnasio zu desselben Besten herzlich danke: also wird Hochderselbe nicht in Ungnade vermerken, noch mir übel aufnehmen oder auslegen, daß ich wegen der vorhabenden Anschaffung der Tische und neuen Bänke in allen Ordnungen meine Bedenkslichkeiten, die aus der Beschaffenheit und Lage der ganzen Sache herrühren, freymüthig und aufrichtig entdede. Ich bin kein Feind von Neuerungen, wenn dieselben nothwendiger und vortheilhafter sind, als die alten Einrichtungen und Bestimmungen. Weßwegen ich nicht allererst anführen will, daß im Elisabethanischen Gymnasio seit beynah 220 Jahren allerhand Knaben und Jünglinge von gelehrtem Stande und allerhand andern Ständen des Bürgerlichen Lebens unterrichtet und erzogen worden, ohne daß dieselben bey und an Tischen gesessen oder geschrieben haben, nur etliche ausgenommen, welche in der ersten und obersten Ordnung rechter Hand an der Katheder das Recht zu sitzen haben. In den vorigen Zeiten wäre diese neue Anstalt und Einrichtung unmöglich gewesen, da in einer jeden Ordnung alle Bänke stark besetzt und die Anzahl auf 50 bis 60 in jeder, in der 2^{ten} auf 70 bis 80 und in der 1^{ten} weit über 100 Studenten sich belief, und kaum Platz für alle und jede vorhanden war. Jetzt ist es freilich anders beschaffen, da etwa an 30 oder 40 in jeder Ordnung außer der 1^{ten} und Obersten Ordnung vorhanden sind; und wegen des zureichenden Platzes wird kein Einwurf gemacht oder Bedenkslichkeiten gezeigt werden können. Aber Erstlich in Ansehung der Nothwendigkeit, worauf hauptsächlich bey allen neuen Anstalten und Einrichtungen gesehen werden soll und muß, finde ich dieselbe nirgends. Denn überhaupt nach der neuen Einrichtung soll so wenig in die Feder dictirt werden als möglich und in der Schule selbst als in der Schule ist wohl keine Zeit und Muße, auch keine Möglichkeit vorhanden, daß die Schüler gut und schön schreiben lernen können, sondern das müssen und sollen sie zu Hause thun nach der Vorschrift des Lehrmeisters, der also in der nächsten Lehrstunde die Nachschrift nach jener zu verbessern und eine neue vorzugeben hat. Ferner wird in der 6^{ten} und 5^{ten} Ordnung gar nichts in die Feder dictirt, sondern die Formeln, Sentenzen und so weiter werden von dem Lehrer an die Tafel vorgeschrieben, welche die Schüler nachschreiben und zu Hause ausarbeiten und aufweisen. In der 4^{ten} Ordnung wird ein kleiner Anfang des Dictirens gemacht, aber die meisten vor- und aufgegebenen Übungen oder Exercitia sind Übersetzungen aus dem Eutropius, Muzelius u. s. w. Deßgleichen in der 3^{ten} Ordnung, wo die Angewöhnung auf dem Knie ohne auf dem Tische zu schreiben einen nöthigen und nützlichen Anfang nimmt, obgleich es auch nach der neuen Einrichtung des Dictirens und Nachschreibens nicht allzuviel ist und seyn soll, auch niemahls gewesen ist; wie ich mich dessen von meinen Schuljahren annoch sehr wohl erinnern kann, da ich im Elisabethanischen Gymnasio vom 8^{ten} Jahre an alle Ordnungen durchwandert bin.

Von dem Lehr- und Hörsale der 2^{ten} Ordnung mache ich aus unten anzuführenden Ursachen und Bewegungsgründen die einzige Ausnahme. Was aber die erste und Oberste Ordnung und dessen Lehrsal betrifft: so ist zwar die neue Einrichtung mit Tischen und neuen Bänken nicht schlechterdings unmöglich, aber nicht allein unnöthig, sondern auch höchst nachtheilig für die studierende Jugend und aus besondern Umständen fast unmöglich. Denn jene soll und muß doch auf den Knien lernen nachschreiben, damit sie es auf der Universität in den Collegiis der Herren Professorum desto leichter bewerkstelligen kan, wo ihnen wahrlich bey den wenigsten werden Tische hingesezt werden. Wie nöthig und nützlich ist es also nicht, auf den Knien auf den sogenannten Mappen nachzuschreiben bey Zeiten auf der Schule gelehrt zu haben. Ferner ist der Lehr- und Hörsal der 1^{ten} Ordnung zweymahl des Jahrs zur Zusammenkunft aller 6 Ordnungen zu den 2 Vorbereitungsreden

zur h. Abendmahlsandacht und zum Vorlesen der Schulordnung, zu den feierlichen Installationen der Herren Collegen, wo gleichfalls nach der Einrichtung des Sel. H. D. Burgs alle Lehrer u. Ordnungen zu erscheinen so schuldig als gewohnt sind, bey den inaugural und andern Neben der Herren Professorum, auch der Studenten, wo auch Fremde und Gäste zu erscheinen pflegen, wo wird bey allen diesen der sonst zureichende Platz hinreichen? Und sollten die neu angeschafften Tische hinausgeschafft werden, was für Beschwerlichkeiten und Mühe, auch Unkosten wird nicht dieses verursachen? Aus diesen beyden wichtigen Ursachen verbiete*) ich auf das feierlichste und Inständigste alle Aenderung und Neuerung in der 1^{ten} Ordnung in Ansehung der Tische und Bänke.

In Absicht auf die Nutzbarkeit dieser neuen Anstalt und Einrichtung habe ich allerhand Bedenklichkeiten Einem Hochl. Magistrat gebührend vorzustellen. Ich weiß wohl, daß verschiedene Herren Kaufleute und Bürger sich dieselben ungemein groß und wichtig vorzustellen sich einlassen lassen. Die allerzünftigste nach meiner Ansicht wäre die Bequemlichkeit zu schreiben oder im Nachschreiben. Da ich aber bereits oben erwiesen, daß das gut und schön schreiben zu Hause und nicht in der Schule erlernt werden könne und müsse: so bitte ich gehorsamst zu erwägen, daß erstlich durch die neuen Tische und Bänke überall der Raum und Platz eines jeden Lehrstuhls gewaltig geschmälert und eingeschränkt werden muß und wird; hernach was die rasche Jugend theils aus Unvorsichtigkeit theils aus Muthwillen an den Tischen vor Schaden und Nachtheil anrichten wird, welches beständige Ausbesserung verursachen muß. Und wenn sogar, wie ich höre, Dinte=Fässer angeschafft werden sollten, was für neue Unkosten und unnöthige Unordnungen solches verursachen werde, da ein jeder Schüler so verpflichtet als gewohnt gewesen ist und noch ist, seinen eigenen so genannten Stecher zu haben, mitzubringen und zu gebrauchen. Ich sehe also fast überall weder Nothwendigkeit noch Nutzbarkeit dieser neuen Anstalt und Einrichtung; außer wie ich bereits oben die einzige Ausnahme mit dem Lehr- und Hörsale der 2^{ten} Ordnung kürzlich angezeigt oder berührt habe, jezo aber die Ursachen weiter aus- und anführen will. Dieser Lehrsal ist nach dem 1^{ten} und obersten der geräumlichste und der lichteste, diweil die 3 Wände gegen Mittag, Abend und Mitternacht Fenster haben und das mehreste Licht empfangen. Derselbe kan also und wird allem Vermuthen nach dem künftigen Zeichenmeister zum Unterrichte eingeräumet werden; und obgleich auch derselbe, wie der Schreibmeister mehr mit Ausbesserung der zu Hause mit Fleiß gemachten Nachzeichnungen nach seinen auf- und vorgegebenen Vorzeichnungen wird zu thun und schaffen haben: so ist dieser Lehrsal daher vor allen am schicklichsten und bequemsten zu diesem Unterrichte und Geschäfte. Wenn aber die Anzahl wie ehemals auf 60, 70 oder 80 Schüler sich erstrecken sollte: so würden die neuen Tische weichen und die Bänke allein denselben Platz wieder einnehmen müssen.

Ich habe auch gehört, daß in dem Lehrsal der 4. und 5^{ten} Ordnung anstatt der hölzernen Mittelwand eine dünne Mauer von unten an bis an die Decke geführt und der Ofen, der in der 5^{ten} Ordnung im Winkel steht, und von außen über dem Carcer, wie der in der 6^{ten} Ordnung eingeheizt zu werden pflegt, in die Mitte der beiden Ordnungen zwischen der Mauer gesetzt, und beide Ordnungen wie vorher erwärmen soll. Ich habe aber diese Bedenklichkeit hierbey daß, da vorher dieser Ofen von außen geheizet worden ist, ins künftige in der Stube selbst wird geheizet werden müssen, und da der Grund und Boden mit Holz gebleet ist, leichtlich ein Unglück entstehen kan, auch die 3 Fenster gegen Abend in der 4^{ten} Ordnung einiges Licht der 5^{ten} Ordnung mittheilen, welche nur 2 gegen Mittag hat und also am finsternsten ist. Ich halte auch diese neue Anstalt unmaßgeblich und unborgreiflich für unnöthig und unnützlich und auch sogar für gefährlich.

Endlich und zum 3^{ten} wird Ein Hochlöbl. Magistrat mir nicht übel nehmen,

*) Nach unserm Sprachgebrauch ist „verbieten“ viel stärker als hier.

noch verargen, daß ich aus der Oekonomie oder der Sparfamkeits-Lehren die 3 Bedenklichkeiten herleite, und dafür halte, daß wo nicht alle doch die mehresten von den auf diese neue Anstalten und Einrichtungen zu verwendenden Unkosten erspart werden können; welcher Grund in unserm oekonomischen Jahrhundert allerdings seinen Werth hat und alle Betrachtung und Achtung verdient.

Gehe ich aber diesen Aufsatz schlicke: So soll und muß ich Einem Hochl. Magistrat eine Sache erzählen, die unter dem Sel. H. Cantor Rieger und unter meinem Sel. H. Schwager, H. Coll. Scheibel, in 5. und 4^{to} ordine gesehen ist, ohngeachtet sie vom Sel. H. Rector Habicht als damaligen Collega dieser Ordnung nicht gebilliget worden. H. Sam. Hoffmann, Coll. Primar, hat mir solche vor gewiß erzählt. Es ist von beiden obgedachten Lehrern jedem Schüler erlaubt worden, sich ein klein Pulpet anzuschaffen, mitzubringen und zu gebrauchen. Dieses hat aus 3 Stücken bestanden, aus einer Schranke, aus einer kleinen Stange und aus einem Pulpet-Blat. Die erste hat der Schüler auf seinem Sitze zwischen seinen beiden Beinen an die Bank geschraubt, die Stange hineingesteckt und das Pulpet-Blat schräge darauf gelegt. Dieses letztere hat er nach Zerlegung in seine Wappe gelegt, die kleine Stange und die Schraube in den Schubfack gesteckt und dieses kleine Werkzeug hat nicht mehr als 9 Sgr. gekostet. Könnte nicht auch dieses anstatt der neuen Bänke und Tische mit mehrerer Bequemlichkeit und Nutzen und ohne Unkosten, ja bloß durch Aufwand eines jeden Studentens und Schülers, ohne Schaden und Nachtheil des Raumes zur Verhütung und Vermeidung aller oben angeführten Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten erneuert und eingeführt werden? Ich bin und erstirbe mit tiefster Ehrfurcht

Eines Hochlöblichen Magistrats

amtsverbundenster und gehorsamster
Diener

Johann Caspar Arletius
Rector des Elisabethanischen
Gymnasii mpp.

Das Schreiben hatte natürlich nur geringen Erfolg. Der Rat entschied: „Ad acta und soll zur Beruhigung des Supplicanten die Einrichtung der Tische und Bänke in primo ordine vor der Hand bis auf weiteren Befund unterbleiben.“ — Nach dem Tode des alten Arletius, drei Jahre später, holte man dies dann nach.



Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege

Aus dem Nachlaß von Friedrich Nagel

2. Ich hatt einen Kameraden

(Schluß)



Als Wetter änderte sich, auf drückende Hitze folgten Regentage. Unsere Quartiere wanderten aller paar Tage in ein andres Dorf, die Schanzarbeit wurde ausgesetzt, der Vorpostendienst trat an seine Stelle, und diesen löste eine Detachierung in ein Gebiet ab, wo Franktireurs Transporte beunruhigten; und unter all diesem Wechsel floß unser Leben im einsörmigen Gang des Dienstes fort, nur scheinbar mannigfaltig, in Wirklichkeit immer dieselbe Kraft anspannend und dieselben Fähigkeiten übet und steigend. Ich lernte ertragen, was mich am fremdartigsten berührt

hatte, nie einsam mit meinen Gedanken zu sein. Eine große Sache für Menschen, die sich Sinnen und Denken zur Lebensaufgabe gemacht haben! Der Soldat gehört auch „in finsterner Mitternacht so einsam auf der stillen Wacht“ nicht ganz sich selber an. Er muß wachen und spähen, und die leeren Augenblicke füllt er mit Gedanken an den Dienst von gestern oder von morgen an, an die Vorgesetzten, die Kameraden, an den Feind, und behält oft nicht viele Minuten, an die Lieben in der Heimat zu denken. Aus sich selbst, sozusagen hinausgewiesen, schließt er sich doppelt eng an Gleichgesinnte an, und was seinem eignen Innern vielleicht entgeht, das gewinnt die Kameradschaft und im günstigsten Falle die Freundschaft.

So kam es denn auch bei uns, daß ich und meine zwei Nebenmänner ein Kleeblatt wurden, das immer fester wie aus dreifachem Anschlußbedürfnis gewachsen zusammenhielt und noch andre, die ferner blieben, gelegentlich anzog. Im Grunde bildete aber Haber den Mittelpunkt, weshalb es nun doch wohl an der Zeit sein dürfte, zu sagen, wie dieser gute Kamerad war, und wie er sich gab.

Habers „Personale“ würde etwa gelautes haben: Unregelmäßiges Gesicht, etwas aufgeworfenes hinausstrebende Nase, unbedeutendes Kinn, weicher, freundlicher Mund, leichtes Wärtchen auf der Oberlippe, und in diesen freundlichen, aber an sich wenig ansprechenden Zügen ein paar braune Augen, die gerade und klar in die Welt schauten, nur wie es schien, immer etwas weiter hinaus, als gerade nötig war, weshalb Leute, die Haber nicht kannten, ihn für einen unpraktischen Träumer halten mochten. Aber so gut wie dieser schlanke, schwanke Schneibergeßel zuzeiten den Mut eines Ritters entwickelte, verband er träumerisches Nachdenken mit scharfer Wahrnehmung des Wirklichen.

Wie wenig kennt der unsre alemannischen Bauern, der da meint, ihr inneres Leben sei so einförmig wie ihre Tagewerke und so einfach wie ihre einsilbige Rede! Die Kunst der Beurteilung der Menschen wäre leicht, wenn sie sich auf das beschränken könnte, was einer spricht; man muß aber mindestens zu ahnen wissen, was unter seinem Schwelgen liegt. Die Augen deuten es an, und die Handlungen sprechen es oft mit überraschender Deutlichkeit aus. Vieles kommt erst zum Vorschein, wenn die Wärme einer herzlichen Liebe das Mißtrauen durchschmilzt, das die Herzen einfacher Leute umscholt und preßt, sobald sie sich kaum regen können und verlernen, in Freude oder Schmerz höher zu schlagen. So war Haber eine feine Seele, deren Magnetrichtung auf das Gute erst sein Handeln zeigte. Und als nun einer sein Freund wurde, den er für besser hielt als sich selbst, kam das Gute erst recht heraus, und mitten in der Wildheit des Krieges freuten sich die beiden, oben zu bleiben.

Als Soldat zeichneten ihn der Instinkt des Gehorchens und der Ordnung und ein hervorragendes Talent zum Schießen aus. Er war nicht bloß, was man so sagt, ein guter Kompagniesoldat, sondern überhaupt ein braver Kriegsmann. Ohne eigentlich Freude am Krieg zu haben, war er sehr geschickt in allem, was der Krieg vom Soldaten verlangt. In Friedenszeiten hätte er sich mit ebensogroßer Geschicklichkeit in die verschiedensten Berufe hineingelegt. Nun zweifelte niemand, daß er in die nächste Lücke als Unteroffizier eintreten müsse. Ja manche meinten, er sei der geborne Unteroffizier; die kannten aber Haber nicht, der durchaus keine Lust zum Befehlen in sich fühlte und behauptete, er habe das nie gelernt, habe übrigens auch kein Talent dazu, und es werde ihm schon bei dem Gedanken unbehaglich, in einen sogenannten weitem Wirkungskreis eintreten zu sollen. Das war nicht Ziererei. Ich habe nie eine weichere, weiblichere, unterordnungs- und anschlussbedürftigere Natur in einer männlichen Feldenseele kennen gelernt, nie weniger Ehrgeiz bei einer Pflichterfüllung gefunden, die vollständig war, ohne streng zu sein. Haber ist übrigens später in meine Gefreitenstellung gerückt und tat Unteroffizierdienst, als ihn ein Granatpflücker tödlich traf.

Man spricht oft so wegwerfend von Bedientenseelen, und doch wie schön kann die Seele eines Menschen sein, die recht dienen will und kraft ihrer Anlage

dienen muß! Unser Kamerad erniedrigte sich nicht, indem er uns die Uniformknöpfe annähte, so wenig wie einer von uns, wenn wir uns beim Gewehrputzen helfen einen Rostfleck im Lauf beseitigen, was nur angestrengtes Reiben mit dem wergumwundenen Labetod bewirkt, wobei der eine das Gewehr hält und der andre reibt. Wenn jener auch das Monopol des Feueranmachens hat, scheut sich doch keiner, Kartoffeln zu schälen oder den dünnsten Reis umzurühren. Das Reinigen der Gefäße, aus denen man gegessen hat, nicht gern selbst zu besorgen, ist eine menschliche Schwäche, besonders wenn man einen ermüdenden Marsch hinter sich hat. In der Tat, das haben wir Haber sehr oft besorgen lassen, doch wenn es nötig war, taten wir es auch selbst. Haber hatte von vornherein auf solche Geschäfte eine Art Vorrecht mit der Motivierung beansprucht, daß er damit vertraut sei, und daß sie ihm leichter von der Hand ginge. In der Tat war er über die Anfangsgründe soldatischer Kochkunst hinaus, d. h. er wusch das Fleisch, ehe er es kochte, er hing nicht mehr an dem Aberglauben, daß das Salz einflohe, weshalb es beständig erneuert werden müsse, es konnte ihm auch schwerlich vorkommen, daß er ein Huhn mit seinem ganzen „natürlichen“ Inhalt an den Bratspieß steckte. Beim Kaffeekochen genügte es ihm nicht, die Bohnen auf die Tischplatte auszubreiten und mit einer soliden Bierflasche zu zerquetschen. Da die kleinen zinnernen Kaffeemühlen, die zur Ausrüstung gehörten, nichts taugten, hatte er irgendwo eine echte Kaffeemühle „gefunden,“ die man bisher ohne Reid und Aufsehen von einem Quartier zum andern zu schleppen gewußt hatte. Haber hatte einmal die Ansicht ausgesprochen, es schide sich für ihn, durch Arbeit ein klein wenig von der Schuld abzutragen, die durch unsre Ausgabe für die Lebensbedürfnisse für ihn aufkaufe. Als aber einmal dieser klügliche Punkt besprochen und Geld- und Arbeitsleistungen abgewogen waren, blieb er hinstort unberührt, und jeder tat, gab und nahm, wie es die Umstände und das wachsende freundschaftliche Vertrauen brachten. Wenn Menschen bereit sind, ihr Leben füreinander zu geben, werden sie sich wohl über Pfennige einigen können!

Haber sprach wenig von seiner Vergangenheit, das war ja auch nicht Stil bei uns; nur einige Sentimentale fannen viel dem nach, was sie in der Heimat gelassen hatten. Der durchschnittliche Soldat lebt der Gegenwart, und auch für mich und Reiske war das Festhalten der Gedanken an der einfachen Aufgabe des Tages das Selbstverständliche, ihr Hinanschweifen in Vergangenheit oder Zukunft, alten Dingen folgend, betrachteten wir als eine Abirrung, einen Rückfall in früher Gewohntes. Haber hatte das arme, einfache, aber kühl geregelte Leben eines Frühverwaisten hinter sich, Pflegeeltern und Waisenhau, von denen er pflichtmäßig dankbar sprach, mochten ihm nicht viel Stoff zum Zurücdenken geben. Er hatte ein Jahr in einem kleinen Städtchen in der Schweiz als Schneider gearbeitet und war dann in das Regiment eingestellt worden, worin er nun am Ende des dritten Jahres diente. Beim Überfluß an Handwerkern hatte man ihn nicht in die Werkstätte gesteckt, sondern seine unzweifelhaften Anlagen zum Soldaten tüchtig ausgebildet. Er freute sich ohne Stolz, daß ihm so vieles leicht wurde, womit sich andre im Dienste plagen. Wer zum Dienen und Gehorchen erzogen worden ist, wie ich, sagte er, dem fällt das Soldatenleben nicht schwer. Ich finde es viel leichter, in der Kompagnie zu gehorchen, als in einer Werkstatt. Eigentlich habe ich in der Kompagnie eine bessere Heimat gefunden, als ich je gehabt habe, und nach dem Hauptmann wird mir kein Meister mehr gefallen.

Bei der Belagerung von Straßburg mußte das südlich davon liegende Neudorf immer mit besondrer Vorsicht behandelt werden, denn die eine Hälfte davon lag noch unter den Kanonen der Festung, in deren Schutz sich hier gern französische Patrouillen vorwagten; die andre Hälfte war von den Unkern zu verschiedenen malen besetzt worden, aber nie auf die Dauer, da eben das ganze Dorf, das übrigen, halb Vorstadt, zum Teil auch städtisch gebaut war, nicht gehalten werden konnte. Zuletzt blieb in der diesseitigen Hälfte ein Unteroffizierposten, der ge-

legentlich beunruhigt wurde, zu verschiedenen malen bis hart an das Glacis vordringend, dann aber auch wieder verdrängt wurde, wenn die Franzosen mit Übermacht aus der Festung vorbrachen. Als das wieder einmal geschehn war, wurden wir an einem schönen Augustmorgen nach Neudorf hineingeschickt, aus dessen äußersten Häusern nach unsrer Seite zu die Franzosen die Vorposten mit schlechtgezieltem Feuer belästigten. Sie durften sich hier nicht festsetzen, mußten mindestens auf die Festungsseite zurückgeworfen werden. Der Hauptmann ließ das Feuer einstellen, das sich zwischen den Franzosen drinnen und unsern Leuten außen entsponnen hatte, und das, dem Gerüchte nach, aus der nie fehlenden Büchse unsers Sergeanten Mohr einem Franzosen, der beim Kaffee an einem von uns aus zu übersehenden Tische eines bekannten Gasthauses saß, Kaffeetasse und Leben geloset hatte. Auf die Nachricht, daß sich die Franzosen eilig zurückzögen, gingen kleine Abteilungen von unsrer Seite vor. Wir wollen ihnen zeigen, was von Neudorf uns gehört, und ihnen womöglich ein paar Leute wegschießen, damit sie nicht zu frech werden, rief der Hauptmann dem jungen Leutnant zu, der uns führte. Wir umgingen den Verhaub, der quer über die Straße das Gros der Feldwache bedeckte, und formirten uns in Spitze, Haupttrupp und Seitendeckungen. Meldet sich jemand für die Spitze? fragte der Leutnant. Es ist ja möglich, daß sie gleich angeschossen wird. Haber und ich traten vor. Der Haupttrupp wartete, bis wir und die Seitendeckungen den Rand des Dorfes erreicht hatten; es fiel kein Schuß, er rückte nach und besetzte sofort einige Häuser zu beiden Seiten der platanenbesetzten Straße. Dasselbe taten verabredetermaßen die Seitendeckungen. So, nun erst das übrige Dorf abjuden, ob noch was drinnen steckt. Die Spitze wurde durch fünf Mann verstärkt, die sich dazu meldeten. Der Leutnant führte uns, wir verteilten uns auf beide Seiten der Straße. Gelegentlich wurde gehalten, gefragt, ein Blick in ein Haus geworfen, es schien alles sicher. Die Leute auf dieser Seite kannten uns schon, waren wir doch öfters im Dorf gewesen, wir konnten ihnen glauben, daß die Franzosen in die Festung zurückgekehrt seien. Wir waren jetzt an einer Art Dorfplatz angekommen, wo unsre breite Straße, die auf die Festung zuführte, von einer quer durchlaufenden Straße gekreuzt wurde. Hier hatte man sonst gewöhnlich Halt gemacht, aber heute war der Wunsch zu lebhaft, den Franzosen das Wiederkommen zu verleben, ihnen womöglich einen Denzettel zu geben. Mindestens die Querstraße mußte noch abgesehen werden. Diese Seite hier, meinte unser Führer, ist nicht verdächtig, sie führt auf eine Feldwache der Unsrigen zu, von der aus man in ihre letzten Häuser hinein sieht; die andre, die von uns wegzieht, ist bedenklicher, da sind die Franzosen früher schon gesehen. Wir suchen sie ab; Sie, wandte er sich zu Haber und mir, bleiben hier, beobachten die Straße zur Festung und sorgen, daß wir nicht von dorthier überrascht oder am Ende gar abgeschnitten werden. — Zu Befehl, Herr Leutnant, keine Sorge! sagte Haber, und wir verteilten uns nach Art der Doppelposten auf beide Seiten der Straße, wo wir gedeckt bis an die Wendung sehen konnten, die die Straße vor dem Glacis macht. Die andern gingen die linke Querstraße hinauf, wo sich nichts zu regen schien, während wir die unsre scharf im Auge behielten. Längere Zeit war auch hier alles still. Da auf ein Hi! meines Kameraden sehe ich ein auffallend rasches Huschen an einem Hause hin, wie ein Schatten, und plötzliches Verschwinden im Eingang zu einem Garten. Achtung! Das war kein Bauer! rief Haber leise herüber. Ich stand schon schußfertig, um den Schatten aus Korn zu fassen, sobald er wieder erschiene, aber Haber winkte ab. Wir beide standen unbeweglich und saßen das Haus scharf ins Auge, wo die Bewegung gewesen war. Halt da! Wieder eine Bewegung, diesmal ein Fensterladen, der geschlossen wurde. Da ist's nicht sauber, flüstert Haber mir hinter der vorgehaltenen Hand herüber. Jetzt bleibt alles ruhig; wir wenden einige Sekunden kein Auge von dem Hause, dann ist Haber in wenig weiten Sprüngen an meiner Seite. In dem Hause sind Franzosen, das ist klar. Sieh, wie es vor den andern vorspringt und die Straße beherrscht. Ich wette

wenn wir auf der Straße vorgehn, bekommen wir Feuer dort aus dem Edfenster des obern Stockes, von dem aus man fast bis zur Feldwache hinunter sehen kann. Auch fängt gerade vor dem Hause eine Reihe von besonders großen Bäumen an, die den Rückzug aufs Glacis begünstigen. Die Hauptsache ist aber, den Rothsofen den Rückzug abzuschneiden.

Ich schleiche mich jetzt dahin, wähle in ungefähr vierhundert Schritt einen guten Punkt. Geht ihr zurück, so ruft mich ein Pfiff, im andern Falle bleibe ich dort liegen, bis ich merke, daß ihr auf der Straße bis zu dem Hause vorgegangen seid. Sind wirklich Franzosen drin, so sorgt, daß sie nicht auf die Straße herauskommen, ich will sie in der Hintertür fassen. Du bleibst einstweilen hier, bis die andern zurück sind. — Gut, hoffentlich kriegen wir einige zum Schuß. — Haber sah sein Gewehr nach und verschwand geräuschlos in den dichten Haselbüschen des Gartenzauns. Als der Leutnant mit der Patrouille herankam, ging ich ihnen einige Schritte entgegen, meldete unsre Beobachtung und den Plan Habers, der Billigung fand. Nun scheinbar sorglos und doch vorsichtig auf der Straße vor, das bedenkliche Haus und besonders sein Edfenster im Auge behaltend. Drei Leute blieben an der Kreuzung zurück, wir andern hielten uns bei den Straßenbäumen und den Zäunen der Vorgärten, um möglichst nahe bei Dedungen zu bleiben. Der Leutnant hatte sich von einem der Zurückgebliebenen das Gewehr geben lassen und die Hosentaschen mit Munition gefüllt. Fast lautlos war man an das gesuchte Haus herangekommen, das von mehr städtischer Bauart war als die andern; uns fiel besonders die schmale steinerne Treppe zu der engen Tür auf, die innerhalb der Mauern des Hauses lag. Horch, ein Geräusch innen, ein Augenblick Stutzen, dann lautes Kommando: Zwei Mann in die Tür! und in demselben Augenblicke Schüsse aus den Fenstern oben und Schüsse aus der Tür, die eingedrückt wird; einige von uns erwiderten von den Bäumen der Straße aus die Schüsse aus den Fenstern, zwei waren den ersten beiden ins Haus gefolgt. Nun plötzlich zwei Schüsse rasch hintereinander hinter dem Hause, dann Rufe der Unsrigen. Auf Befehl: Keinen Schritt weiter! bleiben wir an den Bäumen, der Sergeant führt zwei französische Infanteristen aus dem Hause, deutet auf zwei oder drei Gefallne, die in dem dunkeln Gange liegen, und einer seiner Begleiter stößt den Laden des gefährlichen Edfensters auf. Die Gefangnen werden zur Seite gestellt, ein dritter liegt leicht verwundet im Hause; die zwei Toten, deren einen der Sergeant beim Öffnen der Tür über den Haufen gestochen hat, bleiben liegen. Nun rasch zurück, die Gefangnen und den Leichtverwundeten voraus. An der Kreuzung ein herrlicher Anblick: Haber mit drei Gewehren in der einen, einem Rosenstrauch in der andern und zwei entwaffneten Quaden vor sich, die uns neugierig anlächeln. Die ganze Gesellschaft hatte ein paar Minuten gedauert. Der Leutnant erzählte, wie er in dem Augenblicke, wo er zwei Mann in den Türeingang geschickt habe, damit sie dort gedeckt stünden, den Laden des Edfensters sich habe halb öffnen sehen und sogleich auch an Steinchen, die die Kugel ausschleuderte, den Schuß empfunden habe; seine Weinkleider waren davon an mehreren Stellen durchlöchert. Der Sergeant aber drückte in demselben Augenblicke die Tür ein, die von innen geöffnet werden wollte, schlug einen Gewehrlauf zurück, stach mit dem Bajonett den Träger nieder, worauf sich der zweite ergab und ein dritter von der Treppe aus Parbon rief, als ihm Habers Schüsse sagten, daß die Hintertür versperrt sei. Haber hatte nicht eine halbe Minute, nachdem vorn die Schüsse gefallen waren, die Hintertür aufzreißen und drei Franzosen herabstürzen sehen, deren einen sein erster Schuß niederstreckte. Dem zweiten landte er eine Kugel nach, der dritte warf auf den Zuruf sein Gewehr weg und stellte sich selbst, worauf sich der zweite mit einem Fleischschuß in der Hand umwandte und seinem Kameraden folgte. Zur Erinnerung nahm Haber blühende Zweige von der Rosenhecke mit, in deren Schuß er seine Umgehung zum glücklichen Ende geführt hatte. Er teilte sie eben aus, während wir uns dem andern Ende des Dorfes zu bewegten. Das verdächtige Pfeifen der Geschosse.

die ohne Schaden in der Luft plätsch, kündete uns an, daß man in der Festung das kleine Gefecht bemerkt hatte. An der letzten Biegung der Straße, wo man das umstrittne Haus noch sehen konnte, wandte sich der Leutnant um, der, kurz-sichtig, als er eine Gestalt über die Straße huschen sah, mein Gewehr nahm und abschöß; wir hörten den andern Tag, daß er ein Mädchen tödlich getroffen hatte, das nach dem Toten oder Schwerverwundeten habe sehen wollen, der in dem Hause zurückgeblieben war. Zur Feldwache zurückgekehrt, empfing uns der Hauptmann mit Blicken, in denen man etwas wie Anerkennung lesen konnte, und ließ sich vom Leutnant genauen Bericht erstatten. Die Gefangnen wurden gleich zurückgeschickt „zu den andern.“ In Neudorf blieb es einige Tage vollkommen ruhig, bis ein nächtlicher Ausfall die Posten des Regiments, das uns abgelöst hatte, ganz daraus verdrängte, worauf es den nächsten Morgen mit geringem Verlust auf unsrer Seite wiedergewonnen wurde. Die Besatzung der Festung fing damals schon an zu erschlaffen, und bald ließ sie uns ganz unbehelligt im Besitz des Dorfschens. Habers entschiednes und wohlüberlegtes Auftreten in dieser kleinen Affäre wurde in der ganzen Kompagnie anerkannt, besonders der Leutnant hatte eine Vorliebe für ihn gewonnen. Wenn er auch noch mehrmals Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen und wohl schwierigere Aufgaben zu lösen, so war doch einmal sein Ruf festgestellt; er gehörte von da an zu den Soldaten, auf die sich die Kompagnie in allen Fällen verlassen konnte. An seiner Bescheidenheit und seinem Gleichmut ging aber diese Erhöhung seines Ansehens ganz spurlos vorüber, höchstens, daß sie ihn ansprach, noch sorgfamer auch die kleinen Pflichten des Soldaten zu üben. Sogar seinen vertrautesten Kameraden gegenüber sprach er nicht gern von dem Neudorfer Straßengefecht, lenkte sogar ab, wenn die Unterhaltung darauf kam, und wir fanden mit der Zeit heraus, daß von dem letzten unglücklichen Schuß, den der Leutnant abgefeuert hatte, für Haber ein Schatten ausging, der in seiner Erinnerung auf dem fröhlichen Kampfe lag. Das arme, unschuldige Mädchen, hörte ich ihn das einzige mal sagen, wo er noch einmal jenes Tages gedachte, fällt ohne Schuld und ohne Waffen, und wir, deren Sache es ist, zu töten und getölet zu werden, gehn unbeschädigt aus dem Kampfe hervor. Ein solcher Schuß kann die Lust am Kriege verderben.

Als ich im Februar 1871 als Rekonvaleszent leichten Garnisondienst in einer süddeutschen Stadt nahe am Rhein tat, wurde ich in eine der Lazarettbaracken gerufen, um zur nachträglichen Identifizierung eines Unteroffiziers meines Regiments beizutragen, der mit einem großen Verwundetenransport von Velfort angekommen war. Eine schwere Schädelwunde hatte ihn bewußtlos gemacht, und er war nicht wieder zum Bewußtsein gekommen, solange er im Lazarett gelegen hatte; er war langsam hinübergeschlummert und war schon begraben, als ich der Vorkchaft folgen konnte. Keine Papiere, sein Tornister war nicht mit eingeliefert worden; doch hatte man seine Gewehrnummer aufgezeichnet und die Blechmarke, die er um den Hals getragen hatte, aufbewahrt. Damals herrschte in diesen Lazaretten so nahe beim Kriegsschauplatz oft große Verwirrung, weniger wegen der Verwundeten aus den letzten Schlachten bei Velfort, Dijon, Le Mans und Paris, als weil die Krankenzahl im Januar in unerhörtem Maße gestiegen war; und dazu kamen nun diese neuen Transporte, die schon deshalb sehr stark waren, weil die Truppen im raschen Vorrücken möglichst viel Marschunfähige abhoben. Die Uniform zeigte mir zu meiner Überraschung, daß der Mann meiner Kompagnie angehört hatte. Haben Sie sonst gar nichts mehr von dem Toten? fragte ich den Lazarettvortrag. — Alles ist hier, sagte er mit der trocknen Geschäftsmäßigkeit solcher Leute und deutete auf ein kleines Gefäß in einer Schublade; da lag ein Gewehr-schraubenschlüssel, ein altes Messer mit Hornheft und ein ledernes Zugbeutelchen; diese beiden Dinge kamen mir so bekannt vor, daß ich einen Stich im Herzen fühlte. Und der Inhalt des Beutelchens? Fast nichts; ein paar Münzen und Knöpfe; hier ein Kompagnieknopf mit einem Zweier. Und dann noch dieses

Herzchen aus blauem Glas ohne Wert. Daraus ist wohl nicht viel zu entnehmen. Ich mußte blaß geworden sein, mein Herz war plötzlich schwer geworden, meine Hand faßte unbewußt an den Tisch. — Sie haben diesen Mann gekannt? fragte mich der Lazarettverwalter. — Ja, allerdings. Das war der Unteroffizier Haber von der zweiten Korporalschaft der zweiten Kompagnie, einer der besten Soldaten des Regiments und für mich der beste Kamerad. Schade um diesen Mann. Kann ich den Kompagnieknopf zur Erinnerung mitnehmen? Und sagen Sie mir die Nummer seines Grabes, das verdient einen Lorbeerkranz.

Aus spätern Erkundigungen machte ich mir folgendes Bild von der schweren Verwundung meines Freundes. Als bei dem großen Artilleriekampf des 16. Januar unser Bataillon hart über der Visaine auf einer Anhöhe als Batteriebedeckung lag, war es dem Granatfeuer ausgesetzt; die meisten Geschosse gingen in den unbefestigten Wald hinter unsrer Stellung, andre kreppten im tiefen Schnee; immerhin fielen sie an einigen Stellen so dicht, daß Schnee und Erde wie von einem Riesenschlag aufgewühlt waren. Die Truppen änderten mehrmals ihre Stellungen, wo sie gerade waren, traten sie abwechselnd lange Kreiswege im Schnee, um sich zu erwärmen, und standen dann wieder bei den Gewehren, die zusammengesetzt waren. Gegen Abend nahm die Müdigkeit überhand, und manche legten sich in den Schnee, wo sie gerade standen. Um sieben Uhr kam die Ablösung und der ersehnte Ruf: An die Gewehre! Da blieb Haber, der sonst der erste und der schnellste war, lautlos liegen. Man hob ihn auf und fand ihn im Blute liegen; ein verirrter Granatplitter hatte ihm durch den Helm durch den Schädel über dem linken Ohr eingedrückt. Er wurde bewußtlos hinter die Front gebracht. Einige Tage darauf wurde der Kompagnie mitgeteilt, daß er mit einigen andern das Eisernes Kreuz erhalten habe, und der Hauptmann schloß daran warme Worte und Wünsche für ihn.

Ich selbst habe in dem Sommer nach dem Kriege eine Gelegenheit benutzt, die mich in die Nähe seines Heimortes führte, diesen zu besuchen und mich nach etwaigen Verwandten von ihm zu erkundigen. Ich hörte nur von ganz entfernten, die sich nie um ihn gekümmert hätten. Dagegen sei ein Mädchen dagewesen, mit dem Haber als Waise erzogen worden sei, das habe sehr an ihm geangen; nach der Todesnachricht habe sie ihren Dienst gekündigt und sei ohne Aufsehen weggegangen; soviel man wisse, habe sie in der Schweiz einen andern Dienst angenommen.



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

4



eute trag ich den Band ins Volkshaus zurück, willst du mit? fragte Domke.

Und ob sie wollte! Die große Maison du Peuple stößte ihr Respekt und Neugier und sogar etwas Grauen ein.

Schon wieder einen Band aus? Junge, Junge, was bist du für eine Leseratte. Wenn du so weiter machst, bist du bald reif für unsre gelehrtesten sozialistischen Abhandlungen. Na, kommt nur mit. So sagte der Portier, Domkes Vetter.

Und die Kinder stiegen hinter ihm her die breiten Treppen hinauf und gingen die langen Gänge entlang, die eben aufgewaschen wurden. Da war alles aus

Stein oder Eijen, alles sauber, nackt und lahl. Zwei alte Pufffrauen und der Herr Portier selbst schrubbten unaufhörlich den Boden sauber, auf den Gängen und in all den kleinen und den großen Sälen. Aber am Abend, das wußte Fintje wohl, da kamen die vielen Männer wieder und klapperten mit den Holzschuhen und den dreiüberzognen Stiefeln über diese saubern Dielen und in die Säle, die ausfahen wie die Klassenzimmer einer Schule. Und all die vielen Männer traten mit ihren schmutzigen Schuhen in den großen Festsaal, wo auf der Bühne Theater gespielt wurde von richtigen Menschen anstatt von hölzernen, und die schmutzigen Schuhe glugen auch die eiserne Wendeltreppe hinauf, auf die große Plattform des Daches. Die war mit Kies bestreut wie die Wege eines Gartens. O, wenn das Volkshaus ihr gehörte, dachte Fintje, sie würde da oben Bäume und Blumen pflanzen und künstliche Lauben aufrichten, daß es aussähe wie ein herrlicher Garten. Oder würden am Ende die schmutzigen Schuhe die Blumen zertreten und die Lauben umstoßen? War es darum hier oben so lahl, nichts als Steine und ein eisernes Gitter ringsum?

Gebankenvoll trabte sie hinter Domle und dem Herrn Portier her. Heute war der gut aufgelegt, er hatte seinen Besen weggestellt und ließ sie in' alle Säle hineinsehen.

Einundzwanzig Vereine haben wir hier, rühmte er, einundzwanzig sozialistische Vereine. Und während der großen Unruhen haben sich fünftausend Personen in den großen Festsaal eingedrängt, fünftausend, und zu denen sprach unser großer Van der Welde. Und wie die zuhörten, die fünftausend!

Aber nun standen sie vor dem kleinen Festsaal, wo die Hochzeiten und die Familienfeste abgehalten wurden, Fintje war schon früher darin gewesen. Und während sich nun der Schlüssel im Schloß drehte, zog sie ängstlich die glatte Stirn kraus und ballte in der Erregung die Hände zu Fäusten. Denn darin war es ja, das Große, Gespenstliche, das ihr früher einmal solchen Schreck eingejagt hatte! Sie wollte diesmal nicht hinsehen, ganz gewiß nicht. Nun hatte sich die Tür geöffnet, und sie lief gleich auf die andre Seite, dorthin, wo die bunten, großen Bilder hingen. Die waren traurig wie Großmutter's Geschichten. O, und so häßlich! Frauen mit grünen, hungrigen Gesichtern, tote Kinder im Schoß, und Männer, die sich die Fäuste an die Stirn pressten, und Greise, die auf den Anten lagen und weinten. Das sind die Elenden, denen geholfen werden muß, sagte der Portier, und Domle nickte, er kannte die ja aus seinen Büchern.

Es ist schön und ausdrucksvoll gemalt, ganz nach dem Leben!

Aber Fintje fand es nicht schön, all das Gräßliche. Nur einmal sich umdrehen hätte sie mögen nach dem, was sie hinter ihrem Rücken wußte, es zwang sie förmlich, nach dem andern, dem Großen —

Nun war es gesehen, die gespenstliche Erscheinung sah sie an aus zwei ernsten, traurigen Augen; warnend war der Zeigefinger erhoben. Aus dem kleinen Nebenraum schaute es in den Saal herein durch den großen fensterähnlichen Ausschnitt in der weißgeputzten Mauer, ein blaßes, müdes, schönes Gesicht, wie die kleine Kellerratte im Leben noch keins gesehen hatte. War so schreckhaft, als es in ihrer Erinnerung gelebt hatte, war diese Erscheinung nun doch nicht. Sie selbst war wohl unterdessen größer und mutiger geworden. Sie konnte hinsehen, ohne mit der Wimper zu zucken, in dieses große, ernste, blaße Gesicht. Fintje, Fintje, bist du auch ein gutes Kind? fragte der erhobne Zeigefinger. Aber richtig böse war er doch nicht auf sie, immer näher getraute sie sich zu ihm hin, ganz dicht stand sie endlich vor ihm. Ihre Augen wurden still und nachdenklich. Wie war der schöne große Mann, dessen Gesicht aus der weißen Wand herausstrahlte, der keinen Rahmen um sich hatte und also auch kein Gemälde war, wie mochte er wohl hier hereingekommen sein in das Haus der langen Gänge, die ewig gepußt werden mußten, warum sah er unverwandt in diesen Saal herein, wo die häßlichen Bilder hingen, und wo des Abends die Männer mit den schmutzigen Schuhen

hereinkamen? Ob ihm nicht ungemütlich wurde in dem kleinen, kahlen, weißen Zimmer, diesem armen, festgebaunten Gespenst? Denn sicher war es ein Gespenst, wie sie in den Märchen vorkamen.

Warum wohnt „das da“ ganz allein in der kleinen Stube? fragte Fintje mit verhallter Stimme den Herrn Portier, der hier zuhause war und alles wußte.

Das ist unser berühmter Christuslopf, ungeheure Dimensionen, ein Meisterwerk, extra von Leonard, dem Schüler des Bierz für uns gemalt.

Also doch nur gemalt, kein wirkliches Märchengespens! Eigentlich tats ihr leid, wenns auch recht beruhigend war.

Und ich möcht doch, das Gesicht wäre am Leben, sagte sie mit einem kleinen Seufzer.

Kindergeschwätz, sagte der Portier, der alles wußte, und dann mußten sie beide hinaus aus dem Saal und dem Volkshaus, denn der Wetter wollte weiterpußen.

5

Sonntag Nachmittag im Quartier des Marolles.

Niemand in den Häusern. Nur die Schenken sitzen gebrängt voll. Die alten Leute, die Kränklichen und die Weiber sonnen sich vor ihren Häusern, schwäzen und rauchen.

Die Burschen mit ihren Schätzen und die jüngern Ehepaare sind mit Kind und Kegel ausgezogen aufs Land, vor die Stadt hinaus. Nicht mehr nach der Verte Alleie wie in alten Zeiten, aber hinüber durch lange gepflasterte Straßen nach „Uccle“ und dem „Fort Jacot“, wo gute Wirtschaften ihnen winken, wo sie in Wald und Feld die Moberluft städtischer Armut aus Haar und Kleibern lästern. Paarweise und in ganzen Gruppen ziehn sie aus. Erstaunlich ist es anzusehen, wie leicht sie alle den grauen Alltag abzuschütteln gewußt haben, wie sie plötzlich wohlhabenden Bürgern zum Verwechseln ähnlich sehen, diese armen Marolliers, wenn sie im hellen Sonnenschein des Sonntagnachmittags ausziehen auf die Jagd nach dem Vergnügen.

Sogar den in sich gelehrten Domle wollte es heute nicht in der Stube dulden. Er löschte die Lampe aus, die ihm die Seiten seines Buches mit ihrem gelben, müden Alltagslicht beleuchtet hatte. Draußen schien die Sonne, draußen war es Sonntag.

Domle stülpte seine Schülermütze auf und zählte die wenigen Sous aus seiner Tasche.

Wenn er das Fintje mitnähme, was würde das für vergüdete Gesichter schneiden! Und das Geld reichte eben für zwei.

Auf der alten Bank vor dem Hause saß die Heze aus dem Boucanellellier und ließ sich von der Sonne beschienen. Niemand saß bei ihr. Wer von den Weibern der Windengasse hätte neben der unheimlichen Alten sitzen mögen, die nichts vom Schwäzen, nichts vom Vergnügen hielt, die gleich von Menschen und Dingen die bösen Seiten sah, keine Freude am Leben hatte und ihren starren Willen nie beugen wollte, nicht einmal vor dem lieben Gott!

Auch Fintje hatte nicht bei der Großmutter ausgehalten. Sie stand an der Ecke des Windengangs und der Hoogstraat und drehte den Kopf bald nach links, bald nach rechts. Die Kameradinnen waren alle auf und davon. Sie sprangen und tanzten wohl hinter irgendeiner Musikbande her, die zu erlauschen sie versäumt hatte. Eben wollte sie auf gut Glück die Hoogstraat hinunterrennen, da hörte sie Domles Stimme.

Fintje, willst du mit?

Wohin?

Na, in den „Jardin rompu,“ ins Konzert.

Ich in den Jardin rompu? Ich?

Sie kreischte laut auf in ihrem freudigen Schred.

O du! rief sie begeistert und warf beide Arme Domke um den Hals und küßte in das blasse Knabengesicht, wo es eben hintraf.

Daß doch! wehrte dieser unwillig und schob sie hastig von sich, wobei er um sich schielte, ob er auch keine Zuschauer bei dem unerwarteten Überfall gehabt hätte. Benimm dich doch anständig, mahnte er weise.

Aber Fintjes Freude ließ sich so schnell nicht dämpfen. Während sie nun strahlenden Auges neben ihm herztänzelte, packte sie ihn plötzlich am Arm und sagte: Du, Domke, halt dich recht gerade, streck dich ein bißchen, daß du aussehst wie ein Erwachsener, ich bin auch nicht mehr so gar klein, da halten sie uns am Ende für Liebesleute im Jardin rompu und sagen: „Ach, da kommt wieder einer mit seinem Schatz.“ Oh! Und Fintje kreischte wieder ebenso laut und ausgelassen auf wie vorhin.

In der alten Wirtshaus zum Jardin rompu spielte ein vollständiges Musikorchester vom hellen Mittag bis in die halbe Nacht hinein für fünf Franken. Und die Marolliers hießen dieses lärmende Gebudel Konzert, saßen vor ihren Gläsern und waren guter Dinge.

Domke und Fintje aber waren von allen wohl die wenigst geschwätzigen, die andächtigsten Zuhörer. Und sie hielten lange aus vor ihren zwei leeren Gläsern, bis die Lampen angezündet wurden, und die Gesellschaft intimer wurde, und alles zusammenrückte um einen großen Tisch.

Suffe Peperkoek wollte jetzt ein Lied vortragen, er sprang auf den Tisch und rechte die kurze, schwächliche Gestalt. Auch Domke und Fintje waren aufgestanden und drängten sich näher zu dem Tisch. Mit erstaunlich kräftiger Stimme begann der Kleine auf dem Tisch sein Lied:

Pitje Lamin voyait volontiers Nelle,
Tous les dimanches 'y z'allions fair'un tour;
De tout' les fill' elle était la plis belle . . .
On l'appelait: Nelleke Parle Amour!
Mo l'pir 'de ça Nelleke était fière,
Pitje Lamin c'était qu'un pouv' garçon . . .
Y savait pas r'habiller es'ma chère,
Pou la jeunesse' c'est un' fameux' leçon . . .

Was gemeint sei mit dieser fameux' leçon, verstanden die Hörer nicht, aber der Name Nelleke Parle Amour gefiel und rief ein Lächeln auch auf den stumpfsinnigsten Gesichtern nach.

Un rich'gaillard tout proch' dans s'voisinage,
A Per! Amour donnaît des liards plein s'main,
Alours es' oour y s'a mit en voyage . . .
Ell' voulait plis del' pouv' Pitje Lamin.
Mamzell'à c'heure' elle était bien trop fière,
Ell' duvait ét'el ma cher' d'in baron . . .
Ell' oûrait pas mêm' dit bonjour à s'mère;
Pou la jeunesse' c'est un' fameux' leçon . . .

Das Lächeln war erstorben. Verächtlich sahen sie einander an: Das ist eine, diese Stolge, pfui!

Vlà l'pouv'Lamin dans des tribels affaires,
Y vent s' fair'mort, y vent toujours s'nier,
Vlà qui s' r'engag' dedans les militaires.
Y disait: là j' pourrai tout r'oublier . . .
Deux ans plis tard, Nelle n'était plis fière,
Parc'que s'richard, es'égrand lâch' de baron,
Avec un p'tit la ploutaid dans l'misère . . .
Pou la jeunesse' c'est un' fameux' leçon . . .

Die Gesichter aller sahen erregt aus, aber kein Ritfeld prägte sich in den zuckenden Zügen aus. C'est bien fait, murrten sie.

C'était un' fois su l'kermess' de Brukselle . . .
 Un beau chergent avec un' croix d'honneur . . .
 Y vint d'mander après la petit' Nelle . . .
 On lui racont' es' n'enfant, es' malheur . . .
 Y la fait v'nir, — car el beau militaire
 C'était Lamin qui lui donnait pardon . . .
 Qui lui disait: de t' n'enfant j's'rai l'monpère . . .
 Pou la jeunesse' c'est un' fameux' leçon.

Nun brach die Bewunderung los. Hoch, Pitje Lamin! Das ist einer, ein Braver! Sie hats nicht verdient, die Nelle!

Für diese Zuhörer war das Lied kein Lied nur, es war Erlebtes, Wirklichkeit. Suffe Peperkoel, der es gesungen hatte, der war ihnen zum braven Pitje selbst geworden.

Hoch, Pitje Lamin, le brave garçon! Sie hoben den Kleinen von seinem Tisch und trugen ihn im Triumph auf den Schultern aus dem Jardin rompu hinaus in die nächste Wirtschaft hinüber; dort sollte ers den andern auch singen, die Geschichte vom braven Pitje Lamin.

Domke und Fintje traten mit den andern ins Freie und merkten nun erst, wie spät es unterdessen geworden war. Fintje hätte noch weiter mitlaufen mögen mit der singenden, johlenden Schar, über deren Köpfen der kleine Suffe in der Luft auf und nieder wirrte, wie ein lustiger Hampelmann. Aber Domke, der immer Vernünftige, schüttelte den Kopf.

Jetzt gehn wir heim. Jetzt ist genug. Ich hab auch kein Geld mehr.

Sie war es auch zufrieden. Die Erregung des soeben Erlebten vibrierte noch in ihr nach. Sie hängte sich an Domkes Arm, ihre großen schwarzen Augen starrten verträumt in die Luft.

Du, mich ärgerts, daß er sie doch noch genommen hat, der gute Pitje. Die hats nicht verdient, so eine! Ich hätte sie stecken lassen, die schmutzige Nelle. Dumm von ihm! Verächtlich warf sie die Lippen auf, und in die verträumten Augen lam schon wieder zuckendes Leben. So eine!

Geh, sei nicht so stolz, sagte der nachdenkliche Domke, was passiert den Mädchen leicht.

So, meinst du? rief Fintje böse. Du weißt auch was von den Mädchen, du! Energisch riß sie ihren Arm aus dem seinen.

Meinst du, so wären alle wie die? Ich vielleicht auch? Du würdest dich gar nicht wundern, wenn mir einmal so was passierte, nicht? O nein, du kluger Zunge!

Fintjes feine Nasenflügel bebten, sie hätte den Domke schlagen mögen hier auf offner Straße, aber dafür waren sie beide schon zu groß. So streckte sie denn nur stiel die Zunge heraus, so lang und hämisch, wie es nur ein in solchen Ränsten geübtes Cassenballe fertig bringt, und lehnte ihm mit einem Ruck den Rücken zu, jodaß ihre Haare ihm hart ins Gesicht schlugen, und rannte davon, heimwärts, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen.

Hätte sie dennoch getan, sie hätte sich gewundert über das glückliche Gesicht, mit dem Domke ihr, die ihn am liebsten geschlagen hätte, nachschaute.

6

Fintje, die unnütze Kellerratte, wollte hoch hinaus. Es steckte ihr so im Blut von den d'el Trapz her, sagte die Großmutter kopfschüttelnd. Fintje mochte nicht in der Schenkstube die Gäste bedienen. Sie wollte nicht von trunkenen Männern herumbejohlen und in die Boden gelassen werden. Papa Toone hätte sie freilich dazu zwingen können, weil sie ja unentgeltlich sein Brot aß. Aber Papa Toone war ein gemüthlicher Kumpen, der jedem gern den Willen ließ, auch wurde er gut allein fertig mit den Gästen. Auch Neele, sein Sohn, betrat die verrückerte Ehente nicht. Domke hielt nach wie vor seine Puppentinder in Stand und lernte

und ließ. Bald mußte er die nötige Bildung zusammenstudiert haben, daß er die versprochenen Stücke schreiben konnte. Und Fintje wollte auch lernen, denn sie hatte das müßige Herumhocken im Bouchonellekeller satt, während die alte Großmutter noch tätig und erfolgreich ihres schwierigen Amtes waltete. Sie wollte etwas Feines werden. Später einmal viel Geld verdienen und dann lauter hübsche Dinge an und um sich haben, hauptsächlich viel Blumen, scharfbustende Blumen wie Hyazinthen und Narzissen. Doch daß etwas erreicht würde im Leben, mußte erst gelernt werden, darin hatten die Großmutter und Domle sicher Recht.

Sie war nun fünfzehn Jahre alt und ging in die Lehre zu Madame Gérard in der Hoogstraat. Dort verfertigten sie die eleganten Korsetts, die dann in den teuern Läden des schönen Brüssels an die vornehmen Damen verkauft wurden.

Fintje kam es in dem kleinen Hause Madame Gérards ungemein reich und großartig vor. Sie bekam zwar außer dem Atelier nur das anstoßende kleine Empfangszimmer zu sehen, worin Madame mit ihren Kunden verhandelte, und in diese ungelüftete, staubige Stube, die Fintje so sehr bewunderte, verirren sich manchmal sogar Damen. Da standen auf dem Kaminsims vergoldete Leuchter und Vasen, zum Schutz gegen Staub und Fliegen in rosa Florleider gefüllt. Und auf einer wunderbar verhängelten Kommode thronte eine Standuhr aus buntem Porzellan mit einer Gruppe von Schälern und Dirinnen und einem flügel-schlagenden Hahn mit ausgerecktem Hals. An der Wand aber hingen große Teller aus demselben bunten Porzellan, und eine kupferne Mutter Gottes stand auf einem Edtbrett, und weil sie nicht vergolbet war, wurde sie keines Florgewandes würdig befunden und war nun schon bedenklich schwarz geworden. Auf dem Tische lag eine neue Plüschdecke, deren schreilend bunte Farben Fintjes durstige Augen entzückten, mehr noch als die bunten Glasfenster mit den moderngewundenen Wasserrosen, die die untere Hälfte der ungeputzten Fenster verdeckten.

Es stand auch ein kleines Sofa in dem Zimmer, auf dem in genialer Anordnung die schillernden geblühten Seidenstoffe aufgebraucht lagen, aus denen Madame Gérard ihre Korsetts herstellte. Fintje fühlte diese weiche, feine Seide gern zwischen den Fingern, es erleichterte ihr die neue Tätigkeit. Sie war das gebückte Sigh so gar nicht gewohnt! Doch da die andern Mädchen es aushielten, mußte auch sie sich daran gewöhnen können.

Zu sechsen saßen sie im Atelier vor ihren rasselnden Nähmaschinen. Hell war es nicht, denn das einzige Fenster ging auf die breite Mauer eines mächtigen Schornsteins hinaus, die neidisch dem kahlen Raum Luft und Licht verwehrte. Hob Fintje mit einem Seufzer den Kopf von der Arbeit mit sehnsuchtsvollen Augen, die nach einem Stückchen blauem Himmel verlangten, sah sie immer nur diesen breiten, düstern Schornstein. Doch die andern sahen ja auch nicht mehr.

Auf dem dunkelsten Platz saß Belde, die bucklige kleine Belde mit dem alten verkrumpten Gesichtchen. Die war bescheiden und fleißig.

Hochmütig aber war Truitje, die große blonde Weinbändlerstochter, nur die rothaarige Rosalie mit den ledernen Augen und der schlagfertigen Zunge hatte sie sich zur Freundin erwählt.

Und da war Nelle, die hübsche schwarze, faule Nelle, die ihre Arbeit hinwarf, sobald Madame zur Tür hinaus war, und unaufgefordert alle Standalgeschichten ihrer Nachbarschaft zum besten gab; und Koozje, das magre, freundliche Gesichtspfl mit den heftig roten Waden und den eingesunkenen, glänzenden blauen Augen, von der jedermann, nur sie selbst nicht wußte, daß sie nur noch kurze Zeit zu leben hatte. Und Berta saß da, fleißig über ihre Arbeit gebeugt, die Tochter aus der Wirtschafft zum „Heiligen Geist“, deren Vater im Zuchthaus saß, während ihre Mutter allein die Wirtschafft führte. Es sollte böß hergehn im „Heiligen Geist.“

Die aber, die ihre Maschine dicht neben der Fintjes stehn hatte, war Mieke, die hübscheste, stillste und sanfteste von ihnen allen, Mieke, die sich Fintje zur Freundin auerkoren hatte.

Eintönig rasselten die Maschinen, die glatte Seide hingte sich an die warmen

Hände der Mädchen fest. Und die jungen Augen, die in dem trüben Halbdunkel der Stichtlinie unverrückt folgen sollten, brannten. Oft zitterten die Finger der Arbeiterinnen vor Ungebuld. Der scharfe Essensgeruch, der manchmal aus der benachbarten Küche in das Atelier strömte, erregte die jungen immer hungrigen Gesichtspfe. Doch ob sie auch das Fenster weit aufrißen, immer stand da der Kamin und verwehrt neidlich Luft und Licht den Eingang.

Oft sangen sie. Am häufigsten ein Liedchen vom Frühling und von der Liebe.

Sans amour la vie n'est que misère — sans amour — sans amour — sangen sie alle zusammen, die verhaltenen Mädchenstimmen zitterten mit scheuem Flügelsschlag über dem lärmenden Treiben der gleichgültigen geschäftigen Maschinen.

Mit ihrem trägen Gang schwankte die dicke Madame Gérard zwischen dem Atelier und dem Empfangszimmer hin und her. Sie war eine echte Marcolienne, wenngleich eine vornehme, reiche. Das feine Ballonentöpfchen thronte fremdartig über dem allzu üppigen Körper der Flamänderin. Mit künstlerischem Raffinement frisiert umrahmte das schwarze Haar in gebauschten Wellen ihr junges, schönes Gesicht.

Sie ging in leichter, weißer, spitzen garnierter Bluse und weißleinenem Unterrock einher, denn ihrem blühenden Fett war immer zu heiß, und einen Kleiderrock trug sie nur Sonntags auf der Straße. Nachlässig bauchte sie vor ihren Kunden die schillernden Seidenstoffe zur Auswahl aus und schrieb träge die Maße auf. Sie wußte, daß es ihr an Bestellungen nie fehlen würde. Ihr Haus arbeitete zu gut und zu billig, schon ihre Mutter hatte das Geschäft zu seinem jetzigen Ruf gebracht. Und nebenaan arbeiteten fleißig ihre Mädchen, die ganz jungen umsonst, die älteren für geringen Lohn. Und dazu verdiente auch noch ihr Mann, der Schlosser, der unter Madames Räumen seine Werkstatt hatte.

Sie und da kam er einmal herauf ins Atelier. Die gebückt sitzenden Arbeiterinnen richteten sich unwillkürlich gerade auf, wenn sie seine Schritte die Treppe heraufkommen hörten. In ihrem Weiberinstinkt fuhren sie geschwind mit ordnender Hand über die Haare, und in den arbeitsmatten Augen glühte neues, funkelndes Leben auf. Trat der Schlosser unter die Tür, hoben sie alle die Köpfe, sogar die budlige kleine Belotte bemühte sich, eine gefälligere Pose anzunehmen. Denn sie waren alle arme gefangene kleine Vögel, denen nach Sonne und Liebe verlangte in ihrem dumpfen Arbeitsraum, und die es schon dankbar empfanden, wenn die Tür einmal aufging, und ein Abgesandter des Lebens, ein Mann, unter sie trat, und wenns auch nur ein schwarzberuhter Schlosser war, nur der spärlichverdienende Gatte der vielverdienenden Patronin.

Nun, immer fleißig, ihr Mädchen? fragte regelmäßig der Schlosser, indem er sich lauernd umsah. Hatte er sich von der Abwesenheit Madames überzeugt, trat er hinter den Stuhl eines der Mädchen und kniff es mit der geschwärtzten Hand in die Wade oder tättschelte ihr liebevoll Hals und Arm. Nun, Kleine, hast du denn schon einen Liebhaber, he?

Darauf gab ihm das Mädchen eine lede Antwort, oder es sicherte oder errotete verschämt, je nach dem Temperament. Der Schlosser machte keinen Unterschied. Er trat einmal zu dieser, dann zu jener. Wenn aber Madame hereintrat, erbat er sich in aller Höflichkeit von ihr den Kellerschlüssel und verschwand wieder. Dann senkten sich die sechs Köpfe, und langsam trat in den jungen Gesichtern die frühere Müdigkeit wieder zutage. Weiter schlichen die Stunden, bis die rostige Wanduhr endlich das Zeichen zum Feierabend gab. Dann packten sie zusammen, die einen hastig, die andern langsam, zögernd, denn nicht alle lehrten gern aus dem düstern Atelier in ihr Heim zurück. Für manche bedeutete dieses sitzende Arbeiten an der Maschine ein Ausruhen und Feiertaghalten.

Die letzte von allen, die die steile Treppe in Madame Gérards Haus hinunterkam, war immer Miele. Trotzdem wartete das eilige, unruhige Fintje Tag für Tag geduldig auf die stille Freundin mit dem sanften Madonnengesicht. Sie hatten ein und denselben Weg, denn Miele wohnte auch in einer Zimpe der Googiraat, in dem engen, übertriehenden Roten Rösschengang. Die Mädchen hatten sich nie

den Kopf darüber zerbrochen, wie der düstere Schlupfwinkel armer Lumpensammler zu dem lieblichen Namen gekommen sein möchte. Sie erfreuten sich ja alle der duftigsten, poetischsten Bezeichnungen, die unsaubern Höhlen und Gänge des Quartier des Marolles. Das klang wie Notizreihe entbehrender, in Schmutz und Armut versinkender Menschheit: Palmen-, Kamelien-, Blauveilchengang! Der Sirennengang, die Gasse des Gebets, des Heiligen Geistes! Fintje selbst wohnte ja im Windengang. Winden aber sind leichte, feine, wehende Sommerblumen!

Arm in Arm schlenderten die jungen Marolliennes die Hoogstraat hinauf. Langsam ging Miele, als eile es ihr nicht, heimzukommen; das schöne Gesicht hielt sie beharrlich gesenkt. Fintjes Augen dagegen suchten hungrig die spärlichen Himmelsflecken, die gleich hellen Vorhängen die kurzen Seitengassen der Hoogstraat abschlossen. Miele aber mochte in diese lichten Himmelsausschnitte nicht hineinschauen, weil in jedem ein großer, dräuender Schatten stand: der Justizpalast. Wie eine übernatürliche, düstere Erscheinung ragte er in den farbenfrohen Abendhimmel hinein.

Miele hatte einen großen Bruder, der viele Nächte auswärts zubrachte, und wenn er einmal heimkam, meist eine größere Summe Geldes mitbrachte, obschon er nirgends in Arbeit stand. Der Stiefvater fragte nicht, woher das Geld käme, und die Mutter auch nicht, sie waren alle froh darüber. Aber eine böse Ahnung sagte es Miele, eines Tags werde der Bruder nicht heimkommen, und jedesmal, wenn der Justizpalast, wo die Verbrecher gerichtet wurden, ihr vor die Augen kam, packte sie die Furcht.

Miele war ein schwelgamaes, nach innen gekehrtes Geschöpf; trotzdem schloß sich das lebhafteste Fintje eng an sie an, es sah mit einer Art scheuer Bewunderung auf zu ihr, die immer gut blieb und sanft und nie böse Worte gab. Miele hatte sich die Erlaubniß, Madame Gérard's Atelier besuchen zu dürfen, mühsam erringen müssen, denn die Mutter hätte es lieber gesehen, wenn die Tochter ihr bei dem übertriebenen Lumpengeschäft tätig zur Hand gegangen wäre. Die Mutter, alt und gebückt von den Jahren, war eins der Lumpenweiber, die im Morgengrauen mit ihrem grauen Sack Brüssels Straßen durchwandern. Heb je keon voddén en beenen? Ihre Stimme klang heiser von dem ewigen eintönigen Ruf. Miele's kleine Schwester, das Wantje, war der müden Mutter ein Dorn im Auge: noch ein unnützer Mund weiter zu stopfen! Wantje wurde herumgestoßen und ausgezankt. Miele's fiel es schwer, das mit anzusehen, weil sie die kleine Schwester mit einer heißen, mütterlichen Zärtlichkeit liebte. Und ihr höchster Wunsch war nun, es so weit zu bringen, daß sie einst allein für das Wantje sorgen könnte, und daß sie dieses einmal mit ihr geborgen in dem Zimmer bei Madame Gérard arbeiten sähe. Wenn Miele von dahem erzählte, sprach sie nur von dem Wantje, lieber aber hörte sie Fintje erzählen vom Pouchenellekeller, von der Heze und vom Marionettenonkelchen. Fintje, die immer noch bei der Großmutter in dem engen Kellerverschlag schlafen und des Abends in Domles erleuchteter Stube sitzen durfte, kam der Lumpensammlers-tochter aus dem Roten Rösschengang vor wie eine glückliche junge Prinzessin.

Fintje selbst aber wollte noch viel höher hinaus, sie war eine d'el Trap. Ein ungewisses Zukunftsbild schwebte ihr vor, ganz in Duft und Licht gewoben, eine Vision, wie sie gern in düstern Kellern geboren wird. Das Stillsitzen und Steppen und Fischbeinannähen im Korsettgeschäft, das bedeutete für sie nur die erste Stufe auf dem Wege in die Höhe, sicher die langweiligste, geduldheischendste von allen.

Wenn nur bald wieder Kirmes wäre! Wenn nur schon Faschnacht wäre! Wenn sich nur irgendetwas ereignen wollte! So eilig hatte es Fintje mit dem Leben! Endlich hatte sie Miele's etwas Neues zu erzählen.

Ein Fremder war zu Papa Toone in die Schenkstube getreten und hatte um Anstellung bei dessen Theater gebeten. Papa Toone war das Angebot juist gelegen gekommen, weil es ihm bei den Aufführungen an Stimmen fehlte. Der Fremde nannte sich Jan l'Grand und gab vor, Schauspieler bei einer herumziehenden Theatertruppe gewesen zu sein, was sein modulationsreiches Organ, seine vornehmen Bewegungen und sein schriftreines Französisch auch beglaubigten. Er saß viel als

stummer Zuhörer zwischen den Gästen in der Schenkstube, fing er aber einmal an zu reden, schwieg gleich alles um ihn her, weil er rebete wie ein Buch, gewandt und klug; das haßte ihm wohl noch von seinen großen Bühnenrollen an. Und das hatten die Leute gern, einen feinen Schauspieler umsonst disturieren zu hören; also war Papa Zoone froh über diesen hereingeschnittenen Besilfen. Und auch Fintje war erfreut über den neuen, interessanten Hausgenossen.

Sie hatte es jetzt immer sehr eilig, aus dem Geschäft heimzukommen, und stürmte dann gleich in Domkes Stube, wo um diese Zeit der schlanke, große Fremde neben dem kleinen Domke am Tische saß, auf dem immer noch die grünbeschirmte Petroleumlampe leuchtete, und die reparaturbedürftigen Marionetten bunt herumlagen. Der Fremde war nicht so eifrig und geschickt mit den Fingern wie Domke, obgleich er schmale und wohlgepflegte Hände hatte. „Faulenzerhände,“ sagte Domke verächtlich. „Schauspielerhände,“ dachte Fintje, und „Schauspieleraugen,“ fuhr sie in Gedanken fort, wenn er die scharfblickenden graublauen Augen unbelümmert um das Fortschreiten seiner Arbeit aufmerksam in der Stube umhergleiten ließ, über Domke und die Großmutter und über sie selbst. Solche Augen hat er gemacht, wenn er einen lähnen Ritter zu spielen hatte oder einen mächtigen Fürsten oder gar einen liebenden Prinzen, philosophierte Fintje, so scharfe, kluge, liebe Augen. Und sie, die das Ertröten bisher nur vom Sagenhören gekannt hatte, senkte tief das blasse Gesichtchen, in das jählings heiße Blutwellen stiegen, sobald diese Augen eine Welle auf ihr haften blieben.

Unwillkürlich dämpfte sie ihre schrille, ungeschulte Stimme, wenn sie zu Jan l'Grand sprach, der immer in einer ruhigen und gesitteten Weise rebete und nie gemeine Schimpfwörter gebrauchte. Sie fühlte einen Unterschied heraus im Wesen dieses Fremden gegen das der übrigen Bewohner des Windengangs, wengleich er nicht besser gekleidet ging als diese. Und auch die Großmutter empfand den Abstand. Sie ließ sich herbei, eingehender mit ihm zu reden und seinen Antworten einige Aufmerksamkeit zu schenken, als läge es ihr nicht gar fern, sich in diesem und jenem von ihm belehren zu lassen, sie, die Hege, die den Haufen bitterer Erfahrungen auf dem Herzen lasten hatte und alles tiefer durchgrübelt hatte als die übrige gedankenlose Menschheit um sie her. Und doch war er noch jung, der ihr in manchem Punkte mit überzeugendem Eifer das Gegenteil ihrer Ansichten beizubringen suchte. Schüttelte sie auch den Kopf dazu, sie hörte ihn doch an. Seltsam aber war es, wie sich dieser fremde junge Mensch die traurigen Geschichten der Alten zu Herzen nahm. Verwundert sah Fintje ihn an, wenn sich während des Zuhörens seine Brauen wie im Schmerz zusammenzogen, die Stirn sich zornvoll faltete, und die Hände sich zu Fäusten krampften, als habe er, er selbst veräümt, das Schreckliche, von dem die Alte erzählte, von den unglücklichen Geschöpfen abzuwenden. Über eins konnten sie sich nie einigen, die Großmutter und der Fremde: der junge Mensch behauptete, das Geseß sei da zum Schutze der Schwachen, die Hege aus dem Boucanellellener aber erklärte, das Geseß helfe dem Starcken gegen den Schwachen, dem Manne gegen das Weib, dem Vater gegen die Kinder.

Ihr kennt die Geseße nicht, sie wollen schützen, nicht vernichten, ereiferte sich der junge Mann. — Ich hab Euch aus dem Leben meiner Kinder erzählt, hat das Geseß sie geschützt? Hat es mich geschützt, als ich, ein schwaches Kind, hinging, um seine Hilfe anzurufen? Hat es die Kinder nicht von den Vätern vernichten lassen? Oder hat es den Männern das Mißhandeln ihrer Frauen verboten? Oder hat es ihnen das Trinken unterlagt?

Dann schwieg der wortgewandte Fremde und starrte mit nachdenklichen, traurigen Augen vor sich hin. Und der Staat der Marionette, die er in Arbeit hatte, machte keine Fortschritte.

Verächtlich entzog sie Domke endlich den Händen des Träumers. Faulenzer, zischelte es dabei zwischen seinen schmalen, blutlosen Lippen.

Domke konnte den Fremden nicht leiden. Er bildete ihn nur widerwillig in seinem Zimmer, an seinem Tische. Konnte der Komödiant nicht bei den Schwägern

in der Schenktube bleiben, steckte die Arbeit etwa, die er im Puppenlazarett vorzunehmen vorgab? Waren sie nicht früher immer allein fertig geworden, er und Fintje? Jetzt arbeitete auch Fintje nicht mehr mit dem alten Eifer, sie sah über ihre Arbeit weg nach dem Fremden und horchte mit geteilten, gierigen Lippen auf alle seine glatten Reden. Warum saß er hier und redete klug mit der Heze? Nicht um der Arbeit willen, auch nicht um der Heze alte Geschichten anzuhören, sicher nicht. Warum er dafuß und sich in Eifer redete und feurige Augen machte, das glaubte Domke genau zu wissen. Und daß Fintje mit offenkundiger Bewunderung auf ihn sah, preßte Domke heimlich bei der Nacht bittre Zornestränen aus. Freilich, es war leicht zu begreifen, der Fremde war groß und schlank und in schönen Reden gewandt, wie ein richtiger Herr, er mußte ihr außerordentlich klug und begehrenswert erscheinen: denn die Mädchen sehen außs Außere, sie erraten nicht, wie es im Innern eines Mannesherzens aussieht, und ahnen die Klugheit nicht, solange sie sich nicht in klingenden Worten offenbart.

Und Domke zündete des Nachts seine Lampe wieder an und griff nach dem Bogen unter seinem Strohhack und schrieb und schrieb an seinem ersten Theaterstück, wobei die Tränen ihm auf den glühenden Backen trockneten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. „Indemnität“ — *difficile est, satiram non scribere!* Der Hauptschuldige am ganzen südwestafrikanischen Unheil, der Reichstag, verlangt Indemnität. Nicht etwa für sich beim deutschen Volke, das ihm nur zu viel zu verzeihen hat, sondern die verbündeten Regierungen müssen um Indemnität bitten, weil sie ohne den Reichstag, vielleicht trotz dem Reichstag alle Mittel, die irgend geeignet erschienen, ergriffen haben, den Aufstand niederzuschlagen. Das heißt doch, den Konstitutionalismus durch den Parlamentarismus ertöten und parlamentarische Machtfragen an die Stelle der Landesinteressen setzen! Und doch darf man es dem Reichstage kaum übelnehmen. Er ist verhältnismäßig noch sehr jung, und es geht ihm in manchen Stücken wie dem Kleinstädter in der Großstadt, der sich dort nicht hinreichend „estimiert“ glaubt. Wenn man in England so verfahren wollte, wo die Kolonialkriege eigentlich in Permanenz sind, so läme dort die Regierung aus dem Indemnitätsbegehren gar nicht heraus. Die britische Regierung macht aber noch ganz andre Dinge ohne das Parlament und ohne den Formalismus der Indemnität. Man denke an die Bewegung in der englischen Flotte nach dem Zwischenfall von Hull! Ja ja, „das Meer macht frei.“ Aber nicht nur die Völker und die Regierungen, sondern auch die Parlamente, diese namentlich frei von dem Parlamentsbureaokratisismus, der bei uns eine so große Rolle spielt und abermals beweißt, daß der Deutsche ohne Bureaokratie trotz allem Betern über sie nicht leben kann. Ist keine Staatsbureaokratie vorhanden, so hat er dafür die der Gemeinde und der Selbstverwaltung, die der des Staats nichts nachgibt, sondern sie treulichst zu kopieren sucht; dem Regierungsapparat des Staats im ganzen aber setzt er selbstbewußt die Parlamentsbureaokratie gegenüber. Ein förmliches Wettlaufen: Bebel, Zentrum und Nationalliberale — auch du, Brutus! — um die „Indemnität,“ nicht einmal die Rechte mochte bei diesem Wettlauf zurückbleiben, um nicht der „Preisgabe von Volksrechten“ geziehen zu werden. Weniger tragisch nahm Graf Bülow die Sache: Indemnität? Mit Vergnügen! So viel Sie haben wollen!

Dem ruhigen Beobachter drängt sich aber doch die Frage auf: Genügt es denn wirklich nicht für eine ernste, sachgemäße, nicht auf Sensation und auf Stimmenfang gerichtete Behandlung der Geschäfte des Landes, wenn die Regierung den

Reichstag um nachträgliche Bewilligung der gemachten Ausgaben angeht? Daß alle Ausgaben — bei uns wie in England — formell der vorherigen Genehmigung des Parlaments unterliegen sollen, wird im Prinzip wieder niemand anzweifeln. Aber Staatsnotwendigkeiten stehn über dem bureaukratischen Formalismus, über dem staatlichen wie dem parlamentarischen. Gewiß hätte die Regierung im Sommer den Reichstag einberufen und ihm sagen können: „Hört einmal, die Geschichte in Südwestafrika wächst uns dank eurer bisherigen Knauerei und sonstigen Unverstands über den Kopf, wir müssen jetzt einige tausend, vielleicht zehntausend Mann unterhalten nebst allem, was sonst noch dort zum Kriegsführen gehört. Das wird einige hundert Millionen kosten, wieviel — das laun ich voraus kein Mensch wissen, also bewilligt uns einstweilen so und so viel Millionen und gebt uns die Genehmigung, daß wir den Aufstand mit allen Mitteln niederzuschlagen.“

Gewiß, das hätte die Regierung tun können, vielleicht auch tun sollen. Entweder hätte der Reichstag zähneknirschend in den für ihn gerade doppelt sauern Apfel gebissen, oder er hätte versagt. In dem letzten Falle hätte die Regierung die vielleicht nicht unerwünschte Gelegenheit gehabt, in einer Frage der nationalen Ehre an die Nation zu appellieren. Das wäre in mancher Hinsicht sogar recht nützlich gewesen. Die Sache selbst hat aber doch noch eine andre Seite. Jede Regierung ist verpflichtet, einem solchen Aufstande mit allen Mitteln, die in ihrer Macht liegen, entgegenzutreten; sie bleibt sogar dazu ebenso verpflichtet wie berechtigt, wenn das Parlament diese Mittel versagt. „Über allen Verträgen haben die Nationen ihre Rechte“ — hat uns schon Fichte gelehrt, und höher als jeder Verfassungsparagraph steht das Recht der Nation auf die Erhaltung ihrer Existenz und ihrer Integrität, auf die Wahrung ihrer nationalen Ehre und Würde. Das hat kein Geringer als König Wilhelm der Erste in seiner denkwürdigen Ansprache an die Adreßdeputation des Abgeordnetenhauses im August 1866 ausgesprochen, als er auf das damalige Indemnitätsgesuch für die Konfliktjahre ausdrücklich hinweisend erklärte: „Ich habe so handeln müssen und würde wieder so handeln, wenn es wieder notwendig werden sollte — aber, meine Herren, es wird nicht wieder vorkommen!“ Indemnität ist, wie schon das Fremdwort sagt, kein deutscher, sondern ein mit der konstitutionellen Schablone aus fremden Verfassungen zu uns gekommener Begriff. Im Jahre 1866 war die Indemnität am Plage, weil der siegreich heimkehrende König hochherzigen Sinnes den innern Konflikt schließen wollte, dessen Verlauf ihm sachlich Recht gegeben hatte. Er gab deshalb auf Bismarcks dringenden Rat in der Form nach, zumal als Preußen im Hinblick auf die gewaltigen Aufgaben einer großen Stunde die Sammlung aller seiner Kräfte brauchte. Daß es dennoch Bismarck nicht leicht war, den gegenteiligen Anschauungen gegenüber die seinige durchzusetzen, ist bekannt. Tut der Reichstag nun wirklich gut daran, den Indemnitätsbegriff so abzunutzen, daß er ihn unter die alltägliche kleine Münze wirft? Würde die Regierung nicht genau ebenso wie diesmal handeln müssen, wenn etwa im nächsten Sommer ein Aufstand in Ostafrika oder in Kamerun ausbräche? Soll sie da wirklich den Reichstag berufen, 397 Personen im Hochsommer aus ihrer Ruhe aufschrecken, nur um ihnen zu sagen: Der Aufstand ist da, unsre Pflicht ist, ihn niederzuschlagen. Das wird Geld kosten. Wieviel — das entzieht sich jeder Berechnung? Eine Berufung des Reichstags bei Ausbruch eines Krieges mit einer auswärtigen Macht ist selbstverständlich. Die Niederschlagung eines Aufstands dagegen gehört so sehr zu den Obliegenheiten, zu den Pflichten und den Rechten einer Regierung, daß eine Berufung des Parlaments aus solchem Grunde verfassungsrechtlich nicht unbedingt nötig ist, so wenig wie etwa bei großen Hochwasserverheerungen oder bei Ausbruch einer Epidemie.

In England würde das Parlament vielleicht bei Ausbruch eines Aufstands in Irland, kaum aber bei Ausbruch eines solchen in Indien einberufen werden,

ebensowenig wie dies in Frankreich zu irgendeiner Zeit wegen eines Aufstands in Algier der Fall gewesen ist. Bekämpfung von Aufruhr ist eine Pflicht der Verwaltung, dazu ist sie da, und es genügt verfassungsrechtlich durchaus, daß sie die dabei entstandenen Kosten nachträglich vom Parlament genehmigen läßt. Ist aber die Einberufung des Reichstags in solchen Fällen verfassungsrechtlich nicht geboten, so hat die Regierung auch keine Verpflichtung, eine Indemnität nachzusuchen für Ausgaben, die durchaus innerhalb ihrer Pflichten und ihrer Zuständigkeit nötig waren und ohne Ausschub geleistet werden mußten. Die Annahme, daß sich der Reichstag, zumal in diesen Tagen, wo sich der Ausbruch des wesentlich durch ihn angerichteten afrikanischen Unheils zum erstenmal jährt, auf das hohe Ross der Indemnität setzen würde, ist vorher wohl schwerlich irgend jemand gekommen. Als der Reichstag vertagt wurde, war es für jeden denkenden Deutschen klar, daß die Niederwerfung des Aufstands noch großen Aufwand von Menschen und Geld fordern werde und noch einen langen Zeitraum in Anspruch nehmen werde. Um so mehr darf man sich wundern, daß damals keine Partei eine Initiative ergriffen hat, um eine Verständigung über die Mittel durch Bewilligung einer Minimalsumme herbeizuführen. Das Spielen mit dem Feuer des Konflikts durch Aufwerfen der Indemnitätsfrage in einem Augenblick, wo der Brand in Südwestafrika noch hell lodert, ist geradezu unverständlich und kann durch keinen sachlichen Grund erklärt werden. Der Bundesrat hat sich dieser Forderung gefügt oder ist ihr in gewissem Sinne sogar zuvorgekommen, weil er den Augenblick nicht für geeignet und den Fall nicht für bedeutend genug hielt, die Situation mit einem innern Konflikt zu belasten; aber als Präzedenzfall wird er es schwerlich gelten lassen. Prinzipienfragen soll man im öffentlichen Leben nur diskutieren, wenn man entschlossen ist, den eignen Standpunkt durchzusetzen. Der Bundesrat hat wohl daran getan, daß er dem vorliegenden Falle, den die Ungewohntheit größerer kolonialer Kämpfe entschuldigt, eine solche Bedeutung nicht beimaß. Wären wir eine ältere Kolonialmacht, so würde die Behandlung solcher Dinge im Parlament ohnehin anders sein. Ebenso wie man heute verwundert den Kopf darüber schüttelt, daß in Preußen ein fünfjähriger Konflikt, der den Staat in seinen Grundfesten erschütterte, wegen neun Millionen Talern möglich war — heute die Kosten eines einzigen Linienschiffs —, so werden unsre Enkel über die Behandlung der afrikanischen Dinge durch den heutigen Reichstag erstaunt sein. Ober sollte die heutige Reichsverfassung auf die Dauer wirklich nicht der Sattel sein, worin Deutschland reiten kann? Auf den ersten Blick hin möchte man die Frage bejahen, aber gerade die Konfliktzeit in Preußen mit dem aus einer völlig andern Art von Wahlen hervorgegangenen Abgeordnetenhaufe beweist, daß politische Kurzsichtigkeit unter jedem Wahlrecht möglich und siegreich sein kann.

Allerdings verändert der Charakter des Reichs als Bundesstaat diese Frage insofern, als der Widerstand in Preußen von einer einheitlich geschlossenen Regierung geleistet werden konnte, während die Widerstandskraft und Widerstandsneigung bei den einzelnen deutschen Regierungen sehr verschieden sein kann, demgemäß auch die Widerstandsfähigkeit des Bundesrats. Im großen und ganzen hat dieser in den letzten vierzehn Jahren eine unverkennbare Neigung zur Nachgiebigkeit dem Reichstage gegenüber entwickelt, ohne dafür Dank oder Anerkennung, vielmehr nur weitergehende Forderungen zu ernten. So will uns u. a. auch die Einmischung des Reichstags in die Behandlung der Hereroergefangenen nicht unbedenklich erscheinen. In einem Aufstandsgebiet, zumal einem wilden und heimtückischen Gegner gegenüber, muß das Kriegsrecht herrschen. Selbstverständlich hat die Regierung das Recht und unter Umständen die Pflicht, dem Oberbefehlshaber hierin gewisse Grenzen vorzuzeichnen, aber die öffentliche Diskussion darüber kann auf die unter den schwierigen Verhältnissen dort ringenden Truppen schwerlich einen guten Eindruck machen. Will der Reichstag auch noch Hofkriegsrat spielen? Und wohin sind wir mit der bei früheren Anlässen so ausgiebig bewiesenen Milde und Humanität gekommen? Unsre Truppen denken gewiß nicht daran, einen Ausrottungs-

Krieg zu führen, aber eine solche Empörung kann nur durch Schrecken gebändigt werden. Nach der Unterwerfung mag sich wohlwollende Fürsorge mit der Strenge verbinden, jede unzeitige Humanität aber würde bei den Eingebornen nur den Eindruck der Schwäche der deutschen Herrschaft, der Unfähigkeit, sich mit Macht zu behaupten, von neuem hervorrufen und den Keim zu künftigen Aufständen legen. Es würde überhaupt töricht sein, zu glauben, daß der jetzige Zustand der Letzte sein werde. Empörungen größeren oder geringern Umfangs werden mit dem Anwachsen der eingebornen Bevölkerung immer wiederkehren, bis sie durch die Umsicht und vor allem durch die Energie der deutschen Verwaltung überzeugt worden sind, daß sie mit dem Kopf gegen die Mauer rennen. Das lehrt die Kolonialgeschichte aller Völker, und wir haben doch kein Vorzugsrecht, daß es uns darin besser ergehen müsse, weil wir von den andern nichts gelernt und die Dinge zumal im Reichstage so ungeschickt wie möglich angefangen haben. Gerade die Geschichte der Kapkolonie ist hierin außerordentlich lehrreich, und die Kolonialverwaltung sollte ihren Denkschriften einen Abriß daraus ad usum publicum beifügen. *g*

Politische Pädagogik für Preußen (Leipzig, Paul Schimmelwitz, 1904) betitelt Fr. Kresschmar ein Werk, das dazu bestimmt ist, die Lehrer, Verwaltungsbeamten, Geistlichen, Ärzte, Parlamentarier, Publizisten über den gegenwärtigen Stand des Erziehungswezens auf allen Gebieten zu unterrichten. Der vorliegende erste Band behandelt die „Erziehungsobjekte“ in achtzehn Kapiteln (das physiologische, das psychologische Studium des Kindes, Schaffung der hygienischen Bedingungen, die hygienische Kontrolle, Unterhaltsfürsorge, Aufenthaltsfürsorge, Waisenfürsorge, Kinderarbeit, Eigentumsfürsorge, Kleinkindesalter, Kindesalter, Kriminalität der Jugend, Zwangsberziehung, Jünglingsalter, Volkshochschulen, Bibliotheken, Volkunterhaltung, der Bildungswert der Frauenbewegung). Der zweite Band wird die Unterrichtsfächer und die Schulgattungen behandeln. Der Verfasser räsoniert nicht, fällt keine abschließenden Urteile, für die ja auch die Zeit noch gar nicht gekommen ist; aber er führt sehr viele Urteile von Autoritäten an, informiert vollständig und in einer anziehenden Form, aus der ein warmes Herz spricht. Und dieses alles in Bänden von sehr bescheidenem Umfange; der erste hat nur 183 Seiten. Viel voluminöser (724 Seiten Verkonostav) ist ein Werk von ganz andrer Art: Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche von Dr. Fr. W. Foerster, Privatdozent für Philosophie am eidgenössischen Polytechnikum und an der Universität Zürich. (Berlin, Georg Reimer, 1904.) Foerster hat als eifriger Mitarbeiter an der ethischen Bewegung seit 1897 in Zürich ethische Kurse für Knaben und Mädchen verschiedener Altersstufen veranstaltet. Er hält solche für notwendig unter den heutigen Zeitumständen, unter andern auch wegen der Spaltung in Konfessionen und Konfessions-, ja religionslose Gruppen, ist jedoch keineswegs der Meinung, daß sein Moralunterricht den Religionsunterricht ersetzen sollte: „Gerade die pädagogische Praxis hat in ihm die Überzeugung von der unvergänglichen ethischen und pädagogischen Bedeutung der Religion aufs höchste verstärkt.“ Für die Frische der Jugend fürchtet er keine Gefahr von einem besondern ethischen Unterricht; eben die Anleitung, die er in seinem Buche gibt, beweist, daß damit nicht gewöhnliches Moralisieren gemeint ist. Es wird bei jedem der zu behandelnden Gegenstände einerseits an die den Kindern bekannte Wirklichkeit, an ihre eignen Erlebnisse, andererseits an ihre Empfindungen, Reigungen und Streben angeknüpft. Die edlern unter diesen werden wahrgenommen und zu Bundesgenossen des Lehrers gemacht, der besonders bei jeder Gelegenheit an das Kraftgefühl der Knaben appelliert und sie davon überzeugt, daß ethisches Verhalten wahres Heldentum ist. Die Anleitungen werden durch die Mittheilung von Erfahrungen illustriert, die der Verfasser in der Unterhaltung mit seinen Zöglingen gesammelt hat, und es ist rührend und ergreifend zu sehen, wie tief sein Blick in ihre Seelen und in ihre Häuslichkeit eingedrungen ist, und

mit welcher liebevollen innerlichsten Teilnahme er sie als kundiger Führer auf dem schwierigen Wege der Selbsterziehung — auf diese arbeitet er hin — geleitet. Die in die Anleitung für den Lehrer eingeflochtenen Beispiele: Geschichten aus dem Alltagsleben, Anekdoten, Parabeln hat er in einem kleineren Buche zum unmittelbaren Gebrauche der Jugend zusammengestellt. Diese „Jugendlehre, ein Buch für Knaben und Mädchen,“ ist in demselben Verlag erschienen.

Hier gedachten wir unsere heutige Übersicht zu schließen, da ging uns noch ein Büchlein zu, das wir anfügen wollen: Anmerkungen zum Text des Lebens von Wilhelm Münch. Dritte, gesichtete und ergänzte Auflage (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904). Eine Sammlung sinniger Aphorismen. Zwei Proben! „Die Südländer können Optimisten sein auf Grund ihrer Natur, oder der Natur, in der sie leben; die Nordländer nur auf Grund ihrer sittlichen Kultur.“ „Gott ist die Liebe. Das wird von allen gern hingenommen, niemand widerspricht, und im ganzen glaubt man es auch zu verstehen. Aber das hindert nicht, daß Gott doch für die meisten vor allem etwas andres und freilich geringeres ist. Für das Kind ist er die unsichtbare großväterliche Gutmütigkeit, für den Halbwüchsigern etwa die Unwissenheit und die letzte Strafgewalt, für den echten Jüngling geheimste Quelle der Begeisterung, für das fromme Weib der stille Seelenfreund, für den arbeitenden Mann der Herr, in dessen Dienst er steht, für den Greis das Etwige im Wechsel und Vergehen, für den Pfälster der Hüter der Ordnung in der Welt, für den Kleriker der oberste Heerführer und das höchste Parteihaupt, für die Ronne der zuverlässige Verwalter aufgesparten Glücks, für den Weltmenschen nur noch eine gelegentliche Interjektion innerhalb seiner Rede, für den Leidenden die Macht der Erlösung und — für den Liebevollen die Liebe.“

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Forman
gegen
Schnupfen
DOSE 30 Pfg.

Ärztlicherseits vielfach als ideales Schnupfenmittel bezeichnet. — Wirkung frappant. —
In allen Apotheken.



Die Grenzboten



Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 4

Ausgegeben am 26. Januar 1905

Inhalt:	Seite
Kredit. Von Paul Büchner	181
Vom alten deutschen Kunstwesen. Von Georg Sievers. (Schluß)	191
Minnesangs Frühling in Frankreich. Von R. Kießmann	199
Erinnerungen einer Lehrerin	210
Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege. Aus dem Nachlaß von Friedrich Rahel. 3. Dem Hauptmann zuliebe	220
Im alten Brüssel. Von Clara Hohrath. 7-10	228
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichs Spiegel	237

St. Wilh. Brunow
Leipzig





H. W. Schöttler,



Cigarrenfabrik.

Lager:

Leipzig, Weststr. 31/33.

Lager:

Hamburg, Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.



La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.

Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.

Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Dr. Adolf Pfannenstiel $\frac{1}{2}$ Fl. 1.30
Heidelbeer-Punsch

Postkoll N. 5.50 enth. zwei $\frac{1}{4}$ oder vier $\frac{1}{8}$ Fl., berühmt durch seine hygienischen Vorzüge und seine Bekömmlichkeit, attestiert durch viele freiwillige Anerkennungen v. Ärzten und Laien. Erhältlich in allen Geschäften der Branche, wo nicht, direkt durch „Heidelbeermelketeiler Bogenstanz“ in Bogenstanz.

Nichts praktischer für Wohnzimmer, Bureau etc.
als meine neuen, effektvollen

Locosgarn-Teppiche!

u. Läufer, einfarbig u. in „Perser“, „Cunis“, „Jugend“ Genre.
 Bitte Preisliste 4 zu verlangen.

Hugo Garbrecht, Erfurt, Roßmühl-Maurerstr.

JLSE
BRIKET
Produktion
63000 Waggons



Kredit

Von Paul Bächner



aß unser Wirtschaftsgefüge auf dem Kreditwesen beruht, kann man in allen nationalökonomischen und handelswissenschaftlichen Handbüchern lesen. Die Begründung dieses Satzes, der zum Gemeinplatz geworden ist, pflegt aber dürftig und mangelhaft zu sein, wenn sie überhaupt versucht wird, da den Verfassern, die dem praktischen Geschäftsleben fernstehn, der Einblick in unser Wirtschaftsgetriebe fehlt. Unsere Aufgabe soll es sein, zu untersuchen, ob der Satz begründet ist, und auf welchen Wegen der Kredit wandelt.

Wenn eine Wirtschaftsordnung gesund sein soll, so muß es jedem einzelnen Menschen die Möglichkeit gewähren, materielle Fortschritte zu machen. Die meisten begnügen sich damit, nach der Besserung ihrer äußern Lage zu streben, nur wenige wollen eine gewisse Unabhängigkeit mit Hilfe des erworbnen Vermögens erlangen, und sehr selten sind die, für die ihr Kapital das Mittel ist, höhere Zwecke zu erreichen.

Unsre Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung beruht auf der Institution der Familie. Für die Erhaltung und die Vermehrung der Produktionsmittel ist es von Wichtigkeit, daß sie sich in derselben Familie von einer Generation auf die andre vererben, da große Unternehmungen, die bedeutende Kapitalien verlangen, nicht ausführbar wären, wenn alle Menschen mit der Aufspeicherung von Vermögen immer wieder von vorn anfangen müßten. Unter den heutigen Wirtschaftsverhältnissen in Deutschland gelingt es nur ausnahmsweise, große Kapitalien in einem Menschenalter anzuhäufen; Leute, die ihre Laufbahn ohne Mittel beginnen und nur über Ersparnisse verfügen, können nur kleine Unternehmungen ausführen.

Aber auch Ersparnisse zu machen ist nicht jedem beschieden, da die meisten Anstellungsverhältnisse höchstens erlauben, einen Notgroßchen zu erübrigen. Wie zu allen menschlichen Unternehmungen gehört auch zur Erlangung einer gut dotierten Stellung Glück. Trotz allen Bemühungen, die man aufgewandt hat zur Bekämpfung der Überzeugung, daß der Mensch zunächst durch Glück vorwärts komme, und daß Tüchtigkeit und Intelligenz weniger förderlich seien

als die Macht, die der Religiöse Vorsehung und der Materialist blinden Zufall nennt, ist sie im praktischen Leben sehr weit verbreitet. Die Sprichwörter: „Jeder ist seines Glückes Schmied“ und „Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist,“ werden meist so ausgelegt, daß man das „Glück“ oder das „Eisen“ erst in der Hand haben muß, ehe man es schmieden kann, und daß die persönlichen Fähigkeiten nichts dazu beitragen können, das Glück selbst zu erlangen, sondern nur dazu geeignet sind, es in verständiger Weise zu benutzen — das Eisen zu schmieden, solange es warm ist. Das Glück trifft oft solche, die davon keinen richtigen Gebrauch zu machen verstehen — „Wie gewonnen, so zerronnen,“ sagt der Volksmund. Ebenso haben vielfach auch „die dümmsten Bauern die größten Kartoffeln,“ da sich das Glück nicht immer die Intelligentesten aussucht. Man kann wenig begabt sein und doch eine gewisse Schlaueit und Tüchtigkeit beim Erwerb und bei der Vermehrung seines Gutes zeigen. Nach einer weit verbreiteten Meinung gibt es Glückspilze und Pechvögel: den einen gelingt alles, auch wenn sie es noch so ungeschickt anfangen, während die andern jeden Entschluß noch so gründlich überlegen und noch so umsichtig ausführen können — es ist ihnen nicht möglich, den ersehnten Erfolg zu erringen. Der Streber sucht mit Vortriebe Glückspilze auf, und der Pechvogel wird von vielen gemieden, die vorwärts kommen wollen, denn Unglück ist nach ihrer Ansicht ebenso ansteckend wie epidemische Krankheiten. Der verstorbene Baron Alfons von Rothschild gab sich grundsätzlich nicht mit Unglücklichen ab, sondern trat nur mit solchen Leuten in Geschäftsverbindung, die Günstlinge des Glücks waren.

In den niedern Ständen trifft man vielfach die Überzeugung an, daß der Mensch durch Arbeit wohl sein Auskommen finden, aber nicht zu Geld kommen könne. Wer sozialdemokratische Zeitungen liest, wird oft auf diesen Fatalismus stoßen. Infolgedessen suchen viele Menschen ihr Glück im Spiel, und der Staat sanktioniert gewissermaßen den Gang dazu, indem er Lotterien einrichtet und die Totalisatorwette erlaubt, obgleich nach Paragraph 284 des Strafgesetzbuchs das gewerbmäßige Glücksspiel verboten ist und nach Paragraph 762 des Bürgerlichen Gesetzbuchs durch Spiel und Wette keine Verbindlichkeit begründet wird. Das Lotteriespiel ist unter allen Ständen, und die Totalisatorwette in vielen höhern Kreisen weit verbreitet, und es gibt nicht wenig Geschäftsleute, die sich mit Hilfe eines größeren Lotteriegewinns selbstständig gemacht haben. Der Staat hat jedoch kein eigentliches Interesse am Spiel, da die Allgemeinheit keine wirtschaftlichen Fortschritte macht, wenn einige Kapitalien nur durch viele kleine Verluste gebildet werden. Völker vermehren ihren Wohlstand nur durch Arbeit, nicht durch Spiel.

Unsre Gesetzgebung hat deshalb den Weg gewiesen, auf dem auch die große Menge wirtschaftliche Fortschritte machen kann, indem sie das Genossenschaftswesen in feste juristische Formen gebracht hat. Arbeiter, Handwerker, Kleinhändler und Landwirte haben Konsumvereine, Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften in großer Zahl gegründet, um sich durch gemeinsamen Einkauf und Verkauf Vorteile zu verschaffen, allerdings auf Kosten vieler Händler, denen durch diese Selbsthilfe die Existenz ganz oder teilweise genommen

wird. Bei seiner Beteiligung an Genossenschaften ist der Nutzen des Einzelnen verhältnismäßig gering, sie bietet ihm aber sicherere Vorteile als das unsolide Spiel.

Für den Unternehmungslustigen, der ohne Mittel ist, hat jedoch dieser Weg geringen Reiz, da er seinem Vorwärtstreben keine genügende Befriedigung bietet. Er will auf eigne Faust weiterkommen — seine Mitmenschen und deren wirtschaftliche Fortschritte kümmern ihn nicht. Solche Strebenden unterstügt das moderne Kreditwesen, das sich aus kleinen Anfängen heraus zu dem heutigen Umfang entwickelt hat. Das unbemittelte Unternehmertalent sucht Kapital, um seine Pläne ausführen und zu Wohlstand gelangen zu können, und der Kapitalist leiht solchen Leuten sein Geld, um Vorteil von ihrer Arbeit zu haben, die er selbst entweder nicht verrichten kann oder will. Während der Spieler dem Ausgange des Spiels untätig zusehen muß, ist der Erfolg des Kaufmanns nur bis zu einem gewissen Grade vom Glücke abhängig, dauernd wird er nur durch seine Tüchtigkeit und Intelligenz.

Das Kreditwesen bringt dem Kreditgeber und dem Kreditnehmer Nutzen: der Unternehmungslustige vermag seine Talente gewinnbringender zu verwerten als in Anstellungen, und der Kapitalist verdient Geld, ohne zu arbeiten. Während die Nationalökonomien noch nicht ganz einig über das Wesen des Kapitals sind, ist der Kaufmann keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß es eine Arbeitskraft ist, die er gegen Entgelt ausleiht. Er sagt, sein Geld arbeitet in seinem Geschäft, sucht Beschäftigung oder findet keine Beschäftigung. Ebenso wie der Arbeiter hat auch das Kapital seinen Lohn — es verzinst sich. Wie der Arbeiter nach Angebot und Nachfrage der Arbeitskräfte bezahlt wird, so schwankt auch der Zinsfuß je nach der Menge des angebotnen Kapitals. Ist das Geld knapp, d. h. ist die Nachfrage größer als das Angebot, so ist der Zinsfuß hoch; wird mehr Kapital angeboten, als verlangt wird, so ist er niedrig — dieselbe Erscheinung bei dem Angebot und bei der Nachfrage von Arbeitskräften. Wenn der Kaufmann eine Rentabilitätsberechnung aufstellt, so bringt er die Verzinsung des in seinem Geschäft tätigen Kapitals ebenso in Anschlag wie die Ausgaben für Gehalte, Löhne und die Vergütung für seine eigne Arbeit, vorausgesetzt, daß er den Betrieb selbst leitet. Ein Geschäft, das außer den Generalunkosten nur so viel abwirft, daß er sein Geld zu dem üblichen Zinsfuße verzinsen kann, ist für ihn nicht rentabel.

Ganz Unbemittelte erhalten selten Kredite, auch wenn sie noch so tüchtig und intelligent sind. Gewöhnlich wird von dem Kreditgeber irgendeine Sicherheit verlangt, bei Warenkrediten pflegt der Kreditnehmer ein Drittel des Betrages anzuzahlen. Ohne irgendwelche eignen Mittel ein Geschäft anzufangen ist nur dann möglich, wenn der Kreditnehmer gute Verbindungen unter Kapitalisten hat, die Zutrauen zu seinen Fähigkeiten haben. Im allgemeinen sieht der Lieferant, der Waren hergibt, auf die genügende Fundierung des Geschäfts und riskiert nur kleinere Beträge bei Abnehmern, die nicht ganz sicher sind, langsam zahlen oder von fremden Mitteln, die nicht haftbar sind, abhängen. Es gibt natürlich auch viele leichtsinnige Kreditgeber, die

auf jeden Fall Geschäfte machen wollen und Waren liefern, ohne irgend eine Sicherheit zu haben.

Wenn es sich um die Anknüpfung einer neuen Geschäftsverbindung handelt, so erkundigt sich der vorsichtige Kaufmann über seinen neuen Kunden in der sorgfältigsten Weise. Auch der Kaufmann, der sich erst ein neues Geschäft aufbauen will und keine Gelegenheit gehabt hat, als Reisender oder Agent mit der Kundschaft vertraut zu werden, muß sich auf Erkundigungen stützen, da er selbst noch keine Erfahrungen in seinem Geschäft gesammelt hat. Er läßt sich von dem Kreditnehmer zunächst Referenzen geben und fragt bei diesen über die Eigenschaften und die Vermögensverhältnisse seines neuen Kunden an. Da sich in unsrer wechselvollen Zeit die Verhältnisse schnell ändern, und das Wirtschaftsgebiet unendlich größer geworden ist als in früheren Jahrzehnten, so ist eine Veränderung in der Kundschaft häufiger als unter den vorhergehenden Generationen, wo alles stabiler war. Der Kaufmann kommt also jetzt öfter in die Lage, sich zu erkundigen, und deshalb ist die Mitteilung von Referenzen die Regel geworden. Viele neu etablierte Kaufleute geben in ihren Rundschreiben, die sie an ihre zukünftigen Geschäftsfreunde versenden, unaufgefordert Referenzen, und ebenso ist es gebräuchlich, daß der Kreditnehmer diese dem Kreditgeber ohne weiteres gibt, wenn sie in Verbindung treten. Die Zirkulare sammelt der Kaufmann, sie dienen ihm als wertvolles Hilfsmittel, schon wegen der Unterschriften, die zu vergleichen im Wechselverkehr wichtig ist. Aus demselben Grunde sammeln auch die Banken diese Rundschreiben, die nicht nur bei Etablierungen, sondern auch bei jedem Inhaberverwechsel und sogar bei der Aufnahme neuer und dem Abgange alter Prokuristen mit den entsprechenden Unterschriften versandt werden. Die Aufgabe von Referenzen ist ein Zugeständnis des Kreditnehmers an die Berechtigung der Erkundigung, die sich im kaufmännischen Verkehr im weitesten Maße eingebürgert hat.

Ein anderer Weg der Krediterkundigung ist die Anfrage bei Geschäftsfreunden oder bei der Bank, mit der der Kreditgeber arbeitet. Die geschäftsfreundliche Auskunfterteilung geschieht von Mund zu Mund oder auf schriftlichem Wege, wenn der Auskunftgeber dem Kreditgeber nicht persönlich erreichbar ist. Diese Art der Erkundigung wird dadurch erleichtert, daß sich die Angehörigen eines Geschäftszweiges gewöhnlich ziemlich genau kennen, auch wenn sie nicht an demselben Orte oder in demselben Lande ansässig sind. Der Austausch von Wahrnehmungen und Erfahrungen ist unter Geschäftsfreunden recht rege, da die Korrespondenz des Kaufmanns, der sich seinem Geschäft mit allen Kräften widmet und oft ganz darin aufgeht, sehr ausgebreitet ist. Alle Mitteilungen geschehen unter Discretion; an die Tagespresse und an Fachzeitungen werden nicht gern Nachrichten kommerziellen Inhalts gegeben, auch nicht über Zahlungseinstellungen. Allgemein üblich sind solche Mitteilungen an die Presse nur in den Branchen, in denen ein börsemäßiger Handel üblich ist, weil die Firmen, die die Kurs- und die Marktberichte an Zeitungen geben, zugleich wichtige Vorkommnisse in ihrem Geschäftszweige mitteilen.

Ebenso häufig wie die geschäftsfreundliche Auskunft ist die Bankauskunft.

Alle größeren Banken unterhalten für die Erteilung von Auskünften besondere Abteilungen, bauen ihre Auskünfte auf eignen Erfahrungen, die sie im Kreditverkehr machen, auf und tauschen diese auch mit andern Banken aus, indem sie sich die vorgekommenen Wechselproteste durch die Vermittlung von Listen, die an verschiedenen Bankplätzen herausgegeben werden, mitteilen.

Auch die Agenten und die Reisenden, die die Kundschaft aufsuchen, befragen sich mit der Erteilung von Auskünften an ihre Häuser. Diese Quelle ist jedoch nicht immer ganz objektiv, da jeder Vertreter Geschäfte machen will, um seine Provision zu verdienen, und deshalb die Verhältnisse des Kreditnehmers oft etwas optimistisch ansieht. Infolgedessen verläßt sich der vorsichtige Kreditgeber nicht auf solche Auskünfte allein, sondern zieht noch an andern Stellen Erkundigungen ein.

Die auf allen diesen Wegen erhaltenen Auskünfte sind meist recht dürftig und unzuverlässig. Sie franken daran, daß der Kreditgeber oft die aufgegebenen Referenzen, ihren Ruf und ihren Charakter nicht kennt, und daß sie gewöhnlich keine Einzelheiten enthalten, aus denen er sich ein richtiges Bild von der Lage seines neuen Kunden machen kann. Mit dem zunehmenden Geschäftsverkehr hat sich deshalb die berufsmäßige Krediterkundigung ausgebildet, die die Auskunftsinstitute besorgen. Zunächst schützt diese Art der Erkundigung den Kreditgeber vor dem Schwindler, der seine Helfershelfer als Referenzen aufgibt, sowie vor den unreellen Geschäftsleuten, die einzelne Lieferanten bezahlen und diese als Paraderferenzen benutzen, während sie alle andern warten lassen. Die großen Auskunftsinstitute kennen alle Kaufleute, Schwindler wie reelle Geschäftsleute, und nehmen nicht nur die Befragung von Referenzen und Banken in die Hand, sondern kontrollieren auch Zahlweise und Fundierung der Geschäfte durch die Lieferanten, deren Urteil einige Zeit nach ihrer Anfrage eingeholt wird. Außerdem machen die Auskunftsteien alle Feststellungen über Herkunft, frühere Tätigkeit und Vermögensverhältnisse und sammeln handelsgerichtliche, güterrechtliche und andre amtliche Bekanntmachungen. Die auf solche methodische Weise gewonnenen Auskünfte geben ein ganz andres ökonomisches Bild als die oft nur aus drei Worten bestehenden Bankauskünfte oder Mitteilungen der Referenzen und Geschäftsfreunde.

Die Zahl der Schwindler- und Gauneregistenzen wird meist überschätzt. Man tagiert den Prozentsatz gewöhnlich nach den Zeitungsberichten über Hochstapeleien, Unterschlagungen und Betrügereien und vergißt dabei, daß die Tagespresse in ihrem lokalen und vermischten Teile von solchen Nachrichten lebt und solche Vorkommnisse nicht nur aus dem Erscheinungsort der Zeitung, sondern aus allen Ländern und Erdteilen zusammenliest. Wenn das Verhältnis so ungünstig wäre, wie es aus der Menge solcher Berichte hervorzugehn scheint, so würde unsre ganze wirtschaftliche Kultur eine Unmöglichkeit sein. Diese Kultur beruht darauf, daß die Mehrzahl der Menschen die übernommenen Verpflichtungen erfüllt, der Kaufmann also seinen Zahlungsverpflichtungen gerecht wird, sonst gäbe es kein geordnetes Wirtschafts- und Staatsleben, und wir würden in den Urzustand zurücksinken, aus dem sich die Menschheit durch jahrtausendelange Arbeit erhoben hat.

Alle kaufmännischen Auskünfte enthalten Angaben über die Fähigkeiten, den Charakter und die Erfolge des beurteilten Geschäftsmannes. Während die Erfolge meist leicht festzustellen sind, weisen die Urteile über Fähigkeiten und Charakter größere Schwankungen auf. Leute, die dem geschäftlichen Leben fernstehn, bezweifeln oft, daß man ein richtiges Urteil über die persönlichen Eigenschaften eines Menschen zusammenbringen könne. Befragt man jedoch fünf Kaufleute über einen Geschäftsmann, mit dem sie in Verbindung stehn, so werden mindestens drei dasselbe Urteil abgeben. Der Blick des Kaufmanns ist durch langjährige Übung geschärft, da seine eignen Erfolge wesentlich von der richtigen Beurteilung des andern abhängen, und er urteilt meist richtig, auch wenn ihm selbst die für einen tüchtigen Kaufmann notwendigen Eigenschaften fehlen. Es handelt sich hier natürlich nur um Urteile über Eigenschaften, die für den Kaufmann in Frage kommen; künstlerische, wissenschaftliche und andre Befähigung deckt sich durchaus nicht immer mit ökonomischer Befähigung, und das ökonomische Bild großer Staatsmänner, Künstler und Schriftsteller sieht oft ganz anders aus als ihr öffentliches Charakterbild. Ebenso ist das moralische Charakterbild von dem geschäftlichen oft ganz verschieden.

Bei der Beurteilung des Charakters kommen zwei verschiedene Seiten in Betracht: das Verhalten des Kaufmanns als Abnehmer und Lieferant, und die Art und Weise, wie er sein Geschäft betreibt. Was den ersten Punkt anlangt, so ist es von Wichtigkeit, zu wissen, ob er zu Differenzen neigt und schikaniert, um sich seinen Verpflichtungen zu entziehen und um Abzüge vom vereinbarten Preise zu machen. Ebenso wichtig ist die Feststellung, ob er als Lieferant Vertrauen verdient und genau nach Muster liefert. Wenn man ein Urteil über die Art und Weise abgibt, wie der Kaufmann sein Geschäft betreibt, ob er tüchtig und rührig, fleißig und strebsam ist, oder ob er sein Geschäft vernachlässigt, so gibt man gewissermaßen ein Urteil über seine kaufmännische Zukunft ab. Bei dem harten Konkurrenzkampf, der heute nicht nur in allen Berufen, sondern vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet ausgefochten wird, spielen Tüchtigkeit und Rührigkeit eine große Rolle. Während unfre Vorfahren ihre Existenz fanden, ohne ihr Haus zu verlassen, und ohne irgendeine Offerte zu machen, muß der Kaufmann heutzutage seinen Kunden selbst aussuchen oder durch Reisende und Agenten aussuchen lassen und ihm seine Waren anbieten. Auf die billige Preisberechnung und die gute Qualität der Ware kommt es allein nicht mehr an, da dieselben Bezugsquellen allen Kaufleuten in derselben Weise zur Verfügung stehn. Ausschlaggebend ist vielmehr die Geschicklichkeit, mit der die Ware mündlich und schriftlich angepriesen wird. Der Kaufmann geht dabei vielfach bis hart an die Grenzen der guten Sitten und der gesetzlichen Vorschriften, Rücksichtslos und Gewissenlos sogar darüber hinaus, da sie dem Wahlspruch huldigen: „Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter.“

Die Beurteilung des Charakters beruht auf der von Kaufleuten alltäglich gemachten Erfahrung, daß sich die Handlungsweise der meisten Menschen immer gleich bleibt. Wer einmal Konkurs gemacht oder affordiert hat, gerät

gewöhnlich auch das zweitemal in Zahlungsschwierigkeiten, und wer wild spekuliert, zeigt seinen spekulativen Charakter gewöhnlich sein ganzes Leben lang. Es kommen allerdings auch Ausnahmefälle vor — das sind Geschäftsleute, die durch Schaden klug geworden sind; die meisten bleiben jedoch ihrem Charakter getreu. Auch verbrecherisch angelegte Naturen, die natürlich in der Geschäftswelt nicht fehlen, beharren auf der einmal eingeschlagenen Bahn, da sie der Überzeugung sind, daß man nur auf krummem Wege zu Vermögen kommen könne. Der Kaufmann verfährt bei der Beurteilung des Charakters nach demselben Grundsatz, den die Kriminalpolizei befolgt, die weiß, daß die meisten Verbrecher rückfällig werden, und bei jedem Verbrechen die in Frage kommenden Personen kennt, und kümmert sich nicht um die Theorien weltfremder Leute, die die Verbrecher als Kranke betrachten oder die Meinung verfechten, daß sie nur aus Not oder durch ihr Milieu zu ihren Taten getrieben worden sind. Ebenso wie Verbrechen aus Not selten sind, so gibt es auch wenig Kaufleute, die nur in Folge von schwierigen Verhältnissen zum Betrug greifen. Unter den verbrecherisch angelegten Geschäftsleuten sind die meisten einmal in guten Verhältnissen gewesen, aber durch eigne Schuld heruntergekommen und auf eine abschüssige Bahn geraten, weil sie ihre frühere Verschwendung fortsetzen wollten.

Ungünstige Urteile über den Charakter werden von den Beurteilten meist übel genommen, denn Selbsterkenntnis ist auch unter Kaufleuten selten. Andre beurteilt man oft ganz sicher, sich selbst aber kennt man nicht. Daß jemand stolz darauf ist, wenn man ihn einen Schikaneur nennt, kommt selten vor, weil dabei die kaufmännische Moral berührt wird; es gibt aber auch Geschäftsleute, die sich der Härte und Schärfe ihres Charakters bewußt sind und sich geschmeichelt fühlen, wenn man ihnen nachsagt, daß man im Verkehr mit ihnen auf genaue Abmachungen sehen muß. Im allgemeinen spielen Vereinbarungen auf Treu und Glauben eine große Rolle; um juristisch genaue Formulierung seiner Kontrakte kümmert sich der Kaufmann meist nicht, weil ihm eine genauere Kenntnis der für ihn in Betracht kommenden Gesetzesbestimmungen häufig abgeht.

Der Kapitalist hat oft ebensoviel Mühe, sein Geld vorteilhaft anzulegen, wie der Kreditnehmer, für seine Waren Absatz zu finden. Infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs, den Deutschland nach der Begründung des Deutschen Reiches genommen hat, ist der Wohlstand so stark angewachsen, daß der Kapitalist sein Geld anbieten muß, während in früheren geldbedürftigen Zeiten der Kreditnehmer zu ihm kommen mußte. Das Kapital sucht heute ebenso Beschäftigung wie der Arbeiter, und es gibt bemittelte Leute, die oft nicht wissen, wie sie mehr als drei bis vier Prozent Zinsen verdienen sollen — so groß ist die Konkurrenz der Kapitalisten untereinander geworden! In allen Großstädten gibt es Finanzagenten, die sich mit der Vermittlung von Assoziationen und Beteiligungen, mit der Beschaffung und der Unterbringung von Bankkrediten befassen und keine leichte Arbeit haben, wenn sie ihre Klienten zufriedenstellen wollen. Wer sich nicht selbst mit der Anlage seines Kapitals befassen will, hat die Auswahl unter einer großen Zahl von Aktiengesellschaften

an denen er sich durch den Ankauf von Aktien beteiligen kann. So genießt er die Vorteile von Bank- und Industrieunternehmungen aller Art, ohne daß er sich darum zu kümmern braucht, in welcher Weise sie mit seinem Gelde arbeiten.

Auf dem Warenmarke findet man dieselbe Erscheinung. Jedem nur einigermaßen soliden Geschäftsmann werden von allen Seiten Warenkredite angeboten, ein Lieferant sucht den andern durch günstigere Bedingungen, als sie sein Konkurrent zu bieten vermag, zu verdrängen. Da insolgedessen der Wechsel in der Kundschaft recht häufig ist, so sichern sich manche großen Firmen in Deutschland ihre Abnehmer dadurch, daß sie Ladengeschäfte und Warenhäuser selbst errichten. Das größte Haus dieser Art hat mehr als hundert- undfünfzig solcher Geschäfte in ganz Deutschland gegründet und ist deren alleiniger Lieferant. Sie tragen in ihrer Firma gewöhnlich den Namen des nominellen Inhabers, der das Geschäft leitet, und einen fast überall wiederkehrenden Zusatz, der auf das gemeinsame Einkaufshaus hinweist, das als Kommanditist oder Gesellschafter, je nachdem die Firma eine Kommanditgesellschaft oder Gesellschaft mit beschränkter Haftung ist, mit einer nominellen Einlage in das Handelsregister eingetragen ist, während seine wirkliche Beteiligung, die in den notwendigen Warenkrediten besteht, weit größer ist. In diesen Geschäften hat der nominelle Inhaber gewöhnlich kein Kapital, er ist vielmehr als Teilhaber aufgenommen, weil er tüchtig und rührig ist und das Vertrauen des Stammhauses genießt. In einem ähnlichen Verhältnis stehen viele Hamburger Exporteure zu ihren überseeischen Geschäftsfreunden, denen sie als europäische Einkäufer dienen und alle nötigen Warenkredite gewähren. Wenn sie selbst überseeische Filialen haben, so bestehn diese oft in Ladengeschäften und Warenhäusern, die eine große Zahl von Angestellten beschäftigen. Auch in der Industrie findet sich ein solches Abhängigkeitsverhältnis. Brauereien sind vielfach eigentliche Inhaber der Restaurants, in denen ihr Bier geschenkt wird, haben die Wirtschaftslokale eingerichtet und sind oft auch Eigentümer der Geschäftsgrundstücke, während der Wirt, auch wenn er nomineller Inhaber ist, nur die Geschäftsführung hat. Aktiengesellschaften oder Gesellschaften mit beschränkter Haftung gründen Tochtergesellschaften, die die Fabrikation für einen gewissen Bezirk, den die Muttergesellschaft wegen der durch die Entfernung entstehenden Transportkosten nicht versorgen kann, in die Hand nehmen, oder überlassen ihnen die Ausbeutung von Erfindungen und Patenten für bestimmte Provinzen oder Länder unter der Bedingung, alle Bezüge durch das Stammhaus zu machen.

Zur Erleichterung der Arbeit, die mit der Konkurrenz der Kapitalisten und Kaufleute unter sich beständig wächst, und zur möglichsten Beschränkung des Kreditrisikos hat sich in hochzivilisierten Staaten eine Teilung entwickelt, die sich in weniger kultivierten Ländern entweder gar nicht oder nur in ihren Anfängen wiederfindet. Mit der Zunahme der Bevölkerung wachsen die Geschäftsumsätze, und ein Importeur, der jährlich hundert Millionen Mark umsetzt, würde die Übersicht über seine Kundschaft verlieren, wenn er mit jedem Kleinhändler arbeiten wollte. Es haben sich deshalb allmählich die Zwischen-

stufen: Großhändler, Fabrikant und Grossist ausgebildet, die dem Importeur einen großen Teil seiner Arbeit, natürlich gegen den entsprechenden Anteil am Gewinn, abnehmen. In dieser Stufenfolge sind die Makler, Agenten und Reisenden wichtige Zwischenglieder: sie sind die Geschäftsleute, denen mit der Auffuchung der Kundschaft ein großer Teil der Arbeit zufällt. Der Reisende steht in einem festen Anstellungsverhältnis zu seiner Firma und bezieht Gehalt und Provision vom Umsatze, während der Agent nur Provision, hin und wieder aber auch einen Teil seiner Aufwendungen für Reisen, Reklame, Kontormiete usw. erhält. Oft gibt ihm der Fabrikant Musterlager, damit er die Bedürfnisse des Kleinhändlers umgehend befriedigen kann. Der Reisende vertritt nur ein Haus, der Agent ist in der Zahl seiner Vertretungen selten beschränkt. Der Makler führt nur einzelne Aufträge aus, die ihm Firmen übergeben, deren Vertrauen er hat.

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich in der Öffentlichkeit eine starke Bewegung gegen den Zwischenhandel geltend gemacht, die zur Gründung von wirtschaftlichen Vereinigungen geführt hat. Auf der einen Seite haben sich Vereinigungen von Konsumenten, auf der andern Unternehmerverbände gebildet, die den Zwischenhandel mit Erfolg umgehn. Bei den Syndikaten tritt der Produzent ohne den Vermittler mit dem Kleinhändler in Verbindung, der auf alle Fälle von ihm kaufen muß, wenn die kartellierten Produkte und Fabrikate ohne Konkurrenz sind. Konsumvereine, Kolonialwarenkleinhändler und Landwirte haben Ein- und Verkaufsgesellschaften und Genossenschaften gebildet, die den gemeinsamen Ein- und Verkauf besorgen. Sie machen die Vermittlung von Grossisten, Agenten und Reisenden überflüssig und treten mit ihren Lieferanten direkt in Verbindung. Alle diese Verbände können jedoch nur dadurch bestehen, daß ihre Mitglieder zugleich ihre Abnehmer sind; wenn sie in den allgemeinen Konkurrenzkampf eintreten müßten, könnten sie gegen den Privatunternehmer nicht aufkommen, da dieser seine Kräfte mehr konzentrieren und sein Kapital opfern kann.

Die Bewegung gegen den Zwischenhandel wird von manchem findigen Geschäftsmann für seine Zwecke ausbeutet. Um das Publikum irre zu führen, bedient er sich einer Firma, die dem Käufer einen falschen Begriff von seiner Stellung in der Organisation unsers Wirtschaftslebens geben soll. Große Firmenschilder über Zigarrenläden zum Beispiel verkünden dem Raucher, daß der Inhaber direkt aus Havana importiert, während er in Wirklichkeit erst vom Hamburger oder Bremer Importeur oder Fabrikanten kauft. Tuchversandgeschäfte geben sich als Fabriken aus und versenden angeblich zu Fabrikpreisen. In diesen Fällen weiß das Publikum nicht, daß ihm der Fabrikant nicht zu demselben Preise, zu dem er seine Ware an den Detaillisten absetzt, verkaufen darf, wenn er nicht sämtliche Kleinhändler gegen sich haben will. Detaillisten wie Grossisten haben ihre Verbände, die streng darauf halten, daß der Fabrikant dem Publikum keine andern Preise macht als dem Kleinhändler. Ebenso wenig darf er an den Detaillisten zu demselben Preise verkaufen wie an den Grossisten — sonst würde jeder Händler den Verkehr mit ihm abbrechen. Sogar die Warenhäuser, die einen großen Bedarf haben, er-

halten keine andern Preise als der kleine Detaillist, wenn der Fabrikant nicht auf jede andre Kundschaft verzichten will. In Ländern, die auf einer niedrigeren Kulturstufe als Deutschland stehn, gibt es Kaufleute, die diese durch unsre wirtschaftliche Entwicklung notwendig gewordenen Zwischenhändler umgehn wollen, weil sie in ihrem eignen Lande nicht vorhanden sind, und weil sie billiger beim Produzenten einzukaufen hoffen. Abgesehen davon, daß solchen Ausländern gewöhnlich die Kapitalkraft fehlt, daß sie den Exporteur, der dem Fabrikanten Barzahlung leistet, umgehn könnten, wird der Lieferant doch zu demselben Preise verkaufen, da er mit allen seinen Agenten das Abkommen getroffen hat, ihnen von allen Aufträgen in ihrem Vertretungsbezirk die Provision zukommen zu lassen.

Ebenso wie die Arbeit verteilt sich das Kreditrisiko auf die einzelnen Stufen der Organisation unsers Wirtschaftslebens. Der Importeur verkauft meist gegen Barzahlung, sodaß der erste Kreditgeber der Großhändler ist, der dem Fabrikanten Rohstoffe liefert. Großindustrielle, die bedeutende Mengen von Rohstoffen verbrauchen, treten jedoch mit dem Importeur direkt in Verbindung. Dieser gewährt dem Fabrikanten oft lange Kredite und läßt sie manchmal bis zu einem vereinbarten Betrag in dem Unternehmen stehn, um sich einen dauernden Abnehmer zu sichern. Bei der Fabrikation von Waren, die aus ostasiatischen und aus nordamerikanischen Rohstoffen hergestellt werden, kommt es auch vor, daß der Fabrikant durch Vermittlung eines überseeischen Kommissionärs beim Produzenten direkt einkauft; die Regulierung erfolgt in solchen Fällen durch Banken, die die Barzahlung übernehmen und dem Käufer ihrerseits einen Dreimonatskredit geben.

Der Produzent von Rohstoffen und Nahrungsmitteln ist selten Kreditgeber. An seine Stelle tritt als solcher meist der Händler, der oft Vorschüsse auf die zukünftige Ernte gibt, da die Landwirte fast immer geldbedürftig sind. Sie können gewöhnlich keinen Kredit geben, nehmen aber selbst oft ein zwölfmonatiges Ziel in Anspruch. Im überseeischen Land- und Plantagenbau sind dieselben Verhältnisse wie in der deutschen Landwirtschaft; schon manches Hamburger oder Londoner Handelshaus ist infolge des Konkurses eines Plantagenbesizers, dem es Vorschüsse gegeben hatte, in den Besitz einer amerikanischen oder afrikanischen Plantage gekommen. Aus diesem Grunde haben die preussischen Kornhausgenossenschaften keinen leichten Stand; sie sind nicht genügend fundiert, daß sie Ernten bevorzuschussen könnten, und können höchstens die bei ihnen lagernde Ware mit Hilfe von Bankiers lombardieren. Der geldbedürftige Landwirt muß sich deshalb immer wieder an den kapitalkräftigen Händler wenden.

(Schluß folgt)





Dom alten deutschen Zunftwesens

Don Georg Sievers

(Schluß)



n der genauen Kontrolle des ganzen Gewerbebetriebs, zu der sich das Zunftwesen ausbildete, mit andern Worten in der Gewerbepolizei kann man die Wahrnehmung der Interessen der Konsumenten und der Produzenten unterscheiden und danach die verschiedenen Einrichtungen betrachten. Da steht zunächst der Grundsatz, daß die Zünfte zur Förderung des gemeinen Wohles das Recht ihrer Organisation haben, und daß der Rat eingreifen kann, wo sie dem nicht genügen; er hat sich zum Beispiel nie des Rechtes begeben, sogenannte Freimeister zu berufen, wie auch der Zunftzwang als Pflicht der Konsumenten, ihren Bedarf nur bei den Zünftlern zu decken, eine Schranke darin fand, daß jeder seine Bedarfsgegenstände, soweit er konnte, selber herstellen durfte. Ebenso wenig wurde der wirksame Hebel des Fortschritts, der im freien Wettbewerbliegt, dadurch ganz beseitigt, denn auch fremde Erzeugnisse kamen — freilich in beschränkter Weise, indem ihre Art und Zahl bestimmt wurde, weil sie der Prüfung der Zünfte unterworfen waren — durch die Krämer und die Märkte in die Stadt hinein. Für die Güte ihrer Waren leistete die Zunft selbst Gewähr und sorgte dafür, indem sie genaue Vorschriften über das zu verwendende Rohmaterial und über die Technik der Arbeit gab und die Waren einer Besichtigung unterzog, wenn man sich nicht mit der Bestimmung begnügte, daß jeder seine Produkte durch eine Marke kenntlich machen mußte. Diese Bestimmung wurde für Waren, die leicht gefälscht werden konnten, noch verschärft, wie zum Beispiel die Goldschmiede und die Zinngießer in Danzig ihre Fabrikate mit ihrem eignen Stempel, dem der Stadt und dem der Zunft versehen lassen mußten. Die Goldschmiede in Lübeck sollten gar nicht in ihren Häusern, sondern nur in ihren Buden am Markte arbeiten, damit jedermann sehen könne, was sie arbeiteten. Da setzen etwa die Weber fest, daß kein schon genetztes und geschornes Tuch wieder in den Rahmen gespannt und gezogen werde; dem Seiler wird verboten, altes Hanfwerk mit neuem zu umwickeln und dann für neues auszugeben, der Gürtler soll kein gebrauchtes Leder in das Innere eines Gürtels verarbeiten, der Riemer kein Leder von gefallenem Vieh verwenden usw. Wenn verboten wurde, bei Licht zu arbeiten, so war dafür vornehmlich die Feuergefährdung maßgebend, daneben aber doch wohl die Erwägung, daß nur am Tage die Herstellung guter Ware möglich war, und zugleich wurde der Handwerker so davor behütet, ein Sklave der Arbeit zu werden. Die Übertretung dieser Gebote wurde meist mit Geld oder Wachs gebüßt, doch ordnete

man auch die Vernichtung des mangelhaften Arbeitsstücks und das zeitweilige Verbot der Arbeit an, ja man verhängte sogar Körperstrafen. Unter den Begriff Fürsorge für die Konsumenten fallen in der guten Zeit der Zünfte die Verordnungen über den Lehrgang der Handwerker, über ihr Lehrlings- und Gesellenwesen und dessen Abschluß durch das Meisterstück, durch das sie ihre Tüchtigkeit erwiesen. Es kommt hier ferner in Betracht, daß der Käufer nicht nur gute, sondern auch preiswerte Arbeit verlangte, eine Forderung, die später durch tagmäßige Festsetzung der Preise durch die Obrigkeit erfüllt wurde, nachdem gerade in den Tagen der Zünfte schon früh ihre üble Seite hervorgetreten war. Das galt besonders für die Handwerker, die von fremdem Wettbewerb so gut wie frei waren, wie zum Beispiel Bäcker und Schlächter; sie sind deshalb sehr bald von der Obrigkeit mit Taxen bedacht worden.

Auf der andern Seite finden wir nun die Sorge für die Produzenten. In der Regel — um hier die Feststellung ihres wirtschaftlichen Charakters einzuschalten — erhielten sie zunächst ihre Rohstoffe von den Bestellern. Nur langsam, im Zusammenhang mit dem Wachstum der Geldwirtschaft, übernahm der Handwerker auch die Beschaffung seines Materials. Damit hielt auch die Zunahme der Gesellen und der Lehrlinge gleichen Schritt, deren Tätigkeit je nach der wirtschaftlichen Entwicklung der Landesteile in Deutschland natürlich ebenso verschieden war wie die übrigen Seiten des Zunftwesens. Am Oberrhein war das Gesellenwesen schon im vierzehnten Jahrhundert entwickelt und zu Gesellenbrüderschaften ausgebildet, die sich dann seit dem fünfzehnten Jahrhundert über ganz Deutschland ausbreiteten. Schon im fünfzehnten Jahrhundert findet man hier zahlreiche Ausstände und Berufserrklärungen einzelner Meister wie ganzer Zünfte. Es war eine Bewegung, die in der Natur der Sache lag, die jedoch den Meistern unerträglich erscheinen mußte und zunächst vielfache vergebliche Versuche der Unterdrückung hervorrief, wodurch sie in vielen Beziehungen an Erscheinungen unsrer Zeit erinnert. Das ursprüngliche Verhältnis, daß die Gesellenzeit nur die Vorbereitung auf die Meisterschaft war, daß Geselle und Meister einander nahestehende Angehörige desselben Handwerks waren, daß der Geselle als unverheirateter Haus- und Tischgenosse ruhig und bescheiden lebte, verschob sich mit zunehmender Bevölkerung, mit der Differenzierung der Gewerbetreibenden immer mehr; die Gesellen wurden aus einer Altersklasse ein dauernder Stand, die Interessen gerieten in Gegensatz, und in den Zünften einerseits — zu denen die Gesellen und die Lehrlinge ursprünglich als Schutzgenossen gehörten, unter deren Gerichtsbarkeit sie standen — und in den Gesellenbrüderschaften andererseits traten sich oftmals zwei feindliche Körperschaften gegenüber. Der Name Geselle verdrängte die Bezeichnung Knecht, und so kam zum Ausdruck, daß aus dem Herrschaftsverhältnis ein Vertragsverhältnis geworden war. Doch liegen in dieser Zeit im großen und ganzen nur die Anfänge der spätern ungesunden Entwicklung; hier muß man vielmehr daran erinnern, daß die Bedingung, der Lehrling solle nur bei Unbescholtenheit, bei freier, ehrlicher, deutscher Geburt und gegen gewisse Gebühren angenommen werden, ferner die Bestimmungen über eine gewisse Lehr- und Wanderzeit wie über ein Meisterstück im Anfang das Handwerk nur heben, nicht drücken konnten. Ebenjowenig

fehlt es den Gesellenverbänden an einer Lichtseite, indem sie ihre Angehörigen vor Engherzigkeit und brutaler Vergewaltigung der Meister schützten und die Zunftorganisation nach unten hin fortsetzten und ergänzten.

Für diese Produzenten wurde durch den Zunftzwang gesorgt, der ihnen die feste Grundlage gab, ihnen ihr Absatzgebiet sicherte und seinen Abschluß in dem mehr und mehr eingebürgerten Bannmeilenrecht fand, das die Umgegend bis auf eine bestimmte Entfernung zwang, ihre Einkäufe in der Stadt zu machen, und jeden Handwerksbetrieb in deren Nähe unterwarf. Dem Grundsatz der genossenschaftlichen Brüderlichkeit entsprechend wurde sodann die Produktion gleichmäßig verteilt, daß also kein Zunftgenos, sei es durch eine größere Zahl Gesellen, sei es durch reichere Benutzung technischer Hilfsmittel, eine monopolartige Stellung auf dem Markt erlangen sollte. Diese Beschränkung wurde dadurch erleichtert, daß bei der Geringfügigkeit des beteiligten Kapitals die Handwerker im wesentlichen nicht Unternehmer waren und schon deswegen keinen Großbetrieb einrichten konnten, sondern daß sie selbst in ihrem kleinen Betrieb als Arbeiter nur an der Spitze anderer Arbeiter standen, wie denn geradezu vorgeschrieben wurde, daß jeder, der ein Gewerbe betreiben wolle, es selbst verstehen müsse, daß niemand es durch Werkführer betreiben solle. Wo der Großbetrieb und Kapital aber notwendig waren, wie in der Wollenindustrie, und also doch die ange deutete Gefahr drohte, wurde sie beseitigt, indem entweder die Stadt die nötigen Anlagen, wie Walkmühlen und Brauhäuser, baute und sie gegen Gebühren gleichmäßig den Zunftgenossen überließ, oder indem die Zunft selbst als gemeinsamer Unternehmer auftrat. Hierher gehört auch die Beschränkung der Arbeitszeit und des Verkaufs fremder Produkte, hierher gehört das Bestreben, allen Zunftgenossen ungefähr denselben Preis für ihre Waren zu sichern, zu welchem Zweck die Beschaffung des Rohmaterials mannigfach geregelt wurde: man kaufte gemeinsam ein, oder der einzelne Käufer mußte seinen Zunftgenossen auf ihren Wunsch zum Einkaufspreis von seinen Rohstoffen ablassen, oder es wurden bestimmte Einkaufsplätze oder Einkaufszeiten festgesetzt. Auch der Verkauf wurde in vielen nach Gewerbe und Stadt verschiedenen Anordnungen geregelt, damit niemand benachteiligt würde.

Betrachten wir jetzt den Organismus, der diese Funktionen ausübte, selbst. Die Grundbedingung zur Aufnahme in eine Zunft als Meister war, daß der Bewerber Bürgerrecht hatte oder wenigstens, daß er Weisaffe der Stadt war, ferner verlangte man Unbescholtenheit und eheliche, deutsche Abkunft. Es mußte ein Eintrittsgeld entrichtet und der Nachweis einer bestimmten Dienstzeit sowie ein Meisterstück geliefert werden. Jedoch diese einfachen Bestimmungen wurden zum Teil schon frühzeitig verschärft durch das Erfordernis eines bestimmten Vermögens, einer sogenannten Probe oder Mutzeit, die bei einem Meister auszuhalten war, u. dgl. mehr, auch dadurch, daß gewisse Berufe als unehrlich angesehen wurden und noch die Nachkommen der Zunftfähigkeit beraubten, während eine Bevorzugung der Söhne und Schwiegeröhne eines Meisters von vornherein in der menschlichen Natur begründet lag und mit der Zeit immer größer wurde. Die Bestimmungen endeten schließlich im sechzehnten Jahrhundert mit der Schließung der Zünfte, indem nur noch eine bestimmte

Anzahl von Meistern zulässig war, während ursprünglich jeder neue Genosse ein willkommener Machtzuwachs gewesen war, und die Mitgliederzahl vom Rat unter Umständen zur Strafe beschränkt wurde. An den Kern der vollberechtigten Genossen schlossen sich die Schutzgenossen, zu denen, wie schon erwähnt, die Gesellen und die Lehrlinge und sodann die Frauen und die Kinder der Zünftler gehörten; sie unterlagen ihrer Gerichtsbarkeit und beteiligten sich selbstverständlich an dem religiösen und dem geselligen Leben der Zunft. Gerade in dieser Zunfthörigkeit der ganzen Familien zeigt sich deutlich, daß die Zunft fast eine Gemeinde in der Gemeinde war.

Die Masse der Zunftgenossen war dreifach gegliedert. Die erste und die breiteste Zusammenfassung stellte die Versammlung sämtlicher Genossen dar; sie hatte die oberste Entscheidung in allen Angelegenheiten und fand, unter dem Namen Morgensprache am meisten bekannt, in der Regel dreimal im Jahre, wenn nötig öfter statt. Durch Wahlen nach der Mehrheit der Stimmen bestimmte sie die Vorsteher der Zunft, deren Zahl meist zwei oder vier betrug, und die ihr Amt auf ein oder mehrere Jahre bekleideten. Neben ihnen stand ein Zunfttrat, teils als kontrollierender Ausschuß der Gesamtheit, teils als Gerichtskollegium, das unter dem Vorsitz des Zunftmeisters die Zunftgerichtsbarkeit ausübte. „Haben die Zünfte, sagt eine Untersuchung,*) um 1400 in den Städten, wo sie herrschen, die Polizei in allen Gewerbefachen und in bezug auf ihre eignen Angelegenheiten, eine selbständige Jurisdiktion in fast allen Punkten erlangt, ja haben sie sogar Schuldklagen unter Mitgliedern und zuweilen selbst solche von und gegen Personen, die der Zunft nicht angehörten, vor ihr Forum gezogen und ihre Mitglieder wegen einzelner Kriminalvergehen der Strafgewalt der ordentlichen Gerichte entzogen und sie selbst abgeurteilt; finden wir auch in Orten, wo eine volle Zunft Herrschaft nicht entstanden war, eine Zunftgerichtsbarkeit, die sich äußerlich von diesen Verhältnissen vielfach kaum unterscheidet, nur daß sie unter der Aufsicht des Rates geübt wurde — so wird das bei den Zünften mit völliger Autonomie nach 1400 anders. Hier machen sich gewisse Mißbräuche so stark geltend, daß den Zünften ein Teil der Polizeigewalt genommen oder wenigstens Organen anvertraut wurde, die unter dem Einfluß des Rates standen. Zudem wird durch die Herausbildung einer neuen Aristokratie in den Zünften vielfach das Wesen der Zunftgerichtsbarkeit geändert. Es ist deutlich, daß diese Gerichtsbarkeit geradezu den Kernpunkt der Zunftfreiheit bildete, und die Benennung des Straßburger Zunftvorstandes als Zunftgericht schlechtweg liefert einen Beweis dafür. Mit ihr war eine allgemeine Aufsicht über die sittliche Aufführung der Zunftgenossen verbunden, die die Hoheit der niedern Volksschichten zugleich wirksam dämpfte und in den Handwerkerlern das Gefühl einer eignen Standeshohe stärkte.“ An sonstigen Ämtern wäre etwa das des Büttels zu erwähnen, das dem jüngsten Meister oblag und vornehmlich in der Verwaltung der Zunftstube bestand. Vielfach findet sich die Verpflichtung festgesetzt, Ämter zu übernehmen.

*) E. Reuburg, Zunftgerichtsbarkeit und Zunftverfassung in der Zeit vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert. Jena, 1880.

Aber diefe Genoffenfchaften, die fo durch ihre wirtſchaftlichen Angelegenheiten, und was aus ihnen folgte, ſchon mit den ſtärkſten Klammern zuſammengehalten, wurden, begnügten ſich nicht damit, den Menſchen an dieſer einen Seite zu erfaſſen. Sie ſchrieben vor, wie es in einer Urkunde hieß, Liebe und Leid miteinander zu tragen, ſie ließen ein reiches gefelliges und religiöſes Leben erblühen. Der Mittelpunkt der ganzen Junft war ihr eignes Haus, die Junftſtube, zugleich ein äußerer Ausdruck ihrer Kraft, wie denn die Limburger Chronik das der Kölner Wolleweber „ein großgemain Hauß nennt, das gleichet ſich einem großen Palaſt.“ Oftmals wurde das Zeichen der Junftſtube, etwa ein Bär, ein Spiegel, eine Blume, zum Wappen der Junft und kam in ihr Siegel, wenn dazu nicht das Symbol ihrer Tätigkeit oder ihr Schutzpatron verwandt wurde. Schon im dreizehnten Jahrhundert fingen Wein und Bier an, ihre Rolle bei der Aufnahme zu ſpielen, doch findet ſich ſonſt von der gefelligen Seite noch keine Andeutung. Später bildeten dann das tägliche Leben auf den Junftſtuben und die verſchiednen feierlichen Gelegenheiten einen reichen Schmuck ſeiner, nicht ſelten poetiſcher Sitten und Gebräuche aus; zahlreiche Vorſchriften über das gefellige Benehmen ſind überliefert. Unerwiefene und unwahre Berleumdungen und Ehrenkränkungen werden durch eine beſtimmte Geldſumme geahndet. Fremde werden von der Trinkſtube am liebſten ferngehalten, denn man hatte ja kein rechtes Mittel, ihre etwaige Zügelloſigkeit einzukränken; ſie ſollen alſo nur dann auf die Stube gebracht werden dürfen, wenn der Einführende mit ihnen verwandt iſt oder ſie als ſittſam und ehrbar kennt; auch die Geſellen und die Lehrlinge ſind im allgemeinen von der Junftſtube ausgeſchloſſen. Vergeht ſich jemand gegen die feſtgeſetzte Ordnung, ſo ändert ſich die Strafe nach der Perſon des Miſſetäters. Iſt er ein Bruder, ſo zahlt er ein Maß Wein, einen Geſellen weiſt der Büttel vor die Thür, iſt es ein Gaſt, ſo zahlt ihm der Büttel ſeine Zeche und ſagt ihm, daß er daheim verbleibe. Solche Beſtimmungen hatte dann jedermann auf einer Tafel verzeichnet in der Kneipe vor Augen. Von den weltlichen Freuden reichete die Gemeinſchaft weiter bis an das Grab und darüber hinaus. Verarmte Meiſter und Geſellen wurden von der Junft unterſtützt, kranke verpflegt, verſtorbene auf Koſten der Junft beſtattet, den Witwen und Waiſen bot ſie eine ſorgende Hand. Bei Strafe mußte den Junftgenoffen und ihren Familienangehörigen die letzte Ehre erwieſen werden, die jüngſten Meiſter ſollten den Sarg tragen, vielfach war die Teilnahme an den Requien vorgelchrieben, und die Junft ließ auch wohl ſelbſt die Seelenmeſſen leſen. Ihre Kaſſe wurde zugleich zur Armen-, Kranken- und Sterbekaſſe, die Junft zur Begräbnisgenoffenſchaft. Sie war außerdem eine religiöſe Brüderſchaft. Die kirchliche Seite war ja bei den Organisationen des Mittelalters faſt ſelbſtverſtändlich, trat aber in der ältern Zeit der Zünfte nicht ſo ſtark hervor. Stand ſchon jede Junft, wie erwähnt, unter ihrem eignen Schutzpatron, ſo hatte manche ſogar eine eigne Kapelle, viele einen beſondern Altar in der Kirche, und es fehlte nicht an der Stiftung von Meſſen und Glasfenſtern, an der Fürſorge für Wachſterzen auf den Altären; weſhalb der Wachsvorrat, gebildet aus den in Wachs gezahlten Eintrittsgeldern oder den Strafen, einen wichtigen Teil des Junftvermögens darſtellte, zu deſſen Verwaltung beſondere Kerzenmeiſter einge-

setzt wurden. Nicht selten war die Beteiligung am Gottesdienste vorgeschrieben, zum mindesten für bestimmte Tage, und feierlicher Gottesdienst und Prozessionen zeichneten auch die großen Versammlungen aus.

Wir haben ferner die militärische und die politische Seite der Zünfte zu betrachten. Ihr regelmäßiger Waffendienst ging vom Stadtherrn aus, der verordnete, daß jeder Zunftgenosse, wenn es not tue, dem Banner der Zunft folgen solle, und die Räte übernahmen das um so lieber, als die Städte bei dem Mangel einer festen staatlichen Zentralgewalt häufig auf Selbsthilfe angewiesen waren. Dannkehrten die Zünfte, wie erwähnt worden ist, in den Zunftunruhen ihre militärische Kraft in das Innere der Städte selbst. Jeder Zunftgenosse war waffenpflichtig einerseits für den Kriegsdienst, andererseits für den Wachdienst und die Mauer- und Torbewachung, indem die Mauern streckenweise wie auch die Stadttore an die einzelnen Zünfte verteilt waren, und zwar dienten die Zünfte meist zu Fuß. Bei Aufständen und sonstigen Anlässen mußten sie sich bewaffnet an bestimmten Plätzen versammeln. Die Bewaffnung war vielfach nach dem Vermögen abgestuft und einer von Zeit zu Zeit stattfindenden Prüfung durch die Zunftmeister unterworfen; manche reichere Zunft hielt sich Zelte, ferner Waffen für die Ausrüstung der Gesellen und führte unter ihrem Kriegsmaterial später auch großes Geschütz. Die Gliederung richtete sich nach den Zunftverbänden, jede war eine taktische Einheit, sodaß die Zunftmeister zuweilen auch Bannerherren hießen, wie wiederum die Gesamtheit der Zünfte unter dem Befehl eines eignen Hauptmanns oder des Bürgermeisters oder eines seiner Stellvertreter stand. Sind sie so nach wie vor der kräftigste Arm der Stadt, und standen die Söldner und Ritter, Knechte und Ratsboten im städtischen Dienst dahinter weit zurück, so waren sie darum nicht frei von Mängeln. Schmoller urteilt hierüber: „Die Zunft Herren waren zu furchtbaren, vernichtenden Stößen zu brauchen in der Zeit der Not; sie waren in der Nähe der Städte auch im kleinen Krieg jedem Gegner überlegen, aber sie waren nicht das Material, um in die Ferne zu wirken, um dauernd in langausgesponnenen Händeln der Kauflust des Rittertums, den beginnenden Söldnerheeren, den Fürsten- und Ritterbänden die Wage zu halten.“

Weit wandelbarer war, wie wir gesehen haben, die politische Seite der Zünfte gewesen. Hatte sie zuerst ganz gefehlt, war sie im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts in wechselnder Weise festgestellt, so war mit dem Antritt des fünfzehnten der politische Charakter der Zünfte entschieden. Die gesamte Bürgerschaft wurde jetzt in eine bestimmte Anzahl von Zünften eingeteilt, und jeder, der Anteil am Regiment haben wollte, mußte sich in eine dieser ratsfähigen Zünfte aufnehmen lassen. Es folgte daraus, daß da nicht jede gewerbliche Zunft bei ihrer geringen Mitgliederzahl die Organisation als solche politische Zunft beanspruchen konnte, mehrere zu einer solchen vereinigt wurden, ohne daß sie dadurch in ihren übrigen Beziehungen, in ihrer Verwaltung, berührt worden wären. Und zwar wurden dabei vielfach Handwerke und Gewerbe aneinander gefesselt, die technisch gar nicht zueinander gehörten, wie z. B. in Basel zur Gärtnerzunft die Obst-, die Viktualien- und die Wurfthändler, die Küche, Pastetenbäcker, Wirte, Seiler, Fuhrleute und Postillone gezählt wurden, wie die Ehlinger Bäckerzunft die Maurer, Dachdecker, Steinmetzen und Tüncher um-

faßte. Konnten so Reibungen und Zwistigkeiten nicht ausbleiben, so hatte die Einrichtung doch die wohlthätige Wirkung, daß sie die Entwicklung eines einseitigen Kastengeistes erschwerte und das Gefühl der Gemeinschaft lebendig erhielt. Hierzu trug auch viel bei, daß der Zunfterteilung zufolge nunmehr auch solche Bürger als sogenannte Stubenmitglieder oder Zuhörer eintraten, die nicht Handwerker, sondern vielleicht Notare, Ärzte, Rentner und dergleichen waren, sodaß sich zum Beispiel Calvin in Straßburg in die Schneiderzunft aufnehmen ließ. So auch die Geschlechter mußten das tun, wenn sie nicht vorzogen, eine eigne Geschlechterzunft zu bilden und sich so ihre Sonderstellung zu bewahren. In manchen Städten bestand ferner eine Geschlossenheit dieser Zünfte in der Weise, daß man nicht nach Belieben aus einer in die andre „fahren“ durfte, wie der Ausdruck in Ulm lautete, sondern in der einmal gewählten bleiben mußte; in andern dagegen fehlte die Bestimmung, obwohl doch häufiger Wechsel die Stetigkeit störte. Die Zahl der politischen Zünfte betrug in Köln, wo sie Gaffeln hießen, zweiundzwanzig, in Augsburg achtzehn, in Zürich dreizehn, in Nürnberg acht, in Lübeck dagegen nur vier. Sie fielen in Straßburg zum Teil mit einzelnen Straßen oder Stadtteilen zusammen und legten so auch äußerlich ihren Charakter als politische Stadtbezirke, als Teilgemeinden an den Tag.

Versuchen wir es, zum Schluß uns ungefähr ein Bild von der Bedeutung der Handwerker und der gewerblichen Zünfte für die mittelalterlichen Städte wie von ihrer Arbeitsteilung zu machen. Freilich ruhen fast alle zahlenmäßigen Berechnungen auf schwankender Grundlage und sind mit mancherlei Fehlern behaftet, aber sie gewähren doch einen kleinen Anhalt. Nach Bücher hatte Nürnberg im Jahre 1363 die Zahl von 1217 Zunftmeistern, während seine Einwohnerschaft im Jahre 1448 20000 betrug; Frankfurt am Main zählte 1387 auf 10000 Einwohner 1104 Zunftmeister, 1440 auf 9000 Einwohner 825, Basel im Jahre 1451 auf 12000 Einwohner 1379 Zunftmeister. Somit machten in Frankfurt am Main 1387 die Zunftmeister 11 vom Hundert, 1440 9 vom Hundert der Einwohnerschaft aus, in Basel 1451 11,5 vom Hundert. Ziehen wir ihr Verhältnis zu der Gesamtsumme der über 12 Jahre alten, dauernd ansässigen männlichen Personen ausschließlich der Geistlichen und der Juden in Betracht, so entfallen von dieser Summe im Jahre 1387 auf die Zunftmeister 33 vom Hundert, im Jahre 1440 von der Summe der über 14 Jahre alten 30 vom Hundert. Den gesamten Handwerkerstand Frankfurts im engeren Sinne schätzt Bücher am Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf 50 bis 60 vom Hundert der Bevölkerung.

Für die technische Gliederung der mittelalterlichen Handwerker führe ich nur an, daß sich die Straßburger Weberci um das Jahr 1400 in die Betriebe der Wollschläger, Weber, Walker, Tuchscherer und Tucher gespalten hatte, daß sich die Schuhmacher in Neumeister zur Anfertigung neuen Schuhwerks, in Altmacher oder Schuhslider und in Pantoffelmacher teilten, jede mit besondrer Innung, und in Dären Schuhmacher für Kinder und solche für Erwachsene vorkommen. Von weitgehender Arbeitsteilung wird aus Nürnberg berichtet, und zwar unter den Rotschmieden. Ein Mann beschäftigte sich sein Leben lang nur mit Anfertigung der Lehmformen zum Abguß, ein anderer goß das zu-

bereitete Metall, der dritte bekam zur Ausfertigung die einzelnen Bestandteile des Leuchters, einer den Schaft, der andre den Hentel, der dritte die Schale, ein vierter vereinigte die Teile zu einem Ganzen, dem der Künstler auf der Drechselmühle seine volle Reinheit und Vollenbung gab.

Jedoch muß wiederholt werden: es entsprach nicht überall einem besondern Betriebe auch eine Zunft. Wenn in Nürnberg schon 1363 unter den Metallhandwerkern die Plattner, Nadler, Blechhandschuhler, die Messingschmiede nebst Gürtlern, Zinngießern und Spenglern, die Flaschner, Haubenschmiede, Neuzenschlosser, Sporer, Nagler, Knopfschmiede, die Pfannen- und Hufschmiede, Kehler, Messer u. a. als besondere Zünfte aufgeführt werden, so sind im ganzen fünfzehnten Jahrhundert in Frankfurt am Main alle Zweige der Metallverarbeitung in der einen Zunft der Schmiede vereinigt, obwohl sie die stattliche Zahl von zweiunddreißig erreichten. Immerhin ist es nicht uninteressant, zu sehen, daß es an gewerblichen Zünften im Jahre 1434 in Trier zwanzig, im Jahre 1471 in Lübeck fünfzig, in München seit dem fünfzehnten Jahrhundert neununddreißig gab. Freilich waren das nicht alle Zünfte von Handwerkern in unserm Sinne, da darunter auch z. B. die Fischer, Schiffsleute, Sackträger, Gärtner und Weingärtner waren. Diese, wie die Genossenschaften der Wärmacherinnen und der Goldspinnerinnen in Köln, existierten schon früh, allmählich aber wurde die Zunft die Form für alle möglichen Vereinigungen, wie für die der Trompeter, der Pfeifer, der Wader, Lehrer u. s. f., am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bildeten sich die zunftartigen Genossenschaften der Meisterfinger, und zunftartig war die Organisation der Landsknechte.

So wie sich diese Vereinigungen, mit denen wir den Boden des Handwerks schon verlassen, nicht auf eine Stadt beschränken, sondern weitere Gebiete umspannen, so sehen wir auch die Zünfte der Handwerker über das Gebiet ihrer Stadt hinausgreifen und damit in einer Beziehung den ihnen eigentümlichen städtischen Charakter aufgeben, indem sich die gleichartigen Zünfte einer ganzen Landschaft, ja ganz Deutschlands miteinander verbinden. Sie verfolgten damit verschiedene Zwecke: entweder trafen sie nur Verabredungen über einzelne Punkte, wofür als Beispiel die Verträge der Bäckermeister von Mainz, Worms, Speyer, Oppenheim, Frankfurt, Bingen, Bacharach und Boppard von 1352 über das Verhältnis zu den Gesellen angeführt seien, oder es waren förmliche Bündnisse, wie die Schneiderzünfte von vierzehn süddeutschen Städten, Worms, Speyer, Heidelberg, Frankfurt usw. 1520 ein solches auf fünfzehn Jahre geschlossen mit jährlichem Bundestag zu Worms, oder sie gründeten geradezu eine große Gesamtzunft, wie die Schneider der Grafschaft Hohenzollern. Am bekanntesten unter diesen Verbindungen ist die der deutschen Bauhütten, die 1452 in Straßburg gegründet, vier Gebiete einrichtete mit Straßburg, Köln, Wien, Zürich an der Spitze, eine schriftliche, später vom Kaiser bestätigte Steinmeßgenordnung für ganz Deutschland auflegte und ihren Zwecken nachging, bis 1707 die Verbindung mit der Haupthütte in dem französisch gewordenen Straßburg gelöst wurde. Während so die einzelnen Zünfte kleinere oder größere Zusammenhänge in Deutschland herstellten, wurden durch das Wandern der Gesellen alle Handwerker miteinander in Verbindung gebracht, wurden die technischen Kenntnisse überallhin verbreitet, wurde bei den Mitgliedern der Handwerke das Bewußtsein

geweckt und aufrechterhalten, daß sie nicht nur Genossen eines Standes, sondern eines Volkes seien.

In solcher Verfassung hat das Zunftwesen jahrhundertlang gedauert, ohne jedoch mit der Zeit fortzuschreiten und sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Die Formen wurden nur reicher und entarteten zum verchnörkelten Formelkram; alle Bestimmungen, der Zunftzwang, die Gewerbepolizei der Zünfte, das Meisterstück usw. erwiesen sich als zweischneidige Waffen. In religiöser Beziehung grub ihm die Reformation einen Teil des Nährbodens ab, in politischer tat das das siegreich vordringende Territorialfürstentum. Den Hauptstoß erlitten sie in ihrem Lebensnerv durch den allgemeinen wirtschaftlichen Stillstand Deutschlands, der sich mehr und mehr zum Rückgang steigerte. Die Zeiten waren vorbei, wo nach Gustav Freytags Schilderung an einfache Waren und schmuckloses Gerät Millionen Arbeiter ihre beste Kraft hingaben mit dem Gefühl, eine Kunst zu haben, die sie vor den meisten voraus hatten, wo sie als Bewahrer seiner Geheimnisse, vieler kluger Vorschriften und Handgriffe saßen, die kein anderer kannte als die Mitglieder ihrer Bruderschaft, und die der übrigen Welt so unentbehrlich waren, wo sie stolz darauf waren, unter ihren Genossen die tüchtigsten zu sein, und wußten, daß ihre Kunst, redlich geübt nach Handwerksbrauch, ihnen ein mannhaftes Leben sichere, Achtung guter Leute, eignen Haushalt und eine ehrliche Stellung in ihrer Stadt.

Schon im sechzehnten Jahrhundert empfand man die Übelstände; von da an wurde das Zunftwesen mehr und mehr von allen Weitersehenden und Vorwärtstrebenden verurteilt, sodaß alle ältern Arbeiten darüber wieder und wieder betonen, man müsse bei seiner Betrachtung die Zeit des Mittelalters, wo es allerdings nützlich gewesen, und die neuere, in der es schädlich sei, unterscheiden.

So ist die Form, worin frühere gewerbliche Zustände einen angemessenen Ausdruck gefunden haben, mit ihnen vergangen, doch geblieben ist der Beitrag, den das Zunftwesen zur Kulturentwicklung geliefert hat: es verhalf der sittlichen Idee, die dem Altertum fremd war, zum Siege, daß die freie Arbeit, die Arbeit der fleißigen Hand auch ihre Ehre hat; es ermöglichte so dem dritten und dem vierten Stand ein gesundes Leben.



Minnesangs Frühling in Frankreich

Don R. Kießmann in Bernburg



enn wir Herrn Walter von der Vogelweide um eine Erklärung der Minne angingen, so sagte er wohl:

obo ich rehte räten kunne
waz diu minne si, so sprechet denne ja.
Minne ist zweier herzen wunne:
teilent si geliche, sost diu minne da.

Er würde also Minnesang als Liebeslied deuten. Für unsern Zweck wäre diese Definition etwas zu weit. Heute bezeichnen wir mit Minnesang

die lyrischen Liebeslieder, die im Mittelalter zumieist in höfischen Kreisen entstanden sind. Wollen wir nun die Frühlingszeit dieser Dichtung bei unsern westlichen Nachbarn betrachten, so müssen wir die Grundlagen des Minnefangs in Frankreich und seine erste Entwicklung in den sonnigen Tälern der Provence berücksichtigen. Es ist dies ein Gebiet, das lange Zeit völlig vernachlässigt gelegen hat, das heute noch in allen seinen Theilen nicht gleichmäßig erforscht ist. Trotz dem großen Interesse, das gerade diese Zeit der französischen Literatur für Deutschland hätte in Anspruch nehmen müssen, beschränkte man sich auf unbedachte, zum Theil völlig verfehlte Urtheile über eine Lyrik, deren köstlichste Blumen im Staube der Manuscripte einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen waren, ob sie gleich an Duft und Frische nichts eingebüßt hatten.

Als Wadernagel im Jahre 1846 altfranzösische Lieder und Leiche nach einer Berner Handschrift herausgab, betrat er ein jungfräuliches Land. Nun aber begannen deutsche und französische Forscher in edelm Wetteifer dieses unbekante Gebiet der Wissenschaft zu erschließen. Der freilich, der — neben Diez — vielleicht wie kein anderer berufen war, hier Licht zu verbreiten, Julius Brakelmann, starb, für die Wissenschaft zu früh, im Todesritt bei Mars-la-Tour den Heldentod. Erst in neuester Zeit sind wir dank den Untersuchungen von G. Paris, K. Bartsch, H. Suchier in der Lage, ein begründetes Urtheil über diese Zeit abzugeben, der die Minnedichtung der europäischen Kulturländer so unendlich viel verdankt.

Daß wir Liebeslieder schon in der ältesten Zeit der französischen Literatur annehmen müssen, kann nicht bestritten werden. Sie sind fast so alt wie die Sprache selbst, wenn wir auch den Forschern nicht Recht geben, die — allzu poetisch gefinnt — meinen, daß die Sprache überhaupt in der Zeit des Liebesworbens geboren sei. Der Groll der Geistlichkeit wandte sich frühzeitig gegen solche Ergüsse liebender Menschenkinder, um so mehr, als der Inhalt der Lieder nicht eben züchtig war. Schon der gute Bischof von Arles, Cäsarius, der 542 starb, klagt: *multi rustici, multae rusticae mulieres cantica diabolica, amatoria et turpia ore decantant*. Daß man freilich auch in diesen Kreisen Minnelieder zu würdigen verstand, beweisen die *Carmina Burana*, die von Mönchsband am Rhein oder in Italien geschrieben sein mögen. Vielleicht dürfen wir auch in Frankreich eine ähnliche Sammlung vermuten. Das Manuscript ist aber — wie so manches andre — verloren gegangen, oder man hat es noch nicht entdeckt; in den Katalogen der Büchereien pflegten ja ähnliche Schriften nicht verzeichnet zu werden, obgleich sie, nach der Handschrift der Beurenener Lieder zu schließen, nicht eben selten gelesen wurden; denn die frommen Klosterbrüder schätzten neben dem,

Was das Heidenbrevier
 Vom Jäger Atäon verkündigt,
 Und was einst Vater Zeus als Stier
 Und goldener Regen gesündigt.

auch den Niederschlag dieser Gefühle im Minneliede neuerer Zeit.

Nicht alle Provinzen Frankreichs dürfen sich rühmen, denselben Anteil

an der Gestaltung der ältesten Liebeslieder gehabt zu haben, deren Einfluß auf den Minnefang wir nachher erörtern wollen.

In Poitou und Limousin sangen die Frauen schon in alten Zeiten bei ihren weiblichen Handarbeiten, beim Weben, Sticken, Nähen und Spinnen Lieder, in denen man von zwei Liebenden erzählte, die nach Überwindung der verschiedensten Hindernisse glücklich vereinigt werden. Am meisten aber fühlte sich das Volk zu frohen Liedern angeregt, wenn der Winter geschwunden war, und der Frühling seinen Einzug gehalten hatte. Da feierte man das altgermanische Maifest durch Spiel und Tanz unter dem Maibaum. Neues Leben — neues Lieben: der uralte Parallelismus zwischen Natur- und Seelenleben findet in diesen ältesten rein volkstümlichen Minneliedern seinen Ausdruck.

Nicht nur junge Mädchen, sondern auch Frauen sprangen den Reigen mit. Eine gewisse Maifreiheit galt als Gesetz. Die wohlgemeinten Ratschläge der sorgenden Mutter, besonders aber die Warnungen und Drohungen des Ehemanns werden in den Wind geschlagen. Die Ehe bedeutete ja schon damals nicht überall die Fülle des erträumten Glücks, und die *chanson de mariage*, das Lied der unglücklich Verheirateten, gehört neben den erwähnten Romanzen und Frühlingstanzliedern ebenfalls zu den volkstümlichen Gesängen, die, wie wir sehen werden, den Minnefang im engern Sinne mächtig beeinflussen sollten.

In den letztgenannten Liedern klagt zum Beispiel ein junge, liebebedürftige Frau:

Warum will mein Mann mir Schläge
Erteilen?
Hab ein völlig rein Gewissen,
Jeder Tugend mich beflissen,
Nur vom Freund ließ ich mich küssen
Zuweilen.
Warum will mein Mann mir Schläge
Erteilen?

Über ihren Entschluß läßt sie uns nicht im Zweifel:

Bin zu lang ihm treu gewesen.
Jetzt mach ich kein Federlesen.
Meine Rache soll den Bösen
Ereilen.
Warum will mein Mann mir Schläge
Erteilen?

(überl. von Suchter)

Die vornehmern Kreise standen diesen Belustigungen des niedern Volks nicht so fern. Städter und Ritter werden hin und wieder dem Reigen zugeschaut, vielleicht gar diese oder jene Dorfschöne herumgeschwenkt haben. Auch auf galante Abenteuer ging man aus.

Wir kennen eine Reihe von Pastourellen (allerdings meist spätern Datums), in denen ein Ritter einer ländlichen Dirne, einer Schäferin, begegnet, deren Liebe er begehrt. Er wird beständig barsch abgewiesen. Auch Geschenke, die er ihr anbietet, vermögen nichts. Ja er wird sogar von der spröden Schönen

bedroht, und auch ein neuer Hut, den er ihr verspricht, bringt keine Wirkung hervor.

Winkt jedoch dem Liebenden der Minnesold im verschwiegenen Kämmerlein ober in blühender Laube, dann trennt allzufrüh des Wächters Ruf, des Hahnen Schrei, der Lerche Ruf die beiden.

En un vergier s'otz folha d'albespi
tene la dompna son amic costa si,
tro lo gaita crida que l'alba vi
oi deus, oi deus, de l'alba! tan tost ve.

Deutsch etwa:

Dort unterm Weißdornblatt, im Blumenhain
Die Herrin lost mit ihrem Freund allein,
Bis Wächter ruft: Es kommt des Frührots Schein.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh.

Es ist ein langer Weg von diesen ältesten Tageliedern bis zu Shakespeares Romeo und Juliet:

Du willst schon gehn, der Tag ist noch so fern,
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche.

Alle diese Liebergattungen, denen sich bald neue anschlossen, sollten sich nun im Süden Frankreichs überraschend schnell verbreiten und unter den Händen der Spielleute und Ritter den eigentlichen Minnefang heraufführen. Der Norden stand der lyrischen Dichtung zunächst fern. Hier blühte die rauhe, ungefüge germanische Epik, die von den Taten der Paladine Karls des Großen sang. Somit besteht im ganzen Uhlands Wort noch heute zu Recht:

In den Talen der Provence
Ist der Minnefang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Solber, inniger Genossen.

„In dem südlichen Frankreich, jenem von der Natur wunderbar begünstigten, von alter Kultur getränkten, durch das Mittelmeer dem Verkehr mit Italien, Griechenland und dem Orient geöffneten Lande, hatte sich früher als anderswo mit gesteigertem Wohlstand eine Verfeinerung der Lebensgenüsse und in deren Gefolge feinere Sitte und Bildung eingefunden“ (ten Brink, Engl. Lit.). Dort wurden die sons poitevins, die vollstämmlichen Frühlingsliebeslieder des Poitou in eigentümlicher Weise ausgebildet und umgestaltet.

Was der berühmteste provenzalische Dichter der Gegenwart Frederi Mistral von der heutigen Provence sagt, das mag schon für die Minnefingerzeit zu treffend gewesen sein:

Alor, en terro de Prouvènço
J'a mai que mai divertissènço!
Lou bon muscat de Baumo e lou Ferigoulet
Alor se chourlo à la gargato;
Alor se canto e l'on se trato;
Alor se vèi e drole e chato
Au son dou tambourin fourma si vertoulot.

Ich wage eine deutsche Nachbildung:

Ja dort im Lande der Provence
 Herrscht Frohsinn noch bei Spiel und Tanze!
 Den Baumo Muskateller und den Ferigoulet
 Trinkt jung und alt in langen Zügen,
 Da singt ein jeder voll Bergnügen,
 Da sieht man Bursch an Raib sich schmiegen,
 Beim Klang des Tambourins tanzl man den Bertoulet.

Kein Wunder, daß ein flandrischer Chronist des dreizehnten Jahrhunderts schreibt: „Als der gute König Karl der Große seine Länder verteilte, gab er die ganze Provence, dieses Land von Wein und Wald und fließenden Wassern, den Spielleuten, daher die Provenzalen als ihre Nachkommen noch immer bessere Lieder und Weisen erfinden, denn jedes andre Volk.“ (Vgl. B. Herk, Spielmannsbuch, S. 15; für das folgende S. 2 und 4.)

Die sangesfrohen Troubadours, die ewigdurftigen Musiker verbreiteten also die sons poitevins, die alten Frühlingslieder aus Poitou und Limousin, die in ihren Motiven, in den alten heidnischen Festgebräuchen, in Tanz und Mummenschanz die Erinnerung an den Glauben und die Art der Väter wach erhielten. Es waren drei Elemente, aus denen sich der Stand der Spielleute in damaliger Zeit zusammensetzte: die einst hochgeehrten Sänger der keltischen und der germanischen Völker, der Spazmacher der antiken Welt und die fahrenden Kleriker. Die Kleriker waren Männer von höherer Schulbildung, die, von der allgemeinen Wanderlust der Zeit ergriffen, sich in den Klöstern oder in den Hoflagern der Christenheit umhertrieben. Am meisten waren sie wohl in den Betsstuben zu finden:

Tertio capitulo memoro tabernam
 illam nullo tempore spreui, neque spernam.

Es waren unruhige Köpfe voll Geist und Sinnenglut, verbummelte Existenzen aller Art, die als Dichter und unterhaltfame Gesellschaftler in den Häusern freundlicher Gönner ihr Brot suchten. Ihre graziösen lateinischen Liebeslieder begannen den Kampf mit den altfranzösischen Weisen ihrer weltlichen Kollegen; doch verschmähten sie nicht, die sons poitevins in eigentümlicher Weise auch im französischen Sprachgewande weiter zu bilden. Manches namenlose Liebchen mag auf ihr Konto zu setzen sein, und so gebührt ihnen auch hier eine Erwähnung, wo wir den Anfängen des Minnefanges in Frankreich nachgehn. Wenn nämlich auch die Spielleute persönlich in keinem allzu großen Ansehen standen, die Kurzweil, die sie brachten, war allerwärts willkommen. Nicht zum wenigsten in der Provence.

Auf die gewaltigen, glänzenden Heerfahrten, auf die Zeit der Kreuzzüge, die die zahlreichen Fehden der beutelustigen Barone nur zeitweise unterbrochen hatten, war eine Zeit der Ruhe, der unfreiwilligen Muße gefolgt. Ein strenges Regiment hielt unter Ludwig dem Sechsten die Großen nieder. Einförmig, ja langweilig war da das Leben auf der Burg geworden, besonders im Winter, wo Tanz und Federpiel ruhten, wo der Mistral wehte, der die Heizversuche der großen Kamine zusehnden machte, wo in der von Kienspanen dürftig er-

leuchteten Halle dem einsamen Burgherrn auch der feurigste Wein der Provence nicht recht schmeckte. Da war der Spielmann ein gern gesehener Gast, der mit neuen Liedern von Lenz und Liebe auch allerlei Kunde mitbrachte von dem, was draußen in der Welt vorging. So konnte er gastfreundlicher Aufnahme gewiß sein. Auf die Unterstützung der vornehmen Herren waren die Spielleute ja angewiesen.

„Als Gott die Erde verteilte, so erzählt ein altfranzösisches Fabel, da erhielten die Edeln den Grund und Boden, die Geistlichen die Zehnten und Stiftungen, und die Bauern wurden verpflichtet, für beide zu arbeiten. Nun waren aber noch zwei Stände unverforgt, die Spielleute und die fahrenden Fräulein. Die kamen klagend vor Gott, und er bestimmte, daß jene — die Spielleute — von den Edeln, diese — die fahrenden Fräulein — von den Geistlichen ernährt werden sollten.“ (Vgl. Herz, Spielmannsbuch, S. 31.) Boshaft fügt der Dichter hinzu, die Geistlichen hätten Gottes Gebot getreulich erfüllt, die Edeln aber hätten es nicht selten an der nötigen Freigebigkeit fehlen lassen.

Das, was jedenfalls den Minnefang im engeren Sinne heraufführte, war das durch die Spielleute geweckte und beständig rege erhaltene Interesse der großen Herren an der lyrischen Dichtung, ein Interesse, das sich schließlich, als die Zeit der fröhlichen Fehden zu entschwinden drohte, in eignen dichterischen Versuchen betätigte. Den Zusammenhang mit dem Spielmannsliede verleugnete man zunächst nicht. Als sich die Ritter an der Literatur zu beteiligen begannen, da waren es die Spielleute, von denen sie die Vers- und Sangeskunst erlernten. Häufig mischten sich gerade in der Provence arme junge und verarmte alte Edelleute unter das fahrende Volk. Den Jörn der eifernden Kirche, die den lockern Sangesbrüdern eine ewige Verdammnis prophezeite, ließ man geduldig über sich ergehen, glaubte man doch gerade in der Hölle die amüsanteste Gesellschaft vorzufinden. So sagt der ritterliche Held einer Spielmannsdichtung (ich zitiere nach Herz a. a. D., S. 282):

„Was habe ich im Paradies zu tun? —

In's Paradies kommen nur solche Leute, wie ich euch sagen will. Dahin kommen die alten Pfaffen und die alten Krüppel und Lahmen, die Tag und Nacht vor den Altären und in den alten Gräften hocken, die mit den alten abgesehabten Kapuzen und den alten Lumpen angetan, die nackt sind und barfuß und ohne Hofen, und vor Hunger und Durst, Frost und Elend sterben. Die kommen ins Paradies; mit denen habe ich nichts zu tun. Aber in die Hölle will ich gehn! Denn in die Hölle kommen die weisen Meister und die schönen Ritter, die in Turnieren und in gewaltigen Kriegen gefallen sind, die guten Knappen und die freien Männer. Mit diesen will ich gehn! Auch kommen dahin die schönen höfischen Damen, die neben ihrem Herrn zwei oder drei Freunde hatten. Auch kommt dahin das Gold und das Silber, Pelz und Braunwerk und Harfner und Spielleute und die Könige der Welt.“

Wir haben schon gesehen, wie in Poitou und Mousin gerade die Frauen es waren, die ihren Gefühlen in Liedern Ausdruck gaben; an der proven-

zälischen Minneichtung nehmen sie noch größern Anteil. Der Minnefang des Südens ist im wesentlichen ihr Werk. Manche Umstände, auf die ich hier im einzelnen nicht eingehn kann, förderten ihren Einfluß. Besonders muß hervorgehoben werden, daß sich das Leben der verheirateten Damen in Südfrankreich seit alters in wesentlich freieren Formen abspielte als im Norden. Bezeichnend ist, daß im ältesten Volksepos, das im Norden geschaffen, im Norden gepflegt wurde, der Frauen kaum gedacht wird. In der Provence sollten ihre Ansichten in Fragen des höfischen Anstandes, in Liebesangelegenheiten, bei Entscheidungen in Sachen der Dichtkunst bald die Geltung eines Dogmas erhalten.

Für die Ritter der Provence, die — anders als die Barone des Nordens — dem rauhen Dienst der Waffen in den Jahren ruhigen Friedens fast entfremdet waren, stand die Liebe, die Frauenverehrung, im Mittelpunkte des Denkens. Die eigne Frau freilich hat, soviel ich weiß, nur ein Troubadour verherrlicht, obgleich die meisten verheiratet waren. Man feierte andre, fast ausnahmslos verheiratete Frauen. Ganz unbedenklich war das nicht. In der Frühlingszeit des Minnefanges war das wahre Gefühl noch nicht unter der Beobachtung der äußern Formen der Courtoisie ertötet, und platonischer Liebe neigte ja das Mittelalter im allgemeinen nicht zu. Mancher Ehemann ist damals getäuscht worden. In leicht begreiflicher Eitelkeit liebten es die Frauen, daß ihr Lob erklang, und oft mögen sie preisender Lieder wohl wert gewesen sein. Wir gehn wohl nicht fehl, wenn wir glauben, daß diese Damen schön, doch leichtfertigen Sinnes, voller Grazie und Anmut in Worten und Gebärden waren; es sind ja die Eigenschaften, die man bei vielen unsrer Nachbarinnen jenseits des Rheins auch heute noch antrifft.

Der älteste Troubadour, von dem wir wissen, war Herzog Wilhelm der Reunte von Aquitanien, Graf von Poitou. Er war ein Kavalier mit allen Vorzügen und Schwächen eines solchen.

A Dieu mon âme,
Ma vie au roi,
Mon cœur aux dames,
L'honneur pour moi!

So zog er als ehrenwerter Ritter ins Heilige Land als Buße für manche tolle Liebele. „Er zeichnete sich aus vor allen Fürsten der Welt durch seine Tapferkeit im Waffendienste,“ so schreibt ein Chronist, und überall, wo alte Bücher von ihm erzählen, erscheint er als ein Mann, „den Gott durch Körperschönheit und Geistesgröße in gleicher Weise ausgezeichnet hatte.“ Den Frauen war er treu ergeben, das beweisen die vielen Liebshaften, von denen seine Lieder künden. Ja auch dem dauernden Zwange der ehelichen Verbindung war er nicht abhold. Drei, vielleicht gar vier Frauen hat er nacheinander zum Altar geführt. Er ist recht eigentlich der erste Minnefänger Frankreichs. Nicht mehr in der lateinischen Sprache der Kleriker, nicht mehr in den ungesungenen Affonanzen der ältesten Volkspoesie, schlicht und wahr in Form und Empfindung und darum den Zusammenhang mit dem Volksliede deutlich zeigend.

aber in wohltonender limousinischer Mundart erscholl von ihm, dem Ritter, zuerst der Frauen Preis, das erste Minnelied der Provence.

Unter seinen Liedern ist eins mit Recht berühmt, worin, wie Diez sagt, schon die wichtigsten Charakterzüge der Minnepoesie wie in der Knospe liegen. Mag das Lied in deutscher Übertragung (Suchier frei nach Diez) folgen, wenn ich auch weiß, daß auch die besten traduttori traditori, die „Übersetzer — Verleger“ sind!

Ihr mußt sich jede Wonne neigen,
Die Nacht ihr dienen weit und breit
Ob ihrer holden Freundlichkeit,
Dem milden Blick auch, der ihr eigen.
Den wandelt nicht der Zeiten Reigen,
Dem sie ihr Herz in Liebe weiht . . .
Da es nichts Schöneres gibt im Leben,
Kein Mund es sagt, kein Aug erblickt,
Behalt ich sie, die mich beglückt,
Um mir die Seele zu erheben
Und frische Kraft dem Leib zu geben,
Daß ihn das Alter nimmer drückt.

Als er sich kurz vor seinem Tode zu einer Wallfahrt anschickte, sagte er den Freuden dieser Welt, dem Minnedienst und Ritterleben, auf ewig Lebewohl:

Ich hab manch edle Tat vollbracht,
Doch dem sag ich nun gute Nacht
Und bin dahin zu ziehn bedacht,
Wo Pilger um Erbarmen flehn.

Fahr wohl denn, was mir sonst gefiel,
Des Rittertumes stolzes Spiel.
Ich walt ohn Aufschub nach dem Ziel,
Wo Gott den Sündern wird vergehn.

Berliebt und froh war ich seither,
Doch will es unfer Herr nicht mehr;
Nun drückt die Last mich allzu schwer;
Denn schon zu Ende geht mein Lauf.
Ich bitte jedes Bruderherz
Um Beistand einst in Todes Schmerz,
Nur zu sehr lieb ich Freud und Schertz
Und suchte nah und fern sie auf.
Und hiermit geb ich Freud und Schertz
Und Bunt und Grau und Zobel auf.

(Diez, Leben und Werte der Troubadours)

Es ist, als sei mit einemmal den Troubadours die Zunge gelöst.

Nun singt Cercamon, wie sein Name besagt, der Spielmann des fröhlichen Wanderns, der die Welt durchzieht; nun erklingen seines Schülers Marcabru Romanzen und pastoretas à la usanza antiga, Pastourellen, wie man sie ehe- dem in Poitou und Limousin sang; das erste Kreuzlied mahnt die Gläubigen zum Kampfe für Christi Ehre: die Gottesminne findet ihren ersten Ausdruck. Jetzt schwärmt Jaufre Rudel von der schönen Dame jenseits des weiten Meeres:

Aber niemand mocht erkunden,
 Wie sie hieße, wo sie lebte,
 Die so herrlich, überirdisch
 In Rubellos Liedern schwebte. —

Bei Moustier-Bentadour im Departement Corrèze liegen auf einem mäßig bewaldeten Hügel die Ruinen einer alten Burg. Dort herrschten einst die Vizgrafen von Bentadour, und hier verlebte Bernhard von Bentadour, der Sohn eines armen Schlossknechts, der den Backofen heizen mußte, seine Jugend. Seine Lieder bezeichnen den Höhepunkt der provenzalischen Dichtung. Was Zartheit des Ausdrucks, Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, Tiefe der Empfindung betrifft, so gebührt ihm der erste Platz im Minnesangsfrühling. Er feierte in seiner Jugend die Gemahlin seines Gönners, des Vizgrafen von Bentadour, die seinen Werbungen so sehr Gehör schenkte, daß Bernhard bald genötigt wurde, das Schloß zu verlassen. Er ging zu Eleonore von Poitou, der Enkelin des ältesten Troubadours, die die verführerische Schönheit, den Geist und den Leichtsinns ihres Ahnen geerbt hatte.

Aus dem reichen Strauße der Lieder Bernhards mögen (nach Diez) einige kleine Blüten folgen:

Die Liebe beherrscht sein ganzes Sinneu:

Vom süßen Sang der Nachtigall
 Des Nachts, wenn ich entschlummert bin,
 Erwach ich, nichts als Lieb im Sinn,
 Von Wonneschauer ganz durchbebt.

Zarte Sehnsucht atmen folgende Verse:

Oft wohl mit der Augen Tau
 Schreib ich Grüße, ohne Ruh,
 Die ich ihr, der holden Frau
 Und der schönen sende zu;

Denk an ihren zarten Gram
 Reulich, als ich Abschied nahm,
 Wie sie barg ihr Antlitz klar,
 Keiner Antwort mächtig war.

Wie sich — der alten Volksdichtung gleich — in den Liedern Bernhards neben den frischen Naturbildern im Eingange naive Sinnlichkeit mit wahrer Empfindung paart, davon ein Beispiel — in Prosa leider. Mir scheint, als ob der Dichter auf bestimmte Vorgänge seines Liebeslebens hindeute: „Wenn ich sehe, wie in den öden Landen das Laub von den Bäumen fällt, wenn die Kälte kommt und die wonnige Zeit schwindet, dann scheint es mir gut, daß mein Lied noch gehört werde. . . . Gott, der du die Welt regierst, gib es ihr ins Herz, mich aufzunehmen, der ich nun arm bin an jedem Glück. Ich fürchte die Schöne, die ich erzürnt habe. Zu ihr begeh ich mich um Gnade flehend, und sie, wenn es ihr gefällt, nimmt mich oder gibt mich weg wie ihren Sklaven. O übel wird sie tun, wenn sie mir nicht befiehlt, dorthin zu kommen, wo sie ruht, damit ich sie entkleide, damit ich

ihr knieend die schön passenden Stiefelchen ausziehe, wenn es ihr gefällt, mir den Fuß zu reichen.“

Wie Wilhelm der Reunte so schied auch Bernhard aus der Welt und suchte im Kloster den Frieden. Die herbe Resignation des Skeptikers be-
gnet schon in dem Liede (übertragen von Diez):

Seh ich die Lerche, die mit Lust
Die Flügel auf zur Sonne schwingt,
Und dann herabschwebt unberührt
Vor Wonne, die ihr Herz durchdringt;
Ach welche Wehmut faßt mich an,
Wenn ich ein Wesen fröhlich seh,
Es nimmt mich wunder, daß mir dann
Das Herz nicht schmilzt vor Sehnsuchtsweh.
Ach wie viel glaubt ich zu wissen
Von der Lieb — und weiß so wenig!

Wie oft mag der Mönch Bernhard der vergangenen sonnigen Zeiten ge-
dacht haben, da er mit der schönen Eleonore von Poitou vertrauter Zwie-
sprach pflegen durfte.

Es steht eine Burg am Berge,
Wo ich die Traute sah,
Mein Herz klingt in die Stoden,
Vale carissima!

Fern soll mir stehen Minne
Und stand mir doch so nah,
Es steht ein Kloster im Tale,
Vale carissima!

Aus dieser Waltramusstimmung ist wohl das duftige Lied entstanden,
vielleicht des Troubadours Schwanengesang, sein leiser Gruß an Eleonore:

Quan la douss' aura venta
deves vestre país,
vejaire m'es qu'eu senta
un ven de paradis . . .

Deutsch etwa:

Und weht die Luft, die süße,
Von deiner Heimat her,
Mir ist, als wäns ein Grüßen
Von Paradiese wär . . .

Wir würden ein gar zu unvollständiges Bild von der Frühzeit proven-
zalischer Dichtung geben, wenn wir nicht eines Troubadours gedächten, der
ein ganz neues Motiv in die Lyrik des Südens, die, von einigen religiösen
Liedern abgesehen, ausschließlich der Frauenverehrung galt, hineinträgt.

Noch ist der alte Geist des Rittertums nicht erloschen, noch freut man
sich an Schwertstreichen und Lanzensplittern, Treue im Lieben und Treue im
Hassen gilt als Rittertugend.

Wer denkt da nicht an den ruhelosen Burgherrn von Autafort, den
ersten Dichter zündender politischer Lieder, der in den Kämpfen Heinrichs des
Zweiten um sein französisches Erbe die eignen Söhne des Königs zum

Kampf gegen den Vater entflammte, und der schließlich nach einem reichbewegten Leben sein Eisenkleid gegen die Mönchskutte vertauschte.

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf seiner Stirn Gedankenspur,
Er konnte jedes Herz besiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Ich kann hier nicht auf die Wechselfälle seines Lebens eingehn, die, von der Sage lieblich umwoben, dichterisch oft verwertet worden sind; nur eines seiner Lieder mag den kennzeichnen, den Dante den vorzüglichsten in armis, „in den Waffen, im Kampfe“ genannt hat.

Mich freut des süßen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüte neu entspringt,
Mich freuts, hör ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
Erschallet in den Wäldern;
Mich freut es, seh ich weit und breit
Gezelt und Hütten angereicht;
Mich freuts, wenn auf den Feldern
Schon Mann und Roß zum nahen Streit
Gewappnet stehen und bereit.

Nicht solche Wonne lößt mir ein
Schlaf, Speis und Trank, als wenn es schallt
Von beiden Seiten: Drauf hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hülfesruf die Freunde weckt,
Und groß und klein schon dicht bedeckt
Des Grabens grüne Matten
Und mancher liegt dahingestreckt,
Dem noch der Schaft im Busen steckt. (Dies)

Auf andre Minnesinger einzugehn, verbietet die Fassung des Themas. Die Zahl der Troubadours wird Legion. Der alte Charakter des Minnefanges schwindet dahin. Man gibt die Einfachheit der Form, die Wahrheit im Inhalt, das alte Erbeil der ursprünglichen Volkspoesie auf und gefüllt sich nur zu gern in gekünstelten Vers- und Strophenmaßen. Die Frauenverehrung, die immer noch im Mittelpunkt steht, erhält gar bald die frostige, konventionelle Färbung, die der Frühlingszeit des Minnefanges fremd war.

Auf dem Boden des heimischen Volksliedes in Poitou und Limousin erwachsen, hatte die lyrische Dichtung, von den fahrenden Spielleuten weiter getragen, im Süden Frankreichs schnell Gunst und Ansehen erlangt. In eigentümlicher, höfischer Weise von den Rittern gepflegt und ausgebildet, sollte die provenzalische Minnedichtung bald den Norden Frankreichs, Italien, Spanien und Portugal und vom Rhein und Friaul her Deutschland mächtig beeinflussen: Länder, wo sich bis dahin nur spärliche Reste der aus dem alten Volksliede hervorgegangnen Liebeslyrik nachweisen ließen. Eine Fülle von neuen Motiven und neuen Formen, ja ganze neue Liedergattungen wurden so der gebildeten Welt dank Frankreich übermittelt.

Daß Frankreich hier wie so oft auch für uns die Spenderin gewesen ist, darf uns nicht peinlich berühren. Wenn auch der gesamte mittelalterliche Motivenschatz zuerst in Frankreich literarisch verwertet und von den deutschen Dichtern dann benutzt worden ist, von Tristan und Isolde hat keiner lieblicher gesungen als Gottfried von Straßburg, Wolframs Tagelieder wissen dem Trennungsschmerz zweier Liebenden noch viel beredtern Ausdruck zu geben als viele seiner provenzalischen Vorbilder, sein Parzival läßt die französische Quelle weit hinter sich zurück, ja sogar im Minneliede ist keinem Welschen der Ausdruck inniger Liebe, die sich mit treuherziger Schalkheit paart, so gut gelungen wie unserm Herrn Walter von der Vogelweide in seinem

Under der linden, an der hoide
Da unser zweier bette was —

Gleichwohl wird man sich gern in dem „altertümlichen Gärtlein“ des französischen Minnefanges ergehen. Wenn ich Schmellers Urteil über die Carmina Burana mit einer geringfügigen Änderung auf die ersten Blüten der Frühlingszeit des französischen Minnefanges übertragen darf, so möchte ich sagen: Wie sehr verschieden diese Blumen seien an Farbe und innerm Wert, ein eigentümlicher Reiz, der ihnen unverkümmert bleibt, liegt darin, daß sie lebendiges Zeugnis geben von der Weise, in der man sich vor mehr als acht Jahrhunderten klagend oder jubelnd ausgesprochen hat über Gefühle, Freuden und Leiden, die ein altes Herkommen sind und ein ewiges Dableiben unter den Kindern der Menschen.



Erinnerungen einer Lehrerin



„Sechs Dienstjahren glaube ich mir ein begründetes Urteil über die Volksschule verschafft zu haben, und ich glaube damit auch vor die Öffentlichkeit treten zu können. Denn ich meine, wie das Kind in den ersten Lebensjahren die reichsten Erfahrungen sammelt, so auch der Lehrer in den ersten Dienstjahren. Ich bin überzeugt, daß mir sogar dreißig noch kommende Arbeitsjahre nicht mehr so viel geben könnten wie die vergangenen sechs. Ich will aber keine wissenschaftliche, weder „hochpädagogische“ Abhandlung über die Volksschule, noch über den Unterricht darin schreiben, sondern schlicht und einfach und ganz persönlich nur das, was ich erlebt, gesehen, erfahren und beobachtet habe. Ich will auch keine typische Persönlichkeit einer Lehrerin zeichnen, darum kann ich allen Volksschullehrerinnen oder andern Personen, die sich an meinen Ausführungen ärgern sollten, zum Troste sagen, daß dem Folgenden alle Vorzüge aber auch alle Nachteile einer rein persönlichen Meinung anhaften werden.“

Wenn ich an das erste dieser Jahre zurückdenke, so drängt sich in den Vordergrund der Erinnerungen die Einführung des Badens an unsrer Schule. Es war die erste Schule unsrer Stadt, an der das Baden versucht werden sollte.

Dadurch bot sich denn reichlich Gelegenheit, den Eindruck, den diese neue Maßnahme der Stadt auf die Leute machte, zu beobachten, aber auch allen damit verbundenen Ärger aus erster Hand zu genießen. Da ich gefunden habe, daß das Schulbad in weitem Kreise ziemlich unbekannt ist, so will ich hier etwas ausführlicher darauf eingehn. Jede Klasse badet wöchentlich einmal binnen 45 Minuten. Unsere Baderäume bestehen aus zwei Abteilungen. Der erste ist ein großer mit Latten ausgelegter Raum, wo drei Reihen Ständer zur Aufnahme der Kleidung stehn. Hier kleiden sich die Kinder aus und an, hier findet auch die geringe Zahl der Kinder, die kein Badezug von Hause mitbringt, Badeschürzen, Mützen und Handtücher. An diesen ersten schließt sich nun der eigentliche Baderaum an. In ihm findet sich eine erhöhte Plattform, die etwa vier Meter im Quadrat groß ist, und um die ein einen halben Meter tiefer Graben herumführt, worin Wasser von 28 Grad fließt. An der Decke sind Duzende von Brausen angebracht. Alle Kinder der Klasse, soweit sie nicht durch ärztliches Attest vom Baden befreit oder durch Krankheit verhindert sind, gehn nun zusammen in das Wasser des Grabens. Dort nehmen sie eine gründliche Reinigung des Körpers vor. Ist diese beendet, so beginnen die Brausen ihre Tätigkeit. Die Kinder treten nun auf die Plattform und werden dort mehrere Minuten lang mit allmählich kühler werdendem Wasser abgebraust.

Die Aufsicht löbt bei den Knaben der Hausmann, bei den Mädchen die Hausmannsfrau, außerdem, wenn auch nicht während der ganzen Zeit des Badens, die Lehrerin oder der Lehrer der Klasse. Bei Mädchenklassen, deren Ordinariat ein Lehrer hat, vertritt eine Handarbeits- oder eine Turnlehrerin dessen Stelle. Das Baden bereitet den Kindern große Freude, die sie sich oft in einem ohrenzerreißenden Jauchzen äußert. Ab und zu kommen aber auch Wasserscheue vor. Wir haben buchstäblich Kinder, die, seit sie sich erinnern können, kein Badewasser gefühlt haben. Wie nötig es ist, solchen Wesen die Bekanntschaft mit dem nassen Element zu vermitteln, das bedarf keiner Worte. Die Badeeinrichtung hat viel zur Abhärtung der Kinder beigetragen, zum Beispiel sind seit dieser Zeit auch die fürchterlich dicken Halstücher verschwunden. Interessant ist es, daß in der „Armenschule“ unserer Armenschulen, d. h. in der im ärmsten Viertel der Stadt liegenden Volksschule, die Wasserscheu am größten ist. Man ist dort eben zu sehr in den Familien an Schmutz gewöhnt, diese Schule mußte im Winter das Baden einstellen, weil noch nicht dreißig Prozent daran teilnahmen.

Vielleicht sagt mir hier manche Mutter, daß sie auch für ihre Kinder Erstickungen fürchten würde, wenn sie sie nach dem Baden nicht gleich ins Bett stecken könnte. Nun, darauf erwidere ich, daß man die Kinder gar nicht genug abhärten kann. Läßt man im Winter die schwächlichen Kinder in der auf das Bad folgenden Pause im Klassenzimmer, dann sind keine nachteiligen Folgen zu befürchten. Die gesunden Kinder laufen gleich nach dem Bade tüchtig auf dem Hofe herum und erkälten sich ebenfalls nicht. Ich will aber nicht verfehlen zu sagen, daß uns die Einrichtung des Badens viel Ärger bereitet hat und noch bereitet. Es spielen sich deshalb allerlei Auftritte mit den Eltern ab, die sich vom leisesten Pianissimo bis zum stärksten Fortissimo steigern können. Oft sind

es die ordentlichsten Eltern, die Einwendungen machen, sie sagen: „Wir baden unsere Kinder sowieso wöchentlich zuhause.“ Denen erwidert man dann freundlich, daß es in diesem Falle durchaus nichts schade, wenn die Kinder zweimal in einer Woche badeten. Andre kommen und fürchten Ansteckung von Hautkrankheiten; denen wird gesagt, daß mit Hautkrankheiten behaftete Kinder vom Bade ausgeschlossen seien. Dritte haben ganz unglaubliche Vorstellungen von der Badeeinrichtung. Sie denken zum Beispiel, daß das Wasser nicht für jede Klasse gewechselt werde usw. Solche ladet man zur Besichtigung des Bades ein, und — die ärgsten Schreier werden stumm. Vor allem aber sind es die ärmsten und verkommensten Mütter, die ihre Kinder vom Bade zurückhalten wollen. Warum? Weil sie sich scheuen, die Unterkleidung ihrer Kinder zu zeigen. Auch die Gegner der Einrichtung, die sich auch in den Kreisen der Lehrer und der Lehrerinnen finden, geben aber zu, daß seit wir das Baden haben, die Kinder wöchentlich die Wäsche wechseln, und daß hierdurch sowie durch die größere Sauberkeit eine bessere Luft in den Klassen erreicht ist. Im Anfange habe ich einmal bei einem ganz verzweifelten Falle dem Kinde reine Wäsche geschenkt und dessen eigne sofort in dem Badewasser einweichen lassen. Das wirkte — die Mutter wusch seit der Zeit wöchentlich.

Überhaupt bietet das Bad eine Unmenge Gelegenheiten, erziehend einzugreifen. Ein äußerlich reich gepuhtes Kind trägt zerrissene Wäsche. Gleich steht mir das Bild der Mutter vor Augen. Da ließ ich bestellen: Einen schönen Gruß an deine Mutter, und gestlickte Hemden wären besser als Schleifen auf dem Kleide. So etwas hilft meist. Größere Mädchen hält man zur Selbsthilfe an, und deshalb setzt man sich mit der Handarbeitslehrerin in Verbindung. Habe ich es schon gesehen, daß ein Kind außer Hemd und Kleid nichts auf dem Leibe hatte, so sahen andre wie Tonnen aus durch die Unmenge der Röcke. Das Tollste, was ich in dieser Beziehung gesehen habe, war ein Kind, das vier Röcke und vier Leibchen trug. Sieht man die sonst guten Röcke statt durch Knöpfe mit Sicherheitsnadeln geschlossen, so kann man auf eine Bemerkung hin sicher sein, beim nächstenmal einen ordnungsmäßigen Verschuß zu finden.

Doch auch in hygienischer Beziehung bietet das Baden Gelegenheit, zu nützen. Denn nur hier kann man vorstehende Schulterblätter, Anlage zur Rückgratverkrümmung und manche andre Krankheiten sehen und dagegen einschreiten, indem man die Kinder in die Klinik schickt. Oft trägt auch der Anblick eines jämmerlich elenden Kindeskörpers zu rücksichtsvollerer Behandlung im Unterrichte bei, man stellt dann an ein solches Kind geringere Anforderungen. Schließlich meine ich auch, daß wir durch das Bad eine gute Kontrolle über das Elternhaus ausüben, denn wirkliche Mißhandlungen könnten nicht verborgen bleiben. Wir würden dann aber sofort einschreiten und uns des Fürsorgegesetzes bedienen. Daß das „zuhause baden“ oft nur eine leere Redensart ist, kann man deutlich nach den Ferien sehen. Die große Hälfte der Klasse zeigt dann einen Körperzustand, dem Wasser herzlich nötig ist.

Noch eine Bemerkung über Verletzung des Schamgefühls. In den höhern Schulen würde ich unbedingt gegen das Massenbaden sein, die Kinder empfinden dort feiner und sind in ihrem Schamgefühl leichter zu verletzen. Die Wohnungs-

verhältnisse unsrer Kinder aber lassen ein feines Schamgefühl nicht aufkommen. Sie sind ein Massen-An- und Ausziehen gewöhnt, und besonders unsre kleinen sieben- bis achtjährigen Mädchen laufen beim Baden mit paradiesischer Unschuld im Evaostium herum.

Zum Schluß noch ein komisches Badeerlebnis. Eines Tages klopfte es während des Unterrichts an meine Tür. Ich öffnete, ein biederer, nach Veim riechender Tischler steht vor mir: „Ich komme wegen des Badens, ich will Sie nur jleech fagen, meene Kleene badt nich mit.“ Ich weise darauf hin, daß sie doch kerngesund sei, und erkundige mich nach seinen Gründen. Da antwortet der biedere Mann im Brustton der Überzeugung: „Meen Troßvater, Vater uu ich habbn nich jebadt, foljlich — (längre Pause) — braucht meene Kleene ooch nich zu baddn.“

Außer der Badeeinrichtung 'gibt es noch eine andre, ebenfalls wenig bekannte Fürsorge der Schule, nämlich die Austeilung warmen Frühstücks an bedürftige Kinder in der Zeit vom 1. Dezember bis zum 1. März. Diese für die Großstädte nicht genug zu schätzende Wohlthat gilt nicht als Armenunterstützung, hat also für die Eltern keine mit solcher verbundenen Folgen. Die Aufforderungen, sich bei den betreffenden Rektoren zu melden, ergeben durch die Zeitungen und durch mündliche Mitteilungen an die Kinder. Natürlich melden sich die ärmsten Eltern, dann aber auch Mütter, die der Beruf (als Waschfrau usw.) schon vor dem Aufstehn der Kleinen aus dem Hause führt, die also ihren Kindern vor der Schule kein warmes Getränk geben können. Der Rektor schickt den Ordinarien die Namen der Gemeldeten und vorgedruckte Zettel. Diese Zettel werden vom Ordinarius ausgefüllt, wohl auch mit einer empfehlenden Bemerkung versehen und gehen dann an den Armenpfleger. Dieser stellt die Bedürftigkeit der Familie fest, und die Zettel kommen mit einem „bedürftig“ oder „nicht bedürftig“ an den Ordinarius zurück. Darauf wird eine Marke verteilt, die die Kinder bei dem Genuße des Frühstücks vorzeigen müssen. Das Frühstück besteht aus einer Roggenmehlsuppe und einem trocknen Brötchen. In welchen Quantitäten die Suppe gekocht wird, beweisen am besten folgende Zahlen: In diesem Winter erhielten 385 Kinder täglich Frühstück (unsre Schule hat etwa 2600 Kinder). Zu diesem wurden dreizehn Pfund Mehl, drei Pfund Talg und ebensoviele Pfund Salz verbraucht. Die Austeilung erfolgt eine halbe Stunde vor Beginn des Unterrichts in den Kellerräumen der Schule durch den Hausmann unter der Inspektion eines Lehrers.

Wie die Suppe den Kindern mundet, erfährt man daraus, daß oft trotz strengen Verbot Marken von einem Kinde an ein andres gegeben werden, damit auch dieses unrechtmäßigertweise davon genieße. Mir wäre es lieber, wenn man einem solchen verlangenden Kinde auch eine Marke statt der Strafe geben könnte. Alle soziale Hilfe ist eben noch Stückwerk.

Auf Generalversammlungen wie auch bei sonstigen Gelegenheiten hat der „Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen“ auf die ungenügende Vorbildung der Lehrerinnen zum Volksschuldienste hingewiesen. Die ungenügende Vorbildung wird keine einsichtige Lehrerin leugnen, ebensowenig die Notwendigkeit, Seminare für Volksschullehrerinnen zu gründen.

Anfänglich war ich im Prinzip gegen eine Differenzierung des Lehrerinnenstandes, die durch Gründung von Seminaren, die ausschließlich zur Vorbildung von Volksschullehrerinnen bestimmt wären, ebenso sicher eintreten würde, wie wir sie schon zwischen den seminariistisch und den akademisch vorgebildeten Lehrern haben. Hier ist es ein Bildungs- und ein Standesunterschied. Bis vor ganz kurzer Zeit war es neben dem Schwesternberufe nur der der Lehrerin, der der Tochter der höhern Stände offenstand. Ihre gesellschaftliche Stellung gab ihnen das Vaterhaus, damit hatte die „Lehrerin“ nichts zu tun. Viel weniger noch das, ob sie an Volks-, an Mittel- oder an höhern Mädchenschulen tätig waren. Deshalb gab es keinen Bildungs-, wohl aber einen Standesunterschied zwischen den Lehrerinnen. Die Töchter der guten Familien schlossen und schließen sich natürlich solidarisch zusammen. Man behauptet ja, daß Frauen noch viel mehr Wert auf Stand legen als Männer. Es mag dies in dem feinern Empfinden der Frau begründet liegen, das sich auch besonders in dem Empfinden darüber äußert, was man „gute Kinderstube“ nennt. Jetzt ist eine Spaltung des Lehrerinnenstandes doch unaufhaltbar geworden, da die Frauenbewegung und das damit verbundene Frauenstudium an Ausdehnung gewinnt, und seit man an eine Reform der höhern Mädchenschulen denkt.

Die Töchter aus bessern Familien werden nicht mehr das Lehrerinnenexamen, sondern das Abiturium und das erst ganz kürzlich dem Ministerium abgerungne Examen pro facultate docendi ablegen. Damit ist das „Oberlehrerinnenexamen,“ das seinerzeit mit ungeheuern Jubel als wirklicher Fortschritt begrüßt wurde, zu einem Examen zweiten Grades geworden. Diese Behauptung wird die Zukunft beweisen.

Die Volksschullehrerin braucht im Unterrichte keine Sprachkenntnisse, oder ich will sagen nicht größere, als sie der Besuch einer höhern Mädchenschule, sogar einer Mittelschule gewährt. Richtet man erst Volksschullehrerinnenseminare ein, so wird man wohl an die Stelle, die jetzt die Sprachen einnehmen, Gebiete setzen, die im Lehrplane fehlen, und deren Fehlen die Volksschullehrerin bitter empfindet. Ich nenne hier nur Volkswirtschaftskunde, Einführung in das soziale Leben und seine Forderungen, etwas von Krankenpflege, Bekanntmachung mit den wichtigsten Kinderkrankheiten und deren Vorboten, endlich auch Übungsschulen an Volksschulen und nicht mehr wie bisher an Mittel- und an höhern Mädchenschulen usw. Alles dies findet man ja schon sachgemäß ausgesprochen, also brauche ich hier keine weitem Einzelheiten über Seminare zu geben. An dieser Stelle möchte ich nur von einigen Erfahrungen und Beobachtungen aus dem Unterrichte reden.

Wie bitter habe ich es in der Praxis empfunden, daß ich niemals vor dem Examen in einer Volksschule auch nur mit einem Fuße gewesen war, geschweige denn etwas von dem Unterrichte darin gesehen oder gehört hatte. Meine bitteren Erfahrungen sind mir einstimmig von andern Kolleginnen bestätigt worden. Ich werde hier nun nicht auf pädagogische Einzelheiten eingehn, denn das würde in eine Fachschrift gehören, aber ich muß kurz erwähnen, daß man, ob man nach Herbart oder einem sonstigen pädagogischen Genie das Unterrichten gelernt hat, in der Volksschule noch einmal von vorn mitlernen anfangen muß. Man muß

seine ganze bisherige Ausdrucksweise ändern, da man ganz unbewußt Ausdrücke gebraucht, die den Kindern, besonders denen der Unter- und der Mittelstufe, ebenso unverständlich sind wie chinesisch. Ändern und mir selbst ist es geschehn, daß ein Satz ein-, ja auch zweimal im Ausdruck vereinfacht werden mußte, bevor die Kinder die Worte faßten. Nur einige Beispiele zum Beweise. Für folgende Ausdrucksweise fand ich sogar im fünften Schuljahr noch verständnislose Gesichter: Was kam ihm zustatten? Woran mußte es ihm gelegen sein? Was für ein Gefühl erregen diese Taten in uns? Sobald ich den Ausdruck vereinfacht hatte, flogen die Finger der Kinder in die Höhe.

Wie falsch es demnach ist, einer frischgebakten Lehrerin das erste Schuljahr zu geben, wie das bekanntlich seit Jahrzehnten Sitte war und an vielen Schulen noch sein soll, ergibt sich von selbst. Die Unterklasse halten die größten Pädagogen für die schwerste, für die, die als die grundlegende an den Lehrenden die meisten Anforderungen stellt. Und diese Klasse gibt man einer Anfängerin!

Die Ansicht, die sich mir unabweisbar im Laufe der Jahre aufgedrängt hat, nämlich die von der geringern geistigen Aufnahmefähigkeit der Kinder der untern Stände, kann ich hier um so ruhiger aussprechen, weil ich trotzdem das Volk habe achten und schätzen lernen. Die großen Denker stammen ja auch selten, eben als Ausnahmen, aus der Hefe des Volkes, und fast immer aus schon geistig hochstehenden Familien. Man kann sich nicht vor der Einsicht verschließen, daß sich die „verbesserte Rasse“ auch auf intellektuellem Gebiete günstig bemerkbar macht, und daß die Vererbung auch in geistiger Hinsicht kein leerer Wahn ist.

Ich hatte im Seminar Gelegenheit gehabt, an einer höhern Mädchenschule und an einer Mittelschule zu unterrichten. Jetzt treten zu diesen dort gesammelten Erfahrungen noch die aus der Volksschule. In allen drei Schularten habe ich bei demselben Alter der Schülerinnen die „Hochzeit zu Rana“ behandeln können. Dreifach verschieden erwies sich hier die Aufnahmefähigkeit und das Begriffsvermögen der Kinder. Die Volksschule stand dabei am schlechtesten. Hier fand ich die größte Schwierigkeit bei dem Hineindenken in fremde Lagen. Höchst interessant war es auch zu sehen, wie verschieden die Begriffe waren, die die Kinder dieser drei verschiednen Volksklassen mit dem Worte „Hochzeit“ verbanden, ja wie verschieden sogar das Bild war, das ihnen von der Braut vor Augen stand. In der Volksschule gehörte nur für einen kleinen Bruchteil der Kinder der Schleier und der Kranz mit zu dem Schmucke der Braut. Den Kindern aus der höhern Mädchenschule war es ohne weiteres klar, daß Jesus bei armen Leuten zu Gaste war, da der Wein nicht ausreichte. Unfern Kindern ist dies in dem Alter, wo die Geschichte an sie herangebracht wird, unfaßbar. Denn Wein verbinden sie mit reichen Leuten; wenn man ihnen auch sagt, daß dort Wein nicht teurer ist als bei uns Bier, so begegnet man doch ungläubigen Gesichtern. Auch die Worte „die Diener“ bieten ihnen große Schwierigkeiten. Sie sagen meistens „die Kellner“ dafür. Aber Kellner und ihre Armeutehochzeiten! Nein, da können sie nicht folgen.

Und dann, wie die Kinder der Volksschule mit den Worten ringen! Wie-

viel Mühe der Kinder, welche Geduld des Lehrers gehört dazu, ehe ein Satz richtig wiederholt wird. In den ersten beiden Unterrichtsjahren muß man auf das Erzählen einer Geschichte im Zusammenhange verzichten, wenn man nicht starke Stützen durch Fragen gibt. Wer einmal in einer neunten Klasse einer höhern Mädchenschule und in einer siebenten Klasse der Volksschule unterrichtet, also aus beiden Kinder desselben Alters vor sich gehabt hat, der wird nicht mehr an der geringern geistigen Aufnahmefähigkeit der Kinder des Volkes zweifeln.

Am klarsten ist mir jedoch der Unterschied bei der Behandlung der Aufsätze geworden. In der höhern Mädchenschule wird in den Mittel- und den Oberklassen wenigstens ein nach Form und Inhalt selbständiger Aufsatz geliefert. Anders dagegen bei uns. Form und Inhalt müssen hier den Kindern gegeben werden. Darum gleicht denn auch hier so ziemlich ein Aufsatz dem andern. Da schreibt man wohl anfänglich den ganzen Aufsatz an die Wandtafel, hebt die schwierigen Wörter hervor, prägt ihre Schreibweise ein, läßt den Aufsatz ablesen, dann frei erzählen, und schließlich, nachdem er von der Tafel abgelöscht ist, wird er gleich in der Schule niedergeschrieben. Noch einmal läßt man die Wörter buchstabieren, die Fehler verbessern, und dann folgt, ebenfalls in der Schule, die Reinschrift. Nun erwarte man aber nicht fehlerlose Arbeiten! Sogar bei solcher Behandlung sind mir bis zu zwanzig Fehlern gemacht worden! Ich weiß einen Fall, wo eine mit der Art der Volksschule unbewanderte Vertreterin einen Aufsatz so durchnahm, wie sie es in halbjähriger Tätigkeit an der Mittelschule als gut erprobt hatte. Die Folge war, daß sich der Aufsatz als unkorrigierbar erwies! Aufsätze im wahren Sinne des Wortes werden vielleicht in der ersten Klasse geliefert. Aber nach meinen bisherigen Erfahrungen bin ich nicht davon überzeugt.

Dummheit wird beim Volke nicht als ein Mangel empfunden. Folgendes Beispiel charakterisiert am besten das, was ich mit der geringern geistigen Aufnahmefähigkeit meine. Eine Kollegin hat in einer Knabenklasse das erste Schuljahr. Ein Junge zeichnet sich durch besondern Mangel an Fähigkeiten aus. Lesen und Schreiben bieten ihm gewaltige Schwierigkeiten. Dabei ist er aber durchaus kein Kind, das für die Hilfsschule reif wäre. Die Lehrerin bestellt sich die Mutter in die Schule. Die hübsche, saubere, etwa achtundzwanzigjährige Frau macht einen durchaus angenehmen Eindruck. Wie erstaunt ist aber die Lehrerin, als ihr auf ihre Vorstellungen erwidert wird: „Ja, Fräulein, der wird nach mich schlagen, ich kann Sie och nich lesen un schreiben. Und was mein Vater is, der kann Sie rein jar nisch, ich kann Sie doch noch meinen Namen schreiben. Na, sehen Sie, Fräulein, ich komme och durch die Welt, da ärjern Sie sich man nich zu sehr mit meenen Kleenen.“ Ist ein solches Geständnis nicht bezeichnend?

Die Vorwürfe, die Volksschule habe ihre Pflicht nicht genügend getan, mehren sich in der letzten Zeit erschreckend. Gewiß — es muß vieles bei uns anders und damit besser werden, aber an den Lehrern und den Lehrerinnen liegt die geringste Schuld. Man hat eben vergessen, daß wir immer schlechtere Ergebnisse als die mittlern und die höhern Schulen erreichen müssen, da wir unter so viel ungünstigern Bedingungen arbeiten. Man hat in den letzten Jahren, trotz

der geringern geistigen Aufnahmefähigkeit unsrer Kinder und trotz den denkbar ungünstigsten häuslichen Verhältnissen, die eine häusliche Hilfe, wie sie an andern Schulen reichlich gewährt wird, ganz ausschließen, immer mehr in die Stoffpläne hineingebracht, sodas wir nun unter einer erdrückenden, nicht zu bewältigenden Last keuchen. Man merkt es diesen Plänen nur allzusehr an, daß sie am grünen Tisch und nicht aus der Praxis heraus entstanden sind. Sie und die Überfüllung der Klassen (ich habe im ersten Schuljahr noch siebzig Kinder gehabt) tragen die Schuld, daß so wenig Positives geleistet wird. Die Volksschule muß viel weniger lehren, dann wird sie viel Größeres und auch Bleibendes leisten. Hier heißt es in Wahrheit „Weniger wäre mehr.“ Denn unsre Kinder lernen vielerlei und nichts ordentlich, wenn man Rechnen ausnimmt. Man sehe sich einmal die Schreibwerke seiner männlichen und weiblichen Dienstboten an, sogar die der kleinern Handwerker! Man höre die Leute unter sich reden, wundert man sich da nicht, daß dieses Deutsch in Wort und Schrift das Produkt einer achtjährigen Schulzeit ist? Sieht man ferner das blinde, urteilslose Treiben der Massen, kurz gesagt der Sozialdemokraten, die oft nur Schreier und unzufriedne, heßende Radaumacher sind, aber von den wirklichen und zum Teil recht berechtigten Forderungen der Partei keine Ahnung haben, die oft gar nicht imstande sind, auch nur mit ein paar klaren Worten anzugeben, was ihre Partei eigentlich erstrebt, trotzdem aber für diese Partei stimmen, dann muß man sich sagen, daß der Denk- und der Geschichtsunterricht nicht richtig erteilt sind. Ich persönlich habe die Bekanntschaft eines sehr intelligenten frühern Arbeiters gemacht, der jetzt Arbeitersekretär des sozialdemokratischen Arbeitervereins ist, seine Tochter ist drei Jahre lang meine Schülerin gewesen. Durch diese Bekanntschaft habe ich interessante Beobachtungen machen können und habe außerdem manchen Nutzen gehabt. Öfter habe ich zum Beispiel erbohte Mütter und Väter, die mir drohten: „Ich werde mich an das Arbeiterbureau wenden, Sie sollen mal sehen!“ — verblüfft und zu kleinlautem Abziehen gebracht, wenn ich ihnen erklärte, daß ich mit dem Sekretär als Vater einer Schülerin recht gut ausgekommen wäre. Man kann Verständnis und Liebe für manche Bestrebung der Sozialdemokraten haben, über den ungebildeten, urteilslosen drohenden Schreier, wie sich der einzelne „Genosse“ oft zeigt, kann man nur die Achseln zucken.

Noch einige Worte über den Geschichtsunterricht. Allgemein kann man die Klage hören, daß der Geschichtsunterricht an der Volksschule die reine Sisyphusarbeit sei. Ich habe gefunden, daß unsern Kindern jedes historische Denken und Fühlen abgeht. Warum? Weil sie keine Familientradition haben. Der Großvater ist den meisten schon unbekannt, von einem Urgroßvater haben sie nie etwas gehört, überhaupt fehlen die einfachsten verwandtschaftlichen Begriffe. Jeder, der im Lehramte steht, wird mir bestätigen können, wie schwer es ist, zum Beispiel das verwandtschaftliche Verhältnis der drei Kaiser einzuprägen. Das der drei Kaiserinnen zum Verständnis zu bringen, habe ich im vierten Schuljahr als hoffnungslos aufgeben müssen. Ferner, daß Abraham der Onkel von Lot, dieser also Abrahams Nefte ist, bietet den Kindern im zweiten Schuljahre so unglaubliche Schwierigkeiten, daß nur der es glauben kann, der es eben selbst

erfahren hat. Das Wort „Neffe“ wurde mir, nachdem ich es vorgelesen, an die Wandtafel geschrieben, im Chor hatte sprechen lassen, in der nächsten Stunde überhaupt nicht und in der dritten nach derselben Behandlung noch verstümmelt gebracht. Unser Volk hat eben nur die engste Familie: Vater, Mutter und Kinder. Schon die Geschwister, sobald sie erwachsen sind, verlieren sich in den meisten Fällen gleich den Tieren aus dem Auge. Sie bilden wieder nur eine Familie.

Sogar auf der Oberstufe findet man wenig Interesse; die Jungen interessieren wohl noch Kriege. Wie anders ist es dagegen auf höhern Schulen, da ist die Geschichtsstunde eine Stunde der Begeisterung, da wird auch sichere Kenntnis erreicht. In den Monaten April bis Juni war als Stoff vorgelesen: Karl der Große, die letzten Karolinger, Heinrich der Erste, Otto der Erste und (ganz kurz) die letzten Sächsenkaiser. Ich bin bei dem Einprägen nur der allerwichtigsten Tatsachen fast verzweifelt. Keine Zahl, kein Name, keine Schlacht wollte bei der großen Mehrzahl der Klasse haften. Auf den Gesichtern der allermeisten Kinder stand die Frage: Wozu lernen wir das eigentlich? Natürlich suchte ich die Schuld hierfür im eignen schlechten Unterricht. Man kann sich denken, daß ich mich sehr erleichtert fühlte, als ich in einer Vertretungsstunde in meiner Parallelklasse, die einen anerkannt vorzüglichen Lehrer hat, dieselbe glänzende Unkenntnis fand.

Da die Vergangenheit unsern Kindern so wenig Interesse erregt, bedarf der Geschichtsunterricht in der Volksschule einer gründlichen Reform. Man sollte Verständnis für die gegenwärtige Zeit, Liebe zum Vaterlande mit seinen Gesetzen, Einrichtungen, Kolonien, mit seiner Land- und Seemacht mehr als bisher erwecken, damit die künftigen Sozialdemokraten wenigstens einmal die Rehrseite der Medaille gesehen haben. Es müßte auch nicht mehr wie bisher verboten sein, das Wort „Sozialdemokraten“ auch nur zu nennen. Wenn mir die Kinder in aller Harmlosigkeit von ihrem „Fest“ (1. Mai) erzählen, warum soll ich dann nicht eine aufklärende Bemerkung machen können? Man braucht durchaus nicht gehässig zu werden.

Interesse finden wir hauptsächlich bei allen praktischen Unterrichtsfächern. (Ich möchte hier auf das Buch Ellen Keys „Das Jahrhundert des Kindes“ hinweisen, das wirklich großartige Vorschläge über Umgestaltung des Unterrichts macht. Sie sagt hier besser, als ich es könnte, das Wünschenswerte — wenn es vielleicht auch noch für viele Jahrzehnte ein Ideal bleiben muß.) Ich will nur den Naturgeschichtsunterricht mit seinen Ausflügen nennen, ferner den Unterricht in Heimatkunde, Rechnen, Handarbeit, Schreiben, Turnen, Gesang und Zeichnen (besonders den letzten seit Einführung der neuen Methode, die sich von der bisherigen Schablone freimacht). Dagegen erweckt der Geographieunterricht nur etwa bei einem Zehntel der Klasse genügendes Interesse.

Ich persönlich fühle mich auch immer nach einer Religionsstunde befriedigt. Aber ich erlebige den „Stoff“ so rasch wie möglich und gebe dann „praktischen“ Religions- und Moralunterricht, der sich immer wieder seine Beispiele aus dem alltäglichen Leben nimmt, darauf hinweist, dafür zu stählen und tüchtig zu machen sucht und vor allem auch das moderne soziale Leben mit seinen Konflikten be-

rücksichtigt. Ob da ein Spruch mehr oder weniger gut „sitzt,“ darauf lege ich keinen Wert. Jede Religionsstunde bei vierein wöchentlich kann keine „Weihestunde“ sein! In keiner meiner Stunden aber sind mir die Kinder so bei der Sache wie in meinen Religionsstunden.

Die Geistlichen müßten unsre Religionspläne reformieren. Was sollen zum Beispiel viele ganz unmoralische oder wertlose Geschichten aus dem Alten Testament? Ich erinnere nur an die gemeine Betrugsgeschichte von Jakob und Esau. Wozu der Ballast von Liedern und Sprüchen? Dadurch wird kein religiöses Empfinden geweckt. Wozu hält man an der Schöpfungsgeschichte in sieben Tagen fest? Man muß sich wundern, welche Schriften sich in den Händen unsers Volkes finden. Bei einem unsrer erst kürzlich aus der Schule entlassenen Mädchen (einem sehr intelligenten) fand ich Häckels „Welträtsel,“ und ich sah aus dem Gespräche, wie aufmerksam sie das Buch gelesen hatte! Man lehre nichts, was die Kinder als unwahr oder halbwahr erkennen lernen. Damit öffnet man allzu leicht dem Gedanken die Tür, daß alles, was die Schule gelehrt hat, unrichtig sei. Vor allem stelle man Jesus in den Mittelpunkt. Man erziehe die Kinder zu wahrhaft sittlichen Persönlichkeiten, dann hat man fruchtbringenden Religionsunterricht erteilt. Unsre Kinder hören vielzuviel gegen die Kirche, gegen Gott sagen, sie denken kritischer, als man glaubt. Ein Beweis: Im zweiten Schuljahr erzähle ich: Abraham sagte zu seinem Knechte: „Geh und schlachte ein Kalb, daß wir davon essen.“ Sofort erhob sich ein kleines Mädchen und sagt: „Fräulein, so neuschlachten Fleisch kann man nich essen.“ Die Fleischertochter kam zum Vorschein. Nun, diesen Einwurf konnte ich leicht widerlegen, aber es gibt andre, bei denen man nichts zu sagen weiß. Zum Beispiel: Fräulein, mein Vater sagt, es wäre gar kein Engel zu Maria gekommen. — Vor hundert Jahren, wohl noch vor fünfzig, hätte es einen Landpastor die Stelle gekostet, wenn er an der „unbefleckten Empfängnis“ gezweifelt hätte, heute denkt man anders darüber. So ist es mit vielem. Warum rechnet aber die Schule nicht mit der Wandlung im Denken und Glauben! Sie gibt durch das Festhalten am überlebten Alten und durch das Herumreiten auf den zum Teil wertlosen, ja gefährlichen alttestamentlichen Geschichten die Kinder dem spätern, sichern Unglauben preis. Man berücksichtige anstatt dessen das moderne soziale Leben. Man sage zum Beispiel beim neunten und beim zehnten Gebot, daß es Leute gibt, die ihren Reichtum nicht richtig gebrauchen, ihn nicht als Amt ansehen, aber man sage auch beim siebenten Gebote, daß es Arbeiter und Dienstmädchen gibt, die durch Nachlässigkeit, Unvorsichtigkeit (Sachbeschädigungen), Faulheit zu Dieben werden, ferner, daß wer schlecht seine Pflicht tut, den Arbeitgeber um sein Geld bringt. Man habe auch gelegentlich den Mut, Fragen zu stellen, die mit dem Stoffplan nichts zu tun haben, ja die nicht einmal für die Erziehung oder den Unterricht von Wert sind, die aber den Lehrer ungemein bereichern, da ihre Beantwortung ihm einen unmittelbaren Einblick in die Gedankengänge der Kinder gewährt. Diese Bereicherung kommt dann doch wieder den Kindern zugute und rechtfertigt damit die scheinbare Zeitverschwendung. Ich habe zum Beispiel einmal gefragt, warum Christus wohl als Mann und nicht als Frau auf die Erde gekommen sei. Ich zehre noch heute an den

köstlich naiven Antworten und bedaure nur, sie nicht sofort aufgeschrieben zu haben. Denn wenn sie mir auch dem Sinne nach unvergesslich geblieben sind, so kann ich sie hier, da ihnen die ursprüngliche Form fehlen würde, nicht wiedergeben.

(Fortsetzung folgt)



Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege

Aus dem Nachlaß von Friedrich Rangel

3. Dem Hauptmann zu Liebe



on allen Zeiten des Tages war mir der Spätnachmittag immer am wenigsten Freund. Diese Stunden um fünf und sechs herum haben keinen rechten Charakter, sie verschwimmen zwischen dem hellen Nachmittag und dem grauen Abend, sie haben selbst etwas Hellgraues, Trübliches. Liegt vielleicht über ihnen ein Schatten von ganz ferner Erinnerung an die Schulzeit, wo die Knaben zu lange spielen, dann zu viel Vesperbrot essen und endlich müde und satt die Grammatik nicht mehr bewältigen können? Im Herbst ist es besonders schlecht mit dieser Zeit bestellt, da ist gar kein Platz mehr für sie vor dem frühen Abend, der so jäh hereinbricht, sie führt nur noch ein Dämmerdasein, und leicht steckt sie uns mit dem Gefühl einer gewissen Zwecklosigkeit an. Ich lasse mirs gefallen, wenn man mit Bieruckstafee oder Fünfuhrtee darüber weghilft. Aber gerade von solchen Genüssen war ich heute so weit wie nur möglich entfernt, so weit, daß ich nicht einmal von fernem daran dachte. Ich dachte überhaupt an niemand und an nichts, was den Gedanken eines Genusses wachrufen konnte. Meinen ganzen Verstand nahm die Feldwache in Anspruch, fünf Musketiere und ich Gefreiter, die dort unter dem Brückenbogen lagerte, und der französische Vorposten, der aller Vermutung nach in Schutzweite — damals, im Zeitalter der Zündnadel, höchstens fünfhundert Meter — uns gegenüber dort hinter dem Eisenbahndamme lag. Mehr als einen Büchenschuß sah man nach keiner Seite in dem welligen Gelände. Eine kleine Welt, in deren engem Umfange sogar der Maulwurfschaufen dort am äußersten Rande eine beachtenswerte Erscheinung ist! So fern scheint er zu sein, daß ich mich frage: Ist dieses Erdbraun nicht bläulich getönt wie ein ferner Berg? Oder schimmert etwas Purpurnes heraus? Eng und doch für mich die Welt, eine ganze Welt! Western habe ich einen Kameraden, der sich zu weit in die Wiese hinausgewagt hatte, von einer plumpeu, breiten Tabatierekugel durch den Magen geschossen, sich schwerwundent an dieser Stelle in Schmerzen krümmen sehen. Seine letzten Grüße habe ich für den Fall seines Todes in meinem Taschenbuch. Ereilt mich dasselbe Schicksal, dann könnte es zwischen jetzt und einer Sekunde mit meinem Leben aus sein. Hat also nicht dieses kleine, kahle Stück Welt einen riesigen Wert für mich? Es ist alles, was ich überhaupt von der Welt haben kann, und es lohnt sich doch, es noch einmal gründlich anzuschauen. Es gehört sich ja auch dienstlich, fügt die Stimme des Feldsoldaten, der ich seit vier Monaten bin, in mir hinzu, daß man sich im Gelände orientiert. Nun wohl; hier ist ein Brückenbogen, über den die Landstraße wegführt; es fließt hier kein Bach, aber die herbftlich gelben Wiesen dieser Niederung mögen wohl im Frühling unter Wasser stehen, es spricht auch manche kahle, schlammige Stelle dafür. Von links schwingt sich die flache Kurve einer Eisenbahnlinie daher, die sich ungefähr tausend Schritt vor meinem Standpunkt mit der Straße schneidet. Eisenbahn und Landstraße liegen auf hohen

Dämmen, die meinen Gesichtskreis im Osten, Westen und Norden umgrenzen. Hinter dem hohen Bahndamm im Norden liegt die kleine Festung, von der wir ein paar gleichgültige Türme vorgestern beim Hermarsch in der blässen Novemberabendsonne schimmern sahen; beträchtlich näher, wahrscheinlich gerade hinter der Straßenkreuzung muß das Häuschen liegen, aus dem gestern geschossen worden ist. Hier auf dem festgetretenen Tonboden vor dem Brückenbogen hat der Verwundete gelegen, bis ihn die Kranenträger holten, dort lebt von seinem Blut an den Grasshalmen, es ist schon überreift, als wolle die Natur mit diesen Spuren so rasch wie möglich aufräumen. Ich muß diese Blutflecken öfters anschauen, sie sind das Farbige, um nicht zu sagen das Heiterste in meinem Umkreis; die feinen Eiskristalle auf der tiefroten Unterlage machen in der Tat ein zierliches Bild. Ich denke an die roten Blüten der Sommeradonis, die man in meiner Heimat Blutströpschen nennt, an blutrote Sonnenuntergänge, an Alpglühn, und die Gedanken schweifen weit hinaus bis an das purpurne Meer Homers. Wie arm ist die Palette der Natur, daß sie für das Blut eines sterbenden Menschen keine andre Farbe als dieses glühende Rot hat. Sonnenuntergang ist ja freilich auch ein Verglühn, und so wie die Sonne morgen wiederkommen wird, kann auch der Musketier wiederkommen. . . .

Die Landstraße ist mit Pappeln besetzt, die, wie das in Frankreich üblich ist, in sonderbare Formen geschnitten sind: von unten an jedes Zweiglein abgekloppt, bis nur noch eine kleine pinselförmige Laubkrone übrig ist, oder unter dem kleinen Laubbüschel an der Spitze eine schirmförmige Ausbreitung oder eine einseitige Abschalung, daß der Baum wie halbiert aussieht. Fast alle Blätter sind schon verweht. Dort hat sich ein Brombeerstrauch zwischen Brücke und Damm eingemischt, dessen Blätter noch grün sind; er scheint etwas wie ein Humorist in dieser Landschaft zu sein, deswegen trägt er auch Dornen, damit nicht magre Dorstühe seine heitere Laune mißbrauchen, die schwarzglänzende süße Beeren und im Spätherbst grüne Blätter trägt. Ein Blatt davon ist purpurbraun, da ist kein Blut daran; es ist eine tiefe verhaltne Blut, als glühten mich zahllose Herbstsonnenstrahlen an, die sich in den Zellwänden dieses Blattes gefangen haben; „es blickt mich an mit stiller Lebenslust, die während mir gedrungen in die Brust,“ klingt mir durch den Sinn. Genau ahnte wohl, wie fordernd, wie tätig dieses Leben, und im Grunde wie heiter es ist, trotzdem daß der Tod immer in Reih und Glied mit aufmarschiert. Sagt er nicht auch: „Drei Dinge hätte ich gern vollbracht, gestanden in der heißen Schlacht“ usw.?

Gefreiter, he, wo sehen Sie denn hinaus? Dorthin und dorthin müssen Sie Front machen, hörte ich die wohlbelannte Stimme meines Hauptmanns hart neben mir. Er war von der andern Seite des Straßendamms her kommend unter dem Brückenbogen durchgegangen, vor dem ich auf einem Bund Stroh saß und den Himmel betrachtete. Ich war aufgeschmellt und stand aufrecht und aufmerksam vor ihm. Dort steht der Feind — er deutete nach Osten —, von dort oben haben wir nichts zu fürchten. Nichts Neues?

Nichts, Herr Hauptmann. Seit dem Schuß gestern Nachmittag hat sich nichts gerührt. Ich bin in der Nacht um elf und um vier so weit vorgegangen, wie der Herr Hauptmann befohlen haben, keine Spur vom Feinde. Der Musketier Haber ist heute früh noch einmal auf eigene Faust am Damm hingeschlichen, hat nicht einmal eine Fußspur gesehen.

Sie wissen genau, daß der Schuß gestern von der Bahnkreuzung her gefeuert worden ist?

Genau, Herr Hauptmann. Der Rauch stand noch längere Zeit sichtbar über dem Signal. Erlauben mir Herr Hauptmann zu sagen, fuhr ich nach einer halben Sekunde Pause fort, daß wir alle meinen, es müsse hinter dem Damm an der Kreuzung ein Bahnwärterhäuschen liegen, und daß eine Feindwache der Franzosen darin ist.

Mein Hauptmann schaute mich wie fragend aus seinen kalten blauen Augen an, und ich fand den Mut, hinzuzufügen: Wenn wir die ausheben dürften, Herr Hauptmann!

Ohne sich zu besinnen, antwortete mein Hauptmann kurz und trocken: Versuchen Sie, ob Sie morgen etwas mehr zu melden haben als heute, aber seien Sie vorsichtig.

Ich folgte ihm in respektvoller Entfernung, als er sich rasch zum Wehn wandte. Noch über die Schulter die Frage: Sie haben doch Fühlung rechts und links, Gefreiter? und nach der kurzen Antwort: Zu Befehl, Herr Hauptmann, links mit dem Schützenzug, rechts mit der ersten Kompagnie, stand ich am andern Eingang unseers Brückenbogens, und hinter mir standen die drei Musketiere, die gerade „daheim“ waren. Wir schauten uns zufrieden an, der Strenge hatte nichts zu tadeln gefunden. Freilich blieb ihm auch nicht viel Zeit dazu, hatte er doch noch fünf Posten abzugehn; mir wußten, daß er diese Arbeit gern selbst besorgte, wenn die Kompagnie in einer so exponierten Lage war wie heute. Wie diese Lage eigentlich war, wußte natürlich niemand von uns zu sagen. Ich habe es überhaupt erst aus der Regimentsgeschichte erfahren, die viele Jahre nachher erschienen ist. Wir waren gestern rasch gegen eine kleine besetzte Stadt vorgerückt, hatten dort die ganze Brigade vorgefunden, alles in Bereitschaft, die Dörfer, wo kantoniert wurde, zur Verteidigung hergerichtet: Baracken an den Dorfeingängen, Schießscharten usw. Was bedeutet das? Die kleine Festung soll mit Handstreich genommen werden, war die Meinung der Kompagniestrategen, als die sich besonders einige Avantagure und neugebaute Bizetelwobel aufzaten, die so taten, als sähen sie in die Geheimnisse des Generalstabs schon ganz tief hinein. An etwas geringeres als einen Handstreich denken hätten auch wir andern für unsolbatisch gehalten; hatten wir doch die Franzosen bisher noch immer zurückweichen sehen. Wir hatten fest erwartet, daß man am ersten Abend nur die Dunkelheit abwarten werde, um dann von allen Seiten gegen die Stadt vorzurücken, die Tore einzuschließen, worauf sich dann auf dem Markt die siegreichen Truppen vereinigt hätten. Statt dessen waren zahlreiche Feldwachen aufgestellt worden, denen eingeschärft worden war, sich nicht leichtsinnig gegen die Stadt vorzuwagen, wohl aber etwaige feindliche Vorposten dann und wann zu beunruhigen, damit sie weder an unsrer Wachsamkeit noch an unsrer Kampflust zweifeln. Der Zweck des Ganzen war einfach die Verschleierung unsrer Stellung in den Umgebungen der großen alten Provinzialhauptstadt, die drei Märsche hinter uns lag, die Erkundung der Stärke des Feindes auf dieser Seite und so nebenher die Aufhebung einer ganzen Anzahl von Waffen- und Munitionsniederlagen in den Dörfern dieser franktireurberückigten Gegend. Das besorgte an diesen zwei Tagen unsre Kavallerie aufs beste. Ich habe später sagen hören, ein andrer als unsrer Brigadekommandant hätte allerdings einen Handstreich gewagt, es sei auch davon die Rede gewesen, aber die Artillerie sei zu schwach dafür befunden oder gehalten worden.

Einerlei, wir in unserm lustigen Lager hatten das Gefühl der größten Wichtigkeit und zweifelten keinen Augenblick daran, daß dieser Abend oder diese Nacht irgend etwas Wichtiges bringen werde. Auch jetzt noch, nachdem die erste Nacht fast ruhig verlaufen war — nur ein paar Vorposten hatten Schüsse gewechselt —, hielt dieses Gefühl an. Es wuchs mit dem sinkenden Abend. Die Franzosen konnten sich diese letzten vierundzwanzig Stunden ja auch deshalb so ruhig verhalten haben, weil sie im Schutze der Dunkelheit einen Vorstoß machen wollten. Wir wollten uns jedenfalls nicht in Sicherheit wiegen. Vorsichtig! war das letzte Wort des Hauptmanns gewesen; es mußte schon sehr notwendig sein, Vorsicht zu üben, wenn er dazu aufforderte, denn für gewöhnlich war nicht das sein Lieblingswort, er war immer vielmehr bereit zu sagen: Drauf, unerschrocken, kaltblütig, entschrieben.

Ich hatte dem Hauptmann nachgeschaut, bis er verschwunden war; er mußte

längs des Straßendamms bis in die Nähe des Dorfes zurückgehn, wo die Kompagnie kantonierte, um von dort aus den Weg zu einer andern Feldwache zu gewinnen; quer über die Wiesen zu gehn, dafür war es noch zu hell. Vom Brückenhofen her tönten die Laute des Kartenspiels: kurz herausgestoßne Worte, das Aufklopfen der Karten auf dem Tornisterrücken, ein Lachen wie unterdrückter Fluch, die Pause des Mischens und immer dieselbe Musik in einsörmiger Wiederholung. Ich hatte keine Lust, mich da hineinzumengen, sie wollten ihr Spiel fertig machen, so lange es hell war, ein Gespräch wäre jetzt kaum willkommen gewesen, auch ich hatte jetzt kein Verlangen mehr danach. Die Gedanken, die das Kommen des Hauptmanns unterbrochen hatte, wollten sich weiterspinnen. Der Blick in meine „Umwelt“ rief je gleich wieder hervor. Der Nachmittag ging zu Ende, der Abend sandte seine ersten Schatten, ich musterte gründlich den ganzen engen Horizont und sah keine Spur von Bewegung, von Veränderung. Ich dachte an einen Lehrling, auf den der treffliche Sergeant Vater im theoretischen Unterricht besonderes Gewicht gelegt hatte: Daß ein Dorf vom Feinde besetzt sei, erkennt der Patrouillenföhrender daran, daß Hunde darin lebhafter sind als gewöhnlich. Nun, unsere Leute wußten sich zu beden; nicht einmal ein Hundegebell tönte aus Les Berjoiz herüber. Bewegung war überhaupt nur am Himmel. Dort öffneten sich dann und wann zwischen den Wolken blaue Fenster, und ganz unten am Horizont schien ein gelblicher Lichtstreif zu sagen: Die Möglichkeit eines Abendsonnenstrahls soll nicht ganz in Abrede gestellt werden. Aber die Wolken, die ein rauher Nordwest launisch durcheinander schob, beeilten sich, die Fenster gleich wieder zuzuhängen, und was der gelbe Lichtstreif meinte, ließ mich ganz kalt; nicht weil er im Ton etwas Schwefeligeres hatte, das an und für sich kein Vertrauen erweckte, sondern weil ich so weit gar nicht denken wollte. Es war ein trüber, frostiger Tag, und damit genug. Der Eindruck, den er über dieser fahlen, fahlen Landschaft machte, war so einheitlich, daß man nichts darüber hinauszudenken hatte: man war mit grau und braun, trüb und fahl ganz gesättigt, wenn auch nicht eben zufrieden. Wer nicht ganze Tage von früh bis spät in einer solchen Landschaft aushalten, wesentlich auf demselben Punkt stehend immer denselben Gesichtskreis mustern muß, hat keine Ahnung, wie leer es in der Welt aussehen kann. Er erfährt dann erst, daß es Eindrücke gibt, die noch viel leerer sind als einfache Stille. Im bürgerlichen Leben wird er dann lyrisch angehaucht und sehnt sich nach der Einsamkeit des Waldes oder der Einsörmigkeit eines weiten Wasserpiegels, die ihm voll tönen im Vergleich mit dieser schrillen Öde. Der Soldat überlegt, was wohl in dieser Landschaft Kriegerisches passieren könnte, und was dann zu tun wäre. An Abmarsch ist nicht zu denken, wenn er nicht etwa noch in der Nacht allen, auch dem Hauptmann, unerwartet plötzlich befohlen wird. Zu einem Vorgehn scheint man sich ebensowenig zu entschließen. Wir müssen aber mehr erfahren, der Hauptmann wünscht es.

Der Leser erlaube, daß ich ihm an dieser Stelle den Hauptmann vorstelle, der die erste Person in dieser kleinen Welt der Feldwache vor Les Berjoiz und bis auf den heutigen Tag eine der ersten Personen im ganzen Bereich meiner Erinnerung ist.

Von Liebe, Freundschaft, Verehrung und dergleichen ist zwar bei uns nicht die Rede. Solche Worte nimmt der Soldat bis zum Feldwebel aufwärts und einschließlichs gar nicht in den Mund. Er gehorcht; und daß er nun diesem Vorgesetzten so gern gehorcht, darin liegt die Poesie seines Verhältnisses zu dem Vorgesetzten. Was er ihm schuldet, ist im Reglement genau bestimmt, er ist aber jederzeit bereit, weit mehr zu geben, freiwillig, als Dienstmann. Der Musketier ist seinem Vorgesetzten dankbar, der es ihm möglich macht, die tägliche, unabänderliche Gewohnheit des Gehorchens, die so notwendig wie das Atmen ist, als eine Freude zu empfinden. So war es bei den Nibelungen, und so ist es bei den Musketieren der zweiten Kompagnie. Was nun auch diesem Gefühl zugrunde

liegen möge, es vergolbet sein eintöniges Leben. Früh, wenn im kalten Morgen-
grau die Korporalschaften aus den Kantonnements zusammentreten, notdürftig
gefrühstückt, kaum fertig zugeknöpft und umgehängt haben, geht der Unteroffizier
prüfend vor und hinter der Front von einem zum andern, damit alles sitzt; der
Hauptmann soll nichts zu tabeln haben. Stehe, da tritt er aus seinem Quartier,
das in der Regel nicht besser als das seiner Musketiere ist. Sein Pferd neigt
ihm freundslich den Kopf zu, es wird gestreichelt und losend geklopft, sein Dadel
umwedelt ihn, die ganze Kompagnie freut sich darüber, sie versteht ja, daß man
ihn gern hat. Die zwei Zugführer, Premierleutnant und Leutnant, treten heran
und melden. Ach, denkt jeder, der in der Front steht, wie ganz anders sind die!
Der Hauptmann übertagt sie etwas, aber darin liegt es nicht, denn er ist selbst
nur von Mittelgröße, und da folgen gleich am rechten Flügel drei Musketiere
hintereinander, die größer sind als er. Er übertagt sie, doch überstrahlt er sie
mehr mit seinen hellen blauen Augen, die so unbekümmert, immer gleich ruhig
und kühl in die Welt hinausschauen. Noch niemand hat sie funteln, aber auch
niemand sie trüb oder gar schläfrig gesehen. Die Gefahr hat gar keine Wirkung
auf sie, das wissen wir alle. Wir empfinden auch, daß in seiner Haltung etwas
ist, was alle andern nicht haben. Diese schlanke, elastische Gestalt hält sich so ab-
sichtslos und ungezwungen gerade wie eine junge Schwarzwaldbanne. Man kann
es nicht recht aussprechen, aber man fühlt es, er ist nicht bloß Offizier, er ist
Mitter. Ja, das ist es, das fühlt sogar der gemeine Mann: so meine ich auf
Wildern Männer in stählernen Rüstungen, den mächtigen, bewimpelten Turnier-
speer in der eisenbehandschuhten Faust, gesehen zu haben. Auch wissen wir alle,
daß dieses Mitterliche nicht bloß in seinem Außern ist, und daß sein ablicher Name
seine abliche Natur nur besiegelt. Wir kennen ihn als den eisern strengen und
den eisern gerechten. Ich bestätige es aus frischester Erfahrung. Noch heute liegen
mir die vierundzwanzig Stunden Strafwache und Patrouillengänge in den Knochen,
die er über mich verhängte, als mich die Kompagnie von meinem Kommando zur
Ordonnanz beim Divisionsstabe nicht abgelöst hatte, und ich ruhig einen halben Tag
länger dort blieb, statt sofort die Kompagnie aufzusuchen, die, unbekannt wohin,
auf Woposten marschiert war; und noch fühle ich es, wie mein Herz sich unter
dem kalten Blick zusammenzog, der mir ein wahrhaft vernichtender zu sein schien.
Das war die zweite Begegnung; die erste war ganz anders gewesen. Da hatte
er mir, als ich von einem Häusergefecht vor Metz mit durchschossenen und von
heraufgeschleuderten Kieselsteinchen siebartig durchlöchernten Weinkleibern zurückkehrte,
eine halbe Flasche Wein mit den Worten gereicht: Da, Freiwilliger, trinken Sie
Ihre Hofen.

Mein Zugführer, ein junger Leutnant, hatte sentimentalere Weise geglaubt, ich
hätte ihm das Leben gerettet, weil ich ihn hinter einen schützenden Alleebaum ge-
tragen hatte, als ein Prellschuß aus einem Fenster von oben her auf seine Helm-
kolarbe ihn ohnmächtig gemacht hatte; und er schien dem Hauptmann diese Episode
in Farben ausgemalt zu haben, die sehr günstig für mich waren. Jener, ein
guter Knabe mit etwas zu dicken Waden, hatte es auch für eine Heldentat ge-
halten, daß ich, als wir zurückgehn mußten, mir noch eine wunderschöne halb ab-
geschossene Teerose vom Blumenbrett des Fensters pflückte, hinter dem möglicher-
weise noch Franzosen lauerten konnten! Seitdem hatte mich der Hauptmann viele
Wochen gerade so ignoriert wie vorher. Dann kam der Blick von Eis und die
Strafe. Und drei Tage darauf die dritte Begegnung: die erste Einladung, mit
ihm und den Kompagnieoffizieren zu Abend zu essen. Kein Freiwilliger hatte
sich bisher dieser Ehre zu erfreuen gehabt, und ich war ganz besonders stolz, daß
mit uns der Bizetfeldwebel zu Tische saß, der bis vor einigen Wochen unser guter
Kamerad gewesen war, bis das Portepee eine Kluft zwischen uns alten Freunden,
von der Unversität her bekannten, riß. Es wurde den ganzen Abend nur von
gleichgiltigen Dingen gesprochen; aber ich bin niemals in so gehobner Stimmung

aus der geistreichsten Gesellschaft gegangen, wie ich von diesem Holztiſch einer franzöſiſchen Bauernſtube aufftand, in der mein Hauptmann einquartiert war. Mich erfüllten bis zur Berausung die widerſprechendſten Gefühle: meine Strafe erſchien mir noch viel verdienter, mein Fehler noch viel unbergeltlicher als vorher; aber das alles war ja nun in der edelſten und zartſinnigſten Weiſe wieder geſühnt und verziehen. So gut wurde es nun freilich nicht jedem. Er konnte Fehler lange nachtragen, der geſtrenge Chef, und ſo hat er es zum Beiſpiel bis über den Feldzug hinaus dem Freiwilligen Boll nicht vergeſſen können, daß er ihn auf einem Doppelpoſten an gefährlicher Stelle mit dem Bajonett einen Apfel vom Baum ſtechen laß. Und ebensowenig konnte er es dem langen Ziegler vergeſſen, der Schreiberdienſte verrichtete und wegen ſchwacher Füße ſehr oft auf dem Kompagniewagen ſaß, daß er einmal, als er auf dem geliebten Wagen fortfuhr, ſein Gewehr im Quartier zurückgelaffen hatte; Ziegler behauptete, der Marſch von 25 Kilometern hin und zurück, um den alten „Schiefprügel“ zu holen, ſei ihm ſaurer geworden als der Kompagniearrest, den er abzuißen hatte. In allen dieſen und ähnlichen Fällen war die ganze Kompagnie jedesmal mit Ausnahme des Beſtraften auf der Seite des Hauptmanns. Auch wenn die Strafen manchmal hart ausfielen, was war das im Vergleich mit der Erinnerung an die kaltblütige Haltung des Chefs in ſo vielen Fällen, ſei es im Vorgehn unter den feindlichen Augen, ſei es im Ausſharren auf nächſtlichem Marſch oder in einer endloſen Bereitſchaftsſtellung in Regen und Wind? Und war unſre Kompagnie nicht die einzige im Regiment, um deren Quartiere ſich der Chef bis ins einzelte kümmerte? Das war bekannt, daß er ſich keine Ruhe gönnte, bis der letzte Mann von den Seinen untergebracht war; und vielleicht am höchſten wurde es ihm von uns angerechnet, daß er einmal die Regimentsmuſiker mit kräftigen Worten aus den Häuſern ausquartiert hatte, die für unſer Kantonnement beſtimmt waren. Man ließ ſich von ihnen gern etwas vorſpielen, liebte ſie aber im übrigen wegen ihrer Weichlichkeit und Begehrlichkeit im Wohnen und Eſſen nicht beſonders. Das Hornſignal zum Avancieren, das einer ohne Taubenneſter bläſt, iſt mir lieber als eure Tänze, hatte man bei dieſer Gelegenheit den Hauptmann ſagen hören, und damit hatte er wieder einmal die „öffentliche Meinung“ der Kompagnie zum Ausdruck gebracht.

Doch ich ſehe, daß ich mich zu tief in Perſönliches einlaſſe, das außer mir heutzutage nur wenige Intereſſieren kann; denn der Mann, von dem ich ſpreche, iſt kein berühmter Mann, den die Welt kennt, hat es auch nie darauf angelegt; ſeine Größe war eine Größe in dem engen Kreis ſeiner Pflicht. Soviel wie ich hier von ihm ſpreche, habe ich aber freilich in den Stunden, deren Inhalt ich erzähle, an ihn und an ſeine Wünſche und Befehle gedacht, und inſofern wurde ich wenigſtens meiner Aufgabe nicht untreu, indem ich etwas länger bei ihm verweilte.

Es war jetzt düſter geworden, ich lehrte zu meinem Brückenbogen zurück, meine Kartenſpielenden Kameraden waren ins Freie herausgetreten, ſchritten raſch auf und ab, ſchlugen die Arme kreuzweiſe über die Bruſt und die Schultern, um ſich zu erwärmen, und tauſchten mit kurzen Worten ihre Anſichten und Ausſichten über das Wetter, den unſichtbaren Feind, den man nicht mehr erwartete, und den Proviant aus, den man dringend erwartete; der eine kaute an einem Stück Kommißbrot, der andre zündete in ſeinem Pfeiſchen die übliche Miſchung von etwas Tabak mit viel Baumblättern an. Durch die Dämmerung ſah man drei dunkle Geſtalten am Straßendamm auftauchen, trotz der trüben Luft von weitem ſchon erkennbar als die Patrouille, die den Nachmittag ausgeſandt worden war, um Meldungen mit rechts und links und dem Kommando im Dorfe auszutauſchen. Sie brachte keine Neuigkeiten, bei den andern Feldwachen war es den Tag über ebenſo ſtill wie bei uns geblieben, doch ließ der Hauptmann vermehrte Wachſamkeit, beſonders uns wegen der vermuteten Beſetzung der Bahnkreuzung, empfehlen.

Die Patrouille hatte auf dem Rückwege die Abendsuppe, Brot und Wein gefaßt, die wir uns bestens schmecken ließen. Die Nacht war da, man lehnte vor die Windseite des lustigen Raumes eine Holztür, die aus dem nächsten Dorfhaus gebracht worden war, setzte sich auf das Strohlager und hörte mit einer gewissen Veruhigung die gleichmäßigen und behutsamen Schritte des Doppelpostens, der jetzt die Straße bewachte und von ihr aus die Niederungen zu beiden Seiten übersehen konnte, so weit es die Dunkelheit zuließ. Einmal ein leiser Pfiff des einen Postens, der mitteilen wollte, es komme ihm vor, als sei vor ihm über der Bahnkreuzung ein heller Schein; wir konnten nichts Bestimmtes sehen, aber die Existenz einer französischen Feldwache hinter dieser Stelle wurde dadurch noch wahrscheinlicher.

Wäre der Aufenthalt unter der Brücke behaglicher gewesen, so hätten sich die vier jungen Männer, die jetzt ihre Gewehre zur Hand nahmen und sich marschfertig nebeneinander aufstellten, vielleicht geögert, aufzubrechen; aber es war hier unten, abgesehen von dem kleinen Licht, wo das trübe Licht der Blendlaterne hinsiel, ebenso dunkel wie draußen, ebenso kalt und noch ein gut Teil zugiger. Man sehnte sich nach Bewegung, und im stillen war auch der Wunsch rege, sich nicht etwa durch eine feindliche Schleichpatrouille überraschen zu lassen; es ist klar, daß man sich beruhigt aufß Stroh legen wird, wenn man, von dem nächsten Gang zurückgekehrt, melden kann, daß die Luft da draußen rein ist. Und dann wird bald der Morgen da sein, und mit ihm vielleicht die Sonne, wahrscheinlich Ablösung, Veränderung, und das Nächste nicht zu vergessen, der heiße Kaffee!

Sie gehn ohne viele Worte ab, voraus der Erzähler von vorn, der jetzt gar nicht mehr ans Reflektieren, sondern nur ans Observieren dachte; wenn man sein Gesicht hätte sehen können, würde man unter dem Zuge von heiterer Gleichmütigkeit, den er nicht leicht verlieren zu können schien, die gespannteste Aufmerksamkeit wahrgenommen haben, die die Zähne aufeinanderpreßte, die Augen hervortreten und die Umgebungen der Augen sich erweitern ließ, um dem Blick nach allen Seiten freie Bahn zu machen. Das war wohl auf jedem Gesicht der vier Soldaten der vorherrschende Ausbruch; jedes Auge wollte das Dunkel durchdringen, worin die Einzelheiten der Landschaft gleichsam verfunken waren; jeder wollte wenigstens für den nächsten Schritt das Gelände aufklären, damit der Fuß sicherer auftrat. Ihre Anstrengungen waren nicht vergebens, aus dem Schwarz wurde Grau, und es gliederte sich, was eben noch eine Nacht gewesen war, in Luft und Boden; in undeutlichen Umrissen stieg der hohe Straßendamm zur Rechten auf, und vor ihnen kündete ein schwacher Lichtschimmer unten am Firmament, der zu schwanken oder zu flackern schien, die Lage der Stadt an. Man ging zwar immer vorsichtig vorwärts, aber nun doch sicherer und deshalb auch rascher. Als etwa fünfhundert Schritt zurückgelegt waren, blieb der Führer stehn und wartete, bis sich die drei andern um ihn versammelt hatten. Dann sagte er leise: So geht es nun noch einmal ungefähr ebenso weit fort, dann kommt von Westen her halbrechts der Eisenbahndamm, der diesen Straßendamm kreuzt; dort hat unsre Aufklärung ein Ende. Ehe wir so weit kommen, müssen wir aus dem Loch heraus und schauen, ob es auf der Straße oben sauber ist. — Jawohl, heraus, herauf, sagte zustimmend einer von den vieren. — Aber nicht alle, fuhr der junge Führer fort, indem er einbringlicher redete, als jehe er jedes der geflüsterten Worte deutlich neben das andre, damit niemand eins übersehen könne: Ihr zwei postiert euch halbwegs zwischen hier und der Kreuzung an den Straßenbäumen, sodas ihr das Wärterschäuschen noch sehen könnt, ungefähr hundert Schritt davon, ich und Haber suchen bis in den Winkel zu kommen und dort gerade vor dem Häuschen hinaufzukriechen. Verhaltet euch still, bis bei uns ein Schuß fällt, dann pfeffert ein paar hinein; folgt ein Pfiff, so kommt ihr uns sofort nach, bleibt es still, so geht ihr rasch im Schatten bis hierher zurück, hier treffen wir uns wieder. — Gut, verstanden,

brummt die zwei, die jetzt vorausgingen, während Haber und der Führer ohne Wort folgten. Jene sah man sich nach ein paar hundert Schritten, die lautlos ins Graue zurückgelegt worden waren, halbrechts am Straßendamm hinaufziehen, diese schlichen unhörbar weiter. Kein Ton als das Knistern der vom Reif erstarrten Hälmchen unter ihren Sohlen, das ihre angespannten Nerven wohl vernahm, das aber schon in ein paar Schritten Entfernung verweht war. Der Führer blieb wieder stehen und legte dem Musketier, der hart an ihn herangetreten war, die Hand auf das Gewehr, das, Mündung abwärts, fast versteckt ihm im Arm ruhte. Geladen? — Fest! — Gut, sie schlafen, wir überraschen sie. — Nun langsamer weiter; schon gebückt, oft, wo der Boden uneben wurde, mehr kriechend als gehend. Schon hebt sich der Boden. — Jetzt langsam, behutsam! — Das Gewehr in der Rechten, mit der Linken die Erde beführend, an den Grashäuscheln Halt suchend, geht es den hohen Damm hinauf. Es ist gelungen, kein rollendes Steinchen hat sie verraten, sie liegen hart nebeneinander, können eben gerade die Schienen erkennen, die sich wie dunkle Schlangen, stellenweise grauglänzend, parallel nebeneinander hinziehen. Jetzt noch ein Rud, und der Blick schweift über die Aufschüttung hinaus, sieht, nachdem er sich an die Entfernung gewöhnt hat, dunkle Vierecke und Rechtecke am Horizont: die Stadt; bleibt aber wie gefesselt an dem kleinen unförmlichen Block, der hinter der andern Seite des Dammes vorschaut: das oft besprochne Wärrerhäuschen, das Ziel dieser nächtlichen Expedition. Sie liegen beide unbeweglich, ihre Augen wollen sich in das formlose Ding vor ihnen einbohren, schälen aber nichts aus dem braunen Dunkel als einen Zaun, worin eine höhere Stelle die Tür anzuzeigen scheint. Doch ist das wichtig genug, denn diese Stelle ist ihnen zugekehrt; dort, wo der Zaun erhöht ist, werden sie vermutlich den Eingang finden. Wird sich die Tür geräuschlos öffnen lassen? Horch, war das nicht eine Stimme? Oder gar zwei? Es wurde den Beobachtern sofort klar, daß hinter dem Häuschen zwei Männer waren, voraussichtlich ein Doppelposten; aber sie regten sich nicht, gingen nicht, wenn sie standen, mußte man Geräusche von ihren Füßen oder Gewehrkolben hören; sie saßen oder lagen. Warum ein Doppelposten auf dieser Seite, die dem Feinde abgekehrt ist? — O, das kommt bei den Franzosen vor. — Mit der Schnelligkeit, die den Gedanken in einer erwartungsvollen Lage eigen ist, gingen diese Erwägungen unsern beiden still Beobachtenden durch den Sinn. Das Geflüster war verstummt. Der Führer hob seinen Kopf höher, zog den Körper auf den Rand des Dammes, sein Gefährte, er sah etwas Dunkles zur Rechten sich heranziehen, folgte ihm; eine leise Berührung sagte: Ich bin da, an deiner Seite, nun auf Händen und Füßen über den Bahndamm, sorgend, daß das Gewehr nicht die Schienen berührt; während der zweite noch kriech, erhebt sich der erste pfeilschnell, im Moment, wo seine Hand die Tür erfaßt hat, ist sie auch schon aufgedrückt, er stürzt gegen den Eingang des Häuschens, in Gedanken auch diese Tür schon eindruckend, da — ein Witz, ein Schuß, ein schwerer Fall auf der andern Seite des Dammes, ein paar Schüsse von der Straße her, Klirren zerstoßener Fenster und Schritte von dem Häuschen weg — dann alles still, und die Sterne leuchten ruhig wie vorher. Eine Viertelstunde später wird es wieder lebendig um den Bahnübergang, eine größere Zahl dunkler Gestalten macht diesseits Halt, zwei überschreiten ihn, steigen dort hinab, wo man vorher den Fall hörte, und schleppen nach einer Minute einen anscheinend leblosen Körper heraus, tragen ihn hinüber. — Tot? fragt es aus der Kette der dort gebliebenen. — Es scheint so. — Nein, der ist warm, aber der neben ihm war kalt. — Woher kommt das Blut? — Donner, das ist viel, die ganze Schulter ist naß. — Er hat in dem Blute des toten Franzosen gelegen. Hier, leuchte mit deiner Zigarre, es rinnt noch etwas von oben herunter, hier am Halle, nein, da ist das Loch, am Kopfe. — Au, da ist's gefehlt, am Kopfe! — Fort! kommandiert leis eine Stimme, aus dem Bereich dieser Spelunke, und dann gleich Rotterband, ich habe ihn mit. — Man legt den noch immer regungslosen Körper auf zwei

Gewehre, zwei tragen ihn, indem sie ihn in halb sitzender Lage unterstützen; nach hundert oder hundertfünfzig Schritten lassen sie ihn sachte niedergleiten, ein Mantel ist rasch ausgebreitet, ein Wachslerzgen wandert aus einem Brotsack heraus und wird hinter schützend vorgehaltenen Händen entzündet. Der Unteroffizier entrollt zwei Binden zuleich, befüßt die Wunde und hat sie mit ein paar Umwindungen geschickt geschlossen. — Wenig Blut mehr, sagt er, der arme Kerl hat schon zu viel verloren, aber die Wunde geht nicht durch, und Puls hat er noch. Vorwärts. — In diesem Moment kommt Haber herangeleucht, ein Gewehr umgehängt, das andre wie einen Stab in der Hand. — Hurra, ruft er leise, dem Befreiten sein Gewehr! Was hätte der Hauptmann gesagt, wenn wir das zurückgelassen hätten? Und hier der Lauf von dem Franzosengewehr, der dem Bedeckten aus der Hand herausgeschossen worden sein muß. Der wird ihn erst freuen!

An diese Schilderung der Verwundung schließen sich die im letzten Sommer in den Grenzboten veröffentlichten Sagarettenerinnerungen an. Die Redaktion



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

7



er Boucanelleller war bis auf den letzten Platz gefüllt. Papa Toone hatte Klame gemacht im Quartier des Marolles für die Premiere seines Sohns. Denn das Stück, das heute Abend über die kleine Bühne gehn sollte, war das Werk seines Sohnes Néele.

Wie zu ihrer Kinderzeit hockte Fintje neben der Heze auf der kleinen Estrade. Ihre Augen schimmerten in gespannter Erwartung, ihr bangte, ob den Leuten Domkes Stück gefallen würde, denn es war anders als die Stücke, die sonst hier gespielt wurden. Arme, natürliche Menschen waren Domkes Helden. Keine Könige und Prinzessinnen. Und noch eine weitere kühne Neuerung hatte er getroffen: die Marionetten bezeichneten ihren Rang nicht mehr wie bisher durch ihre körperliche Größenverschiedenheit, sondern standen einander gleich in der Größe, als seien sie alle miteinander Durchschnittsmenschen, auch der reiche Graf, Nellekes Verföhrer. Denn Nelle Perle Amour war die Heldin des Stücks, Domke hatte das bekannte Lied seinem Texte zugrunde gelegt.

Nun ging der Vorhang auf.

Da bewegten sich die Marionetten in einer engen Masse, schlecht gelleidet wie das Publikum selbst, und sprachen im Dialekt der Marolliers.

Ein Murren entstand im Publikum. Hatten sie dafür ihren Cent bezahlt, ihregleichen zu sehen? Purpurmäntel und wallende Seidengewänder wollten sie sehen, und hochtrabende Worte wollten sie hören für ihr Geld!

Fintje wurde es bang ums Herz.

Großmutter, bring sie zur Ruhe! Laß das Murren nicht aufkommen! Sie müssen hören, sie müssen.

Sie hörten auch endlich zu. Sie lachten über ein paar derbe Witze Pitje Lamins. Der war den meisten ja schon aus dem Munde bekannt, dieser brave edelmütige Pitje.

Und Nelleke Perle Amour, was das doch für eine schlaue Kage war, und verführerisch dazu mit ihrer weichen Schmelzstimme. Aber dumm! Wie konnte

sie dem Grafen nur glauben, der ihr so schöne Dinge von der Liebe sagte! Einem Reichen glauben!

Nellele, fall nicht rein, schrie eine wohlmeinende Warnerstimme aus dem Publikum. Aber die zierliche Nelle auf der Bühne hörte nicht darauf.

Und wie der Vorhang wieder aufging, stolzierte Nelle in Samt und Seide einher. Hoch trug sie den Kopf, und sie grüßte ihre Mutter nicht, die bettelnd am Wege stand.

Wenn nun das starke Drahtgitter nicht gewesen wäre, würde die kleine Nelle von wütenden Fäusten zerschlagen worden sein.

Pfui, schäm dich, du! Respekt vor der Mutter, du Dirne!

Die Heze hob drohend die Gerte. Aber Fintje fiel ihr in den Arm.

Laß sie doch schreien, Großmutter, laß sie, laß sie! Sie sollen schreien! Es ist schön so, sie sollen toben!

Sie war erregt, als habe sie selbst das Stück verfaßt, und sie hatte doch nur das seidne Kleid der kleinen Nelle genäht. Von Madame Gérard hatte sie sich den schillernden Seidenrest erbettelt.

Sie kannte das Stück schon, Domle hatte es ihr vorgelesen. Aber nun mußte sie doch schluchzen, als hörte sie es zum erstenmal, das traurige Schicksal der armen törichten Nellele Perle Amour.

Verlassen! Verlassen mit ihrem Kind sitzt sie da. Wo ist er nun, ihr reicher Graf? Ja, wo ist er?

Das Publikum lacht und höhnt.

Wo steckst er, dein Reicher? Au au, Nellele!

Da kam Pitje, der schöne Sergeant, mit dem Ehrenkreuz auf der Brust.

Do t'n enfant j's'rai l'monpère!

Bravo! Hurra! Hoch Pitje!

Was will die Nute der Heze? Kann sie all die Köpfe auf einmal treffen? Kann sie ein brandendes Meer zur Ruhe zwingen? Sie jauchzen und toben, die aufgeregten Marokkians: Pitje, heraus! Domle, das Puppenonkelchen, soll zu uns herauskommen. Unser Dichter heraus! So schrien sie bunt durcheinander, und Fintje kreischte mit: Domle, raus! Domle, Domle!

Da erschien er, hoch oben in der Luft schwebend. Der große schlanke Jan trug den kleinen Domle auf seinen Schultern herein.

Hoch unser Dichter!

Sie wollten ihn in die Schenke haben, sie wollten ihm einen Festtrank geben.

Er stand auf einem der Tische, der kleine Stückerreiber, und Mann für Mann defilierte vorüber und schüttelte ihm die Hand.

Da bahnte sich Fintje mit Hilfe ihrer spitzen Ellbogen einen Weg durch die Leute. Mit einem Sprunge stand sie auf dem Stuhle bei dem Tische des Gefeierten und schlang beide Arme um den Hals des schwächtigen Helden und küßte ihn vor aller Augen.

Domle wurde blaß und rot und sah plötzlich die Hände nicht mehr, die sich ihm noch entgegenstreckten. Er stieg eilig von seinem Tische herunter, als schwinde ihn da oben. Bei den andern in der Reihe am Tische wollte er nun sitzen und sich zutrinken lassen und fröhlich sein.

Papa Toone stand hinter dem Schenktische, wo er Faro verzapfte und die Schnapsgläser füllte. Über sein rundes, rotes Gesicht liefen glühende Tränen, und er achtete es nicht, wie sie ihm langsam in seine Gläser hineintropften. Ein Louffic aber, der ihn eine Weile beobachtet hatte, rief laut: Seht, Papa Toone verlauert uns da in aller Stille sein Gebräu mit seinem salzigen Augenwasser!

Das wird euer Bier nicht bitter machen, gab der Alte schlagfertig zurück. Das ist pure Freude, die da hineintropft, süß wie Honig. Hier! Eigentlich sollt ichs euch teurer anrechnen!

Und lachend holten sie ihre Gläser bei dem glücklichen Theaterdirektor, dem Vater des Dichters ab.

A vot' santé, mossiou l' Directeur! Vive le poète!

Domke hatte sich heimlich einen Fußschemel auf seinen Stuhlsitz gestellt. Darauf thronte er nun und überjah so den Tisch und stieß an und nickte nach rechts und nach links.

Auch mit dem fremden Komödianten, mit Jan l' Grand, stieß er an. Was war der jetzt neben ihm? Wen verlangte nach seinen glatten Reden? Wer kümmerte sich um den? Er, Domke, war der Held. Endlich widerfuhr ihm Gerechtigkeit, endlich kam es an den Tag, was so verborgen in ihm gesteckt hatte. Und Fintje hatte ihn geküßt. Vor allen Leuten hatte sie ihn geküßt. Gutmütig stieß Domke mit dem besiegten Rivalen an.

Aber das stille fleißige Puppenonkelchen war das Trinken und Pokulieren nicht gewöhnt.

Und bald wußten sie alle nicht mehr, warum sie mit dem Trinken begonnen hatten, noch wen sie feiern wollten.

Domke war lautlos von seinem hohen Sitze heruntergeglitten, schlafend lag er nun unterm Tische, und keiner kümmerte sich mehr um ihn.

Nur Jan l' Grand bückte sich, zog ihn behutsam zwischen den Tischbeinen hervor und trug ihn wie ein Kind in den Armen hinauf in seine Schlafstube, wo er ihn aufs Bett legte.

8

Seit Wochen hatte sich Viele nicht mehr im Atelier Madame Gérard's sehen lassen. Fintje sorgte sich um sie. War Viele krank, oder hatten die Schläge der Mutter sie so übel zugerichtet, daß sie sich schämte, sich zu zeigen? Fintje entsann sich eines Verhörs, dem sie die Freundin unterzogen hatte, als diese einmal mit einem blauen Auge im Atelier erschienen war.

Wer hat dich geschlagen?

Mutter.

Schlägt der Stiefvater dich auch?

Der schlägt mich nicht, hatte Viele geantwortet und war noch weißer geworden und hatte sich geschüttelt wie im Fieberfroß, sodas Fintje mitleidig ihr Fragen eingestellt hatte.

Nun ließ es sie nicht länger ruhn, sie mußte die Verschollne auffuchen, obgleich sie nur ungern in deren ungasstliches Heim eintrat. Die Angst um die geliebte Freundin trieb sie in den Roten Rösschengang.

Sie tastete sich vorsichtig die Stufen hinab in das düstre Gewölbe, wo die Lumpensammler hausten.

Die Moderluft, die ihr entgegenwehte, nahm ihr zuerst den Atem. Ummähtlich erst unterließ sie in dem sahlen Dämmerlicht die Haufen aufgetürmter Lumpen und Knochen, die den faulen Pestgeruch ausströmten. Auch Rielen erkannte sie, die ineinandergekrümmt vor einem der Haufen hockte und die schmutzigen Lappen mit müder Hand sortierte. Fintje weit von ihr saß auf einer Kiste, die Pfeife im Munde, die Ellbogen auf die Knie gestützt, ein großer starker Mann, Rielen's Stiefvater.

Du, ich komme nachsehen, warum man dich nicht mehr sieht, sagte Fintje.

Rielen fuhr zusammen, hob nur für einen Augenblick das blasse, schöne Gesicht und arbeitete weiter. Fintje ließ sich durch den kühlten Empfang nicht entmutigen. Sie nahm ihre Röde zusammen und stieg durch das Gerümpel zu Rielen hinüber.

Du bist mir doch nicht böse, Rielen?

Nein, Fintje, es ist sehr gut von dir, daß du zu mir kommst, gab die Freundin leise zur Antwort.

Der Mann auf der Kiste nahm die Pfeife aus dem Munde. Eine Freundin, he? Mädchen haben immer Freundinnen, das ist so! Darauf lachte er, als habe

er einen Biß gemacht, und ließ die beiden Mädchen nicht mehr aus den Augen. Die fühlten deutlich den neugierigen, unverschämten Blick des Mannes und vermochten sich unter diesem Banne nur in ungeschickter, abgebrochener Weise zu unterhalten.

Wißt du viel Arbeit, kommst du darum nicht mehr? Bist du krank?

Mieke schüttelte immer nur den Kopf.

Du tragest keine Antwort von ihr, sagte der Mann, sich ins Gespräch mischend; sie ist zu schüchtern. Das ist ihre Krankheit, ihre übergroße Schüchternheit, sie fürchtet sich vor den Menschen, die sanfte weiße Taube, drum geht sie nicht mehr aus dem Hause, he, Mieke?

Durch die niedrige Tür fiel ein Schatten. Es war Mielens Mutter, die von ihrem mühseligen Geschäftsgang heimkam. Sie wälzte den vollgestopften Sack abhingend von der Schulter und sah sich dann mit mißtrauischen Blicken die Gruppe an.

Da hochst du wieder, fuhr sie mit heiserer Stimme den Mann an, der sich seine Pfeife eben neu in Brand steckte.

Hältst du sie wieder von der Arbeit ab? Und sie hat das Arbeiten doch wahrlich nötig! Und du? Das kessende Weib wandte jetzt Zintje ihr verwittertes Gesicht zu. Was willst du hier? Mielens und — dem da die Zeit vertreiben? Wir haben keine Empfangsräume für Besucher hier, draußen ist bessere Luft als bei uns im Keller, besser und reiner, Ramsfellen!

Ich komme schon noch mal wieder, flüsterte Zintje der Freundin noch schnell ins Ohr. Mieke schüttelte nur kaum merkbar den Kopf und hielt in ihrem fieberhaften Arbeiten nicht einmal inne, um der kleinen Kameradin nachzusehen, wie die gleich einem verjagten Kähelein eilig aus dem Keller ins Freie huschte.

Draußen im Roten Rösschengang stieß Zintje auf das Wantje, Mielens geliebte kleine Schwester, die da mit ein paar bunten Papiersegen spielte. Zintje streichelte den Kopf des kleinen Mädchens. Tag, Wantje! Das Kind hatte dasselbe feine madonnenhafte Gesicht wie die große Schwester, es sah Zintje aus seinen klaren blauen Kinderaugen scheu und ängstlich an.

Ja, das war das Wantje, von dem Mieke so gern und so zärtlich sprach.

Tief atmete Zintje auf, als sie um die Ecke der Hoogstraat bog. Ja hier war reinere Luft als im Keller des Roten Rösschengangs, Mielens Mutter hatte recht gesagt.

Sie schüttelte sich. Der ekle Negergeruch hatte sich an ihre Kleider gehesftet, ja ihr war, als sei er bis in ihre Seele gedrungen und laste da schwer, wie eine unheilvolle Ahnung.

9

Der Sommer senkt seine brütende Hitze auch in die Hoogstraat. Dann nimmt sie sich aus wie die Straße einer südlichen Stadt. Die Menschen leben vor den Türen und verperren stellenweise den Verkehr, die Gerüche hängen stagnierend in der Luft unter dem tiefblauen Himmel. Müde lehnen sich die Häuser aneinander und sehen noch verfallener und elender drein als sonst. Das Leben der Menschen aber regt sich weiter. Von dem bunten Gewimmel in all den Gassen und Gängen steigt ein unaufhörliches Geseumm, wie von schwirrenden Fliegen, in die stille Luft.

Zintje wanderte langsamer heim als sonst. Erdrückend schwül wars heute in Madame Gérard's Atelier gewesen, sodaß die Hände der jungen Arbeiterinnen endlich ermattet in den Schoß gesunken waren. Unten vor dem Hause waren sie dann alle schweigend auseinander gegangen, jede einsam ihres Wegs.

Zintje hob dürstend die Augen zum blauen Himmel auf. Der Justizpalast ragte wie ein düsterer Schatten in die blendende Sommerhelle hinein. Sein Anblick gemahnte sie an die Freundin und deren abergläubische Scheu vor dem Steinkolöß. Mieke war nicht mehr zurückgekehrt ins Atelier, und Zintje hatte nicht den Mut gefunden, noch einmal in ihre ungestliche Heimstätte einzubringen.

Es mußte etwas zu sehen geben, höher hinauf in der Hoogstraat. Irgend ein Unglücksfall. Es gab so oft dergleichen zu sehen im Quartier des Marolles, aber die Leute kannten immer wieder begierig hinzu. Fintje selbst war früher immer mitgelaufen, heute war es ihr zu heiß.

Ihre Neugier wurde erst wach, als sie gewahr wurde, daß der Menschenknäuel oben vor dem Roten Rösschengang stand, und als sie von Vorüberlaufenden die Worte auffing: Bei Lumpensammlers . . . Polizei! . . .

Nun lief Fintje mit. Sollte Mielens böse Ahnung Wahrheit geworden sein? Wurde da Mielens großer Bruder von der Polizei geholt? Sie fragte nach rechts und nach links, was passiert sei. Da bekam sie endlich eine Antwort, die ihr wie ein giftiger Stich ins Herz fuhr, daß sie bleich wurde, und daß die Kniee ihr zu zittern begannen.

Nicht Mielens Bruder wurde da von den Gendarmen geholt, Miele selbst wurde abgeführt. Weißt du es denn noch nicht? Lumpensammlers Miele hat ihr Neugeborenes umgebracht! Heute holen sie die Kindesmörderin aus dem Gericht!

Da wälzte sich der Menschenknäuel schon heran. Kinder liefen voraus und hintennach. Grell aufschreiend schob Fintje die Leute auseinander. Da ging Miele zwischen zwei Gendarmen. Das war ihre schöne, sanfte, stille Miele! Fintje hatte nicht acht auf die Gendarmen noch auf das gaffende Volk. Sie schlang ihre Arme um den Hals der Freundin. Miele, ich habe dich noch lieb! Kennst du mich nicht? Fintje bin ich, dein treues Fintje! O du liebe, arme, süße Miele, ich geh mit dir, ja ich bleibe bei dir . . .

Aber Fintjes Körperkräfte waren nicht gar groß, sie wurde bald gewaltjam von der Freundin losgerissen und beiseite geschoben. Der Zug septe sich wieder in Bewegung; die Kinder liefen voraus und hintennach.

Bleich und stumm, wilden Aufruhr im Herzen stürzte Fintje heim in den Windengang, die Treppe hinauf in Domkes trauliche Stube. Ja, da brannte die Lampe wie immer, da saßen sie hinterm Tisch, Domke und der große seine Jan, und bastelten zufrieden an ihren Puppen herum. O, sie sollten sich schämen! Ihr war das ganze Leben fortan vergällt. Nie mehr in ihrem Leben würde sie lachen und glücklich sein können!

Sie schrie es den beiden hinterm Tisch zornig ins Gesicht.

Miele hat ihr Kind umgebracht, meine Miele! Nun wird sie abgeführt. Warum sie? Sie tut doch nichts Böses, ich kenne sie doch! Wenn sie ihr Kind umgebracht hat, so konnte sie nicht anders. Die Mutter wird sieß geheßen haben, das Wantje war der schon zuviel, und nun noch eins, und eines, das keinen Vater hatte? Ja, der Vater, warum führen sie den nicht ab? Warum nur Miele, meine schöne gute Miele?

Schreiend warf sich Fintje in ihrer wilden Verzweiflung zu Boden, die geballten Fäuste preßte sie in ohnmächtiger Wut gegen die hämmerrnden Schläfen.

Die beiden jungen Männer waren bestürzt aufgesprungen. Sie sahen hilflos dem verzweifelten Gebaren des Mädchens zu.

Unter der Tür erschien jetzt die Heze. Ein seltsames Glimmen war in ihren Augen. Unbeweglich stand sie da, wie eine böse Erscheinung, kein Wort des Trostes hatte sie für das gequälte Entleind.

Fintje, bat Jan endlich mit seiner weichen, warmen Stimme. Sieh, sie können ja nicht anders, sie müssen das Verbrechen strafen. Wie eine Entschuldigung klang die zaghafte Versicherung: Jedes Verbrechen muß doch bestraft werden!

Aber Miele nicht! Miele dürfen sie nicht strafen, sie nicht, schrie Fintje in neu ausbrechendem Jammer. Sie nicht!

Natürlich sie, wen denn sonst? tönte jetzt von der Tür her der Großmutter Stimme. Hast du das immer noch nicht begriffen? Miele wird bestraft, weil sie die Schwächere ist, was geht das Gericht der andre Verbrecher, der Vater an? Nach dem Vater des unehelichen Kindes wird nicht gefahndet, sagten mir die vom

Polizeibureau damals. So stehts in ihren Büchern, so wills die Gerechtigkeit! Der Mann geht leer aus, und das Weib wird bestraft, denn das Verbrechen muß bestraft werden, wie der kluge Jan dir schon gesagt hat. Ein Verbrechen ist begangen worden, und darum wird die kleine Niele jetzt gestraft. Das ist doch so einfach zu verstehen!

Zintje lag immer noch am Boden, aber aus ihrem verzweifeltsten Weinen war ein Wimmern geworden.

Jan l'Grand wandte sich ab. Mit Genugthuung verfolgten die schielenden Augen der Heze sein Gebaren: wie er sich gebrochen auf den Stuhl fallen ließ und den Kopf beugte, als sel er zu Ende mit seinem Trost und seiner Klugheit.

Domte stand da wie ein geschlagener Hund und ließ die Arme hängen. Er hätte Zintje gern getröstet, aber es fiel ihm nichts ein, und er getraute sich nicht die Zimmernde zu berühren.

Was werden sie Nielen nun tun? Sie hat's nicht verdient! Großmutter! Großmutter, du hast deine kleinen Schwestern auch lieb gehabt, du auch — o Großmutter!

Auf den Knien entsetzte Zintje zu der Alten hin und umklammerte hilfesuchend deren Knie. Großmutter!

Da hückte sich die Heze und hob das Kind mit ihren magern alten Armen vom Boden auf und preßte es krampfhaft an sich wie eine Mutter. Zärtliche Laute sand jetzt ihre rauhe Stimme. Du, mein Letztes! Komm, komm mit mir, ich laß dir nichts geschehen. Haben sie dir bange gemacht, mein leichtherziges Böggelchen? Das ist gut! So lernst du das Leben kennen und siehst, wie es alle schweren Bürden auf die Schultern kleiner Mädchen wälzt. Die müssen standhaft sein, o, und so stark, so stark die kleinen Mädchen! Ihre Herzen müssen werden wie Stein, hörst du. So wie meins. Nein, härter noch als meins, denn das könnte noch weinen über dich, wenn es dir ginge wie den andern, du, meine Letzte! Komm mit mir, Kind, in den Schlaf weinen sollst du dich, während ich Wache halte über dir. Solange die Großmutter, die häßliche alte Heze, lebt, sollst du noch ruhig schlafen dürfen, die läßt dir nichts geschehen! Komm!

So führte die Alte ihr Enkelkind davon, und die beiden Männer blieben allein in der Stube zurück.

Sie saßen sich gegenüber am Tisch und sahen sich nicht an und redeten nicht, und ihre Finger gebärdeten sich seltsam ungeschickt bei der Arbeit.

Ein paar Tage später schlief sich Zintje, ihr Grauen mutig niederkämpfend, in den Roten Rösschengang. Das Wantje wollte ihr nicht aus dem Sinn. Sie mußte sich umsehen nach dem Kinde, das Niele lieb hatte, um das sie sich zärtlich abgesehrt hatte wie eine Mutter.

Sie fand den Keller leer. Die müde Mutter, die das Spätgeborne immer mit unfreundlichem Auge angesehen hatte, sie hatte sich noch einmal aufgerafft und hatte das Wantje mit sich weggenommen, daß es nicht wie ihre Älteste aufblühen möchte in dem verpesteten Keller des Roten Rösschengangs. Der Mann hätte die Frau, die bisher ihn und das Kind ernährt hatte, durch die Polizei können zurückholen lassen, denn er war nach dem Gesetz der Herr über sein Weib und deren Kinder. Aber der verkommene lichtscheue Mensch hatte mit denen vom Gericht nicht gern zu tun, darum ließ er sie lieber laufen. Mochte sie sehen, wie sie es mit ihren aufgezehrten Kräften, ohne Unterbruch, ohne allen Hausrat und alles Gerät für ihren Handel durchsetzen wollte, sich und das Kind durchzubringen.

Das Wantje war fort aus dem Roten Rösschengang, die Mutter hatte es mit sich fortgenommen, daß es nicht verderben möchte! Wie die Nielen freuen würde, wenn sie's noch erführe, dachte Zintje traurig.

Gegen ihre Gewohnheit stand Zintje neben Papa Toone hinterm Schenkstisch. Mechanisch spülte und füllte sie die Gläser, während ihre Augen Jan l'Grand

unablässig bewachten. Jan hatte ein Lied gefungen, eine alte französische Romanze. Das hatte gefallen, die schnell begeisterten Marolliens hatten ihm zugejauchzt und zugetrunken, wie sie vor wenig Wochen Domke zugejauchzt und zugetrunken hatten. Aber Jan hielt das Trinken besser aus als der schwächliche Domke. Er saß immer noch aufrecht am Tisch zwischen seinen Bewunderern. Denn Jan hatte es verstanden, sich mit seinen Witzen und schönen Reden die Gunst von Papa Toones Kunden zu erringen. Ein netter Junge, dieser glatte Schauspieler, hieß es von ihm.

Fintje aber wußte jetzt, daß Jan kein verachteter Komödiant war, obgleich er seine Rolle meisterlich spielte. Sie wußte, warum seine Stimme einen so vornehmen Klang hatte, warum seine Hände so glatt waren, und seine Augen so klug. Jan l'Grand war ein „Rossieu,“ noch dazu ein studierter. Domke hatte es ausspioniert. Domke traute dem Fremden schon lange nicht. Warum nahm der Partei für die Obrigkeit und für die vom Gericht in seinen Gesprächen mit der Feze? Das tut kein Marollien und kein verachteter Komödiant, sagte Domke, ich werde es heraus bekommen, wer er ist, und was er hier will.

Und Domke war unermüdllich gewesen in seinen geheimen Forschungen. Er war Jan nachgeschlichen auf Schritt und Tritt, tagelang hatte er seine Puppen im Stich gelassen, um draußen im vornehmen Brüssel Erkundigungen einzuziehen. Und nun hatte er die nötigen Beweise beisammen.

Hohnlachend hatte er es heute Fintje zugestüstert: Ein Spion ist er, dein bewunderter Jan! Ein gemeiner Verräter. Die Rechtswissenschaften hat er studiert, und ehe er in die Staatsanwaltschaft eintritt, will er sich noch ein wenig umsehen im Volk, unter den Armen, Elenden, die ja das größte Kontingent der Verbrecher stellen. Das ist sehr klug gehandelt von dem zukünftigen Gerichtsherrn. So lernt er viele Geheimnisse und Schlupfwinkel und all die kleinen Kunststücke und Verschönerungen kennen, die die Not das Volk der Gesetzesübertreter gelehrt hat. Es wird ihm eines Tages leicht werden, die Verbrecher zu entlarven, dem schlauen Herrn Staatsanwalt, der die Mühe nicht gescheut hat, sich persönlich unter den Elenden umzusehen. Aber jetzt habe ich den hinterlistigen Spion in der Hand. Das ganze Quartier des Marolles muß mir dankbar sein, daß ich den Verräter entlarve. Morgen werde ich den Fährder, den verkleideten Reichen der Rache des betrogenen Volkes überliefern. Heute jubeln sie ihm zu, morgen, wenn sie erfahren, wer er ist, bringen sie ihn um. So hatte Domke gesprochen.

Darum stand Fintje heute Abend in der verräucherten Wirtsstube hinter dem Schenkstisch und ließ Jan, den unechten Jan l'Grand nicht aus den Augen. Der hatte den Leuten versprochen, ihnen morgen vorzubellamieren. Morgen Abend wollten sie alle wiederkommen, die ihn heute hatten singen hören, und noch mehr Freunde mitbringen. Wenn dann die Stube gesteckt voll sitzen würde, dann wollte sich Domke hereinschleichen, beide Türen zuschließen und den Marolliens den Spion ausliefern. Und dann würde einer sein Messer ziehen und nach Jan stechen, und wollte der sich zur Wehr setzen, so würden gleich noch andre Messer zur Hand sein. Lebendig würden sie ihn nicht hinauslassen, dafür kannte Fintje ihre Leute.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, es ging in den Morgen hinein, und immer noch hielt Fintje müde aus auf ihrem hölzernen Stuhl hinter dem Schenkstisch.

Der letzte Gast torkelte eben zur Tür hinaus. Jan l'Grand hatte sie alle hinausgetrunken, anscheinend ohne selbst davon mitgenommen zu werden. Jetzt aber kreuzte er die Arme auf dem Tisch und legte den Kopf darauf; nun schlief er doch ein, der starke Mensch.

Nun mach, daß du ins Bett kommst, sagte der gutmütige Papa Toone, während er selbst gähmend das Lokal verließ.

Alle schliefen sie schon im Haus, auch die Großmutter und Domke; sie war ganz allein mit Jan und hatte keine beobachtenden Augen und Ohren mehr zu befürchten.

Wenn Domke oder die Großmutter wüßten, daß sie mit dem Gedanken umgeht, Jan zu warnen, wie würden sie entrüstet sein. Es ist wohl auch töricht von ihr. Aber ihr Herz empört sich dagegen, gemüthlich zuzusehen, wie Jan ungewarnt in die klüglich gestellte Falle geht. Aber im Zwiespalt mit ihrer Herzensregung klagt ihr Gewissen: Er wird später viele Arme verraten, er gehört zu den Reichen und zu denen vom Gericht, die die Großmutter haßt, zu denen, die Wieken unbarmherzig gerichtet haben!

Zornig wallt es bei diesem Gedanken in ihr auf. Verächtliche Blicke schießen ihre Augen auf den ahnungslosen Schläfer. Nein, sie wird ihn der Rache überlassen!

Sie kam geräuschlos hinter dem Schenkische vorgeschlichen, um sich ihn ganz aus der Nähe anzusehen, den erbärmlichen Spion, den Reichen! Er schlief fest. Eine Hand lag ausgestreckt auf der Tischplatte. Sie war schmal, an den schlanken Fingern glänzte kein Ring, doch mußte sich Fintje vorstellen, wie gut sich an dieser feinen Herrenhand ein kostbarer Ring ausnehmen würde.

Ein Rossieu! So aus nächster Nähe hatte sie noch keinen Rossieu angeschaut. Und es war doch Jan, der Jan, den sie gut kannte, der immer freundlich wie mit einer jüngern Schwester mit ihr umgegangen war, der sie nie verletzt, nie ihren Stolz oder ihr Zartgefühl beleidigt hatte. Dieses vornehme, feinfühliges Wesen hatte ihr so sehr an ihm gefallen. Kein Wunder, da er ein richtiger Herr war! Unbewußt hatte sie das wohl herausgeföhlt, er ist ihr immer anders als die übrigen Burtschen und Männer ihrer Bekanntschaft erschienen. Sie hat größeres Vertrauen zu ihm gehabt. Sie hat sich bemüht, leiser und feiner zu reden, häßliche Worte zu umgehen, sie ist stiller und ruhiger geworden, besser ist sie geworden in Jans Gegenwart. Ach, wunderbar hat sie sich zu ihm hingezogen geföhlt, sie, die armselige Kellerratte, zu dem vornehmen Herrn.

Sie liebte ja alles, was schön und vornehm und unerreichbar war, sie streckte die Hände begehrlich aus nach allem, was da leuchtete und glänzte und süßen Duft hatte. Aber das alles war nicht für sie, sagte die Großmutter. Sie hatte auf nichts ein Recht im Leben. Sie war nur ein armes kleines Mädchen, und der da vor ihr war ein vornehmer Herr — aber morgen um diese Zeit sollte er tot in seinem Blute liegen. Der Gedanke machte sie erschauern. Sie brauchte ja nur ein Wort zu sagen, um ihn zu retten. Aber das durfte sie nicht, denn das wäre einem Verrat an den Armen gleichgekommen, einem Verrat an Wieken! Nein, sie durfte nicht. Morgen mußte er Gericht über sich ergehen lassen, und sie würde kalt dabeistehn, denn: Mädchen müssen Herzen haben wie Stein, sagte die Großmutter.

Wie magnetisch angezogen hob sich ihre Hand, um mit einer mütterlichen Lieblosung sacht über den blonden Kopf des Schläfers zu streichen. Alles Blut flutete ihr zum Herzen, wie ihre zaghaften Finger sein Haar berührten. Sie beugte sich tiefer auf den Schläfer hinab. Die Versuchung wurde immer größer. Nur einen leisen Kuß auf das Haar! Den vornehmen Herrn einmal küssen in ihrem Leben — er schlief und merkte es nicht, und morgen war er tot!

Die sehnüchtlgen Mädchenlippen preßten sich schon in das Haar, und damit verließ auch die letzte Widerstandskraft das leidenschaftliche junge Geschöpf. Wild ausschlagzend sank sie neben ihm in die Knie, die heiße Wange an seine Schulter lehrend.

Jan!

Er richtete sich auf und starrte ihr einen Augenblick verwirrten Auges in das glühende Gesicht.

Fintje?

Nun brach es alles in überstürzter Rede hervor. Daß Domke herausbekommen habe, wer er sei, und ihn morgen der gerechten Wut der Marolltens, die keinen Rossieu, geschweige denn einen gerichtlichen Spion in ihrer Mitte duldeten, überliefern wolle.

Dann werden sie Euch umbringen, sagte Fintje. Ich hätte Euch nicht warnen dürfen, doch ich — ich brachte es nicht über das Herz, Euch ahnungslos in die Falle gehn zu lassen.

Und du hältst mich wirklich für einen Spion? fragte die Stimme, die Fintje so gern hörte.

Sogleich tauchte ein Hoffnungsstrahl in ihren Augen auf. Es ist nicht wahr? alles nicht wahr? fragte sie mit stotterndem Atem, bereit, ihm auf ein bloßes Wort hin alles zu glauben, was er auch behaupten möchte, und wärs im Widerspruch mit der ganzen übrigen Menschheit. Ihr seid doch ein Schauspieler?

Nein, das war eine Maske, die ich annehmen mußte, um hier geduldet zu werden. Ich habe die Rechtswissenschaften studiert, und eine Staatsanwaltschaftsstelle erwartet mich, das alles hat Domle richtig herausgebracht; aber das Fazit jener Rechnung stimmt nicht, Fintje. Nicht zum Spionieren, nicht um euch einst besser abstrafen zu können, bin ich zu euch gekommen, sondern um eure Klagen zu hören, eure Bedürfnisse kennen zu lernen, um euch einst besser gerecht werden zu können, leute ich mit euch. Kannst du mich verstehen?

Und der studierte Herr begann der kleinen Kellerratte seine Lebenszwecke und Ziele auseinanderzusetzen.

Sie verstand nicht, daß er ein Idealist, ein Weltverbesserer sei, der dem nüchternen, egoistischen Teil der Menschheit ein spöttisches Lächeln entlocken mußte, sie verstand nur eines deutlich: daß er ihnen nicht schaden, sondern helfen wollte. Und sie glaubte ihm.

Nun hab ich doch kein Unrecht getan, als ich Euch warnte, sagte sie tief aufatmend. Aber sie werden Euch nicht glauben, wenn Domle sie aufreizt, sie sind gleich mit dem Messer bei der Hand. Ich kenne sie. Lebend entkommt Ihr ihnen nicht. Ihr müßt vorher entfliehn, ehe Domle gesprochen hat. Heute noch müßt Ihr fort. Jetzt gleich. Jetzt schlafen sie noch alle. Ich lasse Euch hinaus. Ja, jetzt gleich!

Er stand auf. Er war vollkommen nüchtern geworden. Er sah ein, daß sie Recht hatte. War sein Inognito einmal verraten, so war er keines Lebens im Quartier des Marolles nicht mehr sicher.

Wenn meine Mutter wüßte, was du mir getan hast, Fintje! Er zog ein kleines schwarzes Testamentsbüchlein aus der Tasche. Dies hat mir meine Mutter geschenkt, Fintje. Jetzt schenk ich es dir. Ihr und mein Name steht auf der ersten Seite. Und solltest du einmal in Not kommen oder eines Rates bedürfen, so geh zu meiner Mutter, sie wird die, die ihrem Sohne das Leben gerettet hat, nie zurückweisen. Meine Mutter, die mich töricht liebt, wie es die Mütter nun einmal tun, sie wird dir eine glühende Dankbarkeit bewahren, Fintje, ihr Leben lang! Vergiß das nicht! Und — leb wohl!

Fintje hatte mit bebender Hand den Schlüssel umgedreht. Nun stand die Tür nach der Straße offen, nun mußte er gehn — für immer!

Sie blieb so stehn, daß er nicht an ihr vorüber mußte. Würde er sie nicht einmal dankbar in seine Arme nehmen, der vornehme Herr, dem sie das Leben gerettet hatte?

Aber er nahm nur ihre kleine kalte Hand zwischen die seinen.

Leb wohl, Fintje. Ich danke dir. Mein liebes Schwesterlein, meine süße, kleine „Fleur de Marie,“ bleibe rein in deiner düstern Gartenecke. Gott helfe dir dazu.

Wie weich und liebevoll das klang! Fintjes Herz erzitterte in freudiger Dankbarkeit. Und da begann sie zu bitten und betteln mit weicher, flehender Stimme: Nehmt mich mit Euch! O, nehmt mich mit, dahin, wo es schön ist, wo Ihr zuhause seid, weg von hier! Bei Euch würde ich gut und fromm, hier muß ich zugrunde gehn. Nehmt mich mit, ich will gern die schlechteste Magd in Euerm Hause sein . . . Sie brach ab und schluchzte leise, weil sie sich so bitter schämte über ihre

Bitte und es wie eine kränkende Demütigung empfand, daß er sie so vor sich stehen ließ, als vergeblich Beteiligende.

Ich darf nicht, Fintje, sagte er nur. Ich hab dich zu lieb! Bleib du hier bei der Großmutter und beim Domke!

Bei dem, der Euch verraten wollte! sagte Fintje bitter.

Da sah er sie an mit einem wunderlichen, heißen Blick, vor dem sie die Augen niederschlug.

Weißt du nicht, warum der Domke mich auf die Seite schaffen wollte? Nicht um den Marolliens Verechtigkeits zu verschaffen, nur um deinetwillen haßte er mich, Fintje. Der läßt dir nichts geschehen! Bei dem und der Großmutter bist du in guter Gut, bist besser aufgehoben, als wenn ich dich mitnahm in die fremde Welt, wonach dich gelüftet, du liebliche kleine Schattenblüte. Leb wohl!

Noch einmal ergriff er ihre Hand, drückte sie so fest, daß es sie schmerzte, und dann war er hinaus — weg! Seine leichten Schritte waren bald verhallt.

Nun ging er heim in seine schöne, reine, helle Welt.

Fintje schloß leise die Tür hinter ihm, löschte das Licht aus und tastete sich in ihren finstern Kellerverschlag hinab.

Die Großmutter schlief und rührte sich nicht.

In ihrem Strohhack verbarg Fintje als ihren größten Schatz das kleine schwarze Buch, das er ihr geschenkt hatte, worin sein und seiner Mutter Namen standen.

Unter heißen Tränen schlief sie endlich ein. Das Glück war an ihr vorübergegangen, hinaus aus dem Quartier des Marolles.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Es ist eine auffällige Erscheinung, in welchem Umfange sich gerade bei Bergarbeiterausständen Presse und öffentliche Meinung — Ursache und Wirkung — auf die Seite der Ausständischen stellen. Freilich ist wohl von allen Handarbeits- und Beschäftigungsarten die des Bergmanns die schwerste und opferreichste. Poesie und Sage haben sie in frühern Zeiten mit einem gewissen Zauber umgeben, der vor der rauhen Wirklichkeit allerdings wenig standhält, für die Bewohner der vom Bergbau nicht berührten Landschaften aber dennoch erhalten geblieben ist. Diese kümmerlich unter der Erde, fern vom Sonnenlicht schaffenden Massen bringen das schwarze Gestein zutage, das mehr und mehr zur nährenden und wärmenden Kraft des größten Teils der Kulturwelt geworden ist. Alle gewerbliche und industrielle Arbeit bedarf der Kohle, ebenso der kleinste Haushalt. Diese Gründe erklären zur Genüge, weshalb ein Bergwerksausstand die öffentliche Meinung mehr berührt als irgendetwas anderer Streit, denn die gesamte wirtschaftliche Lage der Nation im ganzen sowie die vieler Millionen von Einzelhaushaltungen wird durch Kohlenmangel und Kohlenverteuerung schwer in Mitleidenschaft gezogen. Von weitern Folgen, die den Eisenbahn- und den Schiffsverkehrsverkehr und schließlich die Sicherheit des Landes treffen können, mag hier völlig abgesehen werden.

Je fühlbarer aber einerseits die Berührung durch einen Ausstand der Bergarbeiter für einen großen Bruchteil der Nation wird — man denke hierbei vor allem an die Arbeiter der Hüttenwerke, die ein Kohlenmangel zum Feiern zwingen würde —, je aufmerksamer und teilnehmender sich insolgebeßen das allgemeine Interesse darauf richtet, desto dürftiger ist leider das Verständnis für die gesamten

Bedingungen des Bergbaues und des Zechenbetriebs. Aus dem Mitleid mit dieser mühselig schaffenden Arbeiterwelt des Bergbaues erwächst nur zu leicht die Neigung, allen ihren Forderungen ohne weiteres Berechtigung und Anerkennung zuzugestehen, dagegen die Zechenverwaltungen und die Grubenbesitzer unbesiegt als eine böswillige, eigennützige Interessentenclique hinzustellen, die allein eine unrechtmäßige Bereicherung auf Kosten der „hungerrnden, schlecht bezahlten und schlecht behandelten“ Bergleute suche.

Es ist ganz unglaublich, welchen Leistungen man in dieser Beziehung während der letzten Wochen in einem großen, vielleicht dem größten Teil der deutschen Zeitungen begegnen konnte, auch in solchen Blättern, die nach ihrer gesamten Position gewiß nicht die Aufgabe haben, direkt oder indirekt den Kreuzzug „gegen den Kapitalismus“ zu predigen. Darauf aber kommt es hinaus, wenn wochenlang von Leuten, die von den wirtschaftlichen Bedingungen, der Ordnung und den Erfordernissen des Bergwerkbetriebs nicht die geringste Ahnung haben, die Zechenverwaltungen mit Beschuldigungen angegriffen werden, die zum größten Teil dem sozialdemokratischen Katechismus entstammen. Sozialdemokratische Hefarbeit liegt auch dem jetzigen Streik zugrunde, wie fast jeder Arbeits einstellen, die mit einem Massenkontraktbruch beginnt. Was auch immerhin an einzelnen Beschwerden der Bergarbeiter berechtigt sein mag — und es wird wenig Arbeitsverhältnisse auf der Welt geben, bei denen nicht irgendein berechtigter oder unberechtigter Grund zur Beschwerde geltend gemacht werden könnte —, so groß waren die Mißstände keinesfalls, daß sie einen Massenausstand und vor allen Dingen einen Massenkontraktbruch gerechtfertigt hätten. Dieser — der Kontraktbruch — ist der springende Punkt in dem Streit, weil er es den Zechenverwaltungen unmöglich macht, mit den Arbeitern in irgendwelche Verhandlungen zu treten.

Die Grubenbesitzer erklären mit vollem Recht, daß eine Nachgiebigkeit gegenüber dem Massenkontraktbruch sie für alle Zeit um jede Autorität gegenüber den Arbeitern bringen und diese dauernd zu Herren der Situation machen würde. Daß aber die Grubenbesitzer wenigstens Herren in ihrem Hause bleiben wollen, so gut wie der Gutsbesitzer in Hof, Feld und Wald, wird ihnen kein rechtlich Urteilender verargen können. Damit steht und fällt unsere gesamte wirtschaftliche Ordnung. „Wehe dem Lande, wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet!“ Es war deshalb sehr beifällig zu begrüßen, daß die konservative Partei in der Reichstagsitzung vom 20. dieses Monats offen erklärte, die Angelegenheit sei für sie indiskutabel, solange der Kontraktbruch andauere. Mit dem Kontraktbruch haben sich die Arbeiter ins Unrecht gesetzt, die Wiederaufnahme der Arbeit muß also auch die Bedingung jeder staatlichen Aktion sein. Es ist dies um so notwendiger, als süßlich den Grubenverwaltungen nicht zugemutet werden darf, mit den Arbeitern vorher über neue Arbeitsbedingungen zu verhandeln. Glaubten die Bergleute solche nicht anders als durch einen allgemeinen Ausstand erreichen zu können, so lag gar kein Grund vor, dies nicht mit vierzehntägiger Kündigung zu tun. Es ist sogar zehn gegen eins zu wetten, daß sie damit mehr erreicht und überdem noch vierzehn Tage Lohn gehabt hätten. Eine allgemeine Kündigung innerhalb der gesetzlichen Frist würde auf die Zechenverwaltungen sicherlich mehr Eindruck und sie zu Verhandlungen geneigter gemacht haben; die Arbeiter hätten sich nicht ins Unrecht gesetzt und somit der Regierung eine Vermittlung und sogar ein Eingreifen zu ihren Gunsten erleichtert. Haben die Führer die Massen so in der Gewalt, daß sie sich öffentlich für Ruhe und Ordnung verbürgen und im Reichstag erklären können, „der Streik werde durch seinen musterhaften Verlauf die Welt in Erstaunen setzen,“ so hätten sie auch für die Innehaltung einer regelrechten Kündigung sorgen und damit wirklich dem Streit den Charakter des „musterhaften“ sichern können. Das lag aber gar nicht in den Absichten der Führer. Die Innehaltung der vierzehntägigen Kündigung führt dazu, daß die Arbeiter mit Überlegung handeln, und gewährt ihnen Zeit zum Nachdenken; sie unterliegen dann weit eher dem Einfluß ihrer Frauen, ihrer häus-

lichen Verhältnisse und dem der verständigern Kameraden. So große Massen zu einer vierzehntägigen Kündigung zu bereeden, wird immer schwer halten, weil sie sich nur durch Agitation in Bewegung bringen und beherrschten lassen. Agitation aber drängt immer zur Gewalttat, und der Kontraktbruch ist eine solche. Man zwingt die Massen damit, die Brücken hinter sich abzubauen, und gibt sie zugleich gewissenlos dem Elend preis, denn bei einem solchen Zustand ist gar kein Zweifel, daß die Arbeiter — leider nicht die Veranstalter — die Kosten tragen. Ob und welche Verbesserungen sich im Zechenbetrieb etwa durch die Gesetzgebung einführen lassen, wird bei dieser Gelegenheit sicherlich genau geprüft werden. Ist aber einerseits den Bergarbeitern das Recht zuerkannt, berechnigte Beschwerden auf dem Wege des Ausstands geltend zu machen, so hat andererseits dem gegenüber die Allgemeinheit ein Recht darauf, daß ein solcher Streik, der den Rationalwohlstand schwer schädigt, weil er viele andre Industrien und ihre Arbeiter in Mitleidenschaft zieht, nicht ohne weiteres leichtfertig und unnötig vom Zaune gebrochen wird. Es wird deshalb nötig sein, ein Forum zu schaffen, vor dem in Zukunft Streitigkeiten obligatorisch ausgetragen werden müssen. Ein andauernder Ausstand der Bergarbeiter könnte ebenso zu einer nationalen Gefahr werden wie ein Ausstand der Eisenbahnarbeiter, nur mit dem Unterschied, daß bei diesem die Armee in den Betrieb selbst eingreifen würde. Solche Ausstände können also nicht unter das Rubrum gewöhnlicher Arbeitseinstellungen fallen und als solche behandelt werden; sie stellen vielmehr eine nationale Kalamität dar und müssen demgemäß als solche nach Möglichkeit durch vorbeugende Maßnahmen verhindert werden. Diese Maßnahmen können nur auf dem Gebiete der Gesetzgebung liegen, sie zu finden ist des Schweißes der Edeln wert.

Liegt es denn zum Beispiel im Interesse dieser um ihr tägliches Brot schwer ringenden Massen, wenn sich die Zechenverwaltungen in Zukunft, wie es bei vielen Industrien in England und an einzelnen Stellen auch in Deutschland längst der Fall ist, auf Kündigungsfristen überhaupt nicht mehr einlassen, sondern den Arbeitsvertrag von einer Stunde zur andern für lösbar erklären? Das würde schließlich die unvermeidliche Folge des Kontraktbruchs sein. Nicht mit Unrecht wird seit vielen Jahren das Schwinden des persönlichen Verhältnisses zwischen dem Unternehmer und den Arbeitern beklagt. Die vierzehntägige Kündigungsfrist ist noch ein Rest des alten persönlichen Verhältnisses, an dessen Beseitigung die Gesetzgebung leider die Hauptschuld trägt. Es mußte den Todesstoß empfangen an dem Tage, wo dem „Arbeitgeber“ der künstlich geschaffne „Arbeitnehmer“ — ein Produkt der der deutschen Gesetzgebung eignen juristischen Spitzfindigkeit — als gleichberechtigt gegenübergestellt wurde. Diese Gleichberechtigung ist künstlich und gehört zu den Schlagwörtern, mit denen wir uns so leicht über Wesen und Bedeutung der Tatsachen täuschen lassen. Schon in der Bezeichnung „Arbeitgeber“ liegt ausgesprochen, daß der Brotherr doch der gebende Teil ist, wie das seiner geistigen und wirtschaftlichen Überlegenheit entspricht. Gewiß ist die Industrie nichts ohne die schaffenden Arme und Hände der Arbeitermassen, aber das führt noch nicht zu einer „Gleichberechtigung,“ die erstens überhaupt nicht vorhanden ist, zweitens von den Massen am allerwenigsten eingehalten wird, wenn sie den im beiderseitigen Interesse aufgerichteten Schuttdamm der vierzehntägigen Kündigungsfrist ohne weiteres durchbrechen. Während die Industrie zu ihrem Gedeihen unlegbar des industriellen Friedens bedarf, sind alle unsre Arbeiterorganisationen auf den industriellen Krieg zugeschnitten, sozialdemokratische Bataillone, aber nicht Organisationen für die Blüte schaffender Arbeit. Bismarck hatte seinerzeit geofft, es werde möglich sein, den Gedanken der „Berufsgenossenschaft“ zu einer die Arbeiter und die Unternehmer friedlich umfassenden Gemeinschaft des wohlverstandnen beiderseitigen Interesses zu entwickeln, aber dieser große Gedanke ist völlig verkümmert und abgestorben, die Berufsgenossenschaften haben sich mehr und mehr zu bürokratischen Einrichtungen ausgebaut, bei denen „der Kampf

um die Rente“ fast die Hauptsache geworden ist. Hier hatten wir noch des großen sozialen Reformators, der die Bismarcksche Idee, „daß die Berufsgenossenschaft der moderne, zeitgemäße Ersatz für die alten Zünfte sein solle,“ verwirklicht. Damit würden wir dann auch zu der „Gleichberechtigung“ kommen, die so vielen Sozialpolitikern vorwärtsweht, die aber bisher auf unrichtigem Wege gesucht und angestrebt worden ist. Man hat Feigen vom Weinstock verlangt. Die Gleichberechtigung darf nicht eine politische, sondern sie muß eine industrielle, auf dem Boden der Arbeits- und der Interessengemeinschaft sein. Sollte man dafür die gesetzlichen Formeln nicht finden können? Sollte sich der fruchtbare Gedanke nicht zu einem lebenskräftigen Baume entwickeln lassen? Lohnfragen und andre Streitigkeiten werden auch damit nicht ausgeschlossen sein, sie liegen in der menschlichen Natur begründet und sind Folgen der wirtschaftlichen Konjunkturen, Feuerungsverhältnisse usw.; ebenso werden Änderungen der Betriebsweise, zum Beispiel auf Grund neuer Erfindungen, auch zu Änderungen der Arbeitsordnungen führen, aber alle solche Vorgänge könnten und sollten ohne Erschütterungen und Krisen auf dem Boden der Interessengemeinschaft ausgetragen werden.

Die Bedingung dazu wird freilich immer sein die Beseitigung der Organisationen für den sozialen Krieg, wie wir sie namentlich in den Berufsvereinen haben. Nicht Berufsvereine, sondern Berufsgenossenschaften im erweiterten und gehobnen Sinne. Denn Unternehmer und Arbeiter sind Genossen in der besten Bedeutung des Wortes, Genossen bei der gemeinsamen Arbeit, ebenso wie Offiziere und Soldaten da, wo es auf das Einsetzen des vollen Manneswertes ankommt, im besten Sinne des Wortes Kameraden sind. Auch für die Arbeit gibt es das Band der Pflicht und der Ehre, aber die Ehre ist von der Pflicht unzertrennlich und kann nur da vorhanden sein, wo die Pflicht hochgehalten wird. In dankenswertester Weise hat der Reichslanzler in seiner Rede vom 20. Januar den Finger auf die Wunde gelegt und vor dem ganzen Lande klar und deutlich ausgesprochen, was uns not tut: Emanzipation der organisierten Arbeiterschaft von der Parteipolitik! Von einer Parteipolitik, die wohl die Massen aufzubieten, aber nicht sie zu zügeln und vor schwerem wirtschaftlichem Schaden zu bewahren versteht. Es ist von außerordentlichem Werte, daß die Regierung durch den Mund ihres berufensten Vertreters ihre Stellung zu diesen Fragen festgelegt und aufklärt hat. Wir kranken an dem Mißbrauch, den die Sozialdemokratie mit dem arbeitenden Volk und mit seinen Interessen treibt. Die Ausbeutung auch des blutigsten Arbeitgebers reicht noch lange nicht an die Ausbeutung heran, die sich die Sozialdemokratie an der deutschen Arbeiterwelt herausnimmt. Um so weniger wird der Staat in Zukunft noch Organisationen zustimmen oder schaffen können, die wie alles, was bisher auf diesem Gebiete geschaffen worden ist, unaufhaltsam in den Dienst der Sozialdemokratie übergehen. Der Staat soll für die Arbeiter eintreten und dadurch für sie sorgen, daß er sie mit den Unternehmern durch feste Bande der Interessengemeinschaft zusammenschmiedet, die Unternehmer werden da mit ihrem vollen Entgegenkommen nicht largen und nicht zurückhalten dürfen. Er muß die Emanzipation der Arbeiterschaft von der Sozialdemokratie, von allen parteipolitischen Bestrebungen fest in die Hand nehmen. Sollte es nicht möglich sein, die gesetzgeberische Vorbereitung einer größeren Kommission von Persönlichkeiten anzuvertrauen, die auf sozialpolitischem Gebiet berufen und erfahren sind? Wir müssen aus diesem innern Kriege heraus, und Graf Bülow würde sich ein unsterbliches Verdienst erwerben, wenn er auf dem von ihm selbst angedeuteten Wege fest und entschlossen die Führerschaft übernehme. Die Saat ist reif, ihr Schnitter zaudert nicht!

8

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

Jahrgang 64. Heft

64. Jahrgang

Nr. 5

Erscheint am 2. Februar 1905

Inhalt:

	mit
Deutschbavrische Parteien	271
Schriften und Ansichten zur Flottenfrage. Von Gust. Wulffens	272
Kochs. Von Paul Blücher. (Schluß)	284
Island am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Von G. Hantz in Wien	275
Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege. Aus dem Nachlaß von Friedrich Kugel. 9. Ein sonstige Zeit	279
Von altem Berlin. Von Clara Bohndt. 11—15	286
Monarchisches u. Demokratieisches Reichsregiment — Kaisertum in der Krise	294

Verlag
Dr. Wilh. Grunow
Leipzig

Solbäder im Hause!
ein neuem Eisenhalt.

Mutterlaugen-

Neuweg
Badesatz

gegen Scrophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Niere-, Frauen- und Kinderkrankheiten. — Preis: 100 Kr. M. 6.30, 100 Kr. M. 4.25, 25 Kr. M. 2.70, ab Datschhof Leipzig. Die Wirkung dieser Solbäder wird außerordentlich erhöht durch Abreibungen mit dem angegebenen, aber nicht gelassenen Keimwasser während des Bades. Prosp. gratis v. Dr. med. Alwin Müller, Leipzig A.



H. W. Schöttler,



Cigarrenfabrik.

Lager:

Leipzig, Weststr. 31/33.

Lager:
Hamburg, Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage unserer Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptprezillate gratis und franko.



La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.

Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber doch sehr leichte Qualität.
Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Die Daten d. deutsch. Geschichte

bearbeitet nach Pochmann's Gedächtnislehre. Die Bearbeitung ist davon, dass jede Periode ein abgegrenztes Ganze für sich bildet, durch den Gedächtnisbau aber auch sämtliche Perioden unter sich verknüpft sind. Diese Bearbeitung kann nur an Schüler der Pochmann'schen Gedächtnislehre angeschlossen werden. Da sie die genaue Kenntnis der letzteren voraussetzt, bildet gewiss die Pochmann's Gedächtnislehre auf allen Gebieten des Wissens und Merkens. In und der Presse in ausgedehntem Maße hervorgehoben worden. Allgemeine Zeitung, Chemnitz: Eine Zeitungs- und Pochmann's Gedächtnislehre sogar noch die leidige Jungermanntia. . . P. s. Gedächtnislehre ist längst bekannt. Jedes Kind weiss, dass Pochmann dazu eine millionfache Hilfe für den Unterricht bietet. Telegraph Chronik, London: . . . Es ist in jeder, dass Pochmann endlich die Schwierigkeit überwunden hat, die Beherrschung mit den Ansprüchen der Erziehung in Einklang zu bringen. Das eine aber sieht fest, dass er den Dank aller seiner verdient hat, die einen Nutzen an der Besserarbeit dieser Welt haben. Verlangen Sie Prospekt (kostenlos) mit zahlreichen Zeugnissen und Rezensionen von E. Pochmann, Maxarstr. 0. München G. 145



Otto Beyer's
Eigenmarke

Hobkönigsburg

M.60.-

pro Mille: Originalkiste 300 Stk. M. 18.- franco

CIGARREN-VERSAND Otto Beyer, STRASSBURG 76



Deutschösterreichische Parteien



Es lohnte nicht der Mühe, Geschichte zu studieren, wenn sie uns nicht die Vergangenheit begreiflich machte und uns Anleitung dazu gäbe, was wir in der Gegenwart zu tun und zu lassen haben. Für den Politiker ist das geschichtliche Ergebnis der Vergangenheit die Voraussetzung zum richtigen Verständnis seiner Zeit und zur Beurteilung der Möglichkeiten der Zukunft. Seitdem durch Verfassung und Gesetzgebung nahezu jeder Staatsangehörige zum Wählen genötigt ist und außerdem auch womöglich jeden Tag die Zeitung liest, ist sein „Beruf“ zum Politiker vollkommen dargetan, und ihm erwächst die Pflicht, sich dafür vorzubereiten. Er täte dabei gut, sich recht lebhaft um die Geschichte seines Volkes, namentlich die neuere, wozu auch Verfassung und moderne Staatseinrichtung gehören, zu bekümmern. Wenn man sich ein selbständiges Urteil bilden will, so genügt es nicht, seine tägliche Parteizeitung zu lesen, zeitweilig eine politische Versammlung zu besuchen, in der doch bloß gesagt wird, was man gern hören will, und in einem engern Kreis von Gesinnungsgenossen zu kennegeiern. Das Ergebnis davon ist ja gewöhnlich doch nur, daß sich der „politische“ Bürger in der Regel über den Gang der Ereignisse wundert, die meist ganz anders ausfallen, als es in der Zeitung vorans gesagt wurde und auf der Bierbank als vollkommen richtig bekräftigt worden war; und der Zweifel, ob wirklich die Regierung daran allemal schuld gewesen sei, taucht wohl auf, man kommt aber nie zur Klarheit darüber. Wenn der demokratisch-liberalen Richtung, in der das deutsche Bürgertum seit einem halben Jahrhundert schwimmt, für die Förderung ihrer Interessen an der Verbreitung der Kenntnis der Verfassung und der neuern Staatsgeschichte etwas gelegen wäre, so hätte sie längst in allen Staaten den Unterricht in der Verfassungs- und der Staatskunde durchgesetzt. Sie sieht aber ihre Zwecke bei der heutigen Unklarheit besser gefördert; um so mehr sollte sich gerade der deutsche Wähler, der doch einsehen muß, daß trotz all den Rechten, Freiheiten und Fortschritten, die die neue Zeit gebracht hat, seine politische Zufriedenheit nicht gewachsen ist, selber darum kümmern, woran das liegt, und dabei kann ihm nur die Vertiefung in die Geschichte seines Landes, namentlich in die neuere, helfen. Er wird dann selbst finden, daß der Fehler ganz wo anders liegt, als da, wo ihn bisher gelehrt wurde, ihn zu suchen.

Am übelsten von allen deutschen Politikern ist der Deutschösterreicher daran, und nicht einmal am meisten darum, weil er geographisch und politisch mit allerhand andern Völkerschaften zusammengekoppelt ist, sondern weil er seine Geschichte nicht kennt, darum nichts daraus lernen konnte und nun allen politischen Veränderungen und Ereignissen meist rat- und hilflos gegenübersteht. Man kann heute schon offener darüber reden, als es noch vor zwanzig Jahren möglich war, wo sogar Fürst Bismarck, der doch für die Wiederherstellung des deutschen Namens allein mehr getan hat als die Gesamtheit aller deutschen Parteien in Deutschland und Osterreich, wegen seines Hinweises auf den Zusammenbruch der „Herbstzeitlosen“ der Schädigung deutscher Interessen beschuldigt wurde. Die Geschichte der unverbesserlichen Fehler, durch die die „Herbstzeitlosen“ die Gunst des Geschickes dreimal verschmerzten und endlich das Fortbestehn der unter den gegebenen Verhältnissen einzig möglichen deutsch-österreichischen Parteiregierung moralisch unmöglich machten, ist eigentlich noch nie geschrieben worden; im Gegenteile scheint es, daß vielen Leuten daran gelegen gewesen ist, über die Zeit, in der sie österreichische Geschichte gemacht haben, einen dunkeln Schleier zu ziehn. Damit ist den Deutschösterreichern die wichtigste Stunde von dem verhängnisvollsten Abschnitt ihrer Geschichte vorenthalten worden, über den eigentlichen Grund des Zusammensturzes des deutschliberalen Regiments wissen sie nichts, alles wird auf die „Ara Taaffe“ geschoben, aber es wird niemals ernsthaft darüber nachgedacht, daß und warum sie kommen mußte. Der politische Instinkt der Mehrheit der Deutschösterreicher hatte wohl schon längst eine Ahnung von dem selbstverderberischen Treiben der einstigen Deutschliberalen und hatte sich in immer rascherer Steigerung von der mit Mißtrauen betrachteten Partei abgewandt, aber da man ihre Grundfehler nicht erkannte und heute, wo man politisch etwas reifer geworden ist, von keiner Seite über sie aufgeklärt wird, ist das Resultat nur eine ungeheure Parteierzersplitterung. Jede Gruppe meint auf dem richtigen Wege zu sein, und weil sich keine mit Sicherheit darüber unterrichtet hat, wo seinerzeit der Irrweg eingeschlagen worden war, tappen alle im Sumpfe des Fraktionswesens herum, wo nur die politische Phrase gedeiht, die Entschlußfähigkeit zum politischen Handeln aber erstickt. An eine Zusammenfassung der deutschen Parteien, an eine wirklich deutsche „Gemeinbürgerschaft“ kann unter solchen Umständen gar nicht gedacht werden, einerlei ob Obmännerkonferenzen der deutschen Parteien bestehn oder nicht, denn jede Partei hält ihren Irrefad für den richtigen, und alle kränken noch an dem Fehler der frühern großen deutschliberalen Partei, das Parteiprogramm über das Volkstum zu setzen oder wenigstens beide ständig miteinander zu verwechseln.

Der nationalpolitische Umwandlungsprozeß, der unter den Deutschösterreichern gegen Ende der siebziger Jahre begonnen hat, ist heute noch nicht zu Ende, und darum sind die Parteien auch noch nicht einmal im klaren über ihr Verhältnis zum Staate. Die neuern deutschen Parteien sind sämtlich aus der Anlehnung gegen die liberale Parteiherrschaft hervorgegangen, der sie den politischen Niedergang und auch wirtschaftliche Nachteile des Volkstums in Osterreich zuschreiben. Was von den deutschen Parteien nicht mehr

zentralistisch gesinnt ist, schwimmt noch steuerlos in den Bogen der veränderlichen Tagesmeinungen umher. Die Presse ist meist liberal im alten Sinne geblieben, und infolge der täglichen Anregungen von da aus, und weil man in Unkenntnis der Grundfehler des Deutschliberalismus geblieben ist, haben die neuen Parteien eine ganze Reihe „Grundsätze“ von jenem mit in ihre Programme übernommen, die sich schon damals als politisch unbrauchbar erwiesen haben und auch die jetzigen Parteien fortwährend in derselben politischen Unfruchtbarkeit erhalten, mit der schon der Deutschliberalismus behaftet war. Sie brüsten sich alle mehr oder minder laut mit ihrem Deutschtum, aber wenn es darauf ankommt, deutsch zu sein, stoßen sie den deutschen Bruder, der anders denkt als sie, erbittert von sich, höchstens in der äußersten Defensiv, wenn es sich wirklich um die deutsche Haut handelt, halten sie zusammen, in jedem andern Falle streben sie auseinander, stellen allezeit ihr Programm über ihr Volkstum und gleichen darum in ihrem politischen Verhalten wie in ihren negativen Erfolgen genau der alten liberalen Partei, die ihrem Programm die Herrschaft der Deutschen in Österreich opferte. Sie hatte allerdings die Täuschung für sich, daß sie glaubte, man könne ohne ihr Programm in Österreich nicht regieren und müsse sie bald zurückerufen. Seitdem ist aber ein Vierteljahrhundert dahingegangen, die Täuschung ist geschwunden, und die deutschen Parteien können gar nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß sie mit der Versteifung auf ihre Programme und der Sucht, andern deutschen Parteien ein paar Mandate abzujagen, für ihr Volk nichts erreichen, daß Erfolge nur möglich sind, wenn man die unpraktische Betonung der Parteiuunterschiede unterläßt und allein auf das Zusammenhalten aller Deutschen — ohne Unterschied — das Hauptgewicht legt. Das Volk, das einen viel sicherern Instinkt hat als die gebildeten Klassen, fühlt dies und begehrt auch einen wirklichen Zusammenschluß aller Deutschen in Österreich, aber bei der Intelligenz wird dieses gesunde Gefühl durch die Doktrin unterdrückt. Dazu gefeßt sich noch, wenn sie nicht vielleicht gar ausschlaggebend ist, die Eitelkeit der Führer. Schon Cäsar wollte lieber in Corfinium der erste als in Rom der zweite sein, und die Parteicäsaren kommen sich bedeutender vor an der Spitze einer parlamentarisch vollständig einflußlosen Gruppe, als als einfache Mitglieder einer großen einflußreichen Partei. Freilich macht es schon jetzt den Parteiführern, mehr noch den durchschnittlichen Mitgliedern Mühe, den Wählern, die die Einheit der Deutschen wünschen, einzureden, daß das nur die Schuld — der andern sei.

Es gibt gute Kenner Österreichs, die überhaupt der Meinung sind, die ganze Reihe erbitterter nationaler Kämpfe, deren Schauplatz das Land seit Jahren ist, sei gar nicht die Hauptsache, sondern nichts weiter als ein von geschickten Händen im geheimen geleitetes politisches Puppenspiel zu dem Zweck, dahinter den im stillen geführten erbitterten Kampf zwischen dem Feudaladel und dem Geldadel um die Herrschaft im Staate zu verbergen. Daß der Feudaladel einen ausschlaggebenden Einfluß in allen politischen Fragen ausübt und ihn nicht etwa bloß auf die innere Politik beschränkt, ist hinreichend bekannt, ebenso daß es immer eine geheime „Rebenregierung“ der Finanzwelt

gegeben hat. Man hätte demnach mit einer Lage zu rechnen, ähnlich wie in Frankreich, wo unter dem Banner der „Freiheit der Republik“ die Größen der Börse mit allen demokratischen Gruppen bis zur Sozialdemokratie hinab Hand in Hand vorgehn gegen alle, die noch alte französische Traditionen bewahren, auch wenn sie selbst längst ehrliche Republikaner geworden sind. Unzweifelhaft sind es dieselben Wiener und Pesther Blätter, die im französischen wie im österreichischen Parteienstreit den Vorkampf führen. Besteht dieser Kampf wirklich, dann wird es begreiflich, daß in Österreich der nationale Streit nicht zur Ruhe kommen kann, weil mächtige Einflüsse dahin wirken, daß er weiter am Leben erhalten bleibe. Würden sich heute Deutsche und Tschechen verständigen, so hätte in der Tat morgen weder der Feudaladel noch der Finanzadel mehr einen ausschlaggebenden Einfluß, wohl aber das Bürgertum der beiden stärksten Nationen. Daß die „papierdünne Wand,“ die nach dem Zeugnis des Tschechenführers Dr. Kaizl vor wenig Jahren die beiden nach Verständigung strebenden Völker noch trennte, nicht gefallen ist und nicht fallen konnte, sondern inzwischen zu einer undurchdringlichen Mauer verstärkt wurde, läßt sich ebensowenig bestreiten, wie sich verkennen läßt, wem besonders daran liegen müßte, daß der Streit ewig währe. Liegen die Dinge wirklich so, dann fällt ein helles Licht auf das Verhalten eines großen Teils der österreichischen Blätter. Es mag hier dahingestellt bleiben, ob jene genauen Kenner Österreichs mit ihrer Auffassung der nationalen Kämpfe Recht haben oder nicht, jedenfalls liegen aber in der Angelegenheit der ältesten Spaltung der Deutschösterreicher in zwei noch immer getrennte Lager die Verhältnisse sehr ähnlich.

Die deutschklerikale Partei in Österreich hat jahrzehntelang eine Politik getrieben, die dem deutschen Interesse nicht entsprach. Man vermag ihre Haltung zu erklären, aber man kann sie nicht entschuldigen. Der deutsche Liberalismus hat die Klerikalen allerdings, so lange er an der Herrschaft war, rauh von sich gestoßen. Es gehört unzweifelhaft zu den besten Errungenschaften der Deutschen in Österreich, daß sich ihre Mehrheit zu Anfang der sechziger Jahre an die Spitze der neuen Bewegung stellte. Das Deutschtum ist der natürliche Kulturträger in Österreich und mußte die Bewegung in die Hand nehmen. Ob es dabei nötig war, eine Spaltung im deutschen Volke hervorzurufen, muß aber bezweifelt werden, jedenfalls war es möglich, auch die nationalen Interessen zu wahren. Das ist versäumt worden, denn man sah im Antiklerikalismus den alleinigen Prüfstein des Deutschtums und handelte danach. Auch dafür gibt es eine Erklärung. Es kann nicht bestritten werden, daß die Bevölkerung der österreichischen Länder, Tirol ausgenommen, im sechzehnten Jahrhundert zum größten Teil protestantisch gewesen war und durch die Gegenreformation zunächst nur äußerlich wieder zur katholischen Kirche zurückgeführt wurde. Wohl geht die Behauptung zu weit, daß diese Leute eigentlich innerlich protestantisch geblieben seien, aber so viel ist doch richtig, daß namentlich die Deutschen nie ganz von dem allgemeinen Zug, der im weitem deutschen Volke lebendig blieb, abgetrennt werden konnten, und daß in Deutschösterreich bei aller äußern Kirchlichkeit nie die Erinnerung an den ganz unerhörten

Gewissensdruck, dem einmal die Vorfahren von der katholischen Geistlichkeit ausgesetzt waren, gänzlich gewichen ist. Da nun außerdem für die allgemeine Volksbildung weniger geschah als anderswo, und die Metternichsche Regierungspolitik jedes freie Geistesleben als staatsgefährlich zu unterdrücken suchte, so fand bei der innerlich nicht besonders vertieften Religiosität die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts und die literarische Bewegung der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vorzugsweise in der Gestalt frivoler Religionspöttelei Eingang in den Kaiserstaat. Die strenge Jesuitenerziehung hatte nicht verhindert, daß namentlich in Wien ein sinnliches Schlaraffenleben nicht allzu viel gebildeter Pfäfen aufgekommen war, und den Pfaden Trattners und Blumauers folgten bis in die neueste Zeit eine große Anzahl böser Religionspöttelei. Metternich duldete außerdem nicht, daß große Männer in Österreich bei der Jugend und im Volke Begeisterung erweckten, Theologie und Philosophie schloßen nahezu ein, dagegen wurde auf Fachwissenschaften, die weder national noch kirchlich und politisch wirken konnten, großer Nachdruck gelegt. Er wollte auch in der Kirche keinen Geist, keinen großen Bischof, keinen bedeutenden Theologen, keinen begeisternden Redner, an denen Deutschland, Frankreich und England keinen Mangel hatten. Unter diesen Umständen verfiel die Geistlichkeit in Mittelmäßigkeit und gab sich stellenweise einer Sittenverwilderung hin, die das katholische Kirchentum in den Augen der Gebildeten vollends um alle Achtung brachte und den bösen Spöttern in den Zeitungen Recht zu geben schien. Die bessere Klasse aller Stände wandte sich grundsätzlich von der Kirche ab, und das hatte wieder zur Folge, daß Söhne von Bürgern und Beamten nur sehr selten in den Priesterstand eintraten, der mit Ausnahme einiger für die gut dotierten Pfründen und höhern Stellen aussersehenen Sprößlinge des hohen Adels nur aus Bauernsöhnen, in den Endetenländern meist auch slavischen Ursprungs, bestand und nur notdürftig für den geistlichen Beruf vorbereitet wurde. Auch dadurch wurde die Kirche bei den Gebildeten um alle Achtung gebracht, alle bessern Kreise, bis in die höchsten hinauf, wandten sich grundsätzlich von ihr ab, anhänglich blieben nur die Bauern, denen allerdings der halbgebildete Geistliche als sehr respektabel vorkam, der die noch seltne Kunst des Lesens und Schreibens beherrschte, und denen die Religionspöttelei fremd blieb, da sie nur selten lesen konnten.

Es hatten aber auch viele Leute ein Interesse daran, daß die Geistlichkeit verachtet und die Kirchengpöttelei im Gange blieb. Noch gibt es ein oft gehörtes Schlagwort in Österreich, und die meisten Deutschösterreicher wiederholen es auch heute, weil es ihnen immer gelegentlich wieder aufgefrischt wird, es heißt: das Unglück Österreichs sei das Konkordat gewesen. Es wird wohl niemand behaupten wollen, daß das Konkordat für das Reich ein Segen gewesen sei, aber das eigentliche Unglück war es nicht. Es mag höchstens bewirkt haben, daß die Bildung noch mehr zurückblieb, als ohnehin in das Metternichsche „System“ paßte. Wer aber die Geschichte der habsburgischen Monarchie im vorigen Jahrhundert genau verfolgt, dem kann gar nicht verborgen bleiben, daß das Unglück des Reichs von der lieberlichen Finanzwirtschaft herrührte. Die Monarchie würde bei ihren unermesslichen Hilfsquellen

durchaus nicht nötig gehabt haben, unaufhörlich Geld zu borgen und unerhörte Wucherzinsen dafür zu bezahlen. Hand in Hand mit dieser Schuldenmacherei ging ein allgemeines Bestechungswesen, das einen größern Umfang angenommen hatte, als heute aus Rußland erzählt wird. Unstreitig wären alle die Betrügereien und Verpfändungen, der Verkauf von Regalien und Eisenbahnen sowie manche Börsenschwindeleien, bei denen allen weder der Staat noch das Volk jemals einen Vorteil hatten, nicht nötig gewesen, wenn man von Anfang an ehrlicher gewirtschaftet hätte. Aber man konnte niemals mehr aus den Schulden herauskommen, weil betrügerische Beamte, hohe Offiziere und sogar Minister die Lieferungen für den Staat immer wieder Leuten anvertrauten, von denen sie sich bestechen ließen, und die viel weniger und das wenige schlechter lieferten, als wofür sie bezahlt wurden. Natürlich wollte es unter solchen Zuständen im Staate nirgends klappen, namentlich versagte in allen großen Feldzügen die kostspielige Armee, obgleich Offiziere und Soldaten mit aller Tapferkeit kämpften und eigentlich auch nicht gerade schlechter geführt wurden, als es zum Beispiel bei den Heeren des dritten Napoleon üblich war. Hinterher war dann das Geschrei über Verräter, Feiglinge und Betrüger immer groß, wo aber der eigentliche Fehler steckte, das haben die großen Prozesse wegen der schlechten Armeeverwaltung nach dem unglücklichen Kriege von 1859 wenigstens zum Teil enthüllt. Der Selbstmord der zunächst Beteiligten zog einen Schleier über die wahren Vorgänge, und man wagte ihn nicht weiter zu lüften, weil gar zu viele dabei mitschuldig waren. Daß aber das Konkordat hierfür keineswegs verantwortlich war, und daß Geistliche an den Betrügereien und Bestechungen so gut wie gar nicht beteiligt sein konnten, mußte jedem Unbefangenen klar sein. Aber Unbefangene konnten gewisse Leute nicht brauchen, und darum entstand jedesmal, nachdem dem Staat ein neues schweres Mißgeschick widerfahren war, eine Heze gegen das Konkordat und die Verdummung des Volks durch die Geistlichkeit, die an allem schuld sein sollten. Die periodische Presse, die in Österreich am meisten auf das Volk einwirkt, war in den zweifelhaftesten Händen. Das Ministerium Schmerling hatte in einem Umlaufschreiben die Presse als eine Macht bezeichnet, die hauptsächlich an der Verwirklichung des von ihm aufgestellten Ideals höherer Bildung für Österreich mitzuwirken berufen sei. Es hätte nun auch etwas tun sollen, diese Presse zu verbessern, aber weder von ihm noch von seinen Nachfolgern geschah das geringste. Die politisch gänzlich unreife Masse wurde immer anderweitig beschäftigt, damit sie nicht über den eigentlichen wunden Punkt nachdenken sollte, und die Zeitungen lobten wieder, die sie gelobt hatten, und dienten denen, von denen sie Vorteile hatten oder erwarteten.

Die österreichischen Blätter wurden meist von jüdischen Schriftstellern redigiert, denen von Hause aus keine besondere Zuneigung zu der christlichen Religion und der katholischen Kirche eigen sein konnte. Sie paßten darum wohl sehr gut zu der allgemeinen kirchenfeindlichen Stimmung der gebildeten Kreise, konnten sich aber leider nicht versagen, ihren Spöttereien und Angriffen eine unberechtigte Schärfe und den Haß Andersgläubiger einzufügen. Namentlich empörten sich die kirchlich Gesinnten über die ganz und gar maß-

lojen Verhöhnungen der christlichen Dogmen in den Ausgaben an den großen Feiertagen. Die Zahl der Juden ist in Österreich größer als in irgendeinem Staate von Westeuropa, und deshalb hat die alte Antipathie gegen das Judentum dort mehr Gelegenheit, sich zu äußern, als anderswo. Die Ursache dafür liegt keineswegs in einem besondern Grade von Roheit oder Intoleranz, wie die Philosemiten behaupten, sondern in der Hauptsache in der Stellung, die sich die Juden selbst gegeben haben. Sie leben über ein Jahrtausend in unserm Weltteil, mehr oder weniger dicht unter allen Volksstämmen, aber von einer Verschmelzung, von einem Aufgehn in die Gemeinschaft mit den Landesgenossen ist nirgends in einem auch nur erwähnenswerten Umfange die Rede gewesen, während sich andre Einwanderer oft schon nach kurzer Zeit in der Bevölkerung gänzlich aufzulösen pflegen. Es ist nicht richtig, daß man dies den Juden über die Maßen erschwert habe; es lassen sich aus allen Jahrhunderten Belege beibringen, daß man es ihnen im Gegenteil zuweilen recht leicht machen wollte, aber ihr fester Wille, hartnäckig ihrer Religion wie ihrem Stamme treu zu bleiben, ist immer unerschütterlich geblieben. Gewissen Nationen mag das als nachahmenswertes Beispiel dienen, aber die Juden dürfen sich nicht darüber wundern, wenn man darum überall ihr Wesen und Tun als das eines fremden Volks empfindet. Das vorige Jahrhundert hat ihnen im ganzen Westen die vollständige Gleichberechtigung gebracht, aber sie sind trotzdem Juden geblieben, die in gewissen Dingen vollkommen für sich abgeschlossen sind und für andre unzugänglich bleiben, also damit beweisen, daß sie unter uns als ein besonderes Volk fortzuleben gedenken. Vom nationalen Standpunkt aus ist das in hohem Maße achtungswert, aber es ist mit dem notwendigen Übelstande verknüpft, daß sich die Leute das nicht immer gefallen lassen, sondern unter gewissen Anreizungen ab und zu gegen die Fremdlinge vorgehn, die immer welche geblieben sind, auch wenn sie des Landes Sprache sprechen und seiner Rechte — oder wie es früher war, gewisser Privilegien — teilhaftig sind. Dieser Anlaß zum Antisemitismus hat von je bestanden und wird auch weiter bestehen, solange sich die Juden in jedem Lande als ein für sich bestehendes Volk betrachten, das seine nächsten Genossen in seinen Stammesangehörigen im Auslande sieht, aber nicht in den Landesbewohnern. Der Antisemitismus hat sich je nach den Strömungen und dem Bildungsgrade der verschiedenen Jahrhunderte als wirtschaftlicher, nationaler oder religiöser gezeigt, zuweilen haben auch mehrere dieser Verweggründe nebeneinander gewirkt, er hat sich zuweilen mit der grauenhaften Roheit seiner Zeit, mit der übrigens auch andre Gegner behandelt wurden, geltend gemacht, und er besteht auch heute noch. Darüber können sich nur Doktrinäre täuschen, die meinen, mit gleichmachenden Paragraphen ließe sich auch alles gleichmachen. Solange der Jude den andern fremd bleiben will, wird er auch weiter als Fremder gelten trotz allen Gesetzen und fortschreitender Humanität.

Das vergangne Jahrhundert ist nicht bloß das Jahrhundert der politischen Gleichberechtigung, sondern auch das des nationalen Erwachens gewesen. Beide politischen Erscheinungen decken sich nicht nur nicht, sondern schließen sich zum Teil vollständig aus; das Nationalgefühl ist an sich eine Auflehnung

gegen den Kosmopolitismus, der allein eine vollständige Gleichberechtigung ermöglichen würde, und zwar auch bloß unter Berücksichtigung einer gewissen Kulturhöhe, denn Zukulaffern und noch niedriger stehende Rassen wird auch der kosmopolitischste Humanitätsschwärmer nicht unter die Gleichberechtigung begriffen wissen wollen. Wer daheim im gesegneten Vaterlande sitzt und da wie in der nächsten Umgebung nur mit den gebildeten und meist deutschfreundlich gesinnten Elementen anderer, oft auch sehr entfernter Nationen zusammentrifft, dem mag heute noch der Gedanke des Kosmopolitismus möglich erscheinen; wer persönlich weiter herumgekommen ist und sich nicht bloß vernügnungshalber unter andern Völkern aufgehalten hat, der hat praktisch erfahren, was Volkstum ist. Der Deutsche erkennt den Deutschen nicht bloß an der Sprache, sondern an seines Volkes Art, auch wenn das Erkennen nicht immer unter den freundlichsten Umständen geschieht, der von daheim mitgebrachte kosmopolitische Anflug fällt ab. Man lernt die Angehörigen anderer Völker achten, man schließt vielleicht mit einzelnen von ihnen unter Umständen dauernde Freundschaft, aber man erkennt doch immer mehr, daß man nur zu seinem Volke gehört. Das ist auch, was die Juden unter oft widerwärtigen Verhältnissen erhalten, unter günstigeren einflußreich gemacht hat. Davon können noch alle andern Völker bei ihnen lernen. Aber die notwendigen Nachteile ihrer Sonderstellung müssen sie auch ertragen. Wer nicht bestrebt ist, in dem Volke, unter dem er lebt, rückhaltlos aufzugehen, der wird schließlich doch ein Fremder bleiben, und daran vermögen Gleichberechtigung und Gleichmäßigkeit der Gesetzgebung des Staats nichts zu ändern. Das zeigt sich sogar in Osterreich, wo sich annehmen ließe, daß bei der Vielheit und geringen Stärke der einzelnen Volksstämme das zahlreiche Judentum anders gestellt sein könnte als in geschlossenen Nationalstaaten. Das ist aber keineswegs der Fall; wenn auch die Juden am Parteitreiben fast aller Nationen teilnehmen, gehören sie doch zu keiner, und in jeder finden sich mehr oder weniger zahlreiche Antisemiten. Wo die Juden in größern Massen beisammen wohnen und arm sind, fallen sie schon durch ihre nicht sehr anmutige Erscheinung auf, die Reichen unter ihnen erwecken durch ihre zuweilen in rücksichtsloser Weise erreichten geschäftlichen Erfolge Neid und Haß. Es wird vielfach behauptet, der Einfluß der Juden — selbstverständlich nur der reichen — sei in Osterreich unter dem Finanzminister Bruck entstanden. Das ist jedoch nicht richtig, denn der Beginn davon läßt sich bis zum Minister Thugut zurückverfolgen, unter dem das Verschuldungswesen des Staats seinen Anfang nahm. Finanzminister Bruck verschaffte allerdings den jüdischen Geldgrößen einen Einfluß und ein Ansehen, woran sie selbst nie gedacht hätten. Von dieser Zeit schreibt sich die eigentliche Herrschaft der Geld- und Börsematadore; der Kreditaktienwindel, die Promessenwirtschaft, die Bruck in Osterreich eingeführt hat, haben Tausende zu Betrügern, Bettlern, Schurken und Selbstmördern gemacht. Diese Wirtschaft hing mit der tiefen Korruption, die bis in die einflußreichsten Kreise sowohl der Aristokratie wie der höhern Beamtenwelt hinanreichte, innig zusammen, und eine ideenverwandte Presse führte systematisch den Mittelstand irre. Sie gänzelte ihn mit den Hoffnungen auf

die baldige Herrschaft des Liberalismus, der über alle Schäden des staatlichen und des öffentlichen Lebens hinweghelfen werde, wie er schon andre Staaten glücklich gemacht habe, und der doch zum Durchbruch kommen müsse. Dann könne jeder wählen und gewählt werden, auch zum Minister könne man es bringen, gewaltige Reden halten und das Volk glücklich machen.

Als dann unter Schmerling der Liberalismus tatsächlich ans Staatsruder trat, wenn auch wegen des passiven Widerstands der Magyaren der parlamentarische Apparat nicht in Gang kommen wollte, beherrschte die Nüchrigkeit der Juden bald in der Presse und im politischen Leben die gesante öffentliche Meinung, die Börse regierte, und die Regierung verwaltete nur noch. Sie hatten sich mit überraschendem Scharfblick die Handhaben der neuen Zeit nutzbar gemacht, in ihren Händen war das Geld und das Wort, während namentlich die Deutschen mit ihren unklaren Idealen in den Strom hineingerissen wurden, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, wie auf ihm zu schiffen sei, und wie man ihn zu lenken habe. Dadurch geriet der Staat in ein durchaus kapitalistisches und antiklerikales Fahrwasser, die Freiheit, für die Land- und Reichstage wählen und Reden halten zu dürfen, blieb gänzlich unfruchtbar, da kein Mensch daran dachte, den Staatshaushalt zu ordnen. Die zur Unterstützung der Gewerbe errichtete Nationalbank wurde nur zu Börsenzwecken benutzt und mußte dem Staate Anleihen machen. Zugleich fuhr die Tagespresse fort, die Kirche und die christlichen Gebräuche zu verspotten. Dadurch wurden sehr einflußreiche Kreise und ganze Landesteile zu unveröhnlichen Gegnern der neuen Staatsrichtung gemacht, namentlich ein großer Teil des Adels und das glaubenseifrige Tirol, aber auch die Magyaren und die Slawen ließen sich die freie Wendung nur insoweit gefallen, als sie ihnen Gelegenheit bot, ihre nationalen Wünsche und Forderungen auszusprechen. Von Wien aus drang in die Provinzen nicht der stolze und echt germanische Geist strenger Rechtllichkeit, hoher Ritterlichkeit und inniger Religiosität, der einst den Deutschen in der Ostmark die slawischen und die romanischen Nachbarn unterworfen hatte; was jetzt von der deutschen Hauptstadt kam, war undeutsch und unchristlich durch und durch, der reinste Spekulationsgeist und die frivole Vergnügungssucht, wohl geeignet, alle beweglichen Elemente zu amüsieren und hinzuhalten, aber nicht imstande, die große Schöpfung der Freiheit und des Völkerglücks, von der die Blätter und die politischen Redner täglich bramarbasierten, die Leute von Tatkraft und Entschlossenheit zusammenzufassen. So zerfloß bald alles zu einer großen widerstandslosen und für neue Bildungen unfähigen Masse, der nirgends der kategorische Imperativ feste Rippen verlieh, das Pflichtgefühl in allen Kreisen sank immer mehr. Das wurde auch nicht anders, als die Schmerling'sche Herrlichkeit längst vorbei war, und die kurzen Rückschläge unter den Ministerien Belcredi und Hohenwart zum Nachdenken und zur Einkehr mahnten. Kaum saß wieder ein deutschliberales Ministerium im Sattel, so wurde das alte Treiben fortgesetzt. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß das bürgerliche Judentum es verstanden hatte, sich namentlich in Wien während der Herrschaft des Deutschliberalismus einen ungewöhnlichen, wenn nicht ungebührlich starken Einfluß zu verschaffen, daß

es alle Machtmittel der Gesellschaft, die Presse so gut wie die Banken, die Theater wie die politische Tribüne, die Lehrkanzeln wie die studierten Berufe für sich in Anspruch nahm und von allen diesen Stellen aus auf die öffentliche Meinung einwirkte. Man muß eben in den siebziger Jahren in Wien gelebt haben, wenn man begreifen will, in welchem Umfang das vor sich gegangen war. Auch das ist ein Gegenstand, über den zu schweigen viele Leute ein Interesse gehabt haben.

Jedoch nur aus der genauen Kenntnis der damaligen Verhältnisse kann der heutige Kampf um Wien verstanden werden, und man kann nur beklagen, daß die meisten Leute, die ihn heute führen oder sich dafür interessieren, nicht mehr aus eignen Erlebnissen oder unparteiischen Überlieferungen darüber unterrichtet sind. Es hat natürlich im Lager der Deutschösterreicher zu allen Zeiten Leute gegeben, die klar erkannten, daß die einseitige kapitalistische Richtung, in die der Deutschliberalismus gebracht worden war, für das Deutschtum selbst nachteilig sei. Aber sie kamen nicht zur Geltung, die Presse schwieg sie tot. Nach dem heißen Aufblitzen des deutschen Nationalgefühls infolge der großen deutschen Waffenerfolge gegen Frankreich wurde ein größerer Versuch unternommen, eine wirklich deutsche Zeitung in Wien zu gründen. Kurz nach Friedländers Tode, der während des Krieges in der Neuen freien Presse unbedingt für Deutschland Partei ergriffen hatte — die andern Wiener Blätter trugen mit Ausnahme des im ungarischen Sinne schreibenden „Wanderer“ tiefe Mißgunst gegen Deutschland oder offene Freundschaft für Frankreich zur Schau —, trat unter Führung des deutschböhmisches Abgeordneten Pickert eine Gesellschaft deutscher Männer zusammen, die die Deutsche Zeitung ins Leben rief. Als deutschnationales Blatt bestand sie nicht viel länger als ein Jahr, man ließ sie nicht aufkommen, und als das Gründungskapital aufgezehrt war, konnte nach dem Sturz von 1873 kein neues mehr zusammengebracht werden. Die Zeitung ging in andre Hände über und hat seitdem die verschiedensten Standpunkte vertreten. Der Versuch, ein größeres reindeutsches Blatt zu schaffen, ist nicht wiederholt worden, und die Nachteile davon haben sich später gezeigt. Die Vertretung des deutschen Liberalismus blieb ausschließlich Zeitungen überlassen, deren notorischer Zusammenhang mit der Börse feststand. Diese sorgten durch die ansässige Verachtung, mit der sie die katholische Kirche und gelegentlich alles Christliche behandelten, dafür, daß deutsch im Laufe der Jahre noch mehr mit unkirchlich und kirchenfeindlich gleichbedeutend wurde. Die Gegenwirkung konnte nicht ausbleiben, das Mißtrauen aller auch nur noch einigermaßen kirchengläubigen Katholiken gegen die „Zudenliberalen“ nahm zu. Die Geistlichen der deutschen Gemeinden hielten darum, wenn sie auch nicht selber Slawen waren, zu den Slawen, und der kirchlich gefinnte Teil der deutschen Bevölkerung war in Unruhe geraten, weil die Aufhebung des Konkordats im Jahre 1874 und die Raigefesse des Kultusministers von Stremayr, zu denen die Unschulbarkeitsklärung den Anstoß gegeben hatte, darauf hinzudeuten schienen, daß auch in Oesterreich ein Kulturkampf wie in Preußen eingeleitet werden würde. Der Ton der maßgebenden deutschliberalen Blätter ließ so etwas vermuten. Der Widerstand

gegen die liberale Richtung hatte seinen eigentlichen Schwerpunkt in Tirol, und daher kam es auch, daß die ausschlaggebende Tiroler Gruppe, die auf dem alttirolischen Standpunkte stand, an den alten Landesprivilegien festhielt und zunächst für den tiroler Landtag einen größern Einfluß verlangte, als ihm durch die Verfassung von 1867 eingeräumt worden war. Dieser tirolische Standpunkt wurde später unter dem Ministerium Taaffe die besondre Ursache, warum sich die Klerikalen, so wenig sie sonst mit den föderalistischen Bestrebungen der Tschechen einverstanden waren, den Slawen näherten und mit ihnen den „eisernen Ring der Rechten“ bildeten, an dessen Widerstand alle Bestrebungen der Deutschliberalen, wieder zur Herrschaft zu gelangen, scheiterten. Ursprünglich waren die österreichischen Deutschklerikalen ebenso eifrige Zentralisten wie die Deutschliberalen, ihr bedeutendster Kopf, der Wiener Kardinal Rauscher, gehörte zu den glänzendsten Verteidigern der Einheit des Kaiserstaats. Unter der Geistlichkeit hatte er zwar sehr zahlreiche Befinnungsgenossen, aber keine befähigten Mitstreiter. Die Nachlässigkeit, mit der von Metternich an die Ausbildung des Klerus betrieben worden war, rächte sich, denn die wenigen geistlichen Stimmen, die sich erhoben, waren den gewandten Federn der Wiener Blätter nicht gewachsen; sie wurden einfach überschrien und lächerlich gemacht.

Daran änderte sich bis gegen Ende der siebziger Jahre wenig, und es schien, als würde die Herrschaft der Deutschliberalen von ewiger Dauer sein, obgleich der deutschen Wählerschaft weder der wirtschaftliche noch der kirchliche Verlauf der Dinge volle Befriedigung gewährte und auch die Vernachlässigung des nationalen Gedankens Bedenken erregte. Schon hatten sich einzelne Klubs der Abgeordneten von der Gesamtheit der „Verfassungspartei“ abgetrennt, doch kamen sie zu keinem Einfluß, weil sie für ihren Standpunkt keine Unterstützung in der Presse fanden. Der eigentliche Zerfall bahnte sich erst während der Balkanwirren an, als die Wiener und die Budapester liberale Presse mit wahren Fanatismus für die greuliche türkische Wirtschaft eintrat und die Monarchie nötigen wollte, den Russen in den Arm zu fallen. Nun lebten aber doch gute Deutschösterreicher genug, die wußten, daß die historische Politik der habsburgischen Monarchie der Türkei gegenüber in ruhmreichen Tagen eine ganz entgegengesetzte Richtung eingehalten hatte, und die wieder aufzunehmen um so mehr geraten schien, als nach dem Wiedererstehn des deutschen Kaisertums und der Errichtung des Königreichs Italien eine große Politik nach Westen hin so gut wie ausgeschlossen war. In den leitenden Kreisen war man begreiflicherweise derselben Meinung, aber die übermächtig gewordne Presse übertönte alles und riß die Deutschliberalen zu einer Oppositionspolitik mit sich fort, die ihnen verderblich werden mußte. Als schließlich Österreich vom Berliner Kongreß das Mandat zur Okkupation Bosniens erhalten hatte, wogegen die Deutschliberalen den heftigsten Widerstand leisteten, brach der überspannte Bogen, um so mehr da Tisza klug genug war, seinen Magyaren in ihrer ebenso übereifrigen Türkenchwärmerie Halt zu gebieten. Die Deutschliberalen standen gänzlich vereinzelt da, obgleich sie sich noch immer für die Herren der Situation hielten, und ihre Presse einen wütenden

Kampf wider Junker und Pfaffen und gegen die Armee begann, während gerade ein großer Teil der besten Österreicher, darunter zahlreiche Deutsche, zum erstenmal wieder Freude über Erfolge österreichischer Waffen empfand. In hellen Haufen verließen die deutschen Abgeordneten ihren Führer Herbst, der sich gänzlich einig mit der Presse fühlte und nur noch das Ministerium Auersperg stürzen wollte, worin er den Pfeiler der Politik der Staatsleitung sah, und zu dessen „parlamentarischem“ Sturz er schon mit den Italienern und später mit den Jungtschechen Verbindungen angeknüpft hatte. Das wurde zwar in der Presse rasch wieder vertuscht, aber Herbst sah sich genötigt, um nicht allein zu bleiben, sich selbst in den „Neuen Fortschrittsklub“ aufzunehmen zu lassen, der eigentlich entstanden war, um sich seiner Leitung zu entziehen. Das geschah gerade zu der Zeit, wo die siegreichen Truppen aus Bosnien zurückkehrten. Noch einmal suchte Herbst seine Leute zusammenzuraffen, und es gelang ihm auch zum Teil, da der ganze Heerbann der Presse sein Lob predigte. Die deutsche Bevölkerung hatte freilich die unzweifelhafte Empfindung, daß sich die einstige große Verfassungspartei in ein politisches Chaos aufgelöst habe, da ihr aber jegliche Leitung durch die Presse fehlte, und ihr keine Führer erstanden, übertrug sich die Verwirrung auch auf die Masse der Deutschösterreicher und wurde noch größer, als das deutsche Ministerium Auersperg, alles parlamentarischen Halts beraubt, seine Entlassung nehmen mußte. Aus jenen Tagen stammt die heutige deutsche Parteiverwirrung, die noch kein Ende gefunden hat und keins finden kann, weil gerade die Presse, die die hauptsächlichliche Schuld trug, alle Ursache hatte, sich nicht dazu zu bekennen, und darum die größten Anstrengungen machte, die deutschen Leser über die wirkliche Lage zu täuschen und ihre Aufmerksamkeit auf andre Dinge zu lenken. Die Nachfolger der alten deutschliberalen Partei sehen noch heute keinen Vorteil darin, dem deutschen Volke eine genaue Kenntnis der innern Politik Österreichs zu verschaffen, und auch die gelehrte Geschichtsschreibung hat sich aus allerlei Bedenken gehalten, in ihren Darstellungen über die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1859 und 1866 hinauszugehn.

(Schluß folgt)



Schriften und Gedanken zur Flottenfrage

Besprochen von Georg Wislicenus



Im Laufe des letzten Jahrzehnts haben sich die Ansichten des gebildeten Deutschen über die Flottenfrage fortwährend geklärt; dank der Tatkraft unsers Kaisers hat diese Klärung gute Früchte getragen: die deutsche Flotte hat seitdem sowohl an Stärke wie an Kriegsfertigkeit gute Fortschritte gemacht. Aber weil es sich dabei zunächst darum handelte, nicht nur die Versäumnisse früherer Jahrzehnte, sondern geradezu die seepolitischen Fehler von Jahrhunderten gut zu machen,

datum ist der Machtzuwachs im Vergleiche zu der Flottenstärke anderer Seemächte immer noch recht gering geblieben.

Gut Ding will Weile haben — eine starke Flotte läßt sich nicht aus dem Boden stampfen, sie bedarf zäher Arbeit während vieler gesegneter Friedensjahre. Jede Überhastung würde sich ebenso schädlich erweisen wie die frühere Vernachlässigung; nur eine stetige Entwicklung ist gesund und erhält den großen Betrieb, wie es eine Flotte ist, lebenskräftig. Unsere Flotte soll die Bedrohung Deutschlands und des deutschen überseeischen Handels durch mächtige Gegner unwirksam machen; daß wir zur Erfüllung dieses Zwecks schon heute eigentlich eine viel stärkere Flotte, als wir sie jetzt haben, notwendig brauchen, weiß seit der tatkräftigen Aufklärungsarbeit schon fast jeder Quartaner im ganzen Deutschen Reiche. Wir sind also Gott sei Dank in den zweiten Abschnitt der Erörterungen über die Flottenfrage eingetreten. Die Notwendigkeit einer möglichst starken deutschen Flotte ist anerkannt, jetzt kommt es hauptsächlich darauf an, darüber nachzudenken, wie sich der Ausbau der Flotte noch beschleunigen läßt, ohne daß dabei schädliche Überhastung eintritt. Einige von den Veröffentlichungen, die in der letzten Zeit diesem Zwecke zu dienen bestrebt sind, sollen hier betrachtet werden.

Erich Neuhaus geht in seiner sehr lesenswerten Schrift: „Die Flottenfrage unter den wirtschaftspolitischen und technischen Voraussetzungen der Gegenwart“ (Leipzig, Felix Dietrich, Preis 1 Mark) von dem vorzüglichen Grundgedanken aus: „Der bewaffnete Friede ist der dauerhafteste, und die schwerste Friedensrüstung ist billiger als ein verlornen Krieg.“ Dieser Kernsatz sollte in Nietenbuchstaben im Sitzungssaale des Reichstagsgebäudes als Menetekel an der Wand stehn! Der Verfasser bemüht sich, die Flottenfrage vom Standpunkte des volkswirtschaftlichen Bedürfnisses zu betrachten; er meint, die Flotte hätte uns bisher gefehlt, weil die wirtschaftlichen Voraussetzungen für ein Bedürfnis nach Schutz zur See — also Seehandel und überseeischer Landbesitz — gefehlt hätten, aber er gibt doch auch zu, daß die glänzenden Erfolge auf dem Lande, die das Deutsche Reich neu begründeten, auch daran schuld waren, daß das gesamte Volk und sein Reichstag den Einfluß der Seemacht unterschätzten. Auch das Schlagwort vom „gefättigten“ Deutschland schadete der Flottenentwicklung. Der mächtige Zuwachs an Linien Schiffen bei den fremden Seemächten wurde in Deutschland erst beachtet, als Kaiser Wilhelm der Zweite fast unmittelbar nach dem Antritt der Regierung auf das trasse Mißverhältnis der deutschen Flotte zu den fremden hinwies. Schon im vorhergehenden Jahrzehnt hatte die Gewerbetätigkeit mächtig zugenommen, weil die Bevölkerung schon 1890 seit dem Krieg um zehn Millionen Köpfe gewachsen war. Das Aufblühen der Industrie machte Deutschland seitdem immer abhängiger von dem Erwerb überseeischer Rohstoffe und von dem Absatz der eignen Gewerbearbeit an überseeische Kundenschaft. Auch die starke Zunahme der deutschen Handelsflotte schuf für Deutschland eine gefährliche Lage: übelwollende Seemächtige Nebenbuhler sahen und sehen auch heute noch mit scheelen Blicken auf den lästigen, erfolgreichen Mitbewerber. Sehr richtig sagt Neuhaus: „Man war zu groß und zu reich geworden, um sich den Luxus der Schwäche noch länger

leisten zu können.“ Wie verhängnisvoll Schwäche zur See werden kann, haben die Kriege des letzten Jahrzehnts deutlich genug gezeigt. Die Milliarden deutschen Eigentums, die auf allen Meeren der Erde schwimmen oder in überseeischen Ländern nutzbringend angelegt sind, sie reizen die Beuteluft fremder Seemächte von Tag zu Tag mehr. Wenn wir Deutschen eben nicht weltfremde Träumer wären, sondern findige Geschäftsleute, wie unsre angelfächsischen Vettern, so hätten wir längst die Flotte, die wir brauchen. Jetzt ist die Arbeit von mindestens zwei Jahrzehnten, wenn man nur vom Zeitpunkte der Reichsgründung an rechnet, nachzuholen. Neuhaus bemerkt sehr richtig, daß wir die Flotte, die das Flottengesetz von 1900 uns bis zum Jahre 1920 schaffen soll (wenn die friedliche Entwicklung bis dahin nicht von fremden Seemächten gestört wird), daß wir eine solche Flotte schon 1900 nötig gehabt hätten; und er befürchtet, daß alle bisherigen Aufwendungen vergebens gewesen sein könnten, falls das deutsche Volk sich nicht in der letzten Stunde zu noch viel größeren Anstrengungen, zu wirklichen Opfern für den beschleunigten Ausbau der Flotte aufrafft. Die politische Lage beurteilt Neuhaus durchaus richtig: „Unsre Stellung auf dem Festlande war seit den Tagen von Kronstadt und Toulon niemals auch nur annähernd so gesichert wie heute. Und doch diese politische Gewitterschwüle, dieser weitverbreitete Pessimismus, das Bewußtsein nahe drohender Gefahr; das allmählich auch in weitem Schichten Eingang findende Gefühl, daß die Friedlichkeit der eignen Politik nicht mehr genügt, den Frieden auch tatsächlich zu gewährleisten. Ist das nicht Beweises genug, wie furchtbar unsre Verwundbarkeit zur See sich gesteigert hat? Wir haben heute mehr zu verteidigen denn je, und unsre Rüstung ist leider nicht relativ stärker geworden!“

Nach einer kurzen Besprechung des augenblicklichen Zustands der deutschen Kriegsflotte vergleicht der Verfasser unsre Flotte mit denen der vier größten Seemächte; er benutzt dazu die zuverlässige Zusammenstellung aus dem neuesten Nauticus-Jahrbuche sowie auch dessen ausführliche Schiffslisten. Nach einigen marinetechnischen Erläuterungen kommt Neuhaus dabei zu dem Schlusse, daß wir noch immer zur See schwächer sind als jeder Gegner, mit dem wir kriegerisch zusammengerauten könnten, trotzdem daß wir an Bedeutung und Umfang der Seeinteressen der zweite Großstaat sind. Weil eine ungenügende Flotte am teuersten sein würde, findet Neuhaus eine neue Formel für die Stärkebestimmung der deutschen Flotte in dem Grundsatz: unsre Flotte müsse jeder einzelnen Seemacht außer England gewachsen sein und müsse auch stark genug sein, im Bunde mit einer dritten Seemacht sogar England im Notfalle die Spitze bieten zu können. Das ist kein unerreichbares Ziel, trotzdem daß wir vorläufig noch recht fern davon sind. Es liegt nur an uns, daß wir mit unsrer Flottenentwicklung nicht hinter den Vereinigten Staaten und Frankreich zurückbleiben; beide Staaten haben viel weniger auf See zu verlieren als wir. Auch in diesem Grundsatz kann man dem sachlichen, nüchternen Urteil des Verfassers voll beistimmen. Seine technischen Ausführungen, in denen er die Erfahrungen aus den letzten Seekämpfen beleuchtet, sind ebenfalls verständig; er sieht, wie alle ernsthaften Fachleute, den Kern der Flotte in den Linienschiffen und erkennt die Bedeutungslosigkeit der russischen Erfolge im Kreuzerkrieg.

Verstärkung der Schlachtflotte, das ist das Ziel; auf welchem Wege es am schnellsten und sichersten zu erreichen sein wird, das wird man füglich den Fachleuten überlassen können, denen wir die beiden Flottengesetze zu danken haben. Das Flottengesetz hat sich trefflich bewährt; auf seiner Grundlage kann der Reichstag die Flotte sicher und schneller als jetzt schaffen, wenn er nur die Notwendigkeit der Baubeschleunigung einsieht und die für schnellern Ausbau nötigen Mehrkosten bewilligt. So gut wie durch eine Novelle zum ersten Flottengesetz der Bestand der künftig zu schaffenden Flotte vermehrt wurde, so gut kann im Rahmen des Gesetzes durch eine ergänzende Novelle auch der Ausbau gewisser Neubauten oder Ersatzbauten beschleunigt werden. Denn darum dreht es sich ja, und nicht um die Frage, wieviel Schiffe wir Anno 1920 haben sollen. Mir scheint, die Neuhaußsche Schrift würde noch wirkungsvoller sein, wenn er nicht den jetzt recht allgemein gewordenen Brauch mitgemacht hätte, auch seinerseits einen Entwurf zu einem neuen Bauprogramm aufzustellen. Sein Entwurf scheint klar und verständlich, auch wohl ausführbar, das kann ihm nicht bestritten werden. Aber hat er auch die mancherlei Schwierigkeiten erwogen, die technischen wie die politischen, die die Vorlage seines Entwurfs vor Bundesrat und Reichstag machen würde? Hat er eine Ahnung davon, wie viele Fäden harmonisch ineinander verknüpft werden müssen, ehe das, was er schnell und leicht auf dem Papier entworfen hat, auch zur Tat werden kann? Das „leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen“ gilt auch leider für unsern Flottenausbau so gut wie für jedes andre menschliche Unternehmen. Da aber gerade wir Deutschen mehr als andre ein Volk von Tifflern sind, müssen sich meines Erachtens gerade alle die, die das dringend nötige Bedürfnis für eine starke, recht starke deutsche Flotte klar erkannt haben, große Beschränkung auferlegen, wenn sie die Köpfe der schwerfälligeren und bedächtigeren Flottenfreunde und Landsleute nicht verwirren wollen. Denn was kommt dabei heraus: es werden so viele anscheinend sehr gute Entwürfe zur Verstärkung der Flotte aufgestellt, daß man über den Widerstreit in den Einzelheiten stellenweise schon das große Ziel aus den Augen verliert. Der deutsche Flottenverein tritt für ein drittes Doppelgeschwader ein, Neuhauß bekämpft mit sehr beachtenswerten Gründen die Form dieses Vorschlags, Graf Reventlow will ein neues Geschwader von zehn Linien Schiffen, G. A. Erdmann schwärmt für eine starke Auslandsflotte. Du lieber Himmel, wozu diese nutzlosen querelles allemandes: Schiffe, Schiffe und nochmals Schiffe, und die Männer dazu, die auf ihnen siegen sollen, darum dreht sich die Sache — um weiter nichts. Was für Schiffe und wieviel Schiffe gebaut werden müssen, das sollten wir doch getrost denen überlassen, die in dieser sehr schwierigen Frage weit mehr Sachkunde, mehr Erfahrung, mehr technischen und politischen Überblick und Einblick haben als wir allesamt. Wir andern sollen nur das Rohmaterial herbeischaffen, meinetwegen auch einzelne behauene, gut vorbereitete Bausteine; aber zum Aufbauen sind ja bewährte Baumeister da. Die einzige Frage, um die es sich bei allen diesen Erwägungen dreht, bleibt doch immer die: Wie kann die Flotte, die jetzt im Flottengesetz erst größtenteils auf dem Papiere steht oder durch veraltete Linien Schiffe (Sachsenklasse und

Oldenburg) und kleine Küstenpanzerschiffe (Fritjoffklasse) ausbilsweise ersetzt wird, so schnell wie möglich kriegsfertig gemacht werden? Denn wir können bei der veränderten politischen Lage nicht bis 1920 auf eine Flotte warten, die uns jetzt schon bitter not tut.

Viel wichtiger als die Erörterung technischer Einzelheiten ist meines Erachtens für den tätigen Flottenfreund die Beleuchtung der politischen und der wirtschaftlichen Seiten der Flottenfrage. Immer wieder muß dem deutschen Volke klar und unzweideutig gesagt werden, daß schon unsre allernächste politische Zukunft schwer bedroht sein würde, wenn Deutschland nicht Schritt hielte mit allen andern Seemächten, Englands vierfache Übermacht ausgenommen; immer aufs neue müssen Sachkundige gangbare Wege suchen, die freilich schweren aber auch sehr nützlichen Ausgaben für die Flotte in der verständigsten und gerechtesten Weise aufzubringen. Da hat auch Neuhaus einen Gedanken, der beachtenswert scheint: er schlägt ungefähr nach englischem Muster eine Erbschaftssteuer für Reichszwecke vor, die mindestens hundert Millionen jährlich bringen müßte. Gerade die Vorschläge zur Deckungsfrage der Flottenkosten sind ja auch die beste Herz- und Nierenprüfung für die echten und die Talmideutschen. Jede Hebung des vaterländischen Gewissens ist deshalb viel wichtiger für die Förderung der Flottenfrage, als das noch so kernharte Verfechten dieses oder jenes unmaßgeblichen Entwurfs zu einer neuen Flottenvorlage. So sachlich klar auch die Neuhaus'sche Schrift ist, den wirtschaftspolitischen Teil der Flottenfrage behandelt sie noch nicht tief genug. Der technische Teil dieser Lebensfrage für unsre Zukunft macht überhaupt geringe Schwierigkeiten; auch Schiffbauwerken lassen sich neu schaffen, Bauhellinge können an vorhandenen Werften angebaut werden, und an tüchtigen Marinetechnikern ist in Deutschland kein Mangel.

Sehr nützlich sind deshalb gerade zur Förderung der Flottenfrage oft Arbeiten, die ganz andern Zwecken dienen. Eine sehr lezenswerte ökonomischpolitische Studie von Dr. Erich Murken über „die Grundlagen der Seeschifffahrt“ (Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn) beleuchtet „unter dem grellen Licht der Tatsachen“ die Unentbehrlichkeit einer starken deutschen Kriegsflotte; denn sie erläutert in sehr gründlicher und durchdachter Anordnung den unermesslichen Nutzen, den die Seeschifffahrt für Deutschlands Gedeihen hat. Die Wohlfeilheit der Seefrachten gegenüber den Landwegen, also die „geradezu überwältigende Preisüberlegenheit des Seetransports“ sichert dem Seeverkehr überall da den Vorzug, wo es nicht auf allzu große Schnelligkeit ankommt. Oft genug ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Holländer und seit Cromwells Gewalttaten die Engländer als „Seefrachtfuhrleute“ für den internationalen Handel die reichsten und mächtigsten Völker waren und sind. Zum Beispiel betrug die Seefracht in den Jahren 1891 bis 1894 durchschnittlich für Getreide auf Dampfern 8,10 Mark für die Tonne, dagegen der Spezialtarif der preußischen Staatsbahn für die billigste Getreidefracht 7,77 Mark für den Doppelzentner für 1700 Kilometer, während die genannte Seefracht für die Strecke von 5670 Kilometer zwischen Newyork und Liverpool gilt. Die billigste Bahnfracht ist mithin dreiunddreißigmal teurer als die Seefracht, für dieselbe

Strecke und dasselbe Gewicht berechnet. Auch die Sicherheit des Verkehrs ist nach der Unfallstatistik bei Dampfern größer als auf der Bahn! Diese billigen Seefrachtsätze erklären am besten, warum die Landwirte mit schwerem Herzen und manchmal sogar nur auf äußern Antrieb, wie Neuhaus erwähnt, die Flottensache unterstützen. Heutzutage, wo geschlachtetes Vieh auf besondern Dampfern mit Kühleinrichtungen aus Australien herbeigeschafft wird und auf dem deutschen Marke den Preis des einheimischen Schlachtviehs stark herabdrückt, ist es nicht zu verwundern, daß die Landwirte zu Schutzzöllnern werden und dem billigen Seeverkehr und allem, was mit ihm zusammenhängt, kein weiteres Gedeihen wünschen. Das ist menschlich, ja allzu menschlich. Murken berechnet sehr anschaulich, daß der im Dezember 1902 bewilligte Schutz Zoll von 50 Mark auf die Tonne einer Seefrachtrate entspricht, mit der das ausländische Getreide eine volle Erdumseglung machen könnte (um ohne den Schutz Zoll bei uns denselben Preis wie jetzt mit dem Zoll zu haben). Murkens Ausführungen über die Seefrachten von Getreide beweisen deutlicher als irgend etwas andres, wie maßlos verblendet die deutschen Arbeiter sind, daß sie die in ihrem ganz persönlichen Nutzen liegende Seemachtpolitik des Deutschen Reichs nicht mit allen Kräften fördern. Goldne Worte spricht Murken über dieses große Interesse der Arbeiterschaft an der Seeschifffahrt: „Die Verbilligung der Transportkosten hat in Verbindung mit der Verringerung der Produktionskosten der Waren selbst das sozial so überaus erfreuliche Ergebnis gehabt, daß Luxusgüter früherer Epochen, deren Konsumtion nur den Reichsten zugänglich war, heute Gegenstände des Massenkonsums geworden sind. Der ärmste Arbeiter konsumiert in seiner Kleidung und Nahrung heute Erzeugnisse der fernsten Weltteile. Man darf behaupten, daß Männer wie Watt, Stephenson, Fulton, John Elder (Erfinder der den Dampferbetrieb stark verbilligenden Verbundmaschine), indem sie die Naturkräfte erfolgreich in den Dienst der Menschheit zwangen, materiell für die Verbesserung der Lebenshaltung der untern Volksschichten mehr geleistet haben als alle sozialistischen Utopisten und Demagogen mit ihren unfruchtbaren abstrakten Doktrinen und Systemen, die nicht in die konkrete Wirklichkeit zu übertragen sind. Von der Aufrechterhaltung und Weiterbildung von Weltverkehr und Welthandel hängt heute die Lebenshaltung der weitesten Volksschichten ab. Den Weltverkehr zu fördern, liegt nicht nur ein großes kulturelles, sondern ein noch stärkeres soziales Interesse vor.“

Zur Förderung des Weltverkehrs im sozialen Interesse des eignen Volks gehört aber vor allem Macht, damit nicht stärkere Nebenbuhler im Seehandel „die reife Ernte einheimen.“ Murken erinnert daran, daß die Herzlichkeit der Beziehungen zwischen den meisten Völkern heutzutage nicht Gefühlsache, sondern Geschäftsache sei; da die amerikanische Einfuhr nach England im Rechnungsjahre 1900/01 624 Millionen Dollars, nach Deutschland nur 188 Millionen Dollars Wert hatte, so schließt Dr. Murken sehr richtig, daß deshalb die Freundschaftsgefühle der sehr geschäftskundigen Politiker der Vereinigten Staaten dreifach stärker für England als für Deutschland sein müßten. Es mag wohl wahr sein, daß die Höhe unsers Schutzzolls gegen amerikanisches Getreide und

Fleisch der eigentliche Gradmesser für die Wärme der Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ist.

Die deutsche Arbeiterschaft in den Gewerbebezirken hat also tatsächlich, wenn man überhaupt Sonderinteressen über das allgemeine Wohl stellen will, ein viel intensiveres Interesse an der schnellen Stärkung der deutschen Kriegsflotte als die extremen Schutzzöllner im Bunde der Landwirte. Denn wenn einmal die Vereinigten Staaten des ständigen Zollkriegs überdrüssig werden sollten und sich dafür an den deutschen Seeinteressen schadlos halten würden, oder wenn England aus Furcht, im friedlichen Wettbewerbs vom deutschen Exporthandel in aller Welt immer mehr geschädigt zu werden, einen Seekrieg mit Deutschland vom Zaun bräche, dann wären die deutschen Industriearbeiter die ersten, die die Zehne zu zahlen hätten — weil dann mit einem Schlage die überseeische Ausfuhr deutscher Gewerbezeugnisse gehemmt und vielleicht für Menschenalter vernichtet würde. In unserm Jahrhundert des schärfsten Wettkampfes aller Völker der Erde auf industriellen und technischen Gebieten behält eben schließlich genau wie zur Zeit des viel edlern Raubrittertums der Stärkste immer Recht; Murken führt La Fontaines Fabelspruch an: *La raison du plus fort est toujours la meilleure*. Ein Volk wie das deutsche, dessen Sangeswurzeln über den ganzen Erdball fassen, hat heutzutage doch noch andre Aufgaben als die, durch hohe Schutzzölle seine überseeische Kundschaft vor den Kopf zu stoßen. Die starke Bevölkerungszunahme zwingt Deutschland mit der Zeit dazu, die industriellen Interessen als mindestens gleichberechtigt mit den landwirtschaftlichen zu behandeln. Für die nächsten Jahrzehnte, so lange Rußland mit den Japanern um die Vorherrschaft in Asien zu kämpfen hat, bleibt die Stärkung der Seemacht Deutschlands wichtigste Aufgabe, weil jede gewalttätige Schädigung des deutschen Seehandels und der deutschen Seeschifffahrt die verhängnisvollsten Folgen haben würde. Warum sehen die deutschen Arbeiter nicht die Erfolge der englischen Arbeiterschaft? Wem verdankt denn der englische Arbeiter seinen hohen Lohn und sein billiges Brot, seine gute soziale Stellung? Ist er etwa intelligenter, fleißiger oder sparsamer als der Deutsche? An Tüchtigkeit im Berufe steht der Deutsche dem Engländer wohl nicht nach, aber der englische Arbeiter ist ein harmonischer Teil seines Landes und seines Staatswesens, der deutsche dagegen ist zu seinem eignen Verhängnis so verblendet, daß er jede Machtpolitik seines Vaterlandes bekämpft. Mit demselben Stolz und demselben Verständnis wie jeder Lord zahlt der englische Arbeiter freudig seinen Anteil an der hohen „Versicherungsprämie“ für die Erhaltung von Frieden und Wohlfahrt, denn er weiß, daß die von ihm mitgeschaffne mächtige Flotte das einzige Mittel ist, die Freiheit des Meeres für die britische Seeschifffahrt und die Ausbreitung des britischen Seehandels zu behaupten. Mit Redensarten nach Art der deutschen und der französischen Utopisten halten sich die praktischen Engländer und auch die Nordamerikaner nicht lange auf; sie fördern den Flottenbau nicht aus nationaler Sentimentalität, sondern weil sie genau wissen, daß die Seeherrschaft ihren persönlichen Wohlstand sichert und mehrt. Auch die lebhafteste Beteiligung der Lords, des hohen englischen Adels an vielen Schifffahrtsunternehmungen ist nicht etwa Flaggen sentimentalität, sondern beruht

auf sehr gewichtigen Pfunden Sterling; sie wissen, daß ihr Kapital ihnen sicher ist und sich gut verzinst. Gruppen von Geschäftsleuten in London und Paris, die eifersüchtig die günstige Entwicklung der deutschen überseeischen Interessen verfolgen, berechnen schon, welcher Nutzen für sie bei einer Schädigung Deutschlands abfällt; sie suchen die „öffentliche Meinung,“ die „Stimmung“ des gebildeten Pöbels ihrer Länder zum Angriff gegen Deutschland zu drängen.

Auf diese latente, von Jahr zu Jahr an Spannkraft zunehmende Gefahr weist eine der wichtigsten der neuen Schriften zur Flottenfrage hin, nämlich das Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen (Nauticus-Schriften: Band IX, 1904, Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin). In dieser „unter teilweiser Benutzung amtlichen Materials“ anonym herausgegebenen Veröffentlichung wird angeraten, mit der Tatsache zu rechnen, „daß wir in aller Welt nur einen zuverlässigen Freund und Bundesgenossen haben, der jeder Prüfung gewachsen ist. Dieser Freund und Bundesgenosse aber ist die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit, wenn sie fest zusammensteht, und wenn sie stetig daran arbeitet, stärker zu werden.“ Das klingt ganz gut, aber ob das deutsche Volk so, wie es jetzt ist, zerfressen und vergiftet von kleinlichem Parteihader, mit kurzfristigem Kleinkrämergeist erfüllt, der nur für schuldbürgerhafte Kirchturnspolitif noch Tatkraft findet, wirklich gewachsen ist, das müßte wohl erst noch bewiesen werden. Geredet wird genug, aber gehandelt wird zu wenig. Was uns bitter not tut, weiß heute fast jeder in deutschen Landen, auch die schweren Gefahren, die uns von See her bedrohen, erkennen die meisten, und doch kann sich die Gesamtheit der Volksvertretung noch immer nicht dazu aufschwingen, mit großem Blick für die Sache auch die leidige Geldfrage zu erledigen, um die sich schließlich alles dreht. Tausende von Millionen kostet den Russen der schwere ostasiatische Krieg, der auf immer verhütet worden wäre, wenn sie rechtzeitig ein halbes Duzend tüchtiger Linienschiffe mehr vor Port Arthur bereit gehalten hätten. Viele Milliarden deutschen Eigentums, deutschen Arbeitsfleißes stehn auch bei uns auf dem Spiele, wenn wir von fremden Wettbewerbern aus Handelsneid von der See verdrängt werden würden! In solcher schweren Zeit tut es wahrlich not, daß wir Deutschen einmütig zusammenstehn. Und Nauticus hat sehr Recht, darauf hinzuweisen, daß die dreiunddreißig Jahre Frieden, unter deren Schirm sich Deutschland entwickeln konnte wie kein andres Land der Erde, ein Ende nehmen können. Um so nötiger ist es, daß die breite Masse des Volks in richtiger Weise über die Gefahren aufgeklärt wird, die uns jetzt mehr denn je von außen bedrohen.

Das Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen ist aber durchaus kein Agitationsmittel; es bringt nur sachliche nüchterne Berichte über alle Fragen, die unsre Seemachtentwicklung berühren, betrachtet also die Flottenfrage vom höchsten Standpunkt aus. Die Besprechung der maritim-technischen Entwicklung aller Seemächte ist deshalb der Kernpunkt des Jahrbuchs. Der sich jährlich wiederholende Rückblick auf die Fortschritte im deutschen Flottenausbau und auf die Tätigkeit der deutschen Flotte im verflossenen Jahre zeigt viel Erfreuliches; die Bemerkungen zu den Flottenübungen belehren uns freilich darüber, daß der Mangel an schnellen und starken Panzerkreuzern beim Aufklärungsdienst recht

fühlbar geworden ist. Mit berechtigtem Stolz aber wird hervorgehoben, daß unsre Schiffe während der Manöver allen Anforderungen gewachsen waren, und daß keine ernstlichen Beschädigungen vorgekommen sind. Viel ungünstiger aber für uns fällt die Betrachtung über die Fortschritte der fremden Kriegsflotten aus, insbesondrer der Stärkevergleich der fünf Seemächte für die Jahre 1904 und 1908. Namentlich England und die Vereinigten Staaten rüsten ganz gewaltig, so zwar, daß die nordamerikanische Schlachtflotte schon 1908 doppelt so viele Linienschiffe und dreimal so viele Panzerkreuzer kriegsbereit haben wird als jetzt. Während unser jetziger Bestand an Linienschiffen und an Panzerkreuzern noch etwas größer als der der nordamerikanischen Marine ist, wird sich das Verhältnis bis 1908 sehr zu unsern Ungunsten verschieben, und zwar so weit, daß der nordamerikanische Linienschiffsbestand 1908 nahezu das Anderthalbfache und der Bestand an Panzerkreuzern sogar das Doppelte des deutschen — nach der Wasserverdrängung, dem besten Maße, gemessen — sein wird. Das ist ein geradezu beunruhigender Rückgang in dem Stärkeverhältnis zwischen uns und den Vereinigten Staaten, der um so schwerer ins Gewicht fallen wird, je höher der Bund der Landwirte den Schutzzoll auf amerikanischen Getreide und Fleisch hinaufschraubt. Ein Blinder muß es sehen, daß dieses Stärkeverhältnis der deutschen Flotte zu den beiden tatkräftigsten Seemächten nicht im Einklang steht. Nauticus kennzeichnet Deutschlands Stellung dabei mit folgenden: „Über die Grenzen seiner kontinentalen Großmachtsstellung herausgewachsen und auf das Meer als den Hauptträger seiner Volksernährung und Volkserhaltung angewiesen, steht es als Seemacht allein und nur auf sich selbst angewiesen, um sich die mühsam errichteten Grundlagen seiner Volkskraft und seiner Lebensfähigkeit zu erhalten.“

Das Verhältnis der deutschen Flotte zu der englischen ist ungefähr wie 1 : 5, wenn man den Bestand an Linienschiffen und großen Kreuzern zusammenrechnet, noch etwas ungünstiger als 1 : 4, wenn man nur die Linienschiffe rechnet; das ist um so unerfreulicher, als seit der neuen Freundschaft der europäischen Weltmächte und der Zerstörung des besten Teils der russischen Flotte das schöne Traumbild von der Vereinigung Festeuropas gegen England zerronnen ist, von dem noch vor nicht langer Zeit der leider für Deutschlands Seemachtentwicklung viel zu früh gestorbene flottenfreundliche Reichstagsabgeordnete Dr. Lieber sehr verständig schwärmte. Um so nötiger ist es, daß wir andern Dr. Liebers Mahnruf nicht vergeßen: „Die Waffen entscheiden über die Welt, und nicht die Überlegenheit der Kultur, sondern Streitbarkeit und Sinneseinigkeit erhalten die Völker!“

Wie traurig aber sieht es heutzutage bei uns mit der Sinneseinigkeit aus! Gerade die berufenen Verkündiger christlicher Liebe und Demut benehmen sich in unserm zwanzigsten Jahrhundert zuweilen fast ebenso kurzichtig und unduldsam wie zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, von dessen Greueln ein großer Teil in das Schuldbuch zänkischer Theologen aller Richtungen und Bekenntnisse geschrieben werden kann. Können wir denn im Zeitalter der Röntgen- und Marconistrahlen nicht mindestens dieselbe Geistes- und Gedankenfreiheit beanspruchen und ebensoviel Eintracht und Frieden zwischen den vielen

kleinen Pöpstlein aller Bekenntnisse und dem einen großen Papste herstellen, wie das scharfe Auge und der energische Krüdstock des großen Preußenkönigs in der Popszeit sie jedem seiner Untertanen gewährten? Seit Jahrhunderten vergiften die endlosen und zwecklosen kirchlichen Streitigkeiten im Reiche die Sinneseinigkeit gerade des zuverlässigsten Teils des deutschen Volkes. Aber wann wird wohl der Evangelische Bund, der stärkste Rufer im Kampfe gegen Rom, zu der tiefen Einsicht Friedrichs des Großen kommen, daß jeder nach seiner eignen Façon selig werden dürfe? Soll denn Goethes bitteres Wort über die Kirchengeschichte als „Mischmasch von Irrtum und von Gewalt“ auch noch für das neue Jahrhundert wahr bleiben, soll das tiefinnerliche, echt religiöse deutsche Gemüt immer aufs neue durch den unseligen kirchlichen Haber in deutschen Landen beunruhigt werden? Diese ungelöste Frage hat viel mehr mit der Flottenfrage zu tun, als mancher ahnt. Denn wie soll das vaterländische Gewissen geweckt und gestärkt werden, wenn das religiöse Gewissen der besten Deutschen aller Bekenntnisse fortwährend durch Ärger und Unruhe geschädigt wird! Wenn die Gegensätze zwischen Protestanten und Katholiken noch künstlich verschärft werden, wie zum Beispiel durch die unfruchtbaren Hezereien gegen das Papsttum, die ein früherer Jesuitenpater fast wie Sport betreibt, dann wird trotz vielen mehr oder weniger schönen Worten nichts andres erreicht als Hemmung der gemeinsamen tatkräftigen vaterländischen Arbeit. Möge sich jeder ehrliche Protestant doch einmal gründlich in das Empfinden der katholischen Minderheit unsers Volkes bei solchen Anlässen hineindenken. Zeitschriften und Zeitungen, die gewohnheitsmäßig die religiöse Kluff in Deutschland vergrößern, sind noch vaterlandschädlicher als die Mistblüten unter den Wigblättern, denn Leute, die an solchem Gestank Gefallen finden, sind für ernste vaterländische Arbeit überhaupt unbrauchbar.

Diese kurzen Erörterungen zeigen wohl dem Denkenden schon zur Genüge, daß erst noch mancher Acker bestellt werden muß, und mancher Dornbusch seiner schlimmsten Stacheln entkleidet werden muß, ehe Nauticus auf die Gesamtheit des deutschen Volkes als zuverlässigen Freund und Bundesgenossen rechnen kann.

Der Flottenverein ist sicherlich eine erfreuliche Erscheinung; aber auch er gerät zuweilen auf Holzwege, wenn er die technische Seite der Flottenfrage zu stark betont; sein künftiges Hauptziel muß es sein, seine großen Mittel dazu zu verwenden, die breiten Schichten der Arbeiterbevölkerung klar und unwiderleglich von der Notwendigkeit des Flottenbaues zu überzeugen. Diese Art von „innerer Mission“ ist freilich nicht leicht, aber es fehlt ja gottlob auch bei uns in Deutschland noch nicht an tüchtigen Männern mit unbefangnem Urtheil, die mit dem einfachen Manne zu reden verstehen, die den Pulsschlag der Volksseele noch fühlen. Den meisten von uns, die wir einseitig in irgendeinem Beruf arbeiten, ist leider heutzutage mehr als je die Fühlung mit dem Volksempfinden verloren gegangen, der Gebildete ist also heute leider nicht mehr, wie noch zu Großvaters Zeiten, der geistige Führer der handarbeitenden Volkstheile. Die Schädlichkeit der Volksverheerung wäre längst entlarvt, wenn unter den Gebildeten mehr echte Volkskennner wären, sozusagen vaterländische Missionare,

deren Lebensaufgabe die Gefundung des vaterländischen Empfindens der irgeleiteten Landsleute wäre, also freiwillige Krankenpfleger unsrer heute stark verweichten deutschen Volksseele. Ein sehr schwerer Beruf, aber auch einer, der unvergänglichen Lohn eintrüge! Solche Männer müssen im Dienste des Flottenvereins oder besser ganz unabhängig von jedermann furchtlos und treu wie dereinst Paulus als echte Volksapostel auftreten, um die falschen Propheten zu bekämpfen.

Die vorstehenden Gedanken hat der Nauticusausatz über die Grundzüge der englischen Kolonialpolitik gewekt; denn dieser Aufsatz zeigt in scharfer Beleuchtung, was uns fehlt, wie viel mehr Schicksalsgunst die Engländer genossen haben, und wie viele Einflüsse jahrhundertlang dazu beigetragen haben, in England einen einmütigen starken Volkswillen, ein nationales Selbstbewußtsein fast ohnegleichen groß zu ziehn. Deutschland war zerrissen, England war einig durch Jahrhunderte, das sagt eigentlich alles. Auch die Glaubensspaltung, die in Deutschland noch heute so unselig nachwirkt, hat das englische Nationalgefühl nie geschädigt; der Großadmiral Howard, der die Armada Philipps des Zweiten besiegte, war selber Katholik!

Nauticus sagt: „Ein starkes nationales Selbstbewußtsein ist augenscheinlich die Grundbedingung kolonialer Tätigkeit. Wir finden die beiden Völker, die im Mittelalter am seemächtigsten und im Besitz des europäischen Handels waren, aber der nationalen Einheit ermangelten, von der Neuen Welt ausgeschlossen und sehen sie (Deutschland und Italien) erst in neuester Zeit, nachdem sie sich zu Nationalstaaten zusammengeschlossen haben, ihre Blicke übers Meer richten. Die Kolonien gründenden Völker bilden alle Nationalstaaten und zeichnen sich durch ihr Nationalgefühl aus. Aber mit dem Nationalgefühl allein ist noch nichts getan. Ohne entsprechende Leistung artet es zur nutzlosen, ja schädlichen Eitelkeit aus. Zur Erklärung der englischen Erfolge muß daher die englische Tatkraft und Fähigkeit in der Arbeit herangezogen werden.“ Aber auch diese echt germanische Tugend ist es nicht allein, der England seine unvergleichliche Macht und Größe zu danken hat. „Die Siege des Prinzen Eugen, des großen Preußenkönigs und Blüchers haben zu der Größe des englischen Weltreichs ebensoviel beigetragen wie die Rodney's und Nelson's.“ Wertwürdigerweise hat nämlich England fast immer von andern Staaten seine Feinde bekämpfen lassen, hat selbst mehr Geld als Blut beim Kriegsführen verbraucht und hat, wie ein englischer Kolonialpolitiker mit feiner Selbstironie sagt, in einem Anfall von Zerstreuung die halbe Welt erobert und bevölkert. Aber sehr zielbewußt blieb immer die englische Seepolitik, die jeden gefährlichen Nebenbuhler um die Seeherrschaft unschädlich zu machen verstand. Unter kluger Ausnutzung der günstigen Infellege des Landes hat das englische Volk durch sein bewunderungswertes einheitliches Zusammenwirken das mächtigste und größte Kolonialreich geschaffen, das die Geschichte kennt.

Noch einen wichtigen Zug des Engländer's hebt Nauticus gebührend hervor: seinen Unabhängigkeitsinn, diese echt germanische Eigenschaft, die bei uns in Deutschland durch die starke Beimischung slavischen und romanischen Blutes leider viel schwächer ausgeprägt ist. In keinem Lande ist die bureau-

kratische Bemutterung so wenig zu spüren wie in England; nur in den glücklichen skandinavischen Kleinstaaten findet man noch eine ähnliche Schonung der Selbständigkeit jedes Einzelnen. Das „verzwickte Rädernetz der heimischen (deutschen) Verwaltung“ ist dem Engländer fremd; und fremd ist ihm auch so mancher alte Pöppel unserer umständlichen und schwerfälligen Aktenmenschen, die da wähnen, die Welt sei nur zum Verwalten, zum Journalisieren und Revidieren geschaffen. Der Einfluß der frischen Seelust hat unsern glücklichen Bettern weitem Blick, schärfern Willen und fruchtbarere Tatkraft gegeben als uns, oder wenigstens den meisten von uns. Nauticus hat ganz Recht, es liegt kein Grund vor, anzunehmen, die Deutschen könnten unter gleichen Umständen nicht daselbe leisten; aber dazu gehört, daß das nationale Gewissen gestärkt und der Unabhängigkeitsinn mehr geachtet wird bei uns. Wir Deutschen müssen eben wieder unsre germanischen Eigenschaften zur Geltung bringen, müssen von unsern Blutvettern lernen, von denen Nauticus sagt: „Ein starkes Nationalgefühl neben starkem Unabhängigkeitsinn und dazu praktischer, aber kühner kaufmännischer Geist, das sind die Eigenschaften, die dem Engländer den Welthandel gegeben und sein weltumfassendes Reizenreich begründet haben.“

Es würde viel zu weit führen, die andern, ebenso lesenswerten Artikel im letzten Nauticusbande hier zu besprechen. Eine Untersuchung über die Stellung der Großmächte zum Seeverkehr will einen umfassenden Überblick über die Abhängigkeit der fünf größten Seemächte vom Meere geben und zugleich zeigen, welche Bedeutung die Hauptseewege für jede dieser Mächte haben. Unser unvergesslicher Kaiser hat noch kurz vor seinem Tode von diesem A. J. gesagt, daß er eine geschicktere Anwendung der Wirtschaftsgeographie auf die brennenden Fragen der Gegenwart noch nicht gesehen hätte; die beigegebene Karte und die graphischen Darstellungen hat der berühmte Geograph noch mit großem Erfolg bei seinen letzten Vorlesungen benutzt. Gegen dieses Urteil verschwinden Einzelheiten, die man in der Darstellung dieses Aufsatzes anders wünschen könnte. Der Artikel wird als Aufklärungsmittel für die zum Handelschutz bestimmten Kriegsschiffe wertvoll sein. Überhaupt zeigen verschiedene Aufsätze, daß sich Nauticus durchaus nicht nur an den Laien wendet, sondern vieles wird unserm Seeoffizierkorps nützlich sein, besonders den Offizieren, die nicht Gelegenheit haben, auf der Marinecademie alle Zweigwissenschaften und alle technischen Neuerungen des Seewesens zu studieren. Aber auch der Laie kann bei der nötigen Lust und Liebe zur Sache allen Aufsätzen folgen; jedenfalls kann durch höhere Anforderungen an das Verständnis des Laien die Urteilskraft nur gestärkt werden.

Mit Stolz und froher Zukunftshoffnung darf es uns erfüllen, daß die Marineliteratur der fremden Seemächte keine die Nauticusjahrbücher an Gehalt, Zuverlässigkeit und Vielseitigkeit übertreffenden Werke aufzuweisen hat.





Kredit

Von Paul Bächner

(Schluß)



Auch der Kaufmann nimmt fast durchweg Kredit in Anspruch; Barzahlung leisten gewöhnlich nur der Exporteur, der Importeur und der Großhändler. Das Ziel ist nach den Artikeln und den Produkten verschieden. Im allgemeinen kann man sagen, daß Geschäftszweige, die ihre Waren schnell absetzen, einen kurzen Kredit brauchen, während die Kaufleute, die ein großes Lager unterhalten müssen oder Saisongeschäfte machen, erst nach einem halben oder ganzen Jahre zahlen. In den meisten Branchen wird nach drei Monaten reguliert, im Konfektions- und im Putzgeschäft, wo Jahreszeit und Mode einen halbjährigen Wechsel erzeugen, zahlt man am Schluß der Saison. In Kolonial- und Krämerwaren, in denen das Lager schnell umgesetzt wird, wird ein vierwöchiger Kredit gegeben, in Drogen, Chemikalien und Apothekerveraren ist ein neunmonatiges, in Möbeln, Möbelstoffen, Teppichen, Baumaterialien, Glas, Porzellan, Manufakturwaren, Modewaren, Wein und Zigarren ein sechsmonatiges Ziel üblich. Auch die Konsumvereine und andre genossenschaftliche Verbände, die nur gegen bar verkaufen, nutzen den gebräuchlichen Kredit aus, da sie gewöhnlich nicht so stark fundiert sind, daß sie ohne Kredit arbeiten können.

Die Zahlungsbedingungen werden beim Verkauf vereinbart, die Zahlung geschieht meist durch Wechsel, die nach Ablauf des Ziels eingelöst werden müssen. Ein offnes Ziel, d. h. ein Kredit ohne Vereinbarung des Zahlungstermins, wird selten gewährt. Die Unterbringung der Wechsel bei Banken zur Diskontierung besorgt der Wechselmakler, der immer mit einer Anzahl von Firmen in Verbindung steht und großes Vertrauen genießt, namentlich wenn er bedeutende Wechseltransaktionen vermittelt. Die Banken befassen sich nicht nur mit der Wechseldiskontierung, sondern räumen auch soliden Firmen Wechselkredite ein, indem sie die Einlösung ihrer Wechsel bis zu einem vereinbarten Betrage übernehmen. Diese Bankkredite sind in den allermeisten Fällen verbürgt, entweder durch Hinterlegung von Wertpapieren, durch die Aufnahme von Sicherheitshypotheken, die die Bank auf die Grundstücke ihrer Schuldner eintragen läßt, oder durch die Bürgschaft solventer Personen und Firmen. Die Meinung akademischer Nationalökonomien, daß die Banken Kredite ohne Bürgschaft oder Deckung einräumen, beruht auf einem Irrtum — solche „offnen“ Kredite kommen sehr selten vor und werden nur solchen Firmen gewährt, die in sich genügende Sicherheit bieten. Für den Kaufmann sind die Banken das, was für Arbeiter und Handwerker die Pfandhäuser sind.

Da der Lieferant oft zweifelhaft ist, ob er es bei einer neuen Verbindung mit einem guten oder schlechten Kunden zu tun hat, so übernimmt sein Agent, wenn er Mittel hat, in manchen Fällen das sogenannte Deltretere, d. h. er verbürgt sich gegen die Vergütung einer bestimmten Provision für den richtigen Eingang der Außenstände. Auch Banken übernehmen bei einzelnen Geschäften das Deltretere, namentlich für Kaufleute, mit denen sie in fortlaufender Verbindung stehn. Aus diesen Anfängen hat sich in jüngster Zeit die Kreditversicherung ausgebildet: eine Hamburger und eine Londoner Versicherungsgesellschaft übernehmen die Versicherung des ganzen Kundenbestandes von Häusern, die sich bei ihnen gegen Kreditverluste versichern.

Während die genossenschaftlichen Verbände, die sich mit dem Ein- und dem Verkauf von Waren befassen, meist auf dem Prinzip der beschränkten Haftpflicht begründet und entweder Gesellschaften mit beschränkter Haftung oder Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht sind, ruht der genossenschaftliche Geldkredit gewöhnlich auf der Grundlage der unbeschränkten Haftpflicht. Der Grund ist darin zu suchen, daß bei Krediten, die Warengeschäften gewährt werden, immer noch eine gewisse Unterlage in den vorhandenen Lagerbeständen vorhanden ist, während der genossenschaftliche Bankkredit nur von solchen Personen in Anspruch genommen wird, die einem Bankier keinerlei Sicherheiten zu bieten vermögen und deshalb bei diesem keinen Kredit genießen. Zu diesen genossenschaftlichen Kreditinstituten gehören die sogenannten Volksbanken und Gewerbankes, deren Mitglieder, die meist Kleingewerbetreibende sind, mit ihrem gesamten Vermögen für die Verbindlichkeiten des Instituts haften. Wer bei einer solchen Bank Kredit haben will, muß zunächst Mitglied werden. Für den Großbankier sind solche Institute Banken zweiter Klasse — er betrachtet sie immer mit einem gewissen Mißtrauen. Diese Genossenschaftsbanken befassen sich namentlich mit Bau- und Wirtschaftsunternehmungen, die von Großbanken als zu spekulativ zurückgewiesen werden. Der Landwirt, der im allgemeinen auf ebenso schwachen Füßen steht wie der städtische Handwerker, Bauunternehmer und Gastwirt, benutzt ebenfalls den genossenschaftlichen Geldkredit, der auf unbeschränkter Haftpflicht beruht. Die wirtschaftlichen Unternehmungen der Arbeiter und kleinen Leute sind dagegen auf einer solidern Basis gegründet: ihre Konsumvereine und Produktivgenossenschaften sind fast ausnahmsweise Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht, d. h. jedes Mitglied haftet nur bis zu einem bestimmten Betrage, nicht mit seinem ganzen Vermögen. Da diese Verbände Waren nur gegen Barzahlung hergeben, und in den Genossen eine sichere Kundenschaft vorhanden ist, so arbeiten alle Lieferanten gern mit Konsumvereinen und Produktivgenossenschaften, vorausgesetzt, daß die Leitung ehrlich und ordentlich ist. Ihre Großeinkaufsvereinigungen konstituieren die Konsumvereine als Gesellschaften mit beschränkter Haftung, indem sich jeder daran beteiligte Verein mit einer bestimmten Einlage in das Gesellschaftsregister eintragen läßt. Die Verbindung mit diesen Großeinkaufsgesellschaften ist bei Lieferanten sehr gesucht, sogar die Großbanken geben große Kredite, nicht nur gegen Deckung, sondern auch offene Kredite und festverzinsliche Darlehn.

Außer dem Warenkredit und dem Bankkredit gibt es noch eine dritte Form des Kredits: das ist die finanzielle Beteiligung der Kapitalisten an einzelnen Unternehmungen mit bestimmten Summen. Solche Kredite werden sowohl Privatunternehmern als auch Gesellschaften eingeräumt, indem der Kapitalist sein Geld hergibt, um Geschäfte zu gründen oder vorhandne besser zu fundieren und zu vergrößern.

Für diese Kapitalbeteiligungen haben sich allmählich bestimmte Rechtsformen ausgebildet, die durch die kaufmännischen Bedürfnisse entstanden sind. Wir haben die offene Handelsgesellschaft, die Kommanditgesellschaft, die Gesellschaft mit beschränkter Haftung oder mit unbeschränkter Haftung, die Aktiengesellschaft und die Kommanditgesellschaft auf Aktien. Weniger kultivierte Länder kennen nur die offene Handelsgesellschaft oder Kompagniefirma und die Aktiengesellschaft, hin und wieder auch die Kommanditgesellschaft, aber nicht in unsrer bestimmten Rechtsform, sondern als Bezeichnung für eine Art von nicht haftbarer Beteiligung.

Die Beteiligungen zerfallen in stille und offene. Bei jener legt der Kapitalist eine bestimmte Summe in das Geschäft ein, läßt sich aber nicht als Teilhaber der Firma in das Handelsregister eintragen, weil er mit seiner Einlage nicht haften will. Gerät das Unternehmen in Schwierigkeiten, so ist er Gläubiger wie jeder beteiligte Lieferant oder Bankier. Will der Geldgeber eine haftbare Einlage machen, so setzt er mit seinem Geschäftsfreund eine offene Handelsgesellschaft auf, in der beide mit ihrem ganzen Vermögen haften. Diese Form ist die gebräuchliche Art des Privatunternehmens, das in seiner Firma die Bezeichnung „und Compagnie“ (& Co.) führt. Bei der Kompagniefirma pflegen beide Gesellschafter im Geschäft tätig sein. Oft aber will der Kapitalist mit der geschäftlichen Leitung nichts zu tun haben und nur mit einer bestimmten Summe haften, dann wählt man die Form der Kommanditgesellschaft, in der der persönlich haftende Gesellschafter Geschäftsleiter ist und mit seinem ganzen Vermögen haftet, während der Geldgeber nur für seine Einlage verantwortlich ist, die in das Handelsregister eingetragen werden muß. Der persönlich haftende Gesellschafter ist oft ein unbemitteltes Unternehmertalent, das von seinem Kommanditisten mit Kapital unterstützt wird. Da nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch das Vermögen der Ehefrau nicht für die Verbindlichkeiten des Ehemannes haftet, so tritt jene manchmal als Kommanditistin in das Geschäft ihres Mannes ein, um seinen Kredit zu erhöhen und den Gläubigern mit einer bestimmten Summe zu haften. Hin und wieder macht das Unternehmen weitere Einlagen notwendig, namentlich wenn sich das Geschäft zunächst nicht recht einführen will. Um es nicht sinken zu lassen und lebensfähig zu gestalten, gibt dann der Kommanditist weiteres Kapital her, meist nicht als haftbare Einlage, sondern als Darlehn. Manchmal ist die Kommanditeinlage auch nur nominell und beträgt hundert oder tausend Mark. In solchen Fällen handelt es sich gewöhnlich um eine stille Beteiligung, die die Form der Kommanditgesellschaft angenommen hat, um eine Kompagniefirma bilden zu können. Aus demselben Grunde assoziieren sich Geschäftsleute auch hin und wieder mit Angestellten oder Frauen, die nach kurzer Zeit wieder ausscheiden.

Solche Kompagniefirmen genießen bei Leuten, die mit geschäftlichen Verhältnissen wenig vertraut oder leichtgläubig sind, mehr Ansehen und Kredit als Einzelfirmen. Ebenso benutzen Geschäftsleute, die eine bewegte Vergangenheit haben, ihre Ehefrauen oder Verwandten zur Bildung von Firmen, als deren Prokuristen sie sich eintragen lassen. Auf diese Weise suchen sie sich früheren unerlebigen Verpflichtungen zu entziehen, da die Firma der Ehefrau nicht für die Verbindlichkeiten des Ehemannes haftet.

Eine andre Art offener Beteiligung ist die Gesellschaft mit beschränkter Haftung, in der die Gesellschafter mit einer bestimmten eingetragenen Einlage haften. Diese Form ist gebräuchlich für Geschäfte, die einen spekulativen Charakter haben, namentlich für Unternehmungen, die nicht Warengeschäfte sind. Solche Gesellschaften mit beschränkter Haftung befassen sich vor allem mit der Ausbeutung von Erfindungen, mit wissenschaftlichen, künstlerischen und journalistischen Unternehmungen. Bei der Gründung wird gewöhnlich der Wert der Erfindung abgeschätzt, und der Erfinder mit der entsprechenden Summe als voll eingezahlten Einlage als Gesellschafter aufgenommen, damit er an dem etwaigen Gewinn Anteil hat. Den übrigen Teil des Stammkapitals bringen die interessierten Gelbteute auf, die das Kapital zur Ausbeutung der Erfindung hergeben und sich ebenfalls als Gesellschafter eintragen lassen. Oft befaßt sich aber die Gesellschaft selbst nicht mit der Ausbeutung, sondern erwirbt nur die nötigen Patente und verkauft diese an eine von ihr begründete neue Gesellschaft mit beschränkter Haftung, an der sie sich mit dem Wert der Patente als Einlage beteiligt. Handelt es sich dabei um ein großes Unternehmen, das sich über ganze Länder erstreckt, so verkauft die Muttergesellschaft auch einzelne Lizenzen für bestimmte Bezirke, bleibt aber immer beteiligt. Auf diese Weise entstehen die sogenannten Schiebungen, die nicht nur von Gesellschaften mit beschränkter Haftung, sondern auch von Aktiengesellschaften gemacht werden.

Hierher gehören auch die Beteiligungen der Banken an industriellen Unternehmungen. Da das Diskont-, Kommissions-, Lombard-, Rembours- und Kreditgeschäft für die Aktienbanken nicht lohnend genug ist, daß große Dividenden verteilt werden könnten, so beteiligen sie sich an allen möglichen Unternehmungen, die viel Gewinn versprechen. Der Großbankier, dessen Blick immer auf bedeutende Objekte gerichtet, und der gewohnt ist, mit belangreichen Summen zu operieren, weist gewöhnlich den kleinen Geschäftsmann, der einen Kredit von zehn- bis zwanzigtausend Mark verlangt, zurück und befaßt sich lieber mit weitsichtigen Projekten, die eine Zukunft zu haben scheinen. Abgeneigt ist er nur der Ausbeutung von Erfindungen, die sich in der deutschen Hochfinanz überhaupt keiner großen Beliebtheit erfreuen, da an ihnen oft viel Geld verloren wird. Der Engländer und der Amerikaner, der sehr spekulativ angelegt ist, kommen dem Erfinder mehr entgegen — daher die technischen Fortschritte der amerikanischen Industrie, die oft unsre Verwunderung erregen.

Manchmal werden die Banken gegen ihren Willen in Unternehmungen hineingezogen, die sie durch Kredite gestützt haben. Das geschieht namentlich bei der Gründung von Aktiengesellschaften und bei der Umwandlung von

Privatunternehmungen in Aktiengesellschaften. Um das Aktienkapital nicht zu hoch zu bemessen, wird oft von den Aktionären nur ein Betrag verlangt, der für das Fabrikgebäude und die Maschineneinrichtung ausreicht — die Betriebsmittel liefern gewöhnlich die beteiligten Banken, die die Unterbringung der Aktien übernommen haben. Eine solche Aktiengesellschaft arbeitet recht teuer, da die Bankkredite verzinst werden müssen. In der Bilanz der Gesellschaften erscheinen diese gewöhnlich nicht als Bankkredite, sie werden vielmehr in das Wechselkonto aufgenommen, das in solchen Fällen recht hoch ist. Längere Warenkredite nehmen Aktiengesellschaften selten in Anspruch. Um ihrem Rufe nicht zu schaden, haben sie lieber mit einem einzigen Gläubiger, der verschwiegen ist, zu tun, als mit vielen Warengläubigern, die das Geheimnis nicht bewahren. Die Unterbringung der Aktien gestaltet sich für die beteiligten Banken manchmal recht schwierig, sie bleiben oft mit großen Beträgen, die sie in ihren Bilanzen als Konfunktionalbeteiligungen aufführen, sitzen und nehmen dann wohl oder übel an allen Freuden und Leiden ihrer Gesellschaften teil. Um ihnen auf die Beine zu helfen, räumen sie oft noch große Kredite ein, für die sie meist Sicherheit in Gestalt von Hypotheken, die auf das Fabrikgebäude eingetragen werden, oder in Gestalt von hochverzinslichen Prioritäten verlangen.

Während das Kapital der Gesellschaften mit beschränkter und unbeschränkter Haftung nur von den Gründern zusammengebracht wird, wenden sich die Aktiengesellschaften auch an das Kapitalistenpublikum durch öffentliche Aufforderung zur Zeichnung des Aktienkapitals. Die Anteile der Gesellschaften mit beschränkter und unbeschränkter Haftung sind vom börsemäßigen Handel ausgeschlossen, die Aktien wechseln durch Vermittlung der Effektenbörse häufig ihren Besitzer und unterliegen Kurschwankungen wie alle börsemäßig gehandelten Papiere. Schriftsteller, die dem geschäftlichen Leben fernstehn, äußern oft die Meinung, Aktiengesellschaften seien eine Art sozialistischer Unternehmungen, die durch den Zusammenschluß kleiner Geldleute entstanden seien, sodaß auch dem kleinen Kapital die Möglichkeit geboten wäre, sich an großen Wirtschaftsbetrieben zu beteiligen. In Wirklichkeit spielt sich die Gründung einer Aktiengesellschaft in ganz anderer Weise ab: Gründer sind immer einige Großkapitalisten und Banken, die erst dann mit ihrem Projekt an die Öffentlichkeit treten, wenn das Unternehmen gesichert ist. Sie sind Hauptbeteiligte und haben infolgedessen die Geschäftsleitung vollständig in Händen. Der Einfluß der kleinen Aktionäre, die noch dazu überall verstreut wohnen, ist ohne jede Bedeutung: die Großaktionäre ernennen die Direktoren, die meist Hauptbeteiligte sind oder von ihnen abhängen, und wählen aus ihrer Mitte den Aufsichtsrat.

Die Form der Aktiengesellschaft bietet den Gründern die Möglichkeit, sich zu jeder Zeit aus dem Unternehmen herauszuziehen. Von Anfang an beabsichtigt ist die Abstoßung des Aktienbesitzes bei der Umwandlung von Privatunternehmungen in Aktiengesellschaften, namentlich bei den sogenannten Familiengründungen. Der Vorbesitzer behält gewöhnlich die Leitung des Geschäfts noch einige Zeit und tritt zurück, sobald er keine Aktien mehr hat. Manchmal

schlagen jedoch solche Umwandlungen auch zum Nachteil des Vorbesizers aus, vor allem wenn die Zulassung der Aktien zum Börsenhandel infolge schlechten Geschäftsgangs nicht zu erhalten ist, und die Gründer mit ihm vereinbart haben, daß er mit seinem gesamten Aktienbesitz für etwaige Verluste haftet. Bei der Familiengründung wird das Unternehmen des verstorbenen Besizers von seinen Erben in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, weil auf diese Weise eine bequeme Erbteilung vorgenommen werden und jeder Erbe ohne Schwierigkeiten seinen Anteil realisieren kann.

Die Kommanditgesellschaft auf Aktien gewährt die Möglichkeit, den Aktienbesitz zu veräußern, nur den Kommanditisten, ihre Direktoren sind persönlich haftende Gesellschafter, d. h. sie haften für etwaige Verluste mit ihrem gesamten Vermögen. Infolgedessen ist diese Form der Aktiengesellschaft sehr selten und wird nur für einige große, solide Unternehmungen gebraucht, deren Fundierung und Rentabilität über jeden Zweifel erhaben ist. Ihre Aktien werden gewöhnlich nicht auf den Effektenmarkt geworfen, sondern bleiben in festen Händen.

Von strupellofen Geschäftsleuten kann die Form der Aktiengesellschaft dazu benutzt werden, sich auf Kosten kleiner Kapitalisten zu bereichern. Als Direktoren und Aufsichtsräte haben sie einen Überblick über die Geschäftslage, der ihnen erlaubt, in ihren eignen Aktien zu spekulieren und ihren Aktienbesitz rechtzeitig abzustößen, wenn ihr Unternehmen unrentabel wird. Der kleine Aktionär hat nur selten Kenntnis von der Geschäftslage und ist auf das angewiesen, was von der Presse gebracht und vom Vorstand und Aufsichtsrat in die Zeitungen lanciert wird. In Ländern, wo kein Minimalbetrag für Aktien gesetzlich bestimmt ist, schießen die Aktiengründungen wie Pilze aus der Erde und richten unter kleinen Kapitalisten großen Schaden an. In England, wo die Aktien gewöhnlich auf ein Pfund Sterling lauten, gehören zu den Aktienbesizern oft ganz kleine Leute, die Aktien kaufen wie der Deutsche Lotterielose. Den größten Umfang haben die Aktiengründungen in Amerika angenommen. Dort ist der private Großbetrieb in der Industrie mehr in den Hintergrund getreten, und die Umwandlung von Privatunternehmungen in Aktiengesellschaften an der Tagesordnung. Auch die Syndikate konstituieren sich dort als Aktiengesellschaften, während in Deutschland für solche Gründungen die Form der Gesellschaft mit beschränkter Haftung vorgezogen wird, weil sie sich nicht an das Publikum mit der Aufforderung zur Beteiligung wenden. In Amerika werden solche Gründungen mit einer großen Zeitungsreklame in Szene gesetzt, die Gründer renommieren mit gewaltigen Aktienkapitalien, von denen nur ein geringer Teil eingezahlt ist, und spekulieren auf das amerikanische Nationalgefühl, um den Markt möglichst aufnahmefähig für ihre Papiere zu machen.

Der Kreditverkehr hat jedoch noch andre Schattenseiten. Da sich bei der Kreditgewährung eine geschlossene Kette von den Banken bis zu den Detailisten bildet, so muß die Zahlungseinstellung des einen Gliedes unangenehme Folgen bei allen andern nach sich ziehen. Bei Schiebung großer Unternehmungen geraten nicht nur Mutter- und Tochtergesellschaften in Schwierig-

keiten, sondern auch die sie stützenden Banken, wenn sie sich zu weit mit ihnen eingelassen haben. Je länger das übliche Ziel ist, desto größer ist die Gefahr weit um sich greifender Zahlungseinstellungen, weil die Unternehmungen um so schwächer fundiert sind, je länger der in Anspruch genommene Kredit ist. In kapitalschwachen Ländern werden deshalb Wirtschaftskrisen viel schwerer überstanden als bei wohlhabenden Völkern — dort stürzen auch große Banken, sobald ein größerer Teil ihrer Außenstände nicht eingeht, da die Bankverpflichtungen gewöhnlich mehr als doppelt so groß sind als ihr Kapital nebst Reserven. In solchen kritischen Zeiten pflegt sich die Kaufmannschaft ganzer Länder mit einem allgemeinen Moratorium zu helfen, ebenso wie auch Regierungen hie und da Zahlungsstundungen in Anspruch nehmen.

Auch in den Gewerben, die mit geringem eignem Kapital arbeiten, erzeugt der Kreditverkehr große Schäden. Ein solches ist namentlich das Baugeschäft in den großen Städten. Dort sind die Zustände des Wohnwesens allmählich zu einer öffentlichen Kalamität geworden, da die meisten Einwohner genötigt sind, 25 bis 33 $\frac{1}{3}$ Prozent ihres Einkommens für ihre Wohnung auszugeben. Hervorgerufen werden diese Zustände durch die Bauspekulation, mit der sich in den Großstädten meist Leute befassen, die nichts zu verlieren haben, unpfändbar sind oder den Offenbarungseid geleistet haben. Während in andern Geschäftszweigen solche Leute überhaupt keinen Kredit genießen, erhalten sie im Baugeschäft alles, was sie brauchen, wenn nur dem Kreditgeber das Objekt, um das es sich handelt, einigermaßen sicher erscheint. Unfre Hypothekengesetzgebung behütet die Kreditgeber in vielen Fällen vor Schäden, da alle Forderungen als Hypotheken auf die Grundstücke eingetragen werden können. Der Grund und Boden in der Nähe großer Städte ist vielfach in den Händen von Terraingesellschaften, die einzelne Parzellen an Baustellenhändler verkaufen. Diese schlachten die Parzellen zu Bauplätzen aus und verkaufen sie an Bauunternehmer. Da ein solcher den Platz gewöhnlich nicht bezahlen und die Baukosten aus eignen Mitteln nicht bestreiten kann, so leiht er von den verschiedensten Leuten Gelder: den Anfang macht oft eine Hypothekenbank, die innerhalb einer statutengemäß bestimmten Grenze Kapital zur ersten Hypothek hergibt. Weitere Kredite geben die Baumaterialienhändler, die ihre Lieferungen ebenfalls als Hypotheken eintragen lassen, und den Schluß bilden die Bauhandwerker, deren Forderungen nicht bezahlt werden, sondern die letzten Hypotheken bilden. Ein solches Baugeschäft arbeitet natürlich sehr teuer, da ein mittelloser Bauunternehmer dem Lieferanten jeden Preis bewilligen muß, wenn er sein Haus fertigstellen will. Ist nun die Konjunktur günstig, d. h. fällt die Vermietung des Neubaus vorteilhaft aus, so kann der Unternehmer nicht nur alle Hypotheken verzinsen, sondern hat auch noch einen Überschuß, der es ihm ermöglicht, das Haus mit Nutzen zu verkaufen. Glücken ihm mehrere solche Unternehmungen, so wird in kurzer Zeit aus einem mittellosen Mann auf Kosten der Mieter ein gutsituerter Grundbesitzer. Da er nichts besitzt, so hat er nichts zu riskieren; mit Hilfe von Kapitalisten, Händlern und Handwerkern, die auf alle Fälle Geschäfte machen wollen und sich oft nicht einmal die Mühe geben, sich nach der Zahlungsfähigkeit des Kredit-

nehmers zu erkundigen, wird er Hausbesitzer. Die Mittel, mit denen solche Spekulanten ihre Pläne zu verwirklichen suchen, sind nicht immer ganz reinlich — ihre Moralität steht gewöhnlich auf derselben Stufe wie ihre Solvenz. Die Notlage, in die ein bedeutender Teil der großstädtischen Bevölkerung durch die rücksichtslose Bauspekulation veretzt wird, ist oft geschildert worden — jede Verbesserung ihrer Einkommenverhältnisse zieht gewöhnlich eine Erhöhung des Mietzinses und damit aller Lebensbedürfnisse nach sich.

Da die Arbeitslöhne bar bezahlt werden müssen und die Hypothekengelder in Raten mit dem allmählichen Fortschreiten des Baues ausgezahlt werden, so ist der mittellose Unternehmer genötigt, einen ausgebreiteten Wechselverkehr zu unterhalten, um sich flüssiges Geld zu verschaffen. Den notwendigen Wechselkredit erhält er von der Genossenschaftsbank, deren Mitglied er ist. Um sich zu sichern, verlangen die Kleinbanken Bürgschaft, gewöhnlich in Gestalt von Wechselaccepten, die in diesen Kreisen manchmal gegen Entgelt gegeben werden. Auch unter Bauhandwerkern, die ebenfalls Mitglieder solcher Banken sind, ist der Wechselverkehr und die damit verbundene Bürgschaft häufig. Während der Großkaufmann lieber ein Darlehn gibt als eine Bürgschaft übernimmt, betrachtet der Handwerker die Bürgschaft als eine Art Ehrenpflicht, die er seinem Verwandten, Freunde oder Bekannten gegenüber unbedingt erfüllen muß. Die Einlösung solcher Bürgschaften bei der Zahlungsunfähigkeit des Wechselanstellers hat schon manche brave Handwerkerfamilie ins Unglück gestürzt.

Die Leichtigkeit, mit der sich der solvente Kaufmann flüssige Mittel verschafft, verleitet auch viele Privatleute dazu, Wechselkredite in Anspruch zu nehmen. Ein reeller Wechselverkehr sollte nur ein Warengeschäft zur Grundlage haben und nur unter Kaufleuten stattfinden; er hat jedoch unter Privatleuten, Offizieren und Beamten, die über ihre Verhältnisse hinaus leben, einen großen Umfang angenommen. Irgend welche Sicherheiten sind meist nicht vorhanden, wenn man nicht das Einkommen aus Zinsen und Gehalt sowie zukünftige Erbschaften als solche betrachten will. Die Wechselschuldner sind oft eifrige Sportleute und leidenschaftliche Spieler und gehen Rennwetten vielfach auf Kredit bei den sogenannten Sportkommissionären ein, die unter vornehmen Leuten manchmal Außenstände von 100 bis 200 000 Mark haben. Der Kaufmann betrachtet das Sportkommissionsgeschäft als anrüchig und beurteilt einen Geschäftsmann, der sich mit Angelegenheiten befaßt, die außerhalb seiner Berufstätigkeit liegen, ungünstig, zumal wenn ein großer Aufwand damit verknüpft ist. Infolgedessen nimmt er auch keinen Wechsel von Privatleuten an, ebensowenig wie sich die Banken mit dessen Diskontierung befassen. Solche Wechselschuldner sind deshalb auf Geldleute angewiesen, mit denen der reelle Kaufmann nichts zu tun hat und nichts zu schaffen haben will. Welche Manipulationen solche Geldleute anwenden, ist schon aus vielen Spieler- und Wucherprozessen hervorgegangen. Ihre Geschäfte sind nur möglich, weil in den Kreisen ihrer Klienten Spielschulden im Gegensatz zum Bürgerlichen Gesetz als Ehrenschulden betrachtet werden.

Eine ähnliche Erscheinung finden wir in der vornehmen Damenwelt.

Während die Ehemänner, Väter und Brüder entweder keinen Kredit, oder wenn sie Kaufleute sind, solchen nur in gewissen Grenzen in Anspruch nehmen, bezahlen die weiblichen Familienmitglieder ihre Haushaltungs- und Kleider-schulden oft in Jahr und Tag nicht. In den meisten Fällen geschieht diese Ausnutzung des Kredits ohne Wissen und Willen der Männer. Es ist dies auf eine gewisse Nachlässigkeit in der Lebensführung zurückzuführen, die unter dem weiblichen Geschlecht häufig anzutreffen ist. Sogar fürsichtige Haushaltungen franken an diesem Übelstande, unter dem ganze Geschäftszweige, namentlich die Konfektions-, Manufakturwaren- und Delikateßengeschäfte zu leiden haben.

Auch der Staat bedient sich des Kredits, wenn er größere Unternehmungen ausführen will. Er nimmt ihn nicht nur in außerordentlichen Fällen, wie bei Kriegen, in Anspruch, sondern hat sich auch daran gewöhnt, laufende Ausgaben durch Anleihen zu decken. Dem Kaufmann sind Staatschulden sehr erwünscht, sie bieten ihm Gelegenheit, seine Überschüsse, die er in seinem Geschäft nicht verwenden kann, in Staatspapieren anzulegen, die er bei Bedarf leicht flüssig machen oder beleihen kann. Auch dem Rentner bringt das Anleihenwesen viele Vorteile; wenn auch die Verzinsung der Staatspapiere verhältnismäßig gering ist, so sind sie doch eine sichere Kapitalanlage. Für die Allgemeinheit bedeutet die Kreditwirtschaft des Staates die Vermehrung der Steuern, die größer ist, als wenn laufende Staatsausgaben durch Erhöhung der Abgaben gedeckt werden, da ja außer der Amortisation auch die Verzinsung der Anleihen aufgebracht werden muß. Für Kaufleute und Rentner gibt es auch andre Gelegenheiten, ihr Kapital gewinnbringend und sicher anzulegen: solide Hypothekenbanken und Versicherungsgesellschaften, die mit den ihnen anvertrauten Geldern Grundeigentum beleihen, sind in der Benutzung ebenso bequem und sicher wie die Staatspapiere.

Das Anleihenwesen des Staates, der in seiner Wirtschaftsweise ein Muster für alle seine Bürger sein sollte, hat dazu geführt, daß die Behörden nicht nur den Kredit ihrer Lieferanten so weit wie möglich ausnützen, sondern daß auch öffentliche Bauten zunächst provisorisch ausgeführt werden, weil sie billiger herzustellen sind als dauerhafte Anlagen, und der Staat so viel Zinsen erspart, daß die Ersparung die Kosten für eine spätere dauerhafte Ausführung deckt. Daß auf diese Weise dieselbe Arbeit zweimal getan werden muß und infolgedessen mehr Geld kostet, als wenn sie nur einmal für eine lange Dauer ausgeführt wird, zieht man dabei nicht in Betracht, da ein solcher Staat nur dem augenblicklichen Bedürfnisse gerecht werden will wie der Kaufmann, dessen Geschäft nicht genügend fundiert ist.





Island am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts

Von f. Kunge in Weimar

O Island, du eisiger Fels im Meer,
Steig auf aus nächtiger Ferne,
Steig auf und empfah unser reißig Geschlecht,
Auf geschnäbelten Schiffen kommen
Die alten Götter, das alte Recht,
Die alten Nordmänner geschwommen.



Is Schjefel diese Worte schrieb, wird er von Island schwerlich viel mehr geußt haben, als was man damals auf der Schulbank zu lernen pflegte, und was jeder halbwegs Gebildete damals wußte. Man hörte von eisigen Gletschern und von Lavafelbern, von der Hekla und andern Vulkanen, von warmen Quellen und von dem himmelanstürmenden Springquell des Geysir, von langen Sommertagen und von langer Winternacht, von der Hauptstadt Reykjavik, von einem Volke, das vor mehr als tausend Jahren von Norwegen gekommen und den Schatz seiner alten Lieder und Sagen mitgebracht hatte — aber gewöhnlich wenigstens nicht viel mehr.

Heute ist das anders geworden. Nicht nur daß ein Gelehrter wie Konrad Maurer die Geschichte des fernen Eilandes gründlich erforscht und ihre Kenntnis in Deutschland verbreitet hat — heute schwimmen auch alljährlich unzählige Reisende auf wohnlichen Dampfschiffen über das Meer und durchstreifen die Insel, und manche von ihnen — ihre Namen sind bekannt genug — haben in ausführlichen Schriften ihre Eindrücke niedergelegt und uns Land und Leute da droben kennen gelehrt. Andre haben uns durch Übersetzungen ein gutes Stück der isländischen Literatur erschlossen, und nun nimmt gar ein Isländer — Dr. Balthyr Gudmundsson, Dozent an der Universität Kopenhagen — das Wort, um uns über die Fortschritte, die das Volk der ultima Thule in politischer und in wirtschaftlicher Hinsicht, in der Erwerbung geistiger wie materieller Güter während des verfloßenen Jahrhunderts gemacht hat, gründlich zu unterrichten.*)

*) Das Buch ist in dänischer Sprache erschienen unter dem Titel: Islands Kultur ved Aarhundredsskiftet und ins Deutsche übersetzt von Richard Palleske. Beigegeben sind dem Werke etliche Proben der neuisländischen Literatur (Poesie und Prosa) in Übertragungen verschiedener Verfasser. Den Anhang bilden ein kurzgefaßter Führer für Islandreisende und ein Verzeichnis der in der Neuzeit in Deutschland erschienenen Schriften über Island. Beides vom Übersetzer. Eine Reihe von Abbildungen dient zur Illustration des Textes. Nachträglich erwähne ich, daß der erste Abschnitt, „Die Natur,“ den bekannten Geologen Professor Dr. Thoroddsen zum Verfasser hat.

Seit der Zeit, wo die ersten Ansiedler den Boden der Insel betraten, hat sich deren Aussehen nicht unbeträchtlich verändert. Das aus Sandwüsten, Lavaströmen und Gletschern bestehende Hochland im Innern hat sich noch weiter ausgedehnt als früher. Im Westen und im Norden und teilweise auch im Osten dringt wie ehemals das Meer in tiefen Einschnitten in das Land, aber im Süden sind die Fjorde durch Gletscherschutt ausgefüllt, der von breiten und reißenden Flüssen, von denen nur einer schiffbar ist, vom Gebirge herabgetragen wird. Überall sind die Wäldungen durch Raubbau oder Unachtsamkeit vernichtet, ja aller Baumwuchs ist spärlich geworden. Nur eine niedrige Weidenart ist weit verbreitet, auch Birkengebüsch findet sich, namentlich in geschützten Tälern, und Ebereschen. Manche von diesen Bäumen werden höher, als man denkt, die höchste Birke des Landes ist beinahe neun Meter hoch, noch höher sind einzelne Ebereschen. Wenn auch die Insel dank ihrer Lage in der Nähe des Golfstroms namentlich an der Westseite ein verhältnismäßig mildes Klima hat, so gedeiht doch bei der Veränderlichkeit des Wetters, der Feuchtigkeit und den von der See aufsteigenden Nebeln kein Getreide, sogar der Anbau der Gerste lohnt nicht mehr; dagegen liefert die Kartoffel, die man neuerdings angepflanzt hat, reichliche Erträge, auch Rüben und die meisten Kohlarten gedeihen, sogar die Rhubarberstaude und der Johannisbeerstrauch kommen fort. Aber der dem Lande eigentümliche Pflanzenwuchs zeigt sich auf den Wiesen und Weiden, die bis in die tiefern Lagen des Hochlandes reichen und die Bevölkerung von jeher auf die Viehzucht hingewiesen haben.

Wie die Flora, ist auch die Welt der Säugetiere arm. Von den einheimischen Säugetieren ist am zahlreichsten vertreten der Polarfuchs. Eisbären kommen zuweilen mit dem Treibeise von Grönland herüber und zeigen sich an der Nordküste der Insel, das Renntier aber, das sich rubelweise im Binnenlande aufhält, ist erst im Jahre 1770 eingeführt. Eingeführt sind auch — und zwar schon größtenteils von den ersten Ansiedlern — die europäischen Haustiere: das Pferd, das Rind, das Schaf, der Hund, die Katze; aber das wackre Borstentier, das schon den homerischen Helden die erquickende Speise bot, und dessen Fleisch in Europa wenigstens den Grundstock aller Fleischnahrung bildet, das Schwein, sucht man auf Island vergebens. Daß es einst auf der Insel wie die andern Haustiere ansässig war, beweisen zahlreiche Ortsnamen, wie Svínadalr (Schweinetal), Svíney (Schweineinsel), Svínavatn (Schweinewasser) usw., und einer der norwegischen Einwanderer, Helgi der Magre, soll bei seiner Landung ein Schweinepärchen ausgelegt haben, dessen Nachkommenschaft in drei Jahren bis auf die hübsche Anzahl von siebenzig Stück angewachsen war (s. Weinhold, Altnordisches Leben, S. 45). Nun hat der Isländer längst mit der Schweinezucht gebrochen; allem Anschein nach infolge der durch die Natur des Landes veranlaßten stetigen Zunahme des Schafviehes, für dessen Fleisch und Milch es keinen andern Abnehmer gab als den Magen der Eigentümer. Noch jetzt ist im Haushalt des isländischen Bauern außer der Milch das Hammelfleisch, frisch und gedörrt, das wichtigste Nahrungsmittel.

Weit zahlreicher und mannigfaltiger als die Säugetiere ist die Schar der gefiederten Bewohner von Luft und Wasser. Man zählt auf Island über

hundert Vogelarten, darunter das vielbegehrte Schneehuhn und alle die mehr oder minder bekannten Arten der See- und Schwimmvögel, wie Möwen, Enten, Schwäne, Sturmvögel usw., die massenhaft auf den Klippen und den Vogelbergen nisten. Von den Raubvögeln sei der isländische Falke genannt, der früher als trefflicher Jäger hoch geschätzt war, weshalb ihn zu fangen lange das Vorrecht der Könige war. Ein weißer Falke auf blauem Grunde ist das Wahrzeichen des eben erst eingeführten isländischen Wappens. Aber dem Menschen weitaus am nützlichsten ist die Eidergans. Dieser gefällige Vogel baut sein Nest in der Nähe der menschlichen Wohnungen, ja auf diesen selbst. Auf jede Weise sucht man ihn herbeizulocken, oft durch Aufhängen von Schellen und bunten Lappen, da er, wie es scheint, einen lebhaften Sinn für Töne und Farben hat. Dagegen fehlt die beliebte Verwandte der Eidergans, die bekannte Kletterin des Kapitols, gänzlich auf Island. Dem ehrwürdigen Martinsvogel ist es ergangen wie dem Eber des Freyr und seiner Sippe. Daß die Nordländer die Gans hochhielten wie die andern Germanen, ist hinlänglich bezeugt. Als Gudrun — so erzählt die Edda — zuerst das Antlitz des toten Sigurd erblickte, begann sie so laut zu klagen, daß die Gänse draußen im Grasgarten es hörten und aufkreischten. Später aber schien es dem Isländer offenbar vorteilhafter, Strandvögel zu fangen und ihre Eier zu nehmen, als mit teurem Futter Gänse zu mästen. So verlor sich die Gans und mit ihr auch die Ente. Auch die Hühnerzucht scheint erst in den letzten Jahrzehnten wieder aufgenommen worden zu sein.

Hart hat der Isländer von jeher auf kargem Boden und unter rauhem Himmel um das Dasein kämpfen müssen. Naturereignisse, Seuchen und Hungersnot haben oft genug furchtbare Verheerungen angerichtet, Unglücksfälle und Auswanderung weiterhin zur Minderung der Volkszahl beigetragen. Dennoch staunt man, wenn man liest, daß auf der ganzen Insel, die eine Ausdehnung von etwa 1900 Quadratmeilen hat, also ungefähr so groß ist wie ganz Süddeutschland, nur 80000 Menschen, nicht einmal so viel wie in Erfurt, wohnen, obwohl in den letzten Jahren infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs der Zuwachs verhältnismäßig groß war. Freilich, das Binnenland ist so gut wie unbewohnbar, nur die Küsten, namentlich die West- und die Nordküste, dazu einige Täler im Innern sind für Siedlungen geeignet. Dennoch ernüßt man leicht, wie dünn auch so die Bevölkerung ist, die noch dazu größtenteils in einzelnen Gehöften verteilt lebt. Größere Ortschaften gibt es mit Ausnahme von Reykjavik, das jetzt 8000 Einwohner hat, nicht: die drei Niederlassungen, die man außerdem noch als Städte bezeichnet, haben nach unsern Begriffen keinen Anspruch auf diesen Namen. Akureyri im Norden hat 1500 Einwohner, dann kommt Hafþórðhur im Westen mit 1300 Einwohnern, Seyðhisfjörður im Osten wird gar nur von 900 Menschen bewohnt. Dazu kommt dann noch eine Anzahl kleinerer sogenannter Handelsplätze.

Man glaubt vielfach, die Isländer als die Nachkommen norwegischer Geschlechter hätten von allen Germanen den Rasseotypus am reinsten bewahrt. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Mit den germanischen Herten, die, um den Bebrückungen des norwegischen Königs Harald Schönhaar zu entgehen, am

Ende des neunten Jahrhunderts ihre Heimat verlassen und dem kühnen Entdecker Ingolf über das Meer folgten, kamen auch zahlreiche Hörige und Sklaven, teils keltischer, teils lappischer oder finnischer Abstammung ins Land, die später noch durch keltische Zuzügler vermehrt allmählich mit dem Herrenvolke verschmolzen und eine neue Rasse bildeten, deren Sonderart durch die Natur des abgelegnen Landes und durch die dadurch geschaffnen Lebensbedingungen mit der Zeit noch stärker ausgeprägt wurde. Darum sind die hohen Gestalten, die eins der wesentlichsten Kennzeichen germanischer Rasse sind, auf Island nur selten, der Isländer ist gewöhnlich nicht über mittelgroß und im Durchschnitt nicht von hervorragender Körperkraft. Blaue oder graue Augen, blonde Haare und Langgesichter überwiegen, doch gibt es auch viele Breitgesichter mit dunkeln Haar und dunkeln Augen. Der Charakter des Volks ist ebenfalls ziemlich kompliziert. Der Isländer hat im allgemeinen ein starkes Selbstgefühl, liebt die Unabhängigkeit und beugt sich selten einer fremden Autorität, huldigt dem Fortschritt und der Aufklärung, hat einen stark demokratischen Zug, verwirft insolbedessen alle Standesunterschiede und fordert von andern volle Anerkennung seiner Persönlichkeit, ist auch leicht verletzt, wenn ihm die beanspruchte Rücksicht oder Geltung versagt wird. Er hat Sinn für Humor und liebt den Spott, läßt sich auch nicht leicht zu überschwenglicher Begeisterung fortreißen, sondern ist ruhig und nachdenklich, hat aber doch im Durchschnitt ein sanguinisches Temperament, woher es kommt, daß er oft in seinen Stimmungen, Plänen und Mitteln, sie durchzuführen, wechselt, obwohl er auch große Beharrlichkeit zeigen kann, wenn er einmal eine Sache für recht erkannt hat. Andre freilich neigen zur Melancholie und zu einer pessimistischen Auffassung des Lebens, sind mißtrauisch, neidiß und kleinlich, ohne Initiative und dem Schlendrian ergeben — Eigenschaften, die sich freilich überall finden und nicht erst, wie Gudmundsson tut, auf die ursprünglichen Rassengegenätze zurückgeführt zu werden brauchen. In seinem äußern Auftreten ist der Isländer linstich und unbeholfen, nicht selten unzugänglich und verschlossen, und er verschmäht oft absichtlich die üblichen Formen des Verkehrs und der Höflichkeit, fast alle aber sind mitteleidig und gastfrei und lieben über alles ihr Vaterland. So Gudmundsson. Hinzufügen möchte ich noch, daß nach dem Ton ihrer Zeitungen zu urteilen den Isländern auch ein nicht ganz geringes Maß von Rechthaberei und Fehdelust als Erbteil ihrer germanischen Vorfahren zugefallen zu sein scheint.

Die Wohnhäuser hat man auf Island zuerst wohl nach altgermanischer Weise aus Holz gebaut. Als aber die Waldungen verwüstet waren, trieb die Not, die Bauweise zu ändern. Man führte nun die Außenwände mit unbewohlenen Steinen und Rasenstücken auf, während Holz nur beim Dachgerüst, den Dielen und der Bekleidung der Wände angewandt wurde. Diese Bauart ist auf dem Lande noch jetzt üblich, dagegen ist man in den Städten und den Ortschaften zum Holzbau zurückgekehrt, wenn man nicht gar, wie das jetzt zuweilen geschieht, den regelrechten Steinbau anwendet. Auch die Kirchen sind meist von Holz erbaut, nur wenige von Stein, es gibt auch noch vereinzelte Rasenkirchen, die freilich eher Scheunen als Gotteshäusern ähnlich sehen. Das alte Wohn-

haus besteht aus einer Reihe von anstoßenden Einzelhäusern, die alle durch einen Gang verbunden sind, und deren Giebel nach vorn liegen. Das größte der Gemäcker ist die sogenannte badstofa, die dem Hausgebinde ohne Unterschied der Geschlechter als Wohn- und Schlafraum dient. Die Hauptunterhaltung an den langen Winterabenden ist das Vorlesen und Vortragen von alten Sagen und Gedichten, wozu neuerdings die Lektüre von Zeitungen und Zeitschriften kommt. Auch das Aufgeben von Rätseln ist beliebt — hier denkt man an Kosseggers Schilderungen aus den steirischen Alpendörfern — und der Liederkampf, wobei der gewinnt, der am meisten Lieder weiß und imstande ist, mit einem Liede zu antworten, das mit demselben Buchstaben anfängt, womit das des Gegners aufgehört hat. Auch die modernen Spiele sind üblich geworden, Schach, Brettspiele und Karten. Überhaupt hat man sich nach Möglichkeit dem europäischen Leben angepaßt und kennt so ziemlich jeden modernen Zeitvertreib. Unter den Spielen im Freien ist das beliebteste noch immer der altheimische Ringkampf, wobei es weniger auf Kraft als auf Geschicklichkeit ankommt; aber auch anderer Sport, wie Fußball und Radfahren, wird geübt, und anstatt des alten Wettreitens werden nach europäischem Muster förmliche Wettrennen veranstaltet. Dagegen sind die alten Pferdekämpfe, bei denen die Tiere aufeinander geheßt wurden, daß sie sich aufbäumend mit Zähnen und Hufen aufeinander losgingen und oft „bis zur Abfuhr“ jochten, längst abgeschafft. Europäische Kleidung haben die Männer angenommen, während die Frauen die alte fleidsame Landestracht beibehalten haben. Und auch darin bewähren diese, wie ich aus eigener Wissenschaft hinzufügen will, ihren konservativen Sinn, daß sie nicht nach europäischer Weise den Namen ihres Gatten annehmen, sondern sich nach wie vor nach dem Namen ihres Vaters nennen: Thorsteins Tochter Sigridhur zum Beispiel bleibt Sigridhur Thorsteinsdottir, auch wenn sie einem Thorkelsjon oder Arnason ihre Hand gereicht hat.

Als Island 1262 an Norwegen und einige Jahrzehnte später mit diesem Lande an Dänemark fiel, ging die alte Freiheit so gut wie verloren. Und als 1622 gar im dänischen Gesamtstaat die absolute Monarchie eingeführt wurde, trat eine völlige Erstarrung des politischen Lebens ein. Erst im Jahre 1830 spürte man das Wehen einer neuen Zeit. Von dem Brande, den die Juli-revolution entzündet hatte, waren die Funken auch nach dem entlegnen Island geflogen und hatten die Gemüter erhitzt. Ein Verein jüngerer talentvoller Männer — ein Geschlecht von Stürmern und Drängern — trat an die Spitze der Bewegung und schuf sich im Fjölnir — d. h. der Vielseitige, ein Beinamen Obhins — ein Organ zur Verkündigung seiner Lehren. Man forderte politische Freiheit, Volksvertretung, Bruch mit dem alten Schlenbrian, überdies Rückkehr zu den ehrwürdigen Überlieferungen der Vergangenheit und Reinheit der Muttersprache, die von dänischen Einflüssen überschwemmt war. Kurz diese aufstrebende Jugend vereinigte die Ideen des jungen Deutschlands mit denen der auf dem Kontinent langsam absterbenden Romantik. Man schwärmte für Heine und die Edda zugleich. Aber noch lange dauerte es, bis sich das allgemeine Verlangen nach einer Verfassung erfüllen sollte. Erst nach langen Verhandlungen kam ein Verfassungsgezet zustande, das am 1. August 1874 zur

Feier der tausendjährigen Besiedlung der Insel veröffentlicht wurde. Demnach wurde das Althing, das schon früher wiederhergestellt worden war, in Oberhaus und Unterhaus geteilt und mit den üblichen konstitutionellen Rechten ausgestattet. Ein in Kopenhagen ansässiger Minister für Island führte nun im Namen des Königs die Regierung und trug dem Lande gegenüber die Verantwortung, wurde aber auf der Insel durch einen Landeshauptmann (landshöfðingi) vertreten. Aber man war auch damit nicht zufrieden. Daß der König das Recht erhalten hatte, von den zwölf Mitgliedern des Oberhauses die Hälfte zu ernennen, daß ferner der Minister für Island ein Däne war, der nicht einmal isländisch verstand, und andre mehr erregte vielfache Mißstimmung. Über eine Neuordnung der Dinge wurde viel und lebhaft debattiert, und die isländischen Zeitungen dieser Jahre legen von der Heftigkeit der geführten Kämpfe Zeugnis ab, für die sich auch das Ausland zu interessieren begann. Als dann aber 1901 das konservative Ministerium in Kopenhagen gestürzt und die Linke ans Ruder gekommen war, ergriff die neue Regierung die Initiative und legte einen Gesetzentwurf vor, durch den die alten Forderungen der Isländer in liberalster Weise bewilligt wurden. Der Minister für Island sollte der isländischen Sprache mächtig sein und seinen Sitz in Reykjavik haben, das Wahlrecht erweitert und das Oberhaus um zwei aus der Volkswahl hervorgehende Mitglieder vermehrt werden. Das neue Verfassungsgezet ist am 1. Oktober 1904 ins Leben getreten. Der liberalen Staatsverfassung entspricht die Ordnung des Gemeindelebens; und es mag bemerkt werden, daß zu den Gemeindewahlen auch die Frauen das aktive wie das passive Wahlrecht — mit einigen Einschränkungen freilich — haben. Die alte Ordnung der evangelisch-lutherischen Landeskirche, wo ein Bischof und einschließlich der zwölf Präpste hundertzweiundvierzig Geistliche ihres Amtes walten, ist durch die Revision der Verfassung nicht berührt worden.

Einer besondern Pflege erfreut sich auf Island das Bildungswesen. Zwar wird die Durchschnittsbildung des Isländers, wie Gudmundsson angibt, von Ausländern oftmals überschätzt; aber es gibt Analphabeten doch nur wenige, und wenn auch nicht gerade oft, aber doch hin und wieder trifft man einfache Landleute, die mehrere Sprachen beherrschen. Öffentliche Volksschulen gibt es etwa dreißig in den Städten und den stadtähnlichen Niederlassungen. Draußen auf dem Lande aber wird der Unterricht in der Familie erteilt, von den Eltern oder wie jetzt meist von den Wanderlehrern, die — jetzt schon 180 an Zahl — von Gemeinde zu Gemeinde ziehn und aus den benachbarten Höfen einen kleinen Schülerkreis versammeln. Zu den Volksschulen kommen noch zwei Realschulen, die eine im Norden, die andre im Süden, und an diese ist ein Lehrerseminar angegliedert. Auch für die Mädchenbildung ist gesorgt: außer drei Schulen, die die allgemeine Bildung vermitteln, gibt es noch zwei Fachschulen, in denen Unterricht im Kochen und im Haushalt erteilt wird, beide in Reykjavik. Hier ist auch das einzige Gymnasium, die latinskoli, wie man dort sagt, an der oft Männer von hoher wissenschaftlicher Bedeutung wirken, und die eine auf der Grundlage der alten Sprache ruhende, aber doch vielseitige Bildung gewährt. Außerdem ist noch eine theologische und eine medizinische Schule in der Landes-

hauptstadt; der berühmte, eben erst aus dem Leben geschiedne Finjen hat die letzte besucht. Alle andern Akademiker, Juristen, Philologen, Polytechniker sind auf die Hochschule in Kopenhagen angewiesen, wohin natürlich auch vielfach Theologen und Mediziner zur Erweiterung ihrer Bildung ziehn. Zählt man nun noch die vier landwirtschaftlichen Schulen, die Steuermannsschule und eine Art von Gewerbe- oder Kunstschule dazu, so erkennt man leicht, daß im Schulwesen Island kaum hinter einem andern Lande zurücksteht. Auch an Bibliotheken und Sammlungen fehlt es nicht. Obenan steht die große Landesbibliothek in Reykjavik, die mehr als 60 000 Bände und 6000 Handschriften hat. Dann kommt die Bibliothek der Lateinschule mit etwa 10 000 Bänden, dazu noch kleinere Büchereien im Lande, worunter besonders merkwürdig die von Gudmundsson nicht erwähnten Sammlungen auf den kleinen Inseln Grimsey und Flatey sind, von denen die eine in westabgeschiedener Lage unter dem Polarkreise nicht ganz hundert Einwohner hat, die andre noch kleinere, die im Westen in der Nähe der Küste liegt, nur von dem Pfarrer und wenig Menschen bewohnt ist. Ein Museum für Altertümer und ein andres für Naturwissenschaft findet man in Reykjavik; außerdem lassen sich verschiedene Gesellschaften und Vereine die Ausbreitung der allgemeinen wie der Fachbildung angelegen sein, von denen vor allem die schon 1816 von dem berühmten Sprachforscher Rask gegründete Literaturgesellschaft (bókmenntafélag) zu nennen ist, deren Tätigkeit auf die Herausgabe guter wissenschaftlicher und volkstümlicher Schriften gerichtet ist. Dann kommt der Altertumsverein, der Verein für Volksfreunde, der landwirtschaftliche, der naturwissenschaftliche, der Gartenbauverein und andre mehr. Viele dieser gemeinnützigen Gesellschaften werden aus den Mitteln des Staates unterstützt, der auch den übrigen oben genannten Anstalten bereitwillig Zuschüsse gewährt. Der Unterricht in den höhern Lehranstalten vollends — die beiden Realschulen eingeschlossen — wird unentgeltlich erteilt.

(Schluß folgt)



Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege

Aus dem Nachlaß von Friedrich Ruge!

4. Ein zündender Blitz



niemand weiß, wenn ein Gewitter aufzieht, ob der Blitz, und wo er einschlagen, und wen er treffen wird. In der grauen Wolke dort kann ein Todespfeil für mich oder dich auf dem Bogen liegen, und während wir wähnen, hier mitten im Leben zu sein, zielt schon ein himmlischer Schütze, und sein Finger liegt druckbereit an der Sehne. Man spricht vom Kriegsgewitter und vom Schlachten Donner und vergleicht das sahle Aufleuchten des Geschützfeuers dem fernem Blitz. Es gibt einen viel fürchtbarern zündenden Blitz als den, der Gewaffnete trifft, die mehr oder weniger darauf vorbereitet sind; er schlägt wahllos in ein friedliches Leben hinein, daß es zersplittert, er tötet und zündet mitten unter nichtshnenden Un-

schuldigen, und wo es vorhin blühte und grünte, ist eine Stunde darauf eine schwarze Brandstätte, und aus den Trümmern des Glücks von vorhin steigt der Opferrauch zum Himmel. Solche Blitze, die weit von den Schlachtfeldern und Heereszügen niederfahren, als ob sie sich verirrt hätten, gehören zum Schrecklichsten des Krieges. Sie zeigen uns die tobbringenden Mächte ohne Gesetz und Fessel, umherstreifend wie Marodeure oder die vor Hunger tollen Hunde hinter einem Troß, und anfallend, wen ein übles Geschick ihnen in den Weg wirft.

Am 17. Januar lag eine dicke Luft über dem Lande zwischen Vogesen und Jura. Zu unsern Füßen waren Schnee und Nebel, zu unsern Häupten Berge und Himmel nicht zu scheiden. Die Luft war wie greifbar. Der Kanonendonner von Montbellard rollte wie von einem Wintergewitter unheimlich durch die Wolken, nicht metallisch, sondern dumpfschwebend; der Nebel dämpfte den Schall. Zündeten keine Blitze, die man nicht sah? Vielleicht schossen die Franzosen ohnehin schwächer? Eines Tags wird dieses Donnern doch aufhören. Es rührte sich nichts vor uns. Bagten sie sich im Nebel nicht heran, oder hing ihre Überzahl schon wie eine Lavine über uns, bereit, uns zu erdrücken? Man hatte in der Nacht den Lärm eines heftigen Gefechts von Norden her vernommen, dann war es immer stiller geworden. Darüber war man eigentlich nicht verwundert. Frost und Schnee sind allem Kriegstrübel abhold. Alles ist zur tiefen Stille in dieser Schlafzeit der Natur hergerichtet, und man wundert sich, daß die Armeen in dem weißen Felde stehn. Und die Schlacht an der Lisoine war die rechte Winterschlacht. Man lag und fror im Schnee, man lief und tanzte in ihm, um sich zu wärmen; zum Überfluß beschütteten die Artilleristen sogar ihre Batterien, die Pioniere ihre Brustwehren mit Schnee, um die Werke weniger sichtbar zu machen. Am hellen Winterhimmel flimmern die Sterne, als schüttelten sie sich vor Kälte, oder als tanzten auch sie, um sich zu wärmen. Nur in den Wäldern knallen die vom Froste springenden Bäume um die Wette mit den Geschüßen und Flinten. Nur den Toten, die beide Armeen täglich auf dem Kampfplatze zurückließen, wo sie als dunkle Punkte im Schnee lagen, manchmal von einem rotbraunen Hof umgeben, war es gleichgiltig, ob es fror oder nicht, ihre Glieder erstarren höchstens etwas früher.

Am Nachmittag trat Regen ein, und wenn sich die Himmelsvorhänge nicht noch früher zugezogen hätten als gestern, hätten wir vielleicht die Nebelschleier zerreißen und die Franzosen in der Richtung des Doubs abziehen sehen. Wir wußten nichts davon, daß Bourbaki heute den Rückzug angetreten hatte. Man fühlte jedoch, daß eine Entscheidung gefallen war, und man begann zu vermuten, daß es die für uns günstige sei. Erst fragte einer den andern: Hörst du auch nicht mehr die Kanonen von Norden her, oder bin ich von dem dreitägigen Gedonner taub geworden? Ja, es donnerte noch, aber das war viel weiter weg als gestern, das war in Belfort. Im Quartier sah man Abends die Mienen der Unfrigen heller, die der Franzosen düstrier geworden. Bei einigen äußerte sich die Erleichterung dadurch, daß sie ein Liedchen piffen, daß die letzten Wochen verloren gewesen war, bei andern dadurch, daß sie wieder zu Klagen anfangen. Für Frohsinn und Trübsinn hatte die Gefahr der letzten Tage den Mund verschlossen. Man kümmerte sich wieder um die Proviant- und Postsendungen, die am 12. von Vesoul hatten zurückgehen müssen und angeblich nun erst auf dem Umweg über Straßburg und Nancy zu uns stoßen würden. Die dumpfe Gleichgiltigkeit der Tage, in denen man nur noch gefroren, gehungert und gefochten hatte, löste sich auf, es wurde Raum für Hoffen und Wünschen. Mein Kamerad Meiske, der seit lange nur noch den Spruch Berners aus „Minna von Barnhelm“ auf den Lippen gehabt hatte: Dem Soldaten geht's im Winterquartier wunderbar, ging jetzt zu einer neuen Nummer über: Am Abend wird es hell, wie das französische Sprichwort sagt, ihr werdet sehen, wie hell die Dämmernacht dieses Winterfeldzugs enden wird. Jetzt

kommt die Zeit, von der der Franzose sagt: on reprend figure. Der Muserier wird sein wollnes Kopftuch ablegen, der Kanonier wird seine Wärentagen von Fausthandschuhen ausziehen, der Dragoner sich der wollnen Nachtmütze entledigen, die er noch unter dem Helme trägt. Und wenn alle die Schalen und Hüllen des Winters gefallen sind, werden wir drei sogenannte Ruhetage putzen und flicken, Schneider und Schuster werden in einem anständigen Quartier angestrengt arbeiten, und es wird eine Parade geleistet werden wie nie!

Als wir am 18. Morgens den Marsch nach Westen antraten, zweifelte gar niemand, daß das Verfolgung sei. Das stille Gefühl des Sieges wurde auch bald feste Überzeugung. Man merkte es schon an der wenig ängstlichen Marschsicherung, daß wir nicht viel zu fürchten hatten. Welch froher Ausmarsch! Sieg und Frühling! Zuerst rieselten noch Schneeförner herab, und schwankende Wollengestalten begleiteten unsern Marsch talaus. Durch den Nebel sah man immer nur das Nächste ganz, das aber sehr deutlich; alles andre trat gleich in die graue Undurchsichtigkeit zurück. Um so frischer marschierte man in die fremde Landschaft. Es war ein verwirrendes Spiel, wie Bäume und Häuser austauchten und unterliefen. Als aber die Sonne durchdrang, waren die Schatten so wunderbar blau, und es rauschten die Bäche so voll und so laut, schon hatte hier außen der Schnee die Felder verlassen und die Bäche geschwellt. Wir haben dasselbe Ziel, schien zuversichtlich der Bach zu sagen, an dem wir entlang ins Tal des Doubt hinunterstiegen, machen wir den Weg zusammen, und verplaudern wir die Stunden. Hier standen die Mühlen nicht still, wie weiter oben, auch die Fabriken feierten nicht. Man zeigte uns in Beaucourt ein großes neues Gebäude, wo trotz dem Kriege ruhig die feine Arbeit an dem Uhrwerk immer weiter gegangen war. Hier war nicht jedes Gemäuer blatternarbig von Schüssen. Die Vorhut machte noch Gefangne, sie wurden aber nicht rückwärts transportiert, es waren größtentheils Halberfrorne, Verhungerte, die gleich auf die Seite gebracht, größtentheils in Pflege genommen werden mußten.

Bei Blamont kamen wir auf die große Landstraße, da sah es nun freilich anders aus. Die, die vor uns marschiert waren, hatten offenbar schon etwas Ordnung gemacht, aber noch starrete es allenthalben von den wüsten Spuren eines ungeordneten Rückzugs. Die gefallen Pferde lagen zu Duzenden rechts und links von der breiten Straße, die von der Straße hinabgedrängten und umgestürzten Wagen oder die Reste davon, die verlassenen Feuer und Lagerplätze, wo Uniformstücke und Waffen zurückgelassen worden waren, die Blutflecke im Schnee, wo man Leichen weggetragen hatte. Verebte war die Tatsache, daß die Munitionskisten geschlossen standen, die großen Kisten mit Biscuits de Lyon aber aufgebrochen umherlagen. Macht Ploß, da kommt ein größerer Trupp Gefangner, die Unteroffiziere voraus. Still und gedrückt gehn diese dahin, mit Miene des Überdrußes schleppen sich die Soldaten fort. Die meisten mögen noch nicht lange Soldaten gewesen sein, sonst würden sie wohl etwas mehr Haltung und Zusammenhang zeigen.

Der Feind hatte keine Macht mehr, unsern Marsch zu stören, kleine Teile von uns näherten sich unbehelligt seinen Hauptmassen, die freilich nach allem, was man hörte und sah, noch immer an Zahl uns weit überlegen waren. Doch wo man auf französische Soldaten traf, waren es Kampfunfähige oder Kampfunlustige, die froh waren, ihr Gewehr loszuwerden, daß sie schon aus freien Stücken in die Erde gestellt haben würden. In diesen Winterstürmen war der kriegerische Hauch von den Wangen der Gallier völlig gewichen, das ganze Volk war blaß und mager geworden. In Baume les Dames bei Besançon kamen die gesungen werden wollenden uns entgegen, ihre Waffen hatten sie hübsch zusammengelegt, und sie machten kein Hehl aus ihrer Freude, mit der Kriegsepisode abschließen zu können. Dazu mochte auch das vorausellende Gerücht von den neuen Armeen, die im Anzug waren, beigetragen haben; es sprach von ungeheuern Scharen Deutschen, die über Langres und Dijon herabsteigen sollten.

Für uns war es nun am wichtigsten, mit der Manteuffelschen Armee, die in der That näher war, als manche glaubten, in Verbindung zu bleiben. Im breiten Doubstal mußten wir uns treffen. Während nun ein Teil des vierzehnten Corps so nahe an der Schweizer Grenze marschierte, als nötig war, die Wege nach Velfort und Besoul auf dieser Seite frei zu halten, brückte der andre auf die Gegend zwischen Doubs und Ognon, wo sich der Feind vielleicht an das starke Besançon anzulehnen versuchte. Von der neuen deutschen Südarree aber mußte ein Teil den Doubs überschreiten, um uns die Hand reichen zu können, ein andrer Teil weiter südlich die Saône, um den Franzosen den Weg über Pontarlier nach Süden zu verlegen und Garibaldis schlecht geordnete und schlecht geleitete Scharen, die bei Dijon standen, auf die Seite zu werfen.

Da wir dem linken östlichen Flügel des Vormarsches angehörten, kamen wir bald tiefer in den Jura hinein. An Süd- und Diskante stiegen Weinberge empor, aber nicht weit. Hier war nicht, wie in den Vogesen, ein ganzer Berg unten Weinberg und oben Wald. In dem rauhen aber feuchten Klima legten sich Matten dazwischen, die, wo der schmelzende Schnee sie verließ, im hoffnungsvollsten Grün leuchteten. Alle Soldaten freuten sich über die neuen Bilder, die einen fanden den Unterschied dieser tiefen Täler, dieser kräftiger vorspringenden Berge und schroffen Höhen von den Vogesen heraus, die andern erkannten, trotzdem daß der Schnee die Felder eben erst verlassen hatte, die Güte des Bodens und lobten die großen wohnlichen Häuser. Man sagte sich: wenn wir auf diese Höhen steigen könnten, würden wir tief in die Schweiz hineinsehen, und erwog in der Stille, um wieviel die Eroberung dieses Teils von Frankreich uns dem Frieden näher gebracht haben möge.

Da sich immer mehr Hügel zwischen uns und dem Centrum der Armee auf-türmten, und der Querverbindungen immer weniger wurden, sandte die Spitze auf jeden Weg, der rechts abzweigte, kleine Abteilungen ins Land hinein. Sie sollten Versprengte aufheben und Waffen konfiszieren. Requisitionen waren zum Glück jetzt nicht mehr notwendig, wir waren reichlich mit Nahrung versehen, und das Land wurde zusehends besser. Es wurde auch nicht mehr so viel Vorsicht geübt wie früher. Zwar war noch immer der Unterschied zwischen sichern und unsichern Landschaften; diese durchtritt man schnell, in jenen gab man den Pferden Ruhe. Wenn man aus einem engen Tale, wo Wald und Wachsdraußen die Verbündeten des Feindes sein konnten, in offneres Land kam, atmete man auch jetzt noch auf. Aber mit jedem Tage wuchs das Gefühl: der Frühling kommt und bringt Sieg und Frieden.

Das milde Wetter hielt nicht lange an. Am 20. trieben Schneeflocken in der grauen Luft, auf den Höhen wurde es zusehends weißer, und neuer Frost senkte sich ins Tal. Am 21., als eine neue Schneedecke über Berg und Tal gebreitet war, ritten wir ins Land hinein. Das war so einsam und totenstill, man hörte kaum die Hufe der Pferde. Der Schnee war glücklicherweise nicht so tief, daß man nicht die Departementsstraße hätte erkennen können. Die unsehbaren schmal-geschnittenen Pappeln bezeichneter sie, und manchmal standen Eichen in Reihen, die wie Weiden zusammengeschnitten waren. Marschiert war hier keine Truppe vor uns, man sah nur Spuren von Einzelnen. Man trifft hier selten Balnuß-bäume an den Landstraßen, Obstbäume gar nicht. Es scheint auch weniger Raben zu geben. Man vermüht ihren schwerfälligen Flug und ihr unschönes, plump-vertrauliches Verweilen neben der Straße. Dafür flogen schon Stare, entweder sehr frühe Voten des Frühlings oder Zeugen eines mildern Winters, der ihnen das Überwintern erlaubt hatte. Man ritt ohne Karte und Kompaß ruhig der Straße nach, bis sie sich zu teilen schien. Führt sie doch ziemlich gerade nach Westen und in das Hügelland hinein. Sie stieg zuletzt stärker an, bis sie einen Höhenrücken in scharfem Bogen erstiegen hatte, und schlen sich nun zu teilen, das heißt sie verzweigte sich zu einem Vizinalsträßchen und gab rechts und links einen Feldweg

ab. Die Patrouille wurde geteilt; zu einer bestimmten Stunde des Nachmittags sollten sich die beiden Abteilungen in B. zusammenfinden, wo, wenn die Verhältnisse günstig waren, ein Melais für die Verbindung mit Lure gelegt werden sollte. Der Haupttrupp ritt auf dem Vizinalsträßchen weiter, wo noch immer ein paar Spuren von Holzschuhträgern zu sehen waren. Ich ging mit einem Manne rechts ab, um auf spurlosem Feldweg eine Hänslergruppe zu erreichen, die nach der Angabe auf dem letzten Chausseestein sechs Kilometer entfernt war. Das Gelände stieg merklich an, und der Schnee wurde tiefer, schon war es geboten, Mulden zu umreiten, in die er hineingeweht war. Wir hielten auf einer Lücke in dem Waldrande, der sich dunkel und schnee- oder reißbestäubt vor uns hinzog. Es stand dort weit sichtbar ein steinernes Kreuzifix. Als wir den Wald erreicht hatten, stießen wir auf das erste Hindernis.

Gefüllte Tannen lagen über den Weg: unsre verspätete Christbaumbescherung! Wir brachen von ihren duftenden Zweigen ab und lauten die Nadeln, um den Durst zu vergessen, der sich allmählich einstellte. Die törichte Menschen hatten ihre schönsten Bäume dahin geworfen. Nicht einmal ein Hindernis für eine Kompanie hatten sie damit geschaffen. Uns machte es freilich einige Mühe, die Pserde um die Barrikade herumzuführen, Infanteristen wären darüber weg voltigiert. Die Hauptsache war, daß der Weg in der angenommenen Richtung weiterführte, wir wünschten dringend, bald am Ziel zu sein, denn es begann zu dämmern, und das Gelände zeigte Einschnitte, die nicht unbedenklich ausahen. Wir kannten die Eigentümlichkeit des Jura damals noch nicht, daß die mildesten Hügelketten von steilen Schluchten und tiefen Kesseln durchschnitten werden, deren Dasein keine Furch, kein Einschnitt in den Umrislinien verrät. Sie mußten sorgsam umgangen werden. Einzelne waren so tief verweht, daß die Pserde leicht bis über den Bauch versinken konnten. Die Zeit verging im Suchen sicherer Umwege und Übergänge. Die Sonne sank früh hinter den Bergen hinab, und im Schatten wurde die Abendluft schneidend. Den Beweiser, der an einer Abzweigung an einem schluchtenartigen Hohlweg stand, beschatteten hohe Bäume. Es half nichts, ihn zu erklettern und zu versuchen, mit dem Streichholz seine Inschrift zu entziffern, sie war zerschnitten bis zur Unleserlichkeit.

Ich will nicht lang erzählen, wie wir beim Licht des Schnees auf unsern Spuren zurückgingen und bei rasch hereinbrechender Nacht uns in dem Gewirr von Schluchten und Gruben, durch die wir uns gemunden hatten, verirrt und endlich die Unmöglichkeit erkannten, uns in irgendeiner Richtung herauszufinden. Auf einer freieren Stelle, wo kürzlich Holzfäller gearbeitet haben mußten, trugen wir den Schnee vom Boden, legten Holzschelte und Gezweige zu einem Windschutz zusammen, hinter dem bald ein Feuer loderte. Eine tüchtige Abreibung und ein paar Hände voll Mais den Pferden, ein Stück Speck und eine Brotkruste den Menschen, wozu beide begierig den Schnee leckten. Das mußte heute genügen. Wir nickten am Feuer ein, als wir uns eben gesetzt hatten, und fanden kaum Zeit, zum Sternenhimmel aufzuschauen, der unglaublich groß, reich und still herableuchtete. Es war eine Nacht, in der wir vom weiten Meere und von Sternen träumten, die sich darin spiegelten oder dicht wie Schneeflocken vom Himmel fielen und uns zudeckten.

Weln ersten Morgengrauen auf und der weißen Seite des Firmaments entgegen. Der Morgenstern stand noch hoch, aber draußen im Osten zitterte schon ein erstes Ahnen von Morgendämmerung in den Ästen. Die übrige Welt war noch still. Die Dämmerung und der Schnee leuchteten uns, als wir uns aufmachten, um den Weg zu suchen, den wir gestern verloren hatten. Wir waren nicht lange gegangen, da lagen hart unter uns die grauen Schindeldächer mit den schwarzen Schornsteinen, als wollten sie zudecken, was hier noch von Leben war.

Es war ganz klar, daß wir kaum einen Kilometer vom Dorfe in einen Waldweg abgebogen waren, der auf den Holzplatz führte. Hier liegt noch viel Schnee,

und weithin ist das weiße Feld fiedenlos, ohne eine einzige Menschen- oder Tierspur. Unten liegt der Schnee gegen die Hütten angeweht, ihre breiten Dächer schauen wie Klippen aus dem Meere, über dem es jetzt heller zu werden beginnt. Am Waldbrande beginnt in einem kleinen Kalkplattenbruch ein undeutlicher Weg, der hinabführen muß. Wir folgen ihm; das helle Gebell eines Hundes von weiter Bitterung kündigt uns an, daß das Dorf wohl auch Menschen bergen wird. Der Weg führt stetig hinab, wird zu einer Art Straße, deren Schnee unrein wird, und so marschieren wir langsam, immer die Pferde führend, in das Dorf hinein.

Dieses Dorf lag wie im Hohlweg, zu beiden Seiten ging es steil hinauf, und die kleinen Häuser, manche aus rohem Steinbau, standen eng um das Sträßlein, die ältesten von ihnen drängten sich bis auf den Weg vor und kümmerten sich nicht darum, ob sie schief zu ihm standen. Ein einziges ragte über die andern hervor, es stand auf hohen Mauern an dem Abhang der Mulde, in der das Dörfchen lag. Doch sah es so verfallen unter seinem schweren dunkeln Dach aus, daß man zweifeln mochte, ob es bewohnt sei. Ein paar Männer und Weiber sammelten sich um uns, einige schauten neugierig drein, einige erschrakten. Mein Kamerad sagte leichtthin: Hier scheinen wir noch nicht gewesen zu sein. Es fehlten in der Tat alle Merkmale, die lantonierende Truppen in den Dörfern zurücklassen: die Inschriften an Toren oder Fensterläden, die Reste von Schutzhütten oder Wetterschirmen an den Eingängen und den Ausgängen, die Scheunen, die offenstehn, weil sie ausgeleert sind, die von Pferden zerstampften Plätze unter Bäumen. Als ich nach dem Haupte des Maire fragte, zeigte es sich in der Tat, daß die Leute hier noch nicht die Übung des Verkehrs mit fremden Truppen hatten. Man schickte nach irgend jemand, doch stellte es sich heraus, daß das der Lehrer war, der für den im nächsten Weiler wohnenden Ortsvorsteher Schreiberdienste besorgte, ein verwackelter Mensch, der nicht so ganz dumm und unwissend sein mochte, wie er sich zu stellen schien. Seinem Wunsch, eine halbe Stunde zurück zu dem Weiler des Maire zu reiten, setzten wir die bestimmteste Absicht entgegen, hier zu bleiben. Wir überschauten beide in demselben Gedanken prüfend die Hütten und die Scheunen. Wo mochten unsre Pferde am besten aufgehoben sein? Die Aussichten waren nicht glänzend, das Dörfchen war offenbar ebenso dürftig wie klein. Die Leute, deren Zahl nun gewachsen war, schauten zwar absolut friedlich aus, sie wären uns aber doch gern los gewesen und schilderten das Nachbardorf in hellen Farben.

Auf einmal stand die hohe, breitschultrige Gestalt eines Geistlichen wie aus der Erde gewachsen hinter dem Hausen, der sich teilte, als er ihn gewahrt wurde, als sei es selbstverständlich, daß er mit uns parlamentieren müsse. Ich fühlte den prüfenden, fast stechenden Blick kleiner lohlschwarzer Augen auf uns ruhen, grüßte, stieg vom Pferde und ging auf ihn zu. Der schien nichts andres erwartet zu haben, fragte sogleich, woher wir kämen, und ob ein größerer Truppenkörper nachkommen werde. Auf meine nicht ganz bestimmte Antwort, die diese Möglichkeit mit Absicht nicht ausschloß, sagte er, daß wir die ersten Deutschen seien, die den Weg hierher gefunden hätten. Er ging dann gleich dazu über, die Friedfertigkeit seiner Dorfbewohner zu loben, und hob sein Bemühen hervor, sie auf diesem Wege zu erhalten. Sie hätten hier eine Streifpartie von Ginchant gehabt, erzählte er, schlecht berittne und viel zu leicht gekleidete Truppen, Leute, zum Erbarmen la pauvretré méme, denen wir, die wir selbst in Friedenszeiten arm sind, gaben, was wir entbehren konnten. Sonst hat niemand den Weg hier herauf gefunden. Man hörte zwar deutlich heraus, daß er unsre Ankunft bedauerte und uns vielleicht im stillen weit weg wünschte, aber ein Blick auf die Dorfbewohner, die sich um uns gesammelt hatten, befähigte; was er von ihrer Friedliebe sagte. Man konnte übrigens begreifen, wie ungern er sein Dörfchen noch so spät, vielleicht an der Schwelle des Friedens, von den Kriegswellen erreicht sah. Es war klein, eigentliche Bauern gab es hier offenbar nicht. Den Leuten, die uns umgaben, sah man an, daß sie den ganzen Winter an der Hobelbank oder über der Schnitzbank

gearbeitet hatten. Diese blassen gebückten Gestalten mit dem weichen Blick waren kein Material für Franktreurs. Auch der Geistliche lößte Vertrauen ein, er erinnerte in seinem ruhigen Sprechen an die besonnenen, zuverlässigen Halbdeutschen, die wir aus der Gegend von Belfort kannten. Ich richtete an ihn die Frage, ob wir unsre Pferde irgendetwas einstellen könnten, ich sähe kein Wirtshaus, bezahlte aber gern das Futter. Am nötigsten sei eine warmer Stall und eine Abreibung mit trockenem Wolltuch. Ob ich beides bei einem Pferdebesitzer im Dorfe fände.

Pferdebauern gibt es hier keine. Doch ist in meinem Hause ein geräumiger Stall, den gegenwärtig nur drei Kühe bewohnen, und der Bauer, der den Kirchengarten pflegt, wird das andre besorgen. Seine Haushälterin werde uns hoffentlich etwas Warmes anbieten können.

Wir machten uns auf den Weg. Die Umstehenden blieben auf einen mahnenden Blick des Geistlichen zurück, offenbar hatte er sie gut in der Hand. Ein Knabe ging mit uns, zeigte den Stall, wo wir das Nötigste fanden und die Pferde besorgten. Heu war im Überfluß da. Das Pferd meines Kameraden verschmähte das Futter, hatte schon den Morgen am rechten Hinterbein gelahmt, es war ein französisches Beutepferd von Langres, ein schöner Falbe, aber für solche Strapazen wohl etwas zu fein. Mit Mühe brachten wir die Ingrebienz eines Trankes zusammen, der seine Nerven aufrütteln sollte. Als es trocken gerieben war, fing es an, den Kopf höher zu heben, und seine Augen blickten klarer.

Während mein Kamerad bei den Pferden blieb, suchte ich das Haus des Geistlichen auf. Es sah von außen bäurisch aus mit seinen niedrigen Fenstern, die nicht einmal in einer Reihe lagen und jedenfalls ganz gleichgültig und unbedeutend dreinschaute. Trat man hinein, so war der erste Eindruck womöglich noch ungünstiger, denn die steinplattenbelegten Gänge und die schmalen steinernen Treppen wurden von dicken Mauern erdrückt, und es fehlten so ganz, wie in den meisten katholischen Pfarrhäusern, die erquickenden Zeugnisse menschlicher Thätigkeit. Man fühlte sich wie in einem Kloster, das eben von seinen Insassen verlassen worden war. Stein und Kalk, ein paar schwere stumme Türen, und sonst nichts. Es regte sich kein Wesen. Wir stiegen in das erste Stockwerk hinauf, da war es schon heller. Und nun öffnete sich die Thür zu dem Studierzimmer des Geistlichen, „zugleich mein Kunstzimmer,“ fügte er hinzu, da stutete mir das Wintermittagslicht entgegen, als flöße von den weit ausgebreiteten Goldflügeln der Vichtengel einer Verkündigung herab, die in der Fensternische standen. Das Haus war an den äußersten Rand des Talabfalles gebaut, und so schaute seine Rückseite hinab zu dem grünen Faden des Flüsschens und hinaus in die Höhe des jenseitigen Talrandes, und gerade dieses Zimmer empfing von drei Seiten volles Licht. Es war eine sonderbar großartige gegenläufige Lage zwischen dem Dörfchen auf der einen und dem Blick in die Welt und den Himmel auf der andern Seite. Mein Begleiter erklärte mir, daß das Haus in die Reste einer Burg hineingebaut sei, die hier als Warte an der Stelle gestanden hatte, wo man den weitesten Blick talauf und talab gewinnt. Deshalb vorn Bauernhaus und hinten eine Ritterburg mit alten tief hinabfallenden Mauern. Wer weiß, ob nicht die ersten Fundamente keltische sind? In dieser Gegend ist es mehr als wahrscheinlich, wir sind nicht allzuweit von Vivatec und dem Gau der Häduer, die sich den Römern zuletzt gebeugt haben; hier stand vielleicht eine der Burgen, in denen keltische Edelleute, Anhänger des Julius Sacrovir, noch zu des Tiberius Zeit die Unabhängigkeit Galliens verteidigten. Vielleicht ragen diese festen Grundmauern noch weiter zurück, sagte er, indem er einen Schranz aufschloß, in dem glänzende Bronzepeper- und Beilklingen, sogenannte Ketten, lagen. Solche alte Reste findet man hier nicht selten. Doch mag nun in der Tiefe ruhig liegen bleiben, was noch unberührt unten liegt; wie haben keine Mittel, danach zu graben, und wenn wir sie hätten, möchten wir es nicht. Meine Bauern und ich sind darin ganz derselben Ansicht. Das Leben des Tages gibt uns Aufgaben genug und braucht uns ganz, setzte er mit merklicher Absichtlichkeit hinzu.

Wir aßen auf dem Vorplatz, dessen rote Backsteinfliesen ein dicker Teppich bedeckte, wie ihn die Bäuerinnen hierzulande aus den Randstreifen ihres rauhen Wolltuches flechten. Ein altes stummes Weib trug auf. Köstlich schmeckte die Gemüsesuppe mit ihren hineingeschnittenen kräftigen Fleischstücken, und die gelben Äpfel waren trotz dem Spätwinter noch voll Duft und Frische. Einen dunkeln herben Rotwein, dessen Heimat die Gegend von Besançon vor, schenkte der Pfarrherr fleißig in mein Glas, und er ließ es nicht zu, daß ich ihn nach der Sitte des Landes mit Wasser mischte. Ich mußte mich nach der kalten Nacht im Freien innerlich wieder erwärmen. Meinem Kameraden wurde das Essen in den Raum im Erdgeschloß geschickt, wo man uns Quartier angewiesen hatte. Nach dem Essen kam die Haushälterin, die sich den Fremden wohl ansehen und Lob für ihre Kochkunst ernten mochte, ein schlankes Wesen von unbäurischer Gestalt und einem blassen friebvollen Gesicht, das etwas madonnenhaftes hatte. Seltsam berührte mich die Ähnlichkeit ihrer Haltung mit dem großen Muttergottesbild, das ich vorhin in dem Zimmer des Geistlichen gesehen hatte. Man hätte wetten mögen, daß Mädchen oder die junge Frau habe Mobell dazu gestanden.

Eine halbe Landsmännin von euch, warf der Pfarrer hin, als sie sich still wieder entfernt hatte. Ihr bemerkt vielleicht, wie wenig Ähnlichkeit sie mit den Leuten dieser Gegend hat? Sie ist zwar dunkel wie eine Französin und spricht unser Patois wie eine Jurassierin, aber ihre Eltern sind aus Baden eingewandert; ihr Bruder ist der Künstler, dem ich schöne Werke in der Kirche verdanke, ein geschickter und frommer Holzschneider!

(Schluß folgt)



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

11



intje ging nicht mehr in Madame Gérards Atelier. Sie konnte das Geschwätz der Mädchen über die unglückliche Miele nicht mit anhören. Sie hatte auch alle Lust an der Erlernung der Korsettfabrikation verloren. Das Empfangszimmer Madame Gérards blendete sie längst nicht mehr mit seiner verstaubten Talmispracht. Und der Anblick der bunten, schillernden Seidenstoffe half ihr nicht länger über die Eintönigkeit der ewigen Näherel hinweg. Nein, das war doch wohl der richtige Lebensweg nicht für sie, zum Stillstehen in düsterem Raum war sie nicht geschaffen.

Deine Mutter, das Truitje, hätte es auch nicht fertig gebracht, bestätigte die Großmutter.

Zintje verlangte nach Luft und Licht, es lockte sie gewaltsam in die breiten, hellen Straßen des schönen Brüssels hinaus.

Jeden Morgen wanderte ein Trupp Weiber und Mädchen die Steenport hinunter mit Körben und Handwagen. Das waren die Fisch-, die Mofsel- und die Froitwijven, die da auszogen, um ihre Ware in dem geschäftigen, vom Marktreiben erfüllten Kern der Stadt loszuschlagen.

Zintje hatte sich mit den Zitronen- und Orangenhändlerinnen des Bindengangs besprochen. Nun hatte auch sie einen zitronengefüllten Korb am Arm hängen und war in die Zunft der „gehenden Straßenverkäufer“ aufgenommen. Diese

durften nicht stillstehn und ihre Körbe nirgends niederstellen, denn sie bezahlten weder Steuern noch Platzgeld wie die Marktweiber und die Ständebesitzer; dieses herumstreichende Händlervolk war ohne Rechte, es war nicht geschützt und doch gebuldet.

Im Morgengrauen wanderte Zintje schon, den schweren Korb am Arm, durch die stillen, reinlichen Straßen. Denn rein sind die Straßen Brüssels in den Morgenstunden. Nur frischer Gemüse- und köstlicher Früchteduft durchzieht die Luft, die von den großen Frühmärkten aufsteigt. Was weiß das frühe Brüssel von der schmutzigen, schlechenden Sünde, die kurz vorher die nächtlichen Straßen auf scheuen Sohlen durchwandert hat? Keingefegt, nüchtern und ehrbar stehn die Straßen im jungen Morgenlicht, die Ritter können ihre unschuldigen Töchterlein ungehütet durch sie laufen lassen. Jeden Morgen erwacht das große Brüssel nach dem kurzen Schlaf, der auf eine lange Sündennacht gefolgt ist, rein, jung und fromm wie ein freundliches Kind. Es geht zur Messe und läuft auf den Markt und kauft und handelt und fängt von vorn an zu leben mit kräftiger, junger Freudigkeit.

Zintje trieb sich gern in der Nähe der großen Märkte herum. Auf der alten Grand' Place mit ihren goldstropfenden Bildenhäusern, mit ihren Blumen, den rosen-, narzissen- und fliederüberladnen Ständen. Schön war's auf der Grand' Place, das Gold der Hausfassaden gliperte, und oben auf dem schlanken, feinen Kathausturm ragte wie ein erstarrter Blitz die goldne Statue St. Michaels, Brüssels Schutzpatrons, hoch in den Himmel hinein. Zintje liebte den schönen Platz mit seinen betäubenden Blumengerüchen.

Von ihm streifte sie hinüber nach dem St. Katharinenmarkt, vorbei an der imposanten Börse, vor der sich alle die vielen Bahnen und Omnibusse und Wagen ewig kreuzten und begegneten, wo es zu jeder Tageszeit von Menschen wimmelte.

Hier auf dem alten St. Katharinenmarkt und seiner Umgebung machte sie die besten Geschäfte. Bis in die Hallen des Fischmarktes wagte sie sich, die sich hinunter verloren bis an das dunkle Wasser des Kanals. Der Steinboden der langen Halle war naß und schlüpfrig, die schrägabfallenden Verkaufstische, hinter denen die dicken flamändischen Fischweiber mit breit eingestemmt, nackten, roten Armen standen, triefen von Wasser und Fischblut und glänzenden Schuppen. In den Körben jängelten und kreisten die geschmeidigen Aale; träge rührten sich die schwarzen Krebse in ihren Behältern. Die Fischweiber schrien, schmeickelten und fluchten auf Flamändisch und in schlechtem Französisch hinter den Hausfrauen und Dienstmädchen drein. *Madameke par ici! Madameke, komm hier!* rief es von allen Seiten zugleich.

In dem regen Treiben war es Zintje wohl, wenn nur der häßliche Fischgeruch, der schlüpfrige Schmutz und die beaufsichtigenden Schutzleute nicht gewesen wären. Unter ihren wachsamem Augen konnte sie in ihrem Rundgang durch die Hallen nicht innehalten, um ihre Zitronen zum Kauf anzubieten, und wurde nur hie und da einmal verstoßen eine Frucht los, wofür sie das Geld im Gehn hastig einsteckte.

Draußen in den Straßen ging das Verkaufen leichter vonstatten. Zintje gehörte nicht zu denen, die sich led an den Straßenecken bei ihren Handwagen oder Körben aufstellten und sich von den Schutzleuten aufschreiben ließen, so oft es denen beliebte, ihr schwarzes Straßbüchlein aus der Tasche zu ziehen, oder die es gar machten wie Mutter Clot'pyp, das erheiternde Vorbild aller Straßenhändler!

Mutter Clot'pyp stand einmal breit und gemüthlich neben ihrem orangengefüllten Handwagen und rief mit weittönender Stimme ihre Ware aus: *Deux sous les oranges, un franc la douzaine, par ici, Madameke! Venez, Madameke!* Da kam ein eifriger junger Schutzmann gegangen. Kommt mit auß' Polizeibureau, Ihr mit Euerm Wagen! befahl er.

Fällt mir nicht ein. Wenn Ihr auf dem Polizeibureau durchaus meine

Orangen haben müßt, so schlebt den Wagen selber, sagte Mutter Clot'pyp gemüthlich.

Der eifrige junge Mensch in der nagelneuen Uniform aber schob zornig den Wagen vor sich her, daß ihm heiß wurde von der ungewohnten Anstrengung. Mit vergnügtem Gesicht watschelte die dicke Händlerin neben ihrem Wagen und rief zum Ärger des rotköpfigen Schutzmanns gemüthlich ihre Ware weiter aus: *Doux sous les oranges, venez, achetez, Madamoke, rien que doux sous!*

Auf dem weiten Wege nach dem Polizeibureau lachten die jederzeit für einen Scherz empfänglichen Brüsseler, und Mutter Clot'pyp, die einen übereifrigen Schutzmann so praktisch als Karrenschieber ausnuzte, hatte die Lacher auf ihrer Seite.

Deux sous les belles oranges! Diese Zwauze*) machte lange Furore unter dem Händlerwoll.

Fintje aber gehörte nicht zu den Frechen, sie nahm ihren Korb auf und lief, was sie laufen konnte, sobald ein Schutzmann in Sicht kam. Denn sie wollte nicht aufgeschrien werden. Bei denen, die kein Heim hatten, war das etwas andres, die saßen gern im Winter ihre Strafzeit ab, hinter schützenden Mauern, bei guter Kost. Ihr aber hatte die Großmutter eingeschärft: Laß dich nicht einfinden! Die Gefängnisluft wirft du nachher nicht wieder los; bist du einmal bestraft, behält das Gericht Gewalt über dich, und du bist kein freier Mensch mehr, dein Leben lang! Auch fürchtete sich Fintje vor dem Eingesperrtwerden, sie, die immer Bewegung und Abwechslung brauchte und Lust und Nicht und Freiheit.

Den Schutzleuten war die flinke Ausreißerin schon bekannt, die ihnen niemals Arbeit machte.

Wohlwollend ermahnte wohl der eine oder der andre im Vorübergehn das nimmermüde, hagre Persönchen, wenn es einmal für einen Augenblick stehn blieb, um Atem zu holen, zwischen seinem ewigen Wandern: Weiter, Kleine, weiter!

Und Fintje, das müde, gejagte Froittwyble, lief gehorsam weiter.

* * *

Grau senkte sich schon die Dämmerung in die Straßen nieder, und Brüssel zündete seine vielen glühenden Lichter an. Die Restaurants, die Cafés, die unzähligen kleinen und großen Theater erwachten zum Leben und öffneten ihre gastlichen Tore weit, denn am Abend will sich der Brüsseler amüsieren, da schüttelt er die Lasten, Sorgen und Pflichten des Tages ab.

Fintje aber hatte ihren Tag noch nicht abgeschlossen. Sie hatte heute schlechte Geschäfte gemacht, noch halb voll war ihr Korb. Die Großmutter aber wurde böse, wenn sie mit so armseligem Gewinn heimkam. Darum schleppte sich Fintje noch weiter ab. Sie war müde zum Umfinen.

Mutlos starrte sie in die dämmergraue Straßenferne: keine Glücksvision winkte ihr. In den breiten, vornehmen Straßen des schönen Brüssels kam auch das Glück, das freundliche Glück der Feenmärchen nicht gegangen, wie sie das vor kurzem doch im geheimen hoffte hatte.

Sie war nüchtern geworden, sie glaubte kaum noch an eine glänzende Zukunft. Der Weg in die Höhe war schwerer zu finden, als sie gedacht hatte. Weiter, immer rastlos weiter laufen, wie ein geheftes Wild, das war jetzt ihre Lösung. Noch immer hatte sie auf nichts ein Recht, nicht einmal aufs Stillstehn und Ausruhn. Weiter, Kleine, weiter! Und sie war nun schon bald siebzehn Jahre alt! Und das Glück?

Schwer drückte der Korb mit Orangen auf ihren magern Arm, mühselig schleppte sie sich an den Häusern hin. Still war es auf dem breiten, abgelegnen Boulevard de la Senne. Endlich erpähte sie jemand, dem sie ihre Orangen aufdrängen konnte. Ein schlanker, großer, breitschultriger Herr. Wie er näher kam,

*) Zwauze = Brüsseler Ausdruck für Schelmenreich.

schrak Fintje zusammen. Sie glaubte diese hohe Figur, den Gang, die Bewegungen zu kennen. Jan l'Grand! Ob ers wirklich war? Alle Würdigkeit war verflogen. Schon lief sie neben ihm her.

Orangen, Monsieur? Schöne saftige!

Sie hatte Mühe, Schritt mit ihm zu halten. Unter einer hellen Laterne blieb er stehn und sah der kleinen Verkäuferin aufmerksam ins Gesicht. Auch Fintje starrte ihm in gespannter Neugierde nach den Augen.

Nein, er war es nicht! Diese lichtbraunen, leuchtenden Augen hatte sie nie vorher gesehen.

Was willst du für deine Orangen haben?

Ach, die Stimme erinnerte sie nun doch wieder an Jan; bei ihrem Klang durchrieselte es sie freudig in selbiger Erinnerung. Sie hätte diese liebe Stimme noch lange hören mögen.

Gehn Sie nur weiter, Monsieur, ich darf nicht stehn bleiben, die Polizei hat immer ein Auge auf uns. Ich halte schon Schritt mit Ihnen. Wie viel Orangen wollen Sie mir ablaufen? Ich habe heute einen schlechten Tag gehabt!

Das nimmt mich wunder! Mit solchen Augen und solcher Schmeichelstimme, wie sie dir zur Verfügung stehn, müßtest du, sollte ich meinen, immer vorzügliche Geschäfte machen.

Fintje lachte hell auf. Die Unterhaltung war im Gange, die liebe Stimme, seine Stimme, sprach noch weiter zu ihr. Es störte sie nicht, daß der Fremde sie so eingehend musterte wie etwa ein lebloses Kunstwerk.

Wie kommst du nur zu den auffallenden rotblonden Haaren, du kleine Zigeunerin? Als hätten deine Orangen auf sie abgefärbt!

Kaufen Sie ein paar, Monsieur, vielleicht hats auch auf die ihren einen guten Einfluß.

Freche kleine Kaze! Wo in aller Welt soll ich deine unförmlichen Orangen denn unterbringen? Da in der Paletottasche? Na meinerwegen, die beiden kleinen. Verkaufst du jeden Abend deine Orangen an dieser Stelle?

O, Monsieur, ich laufe bald durch diese, bald durch jene Straße!

Wenn ich dir aber nun morgen Abend wieder Orangen ablaufen möchte?

Dann bin ich morgen wieder zu dieser Zeit hier am Plage!

Gut, dann also auf Wiedersehen, kleine Hexe.

Auf morgen, Monsieur, und schönen Dank.

Bergnügt steckte Fintje das Silberstück ein, er wollte es nicht gewechselt haben, der großmütige Herr. Kein Wunder, daß er so nobel war, wo er ja eine so auffallende Ähnlichkeit hatte mit dem vornehmen, edeln, guten Herrn, den sie lieb gehabt hatte.

Nun konnte sie heim zur Großmutter, nun stimmte ihre Kasse mit einemmal. Und morgen Abend würde sie wieder ein profitliches Geschäft abschließen mit diesem neuen spendablen Kunden — und würde die liebe Stimme wieder hören, Jans Stimme!

Abend für Abend trafen sich die beiden jetzt an derselben Stelle. Sie gingen ein immer längeres Stück Wegs miteinander. Auf Fintje übte die wohl lautende Stimme des Fremden immer noch denselben Zauber aus. Aber ein Fremder war er ihr ja nicht mehr: er kannte ihr ganzes bisheriges Leben, all ihr Denken, Trachten, Hoffen, wußte, daß sie Fintje d'el Trap hieß und im Bouchenellekeller der Windengasse zuhause war. Und sie wußte auch viel von ihm: sie wußte, daß er René mit Vornamen hieß und ein feiner, reicher, freundlicher Herr war, der sie, die magere, unansehnliche Kellerratte, hübsch und liebenswert fand.

* * *

Es herrschte laute Aufregung im Bouchenellekeller. Fintje war am Morgen ohne ihren Orangenkorb fortgewandert und nicht mehr zurückgekommen. Auf dem

Vater der Großmutter aber hatte ein Zettel gelegen, mit ungelenten großen Buchstaben beschrifteten:

Sorgt euch nicht um mich, ich werde es fortan schön und gut haben.

Zintje.

Die Hexe war mit dem Zettel in Domles Zimmer gegangen und hatte ihn da höhnlachend auf den Tisch geworfen.

Und das Puppenonkelchen hatte über dem Lesen die Farbe gewechselt und sich dann langsam aufgerichtet.

Ich werde gehn und sie suchen und wieder heim bringen, hatte er gesagt.

Da hatte die Hexe ihn schallend ausgelacht.

Sie suchen in der großen Stadt? Und wenn du sie auch fändest, meinst du denn, sie würde dir gehorsam nach Hause folgen wie ein entlaufnes Hündlein? Die siehst dich nicht an, die kennst dich nicht mehr, die stolze Dirne, die lacht dir ins Gesicht! Die hat sich einem Reichen verkauft, da kannst du Gift drauf nehmen, sie ist eine d'el Trap! Und mich geht sie künftig nichts mehr an, ich kenne diese ehrlose Dirne nicht länger, sie ist nicht von meinem Blut. Laß sie laufen, rat ich dir!

Aber Domle ging still hinaus, denn er dachte anders als die harte alte Frau.

Und wie am Abend die Vorstellung der Marionetten über die Bühne gehn sollte im Pouchenellekeller, war Domle noch nicht zurück von seiner Wanderung durch Brüssels lange Straßen. Nach einer gefühlvollen, entschuldigenden Ansprache Papa Toones erhielten die Komödienbesucher ihren Cent herausbezahlt. Sie drängten sich aber gutmütig alle in die Schenke, um bei einem Glase gemüthlich die Neuigkeit vom geheimnisvollen Verschwinden der kleinen Kellerratte zu besprechen. Und Papa Toone machte an diesem Abend noch unerwartet gute Geschäfte.

12

Es sind keine Blumen mehr auf der Grand' Place und keine Menschen mehr im Innern der Stadt zu sehen. Blumen und Menschen sind ausgewandert nach den breiten, stolzen, bäumebestandnen Boulevards, die als grüner Gürtel das alte Brüssel umziehen. Hier stehen die Menschen gedrängt, Kopf an Kopf, mit gerecktem Hals und schaulustigen Augen. Nur der breite Fahrweg ist frei gehalten. Auf ihm tummeln sich die Blumen, alle Blumen der Grand' Place, alle Blumen aus Brüssels gartenreichen Vororten, Blumen weit hergereist aus süblichen Ländern, Blumen in schwülen Treibhäusern erblüht, schlichte Wald- und Feldblumen. Da drehn sie sich, bunt wie Feuerwerk, in unablässigen Kreisen: das sind die Fahrräder. Nun kommen die Wagen. Länger noch recken sich die Hälse, denn die Wagen, die sind das Schönste des Blumentorjos. Da ziehn schwankende Rosenlauben vorüber, mohnüberwucherte Strohthütten, bunte Chrysanthemtempel, Muscheln aus weißen Narzissen gewoben, Baldachine von Schleiern blasser Syringen überhängt, und unter den Blumendächern und in den Lauben Menschenblüten, Kinder und Frauen, zum großen Teil schön und lieblich wie die Blumen, die sie umkränzen. Und zwischen den reichen Märchenwagen rasseln naive Bauernfuhrwerke, vollgesteckt mit ganzen Familien, als einzigen Schmuck einen berben Blumenstrauß an den Laternen. Die rufen vergnügtes Gelächter wach in den Reihen der Schaulustigen, besonders unter den Marolliens. Denn die Marolliens sind auch gekommen, die Blumen, die sie besser aus den Ramen ihrer elenden Gassen als aus der Wirklichkeit kennen, anzustauen. Die Marolliens schaun sich trunken an dieser duftenden Blumenorgie.

Sie geben ihrer Bewunderung in ungenierten Rufen Ausdruck.

Ah, da seht her! Und was dort hinten kommt! Ah, die großen roten Rosen! Und jetzt! Der weiße Wagen, der hat den ersten Preis! Seht doch! Sie recken sich auf den Behen in die Höhe, um den preisgekrönten weißen Feenwagen besser zu sehen. Der ist der schönste! Der hat den Preis verdient!

Ein langschweifiger milchweißer Araber, von einem beflügelten Amor, einem schlanken, zierlichen blonden Knaben geritten, zieht voll tänzelnder Grazie einen ganzen Wald sich wiegender Orchideen daher. Die zartfarbenen Blütenolden bebend und schwankend in der blauen Sommerluft, die goldne Junifonne lugt flimmernd hinein in diesen zitternden duftigen Blütenwald. Aus ihm hervor schaut ein pikantes blaßes Mädchengesicht mit übergroßen schwarzen Augen, die schmalen Wangen umrahmt von rötlichem Haar, selbst eine fremdartige Blüte wie die exotischen Blumenkinder um sie her. Eine stolze kleine Blüte, die es selbst kaum mehr weiß, daß sie in einem düstern Keller erblüht ist und Fintje heißt. Sie fährt spazieren in Blumen gebettet in einem Märchenland, selbst die schönste der Märchenprinzessinnen. In einem wunderbaren Traume fährt sie dahin. Hochmütig gleiten ihre Augen über die Menge der Zuschauer, die nur dastehn, um sie anzustarren. Wie sie gaffen und die Häse reden! Plötzlich aber gleitet ein Schatten, ein jähes Erschrecken über das Gesicht der stolzen Blumenkönigin. Der da in der vordersten Reihe steht, schwächling und armselig und traurig, das ist Domke, sie erkennt ihn sofort. Was braucht er sich ihr in den Weg zu stellen auf ihrem traumseligen Triumphzug durch das schöne Wunderland? Fintjes Augen sehen über ihn hinweg wie über einen Fremden, langsam wendet sie den Kopf nach der andern Seite. Bleicher noch als ihre Blumen sitzt sie jetzt da, und manche von denen, an denen sie vorüberfährt, fragen einander: Wer mag doch diese pikante Kleine sein?

Der preisgekrönte Orchideenwagen machte Sensation.

Dicht hinter ihm, sodasß der Kopf seines Fuchses die überhängenden Blüten berührte, lutschierte auf seinem eisenüberhängten Sig der eitle, hübsche René, der glückliche Komponist dieser vielbewunderten Blumenfsonie.

13

Sie fuhrn ins „Bois de la Cambre.“ Fintje hatte sich das längst schon gewünscht, an einem warmen Sommerabend wie heute nach dem herrlichen Lustwald zu fahren. Wohl ist sie an Sonntagnachmittagen schon dort gewesen, bei „Moeder Vambic“ ist sie mit Domke und Papa Toone und andern Marolliens eingekehrt, in der „Valterie“ aber, dem vornehmen Restaurant mitten im Walde, wo René sie hinfahren will, war sie noch nie.

Das Bois de la Cambre zeigt an solchen Wochenabenden ein reserverteres, vornehmeres Gesicht als an den plebejischen Sonntagnachmittagen. Still und feierlich stehn die alten Riesenbäume zu beiden Seiten der breiten, gepflegten Wege.

Eine lichterumgürtete Insel lag die Valterie in dem nachtdunkeln Walde. Geblendet startete Fintje die langen Lampenfetten an, die sich in geschwungnen Linien unter den hohen Bäumen hinreiheten und sich fern in den schweigenden Wald verloren. Im nähern Umkreis des Restaurationsgebäudes aber war helles, fröhliches Leben. Brüssels beau monde gab sich hier Rendezvous. An den unzähligen kleinen runden Tischen, die in engem Gewühl die alten Waldbäume umstanden, war kein Platz unbesetzt.

René aber hatte sich einen Tisch reservieren lassen, keinen der ungedeckten, gläserbestandnen Tische, an denen die Familienväter und ihre unverheirateten, ehrbaren Töchter saßen und bescheiden ihre kühle Limonade tranken, nein, einen Tisch auf der großen Terrasse, wo es bunter und traulicher aussah als hier unten.

O, es war schön auf der Terrasse, zauberhaft schön in Fintjes Augen. Da standen zwischen verbergenden Pflanzengruppen die weißgedeckten mit silbernen Geräten und blumenbemaltem Service bestellten Tische. Jeden schmückte ein bunt umschirmtes Licht und ein Kelchglas mit wenigen leuchtenden, duftenden Blumen. Die blauen, roten, gelben Lampen warfen ihren verklärenden Schimmer auf die von üppigem Haar umrahmten rosigen Frauengesichter.

Auch Fintje saß an einem der weißgedeckten Tische, auch ihr schmales Gesicht wurde von der Blut ihrer roten Tischlampe überflutet, auch sie hatte Blumen vor

sich stehn, deren betäubender Duft ihr zu Kopfe stieg. Wie die andern Damen hier oben steckte auch sie in einer eleganten Toilette, und ein großer kleidamer Hut überschattete ihr Haar und ihre Stirn, und aus diejem Schatten leuchteten ihre übergroßen Augen doppelt geheimnißvoll hervor. Sie konnte sich vor all den schönen reichen Menschen sehen lassen, keiner sah ihr die gewesene Kellerratte an. Der feine René brauchte sich ihrer nicht zu schämen, auch vor seinen vornehmen ablichten Freunden nicht. Er ließ Champagner kommen. Fintje sah in freudiger Aufregung zu, wie der kostbare goldne Wein in den Sektbechern schäumte. Verstohlen schaute sie sich um. Ja, die andern Damen hatten auch Champagner vor sich stehn. Vorsichtig nippte sie an dem unbekanntem Getränk. René's Augen beobachteten sie in lächelndem Interesse.

Kun, Josephine, behagt dir der Wein? Nur mutig getrunken!

Lachend gehorchte sie. Josephine hieß sie jetzt, Fintje war nicht mehr vornehm genug für sie. Natürlich nicht, so wie sie jetzt ausah! Es tat ihr leid, daß nicht große Spiegel vom Himmel herunterhingen, in denen sie sich sehen konnte in ihrem weißen Kleid und dem großen kostbaren Hut.

Das gute Essen schmiedte der kleinen Kellerratte, ebenso der Champagner. Zu sprechen wußte sie nicht viel, René verlangte das auch nicht, er hatte es lieber, wenn sie ihm zuhörte. Sie tat das auch, wenigstens mit den Augen, die hörten ihm anscheinend voll Andacht zu. Aber die logen. Fintje verstand immer weniger von dem, was er zu ihr sprach, sie hörte gar nicht darauf. Sie hörte nur noch auf die Musik. Denn die Musik ist das schönste in diesem Märchenreich der Laiterie. Es sind Zigeuner, die hier in den warmen Sommernächten spielen. Fintje konnte den kleinen Musiktempel sehen, wo die Zigeunerkapelle spielte. Der Kapellmeister schwang keinen Taktstock, er spielte selbst die Geige, nur mit den Augen und den laßenhaften Schwingungen seines geschmeidigen Körpers dirigierte er die andern.

Die Geigen der Zigeuner klagten und höhnten und sicherten. Solche Musik hatte Fintje noch niemals vernommen. In rasendem Laufe klangen die Töne unsichtbare Leitern hinauf, bis in den fernem, blauschwarzen Nachthimmel hinein, und leise kamen sie wieder herunter geträufelt wie klare Tränen; sie fielen ins Herz hinein und machten es erschauern in unerklärlichem Weh. Und die Töne stiegen wieder und jagten einander und haften sich ab und spielten Verstecken mit dem bebenden, silbern von der Erde her beleuchteten Laubwerk der Bäume, und sie erschütterten die Luft, daß ein geheimnißvolles Brausen entstand, das sich verbreitete und anschwellte und den ganzen Wald in Aufruhr brachte und die armen eingeschmürten Menschenherzen zu sprengen drohte.

Fintje atmete auf, tief auf, wie nach einem schweren Traum, als die Geigen der Zigeuner endlich schwiegen.

Auch René war still geworden.

Von einem der benachbarten Tische kam ein Herr mit seiner Dame zu dem schweigenden Pärchen herüber. Der Elegant war ein Freund René's. René gab viel auf das Urteil des jungen, schwerverschuldeten Duc. Der kniff sein Glas ins Auge und betrachtete aufmerksam die neue Erscheinung der Laiterieterrasse. Seine Begleiterin, eine auffallend gelleidete Dame mit schönen, ausdruckslosen Gesichtszügen, wie sie in Wachsfigurenkabinetts herumstehn, unterhielt sich mit René, während ihre Augen dabei unausgesetzt mit kritischem, mißgünstigem Blick auf Fintje ruhten, an die sie dann wie gelangweilt einige Worte richtete, auf die diese keine Antwort zu geben wußte. Der Duc aber klopfte seinen bürgerlichen Freund wohlwollend auf die Schulter und sagte halbblau: Donnerwetter, René, hast du einen Dufel! Ich gratuliere. Wo hast du die seltnen Perle nur aufgefischt? Die neiden wir dir alle, da hast du Geschmac bewiesen, René!

Bei dem Lob errödete René vor Vergnügen wie ein Mädchen.

Die beiden gingen nun wieder zu ihrem Tisch zurück. René aber schenkte

Fintje von neuem ein, er lehnte sich über den Tisch zu ihr hinüber und sah sie mit bewundernden, heißen Blicken an, als erfasse er jetzt erst ihren ganzen Wert. Wenn er sprach, klang seine Stimme so weich wie die eines Wittenden.

Komm, der Wagen ist vorgefahren, Josephine.

Schon? Zögernd erhob sich Fintje und warf einen bedauernden Blick über das zaubervolle Bild der Terrasse.

René bot ihr den Arm, um sie durch die langen Menschen- und Tischreihen zu dem Wagen zu führen. Alle Köpfe wandten sich dem aufbrechenden Paare zu. Fintje ging sehr aufrecht, den Kopf mit dem teuern Hut stolz zurückgeworfen. Ihre Augen flimmerten. Die kleine, weißbehandschuhte Hand krallte sich fest in René's Arm, ihr war ein wenig schwindlig von dem ungewohnten Genuß des Champagners, aber niemand konnte es ihr anmerken.

René kutscherte heute nicht. Bequem lehnte er neben Fintje in der leichten Vittoria.

Fintje sah sich fortgesetzt um nach den Lichtern der Batterie, die aus immer größerer Ferne wie bunte Leuchtkäfer durch das Dunkel des Waldes schimmerten. Es war späte Nacht geworden. Ein köstlicher Duft stieg von der feuchten Erde und dem Laubwerk auf. Das Rind der schmutzigen, steinernen Gassen atmete mit glerigem Behagen den ozonreichen Waldesduft. Silbern beleuchtete der Mond die breiten ebenen Wege, geräuschlos glitt der Wagen darüber hin.

Laß uns noch nicht zum Bois hinausfahren, René, o bitte! Es ist zu schön hier.

Und René gab dem Kutscher Befehl, noch einmal rund um den See zu fahren.

Der Waldsee lag still und spiegelte alle Himmelssterne wieder, im Inselrestaurant war nur ein einziges Fenster erhell, verschlafen lag es auf seiner buschbesetzten kleinen Insel. Die Fähre ruhte regungslos am Ufer.

Noch nie in ihrem Leben hatte Fintje eine Nacht im Walde erlebt.

Es war zuviel des Schönen für eine siebzehnjährige Marollienne. Fintje lehnte den Kopf an René's Schulter und brach in Tränen aus.

Was ist dir, Josephine?

Zu schön ist's, René! Die Welt ist gar zu schön. Und du gibst mir das alles, du bist gut gegen mich wie der liebe Gott, René.

René schüttelte zwar den Kopf, aber diese hingebende Bewunderung und Dankbarkeit freute ihn doch, er glaubte wirklich der armen Kleinen viel Gutes anzutun und fühlte kaum den Stachel dieses unverdienten Lobes. Schlecht war René ja nicht, nur ein gutmütiger, liebenswürdiger Egoist. Bosheit, Leidenschaft oder Sinnesgier lenkten seine Handlungen nicht, alle Fehler wurzelten bei ihm einzig in der Eitelkeit. Er war der Sohn eines reich gewordenen Kaufmanns und hatte sich in die höchsten Gesellschaftskreise einzuführen genußt. Sein einziges Bestreben war, es in allen Dingen seinen adelichen Freunden gleich zu tun. Da seine Freunde Maitresses hatten, sich Pferde hielten und im feudalsten Klub verkehrten, hielt sich auch René Pferde, verkehrte im feudalsten Klub und verschwendete seines Vaters Geld an die anspruchsvollen Damen der Halbwelt, obgleich er seiner Anlage nach wenig Genuß aus dem Verkehr mit diesen kostspieligen, meist niedriggefinnten und langweiligen Geschöpfen zog. Doch welcher anständige junge Mann konnte in der Brüssler „Grand Monde“ verkehren, ohne sich einer hübschen Maitresse zu rühmen? Noblesse oblige! Als René unter der Laterne des Boulevard de la Senne zum erstenmal in das pikante Gesichtchen der kleinen Orangeverkäuferin gesehen hatte, hatte er sogleich seiner Freunde denken müssen, und was die zu so einem Gesichtchen wohl sagen würden. Und heute Abend hatte der blasierte, kritische, tonangebende Duc seine kühnsten Erwartungen übertroffen in der Anerkennung seiner eigenmächtigen Wahl: „Du hast Geschmack bewiesen, die neiden wir dir alle,“ hatte er gesagt. In René's eitlem, gutmütigem Herzen war jetzt eine warme, beinahe brüderlich wohlwollende Zuneigung zu dem ver-

trauensfertigen, aparten Kinde, das sich mit so hingebender Liebe an ihn lehnte, erwacht. Ja, sie mochten ihm die süße Kleine neben. Er aber wollte sie für sich behalten, als sein kostbares Gut, und sie sollte es gut haben bei ihm. Nie sollte sie ihre vertrauende Hingebung bereuen!

Bärtlich legte er den Arm um Fintje, um sie besser zu stützen.

Meine süße kleine Frau! Wir wollen einander lieb behalten in alle Ewigkeit!

Sie hob einen Augenblick das schwere Köpfchen von seiner Schulter und nickte ihm treuherzig zu. Natürlich würden sie einander immer lieb behalten! Weil er sie lieb hatte, schenkte er ihr all die schönen Dinge, die Kleider und Hüte und Ringe und das Haus und die Möbel, und weil sie ihn ebenso lieb hatte, nahm sie alles beglückt entgegen und gab ihm dafür alles, was sie hatte, ihr ganzes unberührtes kleines Selbst. Denn wenn zwei einander lieb haben, gehört ihnen alles gemeinsam, als ob sie nur ein Mensch wären, und sie sind sich gegenseitig nichts schuldig als ihre Liebe.

Natürlich konnte der vornehme René sie, die armselige Kellerratte, nicht heiraten, was würde seine reiche Familie, und was würden erst seine Freunde dazu sagen! Aber war das denn gar so wichtig, ob ihre beiden Namen im Rathhausaal gebucht standen? Wenn sie doch einander liebten? War das nicht das einzig Wichtige? Und eben sagte es René ja, daß sie einander lieb behalten wollten in alle Ewigkeit!

Selig lächelnd schlief sie an seiner Schulter ein, während der Wagen noch dahin rollte unter den hohen, ernsthaften Bäumen des Bois de la Cambre.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die Neigung der Presse, die Dinge sensationell zu überreiben, ist selten in dem Maße hervorgetreten wie in der Berichterstattung über den Bergwerksstreik in Westfalen und in der Behandlung der russischen Vorgänge. Bei diesen namentlich hat sich genau wiederholt, was bei dem Moskauer Unglück bei der Krönung des jetzigen Zaren zu beobachten war: eine bis ins Ungeheure gehende Aufschauung des wirklichen Tatbestands. Ebenso wie man damals die Zahl der Verunglückten in geradezu wahnwitziger Weise übertrieb, ist es jetzt mit den angeblichen Leichenhaufen bei den Petersburger Krawallen geschehen. Dieselben Zeitungen, die mittelten, daß die russischen Behörden keine Telegramme durchließen, berichteten dennoch in derselben Nummer über zweitausend und mehr Tote. Wer sie unter dem Feuer der einschreitenden Truppen gezählt haben sollte, wurde freilich nicht gesagt. Gewiß haben die armen bedröhten Menschen einen Anspruch auf das allgemeine Mitleid, und die Frage, ob die Abwehrmaßnahmen nicht in einem früheren Stadium, schon bei Beginn der ersten Zusammenrottungen, und dann bei allem Nachdruck in unblutigerer Weise geschehen konnten, ist durchaus gerechtfertigt. Aber in Rußland werden seit jeher Menschenleben nicht nach westeuropäischem Maße gemessen. Mit einem Volke, das in dieser Hinsicht weichherziger wäre, würden Verteidigungskämpfe wie die von Sebastopol und Port Arthur mit ihren furchtbaren Menschenopfern kaum möglich sein. Friedrichs des Großen Generale klagten nach der Schlacht bei Zorndorf, daß man die Russen nicht nur todschießen, sondern die Toten auch noch umwerfen müsse, und genau derselbe Zug geht durch alle russischen Feldzüge: die russischen Helatomben bei Austerlitz und während des letzten Türkenkriegs bei Plewna spiegeln alle denselben Charakterzug wider. Und wer sich

dennoch den jüngsten Petersburger Vorgängen gegenüber über das „blutdürstige absolute Zartum“ entrüstet und in diesem die Wurzel alles Übels sucht, der sei an die Pariser Zunftschlachten des Jahres 1848, sei an die Greuel der Kommune von 1871 erinnert, von den republikanischen Schächtereien der „großen“ Revolution ganz zu schweigen.

In Frankreich hat sich die Republik zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1848 und 1871 hundertmal blutdürstiger und schonungsloser gezeigt als je das absolute Zartum in Rußland. Diese Tatsache bleibt bestehen ungeachtet der Entrüstung eines Teiles der Pariser Presse, der englischen Krokodilstränen und der Phrasendrescherei in deutschen Zeitungen, von der sich das Publikum in seiner Blindheit gefangen nehmen läßt. Was gedruckt ist, wird geglaubt, ob es auch zehnmal der kräftigste Unsinn ist, und je phrasenreicher der auf all diesen erfundenen Nachrichten aufgebaute Leitartikel dem Philister in die Ohren dröhnt, desto wirkungsvoller ist er. Wie schön nahm sich da die Parallele zwischen dem angeblichen Zuge russischer Arbeiter gegen Zarsoje=Selo und dem Zuge des Pariser Pöbels am 5. Oktober 1789 nach Versailles aus! Aber dennoch war es ein hinterer Vergleich! Denn abgesehen davon, daß der Zug nach Zarsoje=Selo gar nicht unternommen worden ist, also mit dem Versailles auch nicht in Vergleich gestellt werden konnte, besteht noch der große Unterschied, daß in Versailles leider der Mut und die Entschlossenheit fehlten, die Straßeneinheit mit den treuen und kampfbegierteren Truppen niederzuschlagen, während die Unternehmer eines Zuges nach Zarsoje=Selo gegen eiserne Mauern angerannt sein würden. Das Königtum in Frankreich ist in der Hauptsache an seiner eignen Mutlosigkeit und an dem Mangel nachhaltiger Entschlußkraft zugrunde gegangen, sonst hätte ein General der Bourbonen ebenjogut „die Kammer ausfegen“ können, wie es wenig Jahre später der republikanische General Bonaparte getan hat.

Wenn die Kraft des Widerstands der russischen Regierung nicht erlahmt, wird es mit dem „Ausstande“ ebenso wie mit dem „Aufstande“ in sehr kurzer Zeit vorbei sein, und der einzige Effekt neben den Toten wird vielleicht der sein, daß die Recht behalten, die den Zaren vor Reformen gewarnt haben. Dieses Ergebnis wäre freilich sehr zu bedauern. Nikolaus der Zweite ist nicht nur der gebildetste aller russischen Zaren, der auch sein eignes Land kennt wie keiner seiner Vorgänger, sondern er ist bis zu einem gewissen Grade auch der modernste Monarch, den Rußland je gehabt hat, vielleicht zu modern, mehr als das heutige Rußland ertragen kann. Von der ehrlichen Absicht erfüllt, sein Volk in friedlicher Entwicklung glücklich zu machen, hat er den Thron bestiegen. Aber er fand für seine Gedanken keine Gehilfen und keine Werkzeuge. Als ein unglückliches Omen stand die Katastrophe bei der Moskauer Krönung am Anfang seiner Regierung. Wider Willen mußten er und seine deutsche Gemahlin die gegen Deutschland gerichteten Pariser Huldigungen über sich ergehen lassen, jene Ausbrüche eines geradezu fanatisch tobenden Freundschaftsfanatismus standen im greifsten Widerspruch zu dem Ruhebedürfnis des Gefeierten. Er, der friedliebendste Zar, sah sich sodann zu dem blutigsten Kriege veranlaßt, den die neuere Zeit gesehen hat; der Herrscher mit dem wohlwollenden Herzen sah seine Regierung in fast nie endenden Konflikten mit den Untertanen, in einem argen Gegensatz zu Finnland, und im übrigen gänzlich ungeeignet, mit der Entwicklung, die Rußland seit einem Jahrzehnt genommen hat, gleichen Schritt zu halten. Der Grundsatz: gouverner c'est prévoir hat in Petersburg ebenso verfaßt, wie das Fridericianische: toujours en redette! dort nicht beherzigt worden ist. Es fehlt die Entschlußkraft, die Schlußkraft, wie Bismarck sie nannte, vor allem „der Entschluß zur rechten Zeit.“ Ohne diese zum Teil im Naturell des Kaisers begründeten Ursachen hätte Rußland nicht einer innern Krisis zutreiben können wie der jetzigen, tummten eines schweren auswärtigen Krieges hätte es nie dahin kommen können, daß der menschlichste aller russischen Herrscher der Unmenschlichkeit geziehen wird! Nikolaus der Zweite ist

fortgesetzt in einen Gegensatz zu sich selbst gebracht worden, an diesem Zustande krank Rußland.

Selbstverständlich ist ein schwerer auswärtiger Krieg nicht der geeignete Augenblick für innere Reformen. Man kann sogar die Notwendigkeit zugeben, vor Beginn tiefgreifender Neuerungen in der Administration und der Gesetzgebung den Krieg zu beenden. Dennoch wäre es zum Beispiel wohl ausführbar gewesen, mit dem Beginn des Krieges die künftige Reformperiode in feierlicher Kundgebung zuzusichern und einzuwickeln namentlich die Semstwo in organischer Weise an der Mitwirkung für die Armeeverpflegung, das Lazarettwesen usw. heranzuziehen. So wäre vielleicht dem Kriege die Popularität gesichert worden, die ihm jetzt gänzlich fehlt. Auch der absolute Staat kann heute keinen Krieg mehr führen, der nicht von einer großen vollstümlichen Idee getragen wird, die die Quellen des Patriotismus erschleßt.

Deutschland hat an dem Wohlergehen Rußlands zu große Interessen, als daß es den innern und den auswärtigen Verlegenheiten der großen Nachbarmacht anders als mit Besorgnis und mit Bedauern zusehen könnte. Sehr beklagen muß man deshalb die publizistische Kurzsichtigkeit, die in völlig schiefer Beurteilung der Wirklichkeit, indem sie an russische Verhältnisse und russische Menschen den „westlichen“ Maßstab legt, unzeitig und verfrüht die Totenhymne des absoluten Partiums anstimmt. Nicht allein durch den Handelsvertrag und durch tausend nachbarliche Beziehungen sind wir an dem Gedeihen Rußlands interessiert, sondern auch politisch und militärisch durch die polnischen Verhältnisse. Es könnte uns kaum etwas Unbequemeres widerfahren als während einer Ohnmacht Rußlands ein Aufstand in Polen mit französischen und englischen Sympathien und galizischer Unterstützung. Vergessen wir ferner nicht, daß unser gutes Verhältnis zu Osterreich-Ungarn wesentlich auf dem russisch-österreichischen Interessengegensatz beruht, und daß Rußland es gewesen ist, das zwar Frankreich die Hand geboten, es aber an dieser Hand festgehalten und den französischen Chauvinismus bisher in sein Bett zu bannen gewußt hat. Eine Veränderung des europaischen Schachbretts infolge einer größeren dauernden Schwächung Rußlands entspräche unserm Interesse in keiner Weise. Um so mehr sollten wir uns hüten, die sinnlosen Tendenznachrichten der englischen Blätter für bare Münze zu nehmen und sie in entrüstete politische Betrachtungen umzuwerten, die unser Publikum irreführen müssen und von französischer und von russischer Seite in Petersburg sofort als neue Beweise für die Feindschaft Deutschlands gegen Rußland vorgebracht werden können. Und daß die russische Regierung ebenso wie die öffentliche Meinung in Rußland gegenwärtig doppelt empfindlich ist, wird ihnen niemand betargen dürfen.

Die Handelsverträge werden in den nächsten Tagen hoffentlich dazu beitragen, die publizistische Diskussion auf ein andres Gebiet zu verlegen. Vielleicht sehen diese und jene Leute dabei auch ein, daß es keinen Sinn hat, die Regierung eines Landes fortgesetzt zu beschimpfen, mit der wir eben einen wichtigen Handelsvertrag abgeschlossen haben, wichtig nicht nur für die künftigen deutsch-russischen Beziehungen, sondern wichtig auch dadurch, daß er uns für die Verhandlungen mit Osterreich-Ungarn eine sehr nützliche Hilfe gewesen ist. Ohne den Abschluß mit Rußland wäre die Arbeit mit unserm Verbündeten wahrscheinlich noch schwieriger gewesen. Wie sehr Politik und Wirtschaftspolitik dabei verschiedene Bahnen laufen können, wird recht deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Bündnis von 1879 doch eigentlich gegen Rußland abgeschlossen worden war, und daß wir doch den Handelsvertrag verhältnismäßig glatt zustande gebracht haben, während der nun schon seit fünfundschwanzig Jahren uns verbündete habsburgische Kaiserstaat jetzt die größten Schwierigkeiten gemacht hat. Es soll dabei nicht außer acht gelassen werden, daß bei dem russischen Handelsvertrage der asiatische Krieg und das Bedürfnis Rußlands, seiner gesamten Lage gegenüber mit Deutschland gut zu stehen, entscheidend mitgewirkt haben, während bei den Verhandlungen mit Osterreich-

Ungarn sowohl die Gegensätze zwischen den beiden Hälften der Doppelmonarchie als auch die Schwierigkeiten, die diesseits wie jenseits der Leitha bestehn, erschwerend und verzögernd in die Waage gefallen sind. Das Erreichte, die stattliche Sammlung von Handelsverträgen, ist immerhin ein schöner Erfolg der deutschen Staatskunst. Mag auch namentlich der Vertrag mit Oesterreich-Ungarn manchen Wunsch unerfüllt lassen, so wird man dabei doch nicht übersehen dürfen, daß es für Deutschland eine Grenze gab, über die hinaus es der verbündeten Nachbarmacht ihre ohnehin so großen inneren Schwierigkeiten nicht vermehren konnte und wollte, namentlich nachdem man in Wien und in Pest eingesehen hatte, daß ein so gutes Geschäft wie im Jahre 1891 mit den diesmaligen deutschen Unterhändlern nicht zu machen war.

Der nunmehrige endgiltige Abschluß der Handelsverträge hat einen freundlichen Schimmer auf den Geburtstag des Kaisers geworfen gegenüber dem Schatten, der ihn durch die Sorge um den Prinzen Eitel Fritz und daneben um die Lage in Westfalen getrübt hat. An der Sorge der Eltern hat das ganze deutsche Land, auch außerhalb Preußens, ernst und warm Anteil genommen, ein schönes Zeichen für die Innigkeit des Bundes, das trotz allem, was die Zeit gebar, das Königshaus in Preußen nach wie vor mit seinem Volke und die Persönlichkeit des deutschen Kaisers mit allen ehrlich deutschen Männern verknüpft. Gewiß ist die Lage in Westfalen ernst, und um so ernster, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie in der Hauptsache als ein Produkt sozialdemokratischer Verheerung angesehen werden muß. Aber wenn wir die Lage in Deutschland mit der Welt rings um uns vergleichen, dürfen wir immer noch ein recht großes Fazit zu unsern Gunsten ziehen, ein Fazit, von dem ein sehr starker Bruchteil das persönliche Verdienst des Kaisers ist. Daß noch vieles besser sein könnte, namentlich wenn wir eine andre Volksvertretung im Reiche hätten, soll dabei nicht verschwiegen werden. Auch sonst würde die öffentliche Kritik gut tun und dem deutschen Volk einen großen Dienst leisten, wenn sie sich weniger an Außerlichkeiten hielte, weniger den Eindrücken des Augenblicks folgte, dafür aber den Grundginge und sie mit weniger Voreingenommenheit prüfte. Diese Voreingenommenheit, wie sie in der Presse sowohl gegenüber Rußland und dessen inneren Verhältnissen als auch dem Auslande in Westfalen gegenüber zutage tritt, kann leicht von unheilvollem Einfluß auf die fernere Entwicklung der Dinge werden. Güten wir uns vor einer Situation, in der das Verantwortlichkeitsgefühl der Regierung zu groß, das der Vertretung der öffentlichen Meinung in Parlament und Presse zu gering wäre.

§

Rußland in der Krise. Ganz Europa ist in Aufregung über die Bewegung, die am Sonntag, den 22. Januar scheinbar urplötzlich zunächst in Petersburg zum Ausbruch gekommen ist. Daß der unglückliche und verlustvolle Krieg gegen Japan eine tiefgehende Unzufriedenheit in breiten Schichten des russischen Volks hervorgerufen hat, war freilich kein Geheimnis, dafür zeugten schon die Hunderte von Militärdienstpflichtigen, die über die Grenze kamen, um dem verhafteten Kriegsdienste im fernem Osten, der mit dem sichern Tode so ziemlich identisch schien, zu entgehen. „Wir gehn zu sechzig, siebzig, achtzig Mann ganz offen über die Grenze; vielleicht schießen sie zehn oder zwölf davon tot, die Masse kommt doch durch,“ haben solche Leute gelegentlich erzählt. Daß der Krieg unpopulär war und es von Monat zu Monat mehr wurde, war ebenso klar. Dazu nun die Bewegung in der russischen Intelligenz gegen die auf allen Schlachtfeldern unterstegende Autokratie, die Forderung einer Volksvertretung, einer Verfassung, die in den aristokratischen Semstwo und in der liberalen Presse immer bestimmter, immer lauter, immer allgemeiner erhoben wurde. So kam der verhängnisvolle Sonntag heran. Ein großer Streik war unter den Arbeitern einer großen Fabrik ausgebrochen, er hatte sich rasch über die Nisensstadt verbreitet, und für den Sonntag

war eine Massenpetition an den Zaren angelündigt, den man im Winterpalais zu finden hoffte. In den Forderungen der Arbeiter war — und das ist das Charakteristische — neben dem Verlangen nach Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage auch eine Konstitution enthalten, und die Art, wie man vorging, war echt russisch: unbewaffnet, Priester, Heiligenbilder, Kreuze und Bilder des Zaren voran, drängten die Massen von den nördlichen Inselstadtteilen über die Brücken und aus dem Süden nach dem Winterpalais, um ihre Not und ihre Bitten vertrauensvoll dem „Väterchen Zar“ vorzutragen, denn wer konnte ihnen helfen, wenn nicht der „weisse, d. i. der gute Zar,“ der immer wieder seine väterliche, patriarchalische Gewalt als etwas Urrussisches betonte, und der doch nun auch als ein Vater an seinen Kindern handeln mußte? Revolutionär waren also diese Massen keineswegs. Eine fürchterliche, grausame Enttäuschung folgte. Salven auf Salven schmettern in die wehrlosen dichtgedrängten Haufen am Ausgange auf dem Neuskijprospekt, der Schloßbrücke, am Winterpalais, am nahen Admiraltätsgarten, am Narwatore im Süden, nach Hunderten zählen die Toten und Verwundeten. Auch das war russisch, echt russische Brutalität. Hat der Zar, der freilich in Zarskoje-Selo, dem Riesenschloße Katharinas der Zweiten, vier Stunden südlich von der Hauptstadt war, davon gewußt? Schwerlich, denn er wird, wie es scheint, von seiner Umgebung fortgesetzt im unklaren gehalten. Wäre ihm die Sachlage richtig dargestellt worden, warum hätte er da nicht vor der Katastrophe erklären können, er verbiete sich zwar jeden Massenaufmarsch, aber eine Deputation der Arbeiter wolle er empfangen? Damit wäre die Katastrophe vermieden worden, oder wenn die Massen dann doch noch andrängten, auch Gewaltanwendung in ihrer Abwehr berechtigt gewesen. Und was hat nun die autokratische Partei, die das Blutbad wahrscheinlich mit kaltem Blute gewollt hat, erreicht? Nicht Schrecken hat sie erregt, wie sie doch beabsichtigt hat, sondern Erbitterung, und das Jactum selbst hat sie in den Augen der Massen schwer kompromittiert. Der Streik geht weiter, und allerlei Zerstörungen beginnen. Die Gewerksfabrik in Sestrorjez, der beliebten Sommerfrische am Finnischen Meerbusen, im Nordwesten von Petersburg und die Eisenbahn nach Zarskoje-Selo werden zerstört, die Elektrizitätswerke stehen still, und große Teile der Stadt hüllen sich in das Dunkel einer endlosen Winternacht, die Arbeiter von Kalpino an der Zhsora im Südosten marschieren auf das nahe Zarskoje-Selo und können nur durch Militär zurückgetrieben werden, einige große Fabriken werden in Brand gesteckt und andre mehr. Und nun geht die Streikbewegung durch das ganze ungeheure Reich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere; sie kommt in Moskau, Kiew, Odessa, Saratow und auf der andern Seite in Lodz, Warschau, Nowno, Mitau, Riga, Reval, Libau zum Ausbruch, und hier und da gibt es auch Tote und Verwundete; die Schiffswerften liegen still, und in Sewastopol werden die Marinebepost von meuterischen Matrosen angezündet. Der Verkehr stockt, die Zeitungen stellen ihr Erscheinen ein, sobald man in Petersburg selbst von den Ereignissen weniger weiß als im Auslande, und die „Intelligenz“ schließt sich der Bewegung an. Da die Hochschulen in Petersburg geschlossen worden sind, so werden die allezeit unruhigen Studenten mobil, das Begrüßnis eines erschossenen Polytechnikers gestaltet sich zu einer lauten Kundgebung gegen die Autokratie, die Petersburger Advokaten stellen ihre Tätigkeit ein, zweihundertfünfzig Liberale veröffentlichen mit Namensunterchrift eine Erklärung gegen den Absolutismus, und die Moskauer Zeitung, ihr angesehenstes Organ, erklärt ihn rundheraus für unhaltbar und droht mit der Selbsthilfe des Volks; auch die Semstwo beginnen sich wieder zu rühren. Bei alledem ist charakteristisch, daß das Landvolk ruhig bleibt, weil es eben, in meist kleinen Dörfern über unermeßliche Räume verteilt, in der „breiten Stille,“ der Schirokaja tischina, wie die Russen sagen, dahinlebt, unter sich und mit der Welt fast ohne Verbindung ist; die Bewegung geht durchaus von den Städten aus.

Nun macht sie, namentlich in der merkwürdigen Solidität der Arbeiter in einem so großen Lande, ganz den Eindruck, als ob sie planmäßig vorbereitet wäre

und geleitet würde, aber von wem? Von den Nihilisten nicht, die würden Bomben werfen, auch von den Juden nicht, die der neue Generalgouverneur von Petersburg, Trepow, aus einem nur zu klaren Motiv dafür verantwortlich machen möchte, noch weniger von den bösen Japanern, wie ein amtliches Blatt mit erschreckender Naivität zu behaupten sich nicht schämt. Die richtige Antwort gibt eine Proklamation der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei, die uns durch einen Zufall in die Hände gekommen ist. Ein merkwürdiges Aktenstück, nicht etwa ein Erzeugnis des blutigen 22. Januar — dann würde der Ton ganz anders sein —, sondern eine Vorbereitung für die geplante Demonstration. Nach einer scharfen, wohl nicht ganz gerechten Kritik des Fürsten Swjatopolk-Mirskij folgt eine Beurteilung des ostasiatischen Krieges und der russischen Kriegsführung, die u. a. bitter bemerkt: „Wir wissen jetzt, daß unsre Soldaten schlecht gekleidet und beschützt sind, daß man sie schlecht nährt, daß die Verwundeten ohne Hilfe gelassen werden, weil im Roten Kreuz unglaublich gestohlen wird,“ und dann fortfährt: „Niemand glaubt mehr an einen Erfolg, überall sieht die Regierung finstere und erbitterte Gesichter, überall hört sie schwere Seufzer und Flüche; schon ertönt hier und dort der alte Ruf: »Beg mit der absoluten Monarchie.« Auch die gebildete Gesellschaft, die in den Semstwo und den Dumas (Stadträte) zu Worte kommt, wünscht eine Beschränkung der kaiserlichen Autokratie, weil auch sie unter dem Polizeidruck und dem Kriege leidet, aber sie denkt dabei nur an ihre Privilegien, sie kann die allgemeinen Volksinteressen nicht vertreten, sie ist zu ängstlich und unfähig zu entschlossenem Kampfe; »sie wird lange verhandeln, um endlich ihr Vertrauen für den Preis zu verkaufen, den die Regierung ihr vorschlagen wird.« Die Studenten, die zum Teil zu ihr gehören, haben sich allerdings für eine Verfassung ausgesprochen, »aber ihre Stimme ist viel zu schwach, sie wird die Regierung nicht erschrecken, wird die Partei der »Gesellschaft«, die jetzt mit Swjatopolk-Mirskij verhandelt, keine besondere Kühnheit verleihen, wird nicht in die Masse des Volkes einbringen.« Endlich wendet sich demnach die Proklamation an die Kameraden von der Arbeitergesellschaft. »Die Gebildeten sind nicht gewöhnt, ihre Brust den Kugeln der Soldaten preiszugeben. Dafür ist eure Brust nötig und eure Hände, Kameraden! In der ganzen Zeit der Regierung Nikolaus des Zweiten hatten allein die Arbeiter den Mut, sich entschlossen gegen die Regierung aufzulehnen. Diese ist bereit, der Bourgeoisie (russisch burshuasija) Zugeständnisse zu machen, weil sie sehr gut weiß, daß sie unsre schwere Lage nicht ändern kann, bevor sie nicht aufhört, das Blut des Volkes auszusaugen. Darum mußte sie sich mit allen Kräften die bürgerliche Gesellschaft auf ihre Seite ziehen, damit sie dann, sobald sich aus unsrer Mitte die Stimme des Protestes erhebt, mit einer Salve antworten kann.« Jetzt ist der Augenblick, wo wir einen entschlossenen Sturm wagen müssen. Unser Erscheinen auf der politischen Arena entscheidet die Sache, es wird der Regierung den letzten Schlag verfehlen, wird den Unzufriednen Mut verleihen, wird sie vereint in den Kampf treiben. Die Regierung schwankt, und wir müssen das benutzen. Laut müssen wir unsre Forderungen verkündigen, vor allem unsre politischen Forderungen. Wir müssen eine konstitutionelle Verfassung fordern zur radikalen Umwandlung unsers Kaiserreichs, Behörden, die sich aus Führern des Volkes zusammensetzen, die frei gewählt werden durch allgemeine, geheime Abstimmung. Dann wird uns ein großer Teil der Bourgeoisie unterstützen, und die Regierung wird einer offenen Auflehnung gegenüber nicht standhalten und auf Zugeständnisse eingehn.“

Dreierlei ergibt sich aus diesem Manifest, so vag die positiven politischen Forderungen noch sind. Erstens, die gegenwärtige Massenbewegung wird von der sozialdemokratischen Arbeiterpartei einheitlich organisiert und geleitet. Zweitens, sie erstrebt nicht etwa die sozialistische Republik oder irgendwelche andre Utopie, sie steht vielmehr auf nationalrussischem und monarchischem Boden, und sie will vor allem eine vollstümliche Verfassung. Drittens, sie hofft diese gemeinsam mit der

Bourgeoisie zu erreichen, und sie rechnet dabei auf die Nachgiebigkeit der Regierung, nicht auf gewalttätigen Umsturz. Und in der Tat, alle Hoffnung beruht offenbar darauf, daß die reformfreundliche Strömung in der Umgebung des Zaren über die Vertreter der brutalen Schreckensherrschaft, die den 22. Januar verschuldet haben, die Oberhand behält. Erst wenn sich der Zar davon überzeugt, daß es in der bisherigen Weise nicht weiter geht, daß die korrumpierte Bureaucratie, die in seinem Namen Rußland regiert, es zugrunde richtet, und daß die gebildete Welt Rußlands sie nicht mehr ertragen will, erst dann darf man auf eine friedliche Lösung der furchtbaren Krisis hoffen, in die das Reich hineingetrieben ist. Jedenfalls hat die russische Autokratie in der bisherigen Form nach innen wie nach außen abgewirtschaftet, so gut wie der französische Absolutismus vor der großen Revolution, denn keine Staatsverfassung ist auf die Dauer haltbar, sobald sie den Überzeugungen und den Bedürfnissen der Gebildeten widerspricht und von ihrem Glauben verlassen ist. Vorläufig freilich scheinen die Machthaber von dieser Ansicht noch sehr weit entfernt zu sein, denn sie arbeiten mit den alten Mitteln des Despotismus, mit Unterdrückung der Presse, Hausdurchsuchungen, Verhaftung Verdächtiger und Vertuschung unliebsamer Tatsachen weiter, sie führen den alten Krieg gegen Symptome, wie jede unfähige Regierung zu tun pflegt, und es ist wohl möglich, daß es ihnen so gelingt, der Bewegung noch einmal äußerlich Herr zu werden, namentlich dann, wenn ihnen ein Kriegserfolg doch noch zu Hilfe kommen sollte und den ausländischen Arbeitern die Mittel ausgehen. Aber auf wie lange noch? Ist eine Idee auf solche Weise einmal in das Volk eingebracht, so verlangt sie Verwirklichung, das zeigt alle Geschichte, von der man in Rußland allerdings noch weniger lernen will als andernwärts. Es ist ein Verhängnis, daß die Reformbewegung im Innern mit einem schweren Kriege zusammenschlägt, und es kennzeichnet die verzweiflungsvolle Lage, daß die Russen, die eine innere Umgestaltung erstreben, den Sieg ihres Vaterlandes über Japan kaum wünschen können, denn er würde die verhasste wanternde Autokratie besitzigen.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Forman gegen Schnupfen

DOSE 30 Pfg.

Ärztlicherseits vielfach als ideales
Schnupfenmittel bezeichnet.
Wirkung frappant. In allen Apotheken.



Die Grenzboten



Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 6

Ansgegeben am 9. Februar 1905

Inhalt:	Seite
Die neuen Handelsverträge	301
Deutschösterreichische Parteien. (Schluß)	306
Ernst von Kasaulz	317
Island am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Von F. Kunze in Weimar. (Schluß)	327
Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege. Aus dem Nachlaß von Friedrich Nagel. 4. Ein zündender Blitz. (Schluß)	333
Im alten Brüssel. Von Clara Hohrath. 14—16	344
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichs Spiegel — Zu Vosses Erinnerungen	352

Jr. Wilh. Grunow
Leipzig



Probieren
Sie bitte
meinen

Kaffee Pfd. 80 Pfg.

Hamburger Mischung, sehr beliebt, Mischung von goldgelbem Java, Guatemala und Cumpinas gemahlen mit Ia. Kaffeegewürz, fertig zum Aufguss

da $\frac{1}{2}$ des sonst gewohnten Quantums genügen. Beste Lieferung **Grosse Erspannis** erfolgt auf Wunsch in Bechdane von 8 Pfd. franko. — Das geübt, sonst $9\frac{1}{2}$ Pfd. franko in Hanfischbeutel.

Kaffee-Import, Rösterei- Großbetrieb. **LUDWIG HACKER, Hamburg 6A.**

✦ **Otto Beyer's**
Eigenmarke

Hobkönigsburg

M.60.-

pro Mille; Originalkiste 300 St. M. 18.-franco
CIGARREN-VERSAND Otto Beyer, STRASSBURG $\frac{1}{2}$ E



JLSE
BRIKET

Produktion
63000 Waggon



Die neuen Handelsverträge



in Werk von höchster Bedeutung hat der Reichskanzler im Namen der verbündeten Regierungen dem Reichstage vorgelegt: sieben Handelsverträge. Sie sind bestimmt, das ganze Gefüge unsers internationalen Warenaustausches umzugestalten und dadurch auf die Verteilung des deutschen Nationaleinkommens nachhaltig einzuwirken. Diese Einwirkung wird von den einen gepriesen, von den andern scharf verurteilt, von den dritten für völlig ungenügend erklärt. Es ist nicht möglich, ein Urteil zu fällen, das alle für richtig erklären; allseitige Zustimmung hat auch die Regierung für ihr Werk nicht zu gewinnen vermocht, obwohl die Annahme im Reichstag sicher ist. Wir überlassen Lob und Tadel den Parteien und schildern hier nur objektiv den Tatbestand, nicht nach Zahlen und nach Tarifpositionen, sondern nach den leitenden Gedanken und den maßgebenden Umständen.

Zwei tiefgreifende Tatsachen haben die Abwendung Deutschlands vom Freihandel verursacht: die Erschließung der neuen Kontinente für die Massenerzeugung von Lebensmitteln und die Bevölkerungszunahme Deutschlands, die unser Vaterland aus einem Lebensmittel ausführenden in ein Lebensmittel einführendes und Fabrikate in großen Mengen ausführendes Land verwandelt hat. Mit der ersten Tatsache war ein niemals zuvor gekannter Sturz der Lebensmittel-, namentlich der Getreidepreise verbunden. Die ungeheuern Ebenen des nordamerikanischen Westens wurden besiedelt und bedeckt sich mit Mais- und Weizenfeldern. Eisenbahnen durchzogen die weiten Prärien und brachten das Korn mit ganz geringen Transportkosten nach den Häfen, wo eine staunenswert entwickelte Dampferflotte seiner harzte und es für ebenfalls stark gesunkne Frachten zu den dichtbevölkerten Verbrauchsstätten Europas hinüberführte. Überdies verwandelte der amerikanische Farmer durch seine Viehzucht den billigen Mais in Speck, Schinken und Pökelfleisch und machte dadurch der deutschen Viehzucht empfindliche Konkurrenz. Gegen das Ende des Jahrhunderts trat mit wachsender Bedeutung die argentinische Produktion an die Seite der nordamerikanischen, wo die kanadische einen fortwährend wachsenden Umfang einnimmt. Auch Australien ist für Weizen, Hammelfleisch und Talg ein Großproduzent geworden, endlich Argentinien, Südafrika und Australien für

Wolle. Wahrscheinlich wird der Menschheit nicht zum zweitenmal das Glück einer solchen Zunahme der notwendigen Lebensmittel widerfahren, denn neue Weltteile, neue große Produktionsstätten gibt es nicht mehr zu entdecken. Aber für die deutschen Landwirte, die mittlern und die großen, die ihr Getreide und ihr Vieh zu Markte bringen müssen, war der Gang der Dinge unglücklich. Die Kornpreise waren dem überseeischen Ansturm nicht gewachsen, sie stürzten um ein Viertel bis ein Drittel, und auch die Viehpreise konnten sich nicht behaupten. Das Einkommen der landwirtschaftlichen Unternehmer litt schwer; ein Umstand, der seit 1878, ja in verstärktem Maßstab seit zehn Jahren Politik und Wirtschaftspolitik in Deutschland beherrscht.

Fürst Bismarck schritt zum vollständigen Wechsel in seiner Zollpolitik. Er wurde aus einem Freihändler ein Schutzzöllner, und die Nation folgte ihm, anfänglich verblüfft und zaudernd, später mit wachsender Entschiedenheit. Er konnte zweimal die 1879 erst zaghaft eingeführten Kornzölle erhöhen. Der Roggenzoll, den er 1879 mit 50 Pfennigen für den Doppelzentner beantragt hatte, stieg dabei auf 5 Mark, nachdem Bismarck selbst 6 Mark beantragt hatte. Das bedeutete die nachhaltige Einmischung des Staates in die Verteilung des nationalen Einkommens. Die Wirkung der Massenproduktion von ausländischen Lebensmitteln auf die Preise in Deutschland sollte ausgeglichen werden, und die Maßnahme erreichte auch im wesentlichen dieses Ziel. Die Freihändler bekämpften freilich diesen ganzen Grundgedanken. Sie sagten, daß Wertschwankungen mit dem Begriff des Privateigentums immer verknüpft seien. Man würde sich nicht eingemischt haben, wenn, wie in den fünfziger und den sechziger Jahren, die Lebensmittelpreise eine überwiegend steigende Tendenz verfolgt hätten, und damit der Gewinn der landwirtschaftlichen Unternehmer auf Kosten der Verbraucher gewachsen wäre. In umgekehrter Richtung dürfe man um so weniger eingreifen, als es zum Nachteil der Arbeitermassen geschehe, deren Erverbsverhältnisse ohnehin eine Gefahr für die soziale Ordnung wären. Aber die Nation gab dieser Einrede kein Gehör. Sie fand, daß sich das Einkommen der Lohnarbeiter so sehr gebessert habe, daß die kleine Verteuerung der Lebensmittel keine Besorgnis zu erwecken brauche. Vielmehr liege eine äußerst bedenkliche Umwälzung aller Besitzverhältnisse darin, daß das landwirtschaftliche Einkommen so sinke. Wahrscheinlich wäre Fürst Bismarck von diesen Grundfätzen nicht abgewichen. Sein Nachfolger legte größeren Wert auf die Versöhnung der Arbeiterklassen; er hing nicht so fest an den Lebensmittelzöllen, vielmehr betrachtete er, was damals sehr wenig Leute genügend schätzten, mit Unruhe die Folgen der Kündigung aller Tarifverträge, die die französische Republik damals mit verschiedenen Ländern noch unterhielt. Wenn sich auch beinahe alle Länder gegenseitig meistbegünstigt hatten, so bekamen die Verträge doch nur einen Inhalt durch die französischen Tarifverträge. Mit deren Erlöschen wären also überall die autonomen Zolltarife für den internationalen Handelsverkehr maßgebend geworden. Das schien dem Grafen Caprivi und mit ihm der — freilich zum Teil erstlich widerstrebenden — Reichstagsmehrheit ein großes Übel. Er vereinbarte Handelsverträge mit Österreich-Ungarn, Italien, der Schweiz, Belgien und zuletzt auch mit Rußland und Rumänien, in denen ein Teil des Schutzes der Landwirt-

schaft geopfert wurde, damit man für zwölf Jahre zu einer sichern Grundlage für die deutsche Ausfuhr gelangte. Natürlich waren die Freihändler und die Sozialdemokraten ohne weiteres mit dieser Politik einverstanden. Aber auch die Hälfte der grundsätzlichen Schutzöllner stimmte ihm zu.

Obwohl sich unter der Herrschaft dieser Verträge die deutsche Ausfuhr von drei auf fünf Milliarden hob, blieb die Billigung der Caprivischen Politik doch nur eine vorübergehende Erscheinung, zumal da die Kornpreise wieder eine weichende Tendenz verfolgten. Es bildete sich der Bund der Landwirte, und er wurde zu einer Großmacht. Die Regierung wie die schutzöllnerischen Parteien, mit Einschluß der Nationalliberalen und des Zentrums, die die Stützen der Zollpolitik von 1892 und 1894 gebildet hatten, bekannnten sich zu der Notwendigkeit, den Schutz der Landwirtschaft zu erhöhen, auch auf Kosten der Industrie. Man mußte den Ablauf der bis zum 1. Januar 1904 gültigen alten Verträge abwarten, dann sollte der Umschwung eintreten. Zu diesem Zweck sollte der neue Zolltarif dienen, den der Reichstag um Weihnachten 1902 unter den heftigsten Stürmen zustande brachte. Die Regierung hat von Anfang an erklärt, sie betrachte den neuen Zolltarif als ein Instrument, das nicht bestimmt sei, unverändert in Kraft zu treten (außer im Notfall), sondern das Ausland zu Handelsverträgen zu bewegen, die der deutschen Landwirtschaft mehr Schutz ließen. Solche Zusagen pflegen zwar hernach oft vergessen zu werden, die Reichsregierung hat die ihrige gehalten. Mit der größten Fähigkeit und unter unfäglichen Schwierigkeiten hat sie ihr Ziel verfolgt.

Bei Rußland, das durch den Krieg in eine ungünstige Lage geraten war, erreichte sie es zuerst. Italien, Belgien, die Schweiz, Serbien und Rumänien folgten bald nach. Am meisten Widerstand leistete Österreich-Ungarn. Die innern Reibungen, das Gezänk zwischen den beiden Reichshälften, die parlamentarische Obstruktion standen einer Erledigung ernstlich im Wege. Aber auch sachliche Schwierigkeiten. Zwar hat die österreichische Getreideausfuhr mit Ausnahme von Gerste so gut wie aufgehört. Um den Weizenzoll brauchte man nicht mehr zu feilschen; Roggen und Hafer kamen ohnehin nicht in Frage. Aber um den Gerstenzoll hat man lange gestritten. Das neue deutsche Zollgesetz schreibt einen Mindestzoll von 4 Mark für Malzgerste vor, setzt aber für Futtergerste keinen Mindestzoll fest. Futtergerste ist ein Artikel, der der deutschen Landwirtschaft eben so sehr als Rohstoff dient wie als Konkurrenzware im Wege steht. Die deutsche Viehzucht kann, wenn sie ihren so sehr gestiegenen Viehstapel aufrecht erhalten will, die Einfuhr von 1 bis 1½ Millionen Tonnen Futtergerste gar nicht entbehren. Auf diesen Artikel konnte die Regierung also einen Zollnachlaß bewilligen, ohne der Landwirtschaft im ganzen zu schaden. Sie ging dabei, hauptsächlich Rußland entgegenkommend, noch unter den bisherigen Zollfuß von 2 Mark hinunter, nämlich auf 1,30 Mark. Dieser Schritt findet natürlich auch die wärmste Billigung der Freihändler; die Erzeuger der edeln Brauergerste werden dagegen durch eine starke Zollerhöhung auf Malzgerste, nämlich von 2 Mark auf 4 Mark entschädigt, einem Satze, an dem die Berliner Unterhändler trotz des österreichisch-ungarischen Begehrens streng festhielten. Dabei schien es lange Zeit kaum möglich, sich über die zolltechnische Unterscheidung beider Sorten zu verständigen. Schließlich hat der Donaufstaat

in dem Satze von 4 Mark nachgegeben, und wegen der Unterscheidung hat man sich dahin geeinigt, daß alle Gerste über 65 Kilogramm das Hektoliter als Malzgerste gilt, daß leichtere Ware nur einen bestimmten Zusatz fremdartiger Sämereien enthalten darf und als „Futtergerste“ deklariert werden muß, wenn sie den niedrigen Zoll beansprucht; endlich darf die Futtergerste bei Strafe nicht als Malzgerste verwandt werden. Der deutsche Malz Zoll ist von 3,60 Mark auf 5,75 Mark erhöht worden. Nach Ansicht österreichischer Mälzer bedeutet das für sie den Verlust des deutschen Marktes (jährlich rund 100 000 Tonnen Einfuhr aus Österreich-Ungarn) und eine ernsthafte Erschwerung des Absatzes von Malzgerste. Für Vieh verlangte Österreich-Ungarn die Wiederzulassung der jetzt verbotenen Einfuhr von Schweinen und Schafen; sie ist ihm unter Erhöhung des deutschen Zolls und unter der Sicherung der Gesundheit des deutschen Viehstandes durch eine Veterinärkonvention gewährt worden. Auf Holz hat Deutschland den Russen einen Nachlaß von 12 Mark (dem jetzigen Satze) für rohe Ware auf 9 Mark gewährt. Dieser sollte von Haus aus auch den Österreichern zugute kommen. Sie verlangten außerdem eine Verringerung des Unterschieds zwischen rohem und bearbeitetem Holz. Diese ist ihnen aber nur insofern zugestanden worden, als Deutschland von der beabsichtigten Erhöhung des Schutzzolls für seine Sägemühlen etwas nachgelassen hat. Er wird jedoch höher, als er bisher war. Der Hopfen Zoll ist von 14 Mark auf 20 Mark erhöht worden, der Mehls Zoll von 7,30 Mark auf 18,75 Mark.

Das sind die hauptsächlichsten Veränderungen an den deutschen Zöllen im österreichischen Vertrage. Außerdem hat Österreich (ebenso Rumänien) dieselben deutschen Zollermäßigungen zugebilligt erhalten, die im russischen Vertrage gewährt waren. Für Getreide sind überall die Minimalzölle unseres Vertrags stipuliert: Weizen jetzt 3,50 Mark, im autonomen Tarif 7,50 Mark, im neuen Vertrag 5,50 Mark; Roggen jetzt 3,50 Mark, im autonomen Tarif 7 Mark, im neuen Vertrag 5 Mark; Hafer jetzt 2,80 Mark, im autonomen Tarif 7 Mark, im neuen Vertrag 5 Mark; Mais jetzt 1,60 Mark, im neuen Tarif 5 Mark, im neuen Vertrag 3 Mark. Für Mais enthielt der neue Tarif übrigens keinen Mindest Zoll.

Ohne daß sich Deutschland eine Erhöhung der fremden Zölle auf seine Ausfuhrartikel gefallen ließ, war diese Erhöhung seiner eignen Lebensmittelzölle nicht zu erlangen. Die Umwandlung mußte also einerseits auf Kosten der Industrie, andererseits auf Kosten der Konsumenten vor sich gehn. Regierung und Reichstagsmehrheit waren sich klar darüber und glaubten in die Änderung einwilligen zu müssen. Wie nun aber im einzelnen die Opfer der Ausfuhrindustrie ausgefallen sind, das kann kein Mensch nach flüchtigem Blicke beurteilen. Es kommen viele Hunderte von Zolltarifpositionen in Betracht. Bei einigen wenigen sind Erleichterungen gegen den jetzigen Zustand erreicht worden, wobei vor allem zu erwähnen ist, daß sich Rußland verpflichtet hat, auf den zum Nachteil Deutschlands bisher festgehaltenen Unterschied zwischen Zöllen auf die Einfuhr seewärts und die Einfuhr landwärts zu verzichten. Bisher wurde unser Handel zum Vorteil des englischen und des französischen differenziert durch höhere Zölle für die Einfuhr über Land. Da diese größtenteils aus Deutschland kommt, während England und Frankreich nur den Seeweg be-

nutzen, so fiel der ganze Nachteil auf unsre Ausfuhr. Das hat jetzt ein Ende. Für andre deutsche Ausfuhrartikel ist wenigstens die Fortdauer der bisherigen Zölle gesichert, während die autonomen Tarife starke Erhöhungen in Aussicht genommen hatten. Für eine dritte Gruppe hat Deutschland die Erhöhung nicht abwehren können, aber es hat vereinbart, daß diese unter dem autonomen fremden Tarif blieb. Endlich sind überall Artikel übrig geblieben, die in den Vertrag gar nicht aufgenommen worden sind, über die sich der fremde Staat also unumschränkte Macht vorbehalten hat. Was das bedeutet, hat Rußland bei Gelegenheit der chinesischen Unruhen gezeigt, indem es mit Rücksicht auf seinen Geldbedarf plötzlich alle Zölle erhöhte — mit Ausnahme der durch unsern damaligen Handelsvertrag gebundenen.

Darin liegt überhaupt die größte Bedeutung der neuen Verträge, daß sie eine feste Grundlage für den gegenseitigen Warenaustausch schaffen, an dem weder von der einen noch von der andern Seite gerüttelt werden kann. Ohne solche Verträge ist jedes Land der unumschränkten Willkür des andern preisgegeben. Eine blühende Ausfuhr kann kurzerhand vernichtet werden, und aus Gegenmaßregeln können die verderblichsten Zollkriege entstehen. Es sind immer Interessenten da, die die Regierungen, die Parlamente, die öffentliche Meinung zu Kampfzöllen aufzuregen wissen, und fast immer folgt auf den Schlag der Gegenschlag. Dem ist nun für die sieben Staaten vorgebeugt; Frankreich reiht sich ohne weiteres daran, denn zwischen uns und ihm besteht der unlösbare Meistbegünstigungsvertrag. Auch England wird aller Wahrscheinlichkeit nach mit uns auf dem Fuße der Meistbegünstigung bleiben. Denn unsre Zuckerausfuhr, die in England ohnehin nur einem Finanzzoll unterliegt, ist durch die Brüssler Konvention für fünf Jahre unantastbar geordnet. Von allen andern deutschen Waren haben nur Spirituosen und Tabak Zoll zu bezahlen (einen reinen Finanzzoll; nur Tabakfabrikate unterliegen einem Schutz Zoll). Wenn etwa Chamberlains Agitation die Parlamentsmehrheit erregt, mag sich die Sache vielleicht ändern, doch dafür sind die Aussichten höchst ungünstig. Die britischen Kolonien bieten mehr Schwierigkeiten, doch diese werden von dem Handelsvertrag mit England nicht mehr betroffen. Das freihändlerische Holland wird einer Fortdauer seines jetzigen Meistbegünstigungsvertrages keinen Widerstand entgegensetzen, wie es auch von deutscher Seite nicht wahrscheinlich ist. Ebenso liegt es bei Dänemark und bei Norwegen, während in Schweden eine starke schutzzöllnerische Bewegung hervortritt, die vielleicht mit ernstern Mitteln bekämpft werden muß. Ein noch ungelöstes Problem ist die Frage, ob die Meistbegünstigungsverträge mit den Vereinigten Staaten und Argentinien unverändert aufrecht erhalten werden können. Die andern Länder bereiten niemand Sorgen.

So wird Deutschland denn für fernere zwölf Jahre sein, was bis 1892 Frankreich war und was von 1892 bis 1906 Deutschland gewesen ist: die feste Achse, um die sich auch die Handelsbeziehungen der meisten andern Länder untereinander drehn. Sehr wenige von diesen haben Tarifverträge, meist sind sie nur durch Meistbegünstigungsverträge miteinander verbunden. So wird zum Beispiel der englische Ausfuhrhandel durch die österreichischen, italienischen, russischen Zollerhöhungen, die sich die deutsche Ausfuhr gefallen lassen muß,

mitbetroffen. Wenn aber die deutschen Verträge nicht zustande gekommen wären, so wäre auch die englische Ausfuhr den hohen autonomen Tarifen dieser Länder verfallen.

Ein großartiges Werk sind die sieben Verträge auf alle Fälle; das kann man sagen, auch wenn man es ablehnt, Vorteil und Nachteil zu beziffern. Die Annahme im deutschen Reichstag ist ganz sicher. Dem Ruf einer kleinen freihändlerischen Gruppe, den Vertrag zu Fall zu bringen, folgt das Gros der Freihändler und Sozialdemokraten nicht; er ist abgeblitzt. Ebenso werden die extremen Agrarier in einer hoffnungslosen Minderheit sein, falls sie auf eine Ablehnung hinarbeiten. Die Nationalliberalen, das Zentrum, die gemäßigten Konservativen bilden unter allen Umständen eine Mehrheit; die Linke, auch wenn sich die Sozialdemokraten absondern sollten, führt der Mehrheit noch Hilfstruppen zu. Graf Bülow und Graf Posadowsky bleiben Sieger. Sie brauchen gar nicht einmal nach der äußersten Rechten mit Fortdauer der jetzigen Handelsverträge, nach der äußersten Linken mit Kündigung der jetzigen Verträge und Inkraftsetzung des neuen Tarifs zu drohen. Die Sache wird sich diesesmal sehr leicht abwickeln.



Deutschösterreichische Parteien

(Schluß)



ährend der dreizehn Jahre der Regierung Taaffes vollzog sich die Zertrümmerung der ehemaligen Verfassungspartei, die unausgesetzte Anstrengungen machte, das Ministerium parlamentarisch zu „stürzen,“ um wieder zur Herrschaft zu gelangen, in sehr langsamem Tempo, und zwar auch nicht, weil man ihre grundsätzlichen Fehler erkannte, sondern vielmehr durch ein instinktives Mißtrauen der deutschen Bevölkerung, die den großen Mißerfolg wenigstens ahnte. Ehedem hatten sich die Deutschösterreicher als die einzige berechnete Staatspartei gefühlt, jetzt erkannten sie von Jahr zu Jahr immer deutlicher, daß deutscher Liberalismus und deutsche Vorherrschaft nicht dasselbe sind. Daß sich dieser deutsche Liberalismus auf die Pfabe des reinen Antiklerikalismus und des phrasenreichen demokratischen Parlamentarismus hatte verlocken lassen, auf dem man nur umzukehren brauchte zu einer praktischen Staatspolitik, daß damals gerade noch die rechte Zeit dazu war, das wurde ihnen nicht klar. Daß das Deutschtum unter der bis dahin getriebenen und nun mißglückten Politik gelitten hatte und unstreitig nicht genügend betont worden war, lag freilich nahe genug, und darum begann das deutsche Volk seine nationalpolitische Aufgabe nicht mehr in der ausschließlichen Hingebung an den ihm national gleichgiltig werdenden Staat zu ersehen. Die Umwandlung der Deutschen aus einer Staatspartei in Volksparteien vollzog sich verhältnismäßig rasch, doch hat sich bei ihnen an Stelle des den Deutschösterreichern allein zustehenden zentralistischen Standpunkts bisher kein klares nationales Programm zu bilden vermocht, sondern es geht bei ihnen noch

sehr „völkisch“ wild durcheinander. Sie rufen zwar bei jeder deutschen Eiche einmal und bei der Nennung Bismarcks dreimal „Heil,“ singen bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit die „Wacht am Rhein,“ was sie aber eigentlich wollen, wissen sie selbst nicht. Unklar über ihre nationalen Ziele und durchaus unerfahren in der praktischen Politik, neigen sie der leichtesten der parlamentarischen Künste, der unbedingten Opposition zu, die, wie das Leben lehrt, schon die kleinsten Kinder üben, die sich nicht vor Schlägen fürchten. Sie finden es ganz logisch, zu behaupten, die Deutschösterreicher seien ein Edelvolk, das den Staat Österreich aus „mindervertigen“ Volkstämmen geschaffen habe, während sie selbst jede Forderung für diesen Staat ablehnen, jede seiner Maßregeln verdammen, das Heer schmähen und bekämpfen usw. und doch in demselben Atem von der Regierung verlangen, sie solle Österreich germanisieren und die deutsche Sprache sofort als Staatssprache dekretieren. Was einmal aus dieser politischen Kinderstube werden mag, steht dahin. Daß das deutsche Volkstum schärfer betont wird, ist ja an sich ganz gut, und früher ist in dieser Hinsicht schwer gesündigt worden, weil man bei dem zum Teil ganz unnötigen Kampfe gegen den Klerikalismus und dem Rennen nach dem demokratisch-parlamentarischen Regiment regelmäßig das nächste außer acht ließ, was der Förderung des Deutschen gefrommt hätte. Aber bei der heutigen Kampfweise kann man doch auch zu nichts Nützlichem kommen, eine Germanisierung ließe sich kaum noch durch den straffsten Absolutismus durchführen, den will man ja aber auch nicht. Was will man eigentlich? Wenn man das Tun dieser „Führer“ beobachtet, wird man unwillkürlich an den politischen Spottvers eines erinnert: „Marschiere trommelnd immer voran, das ist die ganze Wissenschaft.“

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß es immer dieselben Blätter sind, die heutzutage in österreichischen wie im französischen Parteistreit, der klarer zu durchschauen ist, den Vorkampf führen. Und wiederum dieselben Zeitungen sind es gewesen, die als Verfechter des Deutschtums in Österreich galten und im Ausland noch immer dafür gelten, weil ihre Stimme am lautesten vernommen wird. Als die Zweifel an der deutschliberalen Partei in Österreich überhand nahmen, wandte er sich auch nach dieser Richtung hin, und man begann zu fragen, ob nicht dieses Deutschtum, das man bisher mit Händen zu greifen vermeinte, tatsächlich nichts weiter als das Aushängeschild von Börsenjobbern sei. Man hatte allerdings zahlreiche Artikel gelesen, die mit deutschnationaler Wärme das Herz erquickten und sich doch bei näherer Prüfung als Ausfluß der reinsten Finanzinteressen herausstellten. „Falsch Gebild und Wort verändern Sinn und Ort,“ mit diesen Worten läßt Mephistopheles die verhexten Studenten statt Auerbachs Keller ein wundervolles Land erblicken, und als sie einander an die Nasen greifen, glauben, daß es Trauben seien. „Betrug war alles, Lug und Schein,“ sagten nun die Getäuschten und suchten nach den Betrügern. Waren es nicht fast ausnahmslos Juden, die so geschrieben hatten, und standen diese nicht auch sonst überall im Vordergrund, an der Börse, im Handel, in Kunst und Wissenschaft? Der Anstoß zur antisemitischen Bewegung, die auch zu derselben Zeit in Deutschland ausbrach, war so mit dem Zusammenbruch der deutschliberalen

Partei gegeben, und die neuen Bildungen nahmen sämtlich einen judenfeindlichen Anstrich an. Da nun die Juden in Österreich zur deutschredenden Bevölkerung gehören, die liberalen Deutschen aber teils grundsätzlich, teils wegen mannigfacher geschäftlicher Verbindungen mit den Juden deren Partei ergriffen, so schied die neue Bewegung die deutsche Bevölkerung abermals in weitere zwei Lager. Die neuen Parteibildungen schritten nur langsam vorwärts, da ihnen keine Presse von einiger Bedeutung zu Gebote stand, und sie auch an einem unverkennbaren Mangel an befähigten Führern litten. Nur dadurch wurde es erklärlich, daß ein politischer Phantast und Wortprahler wie Schönerer zeitweilig eine Rolle spielen konnte. Die neuen Parteiprogramme waren voll großtönender deutscher Worte, aber sonst im allgemeinen ziemlich dürftig und unzulänglich im höchsten Maße. Am meisten zeichneten sich dabei die Schönererianer aus, die gleich jenen, der nicht unbedingt auf die politischen Luftschlösser ihres Meisters schwor, für einen Verräter an der deutschen Sache erklärten. Was den Agitatoren an reifem Inhalt und an Kraft der Gedanken abging, wurde durch Derbheit des Ausdrucks und Gefuchtheit der Wortbildung ersetzt, wodurch einer den andern zu überbieten und auch zu verdrängen suchte. Hauptsächlich aus diesem Grunde zog sich die neue Entwicklung lange hin, und es schien zeitweilig, als ob die einstige deutschliberale Partei, der auch die gesamte Presse treu blieb, soweit sie nicht gar die Führung hatte, doch schließlich Sieger bleiben würde. Die viele Jahre währende Zerfahrenheit der deutschen Parteien war natürlich nicht geeignet, die Stellung der Deutschösterreicher in der Monarchie zu fördern, und man begann auf allen Seiten, sie politisch als weniger beachtenswert anzusehen.

Der einzige Führer, der sich durch einen weitem Blick hervortat, war Dr. Lueger (der Name wird „Lu-ecker“ gesprochen) in Wien. Er begann als Demokrat, und die liberalen Führer versäumten, wie das anderswo auch zu gehn pflegt, das aufstrebende Talent für ihre Zwecke heranzuziehn, und bekämpften ihn vielmehr mit der unfehlbaren Selbstüberschätzung, durch die sie sich zu allen Zeiten ausgezeichnet haben. Lueger war aber durchaus nicht der Mann danach, sich von Leuten, die in seiner Vaterstadt Wien schon den Boden verloren hatten, auf die Seite schieben zu lassen. Als begabter Demagoge erkannte er bald, daß mit der liberalen Demokratie, die durch die „Judenliberalen“ bei der Wiener Bevölkerung schon stark in Mißkredit geraten war, nichts mehr zu machen sei, daß man aber ihre Fehler ausnützen könne. So einigte er das „christliche“ Volk unter der Fahne des Antisemitismus, der gerade in Wien einen ergiebigen Nährboden hatte, da die wirtschaftliche Entwicklung zur Zeit der Herrschaft des Liberalismus die Lage des kleinen Mannes unzweifelhaft verschlechtert hatte, während auf der Ringstraße und in andern bevorzugten Stadtteilen die Paläste ehemaliger Armeelieferanten oder später durch Börsenspekulation reich gewordener Juden wie Pilze aus der Erde geschossen waren. Die sogenannte „Berliner Bewegung,“ die sich auf ähnlichen Grundlagen aufgebaut hatte, erlosch bald wieder, Lueger eilte dagegen mit seiner Agitation, wohl weil sie sich auf günstigerem Boden bewegte, von Erfolg zu Erfolg. Von vornherein verhöhnt und verspottet von

einer rücksichtslosen Presse, ohne das Hilfsmittel der Zeitungen und bloß auf die Werbekraft seiner Reden angewiesen, streckte er dennoch seine Gegnerin, die bis dahin allmächtige liberale Partei in Wien und Niederösterreich, in den Sand. Unter dem Koalitionsministerium Windischgrätz-Plener erfocht er 1895 seinen ersten großen Erfolg, indem seine Partei die Mehrheit in der Wiener Gemeindevertretung errang. Das Entsetzen darüber in der liberalen Partei war groß, Lueger wurde in allen nur zugänglichen Blättern der Welt als der wahre Gottseibeius geschildert, und es wurde alles daran gesetzt, seine Bestätigung als Bürgermeister von Wien zu verhindern. Dies gelang auch unter dem Koalitionsministerium und in der ersten Zeit des Ministeriums Badeni, der den wiederholt zum Bürgermeister gewählten Dr. Lueger nicht bestätigte und den Wiener Gemeinderat auflöste. Aber die Ende Februar 1896 vollzogenen Neuwahlen ergaben für ihn in Wien noch größere Mehrheiten, die Widerstandsfähigkeit der Liberalen war vollkommen gebrochen, und am 18. April wurde Dr. Lueger wiederum zum Bürgermeister gewählt. Die Bestätigung erfolgte zwar auch diesmal noch nicht, aber Graf Badeni vermittelte eine Audienz Luegers beim Kaiser Franz Joseph, infolge deren er zurücktrat und einstweilen ein anderer antisemitischer Bürgermeister im Wiener Rathaus die Geschäfte führte. Die deutschliberale Partei fühlte sich dadurch tief verletzt, ließ sich aber doch bald beruhigen, nur die deutschliberale Presse, die bisher den Minister „mit der eisernen Hand“ ungemein sympathisch aufgenommen und in nationaler Beziehung noch nie einen Einwand gegen ihn erhoben hatte, ließ mehr und mehr durchblicken, daß das Ministerium Badeni eine Gefahr für das Deutschtum sei, und die vereinigte Linke ihm nicht länger Gefolgschaft leisten könne.

Hätte Badeni, der ja sein Galizien recht gut kannte und auch besser verwaltet hatte als seine Vorgänger und Nachfolger, eine Ahnung von den westösterreichischen Verhältnissen gehabt, so hätte er seine Sprachenverordnungen für Böhmen und Mähren früher erlassen, schon während er die Wiener Antisemiten drangalierte. Auf deutscher und auf tschechischer Seite war man damals sehr zum Nachgeben geneigt, und es hätte sich leicht ein Ausgleich finden lassen, solange die Wiener Blätter dafür tätig gewesen wären. Denn bei allem Antisemitismus und Mißtrauen gegen diese Zeitungen haben die Deutschösterreicher schließlich doch immer getan, was ihnen diese einredeten. Wenn die Sprachenfrage für die Sudetenländer geordnet war, konnte Badeni dann in der Wiener Bürgermeisterangelegenheit immer noch entscheiden, wie er wollte, und der Zorn der hauptstädtischen Presse wäre gegenstandslos gewesen. Denn für diese wäre es wohl ein vernichtender Schlag gewesen, wenn zwischen Deutschen und Tschechen der Kampf zum Stillstand gekommen wäre, aber die Herrschaft in Wien lag ihnen näher. Früher hatte sie gegen Pfaffen, später gegen Panflawismus im allgemeinen und gegen die Tschechen im besondern geheßt. Die Heße hatte zum Antisemitismus geführt, gegen dessen endlichen Sieg in Wien nur noch die Gewalt der Regierung helfen konnte. Diese zeigte sich nun nicht willig, und so konnte man sie nicht brauchen. Es wurde darum dafür gesorgt, daß es über Böhmen zu keiner Verständigung kam. Nur noch durch die

Schürung des Hasses der Nationen gegeneinander konnte sich die bisher maßgebende Presse Beachtung sichern, während sie diese durch ihre politische und wirtschaftliche Haltung auf allen andern Gebieten eingebüßt hatte. Mit ihr hatte eine ganze Anzahl von unbedeutenden Berufspolitikern, die nach einer Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen jede Bedeutung eingebüßt hätten, dasselbe Interesse, daß der nationale Haber nicht eingebämmt würde. Die verwandten Seelen fanden sich, wer vom Unfrieden lebte, konnte die Verständigung nicht brauchen, und weder Badeni noch die dem Frieden geneigten deutschen und tschechischen Führer zeigten sich der Lage gewachsen. Wer Badeni veranlaßt hat, die Sprachenverordnungen gerade in einer Form, die den Deutschen zur berechtigten Opposition Anlaß gab, und ohne genügende Vorberverständigung herauszugeben, ist nicht genau bekannt geworden. Er war von Galizien aus an die „Hofjuden“ gewöhnt; als seine intimen Ratgeber und Mitarbeiter hatte er in seinem Wiener Bureau zwei, den Hofrat von Freiberg und den Kanzleidirektor Blumenstock, der seinen Namen in Galban umgeändert hatte. Wer von beiden die Hand im Spiele gehabt hatte, als Badeni die Fehler bei den Sprachenverordnungen machte und sich später zur Gewaltpolitik gegen die obstruierenden Deutschen verleiten ließ, ist nicht genau festgestellt worden, jedenfalls leitete sich der Sturz Badenis davon her. Vorher hatten sich aber noch einige Ereignisse von Einfluß abgespielt.

Im März 1897 begannen die Reichsratswahlen nach der neuen Wahlordnung, und zwar wählte zuerst die neue allgemeine Wählerklasse (fünfte Kurie), wobei die Sozialdemokraten auf einen durchschlagenden Erfolg hofften. In Wien wurden sie offen von der liberalen Presse unterstützt, die von dieser Seite eine Hilfsarmee gegen die Antisemiten erhoffte. Aber sämtliche neuen Mandate in Niederösterreich mit Wien fielen diesen zu, und in den andern Wahlkurien büßten die Deutschliberalen bis auf vier Mandate alle übrigen an ihre Gegner ein, obgleich schon diesmal die antisemitischen Schönereianer mit ihnen die beiden andern antisemitischen Parteien, die deutsche Volkspartei und die christlichsozialen Anhänger Luegers, bekämpften. Auch in andern Kronländern erlitt die Fortschrittspartei starke Verluste; in Böhmen, wo die Volkspartei keinen Führer hatte, machte sich Schönerer deren Parteivorarbeit zunutze. Die Fortschrittspartei, obgleich sie unter diesem Namen ein halbes Jahr vor den Wahlen aus der vereinigten Linken ausgetreten war, um ihre besondern Wahlzwecke zu fördern, schnitt überall mit Verlusten ab, und auch die kräftige Unterstützung der liberalen Presse vermochte ihr, die sich selbst als den Nachfolger der frühern liberalen Partei bezeichnete, nicht zu helfen. Ihr Glück war noch, daß die aufs doppelte ihrer frühern Anzahl angewachsne Volkspartei keine einheitliche Leitung hatte, sondern in Ländergruppen zerfiel, die auf der einen Seite von der Fortschrittspartei, auf der andern von den Schönereianern beeinflusst wurden. Die schwerste Niederlage für die Fortschrittspartei war freilich die in Wien und Niederösterreich, und die liberale Presse beklagte in schmerzvollen Worten die „zähe Rückständigkeit“ von Wien. Aber die Kaiserstadt hatte doch nahezu ein halbes Jahrhundert, mehr als alle andern Landesteile, den bildenden Einfluß der liberalen Presse genossen! —

Seitdem ist der „Kampf um Wien“ der Angelpunkt aller innerösterreichischen Parteikämpfe geworden und geblieben, mag man auch zu den verschiedensten Zeiten die mannigfaltigsten Gründe und „Prinzipien“ vorschieben, sodaß dem Nichteingeweihten, dem der rote Faden nicht sichtbar ist, vor all den slawischen und deutschparteilichen Streitereien und Beschuldigungen ganz wirt im Kopf werden muß, da er vor allen Dingen nicht begreifen kann, warum die Deutschösterreicher nicht zusammenhalten. Ja, wie sollen sie denn das, solange die letzten Reste der „großen liberalen Partei“ die Herrschaft in Wien wieder haben wollen und zu diesem Zwecke den noch immer zu ihrer Verfügung stehenden großen Preßhahn ausbieten, um die deutschen Christlichsozialen, wenn auch vorläufig noch nicht zu vernichten, so doch wenigstens auf das herbste zu schmähen, ihnen auf alle Weise Abbruch zu tun, die andern deutschen Parteien gegen sie aufzureizen und sich selbst auf das engste mit den Sozialdemokraten zu verbünden, auf deren siegreichen Schultern man allein wieder auf die Herrschaftssitze in Wien getragen werden kann. Daher kam schon die Freundschaft mit den Sozialdemokraten und ihre kräftige Unterstützung durch die liberale Presse bei den Reichsratswahlen im März 1897 wie auch bei allen spätern Wahlen. Im Auslande ist man über den eigentlichen Charakter dieser innern Kämpfe in Österreich nur ungenügend unterrichtet, wie man ja auch vor zwanzig Jahren nicht unterrichtet war, als Bismarck sein Urteil über die „Herbzeitlosen“ sprach. Damals wie heute schöpfte die ausländische Presse, namentlich die deutsche, auch wenn es durch besondere Berichterstatter geschieht, aus den in Wien noch immer herrschenden liberalen Blättern, zu denen sich auch die deutschfortschrittliche Partei nicht immer bekennen mag, und in Deutschland hat die denselben Standpunkt vertretende liberale Presse auch eine weit ausgebehntere Verbreitung, als der Anzahl liberaler Wähler und Abgeordneten entspricht. Man braucht nun für den Wiener Bürgermeister und seine Christlichsozialen wahrlich nichts übrig zu haben, aber man darf sich nicht der Erkenntnis verschließen, daß er mit ihnen den Kristallisationspunkt gebildet hat, um den sich alle antirevolutionären Elemente gruppieren, wodurch Zustände und Ansichten von der städtischen Verwaltung Wiens ferngehalten werden, wie sie derzeit in Berlin unter der freisinnig-sozialdemokratischen Herrschaft im roten Hause bestehn und schon mehrfach die Regierung veranlaßt haben, von ihrem Oberaufsichtsrechte Gebrauch zu machen.

Bevor am 27. März 1897 der neugewählte Reichsrat eröffnet wurde, war der bisherige Bürgermeister von Wien, Strobach, der Platzhalter für Dr. Lueger, wahrscheinlich auf indirekte Veranlassung Badenis, der wegen der bevorstehenden Mehrheitsbildung im Reichsrat damit ein Druckmittel auf die deutsche Fortschrittspartei erlangen wollte, zurückgetreten. Der feudale Großgrundbesitz wollte in keine Mehrheit ohne die katholische Volkspartei, der verfassungstreue in keine mit dieser Partei eintreten. Hinter dem Rücken des Ministerpräsidenten schlossen sich der feudale Großgrundbesitz, der Polenklub, die Jungtschechen und die katholische Volkspartei zum gemeinsamen Vorgehn zusammen, worauf sich Badeni für die tschechenfreundliche Fassung der Sprachenverordnung entschied, und der Justizminister Graf Gleispach deshalb seine

Demission gab. Am 31. März wurden die neuen Sprachenverordnungen einer Konferenz von Mitgliedern der deutschen Parteien mitgeteilt, die erklärte, sie nicht annehmen zu können. Das Ministerium Badeni reichte darauf, hauptsächlich wegen der Haltung des verfassungstreuen Grundbesizes, am 2. April seine Demission ein, die der Kaiser nach einer Audienz zweier Vertreter der genannten Partei, wobei sich diese verpflichtete, die Politik des Ministeriums, abgesehen von der Sprachenfrage, zu unterstützen, am 4. April ablehnte. Badeni hoffte immer noch, wenigstens einen Teil der deutschen Fortschrittspartei für seine Mehrheitsbildung zu gewinnen, ein Blatt der Deutschliberalen hatte auch erklärt, die Sprachenverordnung des Ministeriums könne man nicht annehmen, sich aber über eine andre verständigen. Die Jungtschechen erklärten sich aber gegen das Eintreten der Deutschliberalen in die Mehrheit, und nun schlossen sich abermals ohne Vorwissen des Ministerpräsidenten Polenklub, Jungtschechen, feudaler Großgrundbesitz und katholische Volkspartei zu dem ehemaligen „eisernen Ring der Rechten“ zusammen. Bis dahin waren demnach die Sprachenverordnungen eigentlich gar nicht der springende Punkt der Intrigen gewesen, sondern die Frage, ob die Regierung eine liberal-slawisch-deutsche oder eine klerikal-slawische Politik einschlagen solle. Im ersten Falle wäre eine Verständigung über die Sprachenverordnungen leicht möglich gewesen, jetzt hatte aber Badeni keine Wahl mehr, seine Unkenntnis der österreichischen Verhältnisse hatte ihn dazu gebracht, sich durch eine Parlamentsintrigue überraschen zu lassen. Während nun noch der mit den Deutschliberalen verbündete „Pester Lloyd“ die Hoffnung aussprach, mit der Zeit würden die Deutschliberalen an die Stelle der Deutschklerikalen in der neuen Parlamentsmehrheit treten, veröffentlichten an demselben Tage (5. April) die verbündeten Parteien ihre Erklärungen über die Vereinbarung und wählten das neue Reichstagspräsidium: Dr. Rathrein (katholische Volkspartei), Abrahamowicz (Pole) und Dr. Kramarisch (Jungtscheche). An demselben verhängnisvollen Tage wurden die Sprachenverordnungen veröffentlicht. Am 8. April erklärte Dr. Lueger, er werde die auf ihn gefallene Wahl zum Bürgermeister von Wien annehmen, und an demselben Tage wurde im Abgeordnetenhaus durch die Schönererianer und die Fortschrittspartei die Intrigue durchgeführt, bei der Debatte über den von den deutschen Parteien eingebrachten Antrag auf sofortige Wiederaufhebung der Sprachenverordnungen durch rechtzeitigen Schlussantrag und durch Wahl eines andern Generalredners die Christlichsozialen vom Wort auszuschließen und dadurch den Schein zu erwecken, als seien sie mit den Sprachenverordnungen einverstanden. Nach Ablehnung des Antrags ging am 10. April der Reichsrat in die Osterferien, am 17. April wurde die Wahl Dr. Luegers bestätigt, und am 20. erfolgte die Einführung in sein Amt. Die Zusammenstellung dieser Daten ist so lehrreich, daß sie keiner weiteren Erläuterung bedürfen.

Badeni hatte es nicht durch die unheilvollen Sprachenverordnungen, sondern durch die Bestätigung Dr. Luegers mit der hauptstädtischen Presse gänzlich verdorben, die nun zur erbittertesten Bekämpfung des an sich ja auch gänzlich unfähigen Ministeriums übergieng und dabei noch den Vorteil hatte,

als Vorkämpfer des beleidigten Deutschtums zu erscheinen. Während der parlamentarischen Osterferien wurden gegen die Sprachenverordnungen zahlreiche Protestversammlungen abgehalten, die an sich ganz berechtigt waren, in denen aber keine positiven Vorschläge gemacht wurden. Desto härter waren die Worte, die man gegen die Regierung gebrauchte, und in denen namentlich die Schönererianer alle andern überboten, auch die ihnen darin nahekommenen Deutschfortschrittlichen. So bildete sich trotz dem Gegensatz in der Judenfrage schon damals ein Bündnis zwischen beiden Fraktionen aus, dem sich nach langem Zögern auch die deutsche Volkspartei anschloß, deren schwächerer Flügel nicht gern die vom Reichsrat erwartete wirtschaftliche Tätigkeit brachgelegt sehen mochte, aber überstimmt wurde. Die Wiedereröffnung des Reichsrats am 28. April brachte die Obstruktion der genannten deutschen Parteien und eine Anklage des Ministeriums wegen der Sprachenverordnungen, die aber abgelehnt wurde, obgleich die Christlichsozialen, die man gar nicht darum begrüßt hatte, dafür stimmten. Der Reichsrat wurde schließlich, da wegen der Obstruktion die Adreßdebatte über die Thronrede nicht einmal beendet werden konnte, am 12. Juni geschlossen. Nun wurde die große Agitation der Deutschen gegen die Sprachenverordnungen fortgesetzt, bei der die Schönererianer mit ihren großtönenden Worten immer mehr an die Spitze traten und schließlich alle deutschen Parteien beherrschten. Die Folge davon war, daß die Schlagworte von der unbedingten Obstruktion im Parlament bis zum Sturz des Ministeriums und zur Aufhebung der Sprachenverordnungen allein zur Geltung kamen, und die Frage, was nachher werden sollte, gar nicht zur Erörterung zugelassen wurde. Damit stempelte sich die „Gemeinbürgerschaft aller Deutschen“ zu einer rein passiven Parteigruppe und verurteilte ihre Politik von vornherein zur Unfruchtbarkeit. Die liberale Presse war damit ganz einverstanden, sie schürte das Feuer und benutzte die Gelegenheit zu neuen Angriffen gegen die Klerikalen. Ausgiebigen Anlaß dafür gab ihr das schmähsliche Verhalten der deutschen katholischen Volkspartei, die damals aus Furcht vor einer liberalen deutsch-slawischen Mehrheit die Interessen des Deutschtums in der Sprachenfrage preisgegeben hatte. Zugleich dehnte die liberale Presse ihre Angriffe auf die antisemitischen Christlichsozialen aus, die an ihrem christlichen Standpunkte festhielten, sich aber sonst nicht von den Deutschen trennten. Aber sie waren die Herren in Wien und in Niederösterreich, wo sie die Deutschliberalen verdrängt hatten, und das reichte hin, sie mit oder ohne Grund zu verfolgen. An einer wirklichen deutschen Gemeinbürgerschaft konnte der liberalen Presse gar nichts gelegen sein, denn diese hätte einen antisemitischen Anstrich bekommen, da auch die Fortschrittspartei in der Mehrzahl nur aus sehr lauen Judenfreunden bestand. Die Gemeinbürgerschaft konnte noch bedenklicher werden, wenn sich ihr auch noch die katholische Volkspartei angeschlossen hätte, wonach sämtliche deutsche Parteien geeinigt dagestanden hätten. Und diese Gefahr lag einmal ganz nahe, als die Regierung und die Mehrheit während der deutschen Obstruktion im Herbst 1897 auf die Vergewaltigung der Deutschen hinauswollten, Dr. Rathrein darum das Präsidium niederlegte und die Partei schließlich mit den andern Deutschen stimmte. Dann wäre es

mit der Herrschaft der liberalen Phrase gänzlich aus gewesen, und darum wurde rechtzeitig vorgebeugt. Der 12. November, an dem mit zwei Ausnahmen alle Deutschen gegen die Ablehnung der neuen Ministeranklage stimmten, 171 gegen 177, war nicht ohne Wirkung geblieben, auch in den Deutschklerikalen regte sich das deutsche Blut.

Damals bis zum Frühjahr 1898 begann sich eine Annäherung der katholischen Volkspartei an die Parteien der deutschen Linken zu vollziehen. Im März erklärten Abgeordneter Dr. Grabmayer (deutscher Großgrundbesitz) und der Führer der katholischen Volkspartei, Freiherr Dipauli, beide Parteien hätten gefehlt, da sie sich abgestoßen hätten, statt zum staatlichen wie zum nationalen Besten gemeinsam zu handeln. Es schien ein Augenblick gekommen zu sein, wo sich die von den Einsichtsvollsten angestrebte Einigung der Deutschen in Österreich vollziehen konnte. Die aber von dem bisherigen Kampfe gelebt hatten, fühlten natürlich dieses Bedürfnis nicht, und sie setzten alles daran, das Einigungswerk zu hindern. Solche Leute gab es auf der klerikalen wie auf der liberalen Seite, und sie bestrebten sich, zu verhindern, daß das bisherige Schlagwort von der deutschen Gemeinbürgerschaft erst seinen vollen und wirklichen politischen Inhalt erhielt. Die liberale Presse fühlte für diese Erfüllung keine Begeisterung und setzte unverdrossen ihren Kampf gegen den Klerikalismus fort, aber den deutschen Radikalen blieb es vorbehalten, mit einem Rucke den Riß zwischen der katholischen Volkspartei und den übrigen deutschen Parteien unheilbar zu machen. Schon in der deutschen Volksversammlung in Bozen, die im Februar 1898 die deutsche Verständigung einleiten sollte, ging der damals noch als deutscher Nationalheld gefeierte radikale Abgeordnete Wolf mit so heftigen und gänzlich überflüssigen Angriffen gegen den Bischof von Triest vor, daß sich alle Klerikalen dadurch abgestoßen fühlten, und im Reichsrat wurden dann die unbegründetsten und gehässigsten Anfeindungen gegen die katholische Kirche fortgesetzt. Was damals an der für die Deutschen so günstigen Stimmung verdorben worden ist, läßt sich heute noch nicht einmal abschätzen, aber Tatsache bleibt, daß der Vorstoß der Radikalen nicht etwa erfolgte, weil irgendeine klerikale Aktion eine Abwehr nötig machte. Gerade damals hielten sogar die Heißsporne unter den Klerikalen wegen der nationalen Bewegung in ihren Reihen mit ihren parteipolitischen Wünschen zurück. Es sind die Deutschradikalen gewesen, die jede Einigung vereitelten, die alle Deutschen, die sich nicht ihnen anschlossen, als Verräter bekämpften und gegen die Einbeziehung der katholischen Volkspartei in die deutsche Gemeinbürgerschaft protestierten. Der Abgeordnete Wolf gab den Kampfruf vom „Ausräumen der Deutschklerikalen“ aus, und der sattfam bekannte Schönerer eröffnete die „Los-von-Rom“-Bewegung, und damit wurde jede Einigung der Deutschen unmöglich gemacht. Die Radikalen traten in den Kulturkampf ein, nachdem sie schon alle möglichen politischen und nationalen Reizungen erschöpft hatten. Und dabei war der eine Führer eine durchaus negative Natur, während bei den andern die politische Streberei und Popularitätshascherei größer war als ihr Wissen und ihr politischer Charakter. Sie bedurften einer Erregung der Massen für die Neuwahlen nach der not-

wendig gewordenen Auflösung des Abgeordnetenhauses und trugen keine Bedenken, die Fackel der konfessionellen Zwietracht unter das deutsche Volk zu schleudern. Die liberale Presse hob schützend ihre Hände über die radikale Partei, die so entschieden und rücksichtslos das früher von ihr betriebene Geschäft aufnahm, auch hatten sich ja die Schönererianer bei dem Kampf um Wien gegen die Christlichsozialen schon bewährt, und man konnte solche Leute brauchen. Abgesehen von allen Erwägungen sittlichen Ernstes kann auch das politische Ergebnis der „Los-von-Rom“-Bewegung nicht zugunsten der deutschen Sache ausfallen. Gelänge es auch, viele tausend Katholiken von Rom zu lösen, so würde das doch nimmermehr den Schaden aufwiegen, den eine Verschärfung der konfessionellen Gegensätze und eine tiefe Spaltung des deutschen Volkstammes in Österreich angerichtet hat. Bisher haben wenigstens noch die Deutschkatholiken, belehrt durch die Ereignisse, im Parlament ihre neutrale Stellung bewahrt und alles Liebeswerben der ehemaligen slavischen Bundesgenossen zurückgewiesen.

Seit jenen Tagen hat sich nichts in der Lage der deutschen Parteien in Österreich geändert. Die „Gemeinbürgerschaft“ hat nichts zutage gefördert als das schon vergessene Pfingstprogramm, das wenigstens eine gemeinsame Kundgebung der vier größten deutschen Parteien: der deutschen Volkspartei, des verfassungstreuen Großgrundbesitzes, der deutschen Fortschrittspartei und der Christlichsozialen war, wenn es auch einen rein defensiven Inhalt hatte und leider keine Nachfolge gefunden hat. Die Obmännerkonferenz der vier Parteien, die als Einigungsorgan dienen sollte, hat zeitweilig bestanden und ist dann wieder aus Wahlrücksichten, wenn auch „prinzipielle“ Gründe vorgeschützt wurden, aufgelöst worden. Inzwischen haben die Parteien gewetteifert, einander bei den Wahlen Mandate abzujagen, ohne daß der entschiedne Erfolg einer Richtung hervorgetreten wäre. Es ist bei der alten Verfahrenheit und Schwäche geblieben. Seit länger als einem Jahre besteht die Obmännerkonferenz wieder, hat aber keine positive Leistung hervorgebracht. In keiner der großen Fragen der Zeit, weder zur Heeresfrage noch zum Ausgleich mit Ungarn und zu den Handelsverträgen, hat man Stellung zu nehmen den Mut gehabt. Man fürchtet, Mandate zu verlieren, namentlich an die Radikalen, und verläßt sich darauf, daß die Regierung mit Hilfe des Paragraphen 14 schon die Verantwortung für alles übernehmen werde. Auch dem Ministerium gegenüber wagt man aus Angst vor den Radikalen nicht Stellung zu nehmen, obgleich die vier in Frage kommenden deutschen Parteien gar nicht bezweifelten, daß das nächste Ministerium in keinem Falle deutschfreundlicher sein konnte. Man benutzte verhältnismäßig geringfügige Dinge, wie die slavischen Parallelklassen in Schlesien und die italienische juristische Fakultät in Innsbruck, die bei einigem guten Willen von allen Seiten im Handumdrehn gelöst werden könnten, eine kühl zurückhaltende Stellung gegenüber dem Ministerium beizubehalten und — den großen Fragen ausweichen zu können. Die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Tschechen hat nicht nur keine Förderung erfahren, sondern scheint gänzlich verfahren zu sein. Infolge der Obstruktion stockt seit Jahren die Tätigkeit des Parlaments, und man muß die Langmut

des Kaisers bewundern, der sich nicht entschließen mag, den unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen. Das nächstliegende und am wenigsten einschneidende Mittel wäre die Sistierung der Verfassung so weit, daß das gänzlich arbeitsunfähige Abgeordnetenhaus auf einige Jahre ausgeschaltet, und die gesetzgeberische Tätigkeit allein dem in großem Ansehen stehenden Herrenhause übertragen würde, damit das Volk wieder das Beispiel geordneten parlamentarischen Wirkens vor Augen hätte und für künftige Wahlen Geschmach daran gewinnen könnte. Vorläufig stockt die gesamte Entwicklung des Staats, die wirklichen Wünsche und Bedürfnisse des Volks, vor allen auch des deutschen, bleiben unberücksichtigt, wenn sie auch zuweilen als Klagen gegen die Regierung, gegen Klerikale oder slawische Wirtschaft usw. in den Blättern auftauchen. Denn ganz totschweigen kann man sie nicht, aber die Deutschösterreicher haben keine Presse, die ihre Interessen vertritt, und keinen Führer, der als Befähigung zur Abhilfe mehr als den guten Willen mitbrächte.

Einstweilen schleicht die Staatsmaschine weiter, denn sie kann nicht stillestehn. Eine Besserung der Lage ist in nächster Zeit nicht zu erwarten. Der einzige Gegenstand, der vorläufig noch weitere Teilnahme beansprucht, ist der Kampf um Wien. Dort macht die alte liberale Partei alle Anstrengungen, die in den neunziger Jahren verlorne Stellung mit Hilfe der Sozialdemokraten und der wenig ins Gewicht fallenden Alldeutschen wieder zu gewinnen. Bis jetzt sind diese Versuche an den Erfolgen der Christlichsozialen unter neuen Verlusten ihrer Segner gescheitert. Das Verdienst dafür gebührt dem Führer Dr. Lueger, der sich auch als Bürgermeister von Wien als ausgezeichnete Verwaltungsbeamter außerhalb seiner Parteigenossen Anerkennung erworben hat und keineswegs ohne weiteres beseitigt werden könnte. Die Vorgänge während der Feier seines sechzigsten Geburtstags in Wien haben dargetan, daß er in Liebe und Haß der populärste Mann der Kaiserstadt ist. Man braucht ihn trotzdem nicht zu überschätzen, denn unter Blinden ist der Einäugige König, und in einer Zeit allgemeiner politischer Schwäche fällt schon eine energische Persönlichkeit wohlthuend auf. Man braucht noch weniger alle Forderungen, Ansichten und Manieren der Christlichsozialen als politisch berechtigt und sonst zulässig anzusehen, aber man muß doch zum österreichen wie zum allgemeinen Besten wünschen, daß ihre Stellung in Wien erhalten bleibe. Denn wenn sie manchem nicht liberal genug erscheinen mögen, so sind sie doch deutsch und werden auch Wien deutsch erhalten, was sich von ihren Nachfolgern nicht vorausagen, ja nicht einmal erwarten läßt. Solange Lueger seine körperliche und geistige Frische behält, wird er überhaupt nicht gestürzt werden, die Wiener Deutschliberalen werden auch seine Richtung in absehbarer Zeit nicht verdrängen können, ihre Hoffnung steht nur auf die Sozialdemokratie, der allerdings aus der von so vielen Seiten zu ihren Gunsten betriebnen Agitation die Kraft erwachsen könnte, die Christlichsozialen aus der Stadtvertretung zu verdrängen. Dann würde in Wien ein freisinnig-sozialdemokratisches Stadtrezimement eintreten, wie heute in Berlin. Daß ein solches unter den viel schwierigeren Verhältnissen der Donau- stadt deren deutschen Charakter aufrecht erhalten würde, ist gar nicht voraus-

zusehen. Erst würden sich mit liberaler Zulassung die tschechischen Sozialdemokraten breit machen, dann die tschechischen Sokols einziehen; das weitere läßt sich ohne Schwierigkeit hinzudenken. Gerade für die Reichsdeutschen, denen an einer Slawisierung von Wien nichts gelegen sein kann, dürfte die Beachtung dieses Umstands von Wichtigkeit sein, so wenig sie auf die sonstigen deutschösterreichischen Parteiverhältnisse mit ihrer Zerfahrenheit Wert legen mögen. Solange die Deutschösterreicher nicht haben einsehen lernen, daß sie im Reichsrate nur zusammenzustehn und etwa noch die Stimmen der Italiener oder der Sozialdemokraten durch verständige Zugeständnisse zu gewinnen brauchen, wenn sie in jedem einzelnen Falle die hundertundneunzig und einige slawischen Abgeordneten überstimmen wollen, ist ihnen nicht zu helfen, ihre Klagen werden nicht verstummen, und ein gewisser Rückgang wird auch nicht zu vermeiden sein. Aber bis das Verständnis einmal kommt, können noch viele Jahre vergehn, und darum wäre es im nationalen wie im österreichischen Interesse gut, wenn Wien solange eine rein deutsche Stadt bliebe. —v—



Ernst von Lasaulx



ie Konfessionen zanken sich in Deutschland. Das tun sie seit vierhundert Jahren ununterbrochen, doch in verschiedenen Zeitabschnitten mit verschiedenen Graden der Lebhaftigkeit. Manchmal geschiehts con furore, und wenigstens symbolisch eingeschlagene Schlägel machen die Instrumentalmusik dazu; manchmal ist's nur ein dumpfes Knurren und Mörgeln, und manchmal wird die Debatte mit mittlerer Stimmkraft geführt, wie eben jetzt, und nicht vom ganzen Corpus Evangelicorum und dem dito Catholicorum, sondern nur von einem immerhin ziemlich starken Liebhaberchor. Nun gibt es Leute, und ihrer sind nicht wenig, denen Zanken das unentbehrliche Lebensbrot und der höchste Genuß ist; denen wollen wir ihr Vergnügen nicht schmälern. Es gibt aber auch andre, die es schmerzt, wenn über ernste und wichtige Dinge ergebnislos getritten wird, und die zur Verständigung mit dem Gegner gelangen möchten. Um sich mit ihm zu verständigen, muß man vor allem ihn und seine Meinung kennen. Dazu ist geselliger Verkehr, wenn er nicht eine heute aus vielen Gründen seltne Intimität erreicht, nicht immer das beste Mittel. Eine gute, womit nur gesagt werden soll, das Seelenleben vollständig enthüllende Biographie führt weiter. Eine solche von einem Führer der deutschen Katholiken hat soeben Dr. Remigius Stölzle, ordentlicher Professor der Philosophie in Würzburg, geliefert: Ernst von Lasaulx (Münster, Ashendorfsche Buchhandlung, 1904). Zwar ist Lasaulx schon lange tot, aber er gehört der Generation von Katholiken an, die im romantischen Zeitalter der Restauration den deutschen Katholizismus wiederbelebt haben. Diese Wiederbelebung ist von drei Herden ausgegangen: dem weisfälischen, dem mittelrheinischen, dem bayrischen. Den zuletzt

genannten haben wir in der Besprechung von Professor Friedrichs Döllinger-Biographie ein wenig beleuchtet. Lasaulz eröffnet uns tiefere Einblicke, weil Stölzles Buch eine Fülle von Herzensergüssen des Mannes mitteilt. Um den verfügbaren Raum gehörig auszunutzen, wollen wir uns auf die Wiedergabe möglichst vieler solcher Ergüsse beschränken, nur so viel Biographisches einfließen lassen, als zum Verständnis nötig ist, das Protestieren aber und Glossenmachen den Lesern überlassen.

Ernst von Lasaulz wurde 1805 in Koblenz geboren als ältester Sohn des Architekten und königlich preussischen Bauinspektors Johann Claudius von Lasaulz. Dessen Base Katharina war die Gattin von Görres, und dieser steckte seinen Neffen mit der Preußenfeindschaft an, die übrigens damals in der neuen preussischen Provinz allgemein war; abgesehen vom konfessionellen Gegensatz waren die Rheinländer wütend über die vielen Freiheitsbeschränkungen und über die Besetzung aller Ämter mit Altpreußen. Nachdem Ernst das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, bezog er 1824 die Universität Bonn, wo er Philosophie, alte Sprachen und die Geschichte der antiken Kunst studierte. Römische Geschichte hörte er bei Niebuhr, von dem er in einem Briefe an einen Freund eine sonderbare Äußerung erzählt. Der epochemachende Historiker, der bekanntlich auch praktischer Staatsmann gewesen ist, habe bei der Abreise in die Ferien der Vorsteherin eines Wohltätigkeitsvereins versprochen, ihr zwanzig Friedrichsdors zu schicken, sobald er erfahre, daß die Bestie krepirt sei. Mit der Bestie war die Sängerin Sonntag gemeint. Im Jahre 1828 ging Ernst zur Fortsetzung seiner Studien nach München. Er schreibt von dort seinem Vater: „Görres wird uns täglich lieber. Er stellt die Geschichte der Menschheit dar, zwar als ein Werk menschlicher Freiheit im einzelnen, aber das Ganze geleitet nach den ewigen unvergänglichen Zweckgesetzen der Providenz. Ob seine Gliederung und die Nachweisung jener ewigen Gesetze im einzelnen überall richtig und historisch wahr ist, weiß ich nicht; aber selbst wenn das Ganze nur ein großes Gedicht wäre, so ist diese Dichtung doch so erhaben, daß ich dafür gern einige nackte sogenannte historische Wahrheiten hingeben will. . . Görres, Schelling, Ringseis, Schubert stehn auf einem wahrhaft hohen religiösen Standpunkte, wogegen weder leichtsinnige Genialität noch eine selbstgefällige trohige Verstandesweisheit sich halten kann. Wer unter solchen Menschen nicht auch religiös würde, dem müßten die Flügelkeime noch sehr tief unter der Häusehaut verborgen liegen.“ Görres, Ringseis, Cornelius, Döllinger, Baader, Arstin und noch einige Freunde kamen regelmäßig in einer kleinen Restauration zusammen. Diesen harmlosen Klub blähte die Phantasie der Jesuitenknüttler zu einer den Staat, die Gesellschaft, das deutsche Vaterland und den Protestantismus bedrohenden schrecklichen Verschwörung auf, die man die Kongregation nannte. Der Freiherr von Hormayr — Ringseis schildert ihn einen Menschen von unglaublicher Gemeinheit — denunzierte die Verschwörer in auswärtigen Blättern. Lasaulz griff Hormayr in der Münchner Zeitung maßlos an und wurde dafür mit einem Monat Gefängnis bestraft. Den Zensor, Regierungsrat von Richberger, schimpfte er bei dieser Gelegenheit in einem an ihn gerichteten Briefe einen Einfaltspinzel.

Im Gefängnis las er Novalis, den er neben Franz von Assisi stellte, und Jakob Böhme.

Im Herbst 1830 geht er auf Reisen. Seine Eltern, mit denen er fleißig die zärtlichsten Briefe wechselt, müssen sehr gütig und nachsichtig gewesen sein, denn obwohl sie vermögenslos waren und nur ein mäßiges Einkommen hatten, scheinen sie dem Sohne, der sich in der Welt herumtrieb, statt eine feste Anstellung zu suchen, keine Vorwürfe gemacht und durch Opfer einiges Geld für ihn erübrigt zu haben. Viel brauchte er ja nicht, denn er war bedürfnislos und nahm meist die Gastfreundschaft von Klöstern in Anspruch. Auch studierte er unterwegs fleißig; die Klosterbibliotheken lieferten ihm Kirchenväter, Scholastiker und Mystiker. In Wien, wo er den katholischen Philosophen Günther kennen und verehren lernte, blieb er neun Monate; seine dortigen Freunde bemühten sich um eine Anstellung für ihn. Laut einem Briefe von dort ärgert er sich, daß das Jahr zu Ende geht, ohne daß ein europäischer Krieg ausbricht: „Die Menschen sind jetzt so miserabel, daß nichts sie aus ihrer Stumpfheit aufrütteln kann; es muß eine Pest kommen und diese kernsaule Generation wegraffen. Ein allgemeiner europäischer Völkerkrieg, der alles noch scheinbar Westehende in seinen Grundfesten erschüttert und an die innerste Lebenswurzel der Staaten greift, und der notwendig ein Religionskrieg sein müßte, wäre mir von Herzen erwünscht: das Christentum müßte dann diese Welt wahrhaft und gründlich regenerieren, oder es mag alles zum Teufel gehn.“ Er studiert nun neuere Philosophen. Von Hegel sagt er: „Durch das Studium der spekulativen Mystiker war ich schon gewöhnt, mich jenseits der Verstandesreflexion in der Sphäre des reinen Gedankens und der intellektuellen Anschauung freier zu bewegen, und so las ich die neue Ausgabe der Encyclopädie, einige polemische Broschüren dagegen und Hegels Kritik derselben mit ziemlicher Leichtigkeit und mit mehr Interesse, als ich mir vorgestellt hatte. Aber diese Dialektik des Begriffs ist wie ein trocknes Feuer der Intelligenz, das alles feuchte Leben der Natur ausjaugt.“ Er lobt dagegen den frischen warmen Frühlingshauch, der in Schellings Naturphilosophie wehe. Im Kloster Lavant macht ihm der Prälat den Vorschlag, dort zu bleiben und einer der ihrigen zu werden. „Ich nahm den Ernst scherzhaft und antwortete ausweichend. Die Wahrheit ist, daß, obgleich ich fast lauter Ehrenmänner hier kennen gelernt habe, deren Gesinnung ich wohl theile, doch die Art, wie diese in ihnen lebt, mir fremd und entfremdet ist und auf die Länge drückend sein würde; ich meine jene glückliche Unschuld und Unbefangenheit des Denkens und Fühlens, die einmal verloren, nur durch die Macht wissenschaftlicher Erkenntnis ersetzt werden kann, wenn sie überhaupt ersetzt werden kann.“

Aus Venedig schreibt er am 30. Juni 1831 an Görres: „Die erste offizielle Nachricht von einer Kriegserklärung gegen Frankreich, wo immer sie mich trifft, wird mich auf dem kürzesten und schnellsten Wege zu der deutschen Armee führen, die dem Feinde am nächsten steht. Keine Rücksicht auf der Welt wird mich abhalten, Haß und Rache zu entflammen gegen die Halunken mit allen Kräften und Herzenslust. Es muß eine Flamme werden blutrot wie Feuerregen vom Himmel herab, und dann soll sichs entscheiden, ob die euro-

päische Weltgeschichte mit einem Pasquill schließt, oder ob die Sache siegt, die bei Gott war vor Grundlegung dieser Welt.“ Als letztes Reiseziel hatte er sich Jerusalem gesetzt; die Reisebeschreibung von Prokopsch-Osten sollte sein Führer sein. Zufällig traf ihn der Verfasser und nahm ihn in seinem Wagen mit nach Rom. Von dort schreibt er seiner Mutter u. a.: „Über alles, die Menschen sowohl als das Land, ist derselbe bräunliche warme Ton ausgegossen, an den sich unser deutsches Auge erst gewöhnen muß, um ihn schön zu finden. Ich müßte aber doch lügen, wenn ich dir sagte, daß mir dieses Land unbedingt besser gefiele als zum Beispiel unsre Rheingegenden und die schönen grünen Ländchen Steiermark und Salzburg. . . . Den Papst habe ich gesehen, und der Segen dieses würdigen Mannes wird meiner Seele nicht schaden; aber über Rom erlaube ich mir nur ungern ein vorlautes Urteil, das mich bald gereuen dürfte. Soviel will ich dir schon gestehn: der erste Eindruck war so modern, daß ich in starker Versuchung war, gleich am ersten Abend ins Marionettentheater zu gehn, und nur mein altheidnischer Aberglaube an die Rache der verhöhnnten Götter hat mich zurückgehalten. Manches fand ich ganz anders hier, als ich erwartet hatte, doch habe ich, seitdem ich nun schon einen vollen Monat von frühmorgens bis abends in dem ungeheuern Leichenhause der Weltgeschichte herumlaufe, auch vieles gefunden, was größer ist als jede Erwartung.“ Innerlich einleben will er sich nicht; zu einer äußerlichen Kenntniß werde wohl ein Vierteljahr genügen. „Und dies will ich denn vorzüglich zum Studium des römischen Altertums benützen, das mir hier vielleicht verständlicher wird als das römische Christentum. Denn wenn ich das Jüngste Gericht des unvergleichlichen Michelangelo ausnehme, so wollen mir die Trümmer heidnischer Kunst fast bedeutender vorkommen als die Werke der christlichen.“ An Görres schreibt er im September 1831, er sei vor Jerusalem gewarnt worden, weil dort die Pest ärger als je wüte. „Vergleichen nun würde mich schwerlich zurückhalten, indem mir, was mich betrifft, wenig Dinge auf der Welt so gleichgiltig sind wie mein Leben, das ich gewissen Plänen gegenüber keine Nadel wert achte. Überhaupt kann ichs vor gottgesandten Übeln dieser Art beim besten Willen zu keiner Furcht bringen. Seitdem, wie es scheint, die Aussicht auf einen die Lebenslust reinigenden allgemeinen Krieg verschwunden ist, habe ich meine einzige Hoffnung auf die Cholera gesetzt, wobei ich nur fürchte, daß sie etwa nicht genug Halunken und Spitzbuben wegraffen möchte.“ In einem Brief an einen Freund bekennt er: „Ich weiß sehr gut, wo der faule Fleck meines innern Lebens sitzt. Ich habe einer von Haus aus übermütigen und wilden Natur nicht nur nicht entgegengearbeitet, sondern ihr meist nach Herzenslust die Zügel schießen lassen, habe nur allzu viel und mit Lust in mich hineingebohrt, dem verschlossenen Abgründigen einen Schlund aufgewühlt, ja oft noch aus purem Muthwillen Steine in den Krater geworfen, die Unterirdischen herauslockend, und auf diese Weise ungleich größere Fortschritte in der Höllenfahrt der Selbsterkenntniß gemacht als in der geistigen Himmelfahrt der Gotteserkenntniß.“

Was die Orientreise verzögerte, war also nicht Furcht vor der Pest. Aber er hatte keinen Pfennig Reisegehl. Da lernte er einen jungen Franzosen,

Vetellier, kennen, der ihm sagte, er sei reich, er wolle ihm das Reisegeld geben, allenfalls mitreisen. Vetellier ging jedoch in ein Kloster, ohne vorher die Reise nach Jerusalem zu unternehmen, und wollte Ernst bereden, denselben Schritt zu tun. Doch dieser erklärte, es scheine ihm unmöglich, mit einer einzigen Idee und zwar in nur einer ihrer unendlich verschiedenen Formen sein Leben zu verbringen. Das Geld des Franzosen brauchte er dann nicht, weil ihn König Otto im Januar 1833 auf der Reise in sein neues Königreich mitnahm. Aus Rauplia schreibt er: „Die Art und der Gang meiner bisherigen Studien und mehr noch das längere Atmen der Grabesluft unter dem römischen Welterschutt macht es mir unmöglich, irgendwie bessere politische Hoffnungen zu nähren, sodas es die Mühe lohnte, tätigen Anteil an der immer mehr sich zerlegenden allem organischen Lebenstrieb erstorbnen Masse zu nehmen. Was insbesondere Griechenland betrifft, so ist es zwar fast schwer, unter dieser Sonne ernster Lebenswahrheit Raum zu geben; doch bedarf es nur eines flüchtigen Blicks in seine ältere Geschichte, um sich zu überzeugen, das den Enteln nur die schlimmern Eigenschaften ihrer Väter geblieben sind: der barbarische Midasdrift nach klingendem Metall und das eitle Spiel misstrauischer Eifersucht, die alle Einheit zersplittert. Was die Schrift von den Kretern sagt, das sie Lügner und faule Bäuche seien, ist mir hier oft eingefallen, und die alte Lebensart gegenseitiger Räuberei, von der Thukydides I, 5 spricht, ist seitdem noch um zweiundzwanzig Jahrhunderte älter geworden. Wohl wird es mir unter diesen modernen Hellenen nicht werden; ich gedenke mich darum lediglich auf das Durchwandern der bedeutendsten Trümmer vergangner Größe zu beschränken und dann sobald als möglich nach Asien hinüberzueilen.“ Er beschreibt Tyrus und Mykene. „Das Eingangsthor hat die gewöhnliche ägyptische Form. Ebenso das Löwentor; wie denn überhaupt diese Bauten allesamt einen ägyptischen Charakter tragen und — was immer die albernen Verteidiger griechischer Autochthonie schwätzen mögen — ihren ägyptischen Ursprung nicht verleugnen können.“ Aus Athen berichtet er am 12. April 1833:

Heute Morgen fand die feierliche Übergabe der Akropolis statt. Osman Bey und die Türken zogen ab, und der bayrische Oberst Pallian pflanzte die griechische Flagge auf der nördlichen Brustwehr der cektropischen Burg. Es war ein festliches Schauspiel: die lärmende buntgemischte Menge der Türken, Griechen und Bayern und was sich sonst von neugierigen Franken in dem arg gelichteten Säulenwald des Parthenons versammelt hatte. Da ich noch immer zu keinem rechten Glauben an die Regeneration Griechenlands kommen kann, so stimmte mich die heillose Ironie dieses modern lustigen Leichenschmauses nur trauriger. Ich stieg auf die westliche Rinne des Tempels, überseh den ganzen Jammer der entsetzlichen Verwüstung und weinte Tränen eines Schmerzes, den ich selbst in Rom nicht empfunden habe; denn dort fühlt sich die Seele doch ein wenig erhoben und gestärkt, wenn sie den riesigen Kampf des Lebens mit dem Tode betrachtet, und wie das erste fast mächtiger ist, da es so viel Unglück übersteht. Hier aber behält der weinende Ephefier Recht, dem das unselige Leben der Menschen wie ein immerwährender Leichenzug und die Erde als ein stets offnes Grab erschie. Was der platonische Sokrates, sein eignes Schicksal ahnend, von den damaligen Athenern sagt: das etnem Manne in diesem Staate alles mögliche widerfahren könne, ist nun zur allgemem erfüllten Prophezeiung über die ganze Stadt geworden, gleich jener des großen Thukydides, der auf der Sonnenhöhe ihrer Macht schon die einstigen

Trümmer seiner übermütigen Vaterstadt vorausjah. . . Wohlwollende Freunde wollen mich bereben, längern Irrfahrten und der Rückkehr entgehend, hier zu bleiben, um bei der zu errichtenden Universität eine Stelle zu übernehmen; aber ich habe zu wenig antiquarischen und noch weniger liberalphilanthropischen Sinn, um mich jenen Schulmeisterhoffnungen hinzugeben, auf die allein man den Glauben an eine mögliche Regeneration dieses Landes gründen könnte; zudem würde die Erkenntnis dessen, was ich bisher erstrebte, kaum die künftige Generation dieses Volks interessieren.

Ende Juni kommt er nach Konstantinopel:

Die Lage dieser Stadt erinnert auf den ersten Blick sehr an die von Neapel, aber bei näherer Betrachtung ergibt sich der Vergleich als unstatthaft. Nur mit Rom kann diese neue Siebenhügelstadt Konstantins verglichen, vielmehr ihm entgegengesetzt werden: dort der heilige Ernst und die Wahrheit des Todes, hier der ganze Zauber der täuschenden Maja dieses Lebens. Und dieser Vergleich ist nicht zufällig oder ein eitles Spiel rhetorischer Deklamation; so wenig als es zufällig ist, daß gerade diese beiden Städte — die eine das Zentrum des Christentums ist, die andre, das apokryphische El Rüm des Koran, die Hauptstadt des Islam. Ich habe während meines hiesigen Aufenthalts auch den Koran studiert. Der deutsche Herausgeber, Professor Wahl in Halle, ist ein bornirter steifsteinerer Philister, der statt sich um das Verständnis der großen Tatsache zu bemühen, lieber seinem ohnmächtigen orthodoxen Ärger auf eine meist sehr alberne Weise Luft macht. Die ungeheure Ausdehnung dieser Religion der unbedingten Ergebung und ihre mehr als zwölfhundertjährige Dauer ist ein weltgeschichtliches Faktum, das nicht damit erklärt wird, daß man ihren Urheber einen schlauen Betrüger schilt. Auch der Koran ist ein Evangelium, zwar ein apokryphes, aber ein Evangelium; der Herr der Zeiten hat zu seiner Zeit auch den Islam gegeben, der, bei Gott!, keine bedeutungslose Manifestation Gottes ist. Das Verhältnis des Koran zum Judentum und Christentum ist in den heiligen Büchern auf das bestimmteste ausgesprochen [in der Geschichte Ismaels, des Sohnes Abrahams von der Magd, der ebenfalls von Gott gesegnet worden sei, wenn auch in geringerm Maße als das fleischliche und das geistige Israel]. Die Natur hat die ganze Fülle ihres vielgestaltigen Reichthums über dies Land ausgeschüttet, und es wäre sehr unrecht, zu behaupten, die Türken hätten ihrerseits nichts getan. Sie haben vielmehr alles getan, die Hauptstadt des Reiches ihrem Paradiese so ähnlich zu machen als möglich; jenem Orte dauernder Seligkeit, wo die Gläubigen nach dem vorübergehenden Schmerz dieses Lebens fürderhin den Tod nicht mehr schmecken, sondern in ewig grünen Gärten, die von lebendigen Strömen durchflossen sind, wohnen und der ungetrübten Anschauung Allahs sich erfreuen sollen. Darum siehst du fast kein Wohnhaus ohne seinen Garten, und überall auf allen öffentlichen Plätzen sind prächtige Brunnen erbaut, wo aus goldenen (?) Schalen der Durstige umsonst getränkt wird. Die Unruhe der Wissenschaft und die geistverzehrende Sucht nach Erkenntnis ist ihnen unbekannt — ich weiß nicht, ob das ein Unglück ist. . . [Ähnliche Betrachtungen stellt Friedrich Seiler im vorjährigen 49. Hefte der Grenzboten S. 567 an.] . . . Ich habe hier Moscheen gesehen, die an Größe sowohl als Schönheit der Architektur mit den schönsten und größten unsrer christlichen Kirchen verglichen werden können. In keiner christlichen Kirche habe ich mit mehr stiller Würde und Andacht beten gehört als im hiesigen Kloster der Sufis. Deren mystische Tänze sind offenbar ein Rest uralter astralischer Religion, eine Nachbildung der kosmischen Bewegung der Gestirne. Was nun die Türken selbst betrifft, so kann ich bei völliger Unkenntnis der Sprache und nach bloß vierzehntägigem Herumlaufen natürlich kein gültiges Urteil über sie haben; soviel aber kann ich doch versichern, daß ich nirgendwo eine lebenswürdigere Menschenklasse gefunden habe als die türkischen Kaufleute und Handwerker. Das neu europäisierte Militär sieht zwar

nach sehr linksch, oft offenmäßig maskiert aus; doch hat mich das weniger gestört als jene Horde halbdressirter Wolfshunde aus dem Norden, die jetzt hier lagern und sich schon im Besitz der langerlegten Beute glauben. So oft ich dieser Rasse begegne, fühle ich jedesmal eine starke neronische Bewegung meines Innern; es ist dann nur ein Wunsch in meinem Herzen: daß alle zusammen einen Kopf hätten, und ich eine türksche Klinge.

Am 6. August fährt Lasaulz von Konstantinopel ab, besucht Smyrna, Chios, Rhodus, Cypern und landet am 1. September in Zoppe. In einem von unterwegs geschriebnen Briefe an Görres kritisiert er sehr scharf die Hof- und Staatsbeamten des Königs Otto. Sein Urtheil gipfelt in dem Satze: „Wenn man seine nächste Umgebung in der Absicht ausgesucht hat, ihm das Gefühl seiner königlichen Superiorität aufzuzwingen, so ist der Zweck zum Verwundern glücklich erreicht.“ In Palästina lernt er die gastfreien spanischen Franziskaner schätzen, „einfache Menschen ohne Falch, ernst und heiter.“ Am 5. September 1833, um sechs Uhr Morgens, heißt es in einem Briefe an den Vater, „erblickte Dein unwürdiger Sohn Ernst die Zinnen der Friedensstadt. Sie war ganz von einem lichtgrauen Nebelschleier umflossen, und über ihr hing eine schwere Wetterwolke, von den ersten Strahlen der Morgen Sonne durchbrochen; es war, als wenn ein Horngericht Gottes die Tochter Sions umwölkte. Zu weinen bin ich hierher gegangen; heiße Tränen und ein kalter Schauer des Herzens waren der erste, wolle Gott nicht der einzige Tribut, den ich Seiner und Seines Sohnes Liebe darbrachte. Ich ließ mein Pferd dem Führer und schritt langsam wie ein Träumender zwischen den verschleierten Landfrauen, die Trauben und Feldfrüchte zur Stadt trugen, durch das Pilgerthor.“ Auf Aegypten, das er auch noch hatte besuchen wollen, verzichtet er und beschließt nach vierjähriger Wanderung die Heimkehr. Trotz aller Nahrung und Verzückung scheint der geistige Ertrag der Pilgerfahrt ins Gelobte Land seiner Erwartung nicht ganz entsprochen zu haben. Aus der Quarantäne in Livorno schreibt er an Görres: „Nicht ohne eine innere Bekommenheit sende ich Ihnen die eingeschlossnen Blätter an meine Eltern. Sie hätten wohl etwas besseres erwartet, und wenn dies der ganze Gewinn meiner jerusalemischen Pilgererschaft ist, so wäre mir die langersehnte Reise nur zu dem Zwecke gewährt worden, mich von ihrer Eitelkeit zu überzeugen.“

Ende August 1834 trifft er in München ein und verlobt sich mit Julien, einer Tochter des Philosophen Baader, die er bei seinem ersten Aufenthalt in München lieb gewonnen und deren er in seinen Briefen oft gedacht hatte. Am 9. September schreibt er: „Gott zum Gruß meine lieben Eltern, und dann aber den meiner Julie; ihre Küsse bring ich Euch selber. An diesen habe ich Vergessenheit getrunken alles vergangnen Bösen und die Kraft eines neuen Lebens, das jetzt einen Wert hat, denn sie liebt mich. Alle finstre Angst ist nun weg, und alle Zweifel sind zerstoßen; leicht und rein fühle ich meine Brust wie der Spiegel eines ruhigen Sees. Ich bin der glücklichste Mensch; o, jetzt weiß ich, daß Gott gut ist, da er mir tausendmal mehr gegeben, als ich je verdienen kann. Und wie sie schön ist! Da wird ein Mensch wohl selig, der ihr in die Augen sieht; die sind wie ewiger Frühlingshimmel. Nein, das Paradies ist nicht verloren; ich bin ja darin und will es Dir

zeigen, daß Dus glauben sollst. Die Leute sagen, es seien schon zehn Tage, daß ich hier bin, mir ist es wie ein Augenblick, aber ein ewiger. Was ist die Zeit? Nun in Gottes Namen, so lange sie nicht für immer bei mir ist, will ich daran glauben; dann aber spreche mir keiner mehr davon; wir werden in gegenwärtiger Ewigkeit leben.“ Am 31. August 1835 hat er sie heimgeführt und ist bis an sein Lebensende glücklich mit ihr gewesen. In späterer Zeit bemerkt er einmal in einem Brief an sie: „Wer einer Liebe fähig und bedürftig ist, soll in der Jugend heiraten oder gar nicht; denn nur in einer gemeinsam durchlebten Jugend können zwei Herzen in Freud und Leid so zusammenwachsen, daß eheliches Glück möglich ist; wie das in spätern Jahren oder zum zweitenmale geschehen könne, begreife ich nicht.“ Von den sechs Sproßlingen der Ehe sind fünf im Kindesalter gestorben; nur eine kränkliche Tochter, Anna, hat ihn überlebt.

Seine Dissertation *De mortis dominatu in veteres* verschaffte ihm den Doktorgrad von der Universität Kiel. Wegen einer Anstellung hatte er auf der Reise mit preussischen und mit bayrischen Staatsmännern unterhandelt. Im Mai 1835 wurde er als Verweser, dann als Extraordinarius der klassischen Philologie in Würzburg angestellt. Stölzle meint, übermäßig viel philologische Gelehrsamkeit habe er ja in sein Amt nicht mitgebracht, dafür aber eine reiche Lebenserfahrung, die unmittelbare Anschauung der Stätten alter Kultur, eine hohe und weitherzige philosophische Auffassung des Altertums. Er bekam 725 Gulden (der süddeutsche Gulden war ungefähr 1,70 Mark wert) Gehalt und an Naturalien zwei Scheffel Weizen und fünf Scheffel Roggen. An Tax- und Stempelgebühren hatte er 89 Gulden 46 $\frac{1}{2}$ Kreuzer zu zahlen. Zwei Jahre darauf wurde er zum ordentlichen Professor ernannt und sein Gehalt um 200 Gulden erhöht, wofür wieder 33 Gulden 1 Kreuzer Gebühren zu entrichten waren. Die Frequenz der Universität betrug durchschnittlich 450. Von Döllinger über die Zustände in der theologischen Fakultät befragt, antwortete er: „Ich kann an sie nicht denken ohne ein bitteres Gefühl; es ist ihr von hier aus nicht zu helfen, denn man will nur Schüler, und jede Berufung eines bedeutenden Mannes würde, wenn auch alle Bedenken wegen Orthodogie und kirchlicher Gesinnung beseitigt wären, schon daran scheitern, daß man vielleicht in Erfahrung brächte, der zu Berufende sei gewöhnt, in einem andern Rode den Katheder zu besteigen als im Talar.“ Um Hebung seiner eignen Fakultät bemühte er sich auf das eifrigste. Er drang u. a. darauf, daß alle Hauptfächer doppelt besetzt würden, und stellte den Antrag auf Wiederherstellung des Lehrstuhls für Sanskrit mit ausführlicher Begründung. Als die Göttinger Sieben dem Verfassungsbruch zum Opfer gefallen waren, schrieb er an Görres: „Sollte es denn gar nicht möglich sein, unserm Könige den Gedanken nahe zu bringen, daß Deutschland berechtigt sei, von ihm zu erwarten, daß er die beiden Brüder Grimm nach Bayern rufe und dem ehr- und pflichtvergeßenen in Hannover nicht die Macht lasse, die besten Männer deutscher Sinnesart und Wissenschaft brotlos zu machen? Es stünde Ihnen wohl an, dafür etwas zu tun und der Welt zu zeigen, daß Sie unbeschadet Ihres Katholizismus noch Ihr altes deutsches Mannesherz

in sich tragen und keineswegs dem Geschwätz beistimmen, das invalide und imbezille Legitimisten über die Sache ausgießen.“ Er selbst stellte in der Fakultätsitzung den Antrag, in Würzburg eine eigne Professur für Jakob Grimm zu gründen.

Im Herbst 1844 wurde er mit 1325 Gulden und einigen Scheffeln Getreide in München angestellt. Er hatte sich gegen die Versetzung gestraubt, weil er sich in Würzburg wohl fühlte und die „verheßten Verhältnisse“ in der Hauptstadt fürchtete. Der Würzburger Senat hatte vergebens gebeten, ihn dort zu lassen. In seiner langen Eingabe an den König heißt es: „Ernst von Lasaulz ist anerkannt einer der ausgezeichnetsten und angesehensten Lehrer unsrer Hochschule. Sein offener und männlich biederer Charakter, seine entschieden sittliche und religiöse Richtung und Haltung, seine durch Gründlichkeit und Eleganz gleich ausgezeichnete Wissenschaft, sein gehaltvoller durch glänzende Darstellung unterstützter Lehrvortrag haben ihm die Achtung und das Vertrauen seiner Kollegen ebenso wie die Zuneigung und begeisterte Anhänglichkeit seiner Zuhörer erworben.“ Von den Urteilen seiner Wirksamkeit in München mögen nur zwei angeführt werden von Männern, die Gegner des Katholizismus und der Richtung Lasaulz waren. Felix Dahn schreibt: „Bei dem ultramontan = phantastisch = romantisch = mystischen von Lasaulz gastete ich nur dreimal. Sein weiter Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt, nicht nur von Theologen und von ultramontan gegängelten Studenten anderer Fakultäten; auch viele nicht also gebundene Schwärmer für den schönen, schwungvollen Vortrag. Und es ist wahr: der Mann hatte seine vortrefflichen Seiten: die stattliche Gestalt mit dem edeln, löwenähnlichen, auch von einer Löwenmähne umwallten durch heftigen Blutandrang geröteten Antlitz, die starke, freilich etwas zu hohe Stimme machte günstigsten Eindruck. Dazu kam die Begeisterung, die zweifellose Überzeugungstreue, mit der er sprach.“ Und Heinrich Thierisch meint: „Grammatiker sind immer zu haben, aber wo sind unter den Epigonen der Philologie Männer, die wie Lasaulz im Geiste des Altertums leben? Sein Charakter war antik; Menschenfurcht kannte er nicht.“

Das hatte er schon in den Kölner Wirren gezeigt. Am 3. Dezember 1837 schrieb er an Görres: „Was jagen Sie zu den Maßregeln der preussischen Regierung gegen den Katholizismus, zu dem Gewaltstreich der Berliner Soldatenregierung gegen den Erzbischof von Köln? Mich wurmt die Geschichte verflucht. Mit Gewalt werden alle mannhafte Katholiken in den extremsten Liberalismus gedrängt. Man muß absolute Pressfreiheit fordern, dann allein kann ein ehrlicher Kampf der Ideen stattfinden. . . Erheben Sie noch einmal Ihre Donnerstimme, schlagen Sie ohne Erbarmen zu, es ist ein gutes Werk; reißen Sie ihnen alle alten Narben auf, denn es ist eine verfluchte Masse.“ Als in der Allgemeinen Zeitung vom 6. Januar 1838 „ein Staatsmann vom Rhein“ die preussische Regierung gerechtfertigt und u. a. deren Wohlthaten aufgezählt hatte, die nun mit Lundank vergolten würden, gab Lasaulz eine Broschüre heraus: „Kritische Bemerkungen über die Kölner Sache. Offener Brief an Niemand den Kundbaren und das urteilsfähige Publikum von Peter Einsiedler, herausgegeben von Ernst von Lasaulz.“

gekommen sein, heißt es darin u. a., daß Ihr »väterlich gefinnter König«, der den Juden erlaubt, daß sie wenigstens 60 nichtchristliche Feiertage im Jahre, wie es ihre Religion gebietet, ungestört feiern dürfen, daß dieser »gerechte und wohlwollende König« seinen 5 Millionen katholischer Untertanen, deren religiöse Gewissensfreiheit er feierlich garantiert hat, ihre 14 kirchlichen Feiertage nicht bewilligen sollte? Wäre ich Preuße, ich würde Sie vor Gericht ziehn für die Insolenz, mit der Sie Ihrem Könige es als Lob anrechnen, daß er milder sei als Napoleon.“ Der Staatsmann hatte es einen zufälligen Umstand genannt, daß der König von Preußen der evangelischen Kirche angehöre. Lasaulz stimmt ihm darin bei, kann aber nicht begreifen, warum der zufällig protestantische König keinen einzigen katholischen Minister, keinen katholischen General, keinen katholischen Oberpräsidenten, fast keinen katholischen Gesandten, sondern zufällig lauter protestantische Minister usw. habe. „Der Mensch ist ein logisches Geschöpf; einen Zufall läßt er sich wohl gefallen, aber eine ganze, wie es scheint zusammenhängende Reihe von Zufällen“ läßt er sich nicht als Zufall aufbinden. Die Schrift wurde für das Frechste erklärt, was in der Sache geschrieben worden sei, und wurde verboten. Sogar Görres nannte sie maßlos. Das gab Lasaulz in einem Briefe an ihn nicht zu. „Hätte ich mich gehn lassen, so wäre die Schrift noch ganz anders geworden. Nicht was ich geschrieben, bereue ich, sondern was ich zurückgehalten habe. Das Ding war nämlich nicht bloß für das unbefangene Publikum, sondern auch für die Berliner berechnet. Diese bekehren wollen, das hieße Butter an den Galgen schmieren. Ich habe sie vielmehr ärgern und kränken, verletzen und verhöhnen wollen. Das Unrecht, das sie uns Katholiken zugefügt haben, sollte ihnen in vollem Maße heimkehren.“

Das hat ihm nun, da es ja gegen Preußen gerichtet war, in Bayern nichts geschadet. Anders lief die Lola'sache ab. Der alte Ludwig wollte das Frauenzimmer zur Gräfin machen, das Ministerium Abel weigerte sich, ihr das dafür nötige Indigenatspatent zu erteilen, und wurde deswegen am 16. Februar 1847 entlassen. Der König rief der Tänzerin zu: „Alle meine Minister habe ich entlassen, das Jesuitenregiment hat aufgehört in Bayern.“ Lasaulz beantragte am 18. Februar: „Es wolle der königliche Senat in corpore dem abgetretenen Minister des Innern, Herrn von Abel, eine Dankaufwartung abstatten.“ Die Verhandlungen darüber wurden dem Könige verraten, und dieser setzte den rebellischen Professor ab, obwohl Lola, die dessen Beliebtheit bei den Studenten kannte, fußfällig gebeten haben soll, von dieser Maßregel abzustehn. Wie sie vorausgesehen hatte, kam es zu stürmischen Demonstrationen, die zunächst die Wirkung hatten, daß auch Phillips, Moy, Höfler, Deutinger, Sepp, Merz, Mayer und Döllinger teils abgesetzt, teils suspendiert wurden. Die Studenten wurden dadurch nur noch mehr aufgeregt und bestürmten den König um Zurückberufung der geliebten Lehrer. Sepp schreibt darüber in „Görres und seine Zeitgenossen“, nicht Verheerung sei die Ursache der Studentenunruhen gewesen, nicht, wie (der ältere) Thierisch denunziatorisch behauptet habe, „im Finstern schleichende Böswilligkeit,“ sondern „der sittliche Unwille über die ärgerlichen Vorgänge brachte eine unbeabsichtigte Bewegung

in Gang. Nicht erst seit gestern fühlten sich die jungen Männer durch ihre Lehrer aus dem Görres'schen Kreise sittlich gehoben; Beispiel und Lehrvortrag hatten auf Charakterbildung hingewirkt." Lasaulx war eine Zeit lang der gefeiertste Mann in München, aber in übler Lage, da er kein Einkommen hatte. Das Volk stattete ein Jahr darauf seinen Dank dadurch ab, daß es ihn nebst Sepp, Phillips und Döllinger ins Frankfurter Parlament schickte. Lasaulx war Abgeordneter für Albenberg.

(Schluß folgt)



Island am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts

Von f. Kunze in Weimar

(Schluß)



sonders rege ist der Sinn des Isländers für Poesie. Freilich die alte Skaldendichtung ist mit dem Untergang der politischen Freiheit und dem darauffolgenden Eintritt materieller Not in Verfall geraten und erstarrt. Außer den alten Volksweisen und Tanzliedern, den sogenannten vikivakar — vikivaki heißt eigentlich das Pendel —, übte man nur noch die Dichtung der sogenannten rimur, in denen die alten Sagen- und Märchenstoffe immer wieder von neuem in handwerksmäßiger Manier nach feststehender Schablone behandelt wurden. Mit dem Geschmack verfiel auch die Sprache. Wie in Deutschland trat auch in Island eine Periode der Sprachmengerei ein, nur daß der fremde Einschlag nicht aus Frankreich, sondern aus Dänemark kam. Und wie in Deutschland erstand auch auf Island im Verlaufe des siebzehnten Jahrhunderts eine beachtenswerte geistliche Dichtung, als deren Hauptvertreter der Pfarrer Hallgrímur Petursón (1614 bis 1674) angesehen wird. Aber die eigentliche Wiedergeburt der Poesie erfolgt erst im neunzehnten Jahrhundert zugleich mit der schon skizzierten Erneuerung des politischen Lebens. Nun entwickelte sich eine neue von modernen Ideen befruchtete Dichtung, die sich vorerst freilich nur in lyrischen Stimmungsbildern äußerte, bei denen ein entschiedener Zug zu Natur- und Landschaftsbildungen bemerkbar ist. Als die bedeutendsten Lyriker gelten Bjarni Thorarensen und Jonas Hallgrímson, beide gleich begeistert für ihre Heimat und deren große Natur, der erste nach dem Urteil unsers Autors tiefer und reicher an Gedanken und poetischer Kraft, der andre in jeder Beziehung ein Meister der Form. Epische Dichtungen großen Stils hat das junge Island nicht hervorgebracht, auch im Drama ist man nicht über mäßige Anfänge hinausgekommen; dagegen hat die poetische Erzählung, die Novellendichtung einen glänzenden Aufschwung genommen. Hier steht Jon Thoroddsen (1819 bis 1868) obenan, dessen Erzählung piltur og stúlka (Knabe und Mädchen) in der Übersetzung von Poesition zuerst in Deutschland bekannt geworden ist; eine andre größere Erzählung desselben Dichters madhur

og kona (Mann und Frau) ist leider unvollendet geblieben; in der getreuen Schilderung des isländischen Lebens kommt sie der ersten mindestens gleich, übertrifft sie aber, wie mich dünkt, noch an lebendiger und eindringender Charakteristik. Die Beilage des Gudmunds-sonschen Buches bietet aus beiden Erzählungen Proben. Unter den folgenden ragt der allzu früh gestorbene Gestur Pálsson hervor, dessen Novellen — sie sind sämtlich ins Deutsche übersetzt — einen stark satirischen Zug tragen. Neuerdings hat Einar Hjörleifsson in den unter dem Titel Vestan hafs og austan (Westlich und östlich vom Meere) erschienenen drei Erzählungen schöne Proben seiner Fähigkeit gegeben, außer ihm ist noch der Propst Jónas Jónasson, der Verfasser der Lebenslügen, bekannt geworden.

Mit dem Aufschwung der Poesie geht der Aufschwung der Wissenschaft Hand in Hand. Freilich ist die Tätigkeit der isländischen Gelehrten lange auf die Erforschung der heimischen Literatur und Geschichte beschränkt geblieben; aber darin ist auch Vorzügliches geleistet worden, und die Namen Finnur Magnússon, Gullbrandur Vigfússon und andre haben in ganz Europa einen guten Klang. In letzter Zeit hat man sich auch mit Eifer den Naturwissenschaften zugewandt, wozu die interessante Natur des Landes einen mächtigen Ansporn gab.

Dagegen ist die bildende Kunst zurückgeblieben, ja sie hat sogar Rückschritte gemacht. Waren ehemals viele Gebäude auf der Insel mit allerlei Zieraten, gemalten wie geschnitzten, geschmückt oder die Wände mit Teppichen behängt, so steht das isländische Haus jetzt schmucklos da. Die einst so hoch entwickelte, ebenfalls von dem allgemeinen Verfall betroffene Kunstindustrie hat sich noch nicht erholt. Nur ein Rest der alten Holzschneiderei ist noch vorhanden; auch die alte, ehemals eifrig betriebene Brettchenweberei — vielleicht die älteste Art der Weberei und jetzt auch im alten Ägypten und in Äfien nachgewiesen — besteht teilweise noch fort. Eine eigentliche Baukunst gibt es auf Island nicht, und ein zweiter Thorwaldsen ist nicht erstanden. Doch sind unter den jüngern Künstlern einige vielversprechende Talente. Die Musik, lange an die alten kirchlichen Weisen gebunden, hat sich von ihren Fesseln befreit. Die alten, unvollkommenen Saiteninstrumente sind verschwunden, Harmonium, Geige und Klavier haben ihren Einzug in Kirche und Haus gehalten, kurz die moderne Musik wird jetzt wie sonst in Europa geübt. Technisch gebildete Schauspieler fehlen. Man hat aber Liebhabertheater, und in Reykjavik hat sich eine stehende Schauspielergesellschaft gebildet, die auch vielfach ausländische Stücke mit Erfolg aufführt.

Die wichtigsten Erwerbsquellen auf der Insel sind Landwirtschaft und Fischfang, die erste natürlich nur, soweit man Viehzucht und Wiesenkultur darunter versteht. Das Wiesenland ist zwiefacher Art; der größte Teil bleibt abgesehen von den sogenannten Flutwiesen, die künstlich bewässert werden, unberührt, die kleinern um die Gehöfte herumliegenden und eingezäunten Grasfelder, die man tún — wegen des Zaunes — nennt, werden sorgsam geerntet und gedüngt und geben deshalb das kräftigste Heu. Die Heuernte, das wichtigste Geschäft des ganzen Jahres, beginnt Ende Juni oder Anfang Juli. Dann zieht alles hinaus, die Männer mähen, die Weiber harken und binden,

Pferde tragen die schweren Bündel, eins auf jeder Seite — weshalb eine solche Pferdelast kurz hestur (Pferd) heißt —, auf den Hof, wo sie aufgestapelt oder in die Scheunen gebracht werden. Zu den Wiesen kommt noch das Weideland, wovon der größte, ans Gebirge reichende Teil Gemeindeland ist. Auf die Gebirgsweide werden im Sommer die Lämmer und die Hammel getrieben. Dort bleiben sie sich selbst überlassen, bis sie im Spätjahr wieder eingesammelt und eingetrieben werden. Die Aussonderung der Tiere, die dann vorgenommen wird, indem jeder Besitzer sein Eigentum an den vorher in den Ohren eingetrissten Zeichen erkennt, wird oft zu einem großen Volksfest, wobei Spiele und andre Lustbarkeiten stattfinden. Auch im Winter wird ein Teil der Tiere unter der Obhut eines Hirten auf die Weide getrieben, wo sie sich dann oft unter dem Schnee das spärliche Futter herauscharren.

Nicht auf derselben Höhe wie die Schafzucht steht die Rindviehzucht, obwohl man in der letzten Zeit große Anstrengungen, sie zu heben, und was die Hauptsache ist, zu verbilligen gemacht hat. Von der allergrößten Wichtigkeit ist die Haltung der Pferde. Denn da es auf Island keine Eisenbahnen und keinen nennenswerten Wagenverkehr gibt, so wird aller Transport durch Reit- und Packpferde vermittelt. Frauen reiten wie Männer, und oft ziehn förmliche Reiterkarawanen mit ihren Saumpferden durch das Land. Das isländische Pferd ist klein, aber ausdauernd, an die Unbilben der Witterung gewöhnt und anspruchlos in der Nahrung. Viele dieser Tiere gehn alljährlich nach England und verschwinden dort in den Bergwerken.

Auf die bescheidenen Anfänge des Gartenbaus ist schon hingewiesen worden. Hierfür wie für die Hebung aller Zweige der Bodenkultur sind Regierung und Volk gleichmäßig bemüht. Obfelder werden urbar gemacht, Grasfelder geegnet, Bäume und Schutzgräben gezogen, Kiebsfelder angelegt, ja man hat auch mit der Aufforstung des Landes begonnen. Dennoch ist heute — man glaubt es kaum — von dem großen, weiten Lande nur ein winziger Teil, nämlich 3,53 Quadratmeilen, bestelltes Land, wovon weitaus der größte Teil auf die Wiesen kommt, sodaß das gesamte Gartenland nur 0,04 Quadratmeilen beträgt. Und der Betrieb der Landwirtschaft ist trotz allen Bemühungen im ganzen noch derselbe wie vor tausend Jahren.

Nahzu von derselben Bedeutung wie die Landwirtschaft ist für die Insel der Fischfang, fast 30 Prozent der Bevölkerung lebt ausschließlich davon. Wie anderswo ist man vom Küstenfang zur Hochseefischerei übergegangen, und statt der kleinen offenen Boote bedient man sich jetzt vielfach größerer Verdeckschiffe oder Dampfer. Aber das Inselvolk hat überlegne Konkurrenten. Franzosen — man kennt das ja aus Pierre Lotis Roman „Die Isländfischer“ — und in neuerer Zeit besonders Engländer und Amerikaner kommen mit ihren Schleppnetzdampern zahlreich in die isländischen Gewässer und bringen die armen einheimischen Fischer um ihren Gewinn. Zwar hat man Verbote gegen den Raubfang der Fremden erlassen, jedoch da für die Küstenpolizei nur ein Kreuzer zur Verfügung steht, bleiben alle Maßnahmen ziemlich wirkungslos. Auf Seehunde wird mit Erfolg Jagd gemacht, aber der lohnende Walfischfang liegt vorzugsweise in den Händen von Ausländern. Einträglich ist auch an

der Küste und auf den kleinen Inseln der Vogelfang, und wo sich die Eidergans aufhält, bringt das Sammeln ihrer Daunen reichen Gewinn. Nicht umsonst lockt man sie in die Nähe der menschlichen Wohnungen.

Von einer isländischen Industrie kann man eigentlich nicht reden; ja die einst in allen Häusern betriebene Wollspinnerei ist sogar verringert worden. Während früher die gesponnene Wolle den eignen Bedarf überstieg und in großen Mengen ausgeführt wurde, beschränkt man sich jetzt auf die Ausfuhr der Rohwolle, die dann in den norwegischen Fabriken verarbeitet wird und in Gestalt von fertigen Wollwaren nach Island zurückkehrt. Dem zu begegnen hat man neuerdings Wollspinnereien mit Fabrikbetrieb angelegt. Zu Fabrikanlagen fordert überhaupt die Natur des Landes gleichsam mit lauter Stimme heraus; rauschen und brausen doch in den Flüssen und den Wasserfällen der Insel unermessliche Kräfte, deren Ausnutzung der Zukunft angehört. Vorläufig hat eine englische Gesellschaft damit den Anfang gemacht. Sie hat einige Wasserfälle auf eine Reihe von Jahren gepachtet, um in deren Nähe eine Fabrik zur Herstellung von Calciumkarbid anzulegen. Der Bergbau im Lande ist gering. Im Osten gewinnt man etwas Doppelspat, aber die reichen Schwefelgruben sind nicht mehr in Betrieb. Kohlenlager sind vor einigen Jahren entdeckt worden, aber noch nicht auf ihre Ergiebigkeit untersucht. Auf jeden Fall stecken auch unter der Erde noch Schätze, deren Wert man künftig erkennen wird.

Der isländische Handel hat lange Zeit gänzlich danieder gelegen. Erst als im Jahre 1854 das drückende dänische Handelsmonopol gefallen war, trat eine Wendung zum Bessern ein, mit Entschiedenheit freilich erst dann, als das Land durch die Einführung der Verfassung in den Stand gesetzt war, seine Interessen selbständig wahrzunehmen. So hat sich denn seit den letzten fünfzig Jahren, wie Gudmundson angibt, der Umsatz nahezu sechsfacht. Gegen die Landesprodukte werden vorzugsweise Getreide und andre Eßwaren, außerdem die Erzeugnisse der Industrie eingetauscht, und wie sehr die Kaufkraft der Bevölkerung in der letzten Zeit gestiegen ist, beweist die stetige Zunahme der Einfuhr. So ist zum Beispiel im neunzehnten Jahrhundert der Import des Zuckers um das hundertachtzigfache gestiegen. Dabei kommt es den Isländern freilich zugute, daß die von ihnen ausgeführten Produkte im Preise beständig gestiegen sind, ja noch steigen, während der Preis der eingeführten Waren gefallen ist. Überaus primitiv ist noch die Weise des Inlandhandels. Der Ausgleich zwischen Abnahme und Angebot erfolgt hier noch auf dem uralten Wege des Warentauschs. Der Kaufmann zahlt nicht in barem Gelde, sondern in Waren, und wenn der Landmann mehr bringt, als er entnimmt, so wird ihm der Überschuß gutgeschrieben. So entnimmt er oft mehr, als er gerade braucht, wird dadurch zum Luxus verleitet und verliert allen Sinn für Sparsamkeit und die Schaffung dauernder Werte. Es fehlt ihnen und drüben an barem Gelde. Um hier Wandel zu schaffen, hat der Staat, da sich die 1885 gegründete Landesbank als unzulänglich erwiesen hat, noch ein zweites Bankinstitut ins Leben gerufen, das unter dem Namen „Bank von Island“ im Frühling 1904 eröffnet worden ist.

Das wirtschaftliche Leben ist natürlich auch abhängig von den Verkehrsmitteln. Aber hier ist man namentlich im Binnenlande noch weit zurück. Wie kann die Landwirtschaft gedeihen, wenn der Bauer seine Produkte langsam zu Pferde auf ungebahnten oder verschneiten Wegen, auch auf Booten über reisende Flüsse schaffen muß, wenn die Transportkosten für das zum Bau eines Hauses nötige Material oft den Wert des ganzen Hauses übersteigen? Allerdings ist in den letzten Jahren mancherlei zur Erleichterung des Verkehrs geschehen. Flüsse sind überbrückt, Wege gebessert, ja auch einzelne Fahrwege angelegt worden. Trotzdem ist der Wagenverkehr im Lande noch von keinem Belang. Sogar die Post wird, abgesehen von einer kurzen Strecke, zu Pferde befördert. Das geht im Sommer noch an. Aber man kann sich denken, welchen Schwierigkeiten der Postverkehr begegnet, wenn es im Winter bei Glatteis über die Berge geht, oder angeschwollne Flüsse und Furten überschritten werden sollen. Da werden denn zuweilen Briefe und Pakete vom Hochwasser ergriffen und weggeschwemmt. Dennoch hat in den letzten Zeiten der Postverkehr gewaltig zugenommen. Die Zahl der Postagenturen und Briefablagen ist bedeutend vermehrt worden, und wenn im Jahre 1875 alljährlich nur sieben Postboten von den Hauptorten ins Binnenland abgefertigt wurden, so sind es jetzt fünfzehn Postritte — immer noch eine rührend bescheidne Zahl —, die während des Jahres ins Land und zurück unternommen werden. Sehr viel besser sind natürlich die Küstenplätze daran. Größere und kleinere Dampfer umkreisen namentlich im Sommer in regelmäßigen Fahrten ganz oder teilweise die Insel, und die Zeit, wo ein Beamter, der vom Norden nach Reykjavik versetzt wurde, seine Möbel über Kopenhagen transportieren lassen mußte, ist vorüber. Fernsprecher gibt es an vier Orten auf kurze Strecken. Aber Telegraphenleitungen fehlen wie die Eisenbahnen. Zwar ist eine lebhafte Bewegung für eine telegraphische Verbindung der Insel mit dem Auslande im Gange, und die große Nordische Telegraphengesellschaft in Kopenhagen sucht den Plan nach Kräften zu fördern. Auch hat der dänisch-isländische Gesamtstaat eine Summe von 1855000 Kronen für das Unternehmen bewilligt. Aber die Ausführung ist von der Beteiligung des Auslandes abhängig, und bis jetzt hat sich nur Schweden zur Mitwirkung geneigt gezeigt, indem es auf zehn Jahre einen jährlich zu zahlenden Beitrag von 10000 Franken in Aussicht gestellt hat. Welche Bedeutung die Legung eines Kabels von irgendeiner Stelle des Festlandes nach Island für die Wetterkunde haben würde, liegt auf der Hand.

Die Gesundheitsverhältnisse der Insel waren von jeher ungünstig. Besonders herrscht noch immer eine Krankheit, die sonst in Europa beinahe vergessen ist, nämlich der Ausatz; auch die Hundebandwurmkrantheit ist auf Island, was die Folge der ausgebreiteten Schafzucht ist, viel häufiger als anderswo. Groß war von je die Kindersterblichkeit, und jetzt fordert auch die Schwinducht, ehemals unbekannt, alljährlich ihre Opfer. Aber es sind auch auf dem Gebiete der Gesundheitspflege die erfreulichsten Fortschritte gemacht worden. Krankenhäuser sind gegründet, und die Zahl der Ärzte, die 1850 nur sechs betrug, ist mit Einschluß der Spezialisten auf siebenundvierzig gestiegen. An der Spitze des Sanitätswesens steht der Landesarzt in Reykjavik, der nicht

nur die medizinische Schule leitet, sondern auch die zweiundvierzig Bezirksärzte als vom Staat angestellte und besoldete Beamte unter sich hat. Apotheken gibt es im Lande vier, dazu kommen noch die Hausapotheken der Ärzte. Infolge dieser Maßnahme ist die durchschnittliche Lebensdauer in der letzten Zeit um mehr als zwanzig Prozent gewachsen, wie auch die Kindersterblichkeit beträchtlich abgenommen hat. Natürlich trägt zu diesem günstigen Ergebnis nicht wenig auch der steigende Wohlstand und die daraus folgende bessere Lebenshaltung bei. Daß übrigens Kurpfuscherei und Heilmittelschwindel auf Island immer noch üppig in Blüte stehn, ist bei der starken Neigung des Volks zum Aberglauben leicht begreiflich.

Eine Altersversorgung besteht auf Island seit dem Jahre 1891. Armenhäuser kennt man nicht. Die gänzlich Mittellosen werden, wie das ehemals auch in Deutschland üblich war, meist gegen Entgelt in Privathäusern untergebracht, bekommen auch wohl in der eignen Wohnung Unterstützungsgelder. Die Zahl der Ortsarmen ist im allgemeinen groß, und die den Gemeinden dadurch erwachsenden Lasten sind nicht gering. Eine energische, auch vom Staat kräftig unterstützte Bewegung hat sich neulich wider die Trunksucht erhoben, und die Guttempler haben große Erfolge zu verzeichnen. Ein hoher Zoll belastet die Einfuhr geistiger Getränke, wie auch die Schenkergerechtigkeit hoch besteuert und ihre Erwerbung durch allerlei Kautelen erschwert ist. Zur Nachahmung könnten folgende gesetzliche Bestimmungen dienen: Niemand braucht geistige Getränke zu bezahlen, die er im Wirtshaus auf Borg erhält, die Zöglinge öffentlicher Schulen auch dann nicht, wenn sie die Getränke im Kaufstaben oder anderswo auf Borg entnehmen. Wer Spirituosen an Personen unter sechzehn Jahren oder an solche verkauft, die wegen Trunksucht entmündigt sind, ist straffällig. Zu dem allen kommt, daß die Erzeugung alkoholischer Getränke im Lande selbst verboten ist. So ist denn auch die Einfuhr von Spirituosen stark zurückgegangen.

Island hat keinerlei Militär und keine Staatsschulden. Das erste ist überflüssig, weil das Land keine Gegner hat, und zum Schuldenmachen gehört nicht bloß der gute Wille, der hier überdies zu fehlen scheint, sondern vor allem auch Kredit, der Kredit aber sieht weniger auf die schönen Augen dessen, der ihn begehrt, als auf Unterpfand und genügende Sicherheit. Und das Nationalvermögen des Inselvolks ist überaus gering.

Aus dem reichen Inhalt des uns vorliegenden Buchs haben wir hier nur einen kurzen Auszug geben können; vor allem fehlen die reichen statistischen Belege und natürlich auch die Abbildungen, die eine Sache oft viel besser verdeutlichen als seitenlange Beschreibungen. Aber so viel ergibt sich auch aus den vorstehenden Angaben: Island ist überall in rüstigem Fortschritt begriffen und erfolgreich bemüht, sich alle Errungenschaften der europäischen Kultur zu eigen zu machen. In der erwähnten Erzählung piltur og stúlka sagt eine bejahrte Kirchspielsarme, die, da ihr Heimatsort zweifelhaft ist, von einer Gemeinde zur andern abgeschoben wird, hungrig und vor Frost erstarret: en gudh fyrirgefi kónginum, nú situr hann og drekkur kaffi og brennivín og veit ekki, hvadh hér gerist — aber Gott vergebe dem König, nun sitzt er und trinkt Kaffee

und Branntwein und weiß nicht, was hier vorgeht. Das wird heute auch dem armseligsten Weibe nicht mehr in den Mund kommen, Kaffee und Branntwein gelten auf der Insel nicht mehr als königliche Genußmittel.



Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege

Aus dem Nachlaß von Friedrich Raßel

4. Ein zündender Blitz

(Schluß)



er Weißliche ließ mich nach Tische nicht gleich aufstehn, er schien noch manches auf dem Herzen zu haben, wovon es ihn zu sprechen drängte. Wahrscheinlich hatte er in diesem Dörfchen keinen Überfluß von Ansprache, vielleicht hoffte er auch neues von mir zu hören. Zunächst freilich schien er mehr Lust zu haben, sich selbst als mich zu vernehmen. Mir aber war es nur recht, ihm zuzuhören, denn aus seinem Munde rollte Saß auf Saß, wohlgebildet, klangvoll und frei von der Phrase, die sonst die Äußerungen der Franzosen über den Krieg entstellen. Übrigens wies ihn seine Rede nicht als Jurassier aus, wofür ich ihn gehalten hatte, er stammte aus dem Herzen Frankreichs, der Touraine. Es war etwas Abschwefelndes, nach Bildern Suchendes in seinen Reden, das mir zuzeiten unklar blieb. Doch verstand ich ihn wohl, wenn er sagte: Was wollen wir schwachen Leute? Über uns, hoch oben hat sich ein Bloß losgelöst und rollt zu Tal. Wer hält ihn? Es gibt kein Gesetz Gottes, das der Krieg nicht mit Füßen träte, er ist ein schweres Übel. Aber aus dem getretenen Boden springt oft die beste Saat auf; und es gibt auch keine Tugend, zu deren Übung der Krieg nicht Anstoß gäbe. Sie können von französischen Kugeln und sogar von Muechelmördern erzählen, die ein Geschäft mit der Flinte machen, aber gewiß auch von französischem Christensinn.

Von jenem und von diesem, sagte ich, doch heute lieber von diesem. Es ist zum Beispiel noch nicht lange her, als ich in einer kalten Nacht, es war am 4. Dezember, in Dijon eine alte Frau, die nicht zu den Reichen gehörte, mit einem Topfe warmen Kaffees bei den Posten vor dem Spital herumgehn sah, sie gab den halberfrorenen Wurschen zu trinken: eine kleine Gabe großer Barmherzigkeit! Gewiß hatte auch diese alte Frau die rauhe Hand des Krieges zu spüren bekommen. Wer nicht? Aber es hinderte sie nicht, Barmherzigkeit zu üben. Und als ich nach dem blutigen Gefecht bei Nuits erschöpft neben dem Herd eines armen Hauses niedergesunken war, fand ich mich Morgens mit einem Frauenrock bedeckt, den die mitleidige Hand der Bäuerin über mich gebreitet hatte, während ich im Herdwinkel lag. Es war das einzige, was ihr geliebt war, womit sie einem kranken Feind eine Wohlthat erzeigen konnte!

O, unsre Frauen sind mildherzig. Die französischen Eigenschaften gedeihen überhaupt besser auf dem Boden der weiblichen als der männlichen Natur. . . . Ich bin für den Frieden, fuhr er nach einer Pause mit einem Ausdruck der Überwindung fort, ja für den Frieden. Sie wundern sich wohl?

Ich antwortete ihm, indem mein Blick unwillkürlich zu dem friedvollen Gartenstandbild zwischen den Fenstern hinüberschweifte, daß der Weißliche ja ohnehin ein Diener des Friedens sei, dem die Greuel des Krieges weit unnatürlicher vorkommen müßten als uns. Sein Auge war dem meinen begegnet und blieb,

während er sprach, mit einem Ausdruck von Innigkeit, der nichts Gewohnheitsmäßiges hatte, auf dem Bildwerke ruhn.

Mit Recht sagt man, der Krieg sei die Sache der Männer; wir können sogar sagen, der wehrfähigen Männer. Welche große Mehrheit von Frauen, von Kindern, von Greisen, von Kranken ist in jedem Volke dem Kriege abgeneigt. Viele tun, als bestiehe diese Mehrheit nicht. Aber wir Geistlichen sind so recht ihre Vertreter, wir kennen sie. Und als katholischer Geistlicher, der stündlich das Bild der schmerzreichen Mutter und des Kindes mit der Krone des Weltherrschers vor Augen hat, empfinde ich doppelt tief das Unrecht, das der Krieg dieser Mehrheit tut, deren Waffen die Tränen und das Gebet sind. Lassen wir ruhig die reden, die behaupten, der Krieg entfalte erst recht die Eigenschaften, die die Männlichkeit ausmachen. Es sind nicht die besten, die Gott in uns gelegt hat. Das Weib und das Kind stehen dem gemeinsamen Grunde der Menschheit näher, und eben deshalb müssen sie auch meinem Herzen näher sein.

Gerade ihr Deutschen mühtet die christlichen Franzosen verstehen, sagte er plötzlich abspringend. Ihre Führer haben Beweise von Demütigung vor Gott gegeben. Ich habe mir sagen lassen, Ihr General Werder lese am Nachfeuer seine Bibel. Wie könnte auch ein solcher Mann seine Verantwortung ohne Glauben an Gott tragen? Vielleicht ist einmal sein Auge auf die Stelle gefallen, wo die Juden auf den Stein Eben-Ezer stoßen, bei dem Samuel spricht: Bis hier hat der Herr geholfen. Vielleicht sagt er sich heute: Versuchen wir den Herrn nicht weiter. Für Frankreich ist das ein Karfreitag, wie er in der Geschichte der Völker selten so dunkel gewesen ist, aber auch er hat seinen Abend, und dann folgt Ostern und Pfingsten. Deutschland war offenbar berufen, diesen Tag heraufzuführen. Aber die Vernichtung Frankreichs kann der Wille des Höchsten nicht sein. Vor ihm sind die Franzosen auch als Besiegte ein Volk Gottes. Ich will nicht sagen, daß die Deutschen das nicht seien, aber was die Franzosen für den christlichen Glauben getan haben, muß irgendwo ihnen zugerechnet stehen. Und ihr Posten im Hauptbuch der Vorsehung kann nur wachsen, wenn sie geläutert aus dieser Prüfung hervorgehn. Er faltete die Hände und sprach mit unmerklich gehobnem Ton: An meiner Schwäche vollende sich deine Stärke, und je schwächer ich bin, desto stärker bist du, o Herr. Glaube ich aber fest, so ist deine Stärke auch die meine.

Als ich in den Stall zurückkehrte, schlief mein Kamerad höchst behaglich unter seinem Mantel, und die Pferde schauten mich freundlich an, als wollten sie sich für den warmen Stall bedanken. Ich setzte mich zu ihnen. Die „süße Lebensluft“ geht bekanntlich nirgends so intensiv von den Tieren auf den Menschen über wie in einem warmen Pferdestall. Den Tieren war es wohl, meinem Kameraden offenbar nicht minder, auch mir behagte es in der bräunlichen Dämmerung des alten Holzbaues, dessen dicke Bohlenwände keine Kälte hereinließen. Draußen wehte von den Bergen her ein kalter Wind, der sich feucht anfühlte; der Schnee auf den Dächern und an den Häusern schien zu sagen: Ich liege gut so, es eilt mir keineswegs, wegzuschmelzen.

Als sich der Abend früh herabsenkte, wanderte ich durch das Dörfchen und suchte den kürzesten Weg ins Freie; der einzige betretne führte an neun Bildstöckeln, auf denen die Leidensstationen des Herrn gemalt waren, zu einer kleinen Kapelle, von der man talaufwärts in abendgrauen Wald und über breite weiße Flächen hinsah, unter denen wohl Wiesen dem Frühling entgegenharren mochten. Der Abendhimmel stand kühl darüber, am Horizont topasgelb, oben weiß. Im Westen war die Sonne am Versinken. Der Gedanke, daß so gar nichts von dem Lärm des Krieges, der hinter diesen Bergen noch wütete, hereindrang, beschlich mich halb helmwehartig. Wenn man monatelang in der Gesellschaft von Tausenden marschiert ist, gefochten und gelagert hat, muß man sich an das Alleinsein erst wieder gewöhnen.

Auf dem Rückweg begegnete ich dem Geistlichen.

Sie haben sich unsern kleinen Kalvarienberg angesehen? Er ist bescheiden, aber die neuen Bilder sind nicht schlecht, heimische Arbeit.

Ich konnte ihm mit gutem Gewissen sagen, daß ich sie bewundert hätte und erstaunt sei. Bilder von so künstlerischem Ausdruck und so feiner Farbe hier zu finden.

Sie werden noch mehr finden, wenn Sie Zeit haben, sich umzusehen. Sie wissen noch nicht, daß Sie sich hier in einem künstlerischen Zentrum befinden, müssen es aber kennen lernen, sagte er lächelnd.

Ich wollte im Dorfe nach dem Quartier abbiegen.

Haben Sie nichts Besseres zu tun, so kommen Sie zu mir, sehen Sie sich an den Kamin und erzählen Sie.

Ich folgte gern und freute mich, in dem Zimmer, wo ich heute Mittag die Aussicht bewundert hatte, die Räte des Abends durch die drei Fenster in alle Winkel eindringen, jeglichen Gegenstand liebevoll und freigeblig anglühen zu sehen. Und auf der andern Seite wartete das Kaminfeuer nur, um seinerseits, wenn das Rot des Himmels gewichen wäre, Fackeln und rote Schatten durch das Gemach huschen zu lassen.

Wir Franzosen müssen das Feuer sehen, sagte der Geistliche, indem er sich mir gegenüber vor den Kamin setzte, da sehen Sie, was für Phantasiemenschen wir sind.

Es war freilich eine phantastische Beleuchtung, aber die Abendstille und die wohlthuende Wärme milderten ihr Grelles.

Der Geistliche ließ sich von Deutschland, von andern Ländern im Osten erzählen, die ich gesehen hatte, und von denen er nur die Namen kannte. Er selbst kam dann ins Neben, und unversehens stand man wieder mitten im Kriegsgespräch. Mich erstaunte seine entschiedne Beurteilung des Krieges, die ich so von einem Franzosen noch nie vernommen hatte. Der Krieg an sich war ihm ein Greuel, und dieser doppelt.

Ich fälle mein Urteil nicht von weitem her, sagte er mit einem Ausdruck der Überwindung, habe nicht bloß von weitem zugehört, bin mitten im Gewühl gewesen, bin mitgestoßen. Mitgefandigt, mitgestraft! rief er laut. Wir zogen in den Krieg wie in einen Kreuzzug; meine Voltigeurs, die Paris geboren oder wenigstens erzogen hatte, waren freilich keine Heiligen, aber unter den Offizieren gab es Leute, die im Gefolge Gottfrieds von Bouillon hätten reiten können. Dächten wir an einem Faden fort, wie ihr, so hätte uns der Kaiser und sein Gefolge von unsern Kreuzzugsgeanken abbringen müssen, aber unsre Begeisterung führte gerade über die Lücken weg, in denen die Gefahren lauerten. Wir sahen Frankreich bedroht, das unter den besondern Schutz der heiligen Jungfrau gestellt war. Den Heiligen Vater, dem man Rom nehmen wollte, unser Land und unsern Glauben: das alles verteidigten wir.

Hier ist das Gebet, das wir hundertmal in jenen Augusttagen inbrünstig gesprochen haben. Er reichte mir aus einem Gebetbuch ein kleines Blatt, das in Neß gedruckt worden war. Es hieß am Schluß: *N'oubliez pas, ô mon Dieu, qu'en protégeant la France, notre patrie, vous défendez votre Sainte Église, dont elle a mérité le titre glorieux de fille aînée.*

Aber ich bin bald überzeugt worden, daß ein Ratsschluß feststand, an dem so verspätete Gebete nichts ändern konnten. Ich mußte tagtäglich erfahren, daß für unsre Nächsten, unsre Soldaten, dieses schöne Gebet zu spät kam. Sollte man nicht glauben, daß der Soldat, indem er seinen Willen aufgibt, überhaupt das Wollen eines höhern Willens deutlicher erkennen und es willig anerkennen müßte? Es hat immer Soldaten demütigen Herzens gegeben. Wer weiß, was im Krieg die nächste Stunde bringt. Frömmigkeit sollte eigentlich zu den militärischen Haupttugenden gerechnet werden. Ihr seid in der großen Mehrzahl Protestanten,

aber Sie werden mir zugestehn, daß die Religion aller Soldaten etwas Katholisches hat: das feste Gefüge, die Unterordnung des Einzelnen, dessen Wille nichts gilt, und der Himmel so nahe! Überhaupt, der Katholizismus ist die einzige vernünftige Religion, zu ihr werden Sie und werden die Juden und wird der Islam zurückströmen, so notwendig wie das Wasser unserer Bäche in sein natürliches Bett zurücktritt, aus der die Überschwemmung im Frühling sie herauszuschwellen ließ. Ich sehe in allen Revolutionen solche Überschwemmungen, die die Lebensfülle der Menschen aus ihrem gewiesnen Bett verwüstend über die Nachbarfelder treibt. Das sind nur Epiphoben.

Doch ich lehre zu meinen Kriegserinnerungen zurück. Am 18. August standen wir im Feuer bei Roncourt, das heißt wir lagen in den Furchen der Getreibeäcker und in den Gräben der Wiesen und ließen die Kugeln der Zündnadelgewehre über uns weggehn. Wir stießen vor und schwenkten zurück, und so mehrermal, und als wir zuletzt alle Kräfte zusammennahmen und den Feind, der uns umfassen wollte, zurückzustößen hofften, zersplitterte unser ganzes Korps. Und als wir im eiligen Rückzug die Furche wieder überschritten, wo wir so lange im Kugelregen gewartet hatten, lagen in ihr Mann an Mann die Tapfern, die unser Vorgehn und unsern Rückzug gebect hatten. Es war schon spät Abends, und man unterschied nicht, waren es Lebende oder Leichen? Man rief, man sprach sie leise an, man rüttelte: kein Laut, es waren die Toten, die noch Lebenden waren zurückgegangen, oder man hatte sie zurückgetragen. Ich kann dieses Bild nicht vergeffen, diese dunkeln Gestalten, die da gestreckt oder gekrümmt, manche mit erhobnen Armen dicht nebeneinander lagen. Auf ihren bleichen Gesichtern spielte das Licht der ersten Sterne. Adieu, Kameraden, ich werde euch nie vergeffen, nicht bloß beten werde ich für euch, ich werde für euch handeln, für euch leben.

Wir überstiegen die wandernden Barricaden des Trosses und machten unsern Weg über das Schlachtfeld, dessen Erde aufgerissen und zerrwühlt war, als ob sich die Hände von Riesen im Todeskrampf hineingekrafft hätten. In Gravelotte war denen, die beten wollten, nicht einmal die Kirche und sogar der kleine Kirchhof nicht geblieben, der sie umgibt; jene lag voll Schwerverwundeten und Toten, und dieser war für neue Gräber umgewühlt und stellenweis über Leichenhaufen mit frischer Erde aufgefüllt, in die kaum erkaltete Leichen gebettet wurden, die schon bereit lagen. Nur ein zerschossenes Kreuz war übrig, vor dem wir knieten. Niemals hat ein Gebet, das ich zum Himmel sandte, eine so große Macht gehabt. Die Verzweiflung fuhr aus, wie der böse Geist aus dem Besessenen. Dieses Elend, sprach es in mir, liegt hart am Tod, aber es grenzt auch an das Glüd. Ergib dich in beide. Du bist jetzt auf dem Gipfel des Elends. Siehst du das Lichtlein ganz fern? Das ist das Glüd, das du mit Glauben dir erringen und den Deinen sichern wirst.

Noch an diesem Abend waren wir vom Feinde, von Ihren Leuten, umringt, die Leichtverwundeten entwaffnet und gefangen abgeführt, die andern der Obhut des einzigen Arztes, der nicht mit nach Metz hineingezogen war, und der meinen überlassen. Es müssen katholische Preußen gewesen sein, die auf diesem Punkte vorbrangen, ich hatte mich nicht über Feindseligkeit zu beklagen. Als diese weitergezogen waren, und die Belagerungstruppen sich um Metz zusammenschlossen, kamen andre, die weniger freundlich waren, sie wiesen uns barsch weg, und wir brachten unsre letzten Kranken nach Troyes. Einer nach dem andern genas, einige starben, zuletzt, mitten in dem schrecklichen Winter, war ich überflüssig geworden. Was nun tun? fragte ich mich. Zu den neugebildeten Truppen stoßen, die keinen Überschuß an Geistlichen hatten? Dazu hatte ich nicht den Mut. Man muß Vertrauen zu diesem Amte mitbringen, Vertrauen zu sich und zu der Sache. Wir aber lag Metz so schwer auf der Seele, ich konnte nicht einmal den Namen nennen hören, ohne daß ich innerlich zusammenschral. Und ich sah voraus, daß es noch mehr Wehe geben werde in diesen schlecht vorbereiteten Feldzügen des Winters

1870/71. Meine Nerven waren zerrüttet. Eine einzige Erinnerung, die sich mir am Tage aufdrängte und in der Nacht im Halbwachen erschien, peinigte mich bis zum Wahnsinn. Ich hatte in St. Privat aus dem Schutt, der die Kirche füllte, in der ich für meine Mitgefangenen eine Messe las, eine schwarze Hand aus den Brandtrümmern ragen sehen, bedeckt mit weißen Wärmern, die an ihr nagten. Die verfolgte mich ... Gott sichtlich mit dem Feinde, und wir, die wir uns wie Gottes nächste Freunde gefühlt hatten, nicht bloß äußerlich besiegte, sondern innerlich geschlagen, der Glaube an unsre Sache und der Glaube an uns selbst zerfallen. Glauben Sie mir, nicht wir, die das erlebt haben, wünschten den Krieg fortzusetzen; auf diese Gedanken konnten nur Freigeister, Journalisten, Advokaten kommen, die fern von den Schlachten ihre Reden schmiedeten. Wir dachten nur an innere Heilung und vertrauten dem Glauben und der Herzenreinheit, die nach solchen Prüfungen wachsen mußten. Darin lag für uns die Revanche.

Ein Freund teilte mir mit, daß die Kirche dieses Dörfchens, wo ich als junger Kleriker meine ersten Dienste geleistet hatte, verwaist sei; noch niemand hatte sich um die ärmliche Stelle tief im Gebirge beworben, und ich erhielt sie sofort. Ich habe immer die frommen, starken, genügsamen Menschen des Jura gern gehabt und war glücklich, unter ihnen leben und wirken zu dürfen. Hier genas ich von dem innern Zusammenbruch des schrecklichen Sommers. Der Krieg hat uns bis heute verschont. Sogar die Armee Bourbaki's ist zu beiden Seiten unsrer Berge nach Norden geströmt und wieder zurückgeflossen. Sie sind der erste deutsche Soldat, den ich seit Metz sehe. Noch vor zwei Monaten hätte ich Ihren Anblick nicht ertragen, jetzt freue ich mich, in dem Feinde dem Christen die Hand zu reichen.

Sie wissen nun, wie ich den Krieg erlebt habe, und mögen sich denken, wie ich ihn beurteile. Ich nenne mich Franzose, aber zuerst bin ich Christ, und unter den Franzosen bin ich einer von wenigen, sehr wenigen, die nicht nach Sieg, sondern nur nach Frieden verlangen, und nicht nach Frieden, um den Krieg vorzubereiten, sondern nach Frieden, um Gott zu dienen und zu preisen. Wir Franzosen sind viel zu weit von Gott abgekommen. Wir müssen ganz andre Wege einschlagen, als die wir seit vier Jahrhunderten gegangen sind. Als man die letzten gotischen Dome in Frankreich baute, da neigte sich die Zeit zu Ende, in der Frankreich groß und glücklich war.

Wer ist glücklich als der, dem es beschieden ist, ganz zu sein, was er sein kann und soll? Gewiesnen Weg zu gehn, das ist Glück. Sie werden sagen: Ich bin glücklich, weil mich als Soldaten ein einfaches Sollen durch die Wirrnis von Wollen oder Nichtwollen, Können oder Nichtkönnen durchführt. Nun wohl, ich bildete mir ein Ziel, auf das ich hinstreben mußte. Auch darum vergrub ich mich in dieses weltferne Dörfchen, weil hier niemand mich fragen konnte: Warum trennst du dich von der Masse deines Volkes, das im Kampfe steht? Diese armen Bauern und Uhrmacher des Jura stehn gerade so beiseite wie ich, nur mit andern Gedanken. Wir fragen einander nicht, was wir über den Krieg denken, wir wünschen aber alle, daß er vorbeigehe und ende.

Einst blühte die christliche Kunst in den burgundischen Landen. Wer kennt nicht die Schätze Dijons? Wenn Sie in Dijon waren, haben Sie Sainte Bénigne gesehen, die schönste aller echt gotischen Kirchen, und Sie müssen das Portal von Notre Dame und im Innern die herrlichen Steinbilder der Himmelfahrt Mariä von Dubois bewundert haben. Das liegt freilich jetzt alles wie jenseits eines tiefen Tales. Die Revolution hat bei uns das Leben der Kunst ausgetreten, und nun fällt auf uns die Pflicht, das Scheintote wieder zu beleben. Denn es war nicht gestorben, es schien nur so. Das ist ja eben der Grund, warum wir alle, die es gut meinen, das Ende dieses Krieges aus tiefstem Herzen wünschen. Wir wollen an die Arbeit gehn. Haben Sie unsre düstere kellerähnliche Dorfkirche gesehen? Hat es Ihnen nicht gegraut vor den fetischartigen Marienbildern unsrer

Kapelle? Nun wohl, sehen Sie einmal hier herein. Er öffnete eine kleine Thür in der Vertäfelung der Seitenwand, die in einen ähnlichen Raum wie das Altarzimmer führte, der aber höher war und aus hoch angebrachten Fenstern klares Licht von Norden empfing. Er führte mich an der Hand in die Mitte des Raumes und weldete sich an meinem Erstaunen. Ich stand in einem Museum mittelalterlicher Kunst, in dem zugleich höchst gelungene Werke der neuern Bildschnitzerei aufgestellt waren. Zwei fast lebensgroße Marien mit dem Kinde standen nebeneinander im besten Lichte, die eine schien alt und zeigte Risse, die andre war offenbar neu und sah aus, als ob noch eben daran gearbeitet worden sei. Das lange blonde Haar, das in feinen Wellen über die Schultern floß, trug schon seinen goldnen Ton, aber die Gesichter waren erst grundiert, der Maler hatte sich das Schwierigste bis zuletzt vorbehalten. Nur das Stirnband, das die klare Stirn Mariens frei hielt, leuchtete purpurn von dem weißen Grund. Der Künstler hatte im allgemeinen die Gestalt und die Stellung der beiden Figuren auf dem alten Bildwerk wiederholt, aber wie man sofort erkannte, mit Freiheit. Unter den Werken, die an den Wänden umher standen, waren auch einige alt, andre neu, von diesen letztern waren einige noch nicht bemalt, andre sahen ganz frisch aus. Auch ohne die Erklärung meines Führers würde ich eine gewisse Ähnlichkeit der Motive und sogar der Stimmungen herausgefunden haben: es waren Bilder der Gottesmutter mit dem Kinde, mit dem Leidnam, und vielleicht das bedeutendste, jedenfalls das ergreifendste war der Tod Mariens, in dessen rührender Darstellung des Zusammenbruchs eines Lebens und mit ihm des Glückes aller derer, die schmerzgerfüllt die Sterbende umgaben, ich Anklänge an Remling zu erkennen meinte. Es war ein kleiner Marientempel und zugleich ein Tempel, wo der Innigkeit des Mutter- und des Leidensgefühls Mariens geopfert wurde. Schade, daß alte Kirchenggeräte, zum Teil zerbrochne, die in den Ecken standen, etwas an die Gerümpelkammer eines Kunsttrödlers erinnerten.

Der Pfarrer ließ mich ruhig betrachten und staunen. Dann sagte er: Solche herrliche Dinge fanden sich in der alten Freigrafschaft einst in Menge. Was hier steht, hat zuerst mein Vorgänger vom Untergang oder aus den Bucherhänden abscheulicher Febrüer gerettet, der Freunde Renans. Mein Vorgänger sammelte nur, ich unterfange mich, das alles zu beleben, zu erneuern, für Frankreichs neues Leben nutzbar zu machen. Man merkte bei diesen letzten Worten ein Beben in seiner Stimme, wie von unterdrückter Nührung. Dann sprach er mit Begeisterung von der Bestimmung aller dieser Werke, die hinauswandern sollten in die Dorfkirchen eines weiten Kreises, und wie sie veredelnd wirken würden, wie die Kirchen erneuert werden sollten, um die heiligen Bildwerke würdig aufzunehmen, und daß dann diese Bewegung Frankreich ergreifen und sich wie einst die Predigten Bernhards von Clairvaux in die Nachbarländer ausbreiten würde. Frankreich muß besser werden, auch ihr müßt besser werden, Frankreich siegt und triumphiert, indem es diese Bewegung führt, wie so oft. So etwa schloß er.

Es ist eines der unbehaglichsten Gefühle, wenn uns eine fremde Begeisterung fortreißen möchte, und wir sind unfähig, ihr zu folgen. Das zieht und zert, aber wir können mit dem besten Willen nicht mit, und je heißer unser Gefühl wird, desto kühler wird es uns ums Herz. Diesem Manne machte es gar keine Mühe, sich über die Erde zu erheben; aber es schien mir, als ob seine Sonnenrosse von kurzem Atem seien. Denn plötzlich hielt er im Entrollen der weiten Perspektiven inne, sein Blick blieb ins Leere gerichtet, dann senkte er sich schwanfend zurück. Es hatte etwas Bedrückendes. Unwillkürlich mußte ich dieses Geistes mit dem Rosenkranz vergleichen, der dort an der Türschwelle über ein reizendes zinnenes Weihwasserzesseln geschlungen hing: so rehten sich in ihm schöne Gedanken, einer an den andern. Aber ich sah nicht den Faden, der sie zusammenhielt. Und war er fest?

Unwillkürlich mußte ich den Kopf betrachten, der fast etwas zu groß für die mittelhohe Gestalt war, und den die kurzgehaltne Haare — nur eine ganz kleine

Tonsur ließen sie erkennen — nicht kleiner machten, weil die Größe mehr im Gesicht als im Schädel lag. Von der Stirn, die in derselben Linie mit dem Vorderkopf zurückflog, wanderte jedes Muzeln bis auf den hohen Scheitel, von dem man es den steilen Hinterkopf hinabsinken zu sehen meinte bis zu dem starken Halsansatz. Mund und Hand wettelferten an Weichheit und Wärme, und wie die Handbewegungen, die die Rede begleiteten, rund waren, rollten die Worte rundlich und voll von den Lippen. Wie eitel, mußte ich denken, sind alle diese schönen Pläne, wie lustig ist die Größe dieser Ideen! Fürchtet nichts für eure Ruhe, Franzosen, von diesem Reformier, und hofft noch weniger; das ist kein Mann des Willens und der Tat, eine gelebende Natur, nur eine grübelnde, sich bespiegelnde und wohl auch eine genickende.

Es dauerte nicht lange, daß die Rede auf ein Lieblings Thema der Franzosen, die Spionage, kam. Es lag ja hier im Grenzlande noch näher als anderswo.

Der Erfolg des Krieges zeigt, daß Ihre Führer ausgezeichnet unterrichtet waren. Sie wissen besser Bescheid in Frankreich als die französischen Generale. Das macht man nicht bloß mit Karten und Büchern. Sie müssen ausgezeichnete Rundschafter haben. Das weiß man ja, sie sind überall. Und Sie wissen das sicherlich besser als ich?

Ich habe einen einzigen Rundschafter gesehen, das war ein Reiter in französischem Jagdstück, der auf blutigesporntem Renner nach Bar le Duc am 26. August die erste Nachricht von dem Abmarsch Mac Mahons nach Sedan brachte, nachdem er mitten durch ihre Kolonnen durchgeritten war. Es war ein preußischer Offizier, der wer weiß wie die wichtige Nachricht erhalten hatte. Sie werden ihn doch wohl nicht Spion nennen?

Zur Hälfte wohl. Die Maske der Spionage fehlt ja nicht. Doch habe ich allerdings andre Leute im Sinn. Kennen wir sie einmal Zurückgekehrte. Wir haben überall im Jura vor dem Kriege Deutsche und Schweizer gehabt, Uhrmacher und andre, katolische Deutsche aus dem Schwarzwald und protestantische Schweizer aus der Gegend von La Chaux de Fonds. Die Deutschen, die uns lieber waren, weil wir sie wegen ihrer Religion und ihres Charakters besser verstanden, sind alle, fast alle gegangen. Es war keines Bleibens, auch nicht für die Ruhigsten; auch konnten und wollten sie nicht bleiben. Nun will man da und dort einen wieder gesehen haben. Man verwechselt wohl Schmuggler oder Wilddiebe damit, an denen es im Jura nie gefehlt hat. Grenzland und Waldland, gefährliches Land!

Eine einzige Familie ist hier geblieben, fuhr er nach einer Pause fort. Wer weiß, ob auch diese es vermocht hätte, wenn ich nicht dazu beigetragen hätte, aus diesem Tal einen Winkel zu machen, der in den Kriegsstürmen unbewegt, still wie ein Bergsee des Jura blieb. Und ich habe sie sozusagen unter meinen Schutz genommen. Er sprach leiser, als lasse er Erinnerungen vor seiner Seele vorbeiziehn. Es schien zuerst eine schwere Verantwortung zu sein, die mich nicht wenig drückte. Zum Glück ist alles gut vorbeigegangen. Er wandte sich mir wieder zu. Unfre Leute, soweit sie Feineres arbeiten, sind durch die Mechanik für die Kunst verdorben. Wer die Woche lang Mädchen gefeilt oder Ketten zusammengefügt hat, hat nicht mehr die Innigkeit, die die Kunst der Kirche braucht. Wer weiß, vielleicht ist es auch Sache des Charakters. Die germanische Seele ist vielleicht inniger angelegt oder hat eine dauerhaftere Fähigkeit, sich zu versenken. Doch genug. Der Mann kam aus seiner kleinen Maltschule im Schwarzwald hierher im Glauben, man brauche hier ebensolche Schilder wie dort. Aber unsere Uhrenfabrikanten sind darauf gar nicht aus, so wenig wie sie auf Klavierspielen oder andre Spielereien verfallen, an denen die Schweizer und die Deutschen ihre Freude haben. Der französische Bauer liebt ein hellglänzendes Uhrblatt aus geschlagenem Messingblech. Joseph brachte nun einige Uhrschilder, die er gemalt hatte, einem Fabrikanten in S. Hippolyte, bei dem sah ich sie. Es waren Darstellungen aus der Heiligen Geschichte, konventionell, aber mit gläubigem Herzen gemacht. Ich fragte gar nicht

nach dem Stil und der Vollendung, mich fesselte so das Gefühl, daß den heiligen Gestalten Leben und Sprache verleh in einer Zeit, wo sie sogar in den Seelen vieler Frommer nur ein Scheinleben führen, daß ich sie für ein Williges kaufte. Und auch das wagte der junge Schildermaler kaum zu fordern. Es stellte sich heraus, daß er auch schon in Holz gebildhauert hatte. Mein Vorgänger, der alte Pfarrer, übertrug ihm auf mein Bitten die Wiederherstellung der vermoderten Kreuzwegbilder, die am Wege zu der Kapelle Trinité stehn. Und als diese Arbeit zu aller, auch der Bauern Zufriedenheit gelang, ließ sich Joseph hier nieder und warf sich auf die Holzschneiderei. Werkzeug und das Holz der Arden und Ahome ließ er sich zuerst aus seiner Heimat kommen, später kaufte ich ihm das nötige Holz bei uns im Lande, wir fanden vortreffliche Lärchen und Ahome hier. Die Künstlerseele lag in seinen ersten Versuchen zwar nicht so, wie Sie sie in den Werken bewunderten, die Sie in meinem Atelier gesehen haben, aber doch schon so sprechend, daß meine Amtsbrüder seine Werke erwarben, wie sie nur zu haben waren. Joseph ist kein Geldmacher; daß er seine Sachen zu so billigen Preise abließ, hat ihm noch mehr Abnehmer verschafft. Das war vor drei Jahren. Seitdem ist er als Künstler immer freier und seiner geworden, als Mensch aber blieb er derselbe. Er will nicht mehr sein als ein Bauer, der statt des Pflugs das Schnitzmesser führt. Sie sehen ja, wie einfach er ist. Er hat eine Tochter aus dem Tale geheiratet und hat keine Lust, weiterzuziehen. Als es letzten Sommer beim Ausbruch des Kriegslärms hieß: Fort mit den Deutschen, hat sich gegen ihn keine Stimme erhoben, und trotzdem daß er sich nicht dazu herbeilassen wollte, sich naturalisieren zu lassen, beschloß die Gemeinde, ihn auf ihre Verantwortung ungestört hier zu lassen. Wir sind ja zum Glück weit von Besoul und von Besançon, wo die Schreier sitzen, niemand hat ihn verdächtigt, niemand ihn belästigt, und er spricht kein Wort vom Kriege.

Nur eins habe ich für ihn befürchtet: daß das vergiftende Wort Spionage mit seinem Namen in Verbindung gebracht werden möchte. Wie leicht könnte das geschehen! Er hat die Furchtlosigkeit des Arglosen. Ich habe ihn gewarnt, mit versprenkten Deutschen oder Schweizern, die es unter den Schmugglern gibt, zu sprechen. Aber die Leute kennen ihn. Man sieht da in seltsame Verhältnisse. Neulich hat ihn ein Deutscher besucht, der in Dôle bei einem großen Metzger dient und auf seinen Viehkläufen landauf landab wandert. Denken Sie, dieser Mann ist noch während des Kriegs zu dem Meister zurückgekehrt, bei dem er vorher in Diensten gestanden hatte. Eine rührende Anhänglichkeit, nicht wahr?

Zum Glück wartete der Geistliche meine Antwort nicht ab. Hätte er nicht so lebhaft von den Arbeiten des Bildschnitzers gesprochen, so würde er irgend etwas von Überraschung, vielleicht ein Erschrecken auf meinem Gesicht gesehen haben. Im vierzehnten Armeekorps erzählte man sich Wunderdinge von einem Soldaten eines badischen Regiments, der in der Verkleidung eines viehlaufenden Metzgers halb Frankreich während des Kriegs durchstreifte und aller paar Tage mit Nachrichtern ins Hauptquartier kam, unter denen angeblich die so wichtige erste über den Transport der Bourbaischen Armeekorps nach Osten war. Mehr als einmal beargwöhnt und verhaftet, hatte er sich immer wieder freizumachen gewußt; er sollte auch bei Besfort wieder Dienste geleistet haben. Ich hatte den süßen Kundschafter in der blauen Bluse mit dem großen Hund zur Seite mehr als einmal gesehen, würde ihn sicherlich wiedererkannt haben. Ohne mir Rechenschaft geben zu können warum, berührte mich der Gedanke peinlich, daß er in diesem stillen Dörfchen auftauchen könnte. War das schon ein Schatten, den der von vielen nahegegläubte Friede vorauswarf?

Ich kannte meinen holzschnitzenden Landsmann nicht, aber es regte sich ein Gefühl für ihn in meinem Innern, dessen Keim wohl die Befürchtung war, daß es für den fremden Mann nicht heilsam sein könne, sein Geschick zu eng mit den unklaren Plänen des Geistlichen zu verknüpfen. Sind Phantasien jemals zuverlässig?

Das Abgeriffene seiner Reden, so viel Wahres und Geistreiches sie enthalten mochten, und mehr noch die Art, wie er dem Kriege den Rücken gewandt hatte, gerade als daraus der Krieg des Volks geworden war, erfüllten mich mit Argwohn. Ich hielt ihn nicht gerade für einen Feigling und Fahnenflüchtigen, aber doch für einen von den Schwärmern, die es leicht mit großen Pflichten nehmen, wenn deren Erfüllung nicht in ihre Pläne paßt.

Den andern Nachmittag kam der Befehl, uns am frühen Morgen des 25. in Etalans der Bedeckung des Fuhrparks anzuschließen, der seinen Marsch nach Dôle fortsetzen werde. Unser Ausbruch war rasch vorbereitet. Wir wollten zuerst die Nacht reiten, zogen aber den Frühmorgen vor. Den Abend nahm ich mit Dank das Anerbieten des Geistlichen an, mich zu dem Holzschützer zu führen. Er wohnte etwas abseits vom Dorf an dem Hange, der es nach Norden überragt und schirmt. Äußerlich war das Häuschen nicht von einem gewöhnlichen französischen Bauernhaus kleineren Formats zu unterscheiden, sein Dach war flacher als draußen in der Ebene, wie überall in den Gebirgsdörfern des Jura, und seine Fenster waren schmal und steckten tief in den dicken Mauern, die übrigens sauber verlackt waren; auf der einen Seite zog sich ein Gemüsegarten die leichte Anhöhe hinauf, vor der das Häuschen stand, auf der andern war ein Stall angebaut, dessen schwärzliches Holzwerk ein reifes Alter verriet. Als aber mein Begleiter die obere Hälfte der Haustür zurückdrückte und von innen mit sicherem Griff aufklirrte, trat man nicht in den üblichen Vorraum, der zugleich Küche und Aufenthalt der Familie ist, sondern ging auf einem mit unregelmäßigen Steinplatten gepflasterten Gang geradeaus auf eine Glastür, die ein Dämmerlicht in das Dunkel sandte. Offenbar war gerade die Stelle des Vorraums durchgebrochen, wo sonst über dem langlam qualmenden Feuer der immer brodelnde schwarzberußte Kessel an schwarzer Kette hängt. Dadurch hatte dieses Innere einen so ganz andern Charakter als das französische Bauernhaus sonst, es erinnerte eher an die Hütte eines deutschen Dorfhandwerkers. Aber nun öffnete sich die Tür am Ende des Ganges, und ein heller Raum strömte reichliches Licht in das Dunkel. Man sah eine schräge Decke, in die zwei Oberlichter eingesetzt waren, durch die das vom Schnee blau zurückgeworfne Tageslicht eindrang.

Da hingen die Schnitzereien in allen Stufen der Vollenbung und daneben die Schablonen, nach denen die Grundlinien auf die Holzblöcke gezeichnet werden. Es waren auch in den Fensterecken Holzstücke von verschiedenen Formen aufgeschichtet, denen man die Größe und die Gestalt der Figuren, die sich aus ihnen entwickeln sollten, schon ansehen konnte. Ganz fertig schienen aber nur einige Tafeln zu sein, die in hohem Relief Ornamente, meist Blumen und Ranken und schön geschnittne Blätter, trugen. Die waren im besten Lichte aufgehängt, und gerade jetzt spannte die Spätnachmittagssonne goldne und rote Fäden darum.

Joseph stand am Schnitztische, eine Christusfigur, die die Hände segnend erhob, lag vor ihm. Er arbeitete daran mit einem feinen Messer weiter, ohne sich durch unser Kommen viel stören zu lassen. Den Pfarrer begrüßte er mit der Ehrfurcht, die dem Seelenshirten gebührt, an meiner Uniform haftete einen Moment sein Blick, dann wandte er sich mit einer gewissen Geflissentlichkeit wieder der Arbeit zu. Seine Haltung hatte das Freie, das dem Manne eigen ist, der sich mit seiner Arbeit eins und durch sie gehoben fühlt. Mit raschem Schnitte nahm er ein Spänchen weg und änderte dadurch den Ausdruck der werdenden Gestalt in wunderbarer Weise. Das war nicht bloß Übung, in dieser Sicherheit des Blicks und der Hand sprach sich die rasche Auffassung aus, die der ruhige, fast schwer auf den Dingen ruhende Blick seiner hellen Augen bestätigte. Die Beweglichkeit seines geistlichen Freundes hob sich auffallend von dieser tiefen Ruhe und Sicherheit ab, die im blauen Arbeitsmittel doppelt imponierte. Der Mann nahm die etwas stark aufgetragne Patronage gleichmütig hin, ließ sich aber offenbar nicht in seiner Arbeit dadurch stören oder gar beeinflussen.

Die Rede ging von den Arbeiten, von denen der Holzschneider nur larme Kunde gab, auf die Kriegskläufe über. Der Kanonendonner aus der Gegend der Schweizer Grenze hatte sich gegen Abend verstärkt. Den ganzen Tag hatten die Dorfbewohner in der Furcht gelebt, daß er sich nähern werde, und ich war verschiedne mal darum gefragt worden. Nur der Südwind hatte ihn gelegentlich näher erschallen lassen, jetzt war es dagegen klar, daß er sich entfernte.

Möchten doch Bourbaks Kranke und Krüppel sich endlich ergeben, sie haben ja nichts mehr zu gewinnen, rief der Geistliche.

Sie hoffen immer noch etwas Kriegsruhm zu guter Zeit zu ernten, sagte obenhin der Bildschneider. Ich würde es ihnen gönnen. Die Deutschen haben soviel davon, und die Franzosen gar nichts. Sind denn beide Nationen so verschleden? Vor dem Kriege waren sie es doch nicht, wenigstens in unsern Schichten, wo man arbeitet und froh ist, ein kleines Ziel zu erreichen. Der Friede wird doch endlich kommen, und dann werden Deutsche und Franzosen wieder nebeneinander leben müssen. Es wird wohl leichter alles wieder ins Gleis zu bringen sein, wenn die einen nicht zu sehr Sieger und die andern nicht zu sehr Unterworfen sind. Du wunderst dich wohl, Landsmann, fuhr er zu mir auf Deutsch (mit alemannischem Anklang) fort, daß ich so rede, aber bedenke, ich lebe hier unter Franzosen, deren keiner mir ein Haar gekrümmt hat, und ich lebe mehr noch in meiner Arbeit.

Weiber, antwortete ich, bringt der Krieg alles friedliche Fantieren in Unordnung. Daß wir hier heraufkommen mußten, hat euch sicherlich nicht gefallen. Und auch wir wären gern weitergezogen.

Glaubts wohl! sagte der Bildschneider in seiner einfachen Weise. Doch was kannst du dafür? Es heißt gehorchen. Ubrigens, um offen zu sein, ich habe mich gefreut, einmal einen von den deutschen Soldaten zu sehen, wenn sie nun doch einmal in der Gegend sind. Der Herr Pfarrer weiß, daß ich kein Franzose bin. Man kann nun einmal nicht von seiner Wurzel weg. Eigentlich führen wir auch Krieg, der Herr Pfarrer und ich, aber nur mit den schlechten Figuren, die auf den Altären der Kapellen stehn. Wir haben doch schon manche besetztigt, aber es gibt noch viel zu viele. Mein Leben reicht nicht hin, sie zu ersehen, und wenn ich jede Woche einen Herrgott schnitzte. Jetzt hoffen wir auf nichts mehr als auf friedliche Zeiten, sie müssen kommen, und wenn die Menschen wieder ihrem Tagewerk nachgehn können, wird sich irgendein Knabe finden, den ich unterrichte, und dann wird es zusehends besser in Kirchen und Kapellen werden. Er wiederholte diese letzten Worte französisch, und der Geistliche war hoch erfreut, seine eignen Wünsche und Hoffnungen in zwei Sprachen verkünden zu hören.

Die Sonne war hinabgesunken, nur ihr letzter Widerschein auf den Wolken und dem Schnee lag noch rötlich in der Luft. Eine einfache junge Frau trat herein, an deren Kleide sich ein kleiner Knabe hielt, und brachte die trüb flackernde Ampel. Von der Kirche klang das Ave Maria-Glöckchen, und das laute Abendgebet, in französischer Art singend gesprochen, hallte in dem niedern Raum. Wir saßen auf der Bank vor dem grünen Ofen, in dem Holzreste fröhlich knisternd verbrannten. Der Mann im blauen Kamisol stand an seinem Schnitztisch und warf wenige Worte in das Gespräch. Dann und wann hob er mit der Nadel, die an einem Ketten an der Ampel hing, den Docht heraus und glättete weiter. Er arbeitete nur noch mit Wimsstein, und nur an der untern Partie des Christusbildes, glättend weiter, da es zum Schnitzen nicht hell genug war. Auch an dieser Arbeit erkannte man die Feinheit seiner Hand und das Uebervolle in seinem Verkehr mit den Stoffen. Der Knabe hatte meine Militärmütze auf seinen blonden Lockenkopf gestülpt und schwang einen hölzernen Span als Schwertchen mit den Worten: Prussien, zum Krieg, zur Schlacht! Vorwärts!

Glückliches Kind, sagte der Geistliche, alles ist ihm nur ein Spiel.

Das Wort Krieg wird in diesem Hause sonst nicht gehört, sagte der Bild-

schnitzer. Es ist eine Art Aberglaube, daß ich und meine Frau es nicht gern aussprechen, so wie man beim Gewitter nicht vom Feuer spricht. Das Kind lernt das von seinen Spielkameraden. Der Krieg ist eine Strafe Gottes, zu hoch und zu schwer zum Spiel.

Da muß ich mir einen Vorwurf machen, die Erinnerung daran in Ihr stilles Haus gebracht zu haben, meinte ich.

Tut nichts, sagte er, indem er mir zum Abschied die Hand reichte, verschont uns nur der Krieg selbst. Und dazu hat es ja nun allen Anschein. Adieu, Landsmann, komm glücklich heim und grüße das badische Vöndle.

*
*
*

Den nächsten Morgen erhoben wir uns um vier Uhr, um zu füttern, die Nacht war kalt und sternreich. Wir warfen uns noch für eine halbe Stunde aufs Stroh und hörten mit Behagen dem Klauen und Mählen der Pferde zu. Da plötzlich rasch hintereinander fünf oder sechs Schüsse, dem Klang nach aus Henrygewehren, dann verworrenes Geschrei. Näherete es sich uns? Unsere Karabiner waren zur Hand. Man schien den Ruf „Feuer“ ganz in unsrer Nähe auszustößen. Im Nu war die Stalllaternen in einen Winkel gestellt, wo ihr Licht uns nicht verraten konnte, dann das Tor weit geöffnet. Das Sternenlicht genügte nicht, die Straßen zu erleuchten, man mußte dem Ohr allein vertrauen, das aber nur den Laut des Öffnens und des Schließens der Fenster und der Türen und von Schritten vernahm, die nicht in unsrer Richtung zu gehn schienen. In den Fenstern des Geistlichen war Licht, sonst alles dunkel. Da wurde es vom obern Dorfe her heller, als ob dort der Vollmond aufgehe, aber das war keine Mondnacht. Zukende Widerscheine hätten an ein Nordlicht denken lassen, wenn nicht in demselben Augenblick aufsprühende Funkenregen den Brand gemeldet hätten. Es war dem Anschein nach eine Scheune in Brand geraten. Aber die Schüsse? Die Möglichkeit eines Gefechts mit deutschen Soldaten war hier ausgeschlossen. Wo sollten sie und wo ihr Gegner herkommen? Für eine etwaige Streiftruppe der Franzosen wäre doch der Überfall unsers kleinen Postens, von dem die ganze Gegend wußte, das Nächste gewesen. Wir rieten auf Wildbete oder Schmuggler. So saßen wir eine Stunde schußbereit, bereit auch, im Augenblick aufs Pferd zu springen und davonzureiten. Ich kam endlich auf den Gedanken, im Hause nachzusehen, ob der Geistliche zurückgekehrt sei. Alles Klopfen war vergeblich, kein Mensch antwortete. Die Sache wurde rätselhaft. Was blieb übrig, als ohne Abschied abzumarschieren? Längeres Verweilen hatte keinen Sinn, wäre auch gegen den Befehl gewesen, der uns ein frühes Zusammentreffen mit dem Fuhrpart vorschrieb. Also vorwärts! Vorsichtig die stille Seitenstraße hinab zur Hauptstraße, in dieser nordwärts zum Ausgang des Dorfes. Es schienen sich mehrmals Fenster beim Schall der Hufe zu öffnen, aber kein Kopf wurde sichtbar. Ein Begegnender, den wir anriefen, verschwand ohne Antwort im Dunkeln. Da, beim Einbiegen in das Tal, wo unser Weg talabwärts führen mußte, stand plötzlich die Feuerstätte oben in halber Höhe am Hang des Hügel, hinter ihr gepenstisch, wie ein Riesenschatten, der Kirchturm. Wir schnürte sich die Brust zusammen. Unwillkürlich hielten wir unsere Pferde an. Das war das Haus, wo ich gestern Abend glückliche Menschen verlassen hatte. Das Häußgen war schon ausgebrannt, rauchende Balken hingen über die Brandmauer, deren angeglühte Steine grell herausstauten, in der dicht angebauten Scheune qualmte es noch in Holzstößen, die zu Kohlenmehlern verbrannt waren, und ein stinkender Schwaden zog in der Morgenluft, das Dach war eingestürzt. Die Sterne allein strahlten ruhig herab. Stumm stand um die Stätte der Vernichtung eine Menge, in der sich kaum einer bewegte. Gleich darauf führte unser Weg am Tor des kleinen Kirchhofs vorbei, dessen entblätterte, sonderbar zinnenförmig geschnittne Weißdornhecke ich vom Einmarsch her wiedererkannte. Man sah die gelben und die schwarzen Perlenkränze im Widerschein der roten Blut schimmern,

und ein harter Ton von Spaten, die den gefrorenen Boden zu zerteilen suchten, klang von nahe her. Hart am Straßenrand waren graue Gestalten an der Arbeit, eine dunklere schien sie anzudeuten. Es ist nur ein Häufchen Knochen, hörte ich sie sagen, alles andre ist verbrannt, man könnte sie in diesem Loch unterbringen, darauf die Stimme des Geißlichen, die feist, fast geschäftsmäßig klang: Man lege sie auseinander, dieser ist Joseph, jener der Knabe, jedes Häufchen in einen Sarg für sich. Indem hatte er den Fußschlag unsrer Pferde gehört und tat einige Schritte auf die Hecke zu. Was ist Schreckliches vorgegangen? Joseph und sein Knabe sind tot, aus Irrtum von schweifenden Franktireurs erschossen, zusammen mit seinem Landmann, dem Metzger, in dem sie einen Spion suchten; sein Haus verbrannt mit allem, was es an Werten und Hoffnungen barg. Maria lebt, aber ich fürchte für ihren Verstand. Mein Mey! rief er, indem er die Hände zum Himmel hob, mit ersticker Stimme.



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

14



berall zeigte er sie, der eitle René, in den Cafés, dem Zirkus, den Theatern. Fintje hatte gar nicht geahnt, was für eine Unmenge von Vergnügungsflokaten das schöne Brüssel aufzuweisen hatte.

Heute gingen sie ins „Palais d'Été,“ der liebliche Name hatte Fintje in die Augen gestochen.

Ja, da hatte sich der grüne, blühende Sommer in einen Saal mitten in den steinernen Straßen eingeschlichen. Da saßen sie zwischen Pflanzengruppen und plätschernden Springbrunnen, und der Boden war mit Kies bestreut wie in einem richtigen Garten. Sie saßen an einem kleinen Tisch und tranken deutsches bitteres Bier, das viel schlechter schmeckte und viel kostbarer war als Foro. Vor ihnen auf der Bühne, nach der nicht viel gesehen wurde, trieben die Akrobaten ihre Künste, der Taschenspieler schüttelte eine Flut roter Rosen aus seinem Zylinderhut, ein geschminktes Andernpaar sang endlose Couplets, und langzöpfige Chinesen führten närrische Tänze auf.

In der großen Pause stand Fintje auf. Alles wollte sie sehen. Sie wollte auch auf dem roten Teppich unter der roten Lichterkette der Seitengänge wandeln, vorbei an den lauschigen Laubenplätzchen. Komm, René!

An seinem Arm durchschritt sie die Gänge, wo die Damen an den Bänden herumfahen und mit unruhigen Augen um sich starteten, als erwarteten sie jemand. Diese hier waren nicht so schön und blühend und von so vornehm ruhigem Wesen wie die Damen der Vatterieterrasse. Sie sahen zugleich frech und mißmutig aus, so als empfänden sie ihr Leben als eine drückende Last und hätten doch den Mut nicht, mit ihm zu brechen. Auffallende, farbenreiche Toiletten aber trugen auch sie. Und die Herren, die durch die roten Gänge des Palais d'Été schlenderten, fragten wenig nach der seelischen Verfassung dieser Schönen, die sie nur anschauten mit dem lästernen Blick der Bestie. Familienbäter waren unter der Schar der Palais-d'Été-Besucher und junge halbreife Burtschen. Denn wenn der Brüssler Knabe ausgewachsen ist, empfindet er es als Schmach, seine Abende weiter im Familienkreise zuhause zu verbringen, er beginnt das Leben des Mannes zu führen, das Brüssler Wirtshausleben. Brüssel öffnet ihm gastlich seine weiten Arme und nimmt den unschuldigen Jungen in seine Schule. Auch die Pforten des Palais d'Été stehn

weit offen, und den Eintrittspreis vermögen auch die wenig Bemittelten zu erschwingen.

René zog die Stirn kraus. Er sah die frechen, zudringlichen Blicke, die aus unverschämten Männeraugen seine junge Begleiterin trafen. Und Fintje war nicht gelehrt worden, wie die sorgsam erzogenen jungen Damen, die Augen niederzuschlagen, mit argloser Keckheit gab das kleine Gassenmädchen die Blicke zurück.

Komm, Josephine, laß uns jetzt gehn!

Aber es stehn noch drei Nummern auf dem Programm, sagte in bedauerndem Ton das nimmerfatte Fintje.

Einerlei, wir gehn jetzt.

Draußen auf der Straße sagte er ihr, warum er es so eilig gehabt hatte, das Palais d'Été zu verlassen.

Du bist mir zu schade für einen solchen Ort, kleine Josephine.

Zu schade? Sie, die Kellerratte aus der schmutzigen Winbengasse, ist für irgend etwas zu schade? In einer plötzlichen Dankbarkeitsaufwallung schlang sie ihm die Arme um den Hals und küßte ihn.

Er schüttelte sie unwillig ab.

Aber Josephine, was fällt dir ein, hier auf der Straße! Du hast doch noch herzlich schlechte Manieren.

Ich tu's nicht wieder, versicherte Fintje ohne jede Empfindlichkeit. Ich weiß wohl, es schickt sich nicht, es kam nur so schnell über mich, weil ich mich so freute, daß ich . . .

Nun?

Daß ich dir zu schade bin für das Palais d'Été, du guter, feiner, lieber René!

15

Fintje stand am Fenster, aber es gab nichts zu sehen in der stillen Vorstadtstraße. Sie sah sich suchend im Zimmer um nach einer Beschäftigung oder einem Zeitvertreib. Aber die elegante gestloße Einrichtung starrte sie stumpfsinnig an, und Jim, der schöne englische Schäferhund, schlief auf seinem Fell beim Kamin. Sie ging in das zweite Zimmer, dessen Glastür auf den Garten hinaus sah, ein richtiger eingeschlossener Vorstadtgarten mit einem runden Rasenfeld und kiesbestreutem Weg darum, einem sorglich gehaltenen Blumenbeet im Rasen, das hier und da von einem Sonnenstrahl getroffen wurde, und kümmerliche Ziergräser und Schattensblumen rings an den eisenüberzognen Mauern.

Als Fintje das alles noch neu war, hatte sie mit Feuereifer den Garten bearbeitet, Blumen gepflanzt und begossen, und in eine Ecke hatte René ihr eine Voliere zimmern lassen, in der sie schillernde, zärtliche Wellensittiche, schlanke Kanarienvögel und kleine rostschneiblige *Diseaux-mouche* zu versorgen und zu beobachten hatte. Aber ihre Blumen waren nicht so prächtig geblühen, wie sie erwartet hatte, und bald hatte auch der Anblick der Vögel sie nicht mehr erfreut, weil ihr scheinen wollte, als fühlten sie sich nicht behaglich hinter ihrem Drahtgitter in der feuchten Gartenecke. Sie hatte schließlich René mit Tränen in den Augen gebeten: Schaff die Vögel wieder fort, ich kann sie nicht mehr sehen. Nun stand die Voliere leer und öde da, doch war sie wenigstens kein Gefängnis mehr, aber die erste Freude am Garten wollte Fintje nicht zurückkommen, sie arbeitete jetzt nie mehr darin. Und doch mußte sie sich mit irgend etwas beschäftigen an den langen, einsamen Tagen. Denn deren verlebte sie jetzt viele. Wochen konnten vergehn, ohne daß René sich sehen ließ: er hatte so vielerlei Verpflichtungen und Abhaltungen. Sie hatte sich in den teuern Sticksäben angefangene Handarbeiten gelaufen, die ihr sehr in die Augen stachen, solange sie neu waren, aber alle steckten sie halbvollendet in ihrem Arbeitsständer. René hatte ihr Bücher mitgebracht, zierlich gebundene Gedichtwerke und spannende Romane, und sie hatte in den vielen einsamen Stunden gelernt, das Lesen als eine unterhaltende

Beschäftigung anzusehen, während es ihr früher nur eine Strafe und eine harte Arbeit bedeutet hatte. Lange aber konnte sie auch heute noch nicht über einem Buche sitzen.

Aus der Küche im Souterrain schallte schmetternder Gesang herauf. Es war Rosalie, ihr Dienstmädchen, die da sang. Die war immer mit ihr zusammen im Hause eingesperrt, und doch hatten sie nichts voneinander. Oft schon war sie in die Küche hinunter gegangen und hatte versucht, das Mädchen zum Plaudern zu bringen, gern hätte sie im Souterrain ihre Mahlzeiten eingenommen, um nicht so allein und schweigsam essen zu müssen. Sie hatte sozusagen um Rosaliens Freundschaft geworden, aber diese hatte ihr deutlich zu verstehen gegeben, daß ihr nichts an intimerem Umgang mit ihrer jungen Herrin gelegen sei, die sie mit einer pharisäischen Verachtung ansah, mit Augen, die deutlich sagten: Ich diene dir zwar um des guten Lohnes willen, aber denke nicht, daß ich eine wäre wie du; schöne Kleider habe ich freilich nicht, aber einen ehrlichen Namen und einen fleckenlosen Ruf. So hatte Zintje es endlich müde aufgegeben, um die Gunst ihres Dienstmädchens zu werben.

Nun sang dieses unten im Souterrain, und sie stand allein und gelangweilt in ihren geordneten Stuben.

Zim, wach doch auf! Zim, sei lustig! Kommt der Herr, Zim? Da sprang der Hund wie elektrisiert in die Höhe und sah sie mit klugen, lustigen Augen an und duckte sich wie zum Sprung und bellte kurz und laut in ausgelassener Freude.

Du glaubst wirklich, er käme, Zim?

Ja, der Hund hatte eine große Liebe zu René, wie alle Tiere und alle Menschen.

Still, Zim! Zintje lief ans Fenster und öffnete es, einen kleinen Spalt, denn nun ertönte auch von der stillen Straße her Musik. Nur eine Drehorgel vermag so hastig klimpernde Töne ins Leben zu rufen. Da kam das Instrument auch richtig bis vor ihr Fenster herangerollt, ein hoher Klavierähnlicher Kasten.

Ein dünnes Häuflein Gassenkinder hatte sich in diesem kinderarmen Viertel doch glücklich zusammengefunden; sie umstanden den schmetternden Kasten und saßen gespannt zu, wie sich die bunten Bilder auf der Rückwand der Orgel entrollten. „Mein Herz, das ist ein Bienenhäus“, posterte es in überstürztem, sprunghaftem Tempo aus dem wackelnden Kasten heraus, und ein paar der Kinder fasten einander um den Leib und begannen zu tanzen, kunstlos aber eifrig, mit flatternden Haaren und Röcken.

Hinter ihrer Gardine sah Zintje ihnen mit neidischen Augen zu. So hatte sie auch einst auf der Straße getanzt, überall, wo sich Musik hören ließ, und auf der Kirmes. Ach, die Kirmes im Windengang, wie hat sie die einst genossen! Der freundliche, lustige alte Großvater steht ihr deutlich wieder vor Augen, wie er ihr Zuckerkuchen und Nougat kaufte. Ja, der Großvater hatte es am Kirmes-tag niemals ausgehalten in seinem stillen, großen Hospiz; Jahr für Jahr war er hinaufgewandert gekommen in das alte Quartier des Marolles, um da frohlich die Kirmes zu halten.

Doch lieber will sie jetzt nicht weiter daran denken, an die Kirmes des Windengangs! Sie ist nur auf diese Gedanken gekommen durch das Tönen des Vierteltastens, das die Stille der Straße gestört hat.

Jetzt war die Orgel schon weitergerollt, ganz dünn aus der Ferne tönten ihre klimpernden Weisen noch zu ihr herüber. Auch die Kinder waren wieder verschwunden, und alles kann in den ewigen Schlaf zurücksinken, dem sich dieses stille Viertel immer hingibt, zu jeder Jahreszeit und sogar heute — wo doch Fastnacht ist! Der lustigste, lärmendste, ausgelassenste Tag des ganzen Jahres! Hier merkt sie nichts von dem bunten Treiben. Aber jenseits der Boulevards, im Herzen Brüssels, da postert es jetzt und lacht und lärmt und amüsiert sich. Da drängen sich die Menschen auf den Straßen, um den langen Faschingszug, den Dmmegang,

vorüberdefillieren zu sehen, die närrischen Wagen, die bunten Reiter, die falschen Gendarmen und die Riesen, die Riesen, die alten beliebten Reusken!

Fintje warf den Kopf zurück und kniff die Augen zu und stopfte die Finger in die Ohren, um den Gesang ihres Dienstmädchens nicht mehr zu hören. Ja, die konnte wohl singen. In einer Stunde machte sie Peterabend und zog aus mit ihrem Bräutigam, den Dmmeegang anzusehen! Warum sollte denn sie allein zurückbleiben in dem stillen Hause? René kam doch diesen Abend nicht. Oder kam er doch? Er meldete sich niemals an, er liebte die Überraschungen. Aber diese wurden immer feltner, und heute Abend, sie wußte das betnahe mit Bestimmtheit, heute kam er sicher nicht. Warum sollte sie da nicht hinüberlaufen und sich den lustigen Umzug ansehen? Jetzt war es noch Zeit, wenn sie sich gleich auf den Weg machte, kam sie noch rechtzeitig zum Dmmeegang.

Haftig vertauschte sie ihr helles Hauskleid mit einer dunkeln, unauffälligen Straßentouillette. René sah es nicht gern, wenn sie allein ausging.

Sie errödete schuldbehaftet, während sie sich über das Treppengeländer beugte, um der strengen Kosale zuzurufen, sie möge beim Weggehen das Haus abschließen, weil auch sie, Fintje, für eine Weile ausginge. Dann schlug sie die Haustür eilig hinter sich zu, atmete tief auf und lief die stille Straße hinunter dem vergnügten Brüssel zu.

Gleich jenseits der Boulevarde kamen ihr schon Narren entgegen. Der eine und der andre schrie ihr im Vorübergehen einen Witz ins Ohr. Und Fintje lachte laut auf. Verkleidete Kinder kamen aus den Häusern gelaufen. Da wanderte, um sich bewundern zu lassen, ein Kletter ernsthafter Poltschinell, sein weißperüchtes, frierendes Kololodämchen sorglich an der Hand führend, würdevoll auf dem Trottoir auf und ab. Ausgelassene Ketjes, in langschleppenden Frauenröden und scheußlichen Masken, jagten mit Schweinsblasen bewaffnet hinter ehrbaren Bürgern her.

Auf dem Boulevard du Nord standen sie schon in gedrängten Reihen, den Dmmeegang erwartend. In den Schaufenstern saßen Kinder, an den Laternenpfählen und an den Hausgesimsen hielten sie, auf den Dächern kletterten Menschen wie kleine schwarze Silhouetten umher.

Sie kommen! Der Dmmeegang kommt! Schon wälzt sich das verrückte Gemenge durcheinanderschreitender Töne, das dem Zug immer vorausgeht, heran. Da kommen sie angeritten, gefahren, gegangen, gesprungen und gewaddelt, lächerlich ernsthafte Dinge und verzweifelt komische und ärmlich herausgeputzte.

Fintje hatte sich in die vorderste Reihe der Gaffer durchgezwingt. Das Pferd eines Gendarmen drängte sie aller paar Minuten wieder um einige Schritte zurück, doch das kümmerte sie wenig, denn sie sah hier alles prächtig. Die tollen weißen Harlekins sprangen aus ihrem Zug in ledern Säßen in die Reihen des Publikums und schnittelten ihre Büschel mit der weit leserlichen Aufschrift: Pour les pauvres unter betäubendem Geräusch dicht an den Ohren der Leute. Die Damen und die Mädchen kreischten auf. Aber alle griffen willig in die Taschen, denn einem Spaßmacher gaben die Brüssler am liebsten ihre Gaben. Das Lachen tut so gut! Bei jeder groben Anspielung auf lokale Begebenheiten, die sich diese wackelnden Pappdeckelwagen erlaubten, lachten sie alle, mit dem breiten, derben Lachen der Flämänder. Das stirbt nicht aus in dem halbromantisierten, eleganten Brüssel, dieses urkräftige flämändische Lachen. So wenig wie die Liebe zu ihren altbergebrachten Festen und Institutionen. Die alten Riesen! Wie sie ehrbarlich einhererschreiten, diese unförmlichen, vielhundertjährigen Lieblinge des Volks! Ihre breiten, gutmütigen rosa Pappgesichter sehen ungentert in die Fenster der obern Stockwerke hinein. „Papa“ und „Mama“ marschieren voran, Mama sieht äußerst behäbig und wohlgelaunt drein in ihrer steifen weißen Haube, und hinter ihnen wackeln ihre großen kleinen Kinder, die Milchflasche noch im Arm, die Kassel in der Hand, „Mijn Niece“ und „Zanneke.“

Die mitlaufende Straßenjugend hält sich immer in der Nähe der Riesen. Sie halten einander bei den Händen gefaßt, die vergnügten Ketjes und Vollekes, und

schreien ihr altes Reuzenlied in all das schrille Geklingel, Getute und Gerassel des Ommegangs hinein:

Morgen rijdt de reuzenwagen, de reuzenwagen,
 Kinderen blij!
 En dan dragen wij kantenkragen, kantenkragen,
 Kleëren van zij!
 Keert u eens om, reusken, reusken!
 Keert u eens om,
 Reuzenblom!

Und Papa und Mama, Miele und Zannele versuchen ärgerlich eine halbe Wendung ihrer steifen Rohrkörper zum schreienden Jubel des jungen Volks.

Sa, moeder, snydt' nen boterham,
 De reuze is gram!
 Keert u eens om reusken, reusken!
 Keert u eens om,
 Reuzenblom!

Sa, moeder, tapt van't beste bier,
 De Reuze is gier!
 Keert u eens om reusken, reusken!
 Keert u eens om,
 Reuzenblom!

Endlich lief Fintje nach Hause, mit roten Wangen und glänzenden Augen. So eilig rannte sie, wie ein Kind, das sich auf unredtem Wege weiß. Wenn nun René doch gekommen wäre?

Nein, er war nicht gekommen; einsam wie gewöhnlich verbrachte sie den Abend und ging früh zu Bett, noch erregt von dem bunten Faschingsjubel, in den sie heute einmal wieder auf kurze Zeit untergetaucht war.

Und sie träumte lebhaft und beängstigend: Ihre Schlafzimmertür öffnete sich, und die Großmutter kam herein. Am Fußende des Bettes blieb sie stehn und sah Fintje böse mit ihren schielenden Herzaugen an. Sie hatte ihre lange Gerte in der Hand und berührte damit Fintjes Sitze. Schwer drückte die Gerte, Fintje fühlte, wie sie unter dem Druck immer tiefer sank.

Haft du meine kleinen Schwestern nicht gesehen? fragte die Großmutter streng. Warum bist du mit ihnen davongelaufen, hättest du nicht warten können, bis ich tot war? Dafür gehört dir Strafe! Und die Großmutter holte mit der schwanken Rute zum Schlag aus — da kreischte Fintje gellend auf und erwachte an ihrem eignen Angstschrei und saß nun zitternd, mit wildklopfendem Herzen in ihrem Bett. Sie machte Nicht, weil ihr graute vor der stillen Dunkelheit, in der die Traumerscheinung der Großmutter noch zu atmen schien. Eine abergläubische Furcht packte sie, die sie auch am hellen Morgen nicht wieder los wurde. Warum war ihr die Großmutter im Traum erschienen? Ob das nicht etwas zu bedeuten hatte? Ob die alte Großmutter, die sie großgezogen hatte, gestorben war in dieser Nacht? Der Gedanke gab sie nicht wieder frei. Sie hielt es endlich nicht länger aus. Sie mußte sich darüber Gewißheit verschaffen. Nach dem St. Katharinenmarkt wollte sie laufen und sich bei einer Drangenhändlerin aus dem Quartier des Marolles nach der Heze des Pouchenellekellers erkundigen.

Vor dem Spiegel band sie sich einen dichten Schleier um. Sie würden zwar auch ohne diese Vorsichtsmaßregel das alte Fintje kaum in ihr erkennen, die einstigen Genossinnen. Die gute Kost und die ruhige Lebensweise hatten dem hagern Kinderkörper weichere Rundung verliehen, auch das schmale Gesicht war rofiger und voller geworden, die Augen schauten nicht mehr so unheimlich groß daraus hervor, und die gepflegten Haare waren leuchtender und feiner geworden. Diese schlanke junge Dame, die sie jetzt ernsthaft aus dem Spiegel ansah, erinnerte wenig an die flinke, lustige kleine Kellerratte.

Auf dem St. Katharinenmarkt war alles beim alten geblieben. Zintje sah belannte Gesichter, wohin sie schaute. Sie erhandelte sich ein paar Orangen und fragte nebenher so leichtthin, ob die Hexe aus dem Pouchenellekeller, von der sie habe erzählen hören, noch immer bei den Theateraufführungen das Regiment führe. Arglos erteilte ihr das nebenhertrabende Froitwivolsen Auskunft. Ihre Angst war unbegründet gewesen, die Großmutter waltete noch rüstig ihres Amtes, Papa Toone machte weiter als Theaterdirektor und Wirt gute Geschäfte, Domke aber war unter die Sozialisten gegangen.

Langsam schlich Zintje nach Hause, den wohlbelannten Klang des Marcollien noch in den Ohren.

Domke ist unter die Sozialisten gegangen? Der scheue, in sich gekehrte, stille Domke?

Deutlich sah sie die Stube vor sich mit der grünumschirmten Petroleumlampe und den bunten Marionetten, die Domke so geschickt und geduldig aufzupuzen und zurechtzuflicken verstand. Wie sollte sie sich den wohl im Volkshause, zwischen all den lauten, unzufriednen Männern vorstellen können?

Domke war immer gut gegen sie gewesen, schon als sie noch kleine Kinder waren.

Die Zeit zurückgedrängter Erinnerungen schlug jetzt jählings über ihr zusammen, da war kein Ausweichen mehr. Hilflos versank sie darin. Wenn sie nur René's Hand jetzt hätte fassen können! Wenn er nur heute bei ihr wäre, und sie sich fest an ihn schmiegen könnte, vielleicht würde sich alles wieder beschwichtigen lassen, was sich so laut und ungestüm in ihrem Herzen zu regen begann.

Aber er kam nicht. Auch heute wieder nicht.

16

René's Eltern waren endlich zu der Überzeugung gelangt, ihr Sohn habe jetzt genügend Zeit, Jugendkraft und Geld vergeudet, und sie hatten ihm nun eine mittellose, hübsche kleine Komtesse aus einem der ältesten Adelshäuser Belgiens aufgefischt, um ihn mit ihrer Hilfe zu soliden Ehemann zu machen. René stach der alte vornehme Name gewaltig in die Augen. Diese kleine Antoinette hätte sogar bei seinen hochmütigsten, hochgeborenen Freunden als gute Partie gegolten, durch sie gewann er Eingang in die exklusivsten Adelskreise. Und geheiratet mußte ja einmal werden; der Vater, von dem er in pekuniärer Beziehung völlig abhängig war, wollte es nun einmal so.

Freilich der Gedanke an sein Verhältnis zu der kleinen Josephine bedrückte ihn. Er schob seinen Besuch bei ihr immer weiter hinaus. Denn wenn er ihr seine Verlobung mitteilte, erwartete ihn, so dachte er, eine peinliche Szene, und der feinfühligte René fürchtete und verabscheute alle Szenen und ging ihnen sorgsam aus dem Wege. Auch diesmal schob er die leidige Sache von Tag zu Tag hinaus, in der Hoffnung, das gefällige Schicksal werde ihn schon auf die eine oder die andre Weise der Mühe des unbequemen Eingriffs entziehen und die Sachlage ohne sein Zutun in Richtung bringen. Was hätte er der kleinen Josephine auch zum Troste sagen sollen? Wäre er nur brutaler angelegt gewesen, er wäre hingegangen und hätte die Fessel kurzerhand zerrissen. Aber sein fein entwickeltes Taftgefühl sträubte sich dagegen, ihr eine Abfindungssumme anzubieten, und sein verfeinertes Empfinden erlaube ihm noch weniger, sie einem seiner Freunde zu empfehlen. So bemühte er sich denn, so wenig wie möglich an die lästige Gesichte zu denken, beschäftigte sich eingehend mit den Plänen für sein zukünftiges Haus und dessen Einrichtung, fuhr mit seiner eben erst aus der Klosterschule entlassenen sittsamen jungen Braut die üblichen Visiten ab und überflog nur oberflächlich die ungelesenen kleinen Briefe, die Zintje ihm schrieb, und zerriß sie sogleich sorglich in kleine Fetzen.

Wohl ist Brüssel groß genug, daß man einsam darin leben kann, nicht aber groß genug, dem Klatsch die Lebensbedingungen zu entziehen.

Rosalie hatte von einer Freundin, deren Verwandte bei René's Eltern diente, die Verlobung des jungen Herrn erfahren. Sogleich beschloß die vernünftige, besonnene Rosalie, ihrer Herrin zu kündigen.

Fintje saß tatenlos in dem tiefen Lehnstuhl beim Kamin, zu ihren Füßen ruhte lang ausgestreckt der schlafende Jim. Sie hatte keine Lust zu sitzen oder zu lesen. Was sollten ihr die fremden Geschichten und Gedanken? Sie hatte genug mit den eignen zu schaffen.

Herei! rief sie müde auf Rosaliens Klopfen. Wollte sie die wieder mit dem Menu für den nächsten Mittag plagen?

Rosalie aber blieb halb in der geöffneten Thür stehn. Ich wollte Madame nur sagen, daß ich mit dem Ersten den Dienst verlassen möchte.

Warum denn, Rosalie, was paßt Ihnen hier nicht?

Es paßt mir schon soweit alles hier, aber ich möchte nicht mit Madame den Herrn wechseln, und da Monsieur schon so bald heiratet, wird Madame ja auch nicht länger hier wohnen bleiben. Oder wollte Monsieur trotz seiner Heirat weiter bei Madame verkehren?

Was reden Sie nur für grauenhaften Unsinn, Rosalie? fragte Fintje mit weitgeöffneten Augen.

Ja weiß Madame es denn am Ende selbst noch nicht — mit Monsieur's Verlobung? stotterte das Mädchen, jetzt selbst ehrlich erschrocken.

Die junge Herrin saß so unnatürlich aufrecht in ihrem bequemen Sessel, mit einem so weißen, starren Gesicht, und die ringüberladnen Fingerchen krallten sich so fest um die Armlehnen wie die eines erschrocknen Kindes.

Gehn Sie nur, Rosalie, es ist gut, ich werde später wegen der Kündigung mit Ihnen sprechen.

Ganz sacht zog das sonst derbe Mädchen die Thür hinter sich zu und blieb einen Augenblick horchend davor stehn, in einer Regung weiblichen Mitgeföhls. So schlimm hatte sie es nicht machen wollen. Sie hatte wirklich geglaubt, Madame wisse längst um Monsieur's Verlobung. Es nun so auf einmal zu hören, mußte weh thun, denn auch „so eine“ hatte doch wohl noch einiges Gefühl wie andre ehrliche Leute. Und die kleine Madame war noch so jung, kaum achtzehn Jahr, und auch nicht hochmütig oder bössartig! So gespannt aber Rosalie auch lauschte, es blieb alles still im Zimmer. Die kleine Madame schlen es doch merkwürdig ruhig zu nehmen. Kopfschüttelnd tappte Rosalie in ihre Küche hinunter, sie hatte nicht länger Zeit, hier Wache zu halten, denn um diese Zeit kam ihr Bräutigam ans Souterrainfenster, um sich von ihr die Reste des Mittagessens durch das Eisengitter hinausreichen zu lassen. Kommenbes Frühjahr wollte er sie heiraten, sie hatte sich ein hübsches Vermögen in ihren langen Dienstjahren erspart. Ältlich und häßlich war sie darüber geworden, aber was schadete das? Geld war wichtiger als Schönheit, und im Frühjahr wollte er sie heiraten.

Fintje hatte die fortschleichenden Schritte gehört. Nun brauchte sie sich nicht länger Zwang anzutun. Nun war sie ganz allein und verlassen und konnte nachdenken und das Schreckliche klar zu erfassen suchen. Aber erst mußte sie weinen, unheimlich weinen, damit das unheimliche, atemberaubende Gefühl am Herzen wegschmolz, und die Starrheit der Glieder sich löste. Auf den Boden mußte sie sich gleiten lassen, weil das Stillestehn nicht länger auszuhalten war. Da konnte sie die schmerzenden Glieder ausstrecken und das Gesicht tief in des Hundes weiches, weißes Fell wühlen, selbst nichts besseres als ein armer, getretmer, verwundeter Hund.

Warum nur ist sie noch so heftig erschrocken bei der bösen Mitteilung? Aus heiterm Himmel hat sie der Schlag ja nicht getroffen. Schon lange hat es drohend in der Ferne geroht, dieses unerbittlich näherrückende Unheil; als unsichtbare nur geahnte Scheidewand hat es sich aufgetürmt zwischen ihr und René. Und als sie ihm die kleinen bittenben Briefe schrieb, höhnte eine innere verständige Stimme

sie: Es hilft ja nichts, du betrügst dich nur selbst, du weißt ja, wie es kommen wird, daß er dir wehes Leid antun wird und muß, der schöne, liebenswürdige, unzuverlässige René. Was schreibst du da noch? Aber sie hatte der Stimme nicht glauben wollen und dennoch geschrieben und immer weiter darauf gewartet, seinen wohlbekannten Tritt in die Haustür kommen zu hören.

Aber jetzt war alles niedergerissen, was sie sich künstlich an trügerischen Hoffnungen aufgebaut hatte. René war verlobt, bald würde er Hochzeit machen, ihr Dienstmädchen hatte es ihr verkünden müssen, René war nicht gekommen, es ihr selbst zu sagen.

Er hatte wohl jetzt wichtigere Dinge zu tun, als sich um die kleine Josephine zu kümmern. Die Braut und zukünftige Frau, die hat nun ein Recht auf ihn, auf seine Zeit, auf seine Liebe und ihr ganzes Leben lang ein Recht auf seine Treue. Sie aber darf ihm nicht einmal Vorwürfe machen: wenn er sie nicht mehr liebt, binden ihn keine Pflichten an sie. Sie hat auf nichts ein Recht. Hat ihr das die Großmutter nicht tausendmal eingekehrt? Es ist wohl bittere Wahrheit. Die Fremde, die zukünftige Frau, die hat ein Recht auf alles, aber sie, Zintje, hat keinerlei Rechte an ihn, weder an seine Achtung noch an seine Treue.

Die Großmutter, die war weise, die hatte Lebenserfahrung, die hatte gewußt, wie es kommen mußte mit ihr, die den eiteln vergnügungssüchtigen Sinn der d'el Trapß hatte. Diezer d'el Trapß, die nach Dingen verlangten, die glänzten und schön anzusehen waren, die ein Verlangen hatten nach dem Vornehmen und dem Heitern. Sie hatte geglaubt, im schönen Brüssel da werde ihr das Glück aus den Märchen begegnen, und hatte es sogar schon gefunden geglaubt, damals, als sie in ihrem weißen Blumenwagen im Corso gefahren war. Aber hatte da nicht der Domke an ihrem Wege gestanden, und sie, hatte sie in ihrem Märchenrausch nicht beleidigt durch seine unschöne, armselige Gestalt weggeschaut und ihn nicht gegrüßt? Jetzt quälte sie das alte Lied, Domkes Lied:

Mamzell' a c't heur' elle était bien trop fière
El'l'ourait pas même dit bonjour à s'mère . . .

Blumen verwelken, und schöne Kleider verblasen, und die Liebe verwöhnter junger Herren erkaltet schnell. Im vornehmen Brüssel sieht die Liebe wohl feiner und liebenswürdiger aus als die, die in den engen Gassen des Quartier des Marolles zuhause ist. Aber ob diese Liebe nicht ehrlicher und treuer ist? Ob die armen Marolliens, die Domke nach seinem Buche die Elenden nannte, nicht noch bessere und glücklichere Herzen hatten als die Reichen und Vornehmen? Wie ist sie doch schon so alt und nüchtern geworden, daß sie wieder nach dem zurückverlangt, was ihr früher wie ein düstres Gefängnis erschienen ist, daß sie schon weiß: es gibt gar kein Märchenland, kein Glück und keine reine untergängliche Liebe. O, beinahe so klug wie ihre alte Großmutter ist sie schon! Das verdankt sie René, der hat sie das alles gelehrt. Wenn sie ihn nicht so lieb gehabt hätte, sie müßte ihm wohl noch dankbar sein für diese guten Lebenslehren. Aber sie hat ihn zu lieb gehabt! Er dagegen hat wohl nur Spaß gehabt an ihrer naiven Treuherzigkeit und ihrem kindischen Entzücken an all dem Schönen, das er ihr schenkte und zeigte. Denn so lange sie ihm noch neu und belustigend war, hatte er sie unermüdet ausgeführt, überall hin, wonach ihr der Sinn gestanden hatte. Und für das Palais d'Été war sie ihm sogar zu schade gewesen. Ach, damals war sie so jung und dumm gewesen und hatte in seine Worte einen herrlichen falschen Sinn gelegt. Jetzt mußte sie ganz genau, daß auch da nur das eitle Selbstgefühl aus ihm gesprochen hatte. Zu schade war sie ja für einen solchen Ort nur, weil sie sein Eigentum war. Nicht weil er sie mit der tiefen Liebe liebte, die schüpfend die Hände über die Geliebte breitet, deren Reinheit ihm heilig ist. So hat sie nur einer geliebt, dem sie damals töricht gezürnt hat wegen seiner kühlen Zurückhaltung. Jan l'Grand, dem war sie in Wahrheit zu schade gewesen. Ich habe

dich zu lieb, hatte er ihr geantwortet, und hatte sie nicht mit sich genommen, wie sie gebeten hatte, und hatte ihr die verlangenden Lippen nicht geküßt. Fleur de Marie hatte er sie genannt. Jetzt ist sie belesen genug, des Namens Bedeutung zu verstehen. Ja, wäre sie nur in ihrer düstern Gartenecke geblieben, die arme Fleur de Marie, aber sie hatte in den Sonnenschein hinaus gewollt, und der versengt so kleine Schattenblüten. Nun ist sie heimatlos, nichts gehört ihr mehr von den Dingen um sie her, nicht der Teppich, auf dem sie liegt, nicht das Kleid an ihrem Leibe und nicht der Hund, in dessen weiches Fell sie ihr heißes, tränen-nasses Gesicht wühlt.

Ja, Jim, du gehörst ihm auch, und eines Tages, wenn du ihm lästig wirst, wird er dich verkaufen, und dann wirst du tobunglücklich sein, weil du ihm gut bist in deinem treuen Hundesherzen. O, warum ist er immer gut und freundlich gegen uns gewesen, warum hat er uns nur gestreichelt? O, hätte er uns lieber geschlagen und getreten, Jim, daß wir beizzeiten verlernt hätten, ihn zu lieben!

Aber sie will nicht warten, bis er selbst kommt und ihr mit beleidigenden Vorschlägen die letzte, bitterste Schmach antut. Sie will gehn, heute noch, René wird froh sein, wenn er kommt, um seinem Vogel die Käfigtür zu öffnen, und ihn schon entfliegen findet. So erspart sie ihm jede Mühe und peinliche Unannehmlichkeit und gibt ihn frei für seine Frau. Für die Fremde, die ihn nicht lieben kann wie sie, die ihren René gar nicht kennt, und die doch fortan alle Rechte auf ihn hat. Sie aber, die ihn lieb hat, wird sich wegschleichen. Kleine Mädchen müssen stark sein, o, so stark, sagte die Großmutter damals, als sie um Mifen weinte und vor Schmerz glaubte vergehn zu müssen, weil etwas so Entsetzliches im Leben vorlommen konnte. Nun hat das Leben ihr selbst die schwerste Last auf die Schultern gelegt, und sie muß aufstehn damit und sich davon schleichen. Aber erst muß sie das selbne Kleid ausziehen. Oben auf dem Boden in einer Kiste stecken die alten Lumpen noch, in denen sie René zum erstenmal begegnet ist. Die wird sie wieder anziehen, denn die gehören ihr. Ja die und das kleine schwarze Buch, das Jan l'Orand ihr geschenkt hat, das gehört ihr auch.

Hintje stand mühsam auf. Gebeugt ging sie aus dem Zimmer, ohne sich umzusehen.

Kleine Mädchen müssen standhaft sein.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Von den großen Fragen, die unser öffentliches Leben viele Jahre beherrscht und leider schwer bedrückt haben, stehn nunmehr zwei mitten in der Entscheidung: die Handelsverträge und die preussische Kanalvorlage. So wenig man das in einer spätern Zeit einmal verstehen wird — die Parteikämpfe und die Parteigruppierungen haben zwischen beiden Gegenständen einen unheilvollen Zusammenhang geschaffen: die von den künftigen Wasserstraßen befürchtete Schädigung der Landwirtschaft ist durch hohe Lebensmittelzölle in den Handelsverträgen im voraus ausgeglichen worden. Ob der Nutzen, den sich die Landwirtschaft von diesen Zöllen verspricht, wirklich eintreten wird, hängt davon ab, ob in derselben Periode die Industrie laufkräftig bleibt, und ob die deutsche Landwirtschaft die ihr günstige Konjunktur zu einer wesentlich gesteigerten eignen Erzeugung der für die Nation nötigen Lebensmittel auszunutzen vermag. Bleiben wir auf die bisherige oder eine womöglich noch mehr gestelgerte Lebensmitteleinfuhr angewiesen, so wird das

der Zollkasse, den Reichseinnahmen, zugute kommen, aber die Landwirtschaft wird nur einen verhältnismäßig geringen Nutzen haben. Hierzu kommt, daß eine wesentliche Steigerung der Lebensmittelpreise über die heutigen Sätze hinaus natürlich zu Lohnsteigerungen in allen Gewerben, also voraussichtlich zu neuen wirtschaftlichen Störungen und zur Erhöhung der untern und der mittlern Beamtengehälter führen muß. Es wird somit wahrscheinlich eine Reihe von Jahren dauern, ehe die Nation das durch die neuen Zollsätze gestörte Gleichgewicht wiederfindet. Ob die Mittel zur Hebung der deutschen Landwirtschaft wirklich so überwiegend auf dem Gebiet der Zollsätze oder nicht vielmehr auf dem der sonstigen Gesetzgebung liegen, dafür wird uns die neue Handelsvertragsperiode nun wohl volle Aufklärung bringen. Von der Landwirtschaft steht ein Teil, wenigstens tun es die politischen Wortführer, selbst diesen neuen hohen Zollsätzen noch unbefriedigt gegenüber, obwohl doch für jedermann klar sein muß, daß solche Sätze nur unter dem Einfluß einer ungewöhnlich günstigen politischen Konjunktur möglich geworden sind, und daß nach menschlichem Ermessen wenig Aussicht vorhanden sein dürfte, sie bei Ablauf dieser neuen Verträge wiederzuerhalten. Jedoch — während einer längern Wirtschaftsperiode richtet sich die Nation eben auf eine solche nach allen Richtungen hin ein. Gelingt es der deutschen Industrie, sich auch nur annähernd in der bisherigen Weise weiter zu entwickeln und zu behaupten, so wird die Festigung des deutschen Inlandmarktes zugleich mit dem fortschreitenden Wachstum der Bevölkerung um jährlich eine Million Menschen, die in den Verkehrskreis der landwirtschaftlichen Produktion hineinwachsen, auch die Schwierigkeiten überwinden, die zweifellos zunächst in einer weitern Steigerung der Lebensmittelpreise liegen.

Ungeachtet aller Brot- und Fleischzölle seit der Zolltarifreform von 1879 ist in diesem Zeitraum die Lebenshaltung unsrer arbeitenden Klassen sowohl im häuslichen Verbrauch als im Anschwellen der Sparkassen mächtig gestiegen, während die Landwirtschaft ungeachtet des enorm gestiegenen Verbrauchs, zumal in einer mehr als dreißigjährigen Friedenszeit, immer weiter zurückgegangen ist. Das spricht deutlich genug dafür, daß ihr Gedeihen von den Zollsätzen nicht abhängig ist. Regen und Sonnenschein, der Ausfall der Ernten in Deutschland selbst wie in den Zufuhrländern, die Lage des gesamten Weltmarktes, von dem die Bildung des Getreidepreises abhängt, die Steigerung und die Erleichterung der Zufuhr über den Ozean — das sind Einflüsse, die sich keinem Gesetz und keinem Vertrag unterwerfen. Über allen Gesetzen steht das Naturgesetz, über allen Handelsverträgen steht der Mensch, der den durch solche Verträge geschaffnen Rahmen durch seine Arbeit erst ausfüllen muß. Kann in dieser neuen Vertragsperiode die Landwirtschaft nicht in der für Deutschland nötigen Weise prosperieren, kann sie namentlich dem fortgesetzt wachsenden Konsum nicht durch eine entsprechende Steigerung ihrer eignen Produktion begegnen, werden wir somit in der Zufuhr der Lebensmittel immer abhängiger vom Auslande, so würde künftig nicht nur die Abhilfe für die Landwirtschaft auf andern Gebieten zu suchen sein, sondern es würden für eine ganze Reihe von wirtschaftlichen, politischen, ja auch militärischen Fragen neue Grundlagen gesucht werden müssen.

Hoffentlich beherrscht den Reichstag so viel politischer Sinn, daß er die Verträge, die im einzelnen sorgfältiger vorbereitet und beraten sind als je ein Handelsvertrag, nicht erst auf eine langatmige Kommissionsberatung verweist, sondern im Plenum glatt erledigt, wozu auch bei dem größten Redebedürfnis vier bis fünf Tage vollkommen ausreichen dürften. Will man nicht Änderungen erreichen, die doch kaum erreichbar sind, dann hat es wenig Zweck, durch eine weit ausgeprägte Diskussion dem Auslande Waffen in die Hand zu geben.

Viel bedauert wird die Haltung der Konservativen, die diese selbst der „benaturierten“ Kanalfrage gegenüber einnehmen. Nach den sehr großen Zugeständnissen, die ihnen im Zolltarif und in den Handelsverträgen gemacht worden sind, war das Land zu der Erwartung berechtigt, daß sie der ohnehin so verstümmelten Kanal-

vorlage nicht neue Schwierigkeiten bereiten, sie nicht weiter durch unannehmbare Anträge belasten würden. Auch wenn die Kanalvorlage ohne und gegen die Konservativen in den Häfen kommt, bliebe deren Haltung aus Gründen der politischen Tragweite sehr bedauerlich. Je mehr unsere innere politische Entwicklung einer Stärkung des konservativen Einflusses bedarf, und zwar eines solchen, der vom Zentrum unabhängig ist, desto unverständlicher ist die Verlangung dieses Widerstandes auch über die Handelsverträge hinaus. Die Konservativen geben damit mehr preis, als sie durch ein Scheitern der Kanalvorlage gewinnen könnten, auch wenn die Bedenten gegen diese wirklich zuträfen.

Selten hat ein großer wirtschaftlicher Konflikt den Unterschied zwischen wirklichen Bedürfnissen großer Arbeitermassen und ihrer Führung durch sozialdemokratische Verheißung so grell gezeigt, wie dies beim Bergarbeiterstreik der Fall ist. Die Regierung ist also doch wohl im Recht, wenn sie der bisher betätigten Disziplin von 200000 Mann Rechnung trägt, die sich weder durch die Hegartikel des „Vorwärts“ noch durch die Vebelschen Brandreden, von verhältnismäßig geringen Einzeldorfällen abgesehen, aus ihrer im ganzen doch durchaus ruhigen Haltung bringen lassen. Es ist eine satanische Taktik der Sozialdemokratie, die Großartigkeit der Haltung der Bergarbeiter zu preisen, zugleich aber eine solche Aufwiegelei zu betreiben, daß die Bewahrung der Ruhe wirklich zum Kunststück wird. Von Jahr zu Jahr mehr strohen Vebels Reden von Unwahrheiten und Entstellungen, wohl ein deutlicher Beweis, daß er die Führung der „Dreimillionen-Partei“ nur noch durch den Appell an den Fanatismus zu behaupten vermag. Lange kann eine so auf dreistem Schwindel aufgebaute Führung unmöglich noch dauern, und der Zeitpunkt kann nicht mehr fern sein, wo Vebel auch für einen großen Teil seiner Parteigenossen eine lächerliche Figur zu werden beginnt. Mit fanatischen, inhaltlich durchaus unwahren Deklamationen kann man allenfalls eine Partei groß ziehen, wenn sie aber ihre Höhe erreicht hat, verlangt sie mehr, als Vebel zu leisten vermag. Um so berechtigter ist die Frage aller andern Deutschen an ihn: *Quousque tandem, Catilina, abutere patientia nostra ac indulgentia?*

Vebel hat die Ankündigung der Novelle zum Vergesetz als ein leeres Versprechen hingestellt, der so positiven Verheißung gegenüber immerhin ein starkes Stück! Die Novelle kommt selbstverständlich, und zwar wird sie ebenso selbstverständlich auf den halbamtlich schon bekannt gegebenen Grundlagen ruhen. Die Absicht dazu hat seit langer Zeit bestanden und ist nicht erst ein Produkt des jetzigen Streiks. Gegenüber einer Periode von Störungen in der Industrie war die Sache zur Vermeidung von Unruhmigungen zurückgestellt worden. Zu einer reichsgesetzlichen Regelung liegt bei der Sorgfalt, mit der andre Staaten, z. B. in Eisenbahnfragen, ihr Landeshoheitsrecht wahren, kein Grund vor, Preußen hat ja vom deutschen Bergbau ohnehin bei weitem den Löwenanteil. Eine reichsgesetzliche Regelung würde zudem nichts weiter als die Etablierung der sozialdemokratischen Oberhoheit über unser Bergwesen bedeuten, und da sagt man in Preußen doch mit Recht: *principiis obsta!*

Zu der deutschen Presse sind in der letzten Woche etwas aufdringlich Stimmen erklingen, die bemüht waren, dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien für seinen bevorstehenden Besuch in Berlin gut Wetter zu machen. Da der Fürst einer Einladung des Kaisers folgt, so war das eigentlich kaum nötig. Der Fürst ist bis in die letzten Jahre herzu in Deutschland mit vielem Mißtrauen beehrt worden. Man hielt ihn für die Seele der fortgeschrittenen Unruhen auf dem Balkan und warf ihm namentlich vor, daß er seine Bulgaren nicht im Zügel zu halten verstehe. Die rastlos fortgesetzte militärische Stärkung Bulgariens, die, wenn sie sich auch nicht auf seine Initiative vollzog, doch nur mit seiner Zustimmung möglich war, wurde als Beweis der eigentlichen Absichten und Pläne des Fürsten angesehen. Bulgarien hält heute bei einer Bevölkerung von noch nicht $1\frac{1}{4}$ Millionen Menschen, 50000 Mann und 3000 Offiziere unter den Waffen, der vierte Teil seines mit etwa 106 Millionen balanzierenden Budgets gehört der Armee, während

die Verwaltung der öffentlichen Schuld ein weiteres Viertel und darüber verbraucht. Für den Kriegsfall sind neun Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision, 190000 Mann mit 1080 Geschützen vorgesehen. Bei einer Bevölkerung, die der von Mecklenburg-Schwerin gleichkommt, unterhält Bulgarien eine Friedensstärke, die der des Königreichs Sachsen entspricht, an Offizieren fast das Doppelte. In dieser einen Tatsache liegen die Ziele der bulgarischen Politik ausgesprochen. Im Jahre 1892 hat bekanntlich Fürst Ferdinand den Fürsten Bismarck in München aufgesucht und seinen Rat wegen seiner schwierigen politischen Lage erbeten. Der alte Kanzler hat ihm unter anderm gesagt: Ne soyez pas allumette! Legen Sie kein Feuer an! Lange Zeit schien es, als handle Fürst Ferdinand diesem weisen Räte direkt zuwider, aber in der schwierigen Lage, in der Bulgarien war, eingeklemmt zwischen der Türkei, Rußland, Österreich, Serbien und Rumänien, bei den stark pulsierenden Strömungen innerhalb des eignen Volkes sowie der unruhewollen Bewegung aller andern Nationalitäten auf dem Balkan, hat Fürst Ferdinand seine Stellung schließlich zu behaupten verstanden und sich in den Augen der europäischen Diplomatie als ein Mann bewiesen, auf den man sich verlassen kann, weil er eine besonnene Politik verfolgt. Bekanntlich hat Crispi seinerzeit Österreich gegenüber die volle Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Balkanvölker verlangt. Nicht den Türken und nicht den Russen, auch nicht den Österreichern sollte der Balkan gehören, sondern den Balkanvölkern — eine Auffassung, der sich auch Deutschland angeschlossen hat, wenn auch mit dem stillen Zusatz, daß es ihre Sache sei, sich zu behaupten. Deutschland würde sicherlich dem Vordringen irgend einer andern Macht auf dem Balkan keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben. Das Wort „von den Knochen des pommerischen Musketiers“ ist unvergessen geblieben. Bismarck hatte die Ansicht, daß befreite Völker nicht dankbar, sondern anspruchsvoll seien, er hätte Deutschland am wenigsten eine solche Befreierrolle auferlegt.

Aber allmählich haben sich die Verhältnisse in Europa stark verschoben. Das heutige Bulgarien ist weder das von 1885 noch das von 1892. So wenig gewinnend die Persönlichkeit Ferdinands auch sein mag — in der Politik hat er sich durchgesetzt. Seit der vorjährigen Begegnung des Kaisers mit ihm in Koburg — Fürst Ferdinand hatte sich die Gelegenheit zu einer solchen nicht entgehen lassen — weht auch in Deutschland ein freundlicherer Wind für ihn. Der Reichskanzler, ein genauer Kenner der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel, hat diese günstigere Beurteilung vielleicht schon mit ins Amt gebracht und ihr langsam vorgearbeitet. So trifft Fürst Ferdinand für seine Wünsche in Berlin keinen ganz unfruchtbaren Boden mehr an, sofern sie nicht kriegerischer Natur sind. Deutschland wird dem Sultan gegenüber immer loyal bleiben. Aber daneben hat es doch auch in den Balkanstaaten Interessen, die es, auch wenn sie nur wirtschaftlicher Natur, aber gerade eben das sind, nicht gut zugunsten anderer preisgeben kann. Von bulgarischer Seite ist uns das in jüngster Zeit etwas zu deutlich zu Gemüte geführt worden. Zum Beispiel stellten Briefe in der Berliner Täglichen Rundschau Bulgarien dabei zu sehr als den gebenden Teil hin. Das war überflüssig. Will Bulgarien in Deutschland etwas erreichen, was doch nur darin bestehen kann, daß man es als einen Bürgen friedlicher und loyaler Politik gut behandelt, so darf es nicht als Gernegroß auftreten. Dafür hat man in Deutschland kein Verständnis, und dergleichen wirkt abstoßend. Die deutsche Diplomatie wird ja weniger davon berührt als die öffentliche Meinung. Selbstverständlich denkt in Berlin wohl niemand daran, dem Fürsten solche Geschmacklosigkeiten zuzumuten, aber vielleicht erinnert er bei der Verabschiedung in Sofia daran, daß blinder Eifer sowohl im deutschen wie im französischen Sprichwort getadelt wird. Kehrt Fürst Ferdinand durch eine gute Aufnahme geehrt in sein Land zurück, so mögen die Bulgaren auf Grund eines angemessenen Handelsvertrags ihre wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland pflegen. Je umfangreicher diese werden, um so nützlicher werden sie sich auch in der Politik erweisen. Demgegenüber fällt es auf, daß Bulgarien seine

neue Artillerie in Frankreich bestellt hat, aber das ist wohl nur geschehen, weil Krupp in diesem Augenblicke keine neuen Lieferungen mehr zu übernehmen vermocht hat. Ubrigens darf daran erinnert werden, daß Fürst Ferdinand schon einmal in Berlin gewesen ist und damals der Eröffnung der Berliner Gewerbeausstellung beigewohnt hat. Seitdem ist eine lange Zeit vergangen, die auf die deutsch-bulgarischen Beziehungen keinen großen Einfluß gehabt hat. In der Einfuhr nach Bulgarien steht Deutschland mit etwa elf Millionen Lei (Franken) an der vierten Stelle hinter Osterreich-Ungarn, England und der Türkei, in der Ausfuhr aus Bulgarien dominieren Belgien, die Türkei und England, während Deutschland mit neun Millionen Lei hinter Osterreich-Ungarn an der fünften Stelle kommt. Diese Zahlen zeigen, daß in Bulgarien für uns noch viel getan werden kann. Können wir dabei neben guten Handelsergebnissen auch noch unsern Beschäftigten an Sympathien erweitern, dann um so besser. *g*

Zu Vosses Erinnerungen. Die Leser der Vosseschen Erinnerungen in den Grenzboten werden sich mit Vergnügen des Kapitels erinnern, worin der Verfasser das Erstauen der Tertila schildert, als ein Tertianer dem Lehrer erklärt, er wolle „sich verändern,“ d. h. heiraten. Dies will aber noch gar nichts sagen gegenüber dem Falle, wo ein Quintaner sogar schon verheiratet ist.

In seinem Buche „Allerlei aus dem Erzgebirge“ (Annaberg, Hermann Grafers Verlag, 1895, 2. Bd., S. 142 f.) schildert Friedrich Straumer sein Zusammentreffen mit einem verheirateten Quintaner wie folgt. „Einmal nach Michaelis 1864, als ich schon ein ganzes halbes Jahr in Annaberg (als Lehrer am dortigen Realgymnasium) gewesen war, kam der Rektor ins Lehrerzimmer und erklärte, daß sich ein junger Mann bei ihm zur Aufnahme gemeldet habe, der allerdings schon vierundzwanzig Jahre alt und doch höchstens für Quinta reif sei, den er aber dennoch nicht zurückweisen wolle, da der junge Mensch ihm leid tue. Er sei Gerber gewesen, könne aber das Stehn im Wasser nicht vertragen, sei davon krank geworden und wolle sich nun, denn er besitze ein kleines Vermögen, für den Gemeinbedienst und das Steuerfach vorbereiten. Der Mensch mache einen guten Eindruck und werde den Frieden der Klasse gewiß nicht stören, auch auf die Sitten seiner Mitschüler einen schlechten Einfluß gewiß nicht ausüben. So wurde Meier, so wollen wir ihn nennen, aufgenommen, und der große Mensch, er war fast einen Kopf größer als ich, fügte sich willig in alles, war fleißig und sittsam und ließ sich überhaupt nichts zuschulden kommen. Da plötzlich gegen Weihnachten verbreitete sich das Gerücht, der Quintaner Meier habe sich auf die schlechte Seite gelegt, treibe sich Sonntag für Sonntag auf dem Tanzboden herum und tanze dabei — es ist schredlich zu sagen — immer nur mit einem und demselben Mädchen. Nun wurde eine Synode abgehalten und ein hochnotpeinliches Gericht veranstaltet. Quintaner M. wurde zitiert und erschien, der Rektor hielt ihm eine schöne Rede, die Kollegen musterten ihn, mit grimmiigen Blicken die einen, die andern stumm und erwartungsvoll. Meier stand unbeweglich und erwiderte auf alle Anklagen nichts, bis ihn endlich der Rektor mit bebender Stimme fragte, was er zu seiner Entschuldigung vorzubringen habe, und ob er denn nicht selbst einsehe, wie unrecht es sei, daß er als Quintaner den Tanzboden besuche und mit einem Mädchen tanze, und wer denn diese sei. Da sagte Meier, und stolzes Selbstbewußtsein leuchtete aus seinen Augen: Entschuldigen Sie, Herr Rektor, es ist meine Frau. Und so war es, Meier war verheiratet, und zwar glücklich verheiratet seit ungefähr zwei Jahren.

Bei der Aufnahme hatte man ihn zwar nach dem Impffcheit u. s. w. gefragt, nach dem Trauschein aber nicht.“

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 12 Hefen

64. Jahrgang

Nr. 7

Erschienen am 16. Februar 1905

Inhalt:

Serenita. N.	357
Wie weit man die Bilanz einer Lebenszeit überbrücken soll?	366
Ernst von Scholz. (Schluß)	375
Zum Kampf um die französische Mittelmeerflotte. Von Franz Wurf in Paris.	381
Erinnerungen einer Schwedin (Fortsetzung)	384
Ein Brief aus früherer Zeit. Von H. Schödel. In Italia u. s.	392
Die neue Poesie. Von Carlo Porta. 17—19	400
Hieroglyphen u. ägyptische Hieroglyphen. Kandjoharisch nach Boniniani.	407

Verlag
Hr. Wilh. Bruns
Leipzig

Solbäder im Hause!

m. neuem eisenhalt.

gegen Scrophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Nieren-, Frauen- und Kinderkrankheiten. — Preis: 100 Ko. M. 6.80, 50 Ko. M. 4.25, 25 Ko. M. 2.70, ab **Reichel Leipzig**. Die Wirkung dieser Solbäder wird außerordentlich erhöht durch Abreibungen mit dem **Apparaturkasten**, aber auch nicht gelösten Neurogen während des Bades. Prosp. gratis v. Dr. med. Alwin Möller, Leipzig 4.

Mutterlaugen- ^{Neurogen} Badesalz



H. W. Schöttler,

Cigarrenfabrik.

Lager: **Leipzig, Weststr. 31/33.** Lager: **Hamburg, Vorsetzen 49.**

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik.  Hauptpreisliste gratis und franco. 



La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.
 Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität. 
 Von 20 Mark an portofrei Zusendung.

KOLA NUSS LIQUEUR

für Touristen, Jäger, Militärkräfte unentbehrlich.
 1/2 Liter 4.-, 1/4 Liter 2.25, 1 Liter 4.25, 1/2 Liter 2.25, 1/4 Liter 1.125

Julius Krahnstöver

Dampfkrautbrennerei
 Rostocker
 Aquavite und
 Doppelkummel

Februar 260. Rostock III (Meckl.) Geogr. 1808.



karamelliert faulfrei!

RUMPF'S

Krepp-Unterkleidung

• bewährt, angenehm zu tragen •

— porös, elastisch —

Rumpf'sche Kreppweberei A-G.

— Basel —

Verkauf in den feineren Strumpf- u. Wäschegeschäften

Otto Beyer's

Eigenmarke

Hohkönigsburg

M. 60.- pro Mille; Originalkiste 300 Stk. 18-franco.

CIGARREN-VERSAND Otto Beyer, STRASSBURG V.F.



Saronica

3



Sachsen nährt auf seinen 14 992 Quadratkilometern vier Millionen Einwohner, also nur um ein Drittel weniger als das territorial fünfmal größere Bayern und dreimal mehr, als in Preußen durchschnittlich auf den Quadratkilometer kommen. Seine Bevölkerung ist nicht bloß die dichteste unter den deutschen Staaten, die Stadtstaaten ausgenommen, sondern sie ist die dichteste unter den europäischen Staaten überhaupt. Ebenso steht Sachsen mit seinem jährlichen Bevölkerungszuwachs unter den europäischen Staaten obenan. Durchquert man Sachsen auf dem Schienenstrange, sei es von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen, so wird der Blick selten die letzten Häuser einer Ortschaft verlassen, ohne daß bei einer Augenwendung schon die ersten einer neuen Ortschaft in das Blickfeld träten. Ortschaft reiht sich in buntem Wechsel an Ortschaft. Man wird diese Erscheinung erklärlicher finden, wenn wir hinzufügen, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte im Durchschnitt jährlich für nicht weniger als zweihundert Millionen Mark neue Gebäude in Sachsen errichtet worden sind. Vollziehen sich die Verhältnisse in derselben Weise weiter, so wird der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo Sachsen in der Tat dem Durchreisenden nahezu den Eindruck einer einzigen großen Stadt machen wird. Dabei ist Sachsen nicht einmal vom Boden sonderlich bevorzugt, ja was seine klimatischen Verhältnisse anlangt, ist es infolge der orographischen Beschaffenheit des Landes rauher, als es seine geographische Lage veranlaßt. Und die Erklärung für diese sonst kaum ihresgleichen aufweisende Erscheinung: derselbe Sachse, den man so gern als energielosen, als kraft- und saftlosen Schwächling und Menschen von engstem geistigen Horizont darzustellen liebt, derselbe Sachse hat es auf dem Gebiete des Erwerbslebens, hat es auf dem Gebiete der Förderung und der vorteilhaften Ausgestaltung seiner äußern Daseinsbedingungen durch seinen Unternehmungsgeist, durch seinen Fleiß und seine Ausdauer fast allen andern zuvorgetan. Von den natürlichen Verhältnissen seines Landes nur wenig begünstigt, hat sich der Sachse früher und intensiver als andre Völker auf die Pflege der Erwerbszweige geworfen, die in der Benutzung der Dampfkraft und der fabrikmäßigen Herstellung der wirtschaftlichen Güter Ersatz für die menschliche Arbeitskraft wie für die unzureichende

Produktionskraft des Bodens suchen, und hat sich dadurch eine Industrie geschaffen, die in der Höhe ihrer Ausbildung nur von wenig andern Ländern erreicht werden dürfte. In die Erscheinung tritt dies in Sachsen zunächst in der örtlichen Ausbreitung der Industrie über das ganze Land. Wenn sich sonst die Industrie in der Hauptsache auf die Städte beschränkt, weist Sachsen sehr ausgedehnte Landstriche auf, in denen auch das platte Land fast nicht weniger von Industrie durchsetzt ist wie die Städte. In diesen Landesteilen trifft man meist nur wenig Ortschaften von halbwegs größerem Umfange, die die Industrie noch unbesetzt gelassen hat. Und auch in den Gegenden, in die wegen ihrer Unwirtlichkeit und ihrer schwierigen Zugänglichkeit die Industrie sonst sich noch nicht hat die Wege bahnen können, insbesondere in den südwestlichen Teilen des Erzgebirges, hat es die Erfindung Barbara Utmanns gesegneten Angebenkens der Bevölkerung ermöglicht, in der Spitzenklöppelei ein zwar kärgliches, aber bei der Bescheidenheit ihrer Ansprüche doch noch hinreichendes Auskommen zu finden. Überboten wird der Umfang und die Ausbreitung, die in solcher Weise die Industrie in Sachsen angenommen hat, noch durch deren Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit. Mag es sich um die verschiedenen Zweige der Textilindustrie, in der Sachsen das bedeutendste leistet, mag es sich um die Fabrikation von Woll- oder Baumwollgarnen und -waren, um Strumpfwirkerereien und Weißstickereien, um Flanellfabrikation, um Zuteppinnerei und Strohflechtereien oder um Färbereien und Zeugdruck, oder mag es sich um andre Fabrikationszweige, um die Maschinenfabriken oder Papierfabriken oder Zigarrenfabrikation und Glasfabrikation, oder mag es sich um die Herstellung von Uhren, Musikinstrumenten oder Spielwaren handeln, alle diese Industriezweige sind in Sachsen vertreten, und viele darunter in solcher Ausbildung, daß Sachsen bei ihnen nachgerade die Konkurrenz der meisten übrigen Länder überflügelt hat.

Überragt die sächsische Industrie durch ihren äußern Umfang und ihre Vielsältigkeit schon die aller andern deutschen Länder, so kommt noch hinzu, daß sie zahlreiche Zweige aufweist, in denen sie infolge der überlegnen Güte ihrer Erzeugnisse den deutschen sowie den außerdeutschen Markt beherrscht. Das *Made in Saxony* ist für die Waren in der ganzen Welt eine gute Empfehlung. Als Beispiel heben wir in dieser Beziehung die vogtländische Weißstickerei hervor, die auf den meisten Gebieten durch den Geschmack ihrer Muster wie die Gediegenheit der Ausführung in den hauptsächlichsten Artikeln die Schweizer Konkurrenz schon längst aus dem Felde geschlagen hat, ferner die Musikinstrumentenfabrikation im obern Vogtlande, die überhaupt in ihrer Art einzig dasthet und die ganze Welt mit ihren Instrumenten versorgt. Obwohl weniger durch ihre Bedeutung im Welthandel hervortragend, darf doch hier auch der Meißner Porzellanmanufaktur rühmend gedacht werden. Böttger war, der von Meissen aus durch Herstellung des Hartporzellans für die deutschen und die außerdeutschen Länder der Porzellanmanufaktur neue Bahnen eröffnet hat. Und auch heute noch sind die Erzeugnisse der Meißner Manufaktur der Stolz vieler deutscher Hausfrauen, nicht minder die Vorliebe der Sammler und Kunstfreunde, wie denn auch ein kunstliebender Fürst, als der Ludwig der Zweite von Bayern

mit Recht gilt, seinen von romantischem Zauber umwobnen Königsschlössern in der Ausschmückung mit Erzeugnissen der Meißner Porzellankunst eine ihrer schönsten Zierden verliehen hat.

Daß auch der sächsische Handel im allgemeinen in seiner Bedeutung der Bedeutung entspricht, die die sächsische Industrie hat, bedarf hiernach nicht erst einer weitern Erwähnung, wohl aber verdient auf diesem Gebiete noch der Umstand hervorgehoben zu werden, daß ein Zweig des Handels, der für die geistige Wertung eines Volks und für den Stand seiner Intelligenz besonders bedeutsam ist, nämlich der Buchhandel, von jeher für Deutschland seinen Hauptsitz in Leipzig gehabt hat. Obschon bekanntlich seit der Errichtung des Reichs von Berlin nicht geringe Anstrengungen gemacht werden, den Schwerpunkt des deutschen Buchhandels dorthin zu verlegen, und obschon diese Bestrebungen durch die Entwicklung der Verhältnisse sichtbar unterstützt werden, ist Leipzig doch auch heute noch der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Hier hat demzufolge auch der für die Entwicklung des deutschen Buchhandels so wichtige Börsenverein der deutschen Buchhändler seinen Sitz. Hier erscheinen das Börsenblatt und das Adreßbuch des deutschen Buchhandels, und hier ist auch im Jahre 1888 das deutsche Buchhändlerhaus errichtet worden. Da wir uns vorgenommen haben, in der Hauptsache nur die Gebiete hervorzuheben, wo sich Sachsen vor andern Staaten auszeichnet, so bemerken wir nur beiläufig, daß auch in der Bodenkultur die sächsische Landwirtschaft in ihrer Ausbildung hinter den vorgeschrittensten Staaten Deutschlands nicht zurücksteht, wohl aber darf nicht unbetont bleiben, daß sich die sächsische Forstwirtschaft, wie man aus jedem forstwirtschaftlichen Lehrbuch ersehen kann, eines Rufes erfreut, der weit über die Grenzen des engern Landes sowie Deutschlands hinausreicht und es bewirkt hat, daß sächsische Forstbeamte mit Vorliebe in auswärtigen Staaten zu Rate gezogen werden, wenn es gilt, dort neue Forsteinrichtungen zu treffen.

Mit dieser eminenten Entwicklung der Industrie und der sonstigen Erwerbszweige hängt auch der hohe Stand der Ausbildung zusammen, den in Sachsen das Verkehrswesen, die Straßen, vor allen Dingen aber die Entwicklung der Eisenbahnen genommen hat. Sachsen war der Staat, der, nachdem Bayern mit der kleinen Strecke Nürnberg-Fürth begonnen hatte, in der Strecke Leipzig-Dresden die erste größere Eisenbahn in Deutschland ausgeführt, und der in der Folge, hierin allerdings den Anregungen des genialen Nationalökonomen List, eines Sohnes Württembergs, folgend, zuerst den Gedanken der Verstaatlichung der Eisenbahnen mit Nachdruck aufgegriffen und in verhältnismäßig kurzer Zeit zur vollen Durchführung gebracht hat. Was aber die Dichtigkeit des sächsischen Eisenbahnnetzes anlangt, so fliegt auch hier der Vergleich alsbald über die Grenzen Deutschlands hinaus. Der sächsische Finanzminister Dr. Rüge wies im letztvergangnen Landtage darauf hin, wie es eine bekannte, schon in der Volksschule gelehrtete Tatsache sei, daß sich Sachsen eines Eisenbahnbesitzes erfreue, der seinesgleichen in wenig andern Ländern habe. Er berechnete die Gesamtlänge der sächsischen Bahnen auf 3200 Kilometer und stellte fest, daß Ende 1901 auf 1000 Quadratkilometer in Preußen 88, in Bayern 89, in Württemberg 86 und in Sachsen 163,8 Kilometer Eisenbahnen

entfielen. Er ist aber in seinen Angaben zu zurückhaltend gewesen, er hätte hinzufügen können, daß Sachsen, was die Dichtigkeit des Eisenbahnnetzes anlangt, sogar das in dieser Beziehung an der Spitze aller europäischen Staaten stehende England und Belgien hinter sich zurückläßt.

Es liegt ferner in der Sache, daß eine so ausgesprochne Entwicklung der Erwerbsverhältnisse, wie sie sich namentlich auf industriellem Gebiet in Sachsen im letzten halben Jahrhundert vollzogen hat, ein mächtiger Hebel zur gesamten äußern Lage des Volks werden mußte. Wir wollen nicht wünschen, daß jemals ein zweiter Friedrich der Große im Kriege die finanzielle Leistungsfähigkeit Sachsens erprobte, wenn es aber geschähe, so würde er sein bekanntes Wort vom stäubenden Mehlsack heute noch in sehr viel weitergehender Weise bewahrheitet finden als damals. Es sind enorme Güter, die sich als Niederschlag der ausgebildeten gewerblichen Tätigkeit im Laufe der Zeiten in Sachsen aufgehäuft haben. Allein der Wert der Gebäude übersteigt die Höhe der französischen Kriegskostenentschädigung. Zu ihm tritt der Wert des sonstigen immobilien und des mobilen Vermögens, der sich nach der jüngst in Sachsen eingeführten Ergänzungssteuer auf vierzehn Milliarden Mark beläuft. Dementsprechend günstig steht Sachsen auch in seinen Einkommenverhältnissen da. Da unsers Wissens nur Preußen noch eine das gesamte Einkommen umfassende Staatseinkommensteuer hat, läßt sich ein zahlenmäßiger Vergleich in diesem Punkte auch nur mit Preußen ziehen. Dieser Vergleich ergibt für Preußen ein Gesamteinkommen auf den Kopf der Bevölkerung von 274 und in Sachsen ein solches von 554 Mark. Man darf ohne weiteres annehmen, daß die Einkommenverhältnisse in den übrigen größern deutschen Staaten hierin noch weiter hinter Sachsen zurückbleiben als Preußen. Noch drastischer tritt die günstige Lage Sachsens bei den Spareinlagen hervor. Wenn in Sachsen auf den Kopf der Bevölkerung 181 Mark kommen, entfällt in Bayern auf den Kopf nur 43,6 Mark, und auch das im Spartassenwesen besonders günstig dastehende Preußen bleibt mit 140 Mark auf den Kopf nicht unwesentlich hinter Sachsen zurück.

Diese Verhältnisse sind ja an sich sehr erfreulich. Und dennoch würden wir sie nach dem Horazischen Wort *non possidentem multa vocaveris recte beatum* nur gering einschätzen, träte zu solchem Besitze materieller Mittel nicht auch das *sapienter uti*, der verständige Gebrauch hinzu. Wie den Einzelnen so kann auch ein ganzes Volk der Reichtum allein nicht achtenswert machen und noch weniger es unsrer Wertschätzung näher bringen, wenn dieser Reichtum nicht in verständigen Händen ruht. Der Proß wie der Verschwender sind gleich abstoßende Erscheinungen bei Einzelnen wie bei ganzen Völkern. Auch in der Benutzung seines Wohlstandes aber dürfte Sachsen mit Ehren bestehen können.

Wenn es richtig ist, daß jemand seinen Kindern nichts Besseres mitgeben kann als eine gute Erziehung, wenn also die Bildung heute unter den Gütern eines Volks mit den höchsten Rang einnimmt, so wird, wenn irgendwo, dieser Grundsatz in Sachsen beherzigt und betätigt. Sachsen wendet für seine Volksschulen jährlich 34 Millionen Mark auf. Welchen Rang es bei diesen Aufwendungen unter den deutschen Staaten einnimmt, mögen folgende Zahlen zeigen. Auf den Schüler entfallen an jährlichen Ausgaben: in Sachsen 66,

in Preußen 63, in Bayern 59, in Bremen 47, in Hamburg 43 Mark. Der sächsische Volksschullehrer, unter den deutschen Lehrern in seiner materiellen Lage mit am besten gestellt, vergilt dies durch seine Leistungen. Es entspricht dem, daß Sachsen die geringste Anzahl von Analphabeten hat. Auch äußerlich gelangt der hohe Aufwand, den Sachsen auf seine Volksschulen macht, zum Ausdruck, und zwar durch die große Anzahl und die glänzende Ausstattung seiner Schulgebäude in Stadt und Land. Sachsen ist nachgerade das Land der Schulpaläste geworden. Von Sachsens Hochschulen nennen wir außer Leipzig nur die Bergakademie in Freiberg und die Forstakademie in Tharand, die durch ihren Weltruf Schüler aus den entferntesten Gegenden der Erde herbeiziehn. Daneben sucht der Sachse in besonderm Maße seinen geistigen Horizont durch Reisen auszubilden. Er teilt diese Eigenschaft mit dem Berliner. Isis doch eine bekannte Tatsache, daß wo immer man in Auslande hinkommt, man den Sachsen und den Berliner antrifft. Freilich dient dem Sachsen diese Reiselust nicht immer nach außen zur Empfehlung. Er begeht den Fehler, daß er sich draußen in der Kleidung und seinem sonstigen Auftreten mehr gehn läßt, als es die Bequemlichkeit und Zwanglosigkeit beim Reisen rechtfertigt. Indem er in diesem Punkte nicht selten eine abfällige Kritik hervorruft, trägt er dazu bei, von den vaterländischen Sitten nach außen ein falsches Bild entstehen zu lassen. Für sein Privatleben leistet sich der Sachse ferner einen über den in den meisten übrigen Ländern hinausgehenden, aber sich immerhin noch in verständigen Grenzen haltenden Wohnungsluxus, der sich in der besonders großen Anzahl von Villen, die man in Stadt und Land antrifft, sowie durch eine weitverbreitete, den Kunstgewerben zustatten kommende Vorliebe für geschmackvolle Wohnungseinrichtungen zeigt. Auch die Künste, namentlich die bildenden Künste, haben in Sachsen eine gute Stätte. Reicht Dresden auch in seinen künstlerischen Leistungen nicht an die kunstliebende Hauptstadt Bayerns hinan, so werden doch auch in der sächsischen Hauptstadt, die man nicht mit Unrecht mit der schönen Arnstadt vergleicht, und die bekanntlich in ihrer Gemäldeammlung die kostbarsten Perlen der Malkunst enthält, seit den letzten Jahrzehnten sehr aner kennenswerte Anstrengungen gemacht, den Vorprung einzuholen. Auf's wohlthuendste aber muß jeden, der Sachsen bereist, die musterhafte Ordnung berühren, die man allenthalben im Lande antrifft. Nicht bloß in den Städten, sondern auch in Dörfern, nicht bloß in den Wohnungen, auch in den Arbeitsstätten, nicht bloß in den Villen, auch in den Fabriken, überall begegnet das Auge demselben Sinne für Ordnung, Übersichtlichkeit und Sauberkeit, der auch äußerlich die Lebensführung des Sachsen widerspiegelt.

Diese Darstellungen, von denen wir behaupten dürfen, daß sie sich nirgends in Übertreibungen bewegen, haben sich doch unter der Feder zu einer förmlichen Inventarisierung der Vorzüge Sachsens gestaltet. Sie lassen sich aber dadurch rechtfertigen, daß diese Aufsätze nicht aus spontanem Anlaß hervorgegangen sind, sondern den Charakter einer Abwehr- und Verteidigungsschrift an sich tragen. Gibt es Leute, die ihr Vergnügen und ihre Aufgabe darin finden, auf dem Gesamtbilde der sächsischen Verhältnisse geifflentlich und mit zäher Feindseligkeit nur die dunkeln Stellen hervorzuheben, so bleibt den in so einseitiger

Weise behandelten nichts andres übrig, als die Aufmerksamkeit des Beschauers auch auf die hellern und erfreulichern Stellen des Bildes zu leiten. Im übrigen aber mag sich der, dem es schwer fällt, die hervorgehobnen Lichtseiten an den sächsischen Zuständen ohne Scheelsucht anzuerkennen, beruhigen, denn diesen Lichtseiten fehlen, und zwar insbesondre auf den zuletzt berührten Gebieten, auch die Schatten nicht, nur daß diese andre sind und in andern Verhältnissen liegen als in den künstlich konstruierten, die die gekennzeichnuten Gegner und Widersacher Sachsens im Auge haben.

In der Tat würde es ja auch der menschlichen Erfahrung über die zwiespältige Natur und die Wirkung der sogenannten Kulturertungenschaften allzusehr zuwiderlaufen, stünde so viel Licht, wie es in den dargestellten Verhältnissen liegt, nicht auch das entsprechende Maß von Schatten gegenüber. Diese Schattenseiten bestehn vor allen Dingen in den Begleiterscheinungen, die ein so hoch ausgebildeter Industrialismus notwendigerweise nach sich ziehn mußte. Genöß Sachsen in jenen Punkten alle Vorteile und Annehmlichkeiten seiner Lage, so hat es hier auch die Nachteile voll auszukosten, die mit ihr verbunden sind, und diese Nachteile sind für Sachsen nachgerade nicht wenig fühlbar geworden. Hier ist es nun auch, wo die Gründe für die Vorwürfe zu suchen sind, die von gewisser Seite der Regierung und der herrschenden Partei im Lande wegen deren Haltung in politischer wie in sozialer Hinsicht gemacht werden, und denen wir nun ebenfalls näher treten werden.

Wie überall in Deutschland trat auch in Sachsen mit der Industrie alsbald die Sozialdemokratie auf. In zwei Beziehungen aber erhielt ihr Auftreten in Sachsen einen besondern Charakter, nämlich einmal insofern, als die Sozialdemokraten in Sachsen als dem Lande, wo sich die Industrie sogleich am stärksten in Deutschland entfaltete, zuerst auftraten, und sodann insofern, als sie hier unter den Arbeitern einen besonders empfänglichen Boden fanden. Auch dieses letzte entsprach dem sächsischen Charakter, wie wir ihn geschildert haben. Die Sozialdemokratie trat in Deutschland von vornherein — und hierin liegt der Unterschied der Behandlung der sozialen Frage in Deutschland gegenüber der in Amerika und England — mit dem Anspruch auf, die logische Ausgestaltung und letzte folgerichtige Durchführung der sozialen Theorien zu sein. Der sächsische Arbeiter, der zunächst nur dies sah, nicht aber nach dem Stande seiner Erfahrung und dem Maße seiner Bildung die Umstände völlig zu übersehen und in Rücksicht zu ziehn vermochte, die nach der ganzen Anlage der menschlichen Gesellschaft und der dem wirtschaftlichen Leben zugrunde liegenden treibenden Kräfte der praktischen Durchführung des sozialdemokratischen Gedankens letzten Endes entgegenstehn, ließ sich durch jene bloßen, aber mit dem Anschein innerer Folgerichtigkeit vorgeführten Theorien bestriicken und gab sich ihnen bis zu dem Punkte, von dem wir unten sprechen werden, mit der ganzen Fähigkeit hin, die dem Sachsen auch sonst eigen ist. Während damals im übrigen Deutschland noch überall Ruhe herrschte, wurden in Sachsen schon Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die ersten erfolgreichen Schritte zu der Organisation der Sozialdemokratie getan, die in der Folge zu einer der bedeutendsten Mächte der Gegenwart werden sollte. In Sachsen war

es denn auch, wo sich unter der Führung Bebel's, Liebknechts und Vollmars, die sich, sämtlich Nichtsachsen, erst zu diesem Zwecke nach Sachsen gewandt haben, der erste parlamentarische Ansturm gegen die bestehende Staatsordnung unternommen wurde, und zwar mit einer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, die er später kaum in solcher Weise wieder erreicht hat. Demgegenüber zeigten sich nun aber auch die bürgerlichen Parteien auf der Höhe ihrer Aufgabe. Während im Reich, dessen gegenwärtige Lage ungefähr dieselbe ist, wie sie in Sachsen etwa vor zwei Jahrzehnten schon war, die bürgerlichen Parteien vielfach noch im heftigsten Hader untereinander liegen, ja während sich dort neben den bestehenden sogar fortwährend noch neue Parteien und Parteigruppen auf-tun, erkannte man in Sachsen in den bürgerlichen Kreisen alsbald, daß ein solches Verhalten nur der Sozialdemokratie in die Hände arbeiten heiße. Man begrub deshalb ebenso die Velleitäten einer radikalen Opposition wie den gegenseitigen Hader und schloß sich zum Kampfe wider den gemeinsamen Gegner zusammen. Geradezu einzig dastehend war die Wirkung zu nennen, die diese Entwicklung der Verhältnisse auf die alte sächsische Fortschrittspartei, den sogenannten Kammerfortschritt, äußerte. Diese Partei, die übrigens bis zu ihrem Erlöschen eine ansehnliche Anzahl hervorragender parlamentarischer Kräfte aufweisen konnte und jederzeit eine gut sächsische Gesinnung pflegte, zehrte doch in der Hauptsache nur noch von den Reminiscenzen des Jahres 1848. Je mehr aber das, was in den damaligen Bestrebungen Berechtigtes lag, inzwischen durchgeführt worden war, um so mehr verlor sie an Gelegenheit zur Betätigung und stand so der schlimmsten Gefahr gegenüber, die einer auf ihre Ehre haltenden Partei zustoßen kann, Opposition nur um ihrer selbst willen zu treiben. Unter andern Umständen hätte sie vielleicht trotzdem mit Rücksicht auf ihre angesehenen und beliebten Vertreter noch längere Zeit ihr Dasein gefristet. So aber, da sich das Bürgertum in Sachsen einem so gefährlichen und rücksichtslosen Gegner gegenüber sah, wie den Sozialdemokraten, hatte niemand mehr Lust, sich noch den Luxus einer solchen Opposition zu leisten. Und nun geschah, was in der Geschichte der Parteien selten vorkommen wird: die Fortschrittspartei verschwand völlig lautlos und so schnell im Lande, daß sie nicht einmal das Abtreten ihrer Vertreter im Landtage abwartete. Diese blieben vielmehr noch jahrelang in der Kammer, als schon jede Organisation ihrer Partei im Lande erloschen, jede Gefolgschaft hinter ihr verschwunden und keine Presse mehr zur Vertretung ihrer Interessen vorhanden war. Ähnlich aber erging es auch der deutschfreisinnigen Partei in Sachsen. Wohl gab es eine Zeit, wo diese Partei hier einen ziemlich empfänglichen Boden gefunden und demzufolge auch bei den Reichstagswahlen Erfolge zu verzeichnen hatte. Aber auch das hatte angefangen, der sich immer drohender erhebenden sozialen Gefahr keinen Bestand. In der sächsischen Zweiten Kammer hat es die deutschfreisinnige Partei überhaupt nie zu einer besondern Fraktion gebracht, und nachdem lange Zeit überhaupt kein Angehöriger dieser Partei der Kammer angehört hat, ist erst im letzten Landtag ein solcher wieder eingezogen.

Nahezu alles, was gesonnen war, den Kampf gegen die Sozialdemokratie aufzunehmen, scharte sich unter solchen Umständen um die konservative und die

nationalliberale Partei. Diese beiden Parteien hatten sich schon vorher infolge der ganzen Entwicklung, die die Verhältnisse in Sachsen genommen hatten, einander mehr und mehr angenähert. Mit gutem praktischen Blick für die realen Verhältnisse hatte sich der Konservatismus in Sachsen bei aller Entschiedenheit, mit der er für die Aufrechterhaltung bewährter Einrichtungen eintrat, doch nicht bloß jeden wahren Fortschritt auch an seinem Teil freudig zu fördern bemüht, sondern er hatte auch in verständnisvoller Weise die Aufgaben ergriffen, die ihm ein Land von der wirtschaftlichen Entwicklung Sachsens der Industrie gegenüber stellte. Hierin stand der Entwicklung des Konservatismus insbesondre auch der sächsische Adel nicht entgegen. Diesem Adel ist ein Junfertum im Sinne einer brüskten Hinwegsetzung über die moderne Entwicklung oder eines willkürlichen Eingreifens in diese ebenso unbekannt wie im Sinne eines verächtlichen Herabsehens auf andre Stände. Von tüchtigen und gefestigten Grundsätzen geleitet, in denen er immer seine innere Berechtigung gesucht hat, hat sich der sächsische Adel immer zur Aufgabe gemacht, sich fördernd an der politischen und der sozialen Entwicklung des Landes zu beteiligen, und auch ein gewisser Mangel an stärker hervortretender Initiative, den man gegenüber dem politischen Auftreten des preussischen Adels beim sächsischen Adel beobachtet, findet ohne weiteres seine Erklärung, wenn man in Rücksicht zieht, daß der sächsische Adel einen großen Teil seiner besten Kräfte an das Heer und den Beamtenstand abgibt. In ebensolcher Weise wie der Konservatismus liberalen Anschauungen hat sich auch der Nationalliberalismus in allen seinen Anschauungen im Laufe der letzten Jahrzehnte in Sachsen dem Konservatismus mehr und mehr genähert. Wie er längst seine früheren Ansichten von der Berechtigung einer schrankenlosen Gewerbefreiheit und der völligen Freiheit des Wettbewerbs der Völker auf dem Gebiete des internationalen Handels, die ihm früher als Dogmen galten, teils gänzlich über Bord geworfen, teils stark revidiert hat, ebenso ist auch seine Stellung zu den spezifisch sächsischen Interessen wie zu der Monarchie und der Dynastie so, daß sie sich von der des Konservatismus kaum noch unterscheiden.

In dieser Weise hatten sich beide Parteien im Laufe der letzten Jahrzehnte auf der mittlern Linie zusammengefunden. Wenn sie noch etwas voneinander unterschied, so waren es mehr die verschiedenen Chancen, die sie zum Kampfe gegen den gemeinsamen Gegner mitbrachten, als ihre Anschauungen selbst. In diesen Chancen lagen allerdings die Verhältnisse für beide Parteien keineswegs gleich. Hier ließ sich ein Unterschied zuungunsten des Liberalismus nicht verkennen. Hervorgehoben wurde er durch folgende Umstände. Wie sich die führenden Geister der Sozialdemokratie namentlich zu Beginn der sozialen Bewegung erst durch den Liberalismus hindurch zur Sozialdemokratie entwickelt haben, so haben sie und mit ihnen die ganze Sozialdemokratie auch den Anspruch auf eine gewisse innere Verwandtschaft mit dem Liberalismus niemals ganz aufgegeben und von diesem Standpunkt aus nie aufgehört, dem Liberalismus den Abfall von der eignen Sache vorzuwerfen. Fast bei jeder Gelegenheit, wo der Liberalismus im Landtage den Anlauf zu einem entschiednen Auftreten gegen die Sozialdemokratie nahm, mußte er sich darauf hinweisen

lassen, daß er sich bei seinem Kampfe mit seiner eignen Vergangenheit in Widerspruch setze. Warf der Liberalismus der Sozialdemokratie ihren Haß gegen die Monarchie vor, so wurde ihm seine eigne frühere Hinneigung zur republikanischen Staatsform vorgehalten, vertrat er eine Beschränkung des von der Sozialdemokratie genießbrauchten allgemeinen Wahlrechts, so mußte er sich jagen lassen, daß er selbst hierin seinerzeit ein erklärter Gegner der Regierungen und der konservativen Parteien gewesen sei, und dergleichen mehr. Nun treffen diese Vorwürfe zwar auf alles weniger als auf die Gesinnungen und Anschauungen der heutigen nationalliberalen Partei zu, die damals ja noch gar nicht bestanden hat. Immerhin aber war ein gewisser Eindruck, den solche Ausfälle auf den Liberalismus machten, nicht zu verkennen. Die konservative Partei ihrerseits war durch ihre ganze Vergangenheit vor solchen Anwürfen gesichert. Gegen sie wurden sie nicht einmal versucht. Sie vermochte hierin der Sozialdemokratie ihre in diesen Punkten von jeher feststehenden Grundzüge entgegenzustellen, und sie hat das auch immer mit dem größten Nachdruck getan. Des weitern war die Stellung der Mitglieder der liberalen Parteien auch häufig durch den schonungslosen Terrorismus erschwert, den die Sozialdemokratie, wenn es ihr gelegen ist, auf wirtschaftlichem Gebiete wider ihre Gegner ausübt. Die konservative Partei dagegen, die neben der Industrie angehörigen Mitgliedern auch zahlreiche Angehörige der Landwirtschaft aufweist, war auch hierin günstiger gestellt. Infolge dieser Stellung hat sie gegenüber den Umsturzbestrebungen eine schützende Tätigkeit entfalten können, die zwar an sich dem Ganzen galt, deren Wirkungen aber doch zunächst und am meisten der Industrie zugute kamen. Für diese ja an sich sehr einfach liegenden Verhältnisse hatte das sächsische Volk auch das vollste Verständnis. Ihnen vor allem ist auch eine Erscheinung zuzuschreiben, die den Fernerstehenden vielleicht sonst nicht ohne weiteres erklärlich wäre, nämlich der Umstand, daß das sächsische Volk bei all seiner industriellen Entwicklung doch schon seit mehr als dreißig Jahren und zwar in immer steigendem Maße seine Vertreter im Landtag aus der konservativen Partei entnommen hat. Die Industrie selbst erkannte eben auch ihrerseits, welchen besondern Wert für sie der Konservatismus namentlich unter den gegenwärtigen Verhältnissen hat. Und auch die nationalliberale Partei sah, wie aus dem jahrzehntelang aufrecht erhaltenen Kartell hervorging, in diesem Zustande, bei dem sie ihre volle Bedeutung beibehielt, nichts, was ihr Ansehen und ihre Bedeutung zu beeinträchtigen geeignet gewesen wäre. In so geschlossener Weise und mit solchen durchaus in den Verhältnissen wurzelnden Anschauungen traten beide Parteien in Sachsen in den Kampf mit der Umsturzpartei, und es dürfte der Mühe lohnen, wenigstens mit einigen Strichen zu kennzeichnen, mit welchen Mitteln und mit welchem Erfolg dieser Kampf von beiden Seiten geführt worden ist.





Wie liest man die Bilanz einer Lebensversicherungsanstalt?



o verbreitet die Erkenntnis von der wirtschaftlichen Notwendigkeit der Lebensversicherung heute in den gebildeten Kreisen auch ist, so mangelhaft ist noch immer ihre Bekanntschaft mit den statistischen Voraussetzungen und dem technischen Organismus dieser Einrichtung. Die Lebensversicherungsanstalten haben häufig Grund, über die große Unkenntnis des Publikums in dieser Beziehung zu klagen. Wegen der Ablehnung mancher immer wiederholter Forderungen nämlich, die an die Anstalten gestellt werden, und die von ihnen schlechterdings nicht erfüllt werden können, entsteht bei vielen der Petenten eine Animosität gegen die Lebensversicherung überhaupt, da sie sehr leicht geneigt sind, die Ablehnung ihrer Forderung dem bösen Willen der Gesellschaften zur Last zu legen, während eine auch nur oberflächliche Kenntnis der Rechnungsgrundlagen der Lebensversicherung hinreichen würde, die Unerfüllbarkeit der Gesuche und die Grundlosigkeit von Mißstimmungen zu erkennen.

Aber nicht allein aus diesem Grunde ist es ratsam, sich mit den Grundlagen der Lebensversicherung zu beschäftigen. Es ist vielmehr für jedermann, der eine Versicherung abzuschließen gedenkt, von der größten Wichtigkeit, sich durch eigne Einsicht von der finanziellen Lage der Gesellschaften zu überzeugen, von ihren Garantien und von den Kosten der Versicherung. Vielfach trifft man auf die Anschauung, daß die Leistungen der Anstalten so ziemlich gleich seien, daß es also im großen und ganzen gleich sei, wo man sich versichere. Jede Anstalt stelle sich begreiflicherweise als die vorteilhafteste hin, sodaß man keinen Grund habe, eine den übrigen vorzuziehen. Eine solche Gleichwertigkeit der Leistungen wäre ja an sich sehr erfreulich; tatsächlich besteht sie aber nicht. Vielmehr handelt es sich nicht selten um Unterschiede von mehreren tausend Mark schon dann, wenn man die Kosten für eine Versicherung von 10000 Mark bei den verschiedenen Anstalten vergleicht. Das ist nun vielen Interessenten wohl bekannt. Und manche lassen sich deshalb von den Anstalten Kostenvoranschläge aufstellen, aus denen hervorgehen soll, wieviel im ganzen die Versicherung kosten wird, wenn die bisherigen Dividenden auf die schon geleisteten Einzahlungen in derselben Höhe auch zukünftig gewährt werden. Diese Kostenberechnungen geben schon einen gewissen Anhaltspunkt. Entscheidend für die Wahl können sie aber schon deshalb nicht sein, weil die Dividenden, unter deren Voraussetzungen sie aufgestellt wurden, keine feststehenden Posten sind, auf die man sich jederzeit verlassen kann. Es kommt häufiger vor, als man annehmen sollte, daß diese Dividenden zu hoch bemessen werden, damit möglichst

billige Berechnungen gemacht werden können. Namentlich ist das der Fall bei dem „System der steigenden Dividende.“

Wer sich selbst ein Urteil bilden will, ob und inwiefern solche Kostenberechnungen mit der finanziellen Lage einer Anstalt übereinstimmen, und wer die häufig vorgelegten tendenziösen Vergleiche der Gesellschaften untereinander (bei denen natürlich die Autorin dieser Vergleiche immer am besten abschneidet) auf ihren wahren Wert zurückführen will, der muß sich mit der Art der Rechnungslegung der Lebensversicherungsanstalten wenigstens in großen Zügen bekannt machen. Diese kleine Mühe verlohnt sich um so mehr, als ihm die Kenntnis sehr beträchtliche unnütze Ausgaben ersparen kann.

Betrachten wir also einmal den Rechenschaftsbericht einer Anstalt, den sie über die Bewegung ihres Versicherungsbestandes und über den Ausfall der Jahresrechnung und der Bilanz veröffentlicht hat. Da interessiert uns zunächst ein Blick auf den Fortgang der Geschäfte. Hat die Anstalt eine genügende Zahl Versicherter, oder kann durch unvorhergesehene Zufälle Schaden erwachsen? Ist sie in einer befriedigenden Entwicklung begriffen, nimmt ihr Bestand zu oder ab? Ist die Zahl der vorzeitig aufgelösten Versicherungen nicht übermäßig groß? Das sind Fragen, deren Beantwortung ziemlich zuverlässig einen wenn auch nur vorläufigen Schluß auf die Art des Geschäftsbetriebs erlauben. Ein gewisser Umfang ist für die Sicherheit einer Lebensversicherungsanstalt unerlässlich; denn nur durch den Ausgleich der Ereignisse ist die Versicherung möglich. Eine gesunde Entwicklung und Zunahme des Bestandes muß auch gefordert werden. Gesellschaften mit zurückgehendem Bestande sind — wenigstens heute noch — in Deutschland selten; sie sind der Gefahr hoher Sterblichkeit ausgesetzt und beweisen durch den mangelnden Zugang, daß sie entweder im Konkurrenzkampfe nicht standhalten, oder daß ihre Leitung vernachlässigt wird. Als übermäßig hohe Ziffern vorzeitiger Auflösungen sind solche anzusehen, die über mehr als zwei bis drei Prozent des Versicherungsbestandes hinausgehen. Große Verfallzahlen deuten an, daß die Methode der Anwerbung nicht solide und vorsichtig genug ist, und daß die Anstalten es nicht verstehen, die Versicherten, die mit ihr unzufrieden sind und ihre Verbindung mit ihr unter Verlust lösen, zum Bleiben zu veranlassen; daß mit andern Worten ein großer Teil ihrer Versicherten seine Wahl nachträglich bereut.

Aber solche Erscheinungen können nur Symptome sein. Ein abschließendes Urteil über die Qualität einer Gesellschaft kann nur aus der Betrachtung ihrer Finanzlage folgen. Hierbei muß man als hauptsächlichsten Grundsatz festhalten, daß die einzelne Zahl — sei es die absolute Höhe des Vermögens, der Einnahmen, des Überschusses usw. — nichts bedeutet. Sie gewinnt erst Bedeutung im Zusammenhang und durch den Vergleich mit andern Zahlen. Das muß man namentlich gegenüber den Anpreisungen amerikanischer Lebensversicherungsinstitute immer bedenken. Die Zahlen des Versicherungsbestandes und des Vermögens einiger Newyorker Gesellschaften sind, absolut genommen, immens hoch; sie übertreffen die Zahlen auch der größten europäischen Anstalten und werden deshalb mit Vorliebe von den Amerikanern als Beweise ihres „Reichtums“ hingestellt. In Wirklichkeit sagt natürlich die bloße Zahl des Ver-

mögensbestandes nichts; wenn man den Wert ermitteln will, muß man die beiden Seiten der Bilanz vergleichen, ob die Aktiva die Passiva übertreffen, und in welchem Verhältnis dies der Fall ist. Bleiben wir zunächst hierbei. Das „Vermögen“ einer Lebensversicherungsanstalt, wie es in den Schlußzahlen der Bilanz ausgedrückt ist, ist nicht etwa ihr freies Eigentum. Der größte Teil dieses Vermögens besteht vielmehr aus Fonds, die einen rein „depositären Charakter“ tragen; es sind die aus den Prämienzahlungen der Versicherten angelegten Sparfonds, aus denen die künftigen Zahlungen geleistet werden sollen, und tragen die technische Bezeichnung: Prämienreserve. Zu ihnen gehören die Prämienüberträge, die zumeist gesondert aufgeführt werden, manchmal auch schon in den Betrag der Prämienreserve eingerechnet sind. Auch die Reserven für unerledigte Versicherungsfälle stellen ein volles Passivum dar. Als Passiva ohne weiteres gelten natürlich Depositen, verzinslich angelegte Dividenden, Kautionen von Beamten, Guthaben dritter Personen, Agenten und dergleichen. Viele Gesellschaften verwalten auch den Pensionsfonds ihrer Angestellten und führen ihn in der Bilanz auf. Die Bestimmungen darüber, ob er im Notfall angegriffen werden darf, sind verschieden; im allgemeinen wird man ihn nicht zum eigentlichen Vermögen einer Anstalt rechnen dürfen. Als eignes oder freies Vermögen der Lebensversicherungs-gesellschaften kann man nur die folgenden Reserven ansehen: Aktienkapital und gesetzliche Barreserve, Dividendenfonds und alle sonstigen Reserven, denen keine spezielle Verbindlichkeit gegenübersteht. Die Reserven führen verschiedene Bezeichnungen: Extrareserve, allgemeine Reserve, Fonds für unvorhergesehene Eventualitäten usw. Auch die Spezialreserven für Kurs- oder für Kriegsverluste und Amortisationsfonds für Gebäude gehören hierher.

Erst wenn man die einzelnen Posten der Passivseite in der Bilanz in dieser Weise herausgezogen hat, ist man imstande, sich ein Bild über die finanzielle Stärke einer Anstalt zu machen, indem man die zuletzt genannten freien Reserven addiert und sie den übrigen, eigentlichen Passiven, die rechnungsmäßig vorhanden sein müssen, gegenüberstellt. Bei guten Gesellschaften wird der Betrag der freien Reserven immer ein Zehntel des Gesamtvermögens und mehr ausmachen. Um aber wirklich genaue Vergleiche ziehen zu können, muß man sich freilich eingehend auch mit den Statuten und den Bedingungen der Gesellschaften beschäftigen. Da findet man zum Beispiel manchmal, daß die Dividendenfonds, die wir unter die freien Reserven gerechnet haben, bei Verlusten nicht angegriffen werden dürfen, daß sie also als Garantiemittel aus-scheiden; oder man erfährt, daß die Gesellschaft neben der Lebensversicherung auch noch andre Versicherungszweige betreibt (Unfall-, Feuer-, Transport- usw. Versicherung), daß mithin die freien Reserven, im besondern das Aktienkapital zur Deckung eines weit umfangreichern und gefährlichern Risikos dienen als bei andern, nur die Lebensversicherung betreibenden Instituten.

Eine besondre Erwähnung müssen wir noch über die Bewertung des Aktienkapitals überhaupt hinzufügen. Bekanntlich wird von dem nominellen Betrage gewöhnlich nur ein Bruchteil (20 bis 25 Prozent) bar eingezahlt und der Rest in Wechseln hinterlegt. Der in Wechseln hinterlegte Teil des Aktien-

kapitals kann zweifellos nicht mit dem übrigen bar vorhandenen Vermögen auf eine Stufe gestellt werden und ist deshalb bei Berechnung der Varmittel einer Anstalt außer acht zu lassen. Dies ist um so gerechtfertigter, als die meisten Aktiengesellschaften schon nach Verlust eines Teiles des Aktienkapitals liquidieren. Bei Gegenseitigkeitsanstalten, bei denen an die Stelle des Aktienkapitals eine entsprechend hohe Barreserve tritt, braucht diese Trennung natürlich nicht vorgenommen zu werden.

Nachdem man so festgestellt hat, welcher Prozentsatz überschüssiger Deckungsmittel (dieser allein ist für den „Reichtum“ einer Anstalt ausschlaggebend!) vorhanden ist, bleibt die Aktivseite der Bilanz zu untersuchen. Bekanntlich geben die Aktivposten einer Bilanz an, durch welche Wertstücke das auf der Passivseite ausgewiesene Gesamtvermögen repräsentiert wird. Bei den deutschen Lebensversicherungsanstalten besteht der weitaus größte Teil (durchschnittlich etwa vier Fünftel) des Vermögens in erstklassigen Hypotheken. Geringe Bruchteile bestehen in Wertpapieren, Darlehen auf solche, Grundbesitz und Wechseln. Die Qualität dieser Vermögensbestandteile zu prüfen, ist nur in sehr beschränktem Umfang möglich. Was die Hypothekenanlage anlangt, so sind neuerdings durch eingehende Kontrollmaßnahmen des Aufsichtsamts und durch die scharfen Bestimmungen des Privatversicherungsgesetzes ausreichende Garantien gegeben, daß man Besorgnisse über deren Qualität nicht zu hegen braucht. Ob die Bestände in Grundbesitz und Wertpapieren, die ja gewöhnlich sehr geringfügig sind, keine Ursache zu Bedenken geben, kann man am besten daraus ermes sen, ob und in welcher Höhe Amortisationen am Grundbesitz vorgenommen werden (oder ob Fonds zu diesem Zwecke angesammelt werden), und wie hoch sich die Kursreserve im Verhältnis zu den nicht mündelsicheren Papieren beläuft. Einen ständigen Posten liefern die Darlehen auf eigne Policen der Gesellschaft, die absolut sicher sind, da die Gesellschaft den Gegenwert in Händen hat. Unter „gestundeten“ Prämien sind solche Teile von Jahresprämien zu verstehen, die in „unterjährigen Raten“ gezahlt werden und auf das nächste Bilanzjahr übergreifen. Diese Forderungen können ebenfalls keinen Verlust bringen, da sie bei der Nichtzahlung von der etwa fällig werdenden Versicherungssumme abgezogen werden. Zu unterscheiden von diesem technischen Posten sind die „rückständigen“ Prämien, bei deren Nichtzahlung die Versicherung erlischt. Stückzinsen nennt man Zinsforderungen, die erst im Laufe des folgenden Jahres fällig werden, deren Zeitwert aber für den 31. Dezember in die Bilanz eingestellt wird.*) An effektiven Rückständen der Zinszahler sowie an den aus früheren Jahren stammenden Rückständen bei Agenturen können Verluste eintreten; diese Posten dürfen also keine große Rolle in der Bilanz spielen. Man mißt ihren Betrag am besten an der Höhe des Jahresüberschusses; eine Gesellschaft, die jährlich Millionenüberschüsse abwirft, kann einen Posten zweifelhafter Ausstände von einigen hunderttausend Mark leicht

*) In den Bilanzen der deutschen Gesellschaften erscheinen diese Stückzinsen nach Vorschrift des Aufsichtsamts als „rückständige Zinsen“ mit wirklichen Zinsausständen zusammen, obwohl diese Bezeichnung irreführt. Wieviel wirkliche Zinsrückstände sich unter den Posten finden, kann man aus den Erläuterungen zur Bilanz entnehmen.

ertragen, während er bei Gesellschaften mit schwächerer Finanzlage Bedenken erregen muß. Von sonst üblichen Geldposten sind noch zu erwähnen die Bankguthaben, die Inventar- und die Kassenbestände. Bei großen finanzkräftigen Anstalten ist das gesamte Inventar gewöhnlich abgeschrieben.

Nachdem wir uns so durch die Bilanz durchgearbeitet haben, ist das Verständnis der Gewinn- und der Verlustrechnung des Jahres sehr erleichtert. Gibt die Bilanz an, wie hoch der Vermögensstand einer Anstalt ist, und worin ihre Werte bestehen, so soll die Jahresrechnung zeigen, wie der Überschuß (oder der Verlust) des Jahres entstanden ist, der als Differenz der Einnahmen und der Ausgaben erscheint.

Unter den regelmäßigen Jahreseinnahmen spielen die Jahresbeiträge oder Prämien der Versicherten die Hauptrolle, nächst ihnen die Zinsen. Ständige Einnahmeposten kleinerer Art sind Aufnahmegebühren, Hypothekenprovisionen u. a. Die regelmäßigen Ausgaben zerfallen in Ausgaben für fällige Versicherungen und Abgangsentfädigungen, für die Erhöhung des Prämienreservefonds und die Bestreitung der Verwaltungskosten. Die im Jahresbericht aufgeführten Ausgaben für Dividendenzahlungen an Versicherte sind wie verschiedene andre kleinere Posten sogenannte Durchgangsposten; sie heben sich gegen die entsprechenden Beträge auf dem Einnahmekonto auf, indem sie mit den Dividendenfonds am Schlusse des Rechnungsjahres den Betrag der letzten am Anfang des Jahres ergeben müssen. Das wird kontrolliert durch den Vergleich der übertragenen Fonds aus dem Vorjahre mit der Höhe am Schlusse des Rechnungsjahres. Diese Kontrolle ist sehr wichtig; denn sie weist nach, ob der Überschuß, den die Gewinn- und die Verlustrechnung aufweist, nicht etwa durch Entnahmen aus irgendwelchen Reserven „gemacht“ worden ist. Darum müssen die Beträge der übernommenen, in Einnahme gestellten Reserven (Allgemeine, Extrareserven usw.) genau mit den am Schlusse des Jahres vorhandenen, in Ausgabe gestellten verglichen werden. Für das Jahr ist es ja vollkommen gleichgültig, wo die Gesellschaft den Überschuß her hat, aus dem sie den Versicherten ihre Dividenden zahlt; aber für die ganze lange Zeit eines Versicherungsvertrags wird man sich keiner Anstalt anvertrauen wollen, die ihre Überschüsse nicht aus den regelmäßigen Gewinnquellen der Lebensversicherung macht, sondern auf Kosten ihrer Sicherheitsrücklagen.

Welches sind nun die regulären Gewinnquellen einer Lebensversicherungsanstalt? In der Hauptsache drei: Ersparnis an der Sterblichkeit, niedrige Verwaltungskosten und eine über das rechnungsmäßige Erfordernis hinausgehende Zinsnahme. Über den Verlauf der Sterblichkeit gibt jeder Jahresbericht in einer besondern Nachweisung Aufschluß. Man berechnet die Differenz zwischen den dort angegebenen Zahlen, die sich auf die rechnungsmäßig vorhandenen Mittel und auf die tatsächlich nötig gewordenen Ausgaben für Sterbefälle beziehen. Je mehr die ersten über die effektiven Ausgaben hinausgehen, um so größer ist der Gewinn aus der Sterblichkeit; übertreffen dagegen die Ausgaben die bereit gestellten Mittel, so ist ein Verlust aus der Sterblichkeit eingetreten. Die Ersparnis an den Verwaltungskosten kann man nicht im absoluten Betrage ausrechnen, weil die Gesellschaften nicht angeben,

wieviel Prozente der Prämie sie für diesen Zweck verfügbar haben. Man setzt also den in der Jahresrechnung angegebenen Verwaltungsaufwand nebst Provisionen, Tantiemen usw. in das Verhältnis zu den Einnahmen des Jahres und erhält sodann ein genaues Bild darüber, wieviel von jeder Mark, die die Gesellschaft eingenommen hat, zur Bestreitung ihrer Betriebskosten ausgegeben worden ist.

Um zu ermitteln, welchen Zinsgewinn die Gesellschaft gemacht hat, berechnet man die Summen, die sie rechnungsmäßig zur Verzinsung des Prämienreservecfonds (und der Reserven für das „System der steigenden Dividende,“ für Pensionsfonds und Depositen) notwendig hat. Welchen Zinssatz man dabei anwendet, ergibt sich aus den Rechnungsgrundlagen der einzelnen Gesellschaften; die meisten rechnen mit $3\frac{1}{2}$ Prozent, einige wenige mit 3 Prozent, eine größere Anzahl mit verschiedenen Sätzen zwischen 3 und 4 Prozent. Durch den Vergleich mit dem in der Gewinn- und der Verlustrechnung aufgeführten Gesamterträgnis an Zinsen und Mieten findet man den Überschuß aus dieser Quelle.

Auf diese Art ist man imstande, sich die Provenienz des Jahresüberschusses klar zu machen. Zufällige Einnahmen oder Ausgaben (wozu zum Beispiel Kursgewinne oder Kursverluste gehören) vermögen das aus den regulären Gewinnquellen fließende Jahresergebnis, je nach dem Umfange des Effektenbesitzes einer Anstalt, mehr oder weniger stark zu beeinflussen. Namentlich die amerikanischen Gesellschaften leiden gegenwärtig unter großen Kurseinbußen; bei den deutschen sind solche wegen ihres geringfügigen Besitzes an Wertpapieren so gut wie ausgeschlossen.

Nachdem so durch die Zerlegung des Jahresgewinns in seine einzelnen Posten die Finanzlage geklärt und über die Solidität des Betriebs Sicherheit gewonnen worden ist, bleibt noch übrig, aus der Höhe des Jahresüberschusses Schlüsse auf die zu erwartenden Vorteile in Gestalt von Dividenden für die Versicherten zu ziehen. Man geht dabei von der Überlegung aus, daß die Gesellschaft hier die größern Vorteile bietet, die die höhern Überschüsse erreicht. Zu diesem Zweck muß man aus dem Überschuß alles ausscheiden, was an Aktionärsdividenden, Tantiemen und Zuweisungen an Extrasonds gezahlt wird. Die Überweisung an die Versicherten stellt den Betrag dar, der an die gewinnberechtigten Versicherungen verteilt wird. Wie hoch sich der Anteil des Einzelnen hieran bemißt, findet man durch das einfache Verhältnis der Gewinnüberweisung zu der Summe der gewinnberechtigten Prämien. Sie deckt sich nicht immer mit der Prämieeinnahme, die in der Gewinn- und in der Verlustrechnung steht, weil die letzte auch die Versicherungen ohne Gewinnanteil umfaßt. Sollte der Betrag der gewinnberechtigten Prämien allein nicht angegeben sein, so kann man ihn ohne nennenswerten Fehler nach dem Verhältnis des Bestandes an gewinnberechtigten Versicherungssummen schätzen, die fast immer angegeben sind.

Der so gewonnene Prozentsatz ist der einzig mögliche korrekte Maßstab für die Dividentkraft einer Lebensversicherungsanstalt. Nur ist es notwendig, sich nicht an das Ergebnis eines einzelnen Jahres zu halten, das durch Zufällig-

keiten beeinflusst sein kann, sondern eine Reihe von Jahren zu berücksichtigen. Das ist namentlich dann unerlässlich, wenn man Berechnungen auf ihre Stichthaltigkeit prüfen will, die unter der Annahme irgendeines bestimmten Satzes von steigender Dividende aufgestellt sind. Diese Aufgabe ist eine der schwierigsten für den Laien und doch dabei die, die ihm am allerschäufigsten, ja nahezu bei jedem Versicherungsabschluß begegnet. Er kann hier auch nur relative Schlüsse ziehen, indem er einzelne Gesellschaften vergleicht. Wir haben schon erwähnt, daß heute noch häufig genug zu hohe Dividendensätze gezahlt werden. Das ist nur bei dem „System der steigenden Dividende“ möglich. Bei diesem wird den Versicherten nicht sofort ihr voller Anteil am Überschusse zurückvergütet, sondern es wird ein bestimmter Steigungsmodus angenommen, wonach die anfangs niedrigeren Dividenden während der ganzen Versicherungsdauer steigen sollen. Beträgt zum Beispiel die durchschnittliche Gewinnüberweisung einer Anstalt 20 Prozent der Prämien, so läßt sie nach dem Modus der steigenden Dividenden zum Beispiel nach drei Jahren mit $4\frac{1}{2}$ Prozent beginnen und jedes Jahr um $1\frac{1}{2}$ Prozent steigen, sodaß sie im dreißigsten Versicherungsjahr auf 45 Prozent kommt usw. Nun ist leicht erkennbar, daß eine andre Gesellschaft, die ebenfalls Überschüsse für ihre Versicherten von etwa 20 Prozent erreicht, während einer ganzen Reihe von Jahren einen beträchtlich höhern Satz annehmen kann, zum Beispiel 2 oder $2\frac{1}{2}$ Prozent. Bis die letzten Dividenden mit den hohen Ansprüchen fällig werden, ist es lange hin, und mittlerweile genießt die Gesellschaft B den Ruf einer viel größern Leistungsfähigkeit als die Gesellschaft A, die ihren Satz vorsichtigerweise so normiert hat, daß sie ihn voraussichtlich dauernd gewähren kann.

Der Lebensversicherungskandidat hat nun, um sich über die Zuverlässigkeit der ihm vorgelegten Rechnungen zu sichern, in dem Vergleich der Überschussüberweisungen und der seither gezahlten Dividenden die einzigen Kriterien. Hat er zwischen zwei oder mehreren Gesellschaften zu wählen, die ihm sämtlich Kostenrechnungen mit steigender Dividende vorlegen, so wähle er, kurz gesagt, die Gesellschaft, die seit der Einführung dieser Dividenden die höchsten Überschüsse für ihre Versicherten erreicht hat, und deren gegenwärtiger Dividendensatz nicht zu hoch bemessen ist. Stehn beispielsweise zwei Gesellschaften zur Wahl, die seither genau dieselben Überschüsse erreichten, so liegt es auf der Hand, daß die von ihnen ihren gegenwärtigen Dividendensatz mit größerer Wahrscheinlichkeit aufrecht halten kann, die ihn von Anfang an in mäßigeren Grenzen bemessen hat, während die Gesellschaft mit höherem Dividendensatz auf dem Papier zwar billiger aussieht, in Wirklichkeit aber teurer sein muß; denn da beide Anstalten gleich hohe Überschüsse zur Verteilung bereit hatten, sind die Aussichten für die Zukunft notgedrungen bei der Anstalt schlechter, die bisher schon höhere Dividenden aus diesen Überschüssen gezahlt hat. Ihr bleibt, wenn die Dividendenansprüche ihrer alten Versicherten ihre höchsten Stufen erreichen, nichts übrig, als den Dividendensatz zu reduzieren. Man kann mithin sagen, daß Leute, die im Vertrauen auf die hohen Sätze der steigenden Dividende bei einer solchen Gesellschaft eintreten, großen Enttäuschungen begegnen werden. Will man diese vermeiden, so ist es notwendig, eingehend die Bilanz

und den Rechenschaftsbericht der Gesellschaft, der man sich anvertrauen will, zu studieren. Die Mühe, die dies dem Ungeübten vielleicht macht, belohnt sich jederzeit, indem sie ihn vor Ärger und oft auch vor großen pekuniären Nachteilen bewahrt.



Ernst von Lasaulx

(Schluß)



ie Frankfurter Nationalversammlung sollte nur dem deutschen Volk eine Verfassung geben, und Lasaulx stimmte gegen jeden Antrag, der ihm eine Kompetenzüberschreitung einzuschließen schien. Diesem beharrlich festgehaltenen Standpunkt entsprachen auch seine eignen Anträge, die meist mit Gelächter und Unwillen aufgenommen wurden und gar keine Unterstützung fanden. So stellte er Gegenanträge gegen den Antrag vom 14. November 1848, daß Preußen aufgefördert werden solle, das reaktionäre Ministerium Brandenburg-Manteuffel zu entlassen, und gegen den Beschluß vom 16. November, dem nur vier Abgeordnete nicht beigestimmt hatten, die österreichische Regierung wegen der Erschießung Blums zur Rechenschaft zu ziehen. Sehr hübsch liest sich folgender Antrag, den er am 28. März 1849 stellte:

In Erwägung, daß Tollkühnheit nicht Kühnheit ist, indem zu dieser gezügelte Kraft, Herz und Verstand gehören (große Heiterkeit); in Erwägung, daß nach den gemachten Erfahrungen die Nationalversammlung in kühnen Griffen nicht glücklich ist (wiederholte Heiterkeit; Bravo auf der Linken); in Erwägung, daß zur Kaiserwahl keiner von uns ein Mandat hat; in Erwägung, daß wenn die neu zu begründende Rechtsordnung Bestand haben soll, sie nicht auf Unrecht gegründet werden darf; in Erwägung endlich, daß nach den Gesetzen der Weltordnung der Hochmut stets vor dem Falle kommt (große Heiterkeit): aus diesen Gründen geht die Nationalversammlung über die Anträge des Verfassungsausschusses bezüglich der Kaiserwahl einfach zur Tagesordnung über.

Aus den vom Verfasser mitgeteilten Bruchstücken der Reden, die Lasaulx im Verfassungsausschuß und im Plenum gehalten hat, stellen wir einige besonders charakteristische Sätze zusammen.

Die Verfassungsgegeschichte aller gebildeten Völker zeigt uns, daß, wenn die ganze Fülle der Macht in den Händen einer einzigen Körperschaft ruht, dies notwendig zum Verderben führt. Eine gute Verfassung muß durchaus ein Gleichgewicht verschiedner Kräfte und verschiedner Staatsgewalten in sich schließen, wenn sie Bestand haben soll. Es hat dies seinen Grund in der Natur des menschlichen Herzens. Wer die Macht hat, mißbraucht sie. Diese Wahrheit ist so alt wie die menschliche Gesellschaft. Das menschliche Herz ist ein wildes, trotziges und verzagtes Ding; es schwankt zwischen Übermut und Kleinmut, guten und bösen Willensakten. Eine große Versammlung besteht aus sterblichen Menschen, die denselben Leidenschaften unterworfen sind, sie ist demnach vor unbesonnenen Beschlüssen um kein Haar sicherer als ein einzelner Mensch. . . Wenn ich Wunscheshalber Gewalt und die Magie der Rede hätte, die weltgeschichtlichen Personen etgen ist, ich würde die Anker meines Willens in Ihre Herzen werfen und Sie an Kaiser und Reich festketten. Dafür haben unsre besten Männer ihr Leben lang gekämpft,

und in der Hoffnung auf die Wiederkehr von Kaiser und Reich sind sie gestorben: Männer wie Schwarzenberg, Blücher, Sneyenau, Stein, Görres und Friedrich von Gagern. Mächten die Geister dieser Männer in dieser Versammlung willen und uns die Kraft geben und den Willen, das ins Leben zu rufen, für dessen Verwirklichung sie die besten Kräfte ihres Lebens eingesetzt haben. . . . Ihre Kirchenangelegenheiten zu ordnen, werden wir hoffentlich den verschiedenen Religionsparteien überlassen und uns keinerlei Eingriffe erlauben in ein Gebiet, das sich nicht beherrschen läßt. Eine allgemeine Schulordnung für ganz Deutschland zu beraten, mag, wenn es niemals dessen bedürfen sollte, der künftigen Reichsgesetzgebung überlassen bleiben. Ich glaube aber, auch diese wird besseres zu tun haben und das Schulwesen der Partikulargesetzgebung überlassen. Das Schulwesen hängt aufs innigste zusammen mit dem individuellen Geiste der Stämme und mit ihrer relativen Bildungsstufe. Die Partikulargesetzgebung wird jedenfalls die praktischen Bedürfnisse besser zu erkennen und zu befriedigen vermögen, als es je von Reichs wegen geschehen könnte.

Für die Religionsgesellschaften fordert er unbeschränkte Freiheit. Gegen die Übel der Freiheit gebe es kein andres Heilmittel als die Freiheit selbst; sie enthalte das Gift wie das Gegengift. Im Leben der Kirche sieht er das Leben des Erlösers sich wiederholen und führt das in einem Rückblick auf die Kirchengeschichte aus. Den von den Gebildeten der Rationalistenzeit aufs neue gekreuzigten Christus habe der Polizeistaat begraben; demnach sei jetzt die Auferstehung zu erwarten.

Wie damals römische Soldaten am Grabe standen und Wache hielten, damit nicht die Jünger kämen, den Leichnam zu stehlen, und dann sagen könnten, er sei auferstanden, so standen bisher die schwarz und gelb oder wie sonst gestreiften Schergen des modernen Polizeistaats am Grabe des wiederum gekreuzigten, um Wache zu halten, daß er nicht etwa auferstehe (Unruhe). Nun, meine Herren, nachdem in unsern Tagen die Polizei- und Beamtenherrschaft im Staate zerbrochen worden und gefallen, und an ihre Stelle die Selbstregierung des freien Volkes getreten ist, wäre es eine doppelte Schmach und Schande und ein Beweis der Lügenhaftigkeit dieser ganzen Bewegung des deutschen Lebens, wenn wir jene Bureauratie, die wir im Staate zerstört haben, in der Kirche fortbestehn ließen. Wenn wir jeder politischen Gemeinde das Recht der Selbstregierung und die selbständige Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten zugestehn, so wäre es eine nichtswürdige Inkonsequenz, dasselbe natürliche Recht den kirchlichen Gemeinden verweigern zu wollen. Ich beklage es darum tief, daß der Entwurf des Verfassungsausschusses zwar die Bestimmung enthält: „Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden, einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht,“ daß er aber der bestehenden alten Religionsgesellschaften mit keiner Silbe gedenkt, wie es denn überhaupt charakteristisch ist, daß in dem ganzen Entwurfe der Grundrechte des deutschen Volkes weder der Name Gottes noch der Name der christlichen Kirche vorkommt (Gelächter auf der Linken). Wer den Flammenblick der Freiheit und der Wahrheit nicht ertragen kann, der ist ihrer nicht wert; er ist und bleibt ein Sklave seiner eignen kleinen, dunkeln, heuchlerischen Ichheit. Meine Herren! das bisherige Verhältnis des Staats zur Kirche war in der That unerträglich, es hat wie ein drückender Alp auf der Brust aller frei denkenden Männer gelastet. Wer der herrschenden Staatskirche des jeweiligen Kultusministers nicht anhing, der ward als ein Gottloser verschrien, und wer ihr anhing, als ein Heuchler, und das zweite ist noch schlimmer als das erste. Diese schiefe Stellung der Staatsgewalt zur Kirche muß aufhören; sie hat den Widerwillen, die Abneigung, ja den Haß nicht einer oder der andern Partei, sondern aller Parteien herausgefordert; sie hat alle unsre Lebensverhältnisse vergiftet und würde, wenn

sie fortbauerte, das Beste des deutschen Charakters, seinen religiösen Sinn, zu Zwietracht, Haß und Rache entflammen, zu Gefühlen, die wahrlich auf dem Boden der Religion nicht erweckt werden sollten. Es hat zu allen Zeiten Männer gegeben, die sich ohne positive Religion behelfen. Ihre Zahl ist auch heute kleiner, als die glauben, die sich dazu rechnen, und sie sind nicht glücklich. Aber größer allerdings ist heute ihre Zahl als in irgendeiner früheren Zeit, und wenn der zersetzende Skeptizismus weiter um sich krüht, wenn er den Kern unsers Volkes, den Bauern- und Bürgerstand ergreift, und wenn hier, im Drange der Not, Gottlosigkeit und Armut sich verbinden, dann heben sie das Leben aus den Wurzeln und stürzen es um.

Als Vormacht im Reiche zieht er Österreich Preußen vor. Dieses habe mehr Wissenschaft, jenes mehr unverbrauchte Naturkraft. Die Wissenschaft produziere nicht, sondern konsumiere Leben. Den Einwand, daß Österreich zu viele undeutsche Bestandteile habe, läßt er nicht gelten. Man treibe Unfug mit dem Nationalitätsprinzip. Die Engländer würden Irland, Malta, Korfu, Indien, die Franzosen Elsaß und Algerien nicht aufgeben der fremden Nationalitäten wegen; die Deutschen allein seien solcher Torheit fähig. Die Engländer würden, wenn sie unsre Aufgabe zu lösen hätten, nichts hergeben von dem, was sie besäßen, vielmehr noch andres dazu zu bekommen suchen, und sie würden aus den vorhandenen Bestandteilen, so gut es ginge, ein Ganzes machen, und völlig unbekümmert um den Namen, es den Gelehrten überlassen, ob sie dieses Ganze einen Staatenbund, einen Bundesstaat oder einen Einheitstaat nennen wollten. Die Franzosen aber würden ihre Theorie so einrichten, daß die Wirklichkeit, die sie wollten, hineinpafte, und würden dann noch dazu uns Deutsche glauben machen, daß diese ihre neue Staatstheorie die beste und feinste von allen vorhandenen sei.

Nun, meine Herren, wir sind zwar weder Engländer noch Franzosen, aber etwas von ihrem politischen Verstande könnten wir uns doch aneignen unbeschadet unsrer Professorenweisheit (große Heiterkeit und lebhafter Beifall auf der Linken). Ich würde darum, meine Herren, wenn es wahr ist, daß die Nationalsoveränität wesentlich ein Machtbegriff ist, vor allem suchen, die wirkliche Macht zu gründen, und würde die ganze Theorie von dem Bundesstaat und ein Duzend schön stiller Paragraphen unsrer Reichsverfassung freudig in den Kauf geben, wenn es uns gelänge, ein großes, mächtiges, herrschendes Reich zu werden und statt des verwünschten Kleindeutschlands mit dem König von Preußen an der Spitze ein in Wahrheit großes Deutschland zu gründen mit dem jugendlichen Kaiser von Österreich an der Spitze und den großen Feldherren, die ihn umgeben (große Heiterkeit und Gelächter auf der Linken), seinen Feldherren Radetzky, Windischgrätz und Jellachich (Stimmen auf der Linken: ohne! ohne!), und also das alte Reich deutscher Nation im Herzen Europas wiederherzustellen.

Als man einmal im Café gemütlich beisammen saß, fand einer der Abgeordneten diesen Verkehr von Männern verschiedner Parteien auf neutralem Boden sehr nett. Karl Vogt jedoch bemerkte, die Sache habe auch ihre Rehrseite. Wenn seine Partei siegte, könnte sie vielleicht von der Guillotine Gebrauch machen müssen, und da würde es ein fatales Gefühl sein, einem Manne das Todesurteil sprechen zu müssen, mit dem man eben erst seinen Schoppen getrunken hätte. Lasaulz aber erwiderte: „Ich meinerseits versichere Sie: wenn wir die Sieger sind, und Sie werden an den Laternenpfahl

da drüben aufgehängt — in vollkommenster Ecclenruhe trinke ich meinen Kaffee zu Ende und rauche meine Zigarre dazu.“ Als am 4. Mai 1849 die Nationalversammlung beschlossen hatte, die Wahlen zum ersten Reichstage auszuschreiben, erklärte Lasaulz am 7. seinen Austritt, weil sich die Nationalversammlung eigenmächtig aus einer konstituierenden in eine ausführende Versammlung verwandelt, und weil sie eine Verfassung entworfen habe, die keine Aussicht auf Verwirklichung habe, und die, sollte sie dennoch verwirklicht werden, Deutschland verstümmeln würde. Selbstverständlich wurde er wegen seiner Haltung und seiner Reden furchtbar heruntergerissen; am ausführlichsten und absprechendsten hat ihn Laube kritisiert.

Am 15. Mai wurde er in seine Münchner Professur wieder eingesetzt. Eine seiner Abhandlungen — über die Geologie der Griechen und der Römer — übersandte er Alexander von Humboldt. Dieser bedankte sich in einem sehr freundlichen Briefe und schrieb einige Jahre darauf, am 7. Februar 1857, in Beziehung auf ein andres Buch Lasaulz (Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Tatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte) an Varnhagen:

Wenn in Berlin ich etwas lese, was mein literarisches und politisches Interesse anregt, so ist mein erster Gedanke auf Sie gerichtet. Lasaulz in München, von der Baader'scher Junkt, war mir nur als ein Mann der Kreuzzeitung und Schubert'schen Dunkelwelt bekannt, und in der neuen historischen Schrift, die er mir schickt, finde ich nicht eben originelle Ansichten, aber durch Anspielung eine Mannigfaltigkeit positiver Kenntnisse offenbart, die ich bei Lasaulz nicht vermutete. Vielfache Zitationen beweisen große Vorliebe für meines Bruders Ansichten. Die slavische Messiasstelle ist auch sehr merkwürdig, wie überhaupt die Notizen eine antike sehr anmutige Blumenlese darbieten. Dergleichen traue ich dem Präsidenten Gerlach und seinem Bruder nicht zu. Wenn der Lasaulz mit seinen Wünschen für die wiederhergestellte alte deutsche Reichsverfassung Ihnen, teurer Freund, nicht geschickt ist, so durchblättern Sie ihn wohl, schon der Notizen wegen.

Der Anfang von Varnhagens Antwort lautet:

Iuer Exzellenz empfangen das mir von Ihnen gütigst anvertraute Buch beifolgend mit meinem innigsten Danke zurück. Ich habe es mit sehr wechselnden Empfindungen gelesen, ich möchte sagen, mit peinlichem Interesse. Der Autor macht allerdings Zugeständnisse und gibt Anschauungen, die ich ihm nicht zuge-
traut hätte, so wenig wie die üppige Gelehrsamkeit seiner reichen Zitate. Allein die schöne Blumenlese der Anmerkungen kann den Kern des Textes nicht verhüllen, der ein recht bitterer ist: die Rechtfertigung der Regersklaverei, das brutale Lob des Krieges und der stehenden Heere, die Heilsamkeit aristokratischer Revolutionen. Ungeachtet seiner weitgreifenden Höflichkeiten, die wie Einladungen Andersdenkender aussehen, bietet der Autor diesen doch nur die Kost der Kreuzzeitung, nur etwas seiner zuberettet, als dies Professor Leo zu tun pflegt, dessen „Bildungsbrod“ und „strolach'sches Gefindel“ nur mit etwas Würze versehen sind.

Der Verleger des Briefwechsels zwischen Humboldt und Varnhagen hat diese beiden Briefe, weil sie eben nicht freundlich lauten, Lasaulz um drei Louisdor zum Kauf angeboten, dieser aber hat das Angebot abgelehnt. Von 1849 bis 1861 hat er im bayrischen Landtage verschiedene Wahlkreise vertreten. Wir stellen wieder aus seinen Reden einiges zusammen.

Bei dem Angriff „der beiden Abenteuerer“ auf Oesterreich im Jahre 1859

schmerzt es ihn, daß Preußen eine unpatriotische Haltung einnehme. Doch gibt er die Hoffnung auf Preußen nicht auf; er hofft, daß sich der Prinzregent, als echter Sohn der Königin Luise, dieser dereinst mehr erinnern werde als seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu London und St. Petersburg. Schon 1851 hatte er gerufen:

Die deutsche Frage wird, wie alle großen Fragen im Leben der Völker, durchs Schwert gelöst werden, und ich begrüße den, der den Mut und die Kraft hat, dieses Schwert in die Hand zu nehmen.

Den Einheitsstaat will er freilich nicht.

Wer die Geschichte nicht auf den bequemen Waggon der Massen studiert hat [?], der weiß, daß eine dritthalbtausendjährige [?] Geschichte Deutschlands uns lehrt, daß Deutschland niemals ein Einheitsstaat gewesen ist, weil ein solcher dem Grundcharakter des deutschen Volkes widerspricht. Die fundamentalen Bestrebungen der Deutschen sind auf die Entwicklung der Individualität und auf Föderalismus gerichtet, nicht aber auf Zentralisation, die wenn sie erreicht werden könnte, jedenfalls nur durch eine tiefgreifende und blutige Revolution hervorgebracht werden könnte, und das Ende dieser Revolution wäre kein andres als ein Militärdespotismus.

Er lobt die allgemeine Wehrpflicht Preußens. Stein und Scharnhorst hätten den zertrümmerten Staat wieder aufgerichtet, indem sie Kants Moral auf den politischen Boden verpflanzten und die mangelnde physische Macht durch Potenzierung der sittlichen Kraft zu ersetzen suchten. Dieser Versuch sei in Preußen gelungen und die Grundlage der großen und wohlverdienten Achtung, die dieser Staat seitdem in Europa genieße, seiner geordneten Finanzen, seiner militärischen Tüchtigkeit und seiner hervorragenden Leistungen in Wissenschaft und Industrie. Seine Armee sei eine Schule männlicher Erziehung. Moralische Tüchtigkeit und Integrität, der Sinn für Ordnung und Gehorsam, ein gebieter und verständiger Sinn sei in Preußen allgemeiner verbreitet als in vielen andern Ländern.

Ein großer General, der selige Scharnhorst, pflegte zu sagen, Preußen bedürfe immer der besten Verfassung, des besten Heeres und der besten Talente, der zuletzt genannten am meisten, weil ohne sie die andern beiden nicht zu erhalten sind. Demgemäß hat die preußische Regierung von jeher großen Wert darauf gelegt, bedeutende Männer für sich zu gewinnen; sie hat die Acquisition geistiger Kräfte als einen Zuwachs von Macht angesehen, während andre Regierungen zuweilen mit großem Gleichmut bedeutende Männer wegziehen ließen.

Auch für Bayern wünscht er eine starke Armee und stimmt für alle Militärforderungen; in politischer Beziehung will er trotz der erlangten bessern Meinung von Preußen Bayern an der Seite Oesterreichs sehen. Er ist entschieden monarchisch gesinnt.

Man hat den alten Aristokratien oft und nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß sie selbstsüchtig gewesen seien. Wenn Körperschaften herrschen, jagt man, so herrschen sie in ihrem eignen Interesse. Diesen Vorwurf kann man der monarchischen Verfassung nicht machen; wenn hier der König eine Ausnahmestellung einnimmt, so geschieht das nicht sowohl um seiner selbst willen, als vielmehr um des Staates willen; es ist für den Staat gut, wenn eine Stelle vorhanden ist, die dem ungezügeltm Ehrgeiz nicht offen steht. . . . In außerordentlichen Lagen außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, ist nicht sowohl ein Recht als Pflicht der Regierung. Wenn man der Regierung dieses Recht bestreitet, macht man sie unmöglich. Eine

Regierung, die von diesem Rechte keinen Gebrauch machte, hätte damit ihre Unfähigkeit bewiesen und verdiente, zum Teufel gejagt zu werden. Jede Regierung, sie mag monarchisch oder republikanisch sein, ist verpflichtet, das Heft nicht aus der Hand zu geben, das Schwert in der Hand zu behalten und Gebrauch davon zu machen, wann und wo es notwendig ist, und wenn man das sogenannte konstitutionelle Prinzip so versteht, daß man mit einer nur dem Deutschen eigentümlichen Pedanterie am Buchstaben der papiernen Verfassungsparagraphen festhält und allen Ernstes wähnt, es dürfe nichts im Staate existieren, was nicht in der Verfassungsurkunde vorgesehen und erlaubt sei, so wird der Erfolg einfach der sein, daß dem gesunden Sinne des Volkes dieses System zum Ekel wird, und daß es sich sehnt nach einem kräftigen Tyrannen, der das Schwert zu führen weiß und den ganzen papiernen Plunder über den Haufen wirft.

Liberal, echt liberal bleibt er trotzdem. Er will unbeschränkte Rede- und Pressefreiheit, auch dem König gegenüber, und Freiheit der Wissenschaft: Lehr- wie Lernfreiheit. Dagegen stimmt er für Verjährbarkeit der Richter und für ein Disziplinargesetz in Beziehung auf den Richterstand. Er gibt zu, daß das manches Martyrium zur Folge haben könne, aber das schade gar nichts, im Gegenteil: der Märtyrer bedürfe jede gute Sache, jede lebenskräftige Institution. Von Amnestie für die Volksverführer von 1849 will er nichts wissen; „Tollhändler wie Struve und Fröbel“ seien nicht Märtyrer, sondern „feige, wüste, pflicht- und ehrvergeßene Banditen“; sie Republikaner nennen, erscheint ihm als Entweihung des Namens Republikaner.

Zur Vervollständigung der aristotelischen Lehre von den drei Staatsformen: Aristokratie, Demokratie, Monarchie, hat die nachmärzliche Zeit in der größten Stadt Deutschlands, in Wien, eine neue hinzugefügt: den Versuch einer Aushubokratie. . . Ich habe meine politischen Studien im Altertum gemacht, bei Republikanern, und habe darum eine Vorliebe für wahre republikanische Freiheit, die, wenn sie allgemein verbreitet wäre, den heutigen Monarchien keine Gefahr bringen würde. Die Republik ist eine so achtbare Staatsverfassung wie irgendeine andre; die republikanischen Tugenden: Wahrhaftigkeit, strenge Rechtlichkeit, echte Sittlichkeit, tiefe ungeheuchelte Frömmigkeit gehören zu den schönsten Tugenden, die die Geschichte kennt, und machen den männlichen Charakter aus. Aber die unermessliche Mehrheit des deutschen Volks will die republikanische Verfassung nicht, und mit Recht. Denn alle Verständigen wissen, daß diese Staatsform zwar eine vortreffliche Dorf- und Stadtverfassung, aber für große Staaten nicht geeignet ist, weil sie in diesen nicht ihrer wahren Natur nach durchgeführt werden kann. . . Die Geschichte der letzten Jahre hat zur Genüge bewiesen, daß der einzige Anker der öffentlichen Sicherheit in der pflichtgetreuen Standhaftigkeit der Armeen lag; ohne sie wären wir einer Barbarei anheimgefallen, so scheußlich wie je eine dagewesen ist; einer Barbarei der Knaben- und Böbelherrschaft, für die der Name Demokratie viel zu ehrenvoll ist.

Im Jahre 1852 bereiste Lasaulx Griechenland noch einmal, im folgenden Jahre Italien. An Griechenland bemerkt er diesesmal, daß der Natur wie den Menschen alle Frische fehle, und daß man statt ihrer nur Staub und Flöhe finde. Aus Italien schreibt er: „Das ist mir völlig klar geworden, daß dieses ganze italienische Städteleben keiner weitem Entwicklung mehr fähig ist, sondern, nachdem es die höchste erreicht und überschritten hat, politisch notwendig untergehn muß. Italien ist mehr als irgendein andres Land Europas das Land der Städte, und diese sind Städte von Palästen, deren

Pracht größtentheils schon erloschen ist. Das Land ist ausgezogen, die Städte haben es verzehrt, und es bleibt nunmehr, nachdem die Paläste Gasthäuser geworden sind, nichts andres mehr übrig, als daß die Fremden auch in der That Besitz davon nehmen.“ In Mailand macht er die Bekanntschaft einer römischen Familie, zu der auch ein Geistlicher gehört. „Das Zusammensein mit diesen Leuten hat mich einen interessanten Blick in die italienischen Familienverhältnisse tun lassen. Die ganze Gesellschaft macht zusammen eine sogenannte Heiligtumsfahrt. Sie besuchen alle berühmten Kirchen und Wallfahrtsorte; der Kanonikus liest die Messe, und alle kommunizieren darin und sind während der heiligen Handlung sehr andächtig, im übrigen aber ebenso vergnügungssüchtig und eitel wie alle andern, und die Frau, Mutter von acht Kindern, ist quälerisch und herrisch. Die Genußsucht herrscht hier in allen Ständen in unglaublichem Grade und macht das Volk zum politischen Leben unfähig. Als sie mich gestern fragten, was sie denn tun müßten, um frei zu werden, und ich ihnen sagte, das erste sei: alle Kaffeehäuser und Theater zerstören oder wenigstens auf dreißig Jahre schließen, da schrien sie laut auf und meinten, um solchen Preis sei ihnen die Freiheit zu teuer. Die meisten und andächtigsten Kirchenbesucher sind — deutsche und böhmische Soldaten, worin ich einen Fingerzeig mehr erkenne, daß diesen die nächste Zukunft gehört. Von Offizieren sah ich nur zwei oder drei in den Kirchen, desto mehr in den Kaffeehäusern.“

Daß der Katholizismus eines Freundes von Görres, Döllinger und Montalembert nicht ultramontan gewesen sein kann, versteht sich von selbst. Der Ultramontanismus der Männer dieses Kreises beschränkte sich darauf, daß sie an den katholischen Dogmen, auch an dem vom römischen Primat, festhielten; aber sie waren alle begeisterte Freunde der Freiheit, der Vernunft und der Wissenschaft und frei von läppischem Zeremoniendienst und von Aberglauben. Einige Äußerungen Lasaulz mögen seine Stellung zur Kirche andeuten. Seiner Tochter schreibt er 1857:

Der Sache wegen, die du zunächst berührt hast, darfst du vollkommen beruhigt sein. Die Schrift über den christlichen Heiden Sokrates, die ich mit großer Freude ausarbeitete, wird nichts enthalten, was ich nicht, wenn heute der liebe Gott mich abriefe, offen und getrost vor ihm verantworten könnte. Wenn sie einem oder dem andern der zornigen Heiligen unsrer Zeit anstößig sein sollte, so kann ich denen nicht helfen; ich werde mich durch sie niemals abhalten lassen, die Dinge, die mir lieb sind, in meiner Weise darzustellen.

Er fand: es gebe kaum eine christliche Wahrheit, die nicht dem Sinne nach schon in der vorchristlichen Welt ausgesprochen worden sei. Auch in der Wissenschaft, auch in der Religion war ihm die Freiheit der Speer, der die Wunden heilt, die er schlägt; dem als Atheisten gemahregelten Prantl stellte er als Rektor ein gutes Zeugnis aus. Ein richtiges Urteil über die Reformation zu fällen, sagte er einmal im bayerischen Abgeordnetenhaus, sei noch nicht möglich:

Wir stehn jenem Ereignisse noch zu nahe, sind noch allzusehr mit unsern Sympathien und Antipathien darin verflochten. Einer meiner Freunde hat geäußert, er wünschte, die Reformation wäre entweder nicht ausgebrochen oder in Deutsch-

land allgemein durchgeführt worden, sodaß die nationale Einheit unsers Volkes nicht zerrissen worden wäre. Aber, meine Herren, die Gedanken Gottes sind nicht die Gedanken der Menschen, und wir sind nicht berechtigt, solche Wünsche zu hegen. Wenn wir uns umsehen in den übrigen Ländern Europas, steht es denn in den romanischen Ländern, auch nur auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, besser als in unserm Vaterlande?

Was das Verhalten der Konfessionen in den gemischten Ländern betrifft, so sollten sie in den Vordergrund stellen, was sie gemeinsam haben, und sich gegen den Unglauben verbünden. Rom könne nur dann die christliche Welt beherrschen, wenn es selber dem Geiste die Herrschaft einräume. Er zweifelt, ob der Fortbestand des päpstlichen Absolutismus im Plane der Vorsehung liege; Rückkehr zur alten Synodalverfassung scheint ihm nicht unmöglich. Der Witwe Boissérée, die für Wiedervereinigung der christlichen Kirchen schwärmt, schreibt er:

Glauben Sie ja nicht, liebe Freundin, daß das ein Glück wäre! Blicken Sie nach Frankreich, nach Spanien, nach Italien, nach allen Ländern, die nur eine Konfession haben, wie faul es dort um die Religion steht; Kampf ist notwendig zu einem gesunden Leben.

Und über die Jesuiten in einem Briefe an Thiersch:

Wer Ihnen gesagt hat, daß ich zur Partei der Jesuitenfreunde gehöre, den erkläre ich hiermit für einen Verbreiter unwahrer Behauptungen, und wenn er darauf bestehen sollte, für einen lügenhaften Verleumder. Ich bin so wenig ein Freund der Jesuiten, daß ich mich vielmehr in München wiederholt auf die stärkste Weise gegen sie ausgesprochen habe. Und ich durfte es, da ich die abgehandelten Überbleibsel der Kompagnie während meines zweijährigen Aufenthaltes in Rom hinlänglich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, um zu wissen: daß es zwar allerdings ein Zeichen von Unkenntnis oder von schwacher Urteilskraft sei, wenn jemand die Jesuiten fürchtet, daß es aber noch viel mehr Unwissenheit oder Imbezillität voraussetzt, von jenen Strandschleichern irgend etwas bedeutendes zu erwarten. Ich stimme vollkommen mit La Mennais überein, wenn er sagt, dieser Orden sei nur darum wiederhergestellt worden, damit er eines natürlichen Todes sterbe. Sollte man je die Tollheit begehn, die Jesuiten nach Bayern zu rufen, so wäre ich der erste, der auf jede Gefahr hin öffentlich gegen sie aufträte.

Lasaulz echt christlicher Sinn bewährte sich u. a. dadurch, daß er nach jeder Vollendung einer literarischen Arbeit einmal das Neue Testament durchlas. Doch war der Glaube an die Göttlichkeit der kirchlichen Einrichtungen so stark in ihm, daß er in einem Schreiben an Marie Görres ein Glaubensbekenntnis ablegte, worin er erklärte, falls seine Schriften auf den Index gesetzt würden, so werde er diese Verurteilung als begründet anerkennen; er halte dafür, daß solche Maßregeln „im Interesse der Kirche seien.“ Sieben Wochen vor seinem am 9. Mai 1861 erfolgten Tode schickte er eine kurze Erklärung — nur fünf Zeilen — desselben Inhalts nach Rom. Drei Monate darauf wurden in der That vier seiner Schriften auf den Index gesetzt. Seine Schwester Amalie, die in den Orden der Barmherzigen Schwestern eingetreten war, schloß sich nach 1870 den Altkatholiken an; Meintens hat ihr ein biographisches Denkmal gesetzt; wie sich Ernst verhalten haben würde, wenn er das Vatikanum erlebt hätte, kann niemand wissen. Als einer seiner schönsten Charakterzüge mag noch seine strenge Gewissenhaftigkeit hervorgehoben werden,

die sich u. a. in seiner Genauigkeit im Zitieren bewährte. Er befolgte den Grundsatz, „daß man jedem, dem man einen guten Gedanken verdankt, die Ehre erweisen müsse, ihn zu nennen. Finde man, daß ein anderer, und wenn auch nur einen halben Satz, kürzer, prägnanter und richtiger gegeben habe, als man ihn selbst vorher zu denken imstande gewesen sei, so müsse dem Autor durch wörtliche Wiedergabe und Nennung des Namens die anerkennende Gerechtigkeit und Dankbarkeit widerfahren.“ Als er einst einem Doktoranden Plagiate nachgewiesen hatte, erklärte er: „Ich kann für die Erteilung des Doktorats an einen Menschen, der die Fakultät so gröblich beleidigt hat, nicht mehr stimmen.“ Um anzudeuten, in welcher Richtung sich seine wissenschaftliche Tätigkeit bewegte, sollen außer den gelegentlich erwähnten Veröffentlichungen zum Schluß noch einige genannt werden: Das pelagische Orakel des Zeus zu Dodona; Über den Sinn der Oedipusfage; Die Sühnopfer der Griechen und der Römer und ihr Verhältnis zu dem einen Opfer auf Golgatha; Die Gebete der Griechen und der Römer; Die Vinosklage; Der Fluch bei Griechen und Römern; Prometheus; Der Eid bei den Griechen und den Römern; Über die Bücher des Königs Numä; Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen; Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser; Des Sokrates Leben, Lehre und Tod; Die Philosophie der schönen Künste.



Zum Kampf um die französische Orthographie



n Frankreich tobt gegenwärtig nicht nur der Kampf um das neue Ministerium; dieses streitlustige Volk hat auch an dem Fall Syveton und der Frage, ob die Taximeter — hier sagt man Taximeter — allmählich die andern Droschken verdrängen sollen, keineswegs genug. Es herrscht auch ein wahrer Bürgerkrieg um die französische Rechtschreibung. Auf der einen Seite die Revolutionäre, ohne historisches und philologisches Herz, die einfach alles kurz und klein schlagen wollen, was ihnen nicht „praktisch“ scheint; das Praktische ist natürlich das möglichste Kurze und Einfache, und um ihm zum Siege zu verhelfen, schent man sich nicht, manche schöne Blume und manche gewiß sehr „unpraktische“ aber doch durch den Zauber ihres Alters auch liebgewonnene Efeuranke im Garten der französischen Sprache kurzerhand abzuschneiden. Auf der andern Seite stehen die Akademiker, die überhaupt nichts antastan lassen wollen, und die alles schön und richtig finden, weil die Akademiker vor hundert Jahren es auch schon gegen alle Neuerer verteidigt haben.

Das französische Volk ist in allen Kunstdingen überaus konservativ und hat vor allem eine beneidenswerte Ehrfurcht vor seiner Sprache, die es mit Recht als kostbares Vermächtnis seiner stolzen Kulturtradition und als das größte Kunstwerk betrachtet, das der Genius des französischen Volkes hervorgebracht hat. Möchten wir doch in diesem Punkte von unsern Nachbarn

lernen; bisher haben wir unverantwortlich mit dem Schatz gewirtschaftet, den wir mit der Sprache Wolframs, Luthers und Goethes geerbt haben! Trotz dieser konservativen Grundrichtung im französischen Volk ist neuerdings eine Schule aufgekommen, die den amerikanischen Idealen „ohne verfallene Schlüssel und Basalte“ nachläuft und alles angelsächsisch smart machen möchte. In der Zeit des Cafe-walk ist man denn auch in vielen Kreisen sehr begeistert für eine Reform der französischen Orthographie, und zwischen den oben genannten Gegenpolen sind alle möglichen Schattierungen von reformlustigen Richtungen zu verzeichnen. In Deutschland kann man ja ähnliche Strömungen feststellen, und in England ist das Mißverhältnis zwischen dem gesprochenen und dem geschriebenen Worte so groß, daß der Ruf nach Reformen von allen Seiten ertönt.

Hier in Frankreich hat man sich, dem Druck der Neographen nachgebend, zu einer sprachgesetzgeberischen Tat entschlossen. Das Unterrichtsministerium hat eine eigne Kommission eingesetzt zum eingehenden Studium der sehr verwickelten Frage einer Reform der Rechtschreibung. Im Namen dieser Kommission hat Monsieur Paul Meyer — der Herr mit diesem auffallend gallo-romanischen Namen ist ein Rufer im Streit — einen pedantisch sorgfältig redigierten Bericht abgefaßt, und dieser Bericht ist an die Akademie zur Prüfung weitergegeben worden. Die Akademie hat ihrerseits — alles fein in der richtigen Ordnung — eine Kommission ernannt, die den Bericht des Herrn Paul Meyer studieren soll, und diese Kommission endlich hält nun in gewissen Zwischenräumen Sitzungen ab, über die jetzt einige Mitteilungen vorliegen. Emile Faguet hat seinen Kollegen von der Akademie das Ergebnis seiner Untersuchungen vorgetragen. Faguet ist Neuerungen grundsätzlich nicht gerade abgeneigt, sein Schlußergebnis ist aber doch im wesentlichen eine Ablehnung der Meyerschen Vorschläge.

Die Reformvorschläge gehen nicht auf einen einheitlichen Grundgedanken zurück. Wir haben es im Gegenteil mit einer großen Zahl von untereinander völlig unabhängigen Verbesserungsplänen für einzelne Worte und Wortgruppen zu tun. Dem einen paßt diese Schreibweise nicht, dem andern jene. Des Widerspruchsvollen gibt es ja auch genug in der französischen Orthographie und Grammatik! Man fragt sich mit Recht: Warum ist hémisphère und planisphère Masfulinum und atmosphère Femininum? Warum schreibt man abattoir aber abatis, abatteur aber abatage, apparaitre aber apercevoir, agglomération aber agrégation, bonhomme aber bonhomie, bataille aber battre, courrier aber coureur, chariot aber charrette, colonne aber colonel, grelotter aber dorloter, honneur aber honorer, imbécillité aber imbécile, patronner aber patronage, résonner aber résonance, siffler aber persifler? Man könnte diese Liste natürlich noch wesentlich verlängern. Man wird zugeben müssen, daß in diesen Widerprüchen ein zweifelloser Mangel an Logik liegt. Die Schwierigkeiten beginnen aber sofort, sowie man ans praktische Reformieren geht. Ein Beispiel: das Wort homme hat zwei m, während das lateinische Wort homo doch nur ein m hat. Was soll das zweite m? Schreiben wir also home oder hom, so sagen die Verbesserungsapostel, die sich historischen Sinn bewahrt haben. Da kommen die radikalen Phonetiker und sagen: Wozu das? Wir sprechen om, also schreiben wir in Zukunft ein-

fach auch om. Diese orthographischen Sansculotten machen auch die berechnete Reformbewegung lächerlich und schädigen sie. Aber auch ohne den Widerstreit des rein logischen, des phonetischen und des philologisch-historischen Standpunkts gibt es kaum zu überwindende Schwierigkeiten. Ein Vorschlag wie der, das g nur noch als Gutturalsbuchstaben und Gutturallaut bestehen zu lassen, ist undurchführbar, das sagt uns keine wissenschaftliche Deduktion, das sagt uns das Sprachempfinden. Das u nach dem g würde wegfallen. Aber verlegt nicht geradezu die Schreibweise fige statt figure, intrigue statt intrigue, gère statt guerre, gé statt gai, gèpe statt guèpe, gérir statt guérir und gar gé, gés und gété statt gai, gaie und gaité unser Gefühl, ja unser Auge? In der Sprache gibt es eben so viele Imponderabilien, die man nicht in parographierte Gesetze fassen kann, die aber doch von unverfäglichem Wert sind; das ist durchaus kein Chinesentum. Wer kein musikalisches Ohr hat, dem ist mit trocknen Worten nicht klar zu machen, worin der süße Zauber einer Mozartschen Melodie liegt, wer kein Auge hat, dem ist die Wunderwelt der Farben der Venezianer nicht arithmetisch auseinanderzusetzen. Die Sprache ist eins der wunderbarsten aber auch der rätselvollsten Kunstwerke, die es gibt, noch unbegreiflicher als eine Beethovensche Symphonie oder eine Raffaelische Madonna. Es ist etwas Transzendentes in ihr, was mit der Elle und der Wage rein verstandesmäßiger Begriffe nicht auszumessen ist.

Diese Erwägungen scheinen Herrn Paul Meyer ganz fremd geblieben zu sein. Er hätte sonst nicht den wahrhaft ungeheuerlichen Vorschlag machen können, *fame* für *comme* zu schreiben. Abgesehen von dem Verlegenden, das für jeden Freund der französischen Sprache und jedes Sprachempfinden in der Schreibweise *fame* selbst liegt: die Folge wäre doch auch das abgeleitete Wort *faminin*, und die Verwirrung mit *famine*, *fameux* usw. wäre da. Die Akademie spricht sich auch gegen *doit* für *doigt* aus. Mit Recht; das sagt uns unsre Philologie, und der Scherzsaß, den Herr Jaguet aufgestellt hat, war nicht einmal nötig: *son doit doit être coupé*. Ebenso wird man auch in Zukunft weiter *nid* und nicht *ni* schreiben, damit solche Sätze vermieden werden wie *il n'y aura ni ni ni fleur*. Verworfen hat die Akademie auch schon *cor* statt *corps*, da sonst der schöne Vers *comme le son du cor est triste au fond des bois* eine unbequeme Zweideutigkeit erhalten könnte. Man sieht, die französische Akademie macht trotz ihrem hohen Alter oft recht gewagte Wize! Im übrigen, wie sollte man wohl *corporation* dann ableiten? Dasselbe gilt von *tems* für *temps*, das *température* und *temporisation* heimatlos machen würde. Ebenso ist *cliant* für *client* abgelehnt und eine Reihe ähnlicher Worte. Hier und da wird aber Herr Jaguet, der Akademiker, selbst irre. Er befürwortet merkwürdigerweise *pié* für *ped*. Was wird dann aus *pedestal* und *pedestre*? aus *ped-à-terre*? Der Claretische Triumph des Hiatus wäre gekommen. Eine Erleichterung für die französischen Versmacher würde auch nicht in der neuen Schreibweise liegen, da, wie festgestellt wurde, schon Chénier und Lamartine *ped* mit *copié* und *expié* gereimt haben. Abgelehnt ist *vile* für *ville*, dagegen angenommen *échèle* für *échelle*. Warum? *Pan* für *paon* ist abgelehnt, aber *fan* für *faon* angenommen. Abermals: warum?

Die Akademie hat ihre Arbeit noch lange nicht beendet. Man überfieht heute aber schon: viel wird nicht für die Reformer herauskommen, und das ist auch durchaus richtig. Schwierig ist die Frage der Doppelkonsonanten. Hier läßt sich manches ändern. Wenn man schon chariot schreibt, kann man das zweite r auch in charretier, charroi und charron weglassen. Aber soll man deshalb persiene, chiene, cane, bone schreiben? Doch sicher nicht. Schließlich werden sich auch die Anhänger des Herrn Meyer mit der Beute begnügen müssen, die ihnen die Akademie gelassen hat: vielleicht fällt auch die unregelmäßige Pluralsform mit x von chou, genou, caillou, chapeau usw. Gegen diese Reform wird sich kaum etwas sagen lassen. Sonst haben aber die feinen Sprachkünstler in der Akademie, die Claretie, Hervien und Hérébia Recht, die sich ablehnend verhalten. Eine Sprache entwickelt sich organisch und darf nicht vergewaltigt werden, um einigen Abschülzen die Extemporale oder einigen Ausländern das Vokabellernen zu erleichtern. Nur die Übung von Jahrzehnten kann etwas ändern, nicht die Experimentierlust einiger Neuerer. Die viel geschmähte Akademie tut hier ein wohlthätiges Werk. Wir stimmen Claretie zu, wenn er nach dem Bericht des Temps sagt: „Was tut denn die Akademie anders als reformieren, langsam, mit Überlegung und ohne Värm? Seit Jahrhunderten setzt sie ihr Werk einer Revision des Dictionnaire fort und verfährt die überlieferten Schönheiten der französischen Sprache mit den Anforderungen einer Entwicklung, die nicht aufhört. Aber »auf einen Schlag« solche Umwälzungen beschließen, das hieße die Menschen von heute kopfscheu, das hieße die Fremden, die sich mit Mühe und Not mit unsrer Grammatik vertraut gemacht haben, verwirrt machen, das würde eine neue Beunruhigung in die Geister bringen, die gar kein Bedürfnis danach haben.“ Die französische Rechtschreibungsreform im Sinne der „Neographen“ darf deshalb heute schon im großen und ganzen als erledigt angesehen werden — und das ist gut so.

Paris

Franz Wugt



Erinnerungen einer Lehrerin

(Fortsetzung)



as ich unter „praktischem“ Religionsunterrichte verstehe, kann ich vielleicht am besten durch einige Antworten der Kinder illustrieren, die mir bei der Behandlung des vierten Gebots gegeben sind. Ich bringe nur die charakteristischsten, dafür aber auch in ihrer ursprünglichen, von mir sofort nachgeschriebnen Form.

Ich stellte folgende Frage in bezug auf die Worte der Erklärung des Gebots, daß wir unsre Eltern und Herren nicht verachten, noch erzürnen, sondern ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben. (Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, die Mädchen der Volksschule den Geschäften und Fabriken zu entziehen und sie den Häusern als Dienstmädchen zu gewinnen. Darum betone ich so oft wie möglich die Stellung eines Dienstmädchens.)

Sagt mir einmal, was ein gutes Dienstmädchen zu tun hat, um das vierte Gebot zu erfüllen? (Ich lasse die einzelnen Unterfragen weg und gebe die auch ohne diese verständlichen Antworten.) Nicht verachten, noch erzürnen: „Sie soll nicht vergessen, daß die Herrschaft nicht immer schlecht ist, denn manchmal hat sie bloß die Laune.“ „Wenn sie unzufrieden sind, so muß sich ein Mädchen doppelt bemühen.“ „Man darf auch nicht lauschen, denn manchmal redet die Herrschaft etwas, was man nicht zu wissen braucht.“ „Wenn die Frau uns ausschimpft, so soll man nicht denken: Quassele nicht.“ „Manche Mädchen schwagen von ihrer Herrschaft schlecht, und sie sind es gar nicht.“ „Man erzürnt die Herrschaft auch, wenn man alles kaputt schmeißt oder leichtsinnig ist.“ „Man muß sich beim Abwaschen in acht nehmen, denn meistens ist es ganz gutes Porzellan.“ „Man verachtet die Herrschaft, wenn man nicht gefällig ist oder schlechte Gesichter hinter der Frau her schneidet.“

Dienen: „Man soll freundlich und gefällig sein.“ „Man soll sich nicht hinstellen und nichts tun, wenn die Frau fort ist.“ „Man soll das Essen nicht verbrennen lassen.“ „Wenn man den Tisch deckt, soll man nicht dabei naschen.“ „Bei schwerer Arbeit soll man nicht schimpfen.“ „Man soll nicht vergesslich sein.“

Lieb und wert haben: „Man soll die Arbeit gut und sink machen.“ „Man soll Gutes von der Herrschaft reden und denken.“ „Man soll nicht immer warten, bis etwas gesagt wird, sondern soll sich selber Arbeit suchen.“ „Man soll nicht alle halbe Jahre in eine andre Stelle wollen.“ Das sind Antworten von Kindern vom zehnten bis dreizehnten Jahre.

Die Schule findet oft keine Hilfe beim Elternhause. Bei Hausbesuchen, auf die ich später eingehn werde, ist mir überhaupt erst klar geworden, warum wir unter so viel erschwerenden Umständen und mit so viel schlechtern Ergebnissen als die andern Schulen arbeiten. Wir werden in den seltensten Fällen durch ein reges Interesse vom Elternhause unterstützt. An den höhern Schulen haben die Eltern dagegen das größte Interesse daran, daß ihre Kinder gut lernen, regelmäßig verkehrt werden und den Abschluß der Schule oder wenigstens „das Einjährige“ erlangen. Denn das ist die Bedingung für viele Berufe. Dazu kommt die damit verbundene Geldfrage stark in Betracht. Anders auf der Volksschule. Sie kostet kein Schulgeld, und auch für die Wahl des künftigen Berufs ist es ziemlich belanglos, ob ein Kind aus der ersten, zweiten oder dritten Klasse entlassen wird. (Daß wir aber sogar Kinder haben, die aus der sechsten Klasse konfirmiert werden, sei nur nebenbei erwähnt.)

Eine große Rolle spielen die ungünstigen häuslichen Verhältnisse, denn nur in seltenen Fällen können sich Vater oder Mutter unsrer Kinder um die Schularbeiten kümmern. Oft sind beide Eltern den ganzen Tag über durch ihren Beruf außer dem Hause beschäftigt, oft müssen sie, falls sie Heimarbeiter sind, die Kinder mit zur Arbeit anhalten. Ich erinnere nur an die Spielwaren-, Spitzen-, Posamenten- und Zigarrenindustrie und weise auf die Erhebungen des Lehrers Agahd hin. Die Mädchen unsrer Oberklassen sind oft von zwei bis sieben Uhr als Kindermädchen tätig. Müde kehren sie heim, da erwarten sie die Schularbeiten. Ist es ein Wunder, wenn sie diese so schnell wie möglich und nur obenhin beenden? Einem arbeitenden Kinde der obern Schulen weist man

den ruhigsten Platz in der ganzen Wohnung an. Nie würde man zum Beispiel einem Gymnasiasten zumuten, in der Küche zu arbeiten, in der das Mädchen seine noch immerhin wenig Lärm verursachende Arbeit verrichtet. Man denkt milde, ganz milde über mangelhafte Schularbeiten, wenn man einmal in der Häuslichkeit des sie liefernden Kindes gewesen ist. Da bleibt oft buchstäblich nur das Fensterbrett, an dem es inmitten von Kindergeschrei, störenden Nähmaschinen, schwagenden oder sich zankenden Menschen usw. stehend seine Arbeiten anfertigen muß. Allerdings findet man auch behagliche Häuslichkeiten, in denen Ruhe herrscht und genügend Zeit zum Arbeiten ist, aber das sind leider Ausnahmen.

Wie schwer es ist, das nötige Arbeitsmaterial, Schulbücher und Hefte usw. zu bekommen, das weiß nur der, der im Volksschuldienste steht. Dagegen denke man einmal die an höhern Schulen getriebne Verschwendung! Da sollen die Schüler immer die neuste Auflage der Bücher haben, da macht man möglichst viel neue Auflagen mit möglichst geringfügigen Änderungen, um den Geldbeutel der Schüler zu leeren und den der Herausgeber zu füllen. (Neuerdings findet man ja auch gegen dieses Treiben energische Angriffe sogar in den Zeitungen.) Da läßt man in den Heften handbreite Ränder, da wird sogar nur die eine Seite beschrieben, und was dergleichen Verschwendungen mehr sind. Wer so etwas fordert, den sollte man ein Jahr lang in die Volksschule stecken, da würde er zur Einsicht kommen. Wenn wir kurz vor Pfingsten unsre Hefte zusammen haben wollen, dann muß die Schule wenigstens noch zehn Hefte für jede Klasse schenken. Ich weiß nicht genau, wieviel tausend Mark die Stadt zur Beschaffung von Büchern und Hefen für arme Kinder ausgibt, aber ich weiß, daß es nicht wenig sind. Dabei steht auf dem Stoffplan für den April ein Aufsatz und ein Diktat vorgeschrieben! Die Arbeiten müssen geliefert werden, da heißt es denn, die Hefte auf irgendeine Weise beschaffen. Geht es nicht anders, nun dann greift man in den eignen Geldbeutel. Daß die einen im Überfluß leben, die andern darben, merkt man sogar an Kleinigkeiten. Dort spielen Hefte, Löschblätter, Bleistifte usw. keine Rolle, hier wäre man froh, wenn man nur das hätte, was dort verschwendet wird.

Gegen die wirklich Faulen stehn den höhern Schulen auch andre Strafmittel zur Verfügung als uns. Dem „Sizzenlassen“ wird, weil es von viel größerer Bedeutung ist, vom Elternhause möglichst vorgebeugt, es wird hier ganz anders empfunden als bei unsern Kindern. Wie oft ist mir auf Vorstellungen hin von den Eltern erwidert: „Das kommt mer jar nich druff an, wenn Se se sizzen lassen.“ Strafarbeiten — ich denke nur zum Beispiel an das allen Gymnasiasten wohlbekannte „ein Kapitel Cäsar schriftlich“ — fallen bei uns fort, denn wir dürfen dazu die so schwer errungnen Hefte nicht benutzen. „Nachsitzlassen“ ist ein zweiseitiges Schwert, denn wer die verdorbne Luft kennt, die auch vor Beginn des Unterrichts die nach Bettendorfer zulässige Höhe der verbrauchten Luft überschreitet, der setzt sich nicht noch Nachmittags eine Stunde extra hinein. Außerdem geraten wir beim Nachsitzlassen meist mit den Eltern zusammen, denn die Kinder werden zuhause gebraucht oder haben sich zu Dienstleistungen in andern Familien verpflichtet. Da bleibt denn nur das zur Strafe „an die Wandstellen,“ und wenn das nicht wirkt — der Stod.

Als ich zu unterrichten anfing, da habe ich stolz zuhause gesagt: „Ich werde nie den Stock benutzen, ich erniedrige mich nicht zum Prügelmehster.“ Nun, ein Vierteljahr lang habe ich es auch ausgeführt, dann hatte ich mir einen Kehltopfkatarch angeschrien, darauffin habe ich mich eines bessern besonnen und habe zum Stock gegriffen. Die meisten Eltern werden mir Recht geben, wenn ich sage, daß sich die wenigsten Kinder ganz ohne Prügel erziehen lassen. Wer aber in der Volksschule glaubt, ganz ohne Stock auskommen zu können, der kennt sie nicht, oder er muß ein pädagogisches Genie sein. Ich unterrichte dieselben Kinder nun vier Jahre und habe Schülerinnen, die in dieser Zeit keinen Schlag bekommen haben, während andre aller paar Tage eine gehörige Tracht Prügel verlangen. Je älter die Kinder werden, desto entbehrlicher zeigt sich der Stock, jezt komme ich oft wochenlang ohne ihn aus.

Vor einigen Jahren wurden die körperlichen Züchtigungen im Reichstage, in Zeitungen und Fachschriften reichlich besprochen. Es schien damals so, als hätten die Züchtigungen in der Volksschule überhand genommen. Die Folgen dieses Varnes waren die vom Minister eingeführten „Straflisten,“ in die jede körperliche Züchtigung nebst Begründung eingetragen und öfter dem Rektor vorgelegt werden muß. Körperliche Züchtigungen dürfen einige Schwielen hinterlassen. Die Dicke des Rohrstockes ($\frac{1}{2}$ Centimeter im Durchmesser) ist genau vorgeschrieben; ein Strafen mit einem gespaltenen Stocke oder ein solches auf eine unzulässige Stelle, ein Überschreiten der zulässigen Stärke einer Züchtigung, ein Nichteintragen einer solchen haben ein Disziplinarverfahren und ein Entziehen der Strafgewalt zur Folge.

Als die Straflisten eingeführt wurden, verursachten sie in Schulkreisen einen gewaltigen Aufruhr, jezt hat man sich beruhigt und sich darüber geeinigt, nicht jeden Jagdhieb als „Züchtigung“ einzuschreiben. Die Listen haben sich aber bewährt, denn für jähzornige oder rohe Erzieher bieten sie eine gute Kontrolle. Ich will aber noch erwähnen, daß die sogar auf Gymnasien beliebten „Ohrfeigen“ auf das strengste verboten sind, jeder Lehrer, der sie erteilt, macht sich eines Vergehens schuldig, das unter Umständen recht nachteilige Folgen haben kann.

Eine Erkenntnis drängt sich durch den Unterricht sehr bald auf, nämlich die Einsicht von der empfindlichen Unkenntnis, die man von dem Leben des gemeinen Mannes hat. Man erkennt, daß es Verhältnisse gibt, die das sorgsam behütete junge Mädchen auch nicht im entferntesten ahnt. Das Leben zeigt sich oft so brutal, daß man zuerst davor zurückschaudert, dann aber folgt die Forberung: Mache dich mit dem Leben der dir anvertrauten Kinder bekannt, mache Hausbesuche, lerne die Eltern kennen, dann wirst du dir auch viele Unannehmlichkeiten ersparen und den richtigen Verkehrston finden. Viele Eltern nämlich sehen die Schule und damit die Lehrer und die Lehrerinnen als persönliche Feinde an. Die Lehrerinnen erfreuen sich vielleicht eines noch größern Vorurteils, da sie, wie die Leute sehr gut wissen, aus bessern Familien sind. Diese Feinde aber stellen in den Augen der Leute eine Macht dar, und viele wüten ja blind gegen das, was irgendeine Macht bedeutet. Es gibt tatsächlich Eltern, die aus Opposition und Grundsatz den Lehrern Schwierigkeiten machen. Lernt man die Leute persönlich kennen, ist man einmal bei ihnen im Hause gewesen, so scheuen sie

sich, die Grenzen eines ruhigen Verkehrstons zu überschreiten, die notwendigen Auseinandersetzungen, die sich nicht vermeiden lassen, tragen dann keinen unangenehmen Ausdruck an sich. Die Leute sehen ein, daß man sozusagen auch menschlich ist, und daß uns gar nichts daran liegt, sie zu „schikaniieren,“ sondern daß uns ein friedliches Zusammenwirken nicht nur durchaus erwünscht, sondern sogar Lebensfrage ist, denn es kann für den, der es nicht versteht, mit den Leuten auszukommen, ein geradezu unerträglicher Zustand entstehn. Wenn jedes Elternpaar nur einmal jährlich Skandal macht, so bedeutet das bei fünfzig bis sechzig Kindern ebensoviele verärgerte Schultage, und ein Plus an dem gewöhnlichen Ärger ist durchaus nicht nötig, denn jeder Tag sorgt schon für das Seine. Manche Leser werden sich nun fragen, wie und wo wir überhaupt mit den Eltern zusammenkommen. Nun, die Eltern, falls sie uns irgend etwas zu „steden“ für nötig halten, erscheinen in der Schule, klopfen uns mitten im Unterricht heraus und fangen dann gewöhnlich gleich in einem so lauten Tone an, ihre Gefühle zu äußern, daß die langen Korridore von Stimmengewirr widerhallen. Hört man als Unbeteiligter eine solche erregte Stimme, dann lächelt man verständnisinnig und hofft nur im stillen, daß das Ungewitter gnädig an der eignen Thür vorübergehn möge. Anlaß zu einem solchen Besuche findet sich oft, den meisten bietet das Baden, dann aber auch eine erteilte Züchtigung, ein nach Meinung der Eltern unbefugtes Verfehlen des Kindes, was sich durch Unaufmerksamkeit usw. nötig erwiesen hat, und wobei es vielleicht neben eine den Eltern nicht behagende Nachbarin gekommen ist. Auch entstellte Bemerkungen über das Kind oder das Elternhaus, dann aber auch harmlose Entschuldigungsbesuche usw. bringen uns den Besuch der Eltern.

Zuerst eruchtet man bei solchen Anlässen um leiseres Sprechen, hilft eine wiederholte Aufforderung nicht, dann droht man mit Anzeige wegen Hausfriedensbruchs. Dieses Wort wirkt meist wie Öl auf die erregten Wogen des Gemüths. Sehen die Leute, daß man nicht aus seiner Fassung und Sicherheit zu bringen ist, und hat man erst gelernt, den Fehler des Hestigwerdens zu vermeiden, dann werden sie oft ganz gemüthlich, entschuldigen sich sogar in ihrer Art, und man geht befriedigt auseinander. Aber ein solcher Auftritt kann sich auch bis in das Zimmer des Direktors, in das des Schultzats, ja sogar bis vor die Schranken des Gerichts hinziehen. Denn es gibt Fälle, in denen man es sich schuldig ist, die Anzeige wegen Beleidigung im Amte zu machen. Ich bin glücklicherweise eben durch meine rechtzeitigen Hausbesuche mit allzu unliebsamen Besuchen verschont geblieben. Ich erinnere mich nur an einen recht unangenehmen Auftritt mit der Mutter einer Schülerin, bei der ich, da das Kind erst zwei Monate in meiner Klasse saß, noch nicht gewesen war. Das Kind war schwächlich, wurde aber von der Mutter aller Augenblicke unnötig aus der Schule gehalten. Ich hatte ihr nun schon wiederholt mündlich bei ihren Entschuldigungsbesuchen mitgeteilt, daß das ewige Fehlen nicht so weitergehe. Trotzdem fehlte das Kind wieder vier Tage unentschuldig, ich schrieb zwei Briefe und kündigte, da das Kind Abends um neun Uhr noch auf dem Jahrmarkte gesehen worden war, polizeiliche Zuführung an, wenn es am andern Tage nicht in der Schule wäre. Zuerst noch einige erklärende Worte über diese Zuführung,

die eine wirksame Hilfe ist, schulscheuer Kinder, die lieber um die Schule als hineingehn, habhaft zu werden. Man füllt ein vorgedrucktes Formular mit der Begründung der Zuführung aus, läßt dieses vom Rektor unterschreiben und schiebt es in das nächste Polizeirevier. Daraufhin wandert dann am nächsten Morgen ein Polizist in die Wohnung des Kindes, stört dieses und die Angehörigen oft genug im süßen Morgenschlummer und geleitet es dann sicher bis vor die Klaffentür, wo der Sünder dem Ordinarius ausgehändigt wird. Dieser Anblick ist durchaus nicht ungewöhnlich, man kann ihn bei unserm großen Schulgetriebe fast täglich genießen. Die Schulverächter sind meist größere Jungen, allerdings auch Mädchen, die es vorziehen, sich herumzutreiben, statt die Schule zu besuchen. Für solche Kinder beantragt man dann gewöhnlich Fürsorgeerziehung, auf die ich an anderer Stelle zurückkommen werde. Doch nach diesem Abschweifen zu meinem Fall zurück. Die Frau in ihrer „gerechten“ Entrüstung hatte es vorgezogen, nicht den Instanzenweg innezuhalten, sondern hatte sich gleich an den Rektor gewandt. Dieser ließ mich rufen. (Ein solcher Ruf ins Rektorzimmer bedeutet selten etwas Gutes, erregt darum nie angenehme Gefühle.) Der Rektor empfing mich nicht sehr gnädig und fragte, warum ich gleich so scharf vorgegangen wäre. Ich erklärte, daß ich schon viel Ärger mit der Frau gehabt und jetzt zweimal geschrieben habe. Da schrie die Frau los: „Was, Briefe, ich habe keinen bekommen, ich bin Geschäftsfrau, ich kriege so viel Briefe, wie sollte ich die nicht bekommen haben!“ Da stand nun Aussage gegen Aussage, und der Rektor machte ein zweifelhaftes Gesicht, denn die Frau machte einen recht ehrbaren Eindruck. Innerlich lodend, äußerlich ruhig sagte ich: „Die Wahrheit ist sehr leicht zu ermitteln, lassen Sie, Herr Rektor, das Kind holen, das die Briefe mit Marken versehen und in den Kasten befördert hat.“ (Wir haben eine Schulportokasse und einen Briefkasten am Schulhause.) Meine Erste kam, ich sagte kein Wort, der Rektor fragte, und das sehr verständige Kind konnte genau die Tage, sogar die Stunden angeben. Ich triumphierte innerlich, die Mutter aber rief: „Ja, die redet Ihnen freilich nach dem Munde, der haben Sie Zeichen gemacht.“ Der Rektor, von meinem korrekten Vorgehn nun überzeugt, zuckte auch zusammen, ich aber, unfähig, meine Wut zu beherrschen, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Tintengläser tanzten, und schrie mit reichlichem Lungenaufgebot: „Das ist ja eine unerhörte Verdächtigung, ich werde Sie verklagen.“ Kaum hörte sie das Wort, da gab sie klein bei — aber ich war für den Rest des Schultages zum Unterrichten unfähig. Aber es kommen noch ganz andre Dinge vor. Ich kenne eine Lehrerin, die als „Ablichte“ besonders bei den Leuten verhaßt ist. In deren Unterricht plakte eines Tages eine die Milchkanne schwingende Furie und rief: „Ich schlack Ihnen die Milchkanne ins Gesicht, wenn Sie meine Schwester noch mal hauen!“ Die Lehrerin, eine Pommerin von echtem Schrot und Korn, hatte die Jungfrau bald vor die Tür befördert, aber ehe sie sich über dieses Intermezzo zum Humor durchringen konnte, mußte sie den Ärger verschlucken, Anzeige machen und die Gerichtsverhandlung überstehn. Sie hatte aber auch die Genugtuung, daß dieser schwere Fall auch genügend schwer bestraft wurde, da die Richter ausdrücklich das Unerhörte dieses Vorgehns betonten. Daß solche Szenen aber ihre Spuren

hinterlassen, ist klar. Ich bin überzeugt, daß dieser Fall nicht vorgekommen wäre, wenn die Lehrerin nähere Bekanntschaft mit dem Elternhause gepflegt hätte. Wenn man wöchentlich einen Nachmittag zu Hausbesuchen opfert, dann spürt man bald ihren Segen.

Vor zehn Jahren noch wurde das Wort Hausbesuche wenig genannt, und erst seit kurzer Zeit ringt sich die Ansicht von ihrer Notwendigkeit durch. Doch auch noch heute finden sich, besonders unter den Lehrern, heftige Gegner. Wohl wurden früher auch Besuche bei den Eltern gemacht, zum Beispiel bei der Erkrankung eines Schulkindes oder auch zur Besprechung irgendeines Vorgehens, aber ein regelmäßiger Besuch, d. h. wenigstens ein einmaliger jährlich bei allen Kindern der Klasse, der kam nicht in Frage. Und doch kann man einen Menschen erst dann recht beurteilen, wenn man seine Häuslichkeit gesehen hat und die Verhältnisse kennt, aus denen er stammt. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, und manche mir vorher unerklärliche Faulheit, innerliche oder äußerliche Verkommenheit eines Kindes wurde mir verständlich, ja erschien mir sogar als notwendige Folge häuslicher Verhältnisse.

Gelegenheit, soziale Studien zu machen, wird jedem reichlich geboten, und diese Besuche bieten so viel des Interessanten, Lehrreichen, Erhebenden, aber auch Trostlosen, daß man sie nicht ohne innere Bereicherung machen kann, und dadurch wird ja die darauf verwandte Zeit reichlich aufgewogen.

Die Eindrücke, die ich bei meinen Besuchen empfangen habe, lassen sich in drei Klassen teilen, nämlich in solche von Häusern, die einen überraschend angenehmen Anblick boten, dann von denen, die sich ungefähr so zeigten, wie ich es erwartet hatte, d. h. ärmlich, ziemlich schmutzig usw., und drittens von solchen Haushaltungen, die jeder Erwartung und Vorstellung Hohn sprachen, in denen sich ein äußeres und ein inneres Elend den Blicken darbot, wie ich es nie für möglich gehalten hatte.

Ich habe einmal das Graditzer Gestüt und den Marstall in Berlin gesehen, an diese muß ich oft bei meinen Hausbesuchen denken. Es ist eine Lust, ein Pferd, und eine Dual, ein Mensch zu sein, wenn nämlich ein Pferd in solchen hohen, reinlichen, lustigen Ställen bei solcher Wartung und Pflege wohnen darf, und ein Mensch in niedrigen, dumpfen Spelunken hausen muß! Ein edles Pferd und ein armer Proletarier, welcher himmelweite Unterschied! Das ist mir besonders klar geworden, als ich einmal einen Raum sah, der einer aus dreizehn Personen bestehenden Familie zum Schlafen und Wohnen diente.

Zu meinem ersten Hausbesuche bin ich eigentlich ohne meine Absicht gekommen, aber gerade er gehört mit zu den unvergeßlichen Eindrücken meines Lebens. Es war an einem schönen Sunitage, ich saß bei einem guten Buche so recht behaglich in der Laube unsers kleinen Gartens und dachte mit keinem Gedanken an die Schule und meine Schulkinder. Da trat plötzlich ein etwa vierzehnjähriger Junge vor mich und sagte, die Milke verlegen in der Hand drehend: „Meine Mutter läßt Sie bitten, gleich mitzukommen, meine Schwester wird wohl sterben, und sie verlangt so sehr nach Ihnen.“

Ich wußte, daß das herzranke Kind an einer Rippenfell- und Lungenentzündung erkrankt war, aber — der Gedanke, es zu besuchen, war mir nicht

gekomen. Ich weiß noch, daß es mir bei diesen Worten wie ein Schlag durch den Körper ging. Wortlos machte ich mich fertig, wortlos folgte ich dem Knaben nach seiner Wohnung. Schon auf der Treppe hörte ich rasselnde Atemzüge. An der nicht abgeschlossenen Wohnung trat mir der Arzt entgegen, der seinen Abendbesuch gemacht hatte. Sichtlich überrascht durch meinen Anblick (er hatte sich vielleicht unter einer Lehrerin eine „mittelalterliche“ Dame vorgestellt) schloß er die Tür und sagte: „Das Kind verlangte sehr nach Ihnen, vielleicht können Sie es etwas beruhigen; die Fieber sind so hoch, und der Zustand ist so bedenklich, daß ich das Ende noch für heute Nacht erwarte, wenn keine Wendung zum Bessern eintritt. Entsetzen Sie sich aber nicht, das Kind sieht sehr verfallen aus.“

Er öffnete die Tür, und das Rasseln wurde stärker. Ich kam durch eine kleine Küche und trat dann in eine Kammer, in der drei Betten standen. Von dem einen Bette war quer durch den Raum eine Leine gespannt; ich hücte mich, um hinter sie zu kommen, und sah nun, daß sie zum Halten des Eisbeutels bestimmt war. Durch die Situation und das Rasseln aufgeregt, sah ich erst dann meine Schülerin, als mir ein schwaches „Fräulein“ entgegentönte. Mein Blick traf das wachsbliche Gesicht des todkranken Kindes und die matte Hand, die sich mir entgegen zu bewegen versuchte. Ich ergriff diese arme, fieberheiße Hand und setzte mich auf dem Bettrande nieder. Sobald meine Hand die der Kranken umschloß, kam eine unendliche Ruhe über mich, ich dachte an nichts mehr als an das Kind und sah nur dessen Augen vor mir. Wie lange ich in diesem Zustande gefessen habe, weiß ich nicht mehr. Ich fühlte nur die zuckende Hand ruhiger und ruhiger werden, sah das matte Gesicht lächeln und endlich die Augen sich schließen. Das Kind schlief. Ich schrak zusammen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte, und die Stimme des Arztes, den ich gänzlich vergessen hatte, an mein Ohr traf: „Der Schlaf kann die Rettung bringen.“ Nach einigen Wochen, in denen ich natürlich noch öfters bei dem Kinde gewesen war, besuchte dieses wieder die Schule.

Die immerhin günstigen häuslichen Verhältnisse dieses Kindes boten mir schon vieles Überraschende. So sah ich nur drei Betten und wußte doch, daß die Familie aus Mutter und vier Kindern im Alter von zehn bis stebehn Jahren bestand. Neben der Krankenstube surrte unausgesetzt die Nähmaschine der Mutter und quälte mich wegen des Kindes. Ich stellte mir vor, wie anders es bei uns in schwerer Krankheitszeit gewesen war, und es erschien mir unabweisbar nötig, mich mit den so ganz andern Verhältnissen der mir anvertrauten Kinder bekannt zu machen.

Ich traf nun Vorbereitungen zu meinen weitem Besuchen. Ich beobachtete die Kinder in der Schule scharf, um auf die häuslichen Verhältnisse schließen zu können. Darauf stellte ich mir einen Besuchsplan nicht nach Straßen, sondern nach den zu erwartenden Verhältnissen zusammen, um mir auf einen unangenehmen Eindruck einen angenehmen verschaffen zu können. Dann überlegte ich mir eine rein äußerliche und doch nicht zu unterschätzende Frage, nämlich die des zu wählenden Anzugs. So viel angeborenen Takt und Verständnis hatte ich schon, mir zu sagen, daß ein ganz einfaches, unauffälliges Kleid das einzig

angebrachte sei. Ich wählte schließlich ein schwarzes Kleid nebst einfachem rundem Hut, da ich mir in jedem andern zu „geputzt“ und zu „jugendlich“ erschien.

Bei der Aufstellung des Planes fand ich meistens Straßennamen, die mir gänzlich unbekannt waren, dann aber auch solche in mittlern, ja auch in den besten Gegenden. Diese Verschiedenheit der Lage wurde mir bald erklärlich. Die Wohnungen in vornehmen Straßen waren Hausmannswohnungen, oft in Privathäusern, und sie sind es, die ich mir im Laufe der Zeit zur Erholung nach dem Anblicke von Elend ausgesucht habe. Ich will gleich hier bemerken, daß die Kinder unsers Schulbezirks selten in „Hinterhäusern“ wohnen, da es nur wenige in diesem Stadtteile gibt. Deshalb habe ich über das eigentliche „Hinterhauswesen“ nur geringe Erfahrung. Vielleicht könnte davon eine Berliner Kollegin berichten.

Die Wohnungen in den mittlern Straßen führten mich entweder in Häuser, die durch ein unten liegendes Restaurant das „Herrschaftliche“ verloren hatten, oder die zum Teil großen Etagen zeigten schon an der Furtür durch die zahlreich angebrachten Visitenarten, daß sie ihren Besitzern durch das Abvermieten an Studenten usw. ermöglicht waren. Meiner Ansicht nach ist das Abvermieten der Verderb unsers Kleinbürgerstandes, denn unsre vierzehnjährigen Mädchen verkehren schon mit „ihrem Herrn“ in einem Tone, der für die Zukunft auf Schlimmes deutet.

Oft findet man in diesen Wohnungen auch den größten Raumangel für die Familie selbst, die sich häufig mit der Küche und einer kleinen Kammer begnügt, die dann so mit Betten vollgestopft ist, daß sich die Leute scheuen, die Lehrerin hineinzuführen. Mehr als einmal bin ich darum in ein Zimmer geführt worden, das sich durch Schläger, Mützen, Pfeifen usw. als Stubenzimmer legitimierte. Daß ein solcher Besuch den Stempel des Unruhigen bekommt, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Der Mutter wie mir lag es daran, ihn möglichst rasch abzubrechen, damit ich nicht etwa mit dem zufällig abwesenden „Herrn“ in seinem Zimmer zusammenträfe. Zum größten Teil sind mir auch gerade diese Frauen mit ihrer übertünchten Halbbildung und dem gezierten Benehmen recht unangenehm; aber es gibt natürlich auch unter diesen Ausnahmen, nämlich Urbilder prachtvoller Wittinnen.

(Fortsetzung folgt)



Ein Brief aus trüber Zeit

Mitgeteilt von A. Robolski in Halle a. S.



ustav Freytag schildert im vierten und im fünften Buche seines Romans „Soll und Haben“ den Aufstand der Polen in der Provinz Posen im Frühjahr 1848, und namentlich den Kampf der Deutschen gegen die polnischen Insurgenten in und bei einem Städtchen, das er Rosmin nennt.

Bei Besprechung dieses Romans in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“ bemerkt Freytag in bezug auf diese Episode: „Für die Handlung des Romans fehlte es mir nicht an Erfahrungen; auch die Bilder aus dem pol-

nischen Aufstände haben zum Teil Grundlagen. Ein Kampf wie in der Stadt Rosmin und das Hinauswerfen der polnischen Insurgenten hat im Jahre 1848 zu Strzelno wirklich stattgefunden. Die mutigen Männer, die dort die deutschen Kräfte sammelten und wochenlang den Polen widerstanden, waren der Oberamtmann Kühne und seine Inspektoren Lachmann und von Meist. Und die weidenden Polen haben dort wirklich die blauen Kartoffelwagen und die Feuertonne für Artillerie gehalten. — Dem Verfasser waren alle solche Einbrüche und Beobachtungen vom höchsten Werte, weil sie ihm Kenntniss der zu schildernden Verhältnisse zuteilten, oder weil sie ihm die Phantasie und gute Laune anregten, und ohne sie hätte er seine Geschichte gar nicht schreiben können.“

Wir sind in der Lage, die Quelle nachzuweisen, aus der für Freytag Stoff zu seiner Schilderung des Gefechts zwischen den Deutschen und den Polen in und bei Strzelno-Rosmin gestossen ist. Es ist ein Brief, worin der erwähnte Oberamtmann Kühne einem Freunde, einem in der Provinz Sachsen ansässigen Landwirte, seine Erlebnisse während des polnischen Aufstandes mitgeteilt hat, und es gewährt einen besonders Reiz, durch Vergleichung des Inhalts dieses Briefes mit der Freytagschen Erzählung zu sehen, wie die Phantasie des Dichters eine schlichte, nüchterne, lebenswahre Darstellung der Ereignisse in jener argen Zeit zu einer poetischen Schilderung umzuwerten gewußt hat.

Im Herbst 1836 bezog Freytag, nachdem er drei Semester in Breslau studiert hatte, die Universität in Berlin. Hier lernte er den Studenten der Rechtswissenschaft Moritz Koppe aus Wollup im Oderbruch, den Sohn des rühmlichst bekannten Landwirts Joh. Gottl. Koppe, kennen. Er wurde mit Moritz Koppe, der später auf Wunsch seines Vaters zur Landwirtschaft überging, bald befreundet und in den Ferien, so wie auch später, regelmäßiger Gast in Wollup im Vaterhause seines Bruders.

„Koppe, der Vater, so schreibt Freytag in seinen »Erinnerungen«, war wohl der bedeutendste von den Landwirten, welche in der Nähe und unter dem Einflusse Thaers heraufgekommen sind. Koppe war als Sohn eines kleinen Landwirts in seiner Jugend selbst hinter dem Pfluge gegangen, hatte dann als Lehrer in Möglin eine einflußreiche Tätigkeit erwiesen, die größte aber seit er die belden Staatsgüter Wollup und Krienitz übernommen hatte. Dort wurde er das Musterbild eines Hofherrn und guten Lehrers, dem eine ganze Schar tüchtiger Landwirte, Schwiegerjöhne,*) zahlreiche Eleven ihre Bildung verdankten. Als ich nach Wollup kam, war ein älterer Stamm seiner Schüler, Peyne, Kühne, von Sänger, bereits in selbständiger Tätigkeit, doch erfuhr ich genug von ihnen, um sie bei späterer Bekanntschaft nicht als Freunde zu betrachten.“

Von diesen Schülern Koppes ist Fritz Kühne, der im Jahre 1848 Pächter der Domäne Strzelno im Kreise Inowroslaw war, der Schreiber des Briefes, den wir nachstehend mitteilen. Auch wenn wir nicht von Mitgliedern der Familie Kühne wüßten, daß Freytag diesen Brief in Händen gehabt hat, und wenn auch die Vermutung nicht von der Hand zu weisen ist, daß ihm manche Mitteilung über den Aufstand der Polen im Jahre 1848 aus dem Munde des ihm befreundeten Oberamtmanns Kühne zugegangen sein wird, so ergibt doch eine Vergleichung der Erzählung im Roman mit dem Kühneschen Briefe unzweifelhaft, daß Freytag auch aus diesem — wenn auch nur in beschränktem Maße — Rohstoff entnommen hat, der von dem Dichter in seinem Kunstwerk verarbeitet worden ist. Hier und dort lesen wir, wie nach Ausbruch des Aufstandes der Gutsherr alle notwendigen Maßregeln trifft, um die Deutschen, die Arbeiter auf dem Gute, die Bauern aus den deutschen Gemeinden und die Bürger aus der nahen Stadt zu sammeln, zu ermutigen und gegen die polnischen Aufrührer wehrhaft zu machen; wie die von den Polen bedrängten, auf den Gutshof geflüchteten Landbewohner, Frauen und Kinder,

*) Vgl. die Anmerkung am Schlusse dieser Mitteilung.

lange Zeit hindurch von der Herrschaft aufgenommen und gepflegt werden; Brief und Roman erzählen beide, wie von den Insurgenten die preussischen Wappenschilder von der Post und dem Steueramt in der Stadt Strzelno-Rosmin abgerissen, nach Vertreibung der Polen aber von den Deutschen an ihrer frühern Stelle unter präzentertem Gewehr und einem Hoch auf den König wieder befestigt werden. Dasselbe gilt von der von Kühne erzählten löstlichen Geschichte von dem tapfern polnischen Senfemmann, der am Markt auf Wache steht, aber schleunigst von seinem Posten fortläuft, weil er — im Briefe vom Domänenpächter, im Roman vom Gutspächter — eine so derbe Ohrfeige erhält, daß seine Mordwaffe klirrend zur Erde fällt, sowie von der Gefangennahme eines polnischen Generals durch die Deutschen, und wenn Freitag die nähern Umstände und namentlich den Ort, wo der General ergriffen wird, anders darstellt, als im Briefe geschieht, so lag für den Schreiber des letzten kein Grund vor, den wirklichen Sachverhalt zu verschweigen.

Von dem Irrtum der Insurgenten, die sich von dem Angriff auf den Gutshof abschrecken lassen, weil sie die blau angestrichnen Kartoffelkästen (Wagen) und die Schlempekufe (Feuertonne) für Artillerie halten, ist schon oben die Rede gewesen. Auch Namen von Personen sind aus dem Brief in den Roman übernommen, zum Beispiel der des polnischen Pächters Braszky, vieler anderer kleiner Züge nicht zu gedenken.

Wenn somit einerseits dem Kühneschen Schreiben ein gewisser literarisch-historischer Wert für die Beurteilung und die Würdigung eines der besten deutschen Romane, die in den letzten fünfzig Jahren geschrieben worden sind, nicht abzusprechen ist, so dürfte andererseits eine Veröffentlichung gerade jetzt, wo die polnische Frage wieder anfängt, die Gemüter zu bewegen, von einigem Interesse und die Erinnerung an jene trüben Zeiten eine Mahnung an das junge Geschlecht sein, es den Alten bei der Verteidigung des Deutschtums in der Ostmark gleich zu tun.

Ist auch der Ton des Briefes zuweilen derb und urwüchsig, so mutet uns doch die Natürlichkeit und die Wahrhaftigkeit, die aus allen Zeilen hervorleuchtet, in hohem Maße an, und wenn der Leser vielleicht manche kräftige Ausbrüche und Äußerungen nicht billigt, so ist doch zu erwägen, daß der von den Zeitereignissen und seinen eignen Erlebnissen erregte Brieffschreiber einem „lieben alten Freunde“ sein Herz ausschütten wollte und keine Ursache hatte, ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Jedenfalls lernen wir in dem, der den Brief geschrieben hat, einen wackern urdeutschen Mann kennen, der uns zeigt, was Mut, Entschlossenheit und Vaterlandsliebe in Zeiten der Not auch im Bürgerrock im Kampfe gegen landesverräterische Pläne zu leisten und zu erreichen vermag. Möge es, wenn solche schweren Zeiten wie die geschilderten je wieder über unser Vaterland kommen sollten, nicht an Männern fehlen, wie es der treue tapfere Pächter von Strzelno war, dem es aus der Seele gesprochen ist, was Freitag seinen Anton Wohlfahrt zu Karl Sturm, dem frühern Husaren, als dieser die Ostmark verlassen will, sagen läßt:

„Wenn dich nicht eine größere Pflicht fortreibt, so ist es deine Pflicht, hier im Lande zu bleiben als einer von uns. Du wirst mit der Pflugschar in der Hand ein deutscher Soldat sein, der die Grenzsteine unsrer Sprache und Sitte weiter hinausbrückt nach Morgen gegen unsre Feinde.“

Der Brief, aus dem wir nur einige kurze Mitteilungen über Familien- und Wirtschaftsangelegenheiten fortlassen, den wir im übrigen aber wortgetreu wiedergeben, ist aus Strzelno den 19. Januar 1849 datiert und lautet wie folgt:

Mein lieber alter Freund!

Ganz vor Kurzem schrieb ich an L., und da fiel es mir schwer aufs Herz, daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe. Es liegt eine lange entsehlige Zeit zwischen unseren Briefen, und da Du wohl schwerlich eine Ahnung von der Lage haben wirst, in der wir hier gewesen sind, so will ich versuchen, Dir eine kleine Schilderung zu entwerfen. . . .

Als im vorigen Jahre im Februar die Revolution in Paris ausbrach, regten sich bald auch hier die bösen Elemente; die Polen waren von allem unterrichtet, und 8 Tage ehe es in Berlin losging, durften wir mit Gewißheit ahnen, was das Land nachher so in Schreden setzte. Es bildeten sich hier Sicherheitsausschüsse, und die Behörden kamen immer mehr außer Kraft. Um wenigstens an der Spitze zu bleiben, trat ich mit in das Comité, brachte bald die jungen polnischen Hitzköpfe hinaus und zog besonnene, verständige Leute mit zu. Indeß, was auch im Comité ich beschloß, die jungen Leute gingen unaufhaltsam weiter. Es war immer nur von einem Landsturm zum Schutze gegen Rußland die Rede. Ich suchte ihnen das als höchst lächerlich darzustellen, und als eines Tages vom Posener Comité die Befehle für die Cavallerie-Chefs ankamen, in denen stand: „und wenn die Preussische Cavallerie kommt, so reitet sie in den Mist,“ da sprang ich empört auf, erklärte meinen Austritt, zerriß die Dinger und warf sie in den Kamin und versicherte, daß ich Preuße mit Hand und Herz sei, und sie sämmtlich in mir selbst den größten Feind finden würden. Es dauerte nicht lange, so hatte sich alles entfernt; die ältern Herrn gaben mir recht, und die Jungen waren verduht und beschämt durch mein Ausbrausen. Aber ich war wüthend, und so sagte ich mich von der ganzen Gesellschaft los. Als eines Tages Mikroslawsky*) auf den Hof gesprengt kommt und ruft: „Die Russen kommen, die Russen kommen.“ Er hatte ein elendes Kappier wie einen Bratspieß an der Seite und zwei erbärmliche Terzerole im Gürtel. Ich dachte: „mit diesen Instrumenten gegen Batterien zu sechten, bist Du denn verrückt geworden?“ und schwahte ihn vom Pferde. Indeß es dauerte nicht lange, da kam der dritte, der vierte; Mikroslawsky saß auf seine Maßre wieder auf, und sie jagten in die Stadt.**) Ehe sie mich verließen, sagte ich ihnen inebz: „ich merke, dies ist der Ruf zum Aufruhr gegen Preußen, macht Eure Dummheiten, wo Ihr wollt, aber verschont Strzelno, wenn wir Freunde bleiben sollen, hier gebe ich es nicht zu.“ — Bis zum Abend war die ganze polnische Bevölkerung unter den Waffen, mit polnischen Kofarden und rothen Fahnen; der ganze Markt war belebt, jeder Deutsche trug das dumme Ding aus Angst vor Kopfschmerzen — ich habe mich nicht erniedrigt, am andern Morgen ging ich ohne Kofarde auf den Markt und hätte dem die Zähne eingeschlagen, der mich insultirt hätte. Ich sprach einige Worte zu Ehren unseres Königs und brachte ihm ein Hoch — Alles stimmte ein!

Raum war ich aber wieder nach Haus gekommen, so hörte ich auch schon den Lärm aus der Stadt; man hatte die Preussischen Wappen abgerissen und beschimpft. Mir kochte das Blut, und jeder Deutsche war voll Furcht und Schreden! Da kamen einige deutsche Bürger und sagten: Jetzt ist ausgerufen worden, alle Deutschen sollten die Waffen auf die Hauptwache bringen, alle Aus- und Eingänge der Stadt sind besetzt! Da schien es mir der äußerste Moment zu sein — gewiß wären wir einzelnen in der Nacht überfallen und uns die Waffen abgenommen. — Ich schickte in die Stadt: die beherztern Deutschen sollten sich mit ihren Büchsen sofort bei mir

*) Anmerkung des Einsenders. M., der Führer der polnischen Insurgenten, der schon im Jahre 1846 in der Provinz Posen einen Aufstand der Polen in Szene zu setzen versucht hatte, wurde, noch ehe ihm dies gelang, verhaftet und zum Tode verurteilt, jedoch zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt. Bei der Berliner Märzrevolution im Jahre 1848 wurde er von den Demokraten aus dem Raabüter Gefängnis befreit, worauf er sich sofort wieder in der Provinz Posen an die Spitze der Insurgenten stellte. Die preussische Regierung war schwach genug, sich mit ihm in Unterhandlungen einzulassen, die jedoch scheiterten, weil M. auch die deutschen Teile der Provinz für sein künftiges Königreich Polen forberte. In dem darauf folgenden Kampfe mit den preussischen Truppen mußte M. kapitulieren; er wurde gefangen, jedoch abermals begnadigt. Im folgenden Jahre übernahm er den Oberbefehl über die Aufständischen in Baden, nach deren Besiegung durch den Prinzen von Preußen er in die Schweiz flüchtete. Auch an dem Aufstande in Rußisch-Polen im Jahre 1863 beteiligte sich M. und wurde zum Diktator ernannt. Nach Unterdrückung der Insurrection ging er nach Paris, wo er im Jahre 1878 gestorben ist.

**) Das Domänengehöft liegt vor der Stadt Strzelno.

jammeln. Die Vorwerke ließ ich durch reitende Boten bestellen, ebenso die deutschen Bauerngemeinden. Als die Boten abrückten, trat ich an den Schrank mit meinen Waffen, hing die Jagdtasche um, sah die Pistolen noch mal nach, steckte den Nid-fänger zu mir, zog aus meiner Tienerer Doppellunte das Schrot und setzte ein Paar Kugeln in die Läufe. Da kam meine Frau, das Kleinste auf dem Arm, die andern Kinder weinend an ihren Kleidern hängend, hereingestürzt. Sie warf sich vor mir nieder, die Kinder umfoßten mir die Knie und baten mich, von meinem Vorhaben abzustehen. Es war ein entseßlicher Moment — ich küßte sie und bat sie, nicht auf den Hof zu kommen, das Haus zu verriegeln, und empfahl sie dem Schutze des Allgütigen Gottes. Noch einmal küßte ich ein Jedes, und dann in Einem Sprunge zur Thür hinaus auf die Rampe. Mit starker Stimme rief ich drei mal meine Leute. Aus allen Thoren stürzten sie herbei, bald war Alles mit Senfen, Gabeln und Äxten bewaffnet und viele auch mit Flinten; aus der Stadt kamen 12 mit Büchsen. Es war eine kleine Schaar, aber ich fühlte eine Armee in meinem Arm. — Eben hatte ich meine Truppen geordnet, als ein Abgesandter mit Friedensanträgen vom polnischen General eintraf, indeß ich ließ ihn zurüd-jagen, er möge sich sofort mit seiner ganzen Mannschafft aus der Stadt begeben — sonst würde ich ihn angreifen. Hierauf bekam ich eine entseßliche Kriegserklärung, unterschrieben vom General Saradschinsky. Ich ließ antreten, mit mir waren es wohl an 20 Schützen und 40 mit Knüppeln. Ich formirte 3 Büge, den Schützen-zug nahm ich vor und marschirte vor dem Zug rechts seitwärts; mein lautschallendes Kommando kam aus muthiger Brust und wirkte belebend auf meine Tapfern, die mit festem Schritt mir folgten. — An der Marktede stand ein Doppelposten von Senfemännern — sie waren wie versteinert, als sie sie sahen. Ich kommandirte ruhig: Rechts! schwenkt Marsch! und dabei gab ich dem Posten eine Ohrfeige, daß er sammt seinem klirrenden Spieß über den Eckstein auf das Pflaster fiel und wie ein Besessener davon lief. Ich formirte die Front, ging im Sturmschritt vor und übertrumpfte den Feind, der nicht Zeit gewinnen konnte, sich zu ordnen. Hier Schuß wurden aus dem Fenster nach mir gerichtet — aber fehlten. — Die Insur-genten flohen bei unserm Hurra in wilder Flucht und warfen die Waffen fort; einige belamen noch tüchtige Hiebe! In diesem Gemenge schoß ein Schmied, dem ich immer nur Gutes gethan, auf zwei Schritt nach mir; der Schuß ging mir an Schulter und Kopf vorbei, ich erkannte das blasse, zitternde Gesicht und drehte mich um mit der Frage: Wer hat hier geschossen? — Sonst hätten ihn meine Leute zerrissen.

Jetzt hörte ich Pferdegetrappel und glaubte schon, es seien die Polnischen Edelleute mit neuem Zugug, da erkannte ich die Stimme meines Inspectors vom Vorwerk Mlynh, des Herrn von Kleist. Er hatte Alles zu Pferde gesetzt und kam an der Spitze von 40 Reitern die Straße nach dem Werke mit dem Rufe: „Vorwärts Jungs!“ in lausender Carriere, alles vor sich niederwerfend, an. Ich wollte eben das Haus stürmen, in dem die Polnische Generalität sich verammelt hatte; indem war Kleist auch schon vom Pferde gesprungen und warf sich mit herkulischen Kräften gegen die Thür; sie sprang auf, und nun begann ein neuer Kampf auf dem dunklen Flur; 4 Schuß fielen, ohne zu verwunden, und nur einige schlimme Säbelhiebe kamen vor. — Ein Herr von Belowießky hatte von hinten mir mit dem Säbel eins zugebracht; aber einer meiner Brabten, der Tischler Hempel, hatte mit der offenen Hand den Säbel abgefangen, dem Burschen ihn aus der Hand gedreht und ihm mit dem Gefäß beide Augen braun und blau geschlagen, und es war grade Zeit, daß ich ihn davon abbrachte: „Das müssen Sie mir schon erlauben, Herr Oberamtmann, den Hund schlagen wir todt.“ Es waren 8 Personen, die wir hier festnahmen; immer noch fehlte der General, und nach langem Suchen fanden wir ihn durch die Wille in den Appartement getroffen; er saß bis an die Schultern im Noth — nur durch viele schlechte Wiße rettete ich ihm das Leben. Unter den Gefangenen war auch ein Herr von Lubowicky, der

4 Jahre bei mir in der Wirkschaft gewesen war; es war ein eigenes Wiedersehen! Er hatte schon in Polen ein Gut, dort hatte man ihn aufheben wollen, er war geflohen, sein alter Vater nach Sibirien gebracht und das Gut eingezogen. So war der Unglückliche nun in die Welt gestoßen. Es waren jetzt eine Menge Polen hierum, die an dem Aufstande (in Rußland) Theil genommen haben und nun nicht wieder zurückkönnen; an der Grenze haben sie dann zuweilen ein Wiedersehen mit Frau und Kind. Es ist eine leichtsinnige Nation!

Die Gefangenen ließ ich zu Zweien ein Zimmer anweisen und stellte einen Doppelposten vor die geschlossenen Thüren, sonst ließ ich ihnen Nichts abgehen! Wir hatten über 200 grade gerichtete Senfen, 30 Gewehre, 1 Fahne und 1 Trommel erobert.

Jetzt kamen auch meine Leute von den andren Vorwerken, auch Lachmann, mein Amtmann, kam von Bromberg an, die Schützengilde sammelte sich, die Bauerngemeinden kamen. Es fing schon an zu dunkeln, und ich ließ den Markt erleuchten, jede Gemeinde wurde mit Hurra und Trommelwirbel empfangen. Ich ordnete die Haufen, bestimmte die Führer und Wachen und ließ Reiter-Betten ausstellen; dann ordnete ich den Patrouillen-Dienst und sorgte für Provianttrug. Es mußte Holz herangeschafft werden, und wir wärmten uns am Bivakfeuer, dann auch Stroh zum Lager. Alles schlief, ich konnte nicht ruhen, ich saß auf einem Stuhl am Brunnen, neben mir lag der Tambour; ich dachte jeden Moment an einen Überfall. Die Rapporte gingen regelmäßig ein; es waren mehrere Polnische Staffetten angehalten, die mich auf einen Angriff am Tage vorbereiteten. Mein Corps war bis auf 80 Mann Cavallerie, 80 Büchschützen und 1000 Mann mit Senfen und Gabeln angewachsen. Mit Sonnenaufgang ließ ich Reveille schlagen, alles mußte antreten, und ich sprach einige Worte, worin ich die Leute aufforderte, Gott für unsren Sieg zu danken und seinen Beistand für die gerechte Sache zu ersehen; ich commandirte: „Nützen ab zum Gebet.“ Alles stand lautlos. Es war ein ergreifender Moment, der mir unvergänglich bleiben wird. Ich ließ dann zugewisse vorbeimarshieren, theilte die Wachen von neuem ab, und die Juden mußten ein Faß mit Kaffee und einen Wagen mit Semmeln für die Armee liefern. Niemand durfte ohne Urlaub aus seiner Abtheilung treten, und alle Schenken mußten geschlossen bleiben, um Trunkenheit zu vermeiden.

Die beiden Schlingels, die die Wappen herunter gerissen hatten, ließ ich arretiren, die Schützen mußten in Parade aufmarschieren, und ich verkündete denselben, daß diese beiden Kerls sofort die Wappen wieder anmachen sollten, widrigenfalls sie erschossen würden. 20 Schützen marschirten mit ihnen ab, ohne daß sie gewagt hätten, zu reden. Die Wappen wurden bekränzt, ich commandirte: „Achtung, präsentirt das Gewehr,“ der Tambour wirbelte, und ich brachte dem geliebten Könige ein Hoch aus voller Brust. So zogen wir von der Post zum Steueramt und dann zum Bürgermeister; damit waren die Behörden wieder eingesezt, die ganz außer Kraft gekommen waren. Die Kerls ließ ich binden und schickte sie mit Escorte nach Znowrazlaw ans Gericht.

Es hatte sich unterdessen in mein Corps eine Menge Verdächtiger eingeschlichen, und als ich die Schützen hatte aufziehen lassen und mich umdrehte, ward aus der zweiten Reihe mit einem Pistol nach mir geschossen, es war überladen, traf nicht, zerprang aber und fuhr dem Vordermann in den Fuß, daß er fortgetragen werden mußte und mehrere Monate daran lag. Ich that wieder, als wisse ich nicht, wer es gewesen, und als hielt ich das Ganze für ein Versehen; es war aber ein Mensch, dem ich 120 Rth. geborgt, um ihn von der Strafe des Betrugs, die ihn sicher erwartete, zu retten; diesem habe ich aber nachher unter vier Augen ein Paar tüchtige Ohrfeigen verabreicht; wenn er mich sieht, fährt er jetzt immer unwillkürlich nach dem Kopfe, als wolle er pariren, und grüßt dann sehr devot. Mehrmals merkte ich auch, daß in verdächtigen Häusern Ziegeln im Dach aufgehoben wurden und ein Flintenlauf sich auf mich richtete. Ich ließ zwei Häuser

ganz durchsuchen und alle Waffen darin fortnehmen, erklärte aber darauf, daß beim nächsten Fall dieser Art ich das Haus würde der Erde gleich machen lassen; damit hörte dieser Spaß auf.

Alles mögliche ward angewendet, mich von meinem Posten zu bringen, falsche Nachrichten wurden ausgeprengt, und ich mußte alle Ruhe zusammennehmen, um mit Besonnenheit die ewig aufgeregte rohe Masse zu leiten. Es wurde mir berichtet, daß die Polen mein Vorwerk Warzaj und Gay abgebrannt hätten, daß in Wlany geplündert werde, und daß man auf dem Amte Frau und Kinder mißhandle; ich schickte Patrouillen ab und einige sichere Schützen in meine Wohnung unter dem Vorwande, sie sollten Patronen machen.

Nach Thorn, Bromberg und Gnesen hatte ich wegen Militärverstärkung geschrieben, es blieb erfolglos, und ich mußte überlegen, wie ich mit diesem Haufen mich länger würde halten können. Die Meuterei nahm immer mehr darin zu, und ich mußte bedenken, daß bei längerem Beisammensein die strengste Disciplin nöthig sei. So saß ich auf einer Erhöhung vor einem Hause am Markte, als ein polnischer Pächter mit zwei ausgezogenen Reiterpistolen, in jeder Hand eine, auf mich zukommt. Erichroden weicht die Menge; ich stehe auf, gehe ihm entgegen und rufe ihm zu: „Aber Brakty, bist Du toll und willst mich schießen!“ Jetzt trat er zurück an ein Haus, und ich hörte an 20 Hähne hinter mir knochen, sämtliche Schützen hatten auf den Unglücklichen angelegt; ich riß mir den Pelz auf und rief: „Wer schießen will, trifft mich, mit meinem Leben werde ich ihn schützen.“ So trat ich rückwärts an ihn, und sobald ich ihn erreichte, sprang ich herum, und mit einem Ruck ergriff ich seine beiden Arme und entriß ihm die Pistolen. Er sank vor mir zusammen und bat um sein Leben. „Nicht allein das, sagte ich, sondern auch Deine Waffen sollst Du haben, nun geh' aber zu Haus und danke Gott für dein Leben.“ Er fiel mir zu Füßen und dankte mir.

Von dem General Hirschfeld bekam ich den Befehl, noch 14 Tage möchte ich mich halten, dann komme er von seinem Zuge zurück. Das war mir in dieser Masse nicht möglich, da der Proviant nicht beschafft werden konnte; daher löste ich das Corps der Senienmänner auf, übergab die Bewachung der Stadt der Schützenmilde, stellte Cavallerie-Betten bis an die Vorwerke, richtete Alarmhäuser für die Nacht ein, und die Dorfgemeinden mußten es ebenso einrichten und sich in stetem Rapport mit mir halten. — Jetzt eilte ich zu Haus in die Arme von Weib und Kind; die Freude wollte kein Ende finden, meine Frau weinte vor Freude, und die Jungen riefen: „Ja, wir haben den Vater commandiren hören, und da hat der Tambour getrommelt — aber ein ander Mal gehen wir mit — und wie sie haben Hurra gerufen, da ist die Mutter niedergefallen und hat gebetet; und dann sagten sie, die Cosinars (Senienmänner) sind davon gelaufen, da haben wir uns so gefreut.“ — Ach, die Augenblicke waren schön, aber sie dauerten nicht lange, ich mußte wieder zu Pferde und die Posten revidiren. — Es war eine entsetzliche Zeit, immer mehr verloren die Meinigen den Muth, am Tage die anstrengenden Feldarbeiten, und des Abends auf Wache oder in die Alarmhäuser, was auch nicht besser war. — Auf einem Tisch vor dem Sopha lagen meine Waffen und die Munition; ich selbst habe des Nachts immer nur auf dem Sopha angekleidet gelegen, um gleich bei der Hand zu sein. Kleist revidirte vor Mitternacht, ich oder Lachmann gegen Morgen; wir mußten jeden Augenblick auf eine Bluthochzeit vorbereitet sein und alle Energie entwickeln, die Leute bei Muth und in Spannung zu halten. — Wie leicht ist es, disciplinirte Truppen zu führen, und wie schwer, einen rohen Haufen zu einem Meinungskampf zu begeistern! — Ich wandte alles an, Truppen hieher zu bekommen, es war immer vergebens. Viele einzeln wohnende Bauern und Pächter flüchteten sich allabendlich unter mein Dach, das ihnen doch noch am sichersten erschien; alle Stuben waren voll; es wurde für sie recht einfach gelocht, viele brachten sich auch was mit. Das ganze Haus war voll Kinder. Wenn die Gefahr groß war, daß wir verschiedene Janale brennen sahen und viel

geschossen wurde, durften die Kinder nicht ausgezogen werden. Es war eine entsetzliche Aufregung; was hätte ich schon des moralischen Eindrucks wegen gegeben, wäre eine Truppenabtheilung nach hier gekommen, aber alle Staffetten waren vergebens, noch 14 Tage sollte ich warten. Endlich kamen wenigstens Proclamationen von der Regierung; es war doch etwas, es war doch ein Lebenszeichen!

Eines Morgens, als alles bei der Arbeit war, kam der Reiterposten von Starncz gesprengt und meldete, daß eine Truppe Senfsmänner von dort im Anmarsch sei, es seien 40 zu Pferde, 50 mit Flinten und 180 mit Senfen. Mein Rechnungsführer ward blaß wie der Kalk, und schon seine Angst gab mir den alten Muth wieder, und mit der größten Ordnung beförderte ich die Eilboten, um mit 300 Mann und 80 Pferden ihnen entgegen zu gehen. — Ich trat vor das Thor und sah den Trupp schon ankommen, der alles in Schrecken setzte. Noch war ich ganz allein, aber schon kamen die Getreuen angezogen, und in kurzer Zeit hatte ich auch die Städter bei mir versammelt. — Es war Markttag, und eine Menge polnischer Bauern in der Stadt, der Trupp durfte also nicht in die Stadt gelassen werden. Kleist, der eben mit der Cavallerie kam, wollte sofort den Feind angreifen, indeß war das Terrain zu ungünstig, auch die Pferde durch den scharfen Ritt noch zu sehr auseinander, ich ließ es daher nicht zu. Den Hof hatte ich mit Kartoffelkisten und Schlempekufen an den Thoren zugefahren. Ich gab den Posten den Befehl, auf Schußweite den Feind zu empfangen, und ging diesem mit einer Abtheilung Schützen bis an das Stadthor entgegen. Der feindliche Anführer winkte, und man wollte mich sprechen. Ich ging ihm entgegen, aber ehe ich noch heran kommen konnte, rief Kleist: „Schonen Sie Ihr Leben, es sind Verräther,“ und sprengte auf seinem Hengste mit gezogenem Degen bei mir durch, ich eilte ihm nach, und bald standen wir uns gegenüber. Ein Herr von Molinsky bat sehr höflich, ihm den Durchmarsch durch die Stadt nach dem Kloster zu gestatten, wo für seine Leute ein Mittagessen bereit sei; ich versicherte ihm, daß ich den Befehl zurückgelassen, auf jeden Feuer zu geben, der auf Schußweite sich zeige, und diesen Befehl würde ich nicht zurücknehmen, es bleibe ihm aber überlassen, auf Schußweite die Stadt zu umgehen — und das geschah denn auch. Nachher erfuhr ich erst, daß sie meine Kartoffelkisten für Munitionswagen und die Schlempekufe für eine 12 Pfünder gehalten hatten und in der entsetzlichsten Angst gewesen waren; beim ersten Schuß wäre alles gelaufen, ich wollte mich aber nur vertheidigen, und so zogen sie ab.

Am Abend sahen wir wieder mehrere Fanale brennen, und an der ganzen Waldgrenze wurde von Zeit zu Zeit geschossen; alles mußte in den Kleidern schlafen, und wir Männer blieben auf Wache. Immer mehr sank den Weibern der Muth, viele flüchteten nach Thorn in die Festung. Von Tschemeschno, wo ein Insurgentenlager war, wollte man uns überfallen; auf meinen Kopf waren 100 Rubel gesetzt, man versuchte, mich durch Drohbriese zu schrecken, ich verbrannte sie, ohne sie nur Jemand zu zeigen.

Da erhielt ich die Nachricht, daß von Thorn eine Compagnie des 33. Regiments hieher in Marsch sei; ich schickte ihnen eine Staffette entgegen und schilderte kurz die ganze Lage, der Hauptmann von Bronikowsky befragte seine Leute, ob sie wohl 3 Märsche in einem Tage zu machen im Stande wären, und ein lautes „Ja“ war die Antwort der braven Compagnie — und die ganze Antwort des Hauptmanns an mich lautete dahin: „noch heute Abend treffe ich bei Ihnen ein.“ Die Nachricht schon belebte Alles, ich schickte meine Gespanne nach Znowrazlaw zum Fahren des Gepäcks, aber es war Nacht, ehe die Truppen eintrafen; ich hatte befohlen, beim ersten Trommelschlag die ganze Stadt zu erleuchten. Um 11 Uhr meldeten die Posten Preussische Truppen. Wer kann unsre Freude beschreiben, das laute Commando, der feste Tritt und die Trommeln — mir hätte das alte Preussische Soldatenherz die Brust sprengen mögen. Es war auch ein Zug Dragoner unter dem Leutnant von Seydlich dem Kommando beigegeben. Ich verpflegte

die Truppen alle bei mir, sie bezogen die Scheunen, die immer schon als Warmhäuser gedient hatten, stellte nur die allerndichtigsten Posten; ich ließ meine Leute noch auf den Wachen, damit die Soldaten noch ruhen konnten. Des andern Morgens besahen wir das Terrain, die Posten wurden für richtig befunden und vom Militär besetzt. — Welche Bönne, als ich aus den Kleidern nun ein Mal wieder ins Bett kam, mit Wohlbehagen zog ich mich des andern Morgens an, ich war wie neu belebt.

(Schluß folgt)



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

17



o sollte sich Fintje hinwenden? Das Leben war noch lang. Unbewußt hatten ihre müden Schritte sie in der Richtung nach dem Quartier des Marolles, ihrer alten Heimat, getragen.

Aber sie getraute sich nicht heim. Sie hatten nie Mitleid gehabt mit der armen Nettele Perle Amour, die vom Quartier des Marolles.

Geschieht ihr recht, der ehrlosen Dirne, warum hat sie sich dem Reichen verkauft! schrien sie.

In ihrem Buche stand der Name von Jans Mutter. Wenn du in Not kommst, geh zu meiner Mutter, die wird dich nicht abweisen, hatte Jan ihr gesagt. Aber sie schämte sich vor Jans Mutter. Nein, zu der vornehmen Dame, die sie mit klugen fragenden Augen anschauen würde, zu der konnte sie nicht gehn. Das konnte sie nicht.

Vor ihr lag das Volkshaus. Hoch und schmucklos. Da hinein gingen die Elenden, die Unzufriednen, alle, die schwer am Leben trugen, alle, die einen Groll im Herzen hatten. Da drin hingen die schrecklichen Bilder, die Menschen mit den verhungerten Gesichtern, den sterbenden Weibern und Kindern. Als Kind hatte sie voll Abscheu von ihnen weggehsehen. Jetzt war sie schon klüger geworden und würde die Bilder voll verstehenden Mitleids ansehen. Und der große Christuslopf würde ihr keine Märchenercheinung mehr bedeuten, und es würde sie nicht länger wundernehmen, daß er mit so ernst, traurigen Augen in die Welt sah. Das Volkshaus war für die Armen, die Unterdrückten, die Hilfsbedürftigen errichtet; wenn sie hoffen konnte, irgendwo freundliches Erbarmen zu finden, so war es gewiß hier. Und der Portier würde sich ihrer erinnern, er hatte sich immer freundlich gezeigt, wenn sie mit Domte kam, um einen Band von Victor Hugos Misérables gegen den nächsten umzutauschen. So wollte sie denn am Hause der Sozialisten anklopfen und um Arbeit und Obdach bitten.

Ja, der Portier erinnerte sich des kleinen Fintje wohl, des vorlauten, hagern, beweglichen Geschöpfchens, das sich unterdessen zu so einem erstaunlich schönen und blühenden Mädchen ausgewachsen hatte. Er stellte viele neugierige Fragen, die Fintje nur mühsam und leise beantwortete. Und er wies die Bettelnde nicht ab. Er schickte eine der zwei alten Puffrauen weg, um Fintje an ihre Stelle treten zu lassen. Nun rutschte sie auf den Knien über den unsaubern Boden der langen Gänge und tauchte die feinen ringlosen Hände in das schmutzige Wasser ihres Eimers und rang wieder und wieder das rauhe Bodentuch aus. Rücken und Knie schmerzten sie, denn sie war das Arbeiten nicht mehr gewöhnt. Die Haut ihrer Hände wurde rot und rauh von der häufigen Berührung mit dem kalten Wasser.

Doch darüber beklagte sich Fintje nicht. Die körperlichen Schmerzen der Arbeit überräubten wohlthätig das innere Weh.

Des Abends aber wurde das Volkshaus lebendig, da mußte Fintje ihre Arbeit einstellen. Die langen Gänge, die Treppen, die Säle füllten sich mit sozialistischen Vereinsmitgliedern, mit redegewandten Agitatoren, mit revolutionär gesinnten Arbeitern, mit unzufriedenen Faulenzern, versteckten Verbrechern, eifrig Hungrenden. Unter all dem Volke konnte auch Domke sein. Denn Domke war ja unter die Sozialisten gegangen, wie das Zitronenwiffle ihr gesagt hatte. Sie hatte den Portier nach ihm gefragt. Der hatte die Schultern gezuckt. Mag wohl sein! Wie soll ich unter den Tausenden einen Einzelnen herausmerken?

Aber Fintje glaubte, ihr könne es nicht schwer fallen, die schwächliche, ärmliche Erscheinung unter den Tausenden herauszufinden. Sie drängte sich verstohlen in den großen Festsaal. Sie schlich hinter den vielen erregten Menschen die eiserne Wendeltreppe auf die große Plattform des Daches hinauf. Da standen, an die eiserne Brüstung gelehnt, die Unzufriedenen, die hitzigen Weltverbesserer und schauten auf das große mondüberstrahlte Brüssel hinab. Von der Welde hatte gesprochen, er hatte ihnen klar auseinandergelegt, welche Reformen für ihre Wohlfahrt nötig wären. Von der Welde war ihr Freund, er wußte, was ihnen fehlte, und was ihnen not tat. Er sprach und sprach. Worte aber helfen wenig. Zu langsam geht es vorwärts mit bloßen Worten als Waffen. Ihre Weiber warteten, und ihre Kinder streckten hungrig die Hände aus. Hatten sie nicht schneige Fäuste, waren das nicht mächtigere Waffen als Worte? Hatten sie nicht ihren großen, ehrlichen Born? Da unten, zu Füßen des Volkshauses trochen die armseligen, altersschwachen Häuser umeinander wie eine bedrängte führerlose Herde. Von hier oben konnten sie in all die krummen, engen Gassen und Gänge und Höfe sehen. Das war ihre Heimat. Sie wußten, was sich da schauernd regte an heimlichem Elend und gewöhnlichem Verbrechen. Weil es ihnen am Nützlichsten fehlte, an Raum und Luft und an der großen Hauptsache: am Gelde! Da draußen aber behnte sich das stolze weite Brüssel aus, das Brüssel der Reichen und Glücklichen. Warum sollten die einen darben und die andern im Überfluß schwelgen? Handelten sie nicht im Namen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, wenn sie in diese stolzen Viertel stürmten und sich mit ihren Fäusten die Welt zurechtprügten, die Reichen ärmer und die Armen reicher machten? Wer wollte es ihnen wehren, in die schlafende Stadt einzufallen und ihre Arbeit zu beginnen? Wer? Lag es nicht zu ihren Füßen groß, still, hilflos, das stolze Brüssel?

Die Männer, die auf solche Weise Ausschau hielten vom Dache des Volkshauses, sahen einander fragend in die Augen und wieder hinab auf die Stadt und ergriffen schon mit heißhungrigen Blicken Besitz von dem lichtbestimmten Städtemeer. Doch die gierigen Blicke prallten ab an einer dunkeln Wand, die sich groß und unburchdringlich vor ihnen auftürmte und die freie Aussicht hemmte: die altergraue Eglise de la Chapelle. Sie wankte und wich nicht, die alte Kirche; in behäbiger Hartnäckigkeit schaute sie die erregten Menschen an. Die wandten sich ab und sahen nach Osten, aber auch hier wurden ihre Blicke zurückgeschleudert von einem andern nahen, dräuenden, übermächtigen Hindernis: dem Justizpalast. Wie furchtlose Riesen ragten diese beiden großen Wächter der Stadt aus dem stillen, weiten, schlafenden Häusermeer auf, die alte Kirche und der Justizpalast.

Unbeachtet huschte Fintje in dem aufgeregten Menschenhaufen oben auf dem Dache des Volkshauses umher, aber Domke entdeckten ihre suchenden Augen nicht unter diesen lauten, tatendurstigen Jüngern von der Welde.

Nun stieß sie das Volkshaus, das allbemutternde, doch wieder aus. Sie hatte keinen ruhigen Augenblick mehr und wußte sich keinen Zufluchtsort in dem großen Hause. Da war kein Winkel, wohin er ihr nicht nachgeschlichen wäre. Brüde Em-

ypfandsamkeit aber stand ihr schlecht an. Er glaubte ja, ihr eine große Ehre anzutun mit seinen hartnäckigen Werbungen, der geachtete Portier. Mußte sie nicht dankbar sein, noch einem Menschen zu begegnen, der sie nicht rücksichtslos nur zu kurzem Genuß an sich reißen wollte, sondern versprach, sie zeitlebens wie sein angehrautes Weib hochhalten zu wollen, wenn ihm auch seine Überzeugungen nicht erlaubten, nach dem Brauch veralteter Geseßesformeln und kirchlichen Holsupolus die Trauung zu vollziehn?

Mein Wort bindet mich fester als das Geseß, fester als das Gebot eines eingebildeten Gottes, sagte der Portier. Er war ein gebildeter, in seinen aufklärten Ansichten vorgeschrittner Mann.

Fintje aber nahm ihr kleines Buch, steckte es in die Tasche ihres ausgewachsenen Röckchens und ging wieder hinaus — auf die Straße.

Kein Drangenlorb hing ihr mehr am Arm, dennoch klang es ihr jetzt wieder in den Ohren, das alte, früher so oft gehörte, drängende, grausame: Weiter, Kleine, weiter! Sie aber sehnte sich müde nach einer Rast.

Es war wohl das Fest irgendeines Heiligen heute; die alte Kirche hielt Gottesdienst. Ihre Türen standen gastlich offen für jeden, Reiche und Arme, Besitzende wie Heimatlose.

So eine Kirche ist wie eine gütige, zur Verzeihung immer bereite, gnadenreiche Mutter, dachte Fintje, die selbst mutterlos hatte aufwachsen müssen. Und zaghaft schlich sie zu der Kirchthür hinein.

Von der Feierlichkeit des schwach erleuchteten Raumes ergriffen blieb sie erst eine Weile an die Mauer gelehnt stehn, bis sie sich getraute, weiter vorzudringen und auf einem der vielen Vestühle niederzuknien. Sie legte das Kinn auf die gefalteten Hände, doch sie betete nicht wie die andern, in den endlosen Stuhlreihen spärlich verstreuten Andächtigen. Wie hätte sie es auch anstellen sollen? Sie hatte doch keinen Rosenkranz!

Ihre schwarzen Augen schielten unter der rotgoldnen Haarmähne vor, neugierig und scheu zugleich, in alle Winkel und Tiefen der Kirche.

Diese bunte, geheimnisvolle Welt mutete sie fremd an nach der schmucklosen Nachtzeit des Volkshauses.

Hinter ihr sangen aus geheimnisvoller Höhe Knabenstimmen in das weihrauchdurchzogne Kirchenschiff herunter. Und vor ihr am lerkenumstrahlten Hochaltar machten sich die Priester in ihren bunten Gewändern lautlos zu schaffen. Was sie da so emsig betrieben, wurde Fintje trotz scharfem Hinlauern nicht klar, aber sicher war es etwas überaus Heiliges, Wichtiges.

Neben ihr kniete ein gebücktes altes Mütterchen, die welken Hände, die den Rosenkranz hielten, zitterten wie die gebetemurmelnden Lippen, ihr verschrunpelttes Gesicht drückte grenzenlose Ehrfurcht aus.

Sie sieht aus, als erwarte sie im nächsten Augenblick von der heiligen Jungfrau selbst in den Himmel hinaufgerückt zu werden, sagte sich Fintje, und sie senkte nun selbst beschämt die neugierigen Augen.

O, wohl mag dem Mütterlein ehrfürchtig zumute sein! Knien sie nicht in des geheimnisvollen Gottes eigener Nähe? In den bläulichen Weihrauchwolken schwebt er um sie, in den feierlichen gelben Kerzenflammen atmet er, in den goldnen Gefäßen, mit denen die Priester hantieren, ist er. Und nun das silberne Glockenzeichen, bei dessen Klang alle Väter ihre geknickten Köpfe noch tiefer neigen. Ja dieses seine Klingeln, das ist das Wichtigste von allem, das zeigt Gottes unmittelbare Nähe am deutlichsten an. Und da getraut sie sich, Fintje, ruhig knien zu bleiben, so dicht bei Gott?

Dunkel und verworren waren Fintjes religiöse Begriffe, niemand hatte sich die Mühe gegeben, sie näher in die christlich-katholische Lehre einzuweißen. Sie wußte nur, daß der sogenannte liebe Gott in seinem strahlend weißen Himmel über den Wolken wohnte, zusammen mit der heiligen Jungfrau und dem kleinen Jesus-

finde und den vielen Heiligen mit den schweren Namen, die alle viel besser mit den armen Menschen standen als der liebe Gott selbst, der immer gleich ans Richten und Strafen dachte. Und dann gab es neben all den wichtigsten Personen da oben noch eine große Menge von Engeln in weißen Kleidern mit langen Flügeln, die eigentlich gar nicht zu tun hatten und von niemand angebetet wurden, ihr aber von all den schwanfenden Himmelsgestalten die sympathischsten waren ihres schönen weißen Aussehens halber.

Aber nun spürte Fintje deutlich, daß es etwas ganz Gefährliches, Bewagtes sei, so unmittelbar unter Gottes Augen zu knien. Das Herz begann ihr angstvoll zu klopfen, und immer demütiger sank sie in sich zusammen. Sie hatte sicher kein Recht, hier zu knien! Wenn die Priester wüßten, wer sie war, läme wohl einer heran und sagte ihr: Dies ist kein Ort für dich, mach schnell, daß du weiterkommst, Fintje! Aber die Priester sahen nicht zu ihr her. Wie sie die Polizisten oft hintergangen hatte, so hinterging sie jetzt die Priester und sogar den lieben Gott, indem sie hier kniete wie die andern, die gewiß alle ein gutes Recht dazu hatten.

Der Gedanke machte sie traurig und ängstlich. Jedesmal wenn das Glockenzeichen wieder ertönte, schral sie schuldbewußt zusammen. Troßdem mochte sie nicht davonlaufen aus diesem leisen, heimlichen Raum hinaus auf die kalte Straße. Sie hätte so gern bleiben mögen, aber nicht wie ein betrügerischer Eindringling, sondern als eine freundlich Gebuldete. Vielleicht war der liebe Gott gar nicht so streng und unerbittlich und grausam, wie ihn die Großmutter immer darstellte. Vielleicht hätte er Mitleid mit ihr und nähme sie gütig bei sich auf, wenn sie ihm alles von sich erzählte, die ganze Wahrheit.

Das ehrfürchtige Weiblein neben ihr richtete sich jetzt von den Knien auf.

Da sagte Fintje sie noch schnell am Ärmel. Tut Ihr's auch? Geht Ihr beichten da drüben in den Stuhl hinein? Sagt Ihr alles, alles? Und macht es den lieben Gott nicht böse?

Die Alte sah sie still, ohne Verwunderung an. Beichte du nur, Kind, sagte sie einfach. Es tut gut. Unre liebe Gottesmutter verzeiht viel. Und hernach ist es dir wieder leicht ums Herz. Beichte du nur.

Gleich nach Euch will ich's tun, flüsterte Fintje atemlos. Ihre Augen folgten in erregter Spannung der wackligen kleinen Gestalt der Alten, wie sie sich nach dem Beichtstuhl schleppte, in die Nische einbuckte und ihren Mund an das Holzgitter preßte. Wenn sie wieder aufstand, würde sie, Fintje, hingehn und die leergewordne Stelle einnehmen.

In den wenig Minuten aber, die sie zu warten hatte, überstürzten sich in ihrem Herzen mit den ungleichen Schlägen die anlagenden Erinnerungen. Aus ihrer frühesten Kindheit, so weit sie nur zurückdenken konnte, fielen ihr Augenblicke ein, wo sie jühdhaft gesprochen und böse gehandelt hatte. Aber alles, alles mußte sie sagen, nicht das kleinste Sündlein durfte sie verschweigen, sonst betrog sie schändlich den lieben Gott, war nicht wert, in seinem Hause zu knien, seine Hilfe für ihr zukünftiges Leben zu erbitten und seine rettende Hand zu fassen.

Die andern, die heute vor dem Beichtstuhl gekniet hatten, waren alle nach kurzer Zeit wieder aufgestanden, aber bei ihr würde es lange dauern.

Nun regte sich das beichtende Weiblein, und Fintje ging auf unsichern Füßen hinüber, half der Alten bei dem schwerfälligen Aufstehn und schmiegte sich dann selbst an die noch warme Holzwand.

Noch ein Beichtkind? Der Priester, der schon lange geduldig in dem hölzernen Käfig gesessen hatte, mußte eine Regung der Ungebuld niederkämpfen. Es waren ihrer heute so viele gewesen. Er hatte heute einen alten Freund zu sich zum Abendessen geladen und hätte um diese Zeit schon wieder daheim sein sollen. Die Haushälterin hatte es ihm bei seinem Fortgehn noch eingeschärft, pünktlich heimzukommen, da der junge Butler nicht über die Zeit schmoren dürfe. Nun schlich es sich schon wie löstlicher Bratenduft in das vorahnende Gemüt des wohlbeleibten Herrn.

Noch eine! Aber er nahm sich zusammen und machte geduldig das Kreuzeszeichen auch über dieses überzählige, verspätete Weichtind. Wächte sie es kurz machen!

Fintje aber machte es nicht kurz. Sie sah von dem Priester nichts, nur fühlte sie durch das Holzgitter seine Nähe, die ihr andächtige Schauer ins Herz jagte, als ob der liebe Gott selbst ihr sein Ohr leihe. Denn zu Gott redete sie ja. Treuherzig und ausführlich wie ein gewissenhaftes Kind beichtete sie ihr ganzes bisheriges Leben herunter.

Der Weichtvater hörte ihr bellommen zu. Da er die große Jugend des Mädchengesichts nicht deutlich zu erkennen vermochte durch das Gitter, befürchtete er, die Weichte werde bis in die Nacht hinein dauern, wenn die Weichtende fort-fahre, ihr Leben mit dieser Ausführlichkeit weiter zu schildern. Doch jetzt war sie schon bei dem Punkt angelangt, bei dem die beichtenden Mädchen alle in ihrer flüssigen Rede stockten und leiser flüsterten: Weil ich ihn so lieb hatte . . .

Die alte Geschichte. Unzähligemal hatte der Priester die tränenreiche innige Beteuerung schon vernommen. So wollten sich die törichtsten kleinen Mädchen immer herausreden: Weil ich ihn so lieb hatte! Als er noch jung und voll Eifer war, hatte es ihm immer in die Seele gegriffen, und er hatte Fragen gestellt voll brennenden Mitleids, menschlich neugierige Fragen. Jetzt war er längst abgestumpft und unbefählich ruhig geworden, wie sich für einen Priester geziemte. Es ist immer dieselbe Geschichte, und er hat dieselben Antworten und Mahnungen immer bereit.

Du hast, meine arme Tochter, gesündigt gegen das Gebot der Keuschheit. Du hast mit deinem Leben ein Ärgernis gegeben deinen Mitmenschen. Du hast die leitende Hand der Kirche verlassen. Du hast Gott beleidigt und die christliche Kirche. Bereuen mußt du und gutmachen. Die Schätze, die du dir auf sündigem Wege erworben hast, sollst du zum Opfer bringen.

Mon père, ich besitze keine Schätze mehr, flüsterte Fintjes gebrochne Stimme. Nur was ich am Leibe trage und das Büchlein in meiner Tasche gehört mir zu eigen.

Zeig mir das Büchlein, verlangte der Priester. Und Fintje reichte ihm das Testamentschen durch das kleine Schließfenster hinein.

Der Priester schüttelte den Kopf.

Hast du viel darin gelesen?

Ich habe nichts darin gelesen, mon père, als die Namen auf dem ersten Blatt.

Es ist gut, meine Tochter. Das Büchlein ist nicht für Laien geschrieben. Ich werde es dir gegen eins unsrer Gebetbücher umtauschen.

Mein Buch? Sie wollen mir mein Buch nicht wiedergeben?

Fintje vergaß den Ort, an dem sie kniete, und die ganze Feierlichkeit des Augenblicks. Laut, mit erregter Stimme hatte sie die Frage getan.

Geben Sie mir mein Buch zurück, bitte, mon père, es ist mir sehr lieb!

Warum dieser Eifer? Du bekommst das Buch nicht zurück, es ginge wider mein Gewissen, dir das Büchlein der Kezer wieder in die Hand zu geben.

Ich will aber mein Buch wieder haben! rief Fintje hart und grell. Sie wußte auf einmal, wie ihrer Großmutter zumute gewesen sein mußte, als sie ihr das Haus, das doch ihr Eigentum war, abrissen.

Geben Sie mir das Buch! Ich hab's in Ehren geschenkt bekommen, es ist mein Eigentum! Das Buch will ich wieder haben, monsieur le curé, schrie sie böse. Alles andre können Sie dafür behalten, meine ganze Seligkeit meinetwegen, aber mein Buch, das will ich zurück haben!

Die feiste weiße Priesterhand reichte das Testament durch die Lücke zurück. Die Andächtigen waren aufmerksam geworden durch Fintjes unheiliges Getöse und sahen neugierig zu dem Weichtstuhl herüber. Der Priester zog die Stirn kraus.

Geh jetzt! Verstockt und eigenfinnig bist du, keine Sühnende und Bereuende! Ich kann dir die Absolution nicht erteilen. Geh hin und bessere dich.

Ehe sie noch aufgestanden war, trat der Priester schon aus dem Weichstuhl heraus und ging über die Steinfliesen elli gen Schrittes zu dem Altar hinüber.

Zintje starre ihm mit brennenden Augen nach, wie er so schnell ausschritt, sodaß ihn die Stola umplatterte. Nun stand er bei den andern am Altar und verbeugte sich wie sie und war emsig wie sie. Was trieben sie da, die Buntbrocken? Wie Narrenspul kam ihr das alles plötzlich vor. Sie sah sich rings um. All das Bunte, Geheimnisvolle starre sie fremd an. Das ehrfürchtige Gefühl, das sie vor kurzem erfüllt hatte, war von ihr gewichen, sie spürte Gottes Nähe nicht mehr.

Die andern traten nun vor an den Altar zur heiligen Kommunion. Sie durfte das nicht, ihr war die Absolution verweigert worden.

Langsam ging sie über die hallenden Steinfliesen der Ausgangstür zu. Die Heiligen in den Nischen und über den Seitenaltären sahen kalt und leblos auf sie herunter. Sie mußte an den Christus des Volkshauses denken, an sein sprechendes, schönes, ernstes Gesicht mit den traurigen Augen. Dabei kam es über sie wie Heimweh. Ach, wenn der lebendig wäre, wie sie sich das als kleines Kind einst eingebildet hatte, so wäre sie zu ihm beichten gegangen, der hätte sie gewiß nicht weggeschickt!

Die Kirche aber schickte sie fort. Gehe hin und bessere dich!

19

Draußen war es schon Nacht geworden. Nun bog sie doch in die alte Hoogstraat ein, es würde sie keiner in der spärlichen Beleuchtung erkennen.

Sie aber erkannte alle Dinge wieder. Die Häuser, die alten Türen, die Wirtshauskücher, den Geruch von getrockneten Fischen, die unharmonischen Stimmengeräusche, die den niedern Schenken entströmten, die unsicher daherschwankeuden Gestalten.

Da war das Haus Madame Gérard's. Vor dem Fenster standen noch die bunten Glaskelben mit den verschlungnen Stielen der Wasserrosen, die sie einst so bewundert hatte. Ein matter Lichtstrahl strömte durch den Spalt der Tür, die zum Atelier führte.

Es war eine schöne Zeit gewesen, wie sie da zusammen geessen und genäht und sich alle heimlich nach einem kommenden, großen Glück gesehnt hatten. Weit und dunkel stand der Kamin vor dem einzigen Fenster, und sie sangen vom Frühling und von der Liebe und glaubten alles, was sie sangen. Wie mochte es den andern unterdessen ergangen sein? Dem großen, hochmütigen Tuitje und der hübschen Nello? Das schwindstüchtige Köschgen war wohl schon längst gestorben. Und die Verta aus dem „Heiligen Geiße,“ deren Vater im Zuchthaus saß, und deren Mutter schlecht war? Und die budlige kleine Belöke? Hatte das Leben seine schweren Bürden auch auf deren schwächliche Schultern gelegt? O ja, sicher seine aller schwersten! Arme, verachtete kleine Belöke!

Zintje vermochte nicht länger ihren grübelnden Gedanken nachzuhängen. Zu lärmend wars um sie her. Es war Montag. Die Marolliens machen gern blauen Montag. Sie sind dann noch vom Sonntag her trunken, und ihre Stimmen sind heiser von dem vielen Lieberabschreien, und ihre Augen blutunterlaufen von dem Fieber, das ihnen der Branntwein in die Adern jagt. Unzurechnungsfähig und roh wie die Bestien sind auch die Gutmütigsten unter ihnen.

Zintje fürchtete sich. Früher hatte sie über die tölpelhaftesten Bewegungen der Betrunknen gelacht und hatte sich geschickt durch ihre Reizen gezwängt und sich in all dem lärmenden Trubel heimlich gefühlt. Aber jetzt hatte sie zu lange in der stillen Vorstadtstraße gewohnt und war all des misstönenden Lärms entwöhnt. Der Umgang mit René hat ihr Empfinden verfeinert, sodaß sie sich nun verlassen und geängstigt fühlt unter den Marolliens. Jetzt war sie nirgendes mehr daheim, nicht im vornehmen Brüssel, nicht im Quartier des Marolles.

Das unmanierliche Treiben verwirrte und beleidigte sie, sie wußte nicht, wie sie an der langen Kette von Arbeitern vorüberkommen sollte, die sich eingehakt hatten und grübelnd daher kamen, die ganze Breite der Straße einnehmend. Wie hatte sie das früher nur angestellt? Und war es nicht, als merkten es alle hier ihr an, wie scheu und unheimlich ihr zumute war? Starren sie nicht alle nach ihr wie nach etwas Fremdem, Ungehörigem?

Der Letzte in der Reihe erhaschte Fintje beim Ärmel und starrte blöde in das weiße Gesicht und auf die leuchtenden Haare, die über der lumpigen Kleidung doppelt ins Auge fielen. Mit einem grellen Schrei riß sie sich los. Sie lief jetzt wie ein geheftetes Wild, und ihre Augen irrten suchend über die alten Häuser, zur Rechten und zur Linken der Straße, ob sich ihr nirgend durch ein Wunder eine Zuflucht böte, irgendein versteckter, stiller Winkel, ein bergender Unterschlupf.

Düster sahen die Häuser in der schlechten Nachtbeleuchtung auf sie herab. Nur eine Inschrift in Goldbuchstaben hielt Fintjes suchenden Blick fest: God is liefsde und darunter in schwarzen Buchstaben: Asile de Nuit. Von dem Oran der Hauswand hob sich die goldne Inschrift ab wie ein Sonnenstrahl. Gott ist die Liebe. Wie eine krasse Lüge starrten die Worte in all das menschliche Elend hinein. Aber Fintjes Augen kamen nicht mehr los davon.

Wenns auch eine Lüge war, weckte sie doch Hoffnung auf helfendes Erbarmen. Und dieses altersgraue, armselige Haus erschreckte nicht durch Ferkelheit und stolze Sauberkeit, der abgerissene Arme empfand keine Schen, hier einzutreten.

Oben aus der Schenke sah sie wieder einen Knäuel Betrunkner herausgestolpert kommen, da stürzte sie zu dem Haus hinüber mit dem goldig glänzenden Versprechen und riß an der Hausglocke. Als sich die Tür eine Spalte öffnete und sie eine Frau dahinter gewahrte, drängte sie sich eiligst hinein.

Dahinten kommen sie, ich fürchte mich, leuchte sie atemlos.

Das durchgeistigte Gesicht einer Frau in Heilsarmeetracht sah auf das geängstigte Mädchen herab. Sie hielt die Tür zu, bis die lärmende Schar vorübergezogen war.

So, Kind, nun ist der Weg wieder frei, nun lauf heim, was du laufen kannst!

Fintje sah enttäuscht, verzweifelt zu ihr auf.

Ich habe kein Heim, wo ich hinlaufen könnte, sagte sie heiser. Ich habe hier bleiben wollen die Nacht.

Das Mhl nimmt nur Männer auf, mein liebes Kind.

Fintje blieb noch einen Augenblick stehn.

Vorexcusé, sagte sie dann leise und schickte sich an, wieder weiter zu gehn — weiter, bis sie hinfiel und ein Schutzmann sie auffas, oder bis —

Aber die Frau, die das Gesicht der Abgewiesnen beobachtet hatte, hielt sie noch am Arm zurüd.

Komm nur wieder herein, so lasse ich dich nicht fortlaufen, sagte sie, und während Fintjes schwarze Augen sie verständnislos anstarrten, zog ein seines Lächeln über ihr Gesicht. Du bist mir in den Weg gelaufen, nun gehörst du mir.

Fintje hatte den gehehmen Sinn der Worte nicht herausgehört, wohl aber die Güte im Klang der Stimme dieser fremden Frau und schaute nun in verwunderter Dankbarkeit zu ihr auf.

Wenn wir im Schlafasyl auch nur Männer aufnehmen, so kann ich dich doch in meiner Stube unterbringen.

Aber Geld hab ich keins zum Bezahlen.

Und brauchst auch keins als mein Gast. Komm, du bist wohl müde und schlafbedürftig.

Ja, müde war sie, und sie ließ sich willig an die Hand nehmen und in ein stilles, kleines Zimmer führen. Sie sah nun zu, wie die Frau in der Uniform der Heilsarmee mit der sanften Stimme und dem feinen, gültigen Gesicht ihr alles zur Nachtruhe bereitete. Sie ließ sich ihre vertrauten Kleider abstreifen, den

Haarknoten lösen und von lieblosender Hand die lange, weiche Haarmähne glätten. Sie wurde durch keine Frage gequält, ein müder, wohliger Traumbzustand umfing sie bei dieser stummen, mütterlichen Sorglichkeit.

Die Freundliche, die an ihrem Bett saß, verlangte keine Beichte und drängte sie nicht mit Worten zu irgendeiner Belehrung. Sie streichelte nur sanft Fintjes Hand, und Fintje, der nie ein Frauenstreicheln die ungestüme Seele berührt hatte, hielt dankbar und verwundert still. Und endlich riß sie aus eigenem Antrieb die böse Herzenswunde auf, die ihr so bittere Schmerzen machte, und hielt sie der mütterlichen Pflegerin hin: Sieh, so ist mir geschehen! Und die Verständige, Mitleidige, die ihr mit dem lebendigen Interesse der Mitfühlenden zugehört hatte, legte ihre kühlende Hand darauf.

Schlaf nun, Kind. Schlaf du jetzt, ich lasse deine Hand nicht los!

Auch am folgenden Tage wurde Fintje noch nicht weiter gejagt. Wie der Ertrinkende ans Rettungstau so klammerte sie sich jetzt an die neue erfahrene Freundin, die sie Mère Marie hießen. Und zaghaft versuchte ihr ungezügeltet kleines Selbst sich einzutosten in diese sichere Frauenseele.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Für die Handelsvertragsdebatte im Reichstag ist es un-
gemein charakteristisch, daß der Reichskanzler schon am dritten Tage nicht mehr
anwesend war, und daß sein Vertreter in dieser Sitzung nur erst am Schluß
zu einer kurzen abwehrenden Bemerkung das Wort nahm, um den Zentrumstredner
Speck darüber aufzuklären, daß der Reichstag die Verträge annehmen oder ab-
lehnen, aber nicht umgestalten könne. Verständige Leute werden sich sagen, daß
unter solchen Umständen eine Kommissionsberatung für die schon fertig abge-
schlossenen Verträge völlig bedeutungslos sei und höchstens für einzelne Parteien
den Zweck des ut aliquid fecisse videatur habe. Für einen Teil der Abgeordneten
mag es vielleicht Bedürfnis sein, sich ihren Wählern gegenüber später auf nicht
mittelbare Interna einer Kommissionsberatung berufen zu können. Am vorigen
Donnerstag, zum Beginn der Verhandlungen, ist wohl von der äußersten Rechten
bis zur äußersten Linken kein Abgeordneter in die Sitzung gegangen ohne die Über-
zeugung, daß die Annahme der Verträge gesichert sei. Bei einem Überblick über die
gehaltenen Reden drängt sich deshalb auch der Gedanke auf, daß es kein Verlust für
Deutschland wäre, wenn die meisten ungehalten geblieben wären, und die Parteien
sich auf eine motivierendere Erklärung über ihre Stellung zu den Verträgen beschränkt
hätten. Dagegen wird man freilich mit Recht einwenden: Wozu noch ein Parlament,
wenn es in einer so wichtigen Angelegenheit wie die Handelsverträge nicht mit
raten und nicht mit raten soll? Gewiß. Aber so unvernünftige Handelsverträge,
die für einen verständigen Reichstag unannehmbar wären, schließt in unsern Tagen
doch keine Regierung ab, und namentlich diese jetzigen Verträge sind mit einer Gründ-
lichkeit, unter Anhörung aller Interessenten, vorbereitet worden, wie vielleicht keine
zuvor. Es war ein stolzes Wort, das der Staatssekretär des Innern sprechen konnte:
„Wir haben mit jedem Atout, den wir in der Hand hatten, einen Stich gemacht.“
Dem gegenüber hat es denn doch wenig Wert, wenn die vielen Redner, je nach
ihrem Standpunkt, das mühsam zustande gebrachte Werk in tagelangen Verhand-
lungen mit ägender Laune übergießen, das sie hinterher doch annehmen. Denn
auch unter denen, die schließlich mit Nein stimmen, ist mancher, der sich den Luxus
der Ablehnung nur erlaubt, weil er die Annahme gesichert weiß. Nicht einmal

die Sozialdemokraten würden einen vertraglosen Zustand herbeiführen wollen, und ändern läßt sich durch kein Votum etwas.

Nun wäre noch auf einen Punkt in der Rede des Abgeordneten Gotthein vom 10. dieses Monats zurückzukommen. Er sagte darin: Bismarck sei am Ende seiner Amtstätigkeit bereit gewesen, den Fünfmärkzoll Österreich gegenüber bis auf eine Mark zu ermäßigen. Es ist dies eine der unrichtigsten Behauptungen, die jemals in bezug auf den Fürsten Bismarck ausgesprochen worden sind. Der Reichskanzler hat bekanntlich gerade die Herabsetzung der Getreidezölle auf 3,50 im Jahre 1891/92 auf das Entschiedenste und hartnäckigste bekämpft. Hätte er wirklich wenig Jahre zuvor die Absicht gehabt, selbst bis auf eine Mark hinunterzugehen, so würde ihm das von seinem Nachfolger sicherlich — und nicht ohne Erfolg — vorgehalten worden sein. Aber Bismarck war bekanntlich gerade zu wirtschaftspolitischen Konzeptionen an Österreich-Ungarn sehr schwer zu haben. Zu der Zeit, als der Fürst den Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn sehr scharf kritisierte, äußerte ein süddeutscher Minister zu dem Verfasser dieser Zeilen, der Handelsvertrag sei in vieler Hinsicht vorteilhafter, zum Beispiel in den Papierzöllen, als der, den Bismarck habe Österreich geben wollen, und der 1883 fertig auf seinem Schreibtisch gelegen habe. Hierüber befragt, äußerte der Fürst: „Auf meinem Schreibtisch hat viel gelegen, vielleicht auch der Entwurf eines solchen Vertrages. Aber ich habe nie daran gedacht, den Österreichern einen Handelsvertrag zu geben.“ Woher Herr Gotthein das Märchen von dem Markzoll hat, ist von ihm leider nicht mitgeteilt worden. Graf Posadowsky ist in seiner vortrefflichen, sachlichen Widerlegung der Gotthein'schen Rede auf diesen Punkt nicht eingegangen, aber da Gotthein den Reichskanzler direkt aufgefordert hat, die Sache zu studieren, so dürfte es dem Grafen Bülow ein Leichtes sein, Herrn Gotthein aus den Älten nachzuweisen, daß er sich ein Märchen hat aufbinden lassen. Würde Fürst Herbert Bismarck noch leben, so würde er Herrn Gotthein wahrscheinlich sofort berichtigt haben.

In den Nachrufen, die die österreichische Presse dem Altreichskanzler bei seinem Rücktritt im Jahre 1890 widmete, wurde gerade der Punkt, daß das verbündete Österreich von ihm wirtschaftlich nichts habe erreichen können, mit besonderm Nachdruck hervorgehoben. Bismarck hat bekanntlich im Jahre 1879 den Wunsch gehabt, daß das Bündnis mit Österreich-Ungarn in die Verfassungsurkunden beider Mächte aufgenommen würde, er wollte ihm damit gewissermaßen eine „ewige,“ von dem Wechsel in den leitenden Strömungen der habsburgischen Monarchie unabhängige Dauer verleihen. Ob Kaiser Wilhelm der Erste darauf eingegangen wäre, kann heute nicht diskutiert werden. Bismarck's Wunsch scheiterte an der energischen Weigerung des Grafen Andrássy, der vielleicht Schwierigkeiten bei seinem Souverän oder bei den Parlamenten der beiden Reichshälften befürchtete, oder — es seinem Nachfolger überlassen wollte, sich mit der Gewährung dieses Wunsches wirtschaftliche Konzeptionen bei Deutschland zu erklaufen. Ob die Frage auf den „sechzig Bogenfelten“ berührt ist, die Bismarck seinem Sohne Herbert in Gastein als Denkschrift für den Kaiser diktiert hat, wird wohl erst eine spätere Zeit erfahren. Eine letzte Spur der Idee findet sich im zweiten Sage der Einleitung des Bündnisvertrages, worin von einem festen Zusammenhalten, „ähnlich wie in dem früher bestandnen Bundesverhältnis,“ die Rede ist.

Den jetzt ablaufenden Verträgen hat man die Hauptschuld am Niedergang der Landwirtschaft zugemessen. Es gibt tüchtige Landwirte, die der Meinung sind, daß nicht die Zölle, sondern wesentlich andre Umstände das Gedeihen der Landwirtschaft beeinflussen. Die kommende Handelsvertragsperiode mit ihren hohen Zöllen wird berufen sein, die Probe auf das Exempel zu machen. Bei einem ungestörten Frieden werden wir ja ohne Zweifel zu einem Aufschwung des landwirtschaftlichen Gewerbes gelangen, namentlich wenn die Gesetzgebung in all den Punkten fest einsetzt, die der Reichskanzler in seiner Programmrede vor dem Landwirtschaftsrat, denn eine solche war es, so scharf und bestimmt bezeichnet hat. Diese Punkte

liegen zwar sämtlich auf dem Gebiet der preußischen Landesgesetzgebung: Entschuldung des Grundbesitzes, innere Kolonisation und Beseitigung der Landarbeiternot durch wirksame Unternehmungen zur Sefthäftigmachung der Landarbeiter. Aber auch wenn sie zunächst nur in Preußen durchgeführt werden, wird doch ganz Deutschland den Segen davon haben, und die andern deutschen Staaten werden dem von Preußen gegebenen Beispiel je nach Lage der Verhältnisse bald folgen. Eine ausblühende Landwirtschaft kräftigt auch den innern Markt in solcher Weise, daß die Industrie, falls sich wirklich einige Vertragsläge dauernd nachteilig für sie erweisen sollten, voraussichtlich auf dem Inlandsmarkt reichen Ersatz finden wird. Neben dem äußern wird freilich auch der innere Friede für eine ungestörte Entwicklung notwendig sein. Störungen, wie sie jetzt der Bergarbeiterausstand hervorgerufen hat, werden sich nicht oft wiederholen dürfen. Ganz abgesehen von der schweren Schädigung des Erwerbslebens durch die behinderte Produktion und die verminderte Kaufkraft der Arbeiter und ihrer Familien, fällt dabei die lange nachwirkende Störung des Verhältnisses zwischen Unternehmern und Arbeitern, die nicht so leicht zu beseitigende Spannung und das wachbleibende gegenseitige Mißtrauen in die Wage, Dinge, die viel schlimmer sind als die in Zahlen auszubrückenden Kosten einer solchen Störung. Um so mehr werden alle sorgfältig erwogenen Maßnahmen willkommen geheißen werden müssen, die dem Zweck dienen, solche Störungen in Zukunft womöglich zu verhindern und beide Teile dem reichlich vorhandenen gemeinsamen Interesse unterzuordnen. Sowohl die Maßnahmen auf dem Gebiet der preußischen Vergewertgesetzgebung als auch die zu erwartende reichsgesetzliche Regelung der Berufsvereine und der Arbeitskammern werden hoffentlich diesem Zweck dienen. Allerdings werden sie es nur dann tun, wenn sie nicht Rechte verletzen, die an keine entsprechenden Pflichten geknüpft sind. Wenn es überhaupt kein Recht ohne Pflicht geben darf, in der sozialpolitischen Struktur eines großen Gemeinwesens ist das am unerläßlichsten. Mit Recht hat der Handelsminister in seiner beim Festmahl der Berliner Handelskammer gehaltenen Rede davor gewarnt, den in der ganzen Welt geschätzten und gesuchten deutschen Fleiß, der auch die für die deutsche Industrie bevorstehenden Schwierigkeiten glänzend überwinden werde, durch übertriebene Bestrebungen auf gesetzliche Einschränkung und Normierung der Arbeitszeit zu zerstören. Mit diesem Fleiße, ihrer Elastizität und ihrer hervorragenden Anpassungsgabe wird die deutsche Industrie auch über die Schwierigkeiten dieser Handelsverträge hinwegkommen.

Zwischen Frankreich und Italien hat wegen des Erlasses des Königs Umberto über die Errichtung eines internationalen landwirtschaftlichen Instituts in Rom eine gegenseitige Belomplimentierung der Staatsoberhäupter beider Länder stattgefunden. Auch Kaiser Franz Joseph hat, wohl um die Beziehungen der beiden vorläufig noch verbündeten Nachbarländer freundlich zu beeinflussen, dem König Viktor Emanuel einen Glückwunsch ausgesprochen, den mit der Antwort des Königs zu veröffentlichen man sich in Rom beeilt hat. Da der Erlass des Königs von Italien allen größern Regierungen amtlich mitgeteilt worden ist, werden ohne Zweifel noch weitere Kundgebungen folgen, wobei es sachlich keinen Unterschied macht, ob sie von Souverän zu Souverän oder von Regierung zu Regierung ausgetauscht werden. Im deutschen Publikum weiß man offenbar nicht, was man sich unter der Sache denken solle, und es besteht einige Neigung, sie mit dem russischen Entwaffnungsvorschlage und der Haager Friedenskonferenz in eine Kategorie zu bringen. Würde Italien ein Zentralinstitut zur Belebung und Förderung seiner eignen Landwirtschaft schaffen, so würde man das hier eher verstehen und im Interesse der wirtschaftlichen Erstarkung Italiens willkommen heißen, auf der die Zukunft des uns befreundeten Landes beruht. Freilich unter der Voraussetzung einer weitem friedlichen Entwicklung. Es treten aber neuerdings Symptome auf, die hoffentlich nur vorübergehender Natur sind. Minister Tittoni hat jüngst im italienischen Parlament militärischer Maßnahmen Österreichs gedacht, wie sie tat-

sächlich durch die Verlegung einer Anzahl Jägerbatalione aus Galizien, Oberösterreich und Böhmen nach Tirol im Gange sind und durch Erhöhung des Präsenzstandes eine weitere Ausdehnung erfahren. Die italienische Bewegung in Südtirol gibt der österreichischen Regierung, will sie sich nicht von irgendwelchen Ereignissen überraschen lassen, hierzu leider ausreichenden Anlaß. Es wird nicht ausbleiben, daß man in Italien mit ähnlichen Maßnahmen antwortet und die frühere starke Grenzbut gegen Frankreich in eine solche gegen Österreich verwandelt. Das braucht noch nicht Konflikt oder Krieg zu sein, den Italien sich wohl zweimal überlegen würde, würde aber immerhin zwischen zwei bisher und heute noch verbündeten Mächten den Beginn eines Zustandes bedeuten, wie wir ihn seit vielen Jahren bei Mex und bei Thron haben.

In Wien würde man fortan damit rechnen, daß bei schweren innern oder äußern Krisen der habsburgischen Monarchie eine starke südtirolische Bewegung versuchen könnte, ihre Absicht, gestützt auf die leicht erregbare öffentliche Meinung Italiens und auf eine dem Drucke dieser nicht widerstehenden italienischen Politik, durchzusetzen. Hält die österreichische Regierung es für nötig, sich auf einen solchen Fall einzurichten, so wird ihr das in Deutschland niemand verübeln können. Tatsächlich scheint also die unermüdlche französische Politik den Punkt gefunden zu haben, wo sie den Dreibund aus den Angeln zu heben hofft. Daß Deutschland seiner am ehesten entzogen könnte, hat Graf Bülow im Reichstag öffentlich ausgesprochen. Der Dreibund mag ja bei der augenblicklichen Weltlage nicht mehr die frühere Bedeutung haben, aber sein dauernder Wert bestand doch gerade darin, daß er Österreich und Italien hinderte, gegeneinander Stellung zu nehmen und sie von andern Gruppierungen abhielt. Italien hat den Lockungen einer anti-päpstlichen französischen Politik, deren eigentliche Motive vielleicht überwiegend auf dem Gebiete der Diplomatie liegen, nicht länger widerstehen können und wird ihnen folgen, bis der auf die Dauer in Frankreich wohl unvermeidliche Umschwung in das Entgegengesetzte eintritt. Die sich hier ergebenden Perspektiven berühren auch die Entwicklung der Dinge auf dem Balkan und damit die empfindlichsten Stellen der internationalen europäischen Politik.

8

Landschaftsbild und Bauerntum. Ungeändert haben in den letzten Jahrzehnten die Industrie und der Verkehr, der intensivere Ackerbau und der moderne Forstbetrieb das Gesicht der deutschen Landschaft verwüstet; weltlern Schädigungen des Landschaftsbildes treten neuerdings die auf den Schutz der Heimat gerichteten Bestrebungen entgegen. Gründe wissenschaftlicher Art gaben den Anstoß zu dem staatlichen Schutze der Naturdenkmäler, ästhetische Bedenken veranlaßten die Entstehung des Bundes Heimatschutz. Auch ethische Gründe sprachen bei der Agitation für die Heimatschutzbewegung mit, doch ist die vollserziehende Seite der Heimatspflege und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung wenig erörtert worden.

Es mag auf den ersten Blick scheinen, als hätte die Allgemeinheit wenig Nutzen davon, wenn der Staat einzelne geschichtlich, Kulturgeschichtlich oder naturwissenschaftlich wichtige Bäume, Sträucher, Bestände oder Felsgruppen schützt. Aber dadurch, daß der Staat diese Dinge vor der Vernichtung bewahrt, verleiht er nicht nur dem einzelnen Objekte selbst eine gewisse Heiligkeit, sondern er arbeitet auch der Achtung der Natur Schönheiten entgegen, wie sie sich bei dem Landmann allgemein findet. Gewohnt, immer real zu denken, jederzeit den praktischen Nutzen zuerst zu erwägen, kennt der Bauer kein ästhetisches Interesse an der Natur; sie ist ihm Nutzungsobjekt, weiter nichts. Und so wird bei Wegeanlagen, Drainagen, Urbarmachungen, Begräbnungen, besonders aber bei Verkoppelungen oft so arg und meist so ganz zwecklos jeder Baum und jeder Busch umgehauen, daß der unbeteiligte Zuschauer es nicht begreift, warum sich die Leute so viel Mühe geben, ihre Heimat aller Reize zu berauben.

Niemand von ihnen bedenkt, daß diese Verhuzung der Landschaft schwere Schäden für die Angefessenen nach sich ziehen muß. Die augenblicklichen kleinen Vorteile machen, daß der Bauer das dumpfe Mißbehagen, mit dem ihn der Anblick des glattrasierten Geländes erfüllen muß, vergißt; erst wenn das Geschlecht, das so schwer sündigte, unter der Erde liegt, zeigt sich an den Kindeskindern, daß man mit Blumen und Büschen auch viele wertvolle Volkseigenschaften ausgerodet hat.

Je fruchtbarer der Boden ist, um so eher macht sich das Bedürfnis nach einer Verkoppelung fühlbar, um so früher verliert die Landschaft an Reiz. So war es auf dem schweren Boden in Mittelhannover. Dort ist aber auch am ersten bei den Bauerntöchtern die Abneigung bemerkt worden, auf einen Hof zu heiraten; sie scheuten die schwere Arbeit und zogen es vor, einen Beamten zu freien. Vor zwanzig Jahren lachte der Bauer aus dem Fürstentum Kalenberg oder aus dem Stifte Hildesheim den Lehrer aus, der es wagte, um seine Tochter zu freien; heute gibt er sie ihm gern. In dieser Gegend wird es bei den wohlhabenden Bauern mehr und mehr Mode, ihre Höfe zu verpachten, und Hofverläufe sind dort viel häufiger als in der Heide, wo die Landschaft noch ihr altes Gesicht behalten hat. Der Zug zu städtischer Art und Sitte, die Neigung zur Stadt überhaupt findet sich im Kalenbergischen und im Hildesheimischen viel häufiger und bringt eine größere Beweglichkeit des Bodens mit sich, und der Grund dürfte nicht zuletzt in der Reizlosigkeit der Landschaft zu suchen sein.

Durch die Aufstellung des Gemeineigentums bei der Verkoppelung tritt sofort eine unmittelbare Beweglichkeit des Bodens ein; aber auch mittelbar nimmt diese Beweglichkeit zu, denn der Bauer, der seit Jahrhunderten gewohnt war, den Grund und Boden als etwas Feststehendes zu betrachten, an dem nur im äußersten Notfalle zu rütteln sei, sieht plötzlich, daß der Grund und Boden auch weiter nichts als ein Verkaufsobjekt ist, und die Verödung der Landschaft erleichtert ihm den Gedanken an eine Trennung von der Heimat. Diese relative Beweglichkeit des Bodens kann man auch mit dem genauesten statistischen Apparat nicht feststellen; daß sie aber da ist, darf man wohl nicht bezweifeln. Dem Bauern kommt die Reizlosigkeit der Landschaft nach der Verkoppelung vielleicht gar nicht klar zum Bewußtsein; aber die unbewußten Empfindungen sind immer die stärksten, und es ist selbstverständlich, daß ein Bauer, den gewisse Bestandteile seiner Heimat unwillkürlich an die Geschichte seines Landes, seines Dorfes, seines Hofes und seines Namens erinnern, fester auf seinem Acker steht, als wenn nichts in der Landschaft seine Person mit seinem Grund und Boden verbindet; dadurch muß er notwendig zu der Bewertung seines Eigentums als einer Handelsware kommen und den innern Zusammenhang mit dem Hof, auf dem er lebt, verlieren. Denn was ist ihm eine Feldmark, in der kein Baum und kein Busch, keine Hecke und kein Strauch das nüchterne Rechenegempel von Feld und Brache, Weie und Sturzader unterbricht, anders als eine Sache, die ihm Zinsen bringt, als ein Geschäft wie jedes andre! Der mystische Konnex zwischen Bauer und Boden, die alte Bauernbodentreue, die sich so oft in anscheinend lächerlichen Prozessen um Hedenpfähle und Steinralme äußert, kommt ihm völlig abhanden. Wozu soll er sich placken und schinden jahrein jahraus in Wind und Wetter, Hitze und Kälte auf Hof und Land? Er hat ja Geld genug, in die Stadt zu ziehn und es sich bequem zu machen, oder wenn er nicht ganz von seinem Gelde leben kann, dort einen Handel anzufangen. So verliert das verkoppelte Land von Jahr zu Jahr Teile seines alten Bauernstammes, während in den Gegenden mit Sand- und Moorboden die Geschäftigkeit bedeutend größer ist, weil noch keine Verkoppelung den Zusammenhang zwischen dem Bauern und dem Boden gelockert hat.

Der deutsche Bauer ist kein Baschkire oder Kirgise, der sich am wohlsten in der Steppe fühlt; er ist durch jahrhundertelange Überlieferung an Baum, Busch und Hag gewöhnt; verschwinden sie aus seiner Heimat, so gehn mit ihnen die besten Züge aus seinem Charakter fort. Milieuveränderung zieht Charakterver-

änderung nach sich; wie der Boden, so der Baum, wie der Boden, so der Bauer. Ändert sich das Land, wird der Landmann ein anderer, und die erste Folge einer Umänderung des bäuerlichen Charakters wird der Gang zur Freizügigkeit sein.

Ein freizügiges Bauertum aber ist ein Unding. Durch Kauf und Verkauf kommt kein Bauernstand in die Höhe, nur durch die unablässige Arbeit langer Reihen von Geschlechtern und durch eine Überlieferung, die dem jeweiligen Bauern das Gefühl einimpft, er sei nicht bloß ein verantwortungsloser Inhaber einer privaten Sache, sondern der verantwortliche Verwalter eines ihm anvertrauten Familien-erbes. Sehr bezeichnend für diese Anschauung ist die Tatsache, daß sich in den Gegenden mit urwüchsigem Bauertum der Bauer nach dem Hofe nennt, während dort, wo die Verhältnisse schon modernisiert sind, der Hof nach dem Inhaber benannt wird, ein Zeichen, daß der Grundbesitz schon als rein persönliche Sache aufgefaßt wird, nicht mehr als ein unveräußerliches Familienerbe. Je mehr aber diese Auffassung gilt, je fester der Bauer an der Scholle klebt, je schwerer er von ihr loskommen kann, um so besser für das Land; mag sich auch der einzelne Mann in Not und Sorge plagen sein Leben lang, niemals zum freien Aufatmen kommen, seine Mühen schaffen seinem Volke feste Werte. Ein Volk ohne festhaften Bauernstand ist kein Volk, es ist eine Handelsgesellschaft, ein Geschäftsunternehmen, eine Betriebsgenossenschaft oder so etwas ähnliches, die von jeder handelspolitischen Konjunktur in ihrer Existenz beeinflusst wird. Ein Volk mit schollenfässigem Bauertum aber ist etwas Unzerstörbares.

Damit nun der Bauernstand fest in seinen Schuhen stehe, darf man ihm nicht das Gefühl der historischen Verknüpfung mit seinem Grund und Boden nehmen, und das tut man, wenn die Landschaft von heute auf morgen ein anderes Gesicht erhält. So freudig deshalb auch die Bestrebungen zum Schutz der Naturdenkmäler zu begrüßen sind, so genügen die bis jetzt abgegrenzten Ziele noch lange nicht. Nicht nur schöne Bäume, seltene Holzarten und interessante Bestände und Felsgruppen sind zu schützen, sondern jeder Landschaft ist nach Möglichkeit ihr Aussehen zu bewahren, und bei allen das Aussehen der Landschaft stark beeinträchtigenden Veränderungen sollten die Aufsichtsbehörden ihren Einfluß dahin geltend machen, daß dort, wo es möglich ist, das ursprüngliche landschaftliche Bild unangetastet und der Bauer vor der Schwächung seiner eignen Gesundheit bewahrt bleiben.

Hannover

Hermann Löns

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilsb. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Forman gegen Schnupfen

DOSE 30 Pfg.

Ärztlicherseits vielfach als ideales
Schnupfenmittel bezeichnet.
Wirkung frappant. In allen Apotheken.

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 8

Ausgegeben am 23. Februar 1905

Inhalt:

	Seit
Vom bankrotten Strafvolkzug	413
Die magyarische Frage. Von Julius Pagelt in Wien	424
Ein deutscher Professor	431
Erinnerungen einer Lehrerin (Fortsetzung)	438
Ein Brief aus trüber Zeit. Von H. Robolski in Halle a S. (Schluß)	445
Im alten Brüssel. Von Clara Hohrath. 20—23 Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichs- philosophische Schriften — Goethes Mutter in ihren Briefen — Die Legende von der schönen Galiana in Viterbo	454 461

Dr. Wilh. Grunow
Leipzig



H. W. Schöttler,



Cigarrenfabrik.

Lager: Leipzig, Weststr. 31/33. Lager: Hamburg, Vorsetzen 49.



Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptproletliste gratis und franko.



La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.
Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.
Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Dr. Adolf Pfannenstiel
Heidelbeer-Punsch $\frac{1}{2}$ Fl. 1.30
 $\frac{1}{4}$ Fl. 2.50
Postkoll. M. 5.50 enth. zwei $\frac{1}{4}$ oder vier $\frac{1}{2}$ Fl., berücht durch seine hygienischen Vorzüge und seine Bekömmlichkeit, attestiert durch viele freiwillige Anerkennungen v. Ärzten und Laien. Erhältlich in allen ersten Geschäften der Branche, wo nicht, direkt durch „Heidelbeerweinkellerei Regenstauf“ in Regenstauf.

Kanarienfänger u. preisgekr. Stamm
Gayer: (fangt richtig!) in best. langen, tiefen Weisungen, (Sibirien, Amur, Ost-Sibirien, etc.)
Nisten, 8, 8, 10, 12, 15, 20 etc. u. höher, 2-3 Wochen
8 Tage Grabzeit. Garantie: Meer, geführte
Antarkt. Südweiden 2 u. 3 etc. Preisliste
gratis. Katalog 50 St. Ostermaier.
Brühl's Kanarienzucht,
Adolfshofstraße 41.



JLSE
BRIKET
Produktion
63000 Waggon



Vom bankrotten Strafvollzug

S ist jetzt Mode geworden, nach dem Vorgang eines bekannten Rechtslehrers vom Bankrott des Strafvollzugs zu sprechen. Daß er am Ende seines Kredits angekommen sei, und man ihm nicht mehr über den Weg traue, das hören wir alle Tage. Selten, daß jemand ihm noch einiges Verdienst zugesteht, oder daß er sich darauf besinnt, welche Summe von Mühe und Arbeit, von geduldiger Hingebung an einen ernsten, von wenig Freude überschienenen Beruf doch eigentlich hinter feiner Mauern geleistet werden muß.

Forcht man nun danach, was denn dem Strafvollzug hauptsächlich vorgeworfen wird, und in welcher Weise man ihn verbessert und umgestaltet haben möchte, dann teilen sich die vorher so einigen Fähnlein der Angreifer und rücken zuweilen beträchtlich voneinander ab. Wir sehen die Vertreter der alten Kriminalistenschule um ihr ehrwürdiges Banner geschart. Gerechtigkeit, Vergeltung, Abschreckung, das sind Schlagworte, an die sie glauben, trotz aller Kritik, die daran geübt worden ist. Und wird auch ihr Anhang kleiner, so tragen sie ihr Banner doch noch immer mit dem Stolz und dem Überlegenheitsgefühl der Zeiten, wo sie in der Übermacht waren. Neben ihnen sehen wir den größern Heerhaufen der Modernen, um den Zweckgedanken in der Strafe geeinigt und gleichwohl in mancherlei Gruppen geteilt, deren jede ihr besonderes Kennwort hat, je nach dem Zweck, den sie in der Strafe vornehmlich zu verfolgen strebt. Und endlich sehen wir noch eine große Menge, die ohne ein eigentliches kriminalpolitisches Programm zu haben, sich dennoch eifrig am Kampf beteiligt, durch irgendeine schlimme Tat entriestet und aus der Ruhe aufgerüttelt, oder von irgendeiner Schilderung des Gefangenenlebens gerührt und zu mitleidiger Teilnahme aufgeweckt. Wir hören also auf der einen Seite Worte wie Verzärtelung, Verhättselung, Humanitätsdünkel und auf der andern Seite die Worte Barbarei und Menschenvernichtung. Zuletzt, wenn wir uns alle die verschiednen Klagen und Forderungen haben durch den Sinn gehn lassen, will es uns scheinen, als ob sie sich vielfach widersprächen, als ob der eine forderte, was der andre verwürfe, und endlich kommt es uns so vor, als ob man zwar immerfort vom Strafvollzug spräche, in Wahrheit ihn aber öfters gar nicht meine, oder daß man zum wenigsten nicht an ihn allein denke.

Die öffentliche Meinung wird abgesehen von den gelegentlichen Erregungen der Volksseele durch irgendein schweres Verbrechen, das plötzlich unheimliche, sonst gnädig verhüllte Tiefen des menschlichen Daseins entschleiert hat, hauptsächlich durch die Beobachtung der ständig wachsenden Kriminalitätszahlen gegen den Strafvollzug alarmiert. Man sagt sich: Der Staat gibt Unsummen aus für den Bau und die Verwaltung seiner Gefangenenanstalten, und wir haben das Geld herzlich gern hingegeben, denn wir hofften, daß sich diese Summen recht gut verzinsen würden. Aber nun sehen wir, daß wir umsonst gehofft haben, das Verbrechen nimmt trotz aller neuen und alten Gefängnisse nicht ab, geschweige denn, daß es verschwinde. Es liegt also am Tage, daß der Strafvollzug unfähig ist zu leisten, was man von ihm erwartet, und daß er also, will er ehrlich sein, erklären muß, bankrott geworden zu sein — es wohl immer gewesen zu sein.

Muß er das wirklich tun?

Es ist einer der Leitsätze der internationalen kriminalistischen Vereinigung: Die Strafe ist eins der Mittel zur Bekämpfung des Verbrechens, aber sie ist nicht das einzige, sie ist insbesondre nicht das wirksamste Mittel. Hiernach stünde die Angelegenheit doch so, daß die Strafe immerhin in ihrem Bereich wirkungsvoll gewesen sein und sich durchaus bewährt haben könnte, der üble Ausgang des ganzen Feldzugs gegen das Verbrechen aber darauf zurückgeführt werden müßte, daß die andern in Betracht kommenden Mittel entweder schlecht oder überhaupt nicht angewandt worden wären. Die Torheit des Geredes von der Wirkungslosigkeit der Strafe würde durch ihre zeitweilige Suspension auch dem ungläubigsten offenbar werden. Schlagen wir aber auch ihre Wirksamkeit noch so gering an, so ist es doch eine Unbilligkeit, das Wachsen der Kriminalität ganz einfach der Strafrechtspflege zur Last zu legen, und es geht jedenfalls nicht an, ihr allein die Schuld aufzubürden.

Aber nehmen wir einmal an, sie hätte wirklich versagt, so müßte man bei ihr dreierlei unterscheiden, das Gesetz, den Richterpruch und schließlich den Strafvollzug. Bevor wir also alle Schalen des Jorns über den Strafvollzug ausgöffen, müßte ja wohl um der Gerechtigkeit willen festgestellt werden, ob sich die beiden andern, Gesetz und Richterpruch, als tabellos und einwandfrei erweisen hätten.

Wie verhält es sich nun aber? Wir hören ja doch vielfach über das Strafgesetz abschprechend urteilen, und die leidige Gewohnheit unsrer Tage, seiner Unzufriedenheit jedesmal in Kassandrarußen düsterster Art Luft zu machen, macht keineswegs vor dem Strafgesetz halt. Wir hören vielmehr auch von einem Bankrott des Strafgesetzes, ja von einem Bankrott der stolzen Rechtswissenschaft, sodas also der bankrotte Strafvollzug jedenfalls in einer angesehenen Gesellschaft sein würde. Die Unzufriedenheit mit dem Strafgesetz richtet sich nun nicht bloß gegen einzelne seiner Paragraphen oder gegen einzelne Teile, sondern es werden prinzipielle Einwände erhoben. Sogar Einwände wie dieser: das Gesetz vergifte, indem es die Freiheitsstrafen unterschiedlos auf moralisch verwerfliche und moralisch indifferente Handlungen anwende, das Rechtsbewußtsein des Volks in Grund und Boden. Das wäre also eine Brunnenvergiftung in großem Stile! Kann man einer Einrichtung ärgeres

nachreden, die in der Erscheinungen Flucht angeblich das Wesen der Gerechtigkeit verkörpern, das Rechtsgefühl läutern, verfeinern und stärken will? Wir müssen dem Vorwurf Glauben schenken, da er nicht im Überschwang einer wilden Agitation erhoben worden ist, sondern einst von einem Lehrer der Rechtswissenschaft, von Professor Frank, in einem Wort zur Verständigung, also in ruhiger maßvoller Kritik ausgesprochen worden ist. Bewahrheitet er sich aber, dann muß die Schuld an dem unerwünschten Ausgang des seitherigen Kampfes gegen das Verbrechen zum großen Teil auf das Konto des Strafgesetzes überschrieben werden.

Und wie steht es mit dem Richterspruch? Ich für meine Person zweifle nicht daran, daß Recht und Gerechtigkeit heute wie jemals treu, redlich und mit aller möglichen Unbefangtheit verwaltet werden, aber ich bezweifle es natürlich auch nicht, daß der Richter, dem Menschliches ebensowenig fremd ist wie uns andern, in seinem Urteil, in dessen Voraussetzungen und Absichten irren könne, und nicht selten wirklich irre, und daß er auch auf der sella curulis inmitten der menschlichen Beschränktheit sitzen bleibe. Die Grenzboten haben, um nur eins zu erwähnen, vor einiger Zeit einen beachtenswerten Aufsatz über das Strafmaß gebracht, worin unter anderm gezeigt wurde, von welchen zufälligen Erwägungen die Feststellung des Strafmaßes abhängt, wie dabei Unwissenheit, Unklarheit und allerlei subjektive Ansichten ihre Rolle spielen, und also das richterliche Urteil wohl in den allermeisten Fällen als der Niederschlag einer ernststen und gewissenhaften Überlegung angesehen werden dürfe, noch lange aber nicht als die Enthüllung der fehlerlosen göttlichen Gerechtigkeit. Auch die Strätümer in der Rechtsprechung mit ihren oft verhängnisvollen, zuweilen die Richtung der ganzen Zukunft eines Menschen, ja der einer ganzen Familie bestimmenden Folgen müssen also berücksichtigt werden.

Und nun der Strafvollzug. Seine Fehler sollen nicht vertuscht, und wo er sündigt, soll es nicht verheimlicht werden. Indem der Staat Menschen auf Monate und Jahre in seine Verwahrung nimmt, legt er sich in der Tat eine Verantwortung auf, wie sie schwerer nicht gedacht werden kann, und es muß ihm also nur willkommen sein, wenn die ernste Angelegenheit immerfort mit ernster Aufmerksamkeit geprüft wird. Eine rege und fleißige Literatur hat sich denn auch unausgesetzt mit dem Studium des Gefängniswesens, der Aufdeckung von Fehlern und mit Vorschlägen zur Besserung des Strafvollzugs beschäftigt. Wer die jetzt in überraschender Fülle emporstiehenden Betrachtungen des Strafvollzugs überschaut, der kann nach dem Aufsehen, das diese Publikationen machen, oder das sie gern machen wollen, auf den Gedanken geraten, es würden hier ganz neue Wahrheiten verkündigt, und über ein bisher in Dunkelheit gehaltenes Gebiet ergösse sich ein Strom von neuem Licht. Aber neue Wahrheiten werden nur selten gefunden, und auch auf dieser neuentdeckten Wiese blüht ihrer wohl kaum eine, die nicht schon früher gefunden und beschrieben worden wäre. Sehr viel von dem, was jetzt mit Emphase und zuweilen mit sehr wichtiger Miene vorgetragen wird, gehört zu den elementarsten Wahrheiten der Gefängnisfunde.

Es soll hiernit keineswegs gegen eine gewisse Literatur geeifert werden, die ihr Material aus den Mitteilungen der ehemaligen Gefangenen entnimmt.

Jeder hat das Recht, zu sagen, was er für gut und für richtig hält, und es zu verantworten. Wenn einer das Loß gehabt hat, die Wirkung der Strafe an sich selbst zu erproben, so ist es natürlich, daß er sich über die Sache Gedanken macht, und wenn er das Bedürfnis haben sollte, sich über seine Erfahrungen öffentlich zu äußern, so kann man ihm das ebensowenig verübeln, wie man sich verwundern darf, wenn seine Betrachtungen etwas grobkörnig ausfallen. Betrachtet insbesondre ein ernster Mann mit traurigem Auge seine Schicksale, und erwägt er, was an ihm getan worden ist, und was vielleicht an ihm hätte getan werden können, so werde ich ihm immer mit herzlicher Teilnahme zuhören, und auch da, wo ich ihm nicht zustimmen kann, wo ich überzeugt bin, daß er die Dinge auf den Kopf stellt, daß er falsch oder einseitig schildert, wird mir dennoch, was er sagt, allerlei zu denken und zu überlegen geben. Nur soll man nicht meinen, die mit der Strafvollstreckung und mit der Leitung des Strafvollzugs betrauten Personen wären bisher mit Blindheit durch ihre Welt gewandert, oder es sei ihnen daran gelegen, die Fehler des Strafvollzugs zu erhalten. Wer die Gefängnisliteratur kennt, der muß es wissen, daß es niemals an Mut gefehlt hat, Irrtümer und Fehler aufzudecken, und daß die Erkenntnis des rechten Wegs niemals verloren gegangen ist. Und wer in der Lage war, das Gefängnis in seinem Wandel durch eine längere Zeit hin mit eignen Augen zu beobachten, der wird sich der Anerkennung nicht entziehen können, daß namentlich in den letzten Jahren viel getan und nicht wenig von dem, was die Alten erstrebt und wofür sie gekämpft haben, erreicht worden ist.

Natürlich kann und muß noch viel mehr getan werden, wir haben das Ziel der Reform noch lange nicht erreicht. Die Strafe soll den widerstrebenden Willen beugen, sie muß unter Umständen brechen und vernichten, aber sie soll nicht zerbrechen, was lebensfähig und lebenswert, und sie soll nicht vernichten, was sie zu retten und wieder zu gewinnen vermag. Sie soll streng sein, aber human, ernst, aber gütig. Von welcher Bedeutung ist es deshalb, daß die Personen, denen eine so große Macht über andre anvertraut worden ist, ihrer Aufgabe gewachsen sind, kluge und einsichtsvolle Menschen, die das Bestreben haben, ihren Beruf gerecht und in der Liebe auszuüben, die allein den Schlüssel zum Verständnis anderer empfangen hat. Und von welcher Wichtigkeit ist es, daß die Einrichtungen der Anstalten den Normen entsprechen, die im langen Streit der Meinungen als der feste Boden, auf dem man weiter bauen kann, gewonnen worden sind. Aber wie schwer auch ist das alles zu erreichen! Wundern wir uns sonst nicht übermäßig, wenn unzweifelhafte Wahrheiten nicht mit einemmal durchbringen, sondern erst langsam zum Besitz vieler werden, so dürfen wir auch nicht in Erstaunen geraten, wenn die neue Richtung im Strafvollzug einer gewissen Zeit bedarf, bis sie sich das Personal herangebildet hat, dessen sie zur Bewirkung eines zweckvollen Strafvollzugs nun einmal nicht entbehren kann. Und was nun die äußern Einrichtungen der Anstalten angeht, so ist es ja nicht unbekannt, welche Schwierigkeiten sich der planmäßigen Durchführung der als richtig erkannten Grundsätze entgegengestellt haben, obwohl in Preußen König Friedrich Wilhelm der Vierte selber, von innerster

Teilnahme für das Gefängniswesen ergriffen, die Förderung des großen Werkes in die Hand genommen hatte. Die Ungunst der Zeiten, das Gewicht anderer die Kräfte des Volks in Anspruch nehmender Aufgaben, dazu auch allerlei Prinzipienstreite unter den Reformern, politische und religiöse Differenzen legten sich lähmend auf das Werk und bewirkten, daß größere Entwürfe aufgegeben oder einstweilen in der Erwartung günstigerer Tage zurückgestellt werden mußten. Erst in den Friedensjahren nach 1870 durfte man es unternehmen, das Programm des Königs wieder hervorzuholen, und seitdem ist die Verbesserung der Gefängniseinrichtungen nach festem Plan unausgesetzt verfolgt worden. Es würde zu weit führen, hier zu zeigen, welche Anstalten neu errichtet und in welcher Weise die älteren, aus vergangenen Zeiten übernommenen Strafhäuser bisher Bauveränderungen unterzogen worden sind. Wer sich darüber unterrichten will, der findet in dem großen Werk von Dr. Krohne und Ueber „Die Strajanstalten und Gefängnisse in Preußen“ sowohl einen ausführlichen Bericht wie auch die Pläne der einzelnen Anstalten. Hiernach muß also vieles, was dem Strafvollzug zum Vorwurf gemacht wird, auf die Rechnung früherer Zeiten gesetzt werden, deren Schulden ja doch nicht mit einemmal abgetragen werden konnten, andres aber hängt mit der Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen zusammen. Wo aber Fehler begangen worden sind, die man nicht mit dem Hinweis auf die force majeure zu entschuldigen vermag, da werden wir es ganz gewiß bedauern und verurteilen, und nicht am wenigsten werden es die bedauern und verurteilen, die sich um die Verbesserung des Strafvollzugs ihr Leben lang mit Wort und Tat bemüht haben.

Für die Bewegung der Kriminalitätszahlen kann jedoch der Strafvollzug nur mit der gehörigen Einschränkung verantwortlich gemacht werden, da er ja, wie schon gezeigt worden ist, innerhalb der Strafrechtspflege ungefähr dieselbe Stelle einnimmt, wie die Strafe unter den Mitteln zur Bekämpfung des Verbrechens, also jedenfalls nicht die erste und wichtigste. Der Strafvollzug führt aus, was das Gesetz und der auf diesem ruhende Richterspruch anordnen, und er führt das so aus, wie es das Gesetz vorschreibt. Wünscht man Änderungen, hält man es zum Beispiel für geboten, eine deutlichere Differenzierung der Strafen zu schaffen, so muß man sich an die Gesetzgebung wenden. Jede Änderung, die der Strafe zu einem größern Erfolg verhilft, wird von den mit der Vollstreckung von Strafen betrauten Personen jedenfalls mit Freuden begrüßt werden. Die Hoffnung aber, die in einem Aufsatz der Preussischen Jahrbücher ausgesprochen worden ist, nachdem gewisse Veränderungen in der Leitung des Gefängniswesens vorgenommen worden wären, würde das langersehnte Strafvollzugsgesetz kommen, und dann der Feind, das Verbrechen geschlagen werden, diese Hoffnung werden sie schwerlich teilen, sondern sie für einen schönen Traum nehmen.

Wir dürfen vielleicht diesem Aufsatz hier noch ein wenig nachgehn. Nicht um ihn zu widerlegen, was ganz überflüssig wäre, da dies, wenigstens soweit sich seine Ausführungen auf bestimmte Tatsachen beziehen, schon in den Preussischen Jahrbüchern selbst geschehn ist. Der Aufsatz hat vielmehr hauptsächlich den

Wert eines Stimmungsbildes, er zeigt uns das Strafwesen aus der Perspektive der alten Kriminalistenschule, und es ist also nicht uninteressant zu sehen, aus welcher Ursache man in diesen Kreisen den angeblichen Ruin des Strafvollzugs herleitet, und durch welches Mittel man seine Sanierung herbeizuführen meint.

Im Unterschied von der neuen Kriminalistenschule, deren Augenmerk vorzüglich der Person des Verbrechers gilt, geht die alte Schule von der Straftat aus. Diese hat das Gesetz verletzt, zur Erhaltung der Heiligkeit des Gesetzes ist darum eine Reaktion geboten, die Strafe, deren Schwere möglichst genau der Schwere der Straftat anzupassen ist. Wir wollen uns hier nicht mit den Straftheorien auseinandersetzen, es ist ja in den Grenzboten oft davon die Rede gewesen, und in dem oben erwähnten Aufsatz über das Strafmaß kann, wer da Lust hat, nachlesen, wie schwierig es ist, ein redliches Verhältnis zwischen Straftat und Strafübel herzustellen, und zu wie verschiedenen Ergebnissen die Rechnung führen kann. Es bleibe jedoch dieser Punkt auf sich beruhen, da zugegeben werden muß, daß es auch nicht leicht ist, die Person des Täters richtig zu beurteilen. Sieht man in der Strafe den Ausfluß aus dem lautern Wort einer ewigen Gerechtigkeit, dann wird einem selbstverständlich darum zu tun sein, daß sie beim Weiterfließen durch das menschliche Wesen in ihrer ursprünglichen Reinheit möglichst bewahrt und also vor der Trübung durch Gedanken und Absichten, die ihr im Grunde fremd sind, möglichst geschützt bleibe. Ist das geschehen? Nein, wird vom Standpunkt der alten Schule geantwortet, das ist nicht geschehen. Es hat sich vielmehr im Laufe der Zeiten ein Gedanke in den Strafvollzug eingeschlichen, der das Wesen der Strafe merkbar verändert hat, das ist der Erziehungsgedanke. Der Beamte des Strafvollzugs will heutzutage nicht mehr ein einfacher Kerkermeister sein, er will erziehend wirken, oder wenn er für seine Person ohne pädagogische Neigungen und Gaben sein sollte, so wünscht er doch, daß der Geist des Strafvollzugs im großen und ganzen erziehend wirke. Das ist aber verkehrt, denn der Strafanstaltsbeamte ist kein Pädagog, er ist Vollstrecker einer Strafe, er hat ein Übel zuzufügen, wie der Soldat im Krieg. Aber freilich, er findet in seinen verkehrten Anschauungen eine Stütze in der neuen Kriminalistenschule, die auch die Besserung der Verbetterlichen als den Zweck, ja als den gebotenen Abschluß der Strafe bezeichnet.

Also der Erziehungsgedanke ist der Fremdling im Strafvollzug, der die Strafe um ihre Wirkung bringt, und das ganze Streben der Gefängnisreformer, das Hineintragen christlicher Gedanken in die Strafverbüßung ist also eine Verirrung gewesen. Um wieder zurecht zu kommen und den reinen Charakter der Strafe wieder herauszufinden, müßten wir etwa wieder zu den Anschauungen der Karolina zurückkehren, die von dem Erziehungsgedanken ganz sicher noch in keiner Weise beeinflusst worden sind.

Wie ist es dann aber möglich gewesen, daß sich dieser fremde Gedanke in den Strafvollzug hat einschleichen können? Hier haben wir die Erklärung: in Preußen teilen sich in die Leitung des Gefängniswesens das Justizministerium, unter das die meisten Gefängnisse gestellt sind, und das Ministerium des Innern, zu dessen Ressort die Zuchthäuser sowie zwanzig größere Gefängnisse und sechs- undfünfzig Kantongefängnisse in der Rheinprovinz gehören. Nun liegen die

Aufgaben des Ministeriums des Innern im Kampf gegen das Verbrechen sonst auf dem Gebiete der Präventive, der Verhinderung von Verbrechen, darum lag es nahe, daß mit dem Augenblick, wo ihm ein Einfluß auf die Strafvollziehung eingeräumt wurde, die Präventivegedanken auch in das Reich der Repressive hinüberströmen mußten, und in der That hat es denn auch der Dezerent für das Gefängniswesen in diesem Ministerium, Dr. Krohne, laut und öffentlich verkündigt: Wir verfolgen einen pädagogischen Zweck, wir wollen erziehen. Dem gegenüber erklärt die alte Kriminalistenschule: Ist die Tätigkeit der Präventive, des Ressorts des Innern und der übrigen für die Verbrechensverhinderung in Frage kommenden Mittel, der Familie, der Schule und der Kirche, erfolglos geblieben, dann gilt es dem alten Erfahrungssatz: Böse Beispiele verderben gute Sitten, die Spitzen abzubrechen. Das erreicht man nur durch eine Bestrafung, nicht durch Wohlthaten, die man dem Verbrecher aus Anlaß seines Verbrechens erweist, durch seine Erziehung und Besserung, durch seine Aufnahme in ein Pädagogium.

Selbstverständlich ist der Erziehungsgedanke nicht erst durch das preußische Ministerium des Innern in die Strafe hineingekommen. Daß sich die Strafe auf jener Gefinnung aufbauen müsse, die retten und nicht verderben will, ist eine biblische Lehre, und auch aus dem griechischen Altertum wird uns als Quintessenz der Platonischen Auffassung von der Strafe der Satz überliefert: Nemo prudens punit, quia peccatum est, sed ne peccetur, ein Wort, dessen erschöpfende Deutung sicherlich nicht durch den Hinweis auf das Abschreckende der Strafe gegeben wird. Aber so alt die Erkenntnis des sittlichen Grundes und Zweckes der Strafe ist, in das Strafrecht ist der Erziehungsgedanke allerdings sehr spät eingedrungen. Dieses stand jahrhundertlang auch in den christlichen Ländern nur für den Gedanken der Repressive offen. Lange bevor jedoch das Ministerium des Innern Gelegenheit nehmen konnte, dem Präventivegedanken in den ihm unterstellten Anstalten die Tore zu öffnen, fängt der Erziehungsgedanke denn doch an, sich zu entfalten und das Strafverfahren zu beeinflussen. Im Jahre 1595 wurde der Bau des Amsterdamer Zuchthauses vollendet, das dem Zweck dienen sollte, Bagabunden, Übeltäter, Spitzbuben und dergleichen zur Bücktigung einzusperrten, sie arbeiten zu lassen, und zwar so lange, als es die Schöffen nach ihren Vergeh'n für angemessen hielten. Die Gefangnen sollten zu einem fleißigen und arbeitsamen Leben angehalten und erzogen werden, Seelsorge und Unterricht sollten ihren Geist zum Guten hinlenken. Die Bewahrung im Zuchthaus aber sollte nicht mehr als entehrende Strafe gelten, da man ja den Eintritt in das bürgerliche Leben nicht hindern, ihn vielmehr wozu möglich durch Besserung der Züchtlinge befördern wollte. So trug denn auch dieses erste Wahrzeichen der neuen Zeit im Strafvollzug die schöne Inschrift: Fürchte dich nicht! Ich räche nicht Böses, sondern zwinge zum Guten. Hart ist meine Hand, aber liebreich mein Gemüt.

Hier haben wir also eine entschiedne Absage an die Abschreckungs- und Vergeltungstheorie, und eine deutliche Hervorhebung des Präventivegedankens, der Erziehungsidee. Das Amsterdamer Zuchthaus aber erregte weithin Staunen und Bewunderung, man sah nun, daß unter dem neuen Besserungszweck die

Strafe als Übel durchaus nicht litt, die Zuchthausstrafe vielmehr auch eine ganz hervorragend abschreckende Wirkung entfaltete. So kommt denn Hippel, dessen Beiträgen zur Geschichte der Freiheitsstrafe diese Mitteilungen über das Amsterdamer Zuchthaus entnommen sind, zu folgendem Ergebnis: Dieselbe Art des Strafvollzugs, die der Verbrecher als Übel empfand, diente dazu, durch Gewöhnung an Ordnung und Arbeit, durch Einwirkung auf seine sittlichen Eigenschaften bessernde Einflüsse an ihn heranzubringen und so einen fördernden Einfluß auf eine spätere ehrliche Existenz in der Freiheit auszuüben. Der größte Fortschritt der letzten Jahrhunderte auf dem Gebiet des Strafwesens, der Erlaß der Leibes- und der Lebensstrafen durch die Freiheitsstrafe, charakterisiert sich danach als der Sieg eines Strafmittels, das in früher ungehämtem Umfang die Zwecke der Spezialprävention zu fördern und mit denen der Generalprävention zu vereinigen verstand. Diese geschichtliche Tatsache bezeichnet nach meiner Überzeugung zugleich das kriminalpolitische Programm der Zukunft.

Seitdem der Erziehungsgedanke einmal in der Strafe Eingang gefunden hatte, hat er seinen Weg durch das Gefängniswesen aller Kulturstaaten genommen, und niemand wird ihn wieder zurückdrängen können. Wer ihn heute noch als einen fremdbartigen Gedanken ansieht, der muß sich folgerichtig nach jenen Zeiten zurücksehnen, wo der Repressivgedanke allein herrschte, und Galgen, Pfahl und Wippe das Wahrzeichen der Gerichtsbarkeit waren, nicht gerade zur Ehre und nicht einmal zum Nutzen der Menschheit.

Vielleicht soll dem Ministerium des Innern aber nur der Vorwurf gemacht werden, daß es dem Erziehungsgedanken einen allzuweiten Spielraum gewährt habe. Die Klage, daß man dem Gefangenen aus Anlaß seines Verbrechens die Wohlthat seiner Besserung und Erziehung zuwenden möchte, kulminiert denn auch in dem Ausdruck Pädagogium. Ein Pädagogium! Sollten wirklich so extravagante Pläne bestehen? Es ist ja bekannt, daß der Dezernent für das Gefängniswesen im Ministerium des Innern den Erziehungsgedanken energisch vertritt, aber die mitgeteilte Äußerung berechtigt gewiß noch nicht zu einer Befürchtung. Schlagen wir also in seinem Lehrbuch der Gefängnistunde nach. Dort spricht sich Krohne über diesen Punkt folgendermaßen aus: Die Freiheitsstrafe muß eine ernste unerbittliche Beschränkung der Freiheit enthalten und dem davon Betroffenen als ein Zwang, als eine Beugung unter die Autorität des Staats fühlbar werden, sodas ihm die eigne Ohnmacht gegenüber der Vollmacht des Staates zum Bewußtsein kommt. In diesem ersten Zwange ist das Strafleid des Verurteilten besaßt; was darüber hinausgeht, ist rohe Mißhandlung, die mit dem sittlichen Grunde der Strafe in Widerspruch tritt. Aber weiterhin ist die Freiheitsstrafe so zu gestalten, daß der Rechtsbrecher, der entweder nicht gelernt oder verlernt hat, seine Freiheit im Staatsleben richtig zu gebrauchen, zum rechten Gebrauch der Freiheit erzogen werde. Ganz im Einklang mit den hier vorgetragenen Gedanken heißt es in der Dienstordnung, die die offizielle Auffassung wiedergibt: Durch den Vollzug der Freiheitsstrafe soll der Verurteilte unter die Rechtsordnung gebeugt, zu deren Achtung gebracht, sittlich gebessert und zu einem geordneten gesetzmäßigen Leben nach seiner Entlassung erzogen werden. Man darf also wohl annehmen, daß die Einrichtung von Pädagogien

vorläufig und auch in aller Zukunft nicht Gegenstand der Sehnsucht ist, und überhaupt hochfliegende Bildungspläne nicht in der Luft liegen.

Es ist wahr, daß in der Verwaltung des Innern der erziehende Zweck der Strafe von jeher mit besonderem Nachdruck betont worden ist. Wo aber sind die Beweise dafür, daß sie ihm einen weitem Spielraum gegeben habe, als es sich mit dem Ernst und der Strenge der Strafe verträgt? Es sind in der letzten Zeit einige Bücher über den Strafvollzug erschienen, die Aufsehen gemacht haben, weil sie von ehemaligen Gefangnen geschrieben worden sind. Mag man von diesen Büchern denken, was man will, jedenfalls beweisen sie, daß es auch im modernen Strafvollzug keineswegs an der Repressive mangelt. Sicher hat das Gefängnis für zahlreiche Menschen alles Schreckliche verloren. Sie leben in solchem Glend, in solchen Tiefen der Schmach und der Schande, in so viel Hunger und Kummer, daß ihnen das Gefängnisleben als eine wahre Ferienzeit erscheinen muß, vorausgesetzt, daß die Ferien nicht allzulange dauern. Was soll man aber dagegen tun? Der Strafanstaltsbeamte hat ein Übel zuzufügen wie der Soldat im Kriege. Soll man also die Leute vernichten? Soll man sie in noch größern Jammer hinunter drücken? Verschärfung der Haft, Hungertost, hartes Lager, Prügel und andre beliebte Worte werden wohl leicht hier gesprochen und erscheinen einem wohl in Augenblicken der Entrüstung über irgendeine Tat als eine angemessene Reaktion der Staatsgewalt. Gegenüber den meisten geringern Gesetzesübertretungen bedeuten sie aber eine übermäßige und dazu völlig zwecklose Härte. Gelingt es, diese Leute aus der Welt des Verbrechens zu retten, dann geschieht es durch andre Mittel. Eine längere Freiheitsstrafe aber ist immer ein tiefer, schmerzlicher und nicht selten lebensgefährlicher Eingriff in das Dasein eines menschlichen Wesens. Ein Stück seines Lebens zu verlieren, vielleicht die besten und schönsten Jahre, in seinem ganzen Willen unter einen fremden stärkern Willen gebunden zu sein, das ist ein Übel, mit dessen Härte auch der hadert, der im übrigen nicht daran zweifelt, den gerechten Lohn seiner Handlungen zu empfangen. Wie schwer die Strafe niederdrücken kann, das wissen die, die ihre Wirkung täglich an zahlreichen Menschen beobachten, und sie lassen sich auch nicht durch die Tatsache, daß viele Gefangne sehr schnell wieder rückfällig werden, in ihrer Meinung irre machen. Denn nicht darum fallen diese Personen dem Verbrechen so schnell wieder zum Opfer, weil sie die Strafe nicht als ein Übel empfunden hätten, sondern weil stärkere Triebe in ihnen mächtig gewesen sind als die guten Regungen und als die Schrecken der erlittenen und der zukünftigen Strafe. Auch wenn man es über sich gewönne, die Strafe noch schreckhafter zu vollziehen, so hart, daß, wie man zu sagen pflegt, den Leuten Hören und Sehen vergeht, so wäre es dennoch eine trügerische Hoffnung, erwartete man, daß sich der Verbrecher durch die Erinnerung an seine erlittenen Drangsale von der Begehung eines neuen Verbrechens zurückhalten ließe. Wirken dem Anreiz zu neuer Verschuldung nicht sittliche Kräfte entgegen, die Dämme, die eine abschreckende Strafe in der Seele eines Menschen aufzuschütten vermag, werden bald durchbrochen werden.

Wer die Klagen über den Dualismus in der Verwaltung des Gefängniswesens hört, der muß meinen, es baue sich der Strafvollzug in den Anstalten

des Justizministeriums auf ganz andern Grundsätzen auf als in den Anstalten des Innern. Das ist aber nicht der Fall, und es wäre jedenfalls nicht zulässig. Daß im Geltungsbereich desselben Strafgesetzbuchs auch Einheitlichkeit im Strafvollzug herrsche, zu diesem Zweck sind vom Bundesrat im Jahre 1897 Grundsätze aufgestellt und veröffentlicht worden, die für die Vollziehung der Strafen maßgebend sind, und nach denen sich also der Strafvollzug beider Verwaltungen einzurichten hat. Daß eine Anstalt genau dasselbe Bild gewähre wie die andre, das wird man ja wohl niemals erreichen, nicht einmal innerhalb derselben Verwaltung, da die äußere Gestalt der Anstalten und die Besonderheit der Beamten jederzeit Unterschiede hervorbringen werden. Aber einen Zwiespalt im Strafvollzug brauchen wir nicht zu haben. Durchblättern wir nun die Statistik der Justizverwaltung, dann sehen wir, daß auch in den Anstalten dieses Ressorts Seelsorge, Unterricht, ein Arbeitsbetrieb, eine Hausordnung und Einzelhaft, also alle Mittel, die in den Anstalten des Ministeriums des Innern der Erziehung dienen sollen, ebenfalls vorhanden sind. So ist der fremdartige Gedanke, der die Strafe angeblich um ihre Wirkung bringt, also auch in das Gebiet der Justiz eingebrungen und fängt an sich dort zu betätigen. Die Justizverwaltung ist freilich mit ihrem Heer kleiner und kleinster Gefängnisse in einer besonders schwierigen Lage, dem Erziehungsgedanken überall, und so wie man es wohl wünschen müßte, zum Leben zu verhelfen. Sie wird noch eine Weile zu tun haben, bis sie die Verschümnisse vergangener Tage wieder gut gemacht und ihre Einrichtungen überall und vollkommen auch nur den Grundsätzen des Bundesrats angepaßt haben wird. Wo aber die nötigen Einrichtungen vorhanden sind, und die geeigneten Personen zur Verfügung stehn, da denkt sie mit nichten daran, sich auf das öde Gebiet der Repressive zu beschränken, sondern ist gern bereit, in der Besserung der Verbeßerlichen das erwünschte und wahre, darum aber auch gebotne Ziel der Strafe anzuerkennen.

Es geht auch wirklich nicht anders. Der Verfasser des Aufsatzes, dessen Pfad wir hier und da gekreuzt haben, scheint auch selbst nicht an eine strenge Durchführung seines Programms zu denken, sondern gelangt zuletzt zu der überraschenden Wendung: Wenn erst die Grenzen zwischen beiden Ressorts richtig gezogen seien, mit andern Worten, wenn dem Ministerium des Innern sein Gebiet abgenommen sein würde, dann brauche man den Gedanken der Präventive nicht mehr abzuwehren, sondern könne ihm Eingang gewähren, allerdings nur soweit es der Gedanke der Repressive gestalte.

Also nun ist's mit einemmal möglich. Ich fühle keinerlei Bedürfnis, mir über die Art einer etwa künftig eintretenden anderweitigen Grenzregulierung den Kopf zu zerbrechen. Kommt aber der Tag einmal, wo über eine Änderung beraten wird, dann wird es sich zeigen, daß zwar gewichtige Gründe für die Übergabe des gesamten Gefängniswesens an das Justizministerium sprechen mögen, nicht weniger gewichtige aber auch für die gegenteilige Ansicht geltend gemacht werden können. Und daß die Entscheidung auch so, wie es die gegenteilige Ansicht verfißt, fallen kann, lehrt uns das Beispiel Frankreichs und Englands, die beide das Gefängniswesen dem Ministerium des Innern überwiesen haben. Seltsam aber mutet den, der die Geschichte des Gefängniswesens kennt, die

Erwartung an, daß nach Ausschaltung des Ministeriums des Innern der Strafvollzug bessere Erfolge haben werde. Es kann ihm ja nicht entgehen, daß die Geschichte der Gefängnisreform in Preußen im wesentlichen und wenigstens für einen langen und entscheidungsvollen Zeitraum nichts anderes ist als die Geschichte des Gefängniswesens unter der Verwaltung des Innern, daß diese Verwaltung das glänzende und weitausschauende Programm König Friedrich Wilhelms des Vierten in langen Jahren allein zu verwirklichen gestrebt hat, daß sie in der wissenschaftlichen Erforschung dieses dunkeln Gebiets wie in der praktischen Durchführung der als richtig erkannten Grundsätze von Anfang führend gewesen ist und die Führung auch bis zum heutigen Tage behalten hat.

Rein von der „Ausschaltung“ des Ministeriums des Innern aus der Leitung des Gefängniswesens können wir uns keine Vorteile versprechen, und am allerwenigsten erwarten wir von der Ausschaltung oder Einschränkung des Gedankens der Präventive eine Förderung des Kampfes gegen das Verbrechen. Wir sind vielmehr der Meinung, daß das, was man dem Strafvollzug mit Recht zur Last legen kann, hauptsächlich darauf beruht, daß der Erziehungsgedanke noch zu wenig zur Geltung gekommen ist, sei es, daß man ihn zeitweise außer acht gelassen hatte, oder daß man ihm äußerer Umstände halber noch keinen Einlaß gewähren konnte, oder daß man ihm aus prinzipiellen Gründen keinen Eingang gestatten wollte. Dennoch, auch wenn allenthalben die größte Vollkommenheit des Strafvollzugs erreicht worden wäre, dürften wir darum noch nicht erwarten, daß nun das Verbrechen geschlagen werden würde. So weit reicht die Macht des Strafvollzugs nicht. Ein wie kleines und begrenztes Gebiet es im Grunde ist, wofür man den Strafvollzug verantwortlich machen darf, das sollte man sich immer gegenwärtig halten, wenn man im Begriff steht, über sein Tun und seine Erfolge abzuurteilen.

Der Strafvollzug hat die erkannten Strafen ernst und nachdrücklich aber doch nicht härter zu vollziehen, als es die Absicht des Gesetzgebers war, der eine Freiheitsstrafe, nicht aber eine Leibesstrafe vollzogen haben will. Darum muß er für ausreichende Ernährung der Gefangenen und für die Vereithaltung gesunder Hafträume sowie für ärztliche Beobachtung und Pflege Sorge tragen. Aber auch auf das sittliche und das geistige Leben der Gefangenen erstreckt sich seine pflichtmäßige Sorge. Er sucht den Verkehr der Gefangenen untereinander, weil er erfahrungsmäßig zu bösen Folgen führt, zu hindern und bedient sich zu diesem Zweck vornehmlich der Einzelhaft. Den leeren Raum der Freiheitsstrafe aber füllt die tägliche Arbeit aus, die das Leben des Gefangenen mit erstem Zwang umspannt, andernteils ihm aber auch ein Segen und ein Trost ist, ohne den er vergehen und verderben würde. Durch den Unterricht, die Lektüre und die Besuche der Beamten wird versucht, den Geist der Gefangenen lebendig zu halten und ihm gute und heilsame Gedanken zuzuführen. Dem dienen auch die Seelsorge und der Gottesdienst, die den Gefangenen zugleich an das kirchliche Leben seines Volkes anschließen und ihm dieselben Quellen eröffnen, die dort fließen, es ihm überlassend, ob er daraus schöpfen will. Mehr kann der Strafvollzug nicht tun. Wenn er der Familie des Gefangenen und ihm selbst vor

der Entlassung aus der Strafe auch noch die Fürsorge der Gesellschaft zuzuwenden versucht, so geht er eigentlich schon über seinen Kreis hinaus.

Seine eignen Verpflichtungen muß er bereitwilligst übernehmen, und wer seine Vergangenheit und seine Wandlungen kennt, der weiß auch, daß er dazu willig ist und immerfort bemüht gewesen ist, zu lernen, seine Aufgaben tiefer zu erfassen und sie besser zu erfüllen. Soll er aber nun über seine Grenzen hinaus die Verantwortung tragen und auch für das einstehn, was anderwärts verfehlt oder veräußt worden ist, dann muß er resignieren. Er wird diese Verantwortung ablehnen. Hält es jemand dennoch für recht, sie ihm aufzulasten und von ihm die Bezahlung der Schulden, die ganz andre Stellen angehn, zu fordern, dann ist die Sache ja entschieden. Dann haben wir eben einen bankrotten Strafvollzug.



Die magyarische Frage

Von Julius Pagelt in Wien



osuzagen über Nacht ist die Öffentlichkeit zu der Einsicht gekommen, daß es eine magyarische Frage gibt. Wagte vordem ein Borwitziger davon zu sprechen, so wurde er mit geringschätzigem Achselzucken abgefertigt. Eine magyarische Frage! Ist sie nicht 1868 geregelt worden, ist nicht damals dem Donaureich eine dualistische Verfassung gegeben, und dadurch der jahrzehntelange Kampf zwischen der habsburgischen Dynastie und dem Magyarentum beendet worden? Sogar in diplomatischen Kreisen hatte sich dieser fromme Glaube an die Unerwüstbarkeit des Dualismus eingenistet, und das war am Ende nicht zu verwundern. Kaiser Franz Joseph glaubte an den Dualismus der Verfassung von 1867, weil er es ehrlich mit ihr meinte. Die Überzeugungen und die Wünsche der Monarchen sind aber vor allem bestimmend für die Anschauungen der bei ihnen akkreditierten Diplomatie; in unserm Fall aber um so mehr, als der den Wiener Markt beherrschenden liberalen Presse die dualistische Verfassung die unerschütterliche Grundlage der Monarchie zu sein schien, denn dank dieser Verfassung herrschte seit 1868 in Ungarn die liberale Partei, was für den Liberalismus in Osterreich immer von großem Nutzen war. Die Krone hatte den Wunsch, daß sich der Dualismus befestige, weil er den staatsrechtlichen Kämpfen mit dem Magyarentum ein Ende bereiten sollte. Die große Wiener liberale Presse, unter deren Einfluß merkwürdigerweise auch konservative Staatsmänner und Politiker stehn, sah in dem Dualismus und der durch ihn in Ungarn begründeten liberalen Herrschaft einen starken Widerhalt für ihre eignen Bestrebungen und wünschte darum ebenfalls seine Erhaltung. Was man wünscht, pflegt man aber auch zu glauben, und so entstand der gemeine Glaube an die Unerwüstlichkeit der Verfassung, die die Monarchie vor sechsunddreißig Jahren erhalten hatte. Aber noch mehr! Dieser Glaube beeinflusste auch die internationale Politik; die Verfassung von 1867 wurde zur Basis der auswärtigen

Beziehungen des Reichs, zur Grundlage seiner Bündnisse, die Freunde Österreich-Ungarns wurden vor allem Freunde Ungarns, Freunde des Magyarentums, den sie für den Hauptträger der politischen Organisation der Monarchie ansahen.

Hält man sich alles das vor Augen, dann kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem verblüffenden Eindruck machen, den diese Kreise empfangen, als am 26. Januar, vierundzwanzig Stunden nachdem endlich in Berlin ein Handelsvertrag zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn vereinbart worden war, bei den Neuwahlen in Ungarn die Parteien siegten, die eine österreichisch-ungarische Monarchie nicht anerkennen, die dualistische Verfassung von 1867 bekämpfen und die völlige staatsrechtliche Selbständigkeit Ungarns fordern. Sicher hat sich selten in einem konstitutionellen Staate, dessen verfassungsmäßige Grundlagen auf Jahrhunderte zurückreichen, ein so gründlicher Wechsel der Szenerie vollzogen wie soeben in Ungarn. Die liberale Regierungspartei, die im alten Abgeordnetenhaufe über zweihundertdreiundzwanzig von vierhundertdreizehn Mandaten verfügte, ist plötzlich zur Minorität geworden, ihre Zahl erreicht nicht einmal die der Parteigenossen Kossuths, und während die Anhänger des gemeinsamen Zollgebiets im alten Haufe unter Führung der starken liberalen Partei über zweihundertneunzig Stimmen hatten, wird es schwer halten, im neuen Haufe auch nur zweihundert Freunde der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit mit Österreich zusammenzubringen.

Überraschend! liest man in den großen liberalen Blättern; „unglaublich!“ flüstern die Diplomaten, und in der Tat, überraschend und unglaublich ist das Ergebnis der ungarischen Wahlen für alle, die die politische Entwicklung Ungarns seit 1868 nicht verfolgt haben oder gegen sie blind gewesen sind, für alle, die die vor drei Jahren im ungarischen Abgeordnetenhaufe ausgebrochne Obstruktion für eine zufällige Erscheinung hielten, der durch eine kräftige Hand beizukommen wäre, und in ihr nicht das logische Ergebnis der gesamten seit 1867 von der Krone gegenüber Ungarn und von den ungarischen Regierungen befolgten Politik sahen.

Mit dem Schöpfer der dualistischen Verfassung von 1867, Franz Deak, war der einzige magyarische Politiker von Bedeutung aus dem Leben geschieden, der die Verfassung von 1867 als einen abschließenden staatsrechtlichen Akt betrachtete. Alle, die nach ihm kamen, sahen in den Gesetzen von 1867 nur den Ausgangspunkt, von dem aus wiederum der Weg zu der revolutionären Verfassung des Jahres 1848 zurückgefunden werden müsse, zu einem ungarischen Staate, der mit Österreich nur durch Personalunion verbunden, sich nicht nur theoretisch sondern auch praktisch der vollsten Unabhängigkeit und Selbständigkeit erfreue, mithin auch über eine eigne „nationale“ Armee gebiete, die zur Verfügung des ungarischen Reichstags stünde, was ihre Organisation anlange, völlig von ihm abhängig wäre, und deren Oberbefehl dem Könige vom Reichstage nur bis auf weiteres übertragen wäre. In den sechsunddreißig Jahren Dualismus ist man in Ungarn auf diesem Wege um ein gutes Stück vorwärts gekommen. Die Einrichtung der beiderseitigen Landwehren ganz nach den Wünschen Ungarns, die Umänderung der Bezeichnung der gemeinsamen Armee in eine kaiserliche und königliche, dieselbe Änderung in der Bezeichnung aller anderen gemeinsamen

Institutionen, besondere Bestimmungen über den Gebrauch der magyarischen Sprache bei den militärischen Behörden, die territoriale Organisation der gemeinsamen Armee sowie der Sieg Banffy's über Kalnoth, wodurch das gemeinsame Ministerium des Äußern zum ausführenden Organ beider Kabinette hinabgedrückt wurde, bezeichnen die hauptsächlichsten Etappen der Entwicklung Ungarns auf seinem Wege zur völligen staatsrechtlichen Selbständigkeit.

Als nun Ende der neunziger Jahre die periodische Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs zwischen beiden Reichshälften notwendig wurde, da schied sich die staatsrechtliche Opposition im ungarischen Reichstag an, das Band der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit zwischen Österreich und Ungarn zu zerreißen, in der sichern Voraussicht, daß dadurch auch die Gemeinsamkeit der Kriegsverwaltung und der auswärtigen Politik zerstört werden würde. An der Spitze der ungarischen Regierung stand damals Baron Banffy, ein gewalttätiger Administrator, dem aus der Zeit seiner Obergespannschaft der Name eines „Paschas von Bistritz“ geblieben war. Baron Banffy kannte in der Verfolgung seiner politischen Zwecke keine Bedenlichkeiten. Rücksichtslos trat er alles nieder, was sich ihm in den Weg stellte, die nichtmagyarischen Nationalitäten fluchten ihm als ihrem Feinde, die magyarische Opposition als einem Verräter. Und in der Tat, die Wahlen, die Baron Banffy „machte,“ ließen das, was der alte Koloman Tisza in seiner schlimmsten Zeit geleistet hatte, weit hinter sich zurück: Gewalttat, Bestechung und Korruption bezeichneten den Weg der Banffy'schen Wahlcortege; aber Baron Banffy hatte einen tiefen Einblick in die treibenden politischen Kräfte der magyarischen Nation, er war ein vorausschauender Staatsmann, und wenn er sich auch vielfach in den Mitteln vergriff, in der Beurteilung der Zukunft irrte er nicht. Banffy betrog die nichtmagyarischen Nationalitäten bei den Wahlen, um die Fiktion des ungarischen Nationalstaats aufrecht zu erhalten, die Opposition schlug er jedoch durch seine Wahlkünste, weil er von der richtigen Überzeugung durchdrungen war, daß freie, unbeeinflusste Wahlen in den magyarischen Wahlbezirken die staatsrechtliche, jede reale Gemeinschaft mit Österreich ablehnende Opposition zum Siege führen müsse.

In dem Kampfe, den deshalb die magyarische Opposition gegen ihn entfesselte, unterlag er, und an seine Stelle trat Koloman von Szell, der durch einen Pakt mit der Opposition die Obstruktion, durch die Banffy gestürzt worden war, zu bannen und der Majorität die Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Rechte wieder zu sichern suchte. Der Pakt kam zustande und brachte der Opposition vor allem zwei Reformen: die Erlassung eines Gesetzes über die Wahlgerichtsbarkeit, das die Freiheit der Wahlen gewährleisten sollte, und die Erlassung eines Gesetzes, das die Ausübung eines Abgeordnetenmandats mit Vorkleidung für den Staat und Bekleidung von Verwaltungsstellen bei Gesellschaften, die mit dem Staate in geschäftlicher Verbindung stehn, für unvereinbar erklärt.

Der parlamentarische Friede war damit hergestellt, jedoch, wie sich sehr bald zeigen sollte, um einen Preis, den zu zahlen ein wirklicher Staatsmann und „Geheimer Rat“ des Königs von Ungarn hätte Bedenken tragen sollen. Herr von Szell hat jedoch eine Entschuldigung für sich. Er war kein Staats-

mann, der stark genug gewesen wäre, dem Rade der Zeit in die Speichen zu greifen. An seiner Ergebenheit für seinen König ist nicht zu zweifeln, er war jedoch ein Minister, wie sie der Parlamentarismus zu Duzenden hervorbringt, ein Produkt der innerpolitischen Entwicklung Ungarns seit 1867, und so konnte er nichts andres tun, als was dieser Entwicklung entsprach.

Die Regierung Koloman von Szells begann mit einer imposanten Parlamentsmehrheit, hatte sich doch nunmehr die unter Führung des Grafen Albert Apponyi stehende Nationalpartei der Regierungspartei angeschlossen. Eine Auflösung der Nationalpartei in der Regierungspartei erfolgte allerdings nicht; wie ein Keil hatten sich Apponyi und seine Anhänger in die alte liberale Partei hineingeschoben, entschlossen, sie unter ihre Führung zu bringen. Noch war Apponyi weit davon entfernt, die staatsrechtlichen Anschauungen der Unabhängigkeitspartei zu teilen, ebensowenig stimmte er aber mit den Grundfäßen der bisherigen Führer der Regierungspartei überein, und es blieb auch nicht lange ein Geheimnis, daß Graf Apponyi bei der Vereinigung seiner Partei mit der Regierungspartei von Herrn von Szell die Zusicherung gewisser Zugeständnisse in der Armeefrage gefordert und auch erlangt hatte. Die ihrer Zahl nach riesige parlamentarische Majorität des Kabinetts Szell war also schon von Anfang an keine gleichartige Partei. Man konnte deutlich drei Gruppen unterscheiden: die sogenannte *Tiszaclique*, das war der Kern der Majorität, auf die sich auch Koloman Tisza, Beklerle und Banffy gestützt hatten; die Gruppe Apponyis, die von der *Tiszaclique* durch politische Meinungsverschiedenheiten, noch mehr aber vielleicht durch jahrelang genährten persönlichen Haß geschieden war, und unklar zwischen beiden der „Sumpf,“ d. h. die Masse der gubernementalen Abgeordneten, die sich dem jeweils Stärksten anschließen. Aus diesem Zentrum entwickelten sich später die Gruppen der Agrarier und die sogenannte *Kaszinopartei*, die Gefolgschaft der Familien Andrássy und Batthyány, auf die sich hauptsächlich der Kabinettschef Herr von Szell stützte.

Schon die nächsten allgemeinen Wahlen vom Jahre 1899 brachten eine nach außen allerdings nicht sofort ins Auge fallende Veränderung der Szenerie. Es waren die ersten „freien“ Wahlen. Der Zahl nach ging die Regierungspartei nur wenig geschwächt aus dem Wahlkampfe hervor, in ihrem Rahmen selbst jedoch hatte die Apponyigruppe ganz bedeutende Erfolge erreicht, und ebenso hatte die Unabhängigkeitspartei von 1848 gewonnen. Noch stärker fiel aber der Umstand ins Gewicht, daß in den magyarischen Bezirken die alte liberale Partei immer mehr zurückgedrängt wurde und sich dafür nur in den slowakischen, rumänischen und serbischen Wahlbezirken schadlos halten konnte, wo die Opposition trotz dem Gesetz über die Wahlgerichtsbarkeit der Regierung erlaubte, die Abgeordneten wie bisher zu „ernennen.“ Die alte liberale Partei bestand also noch mehr als bisher aus den von der Regierung „ernannten“ Abgeordneten nichtmagyarischer Wahlbezirke, während sich in den magyarischen Bezirken die Gefolgschaft Apponyis und die Opposition vom Jahre 1848 immer mehr ausbreitete. Was Banffy von freien Wahlen befürchtet hatte, war eingetreten: das Anschwellen der staatsrechtlichen Opposition.

Der damalige Ministerpräsident Koloman von Szell glaubte jedoch damit

auf gütlichem Wege fertig zu werden und schlug zu diesem Zweck eine Politik ein, die aber nicht zu dem gewünschten Ergebnisse führte, sondern im Gegenteil zunächst die Zersetzung der Regierungspartei und in weiterer Folge den Sturz des Kabinetts und schließlich den Ausbruch der letzten noch nicht beendeten großen Parlamentskrise bewirkte. Ein altes Mitglied der liberalen Partei, Graf Alexander Teleki, sagte in einem Gespräch, das ich im Herbst 1903 mit ihm hatte, seine Kritik der Politik Szells in den Satz zusammen: „Herr von Szell regierte mit der liberalen Partei für die Opposition und ruinierte dadurch jene, ohne diese zu gewinnen.“ Unter Koloman von Szell sah sich die alte liberale Garde in die zweite Linie gedrängt. Seitdem durch das Inkompatibilitätsgesetz die Möglichkeit beseitigt war, daß strebsame Mitglieder der Regierungspartei für ihre Mühen von der Regierung durch einträgliche Verwaltungsratsstellen belohnt werden, war ohnehin ein starkes Band zwischen der liberalen Partei und der Regierung zerschnitten worden, jedoch Herr von Szell trug auch noch ein übriges dazu bei, die Klammern zu lösen, die die Regierungspartei zusammengehalten hatten. Weil er das Anschwellen der staatsrechtlichen Opposition merkte, suchte er durch verdoppelte Rücksicht auf ihre Führer im eignen Lager und in dem der Opposition diesem Prozesse Einhalt zu tun.

Graf Apponyi und Franz Kossuth hatten zunächst sein Ohr, und zähneknirschend mußte die alte liberale Partei Bewegungen ausführen, von denen sie wußte, daß der Ministerpräsident sie hinter ihrem Rücken mit den Führern der Opposition vereinbart hatte. Das Wohlwollen dieser war Herrn von Szell mehr wert als die Konsolidierung der Regierungspartei, und als er endlich die Forderungen der Opposition nicht mehr erfüllen konnte, ohne seine Verpflichtungen gegenüber der Krone zu verletzen, und als darum die Opposition mit der Obstruktion begann, da fand Herr von Szell, daß die Regierungspartei ihm infolge ihrer Zersetzung nicht mehr den festen Boden bot, von dem aus der Kampf gegen die obstruierende Opposition mit Erfolg hätte eröffnet werden können. Trotzdem konnte Herr von Szell sich nicht von seinem Amte trennen. Er er fand und empfahl der Krone die „passive Resistenz,“ und nun begann der klägliche letzte Abschnitt des Regiments Szells, indem das Kabinett von Tag zu Tag, von Monat zu Monat wartete, daß die Opposition zu einer „bessern Einsicht“ kommen werde. Wertvolle Konzessionen wurden der Opposition geboten, jedoch sie befriedigten sie nicht, sondern reizten ihren Appetit und bewirkten, daß die folgenden Ministerien, Kluen und Tisza, schon mit dem schweren Gepäck der unter Szell gebotnen Zugeständnisse ins Amt treten mußten, ohne daß die Opposition auch nur um Haaresbreite aus ihren Stellungen zurückgegangen wäre.

Die Erbschaft Szells war nicht leicht, aber Graf Stephan Tisza, der nach dem verunglückten Versuche, unter dem Ministerium Kluen Ordnung zu machen, mit der Leitung der Geschäfte betraut worden war, warf sich mit dem ganzen Ungeßüm seines Naturells auf die Aufgabe, die er sich gestellt hatte. Es ist heute kein Geheimnis mehr, daß die Krone nur unwillig und nach langem Zögern Tisza mit der Kabinettsbildung betraut hatte. Der kalvinistischen Gentry

entstammend, hatte Graf Tisza nicht nur kirchliche Einflüsse, sondern auch — und das vielleicht in noch höherem Maße — die Abneigung der alten ungarischen Hocharistokratie gegen sich. Die Zwangslage, in der die Krone nach dem Scheitern der Mission Khuens war, drängte aber zu der Berufung Tiszas, mit der sich auch die katholischen Hofkreise sehr bald abfanden, vermutlich weil sie sahen, daß sich Tisza in durchaus loyaler Weise anschickte, das Programm, das er bei seiner Berufung der Krone vorgelegt hatte, durchzuführen.

Als Graf Tisza ins Amt trat, war der Kreis derer, die ihm unbedingt Gefolgschaft leisteten, nur klein, um so größer war seine Aufgabe. Die Obstruktion war unter der Regierung Szells ausgebrochen, weil die staatsrechtliche Opposition einerseits der Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs mit Ungarn widerstrebte, andererseits aber die Erneuerung des Wehrgesetzes und die Durchführung militärischer Reformen benutzen wollte, Zugeständnisse im Sinne der Zweiteilung der gemeinsamen Armee zu erpressen. Vieles war in dieser Beziehung unter den Ministerien Szell und Khuen schon gewährt worden, und auch Tisza bestimmte zunächst den Kaiser, einen lang gehegten Wunsch der staatsrechtlichen Opposition zu erfüllen, nämlich die Vervollständigung der ungarischen Landwehr durch Errichtung einer Landwehrartillerie zu genehmigen. Die Opposition jedoch, durch die fortgesetzte Nachgiebigkeit des Hofes ermutigt, immer mehr zu fordern, blieb unerbittlich, sie stellte die Obstruktion nicht ein. Unter diesen Verhältnissen konnte Graf Tisza nicht daran denken, die Erneuerung des Ausgleichs, die militärischen Mehrforderungen und die Reform des Wehrgesetzes im Parlament durchzubringen, wenn es ihm nicht gelang, durch eine entsprechende Reform der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses die Obstruktion niederzuzwingen.

In der politischen Schule seines Vaters, des frühern Ministerpräsidenten Koloman von Tisza, aufgewachsen, in den Künsten der höfischen und der parlamentarischen Intrigue wohl bewandert, begab mit hohem persönlichem Mute und einer ausgezeichneten Rednergabe, vor allem aber erfüllt von brennendem Ehrgeiz, schien Graf Tisza alle Bürgschaften des Erfolgs zu bieten; nur wer im Laufe der Jahre beobachtet hatte, wie sehr der Boden, auf dem die dualistische Verfassung stand, schon unterwühlt war, sah den Mann, der sich mit fühnem Wagemut auf die übernommene Aufgabe warf, einem tragischen Schicksal entgegenzueilen.

Vielleicht hätte er den Erfolg für sich gehabt, wenn die Krone ihre bisherige Politik gegenüber Ungarn geändert und durch eine den Nichtmagyaren Ungarns die Ausübung des Wahlrechts sichernde Wahlreform die Magyaren an die Wand gedrückt und sie genötigt hätte, die Freundschaft mit der Dynastie wieder zu suchen, um sich vor den andern Nationalitäten zu schützen. Aber erstens dachte man in der Hofburg nicht an dergleichen, und zweitens hätte Graf Tisza als Magyar eine solche Mission niemals übernommen. In den engen Kreis des magyarischen Parlamentarismus gebannt, blieb ihm nichts andres übrig, als die Politik Banffy's mit einigen durch die inzwischen eingetretenen Ereignisse veranlaßten Abänderungen wieder aufzunehmen. Banffy hatte geglaubt, das Anschwellen der Macht der staatsrechtlichen Opposition

durch Wahlbeeinflussungen großen Stils hemmen zu können. Tisza, der diesen Weg durch das inzwischen erlassene Gesetz über die Wahlgerichtsbarkeit zum Teil verlegt fand, wollte die Kraft der Opposition im Parlament selbst durch eine Reform der Geschäftsordnung brechen, die die Möglichkeit der Obstruktion fürderhin ausschloß.

Dem rastlosen Eifer Tiszas und seiner großen persönlichen Tatkraft gelang es zunächst, die unter der Führung Szells aus den Fugen geratene liberale Partei wieder zu sammeln und ihr neue Kraft einzulößen. Daß Apponyi mit seinen Getreuen austrat, war ein Gewinn für Tisza, schwer empfangend er dagegen den passiven Widerstand der sogenannten Kasinopartei unter der Führung des Grafen Julius Andrássy. Graf Tisza zögerte aber nicht, auf dem einmal betretenen Wege fortzuschreiten. Es gelang ihm in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 18. November durch einen Gewaltstreich die Revision der Geschäftsordnung durchzusetzen, zu ihrer Anerkennung vermochte er jedoch die Opposition nicht zu zwingen. Sämtliche Fraktionen von 1848, die Anhänger Apponyis und die katholische Volkspartei schlossen sich zum heftigsten Widerstande zusammen und erhielten eine außerordentliche Verstärkung durch den Austritt des Grafen Andrássy und vierundzwanzig seiner Parteifreunde aus der Regierungspartei. Es zeigte sich, daß nahezu alle Männer von politischer Bedeutung von Tisza in dem Augenblick abfielen, wo er mit der Niederrichtung der Obstruktion Ernst machte. Herr Szell und Graf Andrássy versicherten, daß sie ebenso wie Graf Tisza die Erhaltung der dualistischen Verfassung von 1867 wünschten, aber sie wollten nicht das Mittel hierzu: die Beseitigung der Obstruktion. Theoretisch Ausgleichsfreunde, erwiesen sie sich praktisch als die Förderer kossuthischer Ideen.

Durch barbarische Verwüstung des Sitzungssaals suchte die Opposition sofort nach der Wiedereinberufung des Abgeordnetenhauses die Handhabung der neuen Geschäftsordnung zu verhindern. Das Unternehmen gelang. Ob Graf Tisza freiwillig davon abstand, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen, oder ob die Krone davor zurückschreckte, die obstruierenden Sprossen der alten ungarischen Adelsgeschlechter mit Brachialgewalt zur Ordnung zu bringen, wird sich wahrscheinlich niemals feststellen lassen; genug, die neugeschaffene Parlamentswache wurde geprügelte, durfte aber selbst keine Hand rühren, und nach langwierigen das Bewußtsein der Opposition stärkenden Verhandlungen wurde die Auflösung des Abgeordnetenhauses beschlossen. Die Nation sollte befragt werden, ob sie die Politik des Grafen Tisza oder die Kossuths billige, und die Nation entschied für Kossuth.

Was in den Blättern von gewissenloser Wahlagitation und von einer Fälschung der öffentlichen Meinung in Ungarn durch die staatsrechtliche Opposition geschrieben wurde, sind leere Phrasen. Der Ausfall der ungarischen Wahlen hat die alte Wahrheit bestätigt, daß wenn einmal der Boden, auf dem politische Organisationen ruhn, unterwühlt ist, er um so eher zusammenbricht, je kräftiger und wichtiger der Schritt des Mannes ist, der sich auf ihn stellt. Dem Magyarentum war der Dualismus niemals in Fleisch und Blut übergegangen. Durchaus von den Erinnerungen an 1848 beherrscht, von dem Gedanken an

einen unabhängigen magyarischen Nationalstaat erfüllt, ist das Magyarentum durch eine opportunistische Politik nur mit einer dünnen dualistischen Schicht überkleidet worden, die nunmehr geborsten ist, nachdem sie jahrzehntelang den oberflächlichen Beschauer, besonders das Ausland, über den wahren Zustand der Dinge getäuscht hat.

Es wäre sehr undankbar, den Propheten spielen zu wollen. Es gibt drei Möglichkeiten, die nun eintreten können: erstens die gänzliche Beseitigung des Dualismus von 1867 und seine Ersetzung durch die Personalunion, zweitens die Zoltrennung der beiden Reichshälften beim Ablaufe des gegenwärtigen Provisoriums, drittens eine vollständige Änderung des KurSES im Sinne der politischen Emanzipation der nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns. Die zweite Möglichkeit hat am meisten für sich: Ungarn würde die wirtschaftliche Trennung von Österreich erreichen, die Krone aber das neue Wehrgesetz erhalten, wodurch die Einheit der Armee auf zehn Jahre gesichert würde. Ob dieser Zustand auch dann nach zehn Jahren noch aufrecht erhalten werden könnte, ob es möglich sein wird, für zwei wirtschaftlich getrennte Staaten auf die Dauer eine gemeinsame auswärtige Politik zu machen, das ist eine Frage, die wie immer die gegenwärtige Krise enden mag, den Ausblick auf neue schwere Krisen eröffnet, und darum hat man ein Recht, von einer magyarischen Frage zu sprechen, denn was sich in Ungarn vollzieht, ist der bis jetzt erfolgreiche Versuch des Magyarentums, die Grundlage zu zertümmern, auf der bisher seine Beziehungen zur habsburgischen Dynastie, zu Österreich und zu den europäischen Staaten beruhten.



Ein deutscher Professor



er Zug der Zeit geht auf das Ermitteln der Gesetze der Entwicklung und auf das Herausarbeiten von Typen. Amerika leuchtet uns in dieser Hinsicht voran. Mit Hilfe der Photographie ist es dort sogar gelungen, typische Physiognomien eines Standes herzustellen. Aus etwa zwanzig Gesichtern ergab sich das Durchschnittsgesicht eines Traumpfuchers oder eines Arztes; es sind Physiognomien, denen wirklich absonderliche Standeszüge eigen sind. Ob es wohl auch gelingen möchte, den Durchschnittstypus eines deutschen Professors photographisch festzulegen? Gewisse Züge sind ja wohl für den Durchschnitt typisch. Er hält sein Arbeitsfeld für das vornehmste und wichtigste, er treibt Kammeraderie und hegt liebevoll kollegialen Klatsch, er redet lieber, als daß er hört, er ist meist „andrer Meinung,“ er hat schon gesagt, was der Kollege als seine Entdeckung verkündigt, er ist überhaupt in jedem Einzelfalle klüger als die Fachgenossen. Trotzdem meine ich, bisher überwiegt noch im deutschen Professor, wenn er sich nicht selbst zum wissenschaftlichen Handwerker und Ausbeuter heruntersetzen läßt, die kräftige Individualität, die vornehme Sachlichkeit, die Unbekümmertheit um den

Weifall der Urteilschwachen, die Abneigung, den niedern Instinkten der sogenannten öffentlichen Meinung durch Reklame und Sensation Rechnung zu tragen. Dafür ist das Leben Franz Neumanns *) ein erfrischender, herzstärkender Beleg. In ihm tritt ein echter Mann nach seinen intimsten Zügen, mit seinem Streben, Ringen, Glauben, Hoffen ins Licht, ein Charakterkopf der Wissenschaft. Das warme, lautere, treue Herz, der starke, klare Geist, der mächtige Wissenstrieb, den eine naturwüchsige Liebe von Jugend auf in bestimmte Bahnen nicht bloß weist, nein hineinzwängt, die Kraft, mit der er alle Schwierigkeiten und Hindernisse überwindet, die reine Freude am Forschen, die sich an der Durchbringung der scharf erkannten und erfaßten Probleme freut, wie sich die Blume an der Sonne freut, wenn sie ihre Blüte erschließt — alles das lebt und blüht in seinem Leben. „Es gibt unsichtbare Güter, ohne welche das Leben des Lebens nicht wert ist“ (S. 382). Dieses Wort ist eine Selbstcharakteristik.

Das Buch nennt sich „Erinnerungsblätter.“ Die Tochter hat sie pietätvoll und wohlhabgerundet aus Originalurkunden, aus Tagebuchblättern, Briefen von und an den Vater, in denen auch die Härten und Unebenheiten nicht verwischt sind, zusammengeordnet und durch orientierende Zwischenglieder nach den geschichtlichen Beziehungen geschickt verdeutlicht. Die Silhouetten, Vignetten und Faksimiles geben den Mitteilungen einen traulichen Charakter, sie veranschaulichen wirkungsvoll. Franz Neumann der Burschenschafter, der junge Gatte, der Greis von mehr als neunzig Jahren, der mit festen Manneszügen und hellen Augen dreinschaut und mit fester Hand und kraftvollem, schwinghaftem Zug seinen Namen schreibt, der gehört wirklich zu den Briefen und Tagebuchblättern, die den Wertgehalt des Buches bilden. Man schaut die Bilder immer wieder gern an, nachdem man die Worte des Mannes gelesen hat. So ist das Buch ein echtes deutsches Familienbuch; es ist keine Biographie, die Nachenschaft gibt von den epochemachenden Leistungen des großen Mineralogen und Physikers, sondern es eröffnet uns den Einblick in die Kraftquellen solcher Leistungen, es zeigt, wie ein Charakter, der genialen Scharfblick mit sittlichem Adel und liebevoller Selbstverleugnung verbindet, sich selbst behauptet im Kampf mit den widrigen Verhältnissen und empfindlichen Hemmungen, es bewährt und beweist, wie reich ein Leben in der Wissenschaft ist und bleibt trotz aller Enge des Rahmens, worin es sich entfaltet. Für die Geschichte der Wissenschaft, in der sich Neumann einen Ehrenplatz für alle Zeiten erarbeitet hat, hat jedoch auch dieses Denkmal pietätvoller Liebe, das die Tochter dem Vater errichtet hat, seinen Wert. Neumanns wissenschaftliche Arbeit beginnt in einer Zeit, wo die Naturwissenschaften neben den „Geisteswissenschaften“ im besten Falle als Handlangerinnen von den damals „führenden Geistern“ geschätzt wurden. Die Philosophie saß am Steuer, die klassische Philologie mit ihren einseitig und virtuos ausgebildeten Methoden der Literatur- und Konjekturekritik führte das große Wort und bestimmte die Werte. Die naturwissenschaftlichen Forschungen, ihre Experimente und Induktionen, wie sie Neumann und seine Schüler anstellten,

*) Franz Neumann. Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann. Mit Titelbild, Faksimiles und mit Abbildungen im Text. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebek), 1904. XII, 463 S.

erschienen dem Philosophen Rosenkranz, dem Kollegen Neumanns, „als zwecklose Spielereien eines übel angewandten Scharffsinns.“ Das ist anders geworden, ja heute ist eher die Naturwissenschaft auch abgesehen von allen Schwindeleien eines aus den Fugen gegangenen Darwinismus Häckelscher Züchtung in Gefahr, die „Geisteswissenschaften“ zu unterschätzen. Neumanns Art weist zum Richtigen. Er gehört in die erste Reihe derer, die der Naturwissenschaft ihre Ebenbürtigkeit erobert haben, und ist zugleich ein wissenschaftlicher Prophet des wahrhaften Idealismus; er verliert nicht über dem Experiment und der Formel die Einsicht in das Wesen und die Gleichwertigkeit aller echten Wissenschaft. Nicht das Arbeitsgebiet, sondern die Gesinnung, die lautere Wahrhaftigkeit rein sachlicher Forschung gibt ihr den Wert. Die Worte, die Neumann als Protektor der Albertina gesprochen hat, treffen den Nerv. „Die Universitäten sollen nicht Marktstuben sein, in welchen die Krämer und Wechsel sitzen.“ Sie sollen nicht arbeiten, um Scheidemünze in Kurs zu bringen. Sie sollen allein und rücksichtslos darauf Bedacht nehmen, wissenschaftliche und sittliche Persönlichkeiten in Freiheit der Forschung und in rein wissenschaftlichem Interesse auszubilden. „Die Universitäten sind den Bergen zu vergleichen, welche die aus höhern Regionen entstandnen Niederschläge auf vielfach verschlungenen und zum Teil verborgnen Wegen und Gängen durch ihr Inneres leiten und als klares Quellwasser wieder heraustrreten lassen. Diese Quellen fließen zu Bächen und die Bäche zu Strömen zusammen, und die Ströme verbinden die Länder und Völker, an ihren Ufern gedeihen die blühenden Städte und die üppigen Saaten, und auf ihnen schiffet der Kaufmann seine reichen Güter in ferne Länder und führt zurück den reichen Gewinn. Aber freilich, wenn der Schnee schmilzt und der Regen zu reichlich fällt, braust der Strom und trägt Verwüstung vor sich her. Soll deshalb der Strom vertrocknen? Und könntet ihr seine Quellen verstopfen? Zürnet nicht den Bergen, welche die Gewitter herbeiziehn, bedenkt doch, daß diese auch es sind, welche verhindern, daß die Luft, die ihr atmet, verderbe und euch den Tod bringe“ (S. 362 f.).

Das Leben Neumanns verläuft während der Jugend im härtesten Kampf mit Entbehrungen und Entfagungen. Seine Geburt liegt im Schatten eines Geheimnisses. Die ersten Menschen, die sich liebevoll seiner annehmen, sind die Großeltern. Als der Großvater stirbt, zieht die Großmutter mit ihm in ein Fischerhäuschen nach dem brandenburgischen Joachimsthal, wo sie mit der gestrengen Tante Dietrichs das Zimmer teilt und mit geschickter Hand Hauben macht. Der Knabe lernt den Hunger kennen. Die Semmel am Sonntage ist der Festschmaus. Das einzige Spielzeug, das er als Kind besessen hat, fiel ihm in den Brunnen, als er es seinen Gespielen zeigen wollte. Aber er wuchs in voller Freiheit auf. Früh zeigte sich seine Beobachtungsgabe, die ein Spiegel erweckte, hinter dem er zuerst vergebens suchte, was er drin gesehen hatte. In der Volksschule hilft er unterrichten und versteht es besser als der Lehrer, den Mitschülern die Rätsel des Dividierens zu lösen. Sein Vater bleibt im Hintergrunde. Er ist Gutsverwalter auf einem gräflichen Gute. Aber wo ist die Mutter? Den zehnjährigen Knaben besucht einmal eine schöne, stattliche Frau. Sie ist sehr zärtlich gegen ihn. Da blüht in ihm der Gedanke auf: Wenn das deine Mutter

wäre? Und er wünscht, das Haus möchte jetzt abbrennen, damit er sie retten könnte. So regte sich zum erstenmal mächtig in seinem liebewarmen Herzen die Sehnsucht nach Mutterliebe, der Trieb, sich aufzuopfern um der Liebe willen. Diese Sehnsucht hat ihn in die härtesten Selbstverleugnungen getrieben. Um ihretwillen hat er sein höchstes Gut, seine wissenschaftlichen Ideale nicht geradewegs auf den ihm sich öffnenden Wegen verfolgt. Und doch hat er seine Mutter, die Gräfin, niemals als Mutter umarmen dürfen. Auch sie war eine Frau mit liebebedürftigem Herzen, aber ihr stolzer Sinn hielt das Herz gebunden und immer in innerm Konflikt, der sie friedlos macht. In erster Ehe geschieden knüpfte sie mit Neumanns Vater, ihrem Gutsverwalter, innige Freundschaft. Der Wunsch, sich ehelich zu verbinden, wurde von ihren Verwandten durchkreuzt. So blieb der Vater Ernst Neumann bis zu seinem Tode ihr treuer Freund. Den Sohn sah sie danach wie ihr Eigentum an, über das sie verfügen könnte, ohne ihm etwas zu sein. Er soll ihr den Vater ersetzen. Seinen hochstrebenden wissenschaftlichen Sinn versteht sie nicht. Sie ist ratlos und anspruchsvoll. Sie denkt nur an sich, an ihr verstörtes, vereinsamtes Leben. So mutet sie dem Sohne zu, ihr Gutsverwalter zu werden, als er schon Proben seiner hohen wissenschaftlichen Leistungskraft abgelegt hat. Und er tut's, weil er die Mutter liebt. Er zieht hinaus auf das Gut. Er bemüht sich, Ordnung in die verfahrenen Verhältnisse zu bringen, er trägt die Abneigung der Gutsleute mit gutem Humor: „nach dem Ärger, den ich hier tagtäglich habe, kann ich wohl schließen, daß ich nicht ohne Nutzen hier bin“ — er berichtet über Schafe, deren Zähne locker werden, über Schweinepreise, über die Lieblingshunde, über die Verwendung faulenden Obstes. Dabei verzehrt er sich unter dem Drucke der Leere seines Daseins. „So lange ich mir Wärme, Licht, Elektrizität durch den Kopf gehn lasse, ist mir wohl. Aber wenn ich mich dann in mich selbst versunken umsehe, sehe ich nichts als das baldige Ende der ganzen Geschichte.“ Die Gräfin hat keine Ahnung von solchen Kämpfen. Sie bleibt die ihn schätzende Freundin. Als er sich losreißt, empfindet sie das als Kränkung und Beleidigung. Erst wie er in freier Entfaltung seine wissenschaftliche Kraft auch ihr zum Eindruck bringt und doch nicht aufhört, ihr in ihren Angelegenheiten mit Rat und Tat beizustehn, erwacht in ihr die Dankbarkeit. Sie klammert sich an ihn und will ihm die „bis in den Tod treue Freundin“ sein. Aber erst auf ihrem Totenbette gewinnt sie es über sich, zu dem Freunde Neumanns, der allein ihr zur Seite ist in den schweren letzten Stunden, zu sagen: „Dies ist ein guter, guter Sohn.“ In ihrem Testament hat sie ihn bedacht wie ihre andern Kinder als den „treuen Freund, den Sohn ihres treuen Freundes Ernst Neumann.“

Doch ich habe vorgegriffen. Als die Mutter starb, war Neumann Professor der Physik in Königsberg. Sein Verhältnis zur Mutter kennzeichnet einen Teil der Schwierigkeiten, die er auf dem Wege zu diesem Ziele überwunden hat, und zwar die größten. Denn in seiner Liebe zur Mutter war er drauf und dran, sich ihren kurzfristigen Zumutungen zum Opfer zu bringen. Alle Schwierigkeiten der äußern Verhältnisse, der Kampf um den Unterhalt, die Entbehrungen, die stärkten vielmehr seinen unbeugsamen Idealismus. „Ich bin sie [die Schwermut] losgeworden teils durch das Turnen, teils durch den Vorsatz, immer vergnügt zu sein.“

Als Neunjähriger wird er nach Berlin gebracht, um das Werderische Gymnasium zu besuchen, dessen Rektor Bernhardt sein warmer Förderer wird. Beim Tischler Kust ist er in Pension, wo er in der Werkstube arbeitet, dann bei dem Domkämmerer Baldemann, in dessen schöner Häuslichkeit er zuerst die Wohlthat eines geordneten Familienlebens kennen lernt. Schleiermacher segnet ihn ein und belebt in seinem Herzen ein inniges und kräftiges Gottvertrauen. Er erlebt die Zertrümmerung Preußens und erfüllt sich mit Begeisterung für das Vaterland, für Jahn, für Schill. Als Sechzehnjähriger verläßt er 1815 die Sekunda und läßt sich als Freiwilliger in das Kolbergische Regiment einreihen. Frohmütig packt er seinen Ischako voll, lernt Kugeln gießen für seine Flinte und zieht ungeduldig in den Kampf. Bei Ligny zerschmettert ihm ein Schuß durch den Mund die Hälfte der Zähne und verwundet die Zunge. Tagelang stößt er sich unverbunden herum. Als ihn dann der belgische Arzt sieht, erklärt er ihn für inkurabel. Aber durch Zeichen — reden kann er nicht — erreicht ers doch, daß er verbunden wird. Trotz allem Lazarettelend heilt die furchtbare Wunde aus. Er geht wieder zur Truppe und gräbt Schanzen. Dann kehrt er zurück auf die Schulbank mit dem Vorsatz, den er vor Gott faßt: „Ahne Jesus und Sokrates nach“ (S. 76). Er soll nach der Entlassung auf Wunsch seines Vaters Theologie oder Rechtswissenschaft studieren. Aber er setzt es durch, sich der Naturwissenschaft widmen zu dürfen. Und wie lebt er als Student in Berlin? Bei einem Freunde findet er ein Unterkommen. Er schläft auf der Diele in seinen alten Soldatenmantel gehüllt. Seine Nahrung ist, abgesehen von einem Freitisch, Kaffeesurrogat und Brot. Um beim Kochen Spiritus zu sparen, sucht er auf der Straße Holzstückchen zusammen, die er zerkleinert auf die Flammen legt. Dabei pflegt er mannigfache freundschaftliche Beziehungen und gibt Stunden. Von Berlin geht er nach Jena und wird Burschenschafter. Unbefriedigt von der dortigen Lehrart — ergötzliche Belege weiß er zu erzählen — kehrt er nach Berlin zurück. Dort findet er den Lehrer, der für seine Zukunft entscheidend wird, Ernst Christian Weiß, den Mineralogen.

Weiß gibt ihm Gelegenheit, seine wissenschaftliche Kraft zu erproben und zu bewähren, lenkt auch die Aufmerksamkeit des Ministers Altenstein auf ihn. Mancherlei Pläne versagen. Ungern reißt er sich schließlich von Berlin und von der „hochgeborenen Gräfin,“ in der er die Mutter liebt, los und folgt der Weisung, als Privatdozent nach Königsberg zu gehn (1826). Auch von der alten Krönungsstadt am Pregel gilt das oft von Leipzig gesagte Wort: vult exspectari. Sie ist spröde und zeigt nicht auf den ersten Blick ihren Reichtum und ihren Wert. Aber Neumann fand dort einen Freundeskreis, mit dem ihn wissenschaftliche Interessen verbanden, den Mathematiker Jacobi, Dove, Erman. Ganz aber fühlte er sich als Zugehöriger, als Florentine Hagen, des hochangesehenen Medizinalrats Hagen jüngste Tochter, deren ältere Schwester mit dem Astronomen Bessel verheiratet war, nach dem Tode des Vaters seine Gattin wurde. Jetzt konnte er als Professor ihr den eignen Herd bieten (1830).

Die Lehrmittel in Königsberg waren die bescheidensten. Für das Experiment stand dem eifrigen Forscher kein Institut zur Verfügung, nicht einmal Instrumente, auf die nicht auch die Kollegen Anspruch hatten. So vermochte er die Arbeiten

experimenteller Forschung, die er in glänzenden Leistungen auf dem Gebiete der Mineralogie begonnen hatte, nicht in der ihm erwünschten Weise fortzuführen. Er verlegte den Schwerpunkt seiner Arbeit in die mathematische Physik. Aber wie beengt blieb er auch hier! Sein Name wurde berühmt. Aus Deutschland und aus dem Auslande zog er Schüler an sich, deren Namen später in der Wissenschaft glänzten. Trotzdem erhielt er kein eignes Institut. Erst 1846 bewilligte die Regierung tausend Taler, die zinslich angelegt werden sollten, bis die Bausumme da sei. Da ging er selbst vor. Mit eignen Mitteln erwarb er am Schloßteich ein einstöckiges Haus mit Garten. Im Erdgeschoß richtete er sein Institut ein. Er selbst mit seiner Familie wohnte in den Dachstuben. Erst bei seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum erhielt er das bestimmte Versprechen der Errichtung eines physikalischen Laboratoriums. Das ist denn auch fertig geworden, als er siebenundachtzig Jahre alt geworden war. Wie sich seine Wirksamkeit unter günstigeren Arbeitsbedingungen gestaltet haben würde, vermag der zu beurteilen, der weiß, was für den Naturforscher das wohl ausgestattete Laboratorium bedeutet. Ein solches unter Neumanns Leitung wäre eine Zentralstätte erfolgreichster Arbeit geworden. Er nun machte die Not zur Tugend. Mußte der Experimentator zurückstehn, so betätigte sich mit um so größerer Energie der Lehrer. In seinen Vorlesungen gab er Rechenhaft von seinen Entdeckungen. Dabei war ihm die Prioritätsfrage fast gleichgiltig. „Das größte Glück ist doch das Finden einer neuen Wahrheit; die daran geknüpften Anerkennungen kann dem wenig oder nichts hinzufügen.“ So gab er neidlos, ohne ehrgeiziges Hasten. Er säete und freute sich, wenn es wuchs. Und er war streng gegen sich selbst beim Säen. Fertige Untersuchungen ließ er ein bis zwei Jahre liegen, ehe er sie veröffentlichte, um freie Hand zu behalten für Verbesserung. Und als ihm einmal ein Mitforscher seine neuesten Entdeckungen auseinandersetzte, hörte er ruhig zu und sagte danach: „Seltsam, der Mann glaubt, das sind seine Formeln, und es sind doch die meinigen.“

Die ganze Güte und Zartheit seines Wesens offenbart sich im Familienleben. Es ist ergreifend, in den Briefen und Tagebuchblättern der jungen Braut es zu verfolgen, wie sie den geliebten Mann allmählich verstehen lernt, und wie sie sich seiner Liebe vergewissert. „Du stehst fest wie im Sturm so beim Sonnenschein — ach daß ich von dir lernen möchte.“ „Ich weiß mich in meinem Glück nicht zu fassen, denn überall tönt es mir entgegen: Er ist dir herzlich gut.“ Ihre tiefe und schlichte Frömmigkeit trifft mit seiner Gesinnung zusammen. Es beglückt sie, wie sie das spürt. Die Briefe, die dann der Gatte von seiner Forschungsreise durch Schlesien, Böhmen, Tirol und die Schweiz an sie schreibt, atmen herzlichste Liebe und Sehnsucht nach Weib und Kindern. Und wie anschaulich und charakteristisch wissen sie zugleich zu berichten von den Natureindrücken, den Volkstypen und der wissenschaftlichen Ausbeute. Wenn sich der Wandrer erhebt, dann, so schreibt er, „bete ich ein Vaterunser, denke, wie du und die Kinder nun aufstehn, singe mir wohl auch ein altes Soldatenlied, wenn niemand da ist, der es hören könnte, und so geht es dann zwei bis drei, auch vier Meilen in einem Ruck.“ Von solchen Briefen versteht man, wenn die Gattin gelegentlich ins Tagebuch schreibt: „Der Brief entzückte mich

in hohem Grade. Wie fühle ich mich glücklich in dem Besitze eines so vortrefflichen, kindlich gesinnten, religiösen und weisen Mannes.“ Nach achtjähriger sonniger Ehe starb die Gattin (1838). Als Neumann sie zu Grabe getragen hatte, schrieb er an Weiß: „Der Herr hat mich erweckt, schrecklich.“ „Jetzt erst weiß ich es, daß es nicht das Wissen und die Wissenschaft ist, was Menschen mit Menschen verbindet, sondern die Liebe und Hingebung“ (S. 237). Für sich und seine Kinder fand er dann eine treue Gehilfin und Mutter in der Cousine seiner ersten Frau, Wilhelma Hagen.

In Königsberg war er ganz heimisch geworden, und er gehörte zu Königsberg. Einen Ruf nach Dorpat und einen nach Petersburg lehnte er ab. Der wichtigste Grund dafür war, „daß ich meine Kinder nicht der Wohlthat und Erziehung im Sinne und Geiste des preußischen Staates berauben will.“ Das schlechte einstöckige Haus am Schloßteich, wo der „alte Neumann“ lebte, war jedem Königsberger bekannt. Für die Nachbarn diente sein regelmäßiges Aus- und Eingehen unter Umständen als Uhr. Und eben so schlicht und stetig wie sein Leben war auch seine Arbeit. Drei Tage vor seinem Tode band der Sieben- undneunzigjährige seine Papiere zusammen, als wollte er sagen, nun ist's genug. Bis in das höchste Alter hatte er eine wunderbare Geistesfrische und Rüstigkeit. Wenn er in seinem geliebten Riesengebirge weilte, konnte er sich nicht genug tun mit den anstrengendsten Fußwanderungen bei Regen und Sonnenschein, auf denen ihn seine Tochter, die Verfasserin des Buchs, treu begleitete. Sie sorgte auch dafür, daß es ihm nie an geistiger Erfrischung gebrach.

Der alte Freiheitskämpfer, den ein weisevoller Hauch aus jener großen Zeit umgab, hatte sich allezeit auf das lebendigste an allem, was in das politische Leben eingriff, beteiligt. Im Jahre 1848 trat er ein für das Volk, in der preußischen Konfliktzeit für die Regierung, deren Ziele er verstand. Dann 1870 klagte der Zweiundsiebzigjährige: „Daß es keine Verwendung gibt für alte Männer im Kriege!“ Zu seiner Erholung las er vor allem Geschichtswerke. Sybel befriedigte ihn mehr als Treitschke. Besonders liebte er Carlyles Helden. Das war Wahlverwandtschaft. In ihm lebte eine heldenhafte Kraft, wie sie Carlyle zu entdecken und zu schildern versteht. Aber auch der Pfarrer, der ihn zum Grabe geleitete, hatte Recht, wenn er ihm das Wort mitgab: „Selig sind, die reines Herzens sind.“

Wären die Erinnerungen an Franz Neumann in England erschienen, so würden sie von Hand zu Hand gehn und Auflage über Auflage erleben. In England gilt es ja für fair, solche Bücher in die Hausbibliothek einzureihen. Aber wir leben in Deutschland, und wir haben ja Leihbibliotheken und Lesezirkel.

h.





Erinnerungen einer Lehrerin

(Fortsetzung)



Ich fing meine Besuche im Sommer an und muß ehrlich gestehn, daß ich mehr als einmal daran war, sie wieder aufzugeben, wenn ich in die engen Gassen kam, die die ärmsten meiner Kinder beherbergten. Denn hier findet man die echte Großstadtluft, hier strahlen die Häuser eine Hitze und eine Luft aus, die mir oft den Atem genommen hat. Hier spielen ungezählte Kinderscharen, sicher vor jedem Wagen, auf dem Pflaster und tragen den Schmutz auf Kleid und Körper. Hier sind die „armen und kleinen Leute“ unter sich. Wenn du hier wohnen müßtest, dann lieber den Tod! habe ich mir oft gesagt. Wie man in diesen Gassen auffällt, wie sich neugierige Augen auf die unbekannte Erscheinung richten! „Was will denn die!“ hört man hinter sich. Man wird als Eindringling angesehen und fühlt sich auch als ein solcher.

Ich will gleich hier an dieser Stelle sagen, um es abgetan zu haben, daß man einzelne Straßen nur mit starker Überwindung betreten kann. Einigemal habe ich mich von einer andern Lehrerin begleiten lassen, um einigermaßen ein Schutzgefühl zu haben, aber jede Begleitung stört bei Hausbesuchen, die Leute werden dadurch mißtrauisch. Ich habe denn auch gefunden, daß eine unnahbare Haltung (verbunden mit dem Gefühl, ein Legitimationspapier in der Tasche zu haben) hier wie überall ein guter Schutz ist und jede Belästigung verhindert. Selbstverständlich sind solche Wege besonders an trüben Winternachmittagen durchaus unangenehm und verursachen mir auch immer Herzklopfen. Aber gerade diese Besuche sind oft unumgänglich nötig, wenn man das nötige Material zum Antrag auf Fürsorgeerziehung sammeln will.

Die Treppen schon verraten meist die Verhältnisse der Mieter. Manchmal bieten sie, sauber gescheuert und mit weißem Sande bestreut, einen traulich-altmodischen Anblick, oft aber sehen sie so schmutzig aus, daß man sie nur mit Vorsicht passieren kann, oft muß man auch auf einzelnen Stufen über darauf herumkrabbelnde Kinder hinwegschreiten. Vor meinen Hausbesuchen war mir das Wort „Flurnachbar“ unverständlich. Jetzt weiß ich, daß in den einzelnen Etagen mehrere Familien, „Parten“ genannt, wohnen, ohne daß eine Korridor für die einzelnen Wohnungen (besonders in den alten Häusern) voneinander trennt. Diese Einrichtung bietet meiner Ansicht nach die vielen Anlässe zum Streite, der unter den Leuten herrscht. Jeder hört und sieht zu viel vom andern, denn wie oft geschah es, daß wenn ich kaum zur Tür hinein war, schon eine neugierige Flurnachbarin ohne weiteres erschien und als ein für mich unwillkommener stummer Zeuge (Vorstellungen gibt es natürlich nicht) die Unterhaltung mit anhörte. Jetzt habe ich es allmählich gelernt, diese ungebetenen Gäste zu entfernen.

Das Innere der Wohnungen besteht in günstigen Verhältnissen aus „Stube, Kammer und Küche,“ in andern nur aus den beiden letzten und in den ungünstigsten Fällen aus einem einzigen Raume, der dann als Koch-, Wohn- und Schlafräum dient. Durch den bei uns Deutschen herrschenden Kinderreichtum wird dieser Raum auch noch als Trockenraum für Kinderwäsche benutzt. Die Luft, die dann entsteht, spottet jeder Beschreibung und zwingt jede nicht daran gewohnte Lunge, nach längstens fünf Minuten zu flüchten. Es ist der echte, rechte „Armeuteugeruch,“ der sich so fest in die Kleider setzt, daß man ihn nur mit Mühe wieder entfernen kann.

Mir ist es begreiflich geworden, warum die Tuberkulose ein so furchtbarer Feind geworden ist. Wenn ich mir vorstelle, daß ein Arbeiter Tags über in der verdorbnen Fabrikluft und Nachts über in solchen Spelunken aushalten muß, dann erscheint es mir als ein Wunder, daß wir überhaupt noch gesunde Leute haben. Und wenn wir nicht die Einwanderung von gesunden Landleuten hätten, dann würden die Großstädter bald ausgestorben sein.

Ich habe nur einmal auf dem Lande eine ähnliche Luft und ein ähnliches zusammengesperchtes Schlafen gefunden, nämlich in Arbeiterhäusern, die für polnische Akkordarbeiter bestimmt waren. Mir war bei diesen einfach mit Stroh ausgeschütteten Schlafräumen der Appetit zum Essen und die Gesellschaftsstimmung vergangen. Ich weiß, daß ich über den Rittergutsbesitzer aufs höchste empört war, der Menschen einen so menschenunwürdigen Aufenthaltsort, wenn auch nur für einige Monate, anwies. In der Großstadt aber habe ich öfter Räume gesehen, die nichts Menschenwürdiges an sich hatten, die keine Spur von dem, was man eine behagliche Häuslichkeit nennt, zeigten, die aber jeder Forderung der Hygiene Hohn sprachen.

Von meinen 56 Schulkindern haben nur zwei ein Bett für sich allein, 44 Kinder schlafen zu zweien und zehn sogar zu dreien in einem Bett. Dabei muß man aber nicht an breite, sondern an recht schmale Bettgestelle denken. Fast immer schläft die ganze Familie in einem Raume, Erwachsene und Kinder in gemeinschaftlichen Betten; daß hierdurch jedes feinere Sittlichkeits- und Anstandsgefühl ertötet wird, ist klar, und daß bei unsern Kindern von kindlicher Unschuld kaum geredet werden kann, ist leider ebenso wahr. Geburt und Tod eines Menschen verliert für sie schon im zartesten Kindesalter das Geheimnisvolle und Erhabne. Häufig werden kleine Geschwister geboren und begraben, das Einschneidendste im menschlichen Leben ist etwas Alltägliches für die Kinder einer Großstadt im Armenviertel. Als Beleg folgender authentischer Entschuldigungszettel:

Herrn Direktor! Hochwohlgeboren.

Sehr geerthet Herr möchte Ihnen höflichst Bitten Gertrud ein paar Tage frei zu geben, ich erwarte mit jeder Minute meine Wiederkunft, habe keinen Menschen im Hause noch das kleine Kind von 2 Jahren, sollte mir schnell etwas passirn so kann mir doch das Mädchen die erste Hilfe holen, heute ist es mir unmöglich ohne Hilfe zu sein, ich bin nicht im Stande etwas zu thun, oder zu holen da ich Leute in Kost habe, ich bitte nochmals um Ihre Güte.

Hochachtung

M. P.

Ich weiß, daß ich wochenlang unter manchen Eindrücken gelitten habe, daß mich Abends der Gedanke am Einschlafen gehindert hat, welchen unerhörten Lügus ich dadurch triebe, daß ich in einem Zimmer allein und im eignen Bett schlief. Ich stellte mir vor, daß ich nur einmal eine Nacht in einem solchen Raume mit so vielen Menschen zusammen verbringen müßte — und schauderte zusammen. Schon für gesunde Menschen ist es entsetzlich, aber für Kranke muß es geradezu die Hölle bedeuten. Daher kommt es denn, daß die Leute fast jedesmal zu früh das Bett in Krankheitsfällen verlassen, und daß auch Wöchnerinnen am dritten Tage schon wieder aufstehn, ist mir durchaus als notwendig erklärlich.

Oft in den elendesten Häuslichkeiten wohnen die „Heimarbeiter.“ Wenn man bedenkt, daß hier oft die kostbarsten Konfektionsstücke entstehen, mit denen sich die Millionärin schmückt, oder daß hier Zigarren und Zigaretten gefertigt werden, die die reichsten und verwöhntesten Menschen gebrauchen, dann muß man über die Ironie des Schicksals lachen, wenn man sieht, mit welchem Behagen mancher moderne Geck, der die Reinlichkeit in Wäsche usw. als Sport treibt, der sich schütteln würde, wenn er nur einen Blick in eine solche Häuslichkeit geworfen hätte, und vielleicht das parfümierte Taschentuch vor das Gesicht halten würde, sich die dort entstandne Zigarre in den Mund steckt! Da muß man unwillkürlich an das Sprichwort denken: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“

Auch in den günstigsten Häuslichkeiten empfindet man unangenehm den Mangel an jeglichem Schönheitsgefühl. Man erkennt, wie nötig die Bestrebungen der Kunstsziehungstage sind. Ich will ganz von den Möbeln absehen, denn deren Häßlichkeit ist nicht Schuld der Besitzer, sondern der Fabrikanten; daß man mit demselben Gelde schöne statt häßliche Formen schaffen kann, das beweisen die in Krupps Auftrag eingerichteten Arbeiterhäuser. Ich denke an den sogenannten „Schmuck“ der Wohnungen, zum Beispiel an die fürchterlichen „Vertikös“, die mit billigen Klappsachen vom Jahrmarkt überfüt sind, oder an die gräßlichen Buntdrucke an den Wänden. Wem die Augen hierdurch beleidigt sind, der schägt die „Meisterbilder“ des „Kunstwart“ und sorgt für die Verbreitung unter seinen Kindern, dem wird es klar, daß die Schule die Aufgabe hat, den künftigen Generationen die Augen für das Schöne zu öffnen.

Man muß auch bei den Hausbesuchen damit rechnen, daß man die ihrer Arbeit nachgehenden Eltern nicht zuhause trifft, und muß für solche Fälle den Sonntag wählen. Meist lernt man überhaupt nur die Mutter kennen, wenn die Eltern nicht Heimarbeiter sind, oder der Vater durch eine augenblickliche Arbeitslosigkeit zuhause gehalten wird. Über Arbeitslosigkeit und über Mittel, sie zu heben, ist neuerdings so viel geschrieben worden, daß ich hier nur darauf hinweisen kann, daß auch die Schule unter der Arbeitslosigkeit des Familienvaters leidet. Die Kinder bekommen durch die häusliche Not etwas Gedrücktes, ihre Farbe wird noch fahler, und die Beschaffung des Arbeitsmaterials für die Schule hört dann ganz auf. Die Leute haben eben buchstäblich nicht zehn Pfennige für ein Pfest usw. übrig.

Die Aufnahme, die ich bei meinen Besuchen gefunden habe, war ganz verschieden. Je günstiger die äußern Verhältnisse, desto freundlicher, je ungünstiger

diese, desto verlegener, mißtrauischer und unfreundlicher war sie. Die unangenehmsten Aufnahmen wurden mir natürlich von den Eltern bereitet, die meinen prüfenden Blick zu scheuen hatten, und die die Folgen meines Besuches, nämlich den Antrag auf Fürsorgeerziehung, ahnten. Ich habe in einzelnen Fällen ruhig um des guten Zweckes willen alle Injurien hinuntergeschluckt und habe mich entfernt, ehe die Lage zu gespannt wurde. Dieselbe Taktik, nämlich die, zur rechten Zeit fortzugehen, befolge ich auch dann, wenn ich den „Haus-herrn“ betrunken finde oder in ihm einen der gemeinen Männer erkenne, deren Blicke schon für eine Frau peinigend sind.

Natürlich habe ich keine bestimmte Norm für mein eignes Benehmen, das muß sich der Lage anpassen. Ich trete sicher aber freundlich auf und sage gleich von vornherein, daß ich nur ein harmloser Besucher und kein Überbringer einer Hiobspost über das Kind sei (denn die meisten Eltern erwarten eine schlimme Nachricht zu hören), dadurch verwandle ich die anfängliche Zurückhaltung und das Mißtrauen in den meisten Fällen in Freundlichkeit. Vor allem vergesse ich auch bei diesen Besuchen nie, daß das Wort time is money noch stärker für die Leute als für mich gilt. Darum halte ich mich nie länger als zehn Minuten auf, beobachte in dieser Zeit scharf, aber unauffällig, und da ich mir vorher genau überlegt habe, was ich in diesem einzelnen Falle erwähnen will, so verliere ich nicht unnütz Zeit.

Bieten sich dem Auge Mißstände dar, gegen die ich gleich einzuschreiten für nötig halte, so tue ich dies in einer ganz selbstverständlichen Form, der aber alles Beleidigende oder Lehrhafte fernbleibt. Treffe ich zum Beispiel in einem mörderlich heißen Zimmer mit dementsprechender Luft einen Säugling so fest zugedeckt, daß dem armen Kinde dicke Schweißtropfen die Stirn bedecken, und ein nasser Fleck auf dem Kissen um den Kopf herum deutlich von seinem Unbehagen Zeugnis ablegt, dann mache ich mir mit ein paar lobenden Worten über das Kind das Herz der Mutter geneigt und kann es dann wagen, mit einer Bemerkung eine Decke wegzunehmen oder ein Fenster zu öffnen. Auf den Segen der frischen Luft weise ich überhaupt fast bei jedem Besuche hin und lasse auch im Unterrichte keine Gelegenheit vorbeigehen, die Kinder auf schlechte Luft aufmerksam zu machen. Mir kam dabei im letzten Jahre ein Lungentatarrh zuzustatten, der mich zwang, auch mitten im Winter wenigstens aller zehn Minuten einen Augenblick lang die Klassensenster zu öffnen. Meine Kinder waren hierdurch selbst so empfindlich für die verdorbene Klassenluft geworden, daß sie die Fenster oft genug unaufgefordert öffneten, wenn die Luft wieder dick geworden war. Sehe ich ein Kind unter falschen Lichtverhältnissen arbeiten, so mache ich eine aufklärende Bemerkung darüber, daß das Licht von der linken Seite auf die Arbeit fallen muß. Die Leute nehmen sie fast ausnahmslos dankbar auf und befolgen den Rat auch, wie ich bei einem zweiten Besuche an der veränderten Stellung des Tisches gesehen habe. Es sind eben nur Kleinigkeiten, die es hier nicht lohnt aufzuzählen, durch die man aber doch helfen und nützen kann.

Ich komme nun zum Fürsorgegesetz. Statt vieler Worte, daß es eben doch noch nicht so angewandt wird, wie es nötig wäre, will ich einen Fall erwähnen. Ich bekam in meine Klasse ein zwölfjähriges Mädchen, das sich durch große

Frechheit auszeichnete. Gleich in den ersten Wochen gab mir eine respektwidrige Bemerkung Gelegenheit, energisch vorzugehen, wodurch ich ihr weitere Frechheiten schnell abgewöhnte, da ich nicht, wie ihr früherer Lehrer, in den Fehler verfiel, sie zum Spaszmacher für die Klasse zu benutzen. Viel schwerer wurde es mir, gegen den verderblichen Einfluß anzukämpfen, den das Mädchen ausübte. Das Gesicht dieses Kindes war ein interessantes Gemisch von Verborbenheit, Frechheit und angeborener Gutmütigkeit. Hausbesuche und sorgfältige Erkundigungen belehrten mich, daß beide Eltern wiederholt Gefängnisstrafen verbüßt hatten, daß der Vater ein arbeitscheuer Trinker war, und daß die wohl arbeitswillige Mutter eine an Stumpfsinn grenzende Gleichgiltigkeit für die häuslichen Verhältnisse und dieses jüngste Kind hatte. Deshalb war denn das Mädchen auch äußerlich verwahrloßt, und da die Mutter tagsüber auf Arbeit war, hielt sie die Wohnung vor dem blind zerstörenden Manne verschlossen und wies dadurch dem Kinde bis zu ihrer Heimkehr Abends die Straße an.

Ich beantragte nun Fürsorgeerziehung für das Mädchen, aber sie wurde, wie es leider nur zu oft geschieht, nicht für nötig befunden. Kaum nach Jahresfrist wurde mir ein Schriftstück zugehandt, worin von mir ein Gutachten über das Kind wegen Fürsorgeerziehung eingefordert wurde. Denn inzwischen war das dreizehnjährige Mädchen verführt worden. Man hatte sie nun, um sie dem verderblichen Elternhause zu entziehen, ins Kinderasyl aufgenommen, und die Armen direktion hielt jetzt, nachdem das Kind, wie man zu sagen pflegt, in den Brunnen gefallen war, eine Hilfe für nötig und hatte den Antrag gestellt.

Die Lehrerschaft hat das Fürsorgegesetz mit Jubel begrüßt, aber jetzt ist man durch die mit den Anträgen gemachten Erfahrungen recht entmutigt. Wir glaubten hierdurch ein Mittel zum Vorbeugen zu haben, aber ehe nicht ein schlimmes Vergehen vorliegt, findet man seine Anträge nicht berücksichtigt. Mir ist oft von Kollegen und Kolleginnen gesagt: „Es ist verlorne Liebesmühe, einen Antrag zu stellen.“ Trotzdem halte ich es für besser, zehnmal umsonst die Schreiberei und Lauferei zu haben, als sich einmal sagen zu müssen: Hier hast du deine Pflicht versäumt!

Das unterscheidet uns Volksschullehrerinnen eben von denen anderer Schulen, daß bei uns das Erziehen, das Einwirken auf Kind und Elternhaus, ja sogar das Eingreifen in die elterlichen Rechte eine ganz andre und höchst bedeutende Stelle in unsrer Arbeit einnimmt. Eine Lehrerin, und wäre es die vorzüglichste, die nur „Lehrerin“ ist, taugt nichts an der Volksschule. Bei uns kommt es weniger auf große Kenntnisse als auf den Blick fürs praktische Leben an. Ein unpraktischer Mensch kann als Dozent auf der Universität oder als Lehrer auf dem Gymnasium Hervorragendes leisten, für den Volksschuldienst wäre er unmöglich, da kann man nicht mit Scheuklappen vor den Augen an dem alltäglichen Leben vorbeigehn. Denn für die Lehrerin einer Volksschule ist es mit dem Präparieren und Korrigieren noch nicht getan, unsre Arbeit darf mit der Schule nicht aufshören. Das zu begreifen fällt jeder jungen Anfängerin schwer. Aber die Erfahrungen sind die besten Lehrmeister. Man wird förmlich mit der Nase auf das praktische Leben und die soziale Hilfsarbeit gestoßen und muß sehen, wie man sich damit abfindet.

Die Männer aber, die das Ideal der Weiblichkeit im „Mumienhaften“ und „Unberührten von den Schatten- und Nachtseiten des Lebens“ sehen, die etwas „Haltsuchendes“, „Anschmiegendes“ beim Weibe verlangen, für die nicht das Ideal der Frau im Starken, Tüchtigen, Mütterlichen und in einem energischen, kraftvollen, hilfsbereiten Zufassen liegt, die sollen ihre Töchter nicht Volksschullehrerinnen werden lassen. Denn jene weiblichen „Vorzüge“ werden unbarmherzig getötet.

Brüderie und Zimperlichkeit sind hier schlecht angebracht. Wenn ich daran denke, wie unsanft mir im Anfange meiner Schullaufbahn die Augen für die traurigsten Seiten des Lebens geöffnet wurden, dann muß ich allerdings sagen, niemand sollte so jung wie ich den Volksschuldienst antreten. Ich weiß, wie ratlos ich mich bei folgender peinlichen Szene benahm. Ich öffnete auf ein Klopfen die Tür, ein einfach aussehender Mann stand vor mir und fragte:

„Sind Sie die Lehrerin K. J.“ — „Ja.“ — „Sitzt in Ihrer Klasse die Schülerin M. N.“ — „Ja.“ — „Ich bin Geheimpolizist; die betreffende Schülerin ist wegen eines Diebstahls angeklagt, außerdem steht sie in dem Verdachte, sich der Prostitution ergeben zu haben. Halten Sie eine solche Verderbtheit des Kindes für möglich?“

Ich hatte bis dahin noch nie das Wort gehört, seine Bedeutung war mir also völlig unklar. Ich weiß nicht mehr, was ich geantwortet habe, aber jedenfalls sagte mir der Beamte: „Wollen Sie mir eine ältere Lehrerin und das Kind schicken.“ Er bewies dadurch, daß er Verständnis für meine zwanzig Jahre hatte. Im Laufe der Jahre habe ich öfter unerquickliche Verhandlungen gehabt und habe gelernt, auch in solchen Situationen das Richtige zu treffen. „Man verliert für viele Sachen das feinere Empfinden, sagte mir einmal eine Kollegin, denn man sagt öfters Dinge, die uns durch das Schulleben gebräuchlich sind, die aber in der Gesellschaft auf den Gesichtern Staunen oder Befangenheit hervorrufen.“

Ich mußte ihr beistimmen; als mir aber kürzlich eine ältere verheiratete Dame bei einem Schulgespräch entrüstet sagte: „Sie dürften als junges Mädchen so etwas gar nicht sagen!“ da mußte ich über diese Einfalt doch lachen und konnte nur erwidern: „Die Volksschule kann auf »Jungemädchengefühle« keine Rücksicht nehmen.“ Aber diese Dame ist leider der Typus so vieler, die von dem Traurigsten im Leben nichts wissen wollen, damit man nicht etwa ihre Hilfe in Anspruch nimmt. Ich würde es für äußerst segensreich halten, wenn jedes, auch das vornehmste und reichste Mädchen gezwungen würde, ein Jahr lang in Krankenhäusern, Krippen, Volkskindergärten, Volksküchen und Speiseanstalten usw. dem Staate Dienste zu tun. Dadurch würden das Oberflächliche, Puß-, Genuß- und Gesellschaftsüchtige, das Pharisäertum, der Egoismus der gebildeten Kreise und die Unkenntnis der sozialen Nöte sehr vermindert werden. Die Klassengegensätze würden sich mehr ausgleichen, denn manche Millionärin würde sich nach einem Jahre solcher Arbeit wohl scheuen, Tausende unnütz zu vergeuden, wenn sie wüßte, wie vielem Elend in der Welt noch zu steuern ist; das soziale Gewissen vieler würde erwachen.

Die Ansicht von der Notwendigkeit der Hausbesuche ist noch nicht all-

gemein in Lehrerkreisen durchgedrungen, wenn sich auch die Ansicht mehr und mehr Bahn bricht, daß notwendigerweise etwas zur Anbahnung eines nähern Verkehrs mit dem Elternhause geschehen müsse. So ist der Gedanke an Veranstaltungen von Elternabenden geweckt worden. Sogar die Regierungen haben ihr Interesse für diese Frage dadurch gezeigt, daß sie die Elternabende in den Hauptkonferenzen zur Besprechung gestellt haben. So viel ich weiß, sind diese Abende abgelehnt worden. Ich persönlich verspreche mir auch nicht allzuviel von dieser neuen Einrichtung, denn es werden zu diesen Veranstaltungen nur die besten Elemente kommen, die aber, um die es der Schule besonders zu tun sein muß, werden fernbleiben. Da ich keine persönlichen Erfahrungen von Elternabenden habe, so kann ich die sich dafür Interessierenden nur auf die zahlreiche Literatur hinweisen.

Wohl aber habe ich einige Mütterabende, deren Anregung aus Süddeutschland (München) kam, mit gutem Erfolge veranstaltet. Der Zweck dieser Abende ist, mit den Müttern über wichtige Erziehungsfragen Verständigung zu suchen und so durch größere Übereinstimmung der Schule mit dem Elternhause die Erziehung der Kinder zu fördern. Die Ergebnisse sind günstig, das beweist der zunehmende Besuch bei Wiederholungen, außerdem dienen sie ebenfalls zur Vermeidung von Differenzen. Als Versammlungsort wählt man am besten Gemeinde- oder Vereinshäuser. Ich sprach mit den Müttern über Sachen von allgemeinem Interesse für Schule und Haus und hatte die Genugtuung, auch die Mütter lebhaft ihre Ansicht äußern zu hören. So behandelte ich das Schulbad, Gesundheitsregeln, Zahnpflege, die Schädlichkeit des Alkohols, die Kleidung der Mädchen usw. Bei der Konfirmandenentlassung werde ich auch die Berufswahl besprechen, doch dazu hatte ich bisher noch keine Gelegenheit.

Die Mütterabende heben aber die Hausbesuche nicht auf, sie sind nur eine wertvolle Ergänzung dazu. Man kann die dort gemachten Beobachtungen unauffällig verwerten, da dann für den Einzelnen nichts Verlegendes in einem Hinweise liegt. Im allgemeinen dürften drei solcher Abende im Jahre genügen, da die Vorbereitungen für die Lehrerin zeitraubend sind. Eine Mutter sagte mir am letzten Abend: „Es ist nur schade, daß die Herren Lehrer nicht auch Väterabende veranstalten.“ Nun vielleicht geschieht dies bald.

Einmal jährlich und zwar kurz vor Weihnachten lade ich mir sämtliche Kinder der Klasse in meine Wohnung ein. Wir stecken dann den Baum an, singen Weihnachtslieder, und die Kinder, die sich dazu melden, dürfen mir zur Überraschung ein selbstgewähltes Gedicht hersagen. Nicht viel länger als eine Stunde dauert diese anspruchslöse Feier, aber die Kinder kommen sehr gern und fragen schon im November danach. Außerdem bieten auch die Schulspaziergänge und die für die Naturgeschichte und die Heimatkunde vorgeschriebnen monatlichen Ausflüge reichlich Gelegenheit, den Kindern menschlich näher zu kommen und persönlich auf sie einzuwirken.

Hier ist es nun Zeit, von der Wichtigkeit der rechten Persönlichkeit des Lehrenden zu sprechen, da diese, gleichviel ob Lehrer oder Lehrerin, von der höchsten Bedeutung für die Kinder ist. (Vielleicht wäre es nach dem Goethischen Sage: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edeln

Frauen an“ nicht unangebracht, auch den Schülern der Knabenvolksschule den Segen der Erziehung einer gebildeten Frau zuteil werden zu lassen.) Ich will aber an dieser Stelle nur von dem Einflusse der Lehrerin auf die Mädchen reden. Dieser ist an den Volksschulen wieder von viel größerer Bedeutung als zum Beispiel an den höhern Mädchenschulen, denn an der Volksschule ist die Lehrerin oft während der ganzen Schulzeit die einzige gebildete Frau, die in enge Beziehung zu den Mädchen tritt und ihren Einfluß auf sie geltend machen kann. Man muß aber erst eine Persönlichkeit geworden sein, ehe man als solche wirken kann. Darum halte ich es für eine durchaus richtige Maßnahme vieler Städte, das Anstellungsalter der Lehrerinnen höher hinauszuschieben, und diese nicht mehr vor dem fünfundzwanzigsten Jahre anzustellen. Ein junges Mädchen, das frisch vom Seminar an die Schule kommt, ist in den seltensten Fällen der ihr harrenden Aufgabe gewachsen.

Ich stehe aber durchaus nicht auf dem Standpunkte von Anita Augspurg, die kürzlich der Lehrerinnenschaft vorwarf, daß die jungen Lehrerinnen den Beruf nicht aus Neigung wählten, sondern diesen andern Frauenberufen, zu denen sie besser paßten, aus Standesrücksichten vorzögen. Darum hätten sie auch tausend andre Gedanken im Kopf und füllten den Beruf nicht gut aus. Die Erwiderung hierauf hat ja der Lehrerinnenverein schon so gut gegeben, daß ich nur noch hinzuzusetzen habe: An Pflichttreue fehlt es den wenigsten, aber an Erfahrung, Einsicht und an dem nötigen Ernst des Lebens, der sich ja erst mit den Jahren, wenn auch bei dem einen früher, bei dem andern später, einzustellen pflegt. Man muß erst zu einer gewissen Resignation gekommen sein und eingesehen haben, daß es besser ist, andern zu nützen, als für sich zu verlangen.

(Schluß folgt)



Ein Brief aus trüber Zeit

Mitgeteilt von A. Robolski in Halle a. S.

(Schluß)



u kannst Dir aber die Conjunction in meinem Hause denken, nun kam zu den vielen Geflüchteten auch noch das Militär, aber von Herzen gern gab man, was man hatte. Meine Leute, die so treu zu mir gehalten, durften auch nicht vernachlässigt werden. — Doch die Freude dauerte nicht lange, das Kommando (Infanterie) marschierte zurück; Seydlitz hatte keinen besondern Befehl bekommen, und ich bat ihn, noch zu bleiben, es war sehr gewagt von ihm, aber mit der größten Ausdauer unermüdet that er mit seinen Dragonern bei dem fürchterlichsten Wetter seinen schweren Dienst. Es kostete mir Mühe, mein Korps wieder in Ordnung zu bringen, denn auch Seydlitz rückte bald ab, und wir waren wieder ganz auf uns selbst angewiesen, dem ganzen Haß der Insurgenten preisgegeben. Dabei wurden meine eigenen Leute von den Pfaffen in der Weichte bearbeitet; wer in der Weichte gewesen war, kam nicht mehr zu den Waffen; immer vereinzelter fanden wir da, einer meiner jungen Leute brannte mir durch und ging in das

Polnische Lager. — Jetzt kamen die Truppen nur immer auf dem Durchmarſche hieher, ſie waren ermüdet außs Graufamſte, wurden nirgendß ordentlich verpflegt; ich war außer mir, wenn ich die Geſchichten hörte, wie ſie hin und hergezogen wurden, und wie Willien überall den Angriff zu hintertreiben mußte. Ich ſah mit Entſetzen die Lawine des Aufruhrs wachen und warnte immer vor den Pfaſſen und den Sturmgloden. Im Anfange hätte man das ganze Feuer der Revolution mit einem naffen Sad erſtikt, und nachher konnten nur Ströme von Blut die Flammen löſchen, und das verdanken wir Willien.*) — In Mogilno ſtand der Oberſt Herrmann mit einem Regiment, einer Batterte und einer Schwadron Dragoner; ich fuhr hin und bat um eine Compagnie, er ſchlug es mir ab. Ich wurde ſehr bitter gegen ihn, und er ſagte mir: „Sie thun mir Unrecht, aber Sie ſind ein braver Mann, ich kann es Ihnen nicht übel nehmen, aber ich will Ihnen auch die Wahrheit ſagen, morgen greife ich Tſchemeſchno an.“ — Ich fuhr zu Hauß, mein Entſchluß war gefaßt. Am andern Morgen ſaß ich mit dem Tiſchler Hempel, einem verwegenen tüchtigen Büchſenſchützen, auf einem kleinen Wagen und fuhr den Weg nach Mogilno. Am Saum des Waldes erwartete mich mein Jäger Poloban, ebenfalls ein tüchtiger Schütze und ein deternirter Kerl; er ſprang auf den Boß, und nun gingß weiter. Als wir nach Mogilno kamen, war es 8 Uhr, aber wir hörten, daß ſchon in der Nacht die Truppen abmarſchirt ſeien, daß aber der Leutnant Schleiniß mit Befehlen von dem General Willien angekommen ſei, und daß der Angriff nicht ſtattfinden ſollte. Ich knirschte mit den Zähnen, ich weinte vor Wuth, und in Karriere fuhr ich hinter Schleiniß durch, um ihm das Pferd zu erſchießen, damit der Befehl nicht ankommen könne, er kam aber ſchon zurück. Ich traf ihn zwiſchen Tſchemeſchno und Mogilno. Der brave Oberſt Herrmann hatte den Angriff ſchon eröffnet und hatte ihm nur geantwortet: „Sie kommen zu spät.“ Er war biß auf die Mitte des Marktes vorgebrungen, da war von der andern Seite ein Adjutant von Willien gekommen, die Truppen müßten ſich zurückziehen. Dente Dir, die ſiegreichen Truppen wurden vom halben Siege zum Rückzuge commandirt; es iſt ungläublich. — Die Inſurgenten verließen in allen Richtungen Tſchemeſchno. Schleiniß hatte an 50 Leichen von den Inſurgenten geſehen, in den Häuſern hatte es aber immer noch von Zeit zu Zeit geknallt. Gleich nach dem Abmarſche der Truppen hatten nun die Inſurgenten in Tſchemeſchno ſich wieder geſammelt und nun die grauſamſten Exceſſe begangen, Juden und Deutſche waren von ihnen auf das Entſetzlichſte verſtümmelt und ermordet. Als andern Morgens die Truppen eingerückt waren, hatten ſie das Neß leer gefunden, im Gefängniße aber eine Menge Deutſcher, die zitternd ihrem Tode entgegen ſaßen und an ihre Rettung faſt nicht glauben konnten. — Ich fuhr nach Hauß, der ganze Weg war voll flüchtiger Inſurgenten; ſie hatten die Waffen fortgeworfen, die Stiefel auf dem Rücken und ließen, was ſie nur konnten; ein Wagen mit Verwundeten und Todten kam auch bei uns durch. Im Bilalowi war ein Zug Blücherſche Hujaren um das Dorf geritten und empfingen die durchziehenden Inſurgenten mit Jaunknüppeln, weil ſie behaupteten: dieß Futter wäre für ihre guten Klingen zu ſchlecht. — Als ich dem Walde von Strzelno näher kam, ſah ich mehrere Wagen in ſcharfem Tempo auf uns zukommen, ich bemerkte Flintenläufe, und unwillkürlich hatte jeder von uns die Büchße geſpannt im Arm liegen; da erkannte ich die bleſſigen Pferde eines Strzelnoer Wärders, und richtig, es waren Strzelnoer Bürger. Es hatte ſich das Gerücht in Strzelno verbreitet, die Polen wollten mich im Walde aufheben, meine Frau hatte ſich ſehr geängſtigt, und darauf waren 20 Schützen mit Wagen mir entgegengekommen. Die Freude des Wiederſehens war groß, der Druck mancher harten Hand war mir ein liebes Freund-

*) General von Willien hatte im Auftrage der Regierung mit den polniſchen Inſurgenten verhandelt und hoffte eine friedliche Löſung durch Milde und Wohlwollen herbeizuführen; durch ſeinen Mangel an Energie verbar er es aber mit beiden Parteien, ſodaß er unverrichteter Sache nach Berlin zurückkehrte. Nach ſeiner Abreiſe kam es dann zum Kampfe.

schaftszeichen. — Als ich zu Hause kam, gab es natürlich eine tüchtige Strafpredigt, aber Hempel sagte beim Abschied: „na, Herr, wenn es mal wieder gilt, da thun Sie mir schon die Ehre an.“

Eines Mittags kam von Mogilno eine Compagnie des 14. Regiments ermüdet bis zum Umfinken; ich nahm einige ganz Ermattete mit auf den Wagen, sie ruhten noch ein Mal, und dann ging es nach der Trommel im strammen Marsch zur Stadt hinein. Kaum hatten wir uns zu Tisch gesetzt, als ein Husar auf schäumendem Pferde den Befehl zum Abmarsch brachte; es ward Generalmarsch geschlagen, und ich fürchtete, es würde nur die halbe Compagnie da sein, aber nach 15 Minuten fehlte kein Mann auf dem Sammelplatze. Ich ritt indeß mit und bat die Fußkranke bei mir zu lassen, es waren 12 Mann und ein Fähnrich von Lettow; der letztere schlief 3 Tage und 3 Nächte und wachte nur um zu essen, die andern Unglücklichen wurden auch bestens gepflegt, so daß sie nach 8 Tagen dem Regiment nach Onesen folgen konnten. Eine Compagnie vom 33sten Regiment, das hier lag, hatte auch den Auftrag, den Drapty zu arretiren, denselben, der mit den Pistolen auf mich zuging; ich machte sie darauf gefaßt, daß er sich widersetzen würde, und so war es denn auch gekommen. Er war ihnen mit aufgezogener Pistole entgegen gekommen, ein Dragoner schoß ihn durch den Arm und in die Brust und ein Füsiller durch den Kopf. Die Frau brachten sie an einem Strick geführt hier an; sie war mit dem Blute ihres Mannes beschmutzt. Sie hatte ebenfalls mit Terzerolen nach dem Militär schleßen wollen. Sie ward nach Inowrazlaw gebracht, von dort aber von dem democraticschen Gerichte mit den Wappenabreißern, die ich früher hingebracht hatte, entlassen. — Jetzt kam die ganze Gegend in Alarm, dem Drapty wurde nach polnischer Sitte ein ungeheures Begräbniß bereitet und ich sollte, als Dragoner verkleidet, ihn erschossen haben. Die Pfaffen versuchten in der Leichenrede den ganzen Volkshatz auf mich zu lenken.

Es waren immer mehr Deutsche geflüchtet, die Polen waren von der königlichen Partei ganz abgefallen, wir standen nur wenige noch zusammen, und mit Mühe hielt ich das lockere Band, das uns vereinte, alles vereinte sich gegen uns! Es kam Ostern, und eine Blutnacht war uns angesetzt, ich bat um Militär und erhielt 50 Mann. Von Mogilno kam eine Husaren-Patrouille und blieb die Nacht, am Sonnabend Morgens vor Ostern ritten sie ab. In der Stadt begegnete ihnen der Paffe mit der polnischen Kolarde, sie nehmen ihm die Müze vom Kopfe und schneiden mit dem Säbel die Kolarde herunter, darauf retten sie weiter. Hier aber war die Sache schon eingeleitet, und dieser Vorfall diente nur zum Vorwand. Kaum hatte ich das erfahren, so schrieb ich an den Hauptmann Fröhlich in Mogilno: wenn er die 50 Mann nicht erwürgt sehen wollte, so möchte er Verstärkung schicken. Nachmann ritt eben über den Hof, ich bat ihn ins Feld zu rüden und dann ganz unmerklich nach Mogilno. Die Deutschen waren aber nicht mehr zusammenzubringen. Am Mittag kam Kleist von Mlynj gejagt und rief: „Herr, retten Sie sich, aus dem Walde kommen 2000 Insurgenten, sie rufen immer (do Amto) außs Amt, außs Amt.“ — Ich schickte noch einmal in die Stadt, es kam kein Deutscher mehr; meine eigenen Leute rannten ins Feld in die Gräben und auf die Höhen. Ich wollte mit den 50 Füsillern zum Gesecht antreten, allein Kleist beschwor mich, es nicht zu thun, wir könnten uns nicht halten. Er hatte einen Leiterwagen vorge-spannt, ein alter treuer Fornal hatte Stroh aufgeschüttet, die Kinder wurden aus den Ställen herausgeholt, auf den Wagen gesetzt, ich nahm meine Eltern in den Arm und setzte mich neben den Fornal. Als wir aus dem hintern Thore abfuhren, hörten wir schon die Sturmglöden läuten, es war schauerlich, ich suchte still vor mich hin. Überall sahen wir die Schaaren gezogen kommen und Fliehende; in den Dörfern wurden wir angehalten, verfolgt und hinter uns die Bräden abgebrochen. Kleist brachte uns bis an die Grenze, da machte er kehrt, es half kein Bitten, er wollte mit den Fünfzigern siegen oder fallen; eine Thräne und ein Händedruck, dann sah ich nur noch eine Staubwolke, und kurz darauf sah ich ihn

ins Thor reiten. Gerade zur rechten Zeit war er auf den Markt gekommen, die Braven 50 fingen auf dem Markt an zu weichen, da ruft er ihnen zu: „Kommt, Landknechte, ich bin auch ein Pommer, wir werfen die Hunde,“ so bringen sie vor bis ans Kloster zwischen Amt und Stadt. Hier werden sie mörderisch angegriffen durch frische Schaaren von Mlynz kommend und durch die Insurgenten, die sich im Kloster gesetzt haben; sie formiren Carré, und Tod und Verderben um sich verbreitend, ziehen sie sich gelassen nach dem Amte zurück; hier verrammeln sie sich, da hören sie von Mogilno her Kleingewehrfeuer. Donnerweiter, das sind unsre Flinten, rufen die Braven und fangen an, sich durch die Insurgenten zu ihren Brüdern hinzuarbeiten. Es waren richtig 70 Mann unter einem Unteroffizier, die zur Verstärkung von Mogilno kamen; er war gleich beim Einrücken heftig gedrängt worden; hatte sich im Trabe auf das Feld zurückgezogen, Front commandirt und den Insurgenten 3 ruhige tüchtige Salven gegeben, worauf diese mit Hinterlassung vieler Todten, die Verwundeten mit sich schleppend, sich zurückgezogen. Nun kamen noch die 50 vom Amte, nahmen die 70 mit Hurra auf und zogen sich nach dem Amte wieder zurück. Es war Abend geworden, und die Insurgenten wurden immer stärker. Kleist, die ganze Gefahr erkennend, setzte sich mit dem Oberkontrollleur Giese zu Pferde; den Säbel am Riemen, das Pistol in der Hand, geht es durch die ganze mit Insurgenten besetzte Stadt, alles weicht den tühnen Reitern, sie gewinnen die Straße nach Mogilno und kommen zum Hauptmann Fröhlich und Hauptmann Toporsky, auch eine halbe Schwadron Blücher'scher Husaren (Koth und weiß, die Kinderfresser genannt, der Schrecken der Polen), sie brechen auf, und mit ihnen mein Freund, der Landrath Illing, die Flinten auf dem Rücken, machte er damals alle Züge des Militärs mit, da er ohne dasselbe auch nicht fungiren konnte. Seine Frau hatte er nach Bromberg geschickt, und nun hatte er seine jahrende Habe in der Jagdtasche und seine Kanzlei in der rechten Rodtasche, in der linken sein Taschenbuch. Als sie ungefähr um 12 Uhr sich der Stadt nähern, hören sie schießen, ja — heißt es — die Spitze ist im Gefecht. Herr von Blankensee mit den Husaren vor, meine jungen Leute hatten sich angeschlossen, es geht im Trabe, dann langer Galopp und in tausender Karriere bis aufs Amt, was nicht niedergeritten wurde, war zerhauen; ich habe furchtbare Kopf- und Nackenwunden gesehen! Nichts geht doch über eine gute Reiterattale, die schmetternden Signale, die schnaubenden Rösse und das Klirren der Waffen! Mir pocht das Herz; hätte ich doch den Angriff mitmachen können! — Die Infanterie folgte auf dem Fuße, die Insurgenten flohen in allen Richtungen, die Husaren gönnten sich nur kurze Rast. Kleist führte sie über den Hof, und der Leutnant Blankensee besetzte die Ausgänge der Stadt; hier wurden noch viele überritten und niedergemacht. Was zurückgelieben war, hatte sich in das Kloster gezogen, es wurden Keitern angelegt, und der erste war der Sattlermeister Grieger, der über die Mauer kam; nun folgten die Füßkellere, die Glodenstränge wurden abgehauen und in Stücke geschnitten, womit nun die Insurgenten, 300 an der Zahl, tüchtig durchgeprügelt wurden. Das Widerstand leistete oder entfliehen wollte, ward niedergemacht. — In der Kirche fand man den Pfaffen Westphal und einen Doctor Zolischka, die Häupter der Verschwörung; nur mit Mühe retteten die Offiziere ihnen das Leben. Die feigen Edelleute hatten die Insurgenten schlecht geführt, sonst wäre ein solches Resultat nicht möglich gewesen; sie hatten in der Stadt geplündert und zwei unglückliche Deutsche, den Hempel, der seine Frau im Wochenbette nicht hatte verlassen wollen, und einen gewissen Raumann auf schändliche Weise gemordet, mit den Sensen zerhackt, bei den Beinen aufgehangen, ihnen das Testikel abgeschnitten und in den Mund gesteckt; es ist nicht zu glauben. Wir hatten sie einen Kutschwagen, eine Doppelflinte, meine beiden schönen Stangenpferde und ein ausgezeichnetes Reitpferd gestohlen, einem von meinen stehenden jungen Leuten, einem Herrn von Tempelhoff hatten sie dies abgejagt und ihn selbst gebunden und grausam mißhandelt.

Es waren wenigstens 4000 Insurgenten, und das Militär war anfangs 50, dann kamen noch 70 und dann 80 Husaren und 380 Mann Infanterie, Füßliere. Leider hatten sie noch nicht die neuen Gewehre, indeß sind doch auch einzelne Fälle vorgekommen, wo auf 500 Schritte Leute noch niebergeköpft sind. Ein Bekannter, der mit seiner ganzen Familie bei mir wohnte, Herr Wild, wurde am ersten Feiertage von zwei Wagen mit Insurgenten verfolgt, als er zu mir wollte; er läuft quer über das Feld — ohne Waffen ging damals niemand —, er erreicht die Stadt, und ehe er sich in einen Graben werfen kann, bekommt er einen Schuß, es war nur Schrot und ziemlich weit; er wirft sich hin, und als der nächste Vorgesetzte ihm näher ist, springt er auf und macht eine Doublette, einen in die Augen, den andren in den Hintertopf; von den übrigen holte sich das herbeigeeilte Militär noch einen auf eine ungläubliche Entfernung. Der Wild ist ein trefflicher Schütze. — Wenn wir jetzt auf den Scheibenstand schießen, so hörst du vom Gesecht sprechen, wie von der Hahnjagd, wie viel hat der, wie viel der geschossen! — Mein Jäger Holobaw, der Bürger Mohr, Grieger, Lüser und Karst hatten sich den Füßliern zugesellt. Am ersten Feiertag waren noch viele Zugüge gekommen, indeß hatte keiner mehr gewagt anzugreifen, die Truppen waren jedoch fast immer unter dem Gewehr gewesen.

Meine Frau und Kinder — meine Frau bekam durch Schred und Angst das Fieber — hatte ich nach Bromberg gebracht; in mir war ein entseßlicher Zustand der Wuth, ich konnte vor Fluchen nicht beten. Ich wußte noch nicht, wie es in Strzelno abgelaufen war, und meldete mich beim General von Webell zum activen Dienst im Heer, ich wollte im polnischen Blut den Schimpf abwaschen. Bei ihm erhielt ich die ersten Nachrichten. — Als ich das Nöthigste für meine arme Frau und die Kinder besorgt hatte, brach ich nach Strzelno auf; es war am 2. Feiertag. Ich bekam von Inowrazlaw von dem Rittmeister von Schleinitz 6 Dragoner und einen Unteroffizier mit. Wir sahen mehrere Insurgenten, indeß erlebten wir nichts. Bei Marcowitz traf ich die ersten Husaren unter dem Unteroffizier von Waldersee, er strich den Bart und zeigte mir seine mit Blut gefärbte Säbelflinge. Jetzt ritten die Dragoner zurück, und mit den Husaren kam ich hier an. Jeder wußte aus dem Gesechte zu erzählen, alles brave anständige Jüngens. Als ich näher kam, war alles mit Militärposten besetzt, überall sah man die Blutspuren an Zäunen, Mauern und auf den Straßen, aus meinem Kaps am Hofe wurden Tags darauf noch Leichen gebracht. Mein ganzes Haus war voller Offiziere, die ich zum Theil schon kannte; meine Freude war groß. Dabei hatten die Soldaten eine recht hübsche Musik zusammengebracht und tanzten mit unsern Mädchen Polka, daß es nur so klang, auf die schmucken Husaren waren die Dirnen ganz toll.

Jetzt aber ging es nun rasch zum Gerichte; ich wußte, daß kurz nach mir ein Regierungs-Commissar kommen würde, und ein Mann mit Grad und Wille schien mir nicht als der rechte Rächer. Wir formirten kleine Abtheilungen, Kleist, Lachmann und ich begleiteten die einzelnen Patrouillen, es waren gemischte Commandos. Die Kavallerie ward gleich vorgeschickt, besetzte die Ein- und Ausgänge, umschwärmte die Orte, und die Infanterie durchsuchte die Häuser und hielt Standrecht; es gab mörderliche Prügel: den Pelz raus, die Hosen runter, über ein Bund Stroh gelegt, den Kopf zwischen den Beinen, und immer hatten die Teufelstisch den eisernen Ladestock zur Hand. Ehe die Herren von der Regierung kamen, war die ganze polnische Bevölkerung recht gehörig durchgeprügelt, und die Pfaffen bekamen das meiste, weil ich schon eine Ahnung hatte, die Schweinhunde würden wieder frei durchgehen. Dafür haben sie mich auch jetzt alle so lieb, daß sie ausreisen, wenn sie mich von Weitem im Felde sehen angeritten kommen. Die Pfaffen hatte namentlich Kleist mörderlich gekloppt und in seinem abgehaltenen Kriegsgericht immer auf Todtschießen erkennen lassen und dann sie erst begnadigt auf Siebe. Hier war die Ruhe vollkommen wieder hergestellt, ich hatte ausge-

wirkt, daß die halbe Schwadron und die 2 Compagnien als Besatzung hier blieben, und so konnte ich Frau und Kinder zurückkommen lassen. Es waren schöne Tage!

Schon mehrmals hatte ich deutsche Volksversammlungen abgehalten und Gemeindef- und einen Kreis-Ausschuß gebildet, um einen festen Halt in der Menge zu bekommen. In diesen Versammlungen trat ich allerdings etwas fest und bestimmt auf; einen Republikaner, einen gewissen Dr. Schmidt, der mir Unfinn machen wollte, ließ ich durch einen bloßen Wink mit den Augen zur Thür hinauswerfen, daß ihm der Kopf knallte; Leuser und Kast hatten ihn noch zu allem Überfluß über das Treppengeländer gehalten und ihn unvorsichtiger Weise losgelassen. Jetzt fragen sie ihn immer, wie viel Stufen die Treppe hat.

Ich ward in der Versammlung aufgefordert, nach Berlin zu reisen und unsern Anschluß an Westpreußen zu betreiben. Die Wahl am 1. Mai wollte ich noch mitmachen und dann abreisen. Als ich einpakte, ließ mich der Hauptmann Fröhlich zu sich bitten und zeigte mir ein Schreiben, worin Excellenz Hirschfeld schrieb: Bei Miloslaw ist es den Truppen nicht gut gegangen; wir machen eine rückgängige Bewegung, und in diesem Falle hätten sie den Weg zu machen (?). Nun konnte ich meine Frau und meine Kinder nicht allein lassen, ich ließ noch einen Wagen anspannen und gab an Kleist und Lachmann die nötigen Befehle: „Ohne Militär könnt Ihr Euch hier nicht halten, und geht das ab, so rettet, was Ihr könnt, entweder nach Bromberg oder mit dem Militär; die nötigsten Lebensmittel schickt nach Bromberg nach.“ Damit ging es fort. Wir hatten wieder eine Bedeckung von 20 Husaren, es war wieder der Unteroffizier von Baldersee, der uns das Geleit gab. Als wir an dem Dragoner-Piquet vorbeikamen, verließen sie uns mit den Worten: „Gott führe uns noch einmal unter die Hunde.“

Ich fuhr die Nacht durch und reiste am andern Abend von Bromberg nach Berlin ab. Den Eindruck, den Berlin auf mich machte, werde ich nie vergessen, dieses schwache Ministerium, das auf der Meinung des Pöbels zu schwimmen suchte! Ich reiste trostloser von Berlin ab, als ich hingelommen war, nicht, weil mir meine Bitten nicht gewährt waren, ich hatte ja Versprechungen die Menge, nein, jetzt sah ich erst die ganze Ohnmacht! Lieber wollte ich kämpfend für die gute Sache fallen, als so in feiger Unthätigkeit verfaulen — aus Schwäche. Ich kann Dir die Verachtung gegen das Ministerium nicht beschreiben. Ich fand in dem Hansemann*) ganz den Schmutz der Gesinnung, die Oberflächlichkeit der Bildung und die gemeine Verschmißtheit der Kaste, der ich schon in meiner Jugend aus Ekel entlaufen bin. Ihm war der ganze Staat eine Tonne Heringe, wo er jeden einzelnen zwischen die Finger nehmen und ihn auf den höchsten Preis hätte bringen mögen — es war ein ganzer**) Ich bitte um Entschuldigun!

Als ich auf der Rückreise war, fand ich in Grabowo bei Sanger alles auf dem Kriegsfuß; ich blieb einige Stunden bei ihm. Er wollte nach Frankfurt, für den Augenblick waren ihm aber Mikroslawstks Schaaren näher, und alles dachte nur an ihn. Ich ward besorgt gemacht, wie ich nach Bromberg würde herankommen, da Mikroslawstks diesseits Bromberg die Wege überschreiten wollte. In Breschen, hörte ich, sollte es auch den Truppen schlecht gegangen sein, und so mußte ich alles befürchten. Was ich gefürchtet hatte, fand ich in Bromberg bestätigt; auf der Straße standen meine Gespanne, die Wagen mit Sachen und Lebensmitteln hepadt, alles voller Flüchtigen aus Land und Stadt. — Meine Frau hatte eine ziemlich geräumige Wohnung und kochte in großen Töpfen für Alle, die mit uns theilen wollten. Daß wir nicht Delikatesen aßen, kannst Du Dir denken, aber wir gaben gern, und so wurde es auch gern angenommen, und noch heute danken es mir die Leute, daß ich auch noch damals aller Aussicht nach

*) Hansemann war im Ministerium Camphausen 1848 Finanzminister.

**) Wir können das Wort hier nicht wiedergeben.

mein letztes mit ihnen getheilt! Es waren eine Menge armer Handwerkerfamilien, die zu Haus nur für den nächsten Tag hatten, denen es hier aber an Allem fehlte. Gern gab ich, was nötig war, und meine Frau unterstützte mich nach Kräften.

Die Bürgerschaft in Bromberg war alarmirt, und jeden Augenblick erwartete man den Mieroslawsky. Ich umarmte Weib und Kinder und ging dann gleich zum Oberst und meldete ihm, daß ich binnen einer halben Stunde mit 20 Mann, brave Leute, zu Diensten stünde. Dann ging ich zurück, aß etwas, der Jäger wuschte meine Waffen ab, und während der Zeit kamen auch schon alle meine alten Jüngens an. Ich will nicht sagen, daß es ein imponirendes Corps war, aber wir standen unsern Mann, wir hatten uns erprobt, und jeder wußte, was er von dem Andern zu halten hatte. — Um 10 Uhr Abends kamen die Nachrichten anders. Hirschfeld hatte sich mit seinem Corps zwischen den Mieroslawsky und Bromberg gestellt. Bei Breschen hatten die Königl. Truppen einen glänzenden Sieg erfochten und blieben dem Mieroslawsky nun immer auf den Fersen. Hirschfeld beabsichtigte, ihn nach Rußisch-Polen zu werfen.

Lachmann, der Inspector vom Amt, war mit den Gespannen und Leuten nach Bromberg gekommen, Kleist dagegen war auf seinem Hengste mit den Husaren geritten, bei denen ein Onkel von ihm Major war.

Tags darauf mußte ich nach Inowrazlaw zur Wahl. Als ich dorthin kam, war alles gestopft voll Militär, es war die Hirschfeldsche mobile Colonne. Es waren im Ganzen 4000 Mann. Die Artillerie stand auf dem Kasernenhofe, ich wollte einen Bekannten, einen Leutnant Roach von der Artillerie, aufsuchen und trat an einen Bombardier, der neben der Kanone stand; ich kam mit ihm ins Gespräch, und er erzählte mir von Breschen, von seinem Leutnant und von seiner Kanone. „Ja, sagte er, gleich als wir aufzuhren, schossen uns die Insurgenten einen Trompeter und ein Vorderpferd todt, unser erster und 2. Schuß traf nicht; da ritt der Herr Leutnant bis dicht an das feindliche Geschütz und sagte: es sind so und so viel Galoppstränge, also so viel Schritte, nehmen Sie mehr Aufpaß; der nächste Schuß von uns zerstörte das feindliche Geschütz, und schon beim dritten Schuß rissen sie aus und mit Paßkugeln schräg durch die Bataillone, sie fielen immer auf Wagenspurdreite. Die Insurgenten machten mit Kavallerie eine Attaque, und 17 blieben nach dem ersten Schuß.“ So wußte er viel zu erzählen. „Siebzehn Jahre habe ich das Geschütz im Frieden bedient und habe immer viel von ihm gehalten, aber daß es ein so gutes Kanon wäre, habe ich doch nicht gedacht, jetzt verlaß ich es nie mehr, des Nachts schlafe ich darunter.“ — Der Leutnant war aber mein Roach gewesen, im tollsten Feuer war ihm der Wiß nicht ausgegangen.*)

Ich ging noch zu Hirschfeld und sprach mit ihm und gab ihm die Quellen an, wo er Nachricht über den Feind einziehen könne, und fuhr dann nach Bromberg. Am dem Abend rückte H. noch mit dem ganzen Corps in Strzelno ein, blieb aber nur bis Mitternacht, weil er fürchtete, umgangen zu sein; er zog sich an die Neße zurück und kam 3 Tage darauf nach Bromberg. Ohne Garnison konnte ich vorläufig in Strzelno nicht ausbauern, und mit allen meinen Genossen in Bromberg auf dem Pflaster zu liegen, das war nicht zu erschwören. Ich erbat und erhielt zur festen Garnison 1 Compagnie und einen Zug Husaren, dann kehrten wir zurück. Die Compagnie war vom 21. Regiment, die Husaren waren von den sehr beliebten rothen, der Leutnant war ein Herr von Kähler, ein eingeseihter Aristokrat und Soldat. Einer seiner Ahnen war Adjutant bei Tilly

*) Noch viele, viele Jahre später wurden, wie Einsender des Briefes aus eigener Erfahrung weiß, die etwas derben und deshalb hier nicht wiederzugebenden Wiße und Späße, mit denen Hauptmann Roach als junger Leutnant in dem heißen Gefechte bei Breschen seine Leute angefeuert hatte, von den Mannschaften seiner Batterie und von den Bürgern der kleinen hinterpommerschen Garnisonstadt am Stammtische erzählt und belacht.

gewesen, und von da ab wußte er nicht, daß er einen andern Beruf gehabt; sein Vater stand bei der Garde. Er war groß und sehr schön, gewandt, äußerst nobel, solide und von den angenehmsten Formen. Eines Tages kam er sehr erfreut zu Tische, bestellte sich gleich nach dem Essen den Wurfstein mit dem Pferde, um seiner Frau entgegen zu reiten, die ihm mit seinen beiden Kindern nachgekommen sei. Er war erst 25 Jahr alt, sah noch viel jünger aus, und wir hatten keine Ahnung, daß er schon verheiratet sein könnte. Es war eine sehr liebenswürdige Frau, und wir freuten uns über die angenehme gesellige Acquisition. Indes die Freude war nur kurz, er ward nach Mogilno versetzt, machte von dort eine Reise nach Schlesien und starb dort auf dem Gute seines Vaters an einem hitzigen Nervenfieber. Die arme Frau war auch noch durch den Tod ihres Eritzpaters nahe daran, ihr ganzes Vermögen zu verlieren. Wer die beiden Leute so noch im vollen Genuß der irdischen Glückseligkeit gesehen hatte, wie wir, der war gewiß tief ergriffen von dem raschen Wechsel des Geschicks.

In unjern politischen Klubs sind wir streng dem Könige treu geblieben, und meine Anordnungen hinsichtlich des Zusammenhangs der Gemeinde-Ausschüsse haben sich herrlich bewährt; wenn es jetzt wieder losginge, würden wir bald uns jammeln. Einen festen Zusammenhang aller Deutschen zwischen Thorn und Posen zu bilden, ist jetzt meine Aufgabe, um dem Militär immer eine sichere Verbindung zu erhalten. Man stößt dabei allerdings auf manche Flauheit, und schwer ist der Deutsche in Gang zu bringen, aber ich zweifle nicht, daß es mir gelingen wird.

Am vergangenen Sonntag waren meine jungen Leute zu einem Bekannten geladen, wir waren ganz allein. Bei den Postjahren war ein Militärbrief, es ward mir darin die Führung einer Landwehrschwadron 2^{ter} Aufgebots im Falle einer Mobilmachung angetragen. Ich antwortete ganz kurz, daß der alte Wahlspruch: „Mit Gott, für König und Vaterland“ mich stets zum Aufsitzen bereit finden werde, und daß ich der großen Ehre, eine Schwadron zu führen, zu genügen mich immer bemühen werde. Meine Frau hatte mir über die Schulter gesehen und weinte bitterlich, alle meine vernünftigen Vorstellungen wollten nicht helfen, sie sah den Zeitungen nach den Feind schon ankommen und ging schmolend mit den Zeitungen ab, bald jedoch kam sie wieder und verkündete mir den rothen Adlerorden. Es war wirklich eine große Freude, für meine Frau aber nicht, sie meinte, nun würde ich ganz dem allgemeinen Wohl mich opfern, und den Polen, die es auf Dein Leben abgesehen haben, wirst Du damit nur zur Scheibe dienen.

Am Tage darauf war die Wahl, und ich hatte das Glück, trotz aller Pfaffenwühlerei von meinen in der Mehrzahl polnischen Leuten einstimmig gewählt zu werden. Das war ein großer Jubel! An zwei Stellen ließ ich tanzen, und dazu gab es frei Spiritus und Bier; als es dunkel ward, brachten sie mir ein Ständchen, und gleich darauf kamen die Genossen aus der Stadt und der Umgegend mit einer schönen Musik an. Ich lud sie herein, und wir waren den Abend recht vergnügt. Ich versicherte ihnen, daß ich stets nur gethan, was jeder von ihnen als braver Mann auch gethan haben würde, und nur ihrer Wahl zum Führer und nur ihrer allseitigen Gesinnungstüchtigkeit verdanke ich diese Ehre. — Ja, rief Alles, „wir Alle fühlen uns durch diese Auszeichnung geehrt, und wir haben es wohl verdient.“

Du warst mir immer ein so liebevoller und nachsichtiger Freund, daß Du mir hier eine kleine Eitelkeit verzeihst, ich war recht stolz, doch mehr noch auf die Liebe meiner Freunde, als eigentlich auf den Orden.

Heute bin ich auch von den Urwählern zur ersten Kammer gewählt worden, als Wahlmann heißt das, und ich werde mich bemühen, einen Deutschen hinein zu bringen. Möchten doch die ganzen Wahlen vernünftig ausfallen, sonst muß es doch mit dem eisernen Ladestock wieder losgehen, und wer siegt, der bringt den Unterliegenden um, von Gnade kann diesmal keine Rede sein. Das wissen wohl beide Theile, und deshalb wird es schrecklich sein, wenn es zum Kampfe kommt. — Ich bin hier auf den Baron von Hertefeld verfallen und will heute noch an ihn

schreiben. Er hat große Güter, aber seine Güter liegen in dem zu reorganisirenden Theil, und daher wird ihm an der Demarkationslinie nicht gelegen sein. Uns liegt Alles daran, und unser Anschluß an Westpreußen ist Bedingung, vor allem aber Anerkennung der Verfassung.

Hier im Großherzogthum sind 321 Güter in Subhastation, und davon sind 6 deutsche Besitzer, die andren sind Polen. Der Ruin ist durch die letzten Begebenheiten sehr beschleunigt. Die Armuth ist hier groß, und das Geld ist entsetzlich knapp.

Diese wüthenden Gesichter der Polen bei den Wahlen, davon hast Du keinen Begriff. Der Haß wird nun auch nie ersterben, sonst haßten die Polen uns, aber wir sie nicht; jetzt ist alles zur Erkenntniß gekommen. Wenn zum Frühjahr die Sache wieder losbricht, muß ich meine Familie doch gleich nach Thorn bringen, ich allein werde mich schon halten. Es steht uns noch manches bevor, doch muthig müssen wir durch!

Von Bruder Philipp habe ich einen Brief gehabt, er schreibt recht betrübt, und er muß in Wanzleben durch die Schweinehunde von Demotraten viel Ärger haben.*) Wer kann jetzt auch beim besten Temperamente in heiterer Stimmung sein. Die Zeit ist wirklich ernst. —

Jetzt wirst Du Dich freuen, wenn ich endlich einmal die Feder fortwerfe, zu plaudern hätte ich mit Dir noch manchen langen Bogen. Heute ist Schlittenbahn, und die will ich ordentlich genießen, ich werde versuchen im Walde einen Fuchs anzufahren; gewöhnlich kostet mich das aber einen Schlitten, und den Fuchs habe ich doch selten bekommen. —

Empfieh! mich Deiner lieben Frau und bewahre mir ein freundliches Andenken.

Mit treuer Liebe

Dein Freund J. Kühne. Strz., den 19./1. 49.

*) Philipp Kühne, ein Schwiegersohn Koppes und Bruder des Briefschreibers, lebt jetzt noch — neunzigjährig — als Amtsrath auf Amt Wanzleben bei Magdeburg.

Über seinen ersten Besuch im Koppischen Hause in Wollup schreibt Freitag in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“: „Wir betreten den großen Hof und treffen vor dem niedrigen Hause sogleich den Amtsrath (Koppe): mittlere Größe, faltiges Gesicht, das von Luft und Sonne geröthet ist, buschige Brauen über den scharfen grauen Augen. Er mustert die Kameraden seiner Söhne mit prüfenden Blicken und geht in seinen Geschäften weiter. Wir treten in ein großes Eßzimmer: die Frau Amtsräthin, die Tante, vier Töchter! Wir wurden gütig begrüßt, schnell an den Frühstückstisch gesetzt und sind bemüht, durch aufrichtige Würdigung alles dessen, was vor uns sitzt und steht, zu gefallen. — Dann wandern wir mit den Töchtern des Hauses durch den Garten. Emma fragt und unterhält, Julie schwärmt, Marianne und Sophie, die jungen Gezellen, sprechen miteinander durch flüchtigen Blick ohne Worte, und uns umkreist ein guter Geist, der wohlwollende Annäherung vermittelt.“

Sophie Koppe, eine der jungen Gezellen, ist die Gattin des Amtsraths Philipp Kühne in Wanzleben geworden. Zu ihrem Polterabend hat Gustav Freitag, der von sich sagt, daß ihm, einem Schlesier, das Verleihen nicht schwer geworden sei, da seit den Schlesischen Dichterschulen in seinem Heimatlande Gelegenheitsgedichte die unvermeidlichen Begleiter eines jeden Familienfestes gewesen seien, ein reizendes, poesie- und humorvolles Festspiel geschrieben, das wohl wert wäre, veröffentlicht zu werden, wenn nicht durch die darin vorkommenden vielen persönlichen Anspielungen sein Inhalt für jeden außerhalb des Familienkreises stehenden dritten nur schwer verständlich sein würde, zumal als seit der Entstehung des Gedichts nummehr bald sechzig Jahre verfloßen sein werden. Der Freundlichkeit der Frau Amtsrath Kühne, Sophie gebornen Koppe, verdanken wir die Mittheilung des obigen Briefes und die Erlaubnis zu seiner Veröffentlichung.





Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

20



Es war etwas geschehen. Die Kunde des sensationellen Ereignisses kam eilig und eifrig die Hoogstraat heraufgelaufen.

Der Domke, das kleine Puppenonkelchen, hat auf einen Herrn vom Gericht geschossen. Der Sozialist hat einen der verhassten Reichen erschossen. Néele, Papa Toones Sohn, hat auf offener Straße auf den Staatsanwalt Jean de Groot geschossen. Néele ist gleich verhaftet worden. — Fintje stand schon unten auf der Straße und horchte auf das Schreckliche und fragte und verstand sogleich. Jean de Groot, das ist der Name, der vorn in ihrem Büchlein steht. Domke hatte auf seinen alten Feind, auf Jan l'Grand geschossen!

Wunderlicherweise galt ihr erstes mitleidvolles Entsetzen nicht dem Erschossenen, sondern dem Übeltäter, Domke, den sie schon verhaftet hatten und mitleidlos verurteilen würden.

Wußte Papa Toone das Schreckliche schon? Würden sie jetzt nach dem Pouchenellekeller laufen und es dem Ahnungslosen ins Gesicht schreien: Der Néele ist als Mörder verhaftet worden!

Papa Toone ist immer auf den gebildeten, dichtenden Sohn stolz gewesen und hat große Hoffnungen auf seine Zukunft gesetzt. So von der Straße her, so rücksichtslos durfte der harte Schlag ihn nicht treffen. Sie mußte den Leuten allen zuvorkommen, sie selbst mußte es Papa Toone liebevoll, schonend beibringen, sie, die mit Domke aufgewachsen und freundlich gehalten worden war wie seine Schwester. Papa Toone war der Gespielin seines Sohnes immer zugetan gewesen. Nur sie durfte ihm von Domkes Unglück sagen. Nur sie.

Fintje lief noch schneller als das Gerücht nach dem alten Windengang.

Vor dem Pouchenellekeller sammelten sich schon Menschen an, aber es hatte sich noch keiner hineingetraut, dem Vater die böse Nachricht zu verkünden.

Papa Toone war nicht in der Schenkstube. Oben in Domkes Zimmer stand er vor dem Tisch mit einer Anzahl Marionetten im Arm, die er den geschickten Händen des Sohnes überantworten wollte. Er stand im freundlichen Lichtkreis der grünbeschränkten Lampe.

Fintje aber durfte nicht zögernd unter der Tür stehen bleiben. Sie mußte es gleich und vorsichtig sagen.

Papa Toone, draußen sprechen sie von deinem Sohn. Er hat gehandelt wie es einem überzeugten — er ist dazu getrieben und ausertoren worden — die andern hatten wohl alle nicht den Mut dazu, aber Domke, der hat es getan, der hat Mut, stotterte Fintje. Aber ach, sie mochte es nun einkleiden, wie sie wollte, einmal mußte sie es doch deutlich sagen: Domke hat einen vom Gericht erschossen und ist darüber verhaftet worden.

Und der gutnütige, immer vergnügte und geschwähige Papa Toone ließ seine Puppenkinder achtlos aus seinen Armen zu Boden fallen und verstand von all ihren schönen Reden auch nur das eine wahre Wort. Sein Domke war ein verhafteter Mörder.

Fintje mochte ihm die zitternden Hände streicheln und das tränennasse Gesicht an ihn schmiegen und ihn töchterlich lieblos, soviel sie wollte, das Schreckliche konnte sie nicht wegtrösten. Der Alte wunderte sich gar nicht, daß sie es war, die ihm die Nachricht brachte und mit ihm weinte. Bei Domke standen jetzt alle seine Gedanken still.

Da trat jemand unter die Tür.

Ohne hinzusehen fühlte Fintje, die neben dem Stuhl kniete, in den Papa Toone gesunken war, daß es die Großmutter war, und daß ihr durchdringender Blick auf ihr ruhte.

Mit hypnotischer Gewalt wurden nun ihre Augen zu denen der Großmutter hingezogen. Die Großmutter aber sah sie so böse, so verächtlich, so erbarmungslos an, daß es Fintje einen Schauer durch den Leib jagte.

So da bist du wieder, sagte die Stimme der Großmutter endlich, und diese Stimme war ebenso kalt und verächtlich wie ihr Blick.

Du siehst gut aus. Dein reicher Liebhaber scheint dich gut gefüttert zu haben. Wozu denn bist du hierher gekommen? Was suchst du hier? Damit du mir nicht mit unnötigen Bitten kommst, will ich dir gleich eins sagen: Eine Enkelin hab ich nicht mehr. Seit dem Tage, wo sie sich einem Reichen für Geld und ein gutes Leben verkauft hat, ist sie tot für mich. Wäre sie mir vorher gestorben, ich hätte um sie geweint. Aber das wäre dem lieben Gott nicht grausame Strafe genug gewesen für das freche alte Weib, das nie vor ihm auf den Knien geruchst hat und sich nie geschenkt hat, ihn ungerecht und lieblos zu schelten. Nein, das war ihm nicht Strafe genug. Du, meine Letzte, die du mir wider meinen Willen ans Herz gewachsen warst, du mußtest hingehn und dich von einem Reichen für Geld kaufen lassen. Haben sie mir nicht einst mein Haus auch für Geld ablaufen wollen? Ich hab's ihnen vor die Füße geworfen! Du aber hast gierig deine Hände ausgestreckt nach dem schmutzigen Schandgeld und dich mit seinen Lappen behängt und dich vollgefressen. Dich kenne ich nicht, du hast nichts von meinem Blut, eine fremde Dirne bist du! Es lohnte nicht der Mühe, daß Domke dir den Liebhaber wegschoß, der törichte Junge hätte sich die Mühe sparen können. Es gibt der Reichen noch übergenug, und du bist eine d'el Trap, die kommen gut durchs Leben, die lassen sich vom Almosen der Reichen verpflegen bis an ihr Ende. So hats dein Großvater schon gehalten. Nun sieh du zu, wo du weiterhin Aufnahme findest, wer dich ferner unterhalten will. In dieses ehrliche Haus gehörst du nicht. Fort! Hinaus!

Aber Fintje gehorchte dem drohenden Befehle nicht. Sie lag auf den Knien, das blaße Gesicht erstarrt, die Augen wie in einem bösen Bann auf die Großmutter geheftet. Da wandte diese die Augen von der versteinerten Zimmergestalt des Mädchens ab, die weißen, buschigen Brauen zogen sich drohend zusammen. Sie sah jetzt die Enkelin nicht mehr, beschwörend redete sie die hagern Arme aus gegen eine unsichtbare Gewalt.

Nur das eine tu mir nicht an! Nicht schwach laß mich werden und nicht in wehrlose Demut verfallen vor meinem Ende. In meinem Zorn sollst du mich sterben lassen, im Zorn will ich dahinfahren!

Unten in der Schenke wurden Stimmen laut. Das weckte die Hexe aus ihrer starren Verzückung. Schwankend, wie eine Trunkne tastete sie sich die Treppe wieder hinunter.

Papa Toone saß noch immer regungslos da, mit demselben blöden, verständnislosen Ausdruck auf seinem faltenreichen KomikerGesicht. Er hatte von der Rede der Alten nichts verstanden.

Fintje wandte die verzweifeltsten Augen zu ihm. Bist du auch so erbarmungslos streng wie die Großmutter? Sagst du mich auch voller Verachtung von dir? fragte ihr scheuer Blick. Der Großmutter Worte klangen ihr weiter in den Ohren. Es lohnte der Mühe nicht, daß Domke dir den Liebhaber erschoß!

Also darum hatte Domke den Staatsanwalt gemordet? Er hatte sich in der Persönlichkeit geirrt! Jan l'Grand hatte er für ihren Liebhaber gehalten. Auf dem Blumenorso mußte er René gesehen und ihn mit Jan, den er nur in der Verkleidung gekannt hatte, verwechselt haben. Hatte sie nicht auch die Ähnlichkeit bei der ersten Begegnung gefoppt? Also trug sie die Schuld daran, daß Domke zum Mörder geworden war! Er hatte die kleine Schwester rächen wollen, deren traurige Geschichte ihm wohl vom Portier des Volkshauses erzählt worden war. Sie war schuld an Domkes verbrecherischer Tat, wie durfte sie da dem armen Vater noch in die Augen sehen?

Papa Toone stöhnte. Er sah mit wirrem Blick um sich, als erwache er aus einem Traume.

Also kann ich mein altes Theater verkaufen und alle Marionetten, sagte er vor sich hin, und in eine Stube ziehn und einsam den Tod erwarten. Ganz allein!

Fintje ließen die Tränen über das Gesicht. Aber sie getraute sich nicht, ihn anzusehn: Laß mich dir eine Tochter sein, laß mich versuchen, dir durch liebevolles Sorgen ein wenig den Sohn zu ersetzen!

Wie hätte sie das geburft, sie, die die Schuld an Domkes Verbrechen trug?

Geräuschlos stand sie auf und schlich aus der Stube und die Treppe hinunter auf die Straße.

Im Windgange standen viele Neugierige umher. Wie eine Verbrecherin kam sich Fintje vor. Sie wunderte sich, daß die Leute nicht mit Fingern auf sie zeigten und ihr häßliche Schimpfnamen gaben. Mühsam schleppte sie sich vorwärts. Wenn ihr nicht die Zuflucht bei Mère Marie gewinkt hätte, die Lebensbürde wäre ihren jungen Schültern jezt wohl zu schwer geworden.

21

Zu den Gerichtsverhandlungen gegen den Attentäter des Staatsanwalts Jean de Groot wurden viele Marolliens als Zeugen vorgeladen. Unter ihnen auch Fintje. Jean de Groot, dem Domkes Kugel nur eine ungefährliche Verletzung am Oberarm zugefügt hatte, hatte sie zu sich bestellt in sein Privatzimmer, um unter vier Augen mit ihr zu sprechen. Fintje getraute sich nicht, zu dem großen Staatsanwalt, der doch niemand anders war als Jan l'Grand, ihr einstiger Freund aus dem Bougenellekeller, die Augen aufzuheben, aber das Testamentbüchlein, das er ihr geschenkt hatte, das hielt sie zwischen die kalten Finger geklemmt.

Da sprach er freundliche und beruhigende Worte zu ihr, unter denen alle Scheu und Bekommenheit langsam von ihr wich. Sogar Domkes Angriff mußte er in entschuldigendem Lichte hinzustellen. Er kannte ja des Puppenontlebens Leben und den Grund, der ihn zu dem Macheakt getrieben hatte.

Jeder Mensch hat das Recht, gegen seinen Feind zu kämpfen, nur muß er die Waffe richtig wählen, und darin hat Domke es verfehlt, sagte Jean de Groot. Versteh mich recht, Fintje! Auch ich steh in den Reihen der Kämpfer, aber nicht gegen euch Marolliens, sondern mit euch zusammen möchte ich vorgehn gegen Unrecht und Ungerechtigkeit. Ich habe die Anklagen, die deine Großmutter gegen die Geseze und ihre Vertreter erhob, nicht vergessen. Ich weiß aber, daß wir nicht mit Schießwaffen und bösen Worten für das Recht zu Felde ziehn dürfen, sondern nur mit den Waffen, die in dem kleinen Buch, das du da in den Händen hältst, verzeichnet stehn. Das sind die Gebote, die Christus, der größte aller Gesezgeber, der Welt gegeben hat. Stieh, mit diesen Geboten sollten die Unzufriednen des Quartier des Marolles ankämpfen wider das Böse in ihnen und außer ihnen, dann würden sie bald nicht mehr zum Justizpalast aufsehn wie zu einem drohenden Schreckgespenst. Begreifst du das, Fintje? Und willst du versuchen, mir zu helfen in diesem schweren Kampf wider das Böse?

Da blickte Fintje schnell zu ihm auf. Glaubst du denn, ich könnte, ich dürfte — du, der du jezt meine ganze Lebensgeschichte kennst — glaubst du wirklich, ich dürfte? fragten die schwarzen schimmernden Augen.

Kämpfen darf jeder, auch du darfst es! Wir haben viele Herzen und Hände nötig in dem großen Kampf, antwortete er auf die stumme Frage. Du hast mein Büchlein treu bewahrt, hast du auch darin gelesen?

Erglühend senkte Fintje den Kopf. Nicht mehr als die beiden beschriebenen Namen auf der ersten Seite hatte sie gelesen, und um den gedruckten Inhalt hatte sie sich nicht gekümmert.

Nun reichte er ihr die Hand zum Abschied und sagte ernst: So hol es jetzt nach und lies in deinem Buch! Es wird dir den rechten Weg weisen. Und nun leb wohl! Und tapfern Mut und viel Sieg ist mein Wunsch für dich auf den Weg, kleine Schwester!

*
*
*

Die Marollens standen eng zusammengedrängt hinter der absperrenden Schnur im grün und schwarzen Schwurgerichtssaal des Justizpalastes, als der Gerichtshof den Urteilspruch fällte über einen aus ihrer Mitte, über Papa Toones Sohn, den Marionetten-Domke. Über den Angeklagten wurde eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten verhängt.

Nach Verkündigung dieses Urteilspruchs sahen sich die Marollens bedeutungsvoll an und sagten zueinander: Er ist gnädig davon gekommen, er muß einen Fürsprecher bei den gestrengen Herren gehabt haben.

Dann trollten sie sich heim. Sie hatten nicht weit. Nur die hunderteinundsiebzig Stufen hatten sie hinunterzusteigen von der „Salle des Bas Perbus“ bis in die alte „Rue des Minimes,“ und sie waren zuhause. Denn sie wohnten ja alle im Schatten des Justizpalastes.

22

Fintje saß nun in Mère Mariés stiller Stube und las in Jans Büchlein.

Mère Marie war in dem Testament längst zuhause, die kannte es zur Hälfte auswendig. Fintje verstand ohne Deutung, was sie las. Warum also hatte der Pfarrer im Beichtstuhl nur gesagt: Für Laien ist dieses Buch nicht geschrieben? Er hatte es wohl selbst nicht gelesen.

Aber Jean de Groot, der hatte es gelesen und verstanden, ebenso wie Mère Marie, und wie sie es jetzt verstand. Und Jean de Groot rechnete auf ihre Mithilfe in dem großen Kampf wider die Sünde. Er hatte Vertrauen zu ihr, immer noch! Er hatte sie „kleine Schwester“ genannt.

Mère Marie lächelte über den fanatischen Eifer, der Fintje so plötzlich erfaßte und gewaltsam emporriß aus ihrer dumpfen, hoffnungslosen Niedergeschlagenheit. Und Mère Marie wollte dem erregten Fintje jetzt plötzlich zu zurückhaltend scheinen, zu wenig begeistert, zu still für den großen Kampf der rettenden Liebe. War Christus nicht unter das Volk gegangen, hatte er nicht gepredigt und geholsen Tag und Nacht? Und Mère Marie blieb still in dem Hause mit der Inschrift: „Gott ist die Liebe“ und wartete, daß die Hilfsbedürftigen zu ihr kämen. Sie machte die Betten und reinigte die Stuben und sorgte für die Mahlzeiten, und wenn einer ihr sein Leid klagte, tröstete sie ihn, mehr zwar mit den verstehenden Augen als mit Worten. Aber sie lief nicht mitten in das Elend hinein, um zu retten, was nur irgend zu retten war.

Ich habe es einst auch versucht, kind. Ich bin zu den Leuten gegangen, sagte Mère Marie. Sie haben mich mißverstanden, und meine Kraft war bald zu Ende. Jetzt bin ich bescheiden geworden und hebe nur auf, was Gott mir in den Weg legt.

Ja, sagte Fintje mit entschuldigendem Verständnis, Ihr seid eine Dame, Ihr sprecht eine andre Sprache und habt eine andre Art. Ihr konntet die Marollens nicht verstehen, und sie Euch nicht. Als eine Fremde sahen sie Euch feindlich an, und da Ihr die Uniform der Heilsarmee tragt, scheuten sie sich vor Euch. Das glaube ich wohl. Aber ich bin hier geboren, ich bin von ihrer Art, ich bin nur das Fintje, ich kann in alle Häuser laufen, vor mir scheuen sie sich nicht.

Und was willst du tun in ihren Häusern, Zintje? fragte die erfahrene Freundin, ihrem Schützling mit kühlender Hand über das fieberheiße Gesichtchen streichend.

Ich werde angreifen und helfen, wo ich kann, sagte Zintje, mit funkelnden Augen zu ihr aufschauend. Die Kranken werde ich pflegen und die Kinder hüten und ihnen die Kleider stücken. O, es gibt so viel, so viel bei den Armen zu tun! Und wenn sie mich fragen: Warum tust du uns das? dann sage ich ihnen: Weil ich euch lieb habe, wie Gott es befohlen hat, und wie ihr euch auch untereinander lieben sollt, und von der Sünde lassen, um glücklich zu werden!

Mère Marie hielt sie nicht länger zurück.

Zintje stürzte sich in diesen neuen schweren Kampf mit demselben Ungeftüm, mit dem sie sich einst in den lustigen Tumult der Kirkes gestürzt hatte, ungeduldig und leidenschaftlich.

Sie lief in die abgelegnen Gänge und Gassen, wo sie und ihre traurige Geschichte nicht bekannt waren, stieg in modrige Keller hinab und hinauf in armselige Dachkammern. Sie fand Elend und Arbeit genug.

Häufig wurde sie voll höhnischer Verwunderung abgewiesen, von manchen auch über Gebühr ausgenutzt und hintendrein verlacht. Andre wieder, hauptsächlich kranke, müde Frauen und Kinder, klammerten sich an sie als an eine unverhoffte Hilfe, die sie nicht wieder fahren lassen wollten. Aber Zintje mußte weiter, sie glaubte nicht stehn bleiben zu dürfen in diesem Kampf, dessen Schlachtfeld sich so endlos vor ihr ausdehnte.

Sie riß sich los von den Schwachen und den Kindern, die ihr alles versprochen, was sie wollte, und lief mutig mitten in das lastervollste Elend, wo die Rettung am meisten notat. Da wurde sie von den Frauen mit mißtrauischen Blicken angesehen: Warum kommst du ungebeten her und arbeitest für uns ohne Lohn?

Sie glaubten nicht an ihre Antwort. Die Männer lachten, weil sie sich einbildeten, Zintjes geheime Beweggründe zu verstehen, und wollten ihr ihren Scharfsinn und ihre Dankbarkeit auf dunkeln Treppenhörnern deutlich zu verstehen geben. Dann wurde aus Zintje, der Volkstretterin, sogleich ein zorniges, leidendes, wildes kleines Mädchen. Sie gab Hohn für Hohn und Schimpf für Schimpf zurück und rannte mit flammenden Augen und rachsuchtigem Herzen zu Mère Marie.

Dort beruhigte sie sich bald, schämte sich ihrer Ungeduld und machte sich von neuem auf den Weg, und dann kam sie von neuem zurück, verstört und entrüstet. Und wieder und wieder.

Mère Marie sah besorgt diesem aufreibenden Treiben zu. Wie lange würde der junge Körper diese Heißjagd aushalten, zu der ihn die unruhvolle, verstörte Seele zwang? Glücklicherweise noch, wenn der Leib eher als die Seele müde zusammenbrach, wenn die Spannung sich in physische Krankheit löste. Die Kranke wollte sie schon pflegen!

Schnell kam es, wie sie gedacht hatte. Langsam kam Zintje eines Tags heimgeschlichen, zu Tode erschöpft. Sie wollte nicht mehr kämpfen, nur ausruhen und schlafen. Mère Marie brachte sie zu Bett und ließ manche Nacht bei der fiebernden Kranken.

Auf das Fieber folgte eine todesähnliche Schwäche, durch die Mère Marie's liebevolle Hand nicht mehr bis zu dem schlummernden Bewußtsein Zintjes durchzudringen vermochte.

Und nach der langen Erschöpfungspause kehrte endlich das Bewußtsein mit allen seinen wieder aufsteigenden Erinnerungen und Empfindungen zurück und umdrängte die Patientin mit einer Brandung von Fragen und Anklagen und bangen Zweifeln. In diese sie umwogende uferlose Lebensflut starrten Zintjes schwarze Augen in entsetzter Ratlosigkeit. Wie sollte sie sich aus dem bedrohlichen Wogen retten? In ihrer Verzweiflung hatte sie wohl nach dem Lichtstrahl gegriffen, den Jean de Groot ihr entgegengehalten hatte. Aber sie hatte nicht festhalten ver-

mocht! Nun trieb sie wieder steuerlos in dem schwarzen Gewässer, müde und hilflos, und hätte rettungslos versinken müssen, wenn sie nicht Mère Maries Hand über sich gefühlt hätte. Aber irgendwo mußte doch die Sonne scheinen, und mußte festes Land zu finden sein, worauf sie sich retten konnte. Warum ließ Gott sie so im Dunkeln wehrlos umhertreiben, sie und all die andern armen Elenden? Warum half Christus ihr nicht, für dessen Gesetz sie doch hatte kämpfen wollen? Sie meinte ihn zur Rechenschaft ziehn zu müssen, warum er ihr bei ihrem mutigen Werk nicht besser beigegeben hätte, der erlösende Christus, dessen Leben, Wirken und Sterben sie aus ihrem kostbaren Büchlein kannte, und den sie in ihren Fieberphantasien häufig geschaut hatte: der Christus aus dem Volkshause!

Als Zintje, noch matt von der schweren Krankheit, endlich wieder aufstehn und ein wenig umhergehn durfte, schlich sie mit kleinen wankenden Schritten die Hoogstraat hinunter zu dem Volkshaus, zu einer Stunde, wo sie den Portier in der Bibliothek beschäftigt wußte, und sie ungesehen in den kleinen Festsaal gelangen konnte. Sie wollte ernsthafte Zwiesprache halten mit dem großen Christusbilde.

Warum hast du mich nicht siegen lassen im Kampf für dich? Ich habe doch dein Gesetz predigen wollen von ganzem Herzen und habe nur Hohn und Schmach dafür geerntet!

Die ersten, traurigen Augen sahen Zintje durchdringen an. Haben sie mich nicht auch gekreuzigt? fragten sie, und die durchlöcherete Hand hob sich warnend. Wer bist denn du, die du retten willst, wie ich, der Erlöser, gerettet habe? Weine nicht über die andern, weine über dich selbst und deine Sünde, Zintje!

Gebeugt schleppte sich Zintje heim.

Sie haben ihn auch gekreuzigt, Mère Marie, und wer bin denn ich?

Du bist eine Kranke, die der Genesung entgegengeht, und die sein demüthig stillhalten soll und warten und hoffen, mahnte die Trösterin.

23

Draußen wehten die ersten Frühlingsstürme. Bis in die engsten Gassen und dunkelsten Keller drang die feuchte, zerfetzende Vorfrühlingsluft, die den letzten Schnee aufstaute und alles Menschenblut zur Unrast aufreizte.

Es nahte die Zeit der Unruhen für Brüssel, die Zeit der Wahlen, die mit dem Frühling zusammenfielen.

Allabendlich füllte sich der Pouchenellekeller bis auf den letzten Platz. Sie brauchten keinen Cent Eintrittsgeld mehr zu bezahlen, die sich hier eindrängten. Der Vorhang der Marionettenbühne ging nicht mehr in die Höhe. Die niedlichen Holzlinder Papa Toones stolzierten nicht mehr über die Bretter. Was ging die finstern Marcolliens das bunte Puppenboll an? Sie wußten kaum noch, wie herzlich sie noch vor kurzem über die Wiße der gespreizten Herrschaften gelacht hatten.

Nicht um zu lachen kamen sie jetzt in den Pouchenellekeller, sie kamen, um sich von der alten Heze aufwiegeln und aufreizen zu lassen.

Die Heze stand an ihrem alten Platz, aber sie hatte die Worte weggeworfen, sie wollte nicht länger das Geschäft der verhassten Polizei versehen. Sie freute sich, je nubotmäßiger ihr Publikum auftrat, je lauter sie durcheinander schrien, je wilder sie einander reizten. Die Heze des Pouchenellekellers predigte zornig und hinreißend wie vom Bösen besessen gegen Gott und die Obrigkeit, gegen alles, was Macht und Glück auf seiner Seite hatte. Was Ban der Welde mit allen klugen Worten im Volkshause nicht zuwege gebracht hatte, das gelang dem zornigen alten Weibe. Was sie sprach, flog in die Herzen ihrer Hörer wie ein Feuerbrand und entzündete da einen fanatischen Latendrang. Aus dem Pouchenellekeller schlich sich die Revolution in die Straßen Brüssels.

Laßt es euch ein Zeichen sein, wenn ich dahinsahre in meinem Horn! gelte die Stimme der Heze noch tönend durch den Keller. Dann sank ihr erhobner Arm schlaff hinab, und die hochgeredte, hagere Gestalt fiel lautlos in sich zusammen.

Totenstill wurde es da für einen Augenblick im Pouchenellekeller, so lange der Flügelschlag des Todes die erhöhten Köpfe umwehte. Dann brach das wilde Geheul wieder los und wurde zum Totengefang für die still gewordne Alte.

Von einem Fenster des Asyls sah Fintje auf den Leichenzug der Großmutter hinab.

Es war ein unabsehbar langer Zug. Was wollten die fremden Menschen alle bei dem Leichenbegängnis ihrer Großmutter? Hatte sie als die letzte lebende Aderwandre nicht allein das Recht, hinter dem Leichenwagen herzugehen? War es nicht ihre Großmutter, die sie als kleine von allen verlassene Waise aufgenommen, gepflegt und großgezogen hatte? War sie nicht die einzige, an der sich die finstere Alte noch Liebe und Dank verdient hatte? Trotzdem getraute sie sich nicht, der Toten das letzte Geleit zu geben. Die hatte sie verstoßen und verleugnet, der durfte sie die Schmach nicht antun, als nächste Verwandte hinter ihrem Sarge zu gehn.

Sie mußte an des Großvaters Leichenbegängnis denken. Damals war sie leichtfüßig mitgelaufen, dicht hinter dem schwarzen Wagen her, auf dem der große Kranz weißer Blumen lag. Und sie hatte sich gegrämt, daß der freundliche Großvater, der ihr so viele Zuckerherzen geschenkt hatte, seine schönen Blumen nicht mehr sehen und die tröstlichen Worte auf der weißen Totenschleife nicht mehr lesen konnte.

Hier auf der Großmutter Sarg lagen keine Blumen, und statt der alten freundlichen Hofpizler schritt ihm ein langer Zug düster dreinschauender Menschen nach. Wie die Großmutter geehrt wurde jetzt im Tode! Aus allen Gassen schlossen sich Leidtragende an. So ein Gefolge wurde keiner Königin zuteil, wie das der Heze des Pouchenellekellers. Eine Regung des Stolzes stahl sich in Fintjes Herz beim Anblick dieses eindrucksvollen Ehrengelichts. Das war ihre Großmutter gewesen, die nur traurige Geschichten gemußt hatte und niemals glücklich und hetter gewesen war, die sich aufgelehnt hatte gegen Gott und nie demütig den Kopf gebeugt und kein Vertrauen gehabt hatte und darum, trotz ihres energischen Willens und ihrer mutigen Tatkraft, nie Erfolg und Lohn gesehen hatte. Nun gab ihr ein ganzes Volk das Ehrengelicht, aber die einzige, letzte von denen, die sie mütterlich an ihr Herz gewonnen hatte, ging nicht mit in dem Zuge.

Bis ans Kirchhofstor gab der schweigame Menschenwarm der Toten das Geleit. Die Männer hielten die Hüte und Mützen ehrerbietig in der Hand, bis der Sarg ihren Augen entrückt war.

Dann kam plötzlich unheimliches Leben in die stumme Menge. Sie entrollten hastig ihre roten Fahnen und hoben die Schilder hoch mit den kühnen Forderungen und noch kühnern Drohungen.

Das Begräbnis der Heze des Pouchenellekellers gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung.

Die singende, heulende Schar wälzte sich, immer anwachsend, die Straßen entlang zu der Place Royale. Die Läden der Privathäuser und der Geschäfte schlossen sich eiligst auf ihrem Wege.

Diese erste große Manifestation erregte die Gemüter, sie nahm sich aus wie ein Vorpiel zur Revolution.

Von Tag zu Tag wuchsen die Unruhen, mehrten sich die Verhaftungen. Das Militär wurde aufgeboten, die Place Royale, das große monumentale Viereck mit dem altherwürdigen Park, der schon so viel Blut und Kampf gesehen hatte, wurde für den Verkehr gesperrt. Die wohlhabenden Bürger schüttelten die Köpfe. Jedes Jahr zur Zeit der Wahlen wurde ja das alte Brüssel ungebuldig und bockte und schlug aus wie ein mutwilliges, sich gegen sein Joch auflehndes junges Roß; so hoch aber wie in diesem Jahre waren die Wogen des Aufruhrs noch nie gegangen. Ob sie sich auch diesmal wieder glätten und schadlos verlaufen würden?

Sie glätteten sich. Die Zeit zum Umsturz war noch nicht gekommen. Die Bürger atmeten erleichtert auf.

Die Frühlingstürme hatten sich gelegt, breit und warm lachte die Sonne. Den Unzufriednen ging der Atem und die Geduld aus, im Sonnenschein wurde ihnen wohl und warm.

Draußen auf dem Lande blühten die Blumen schon, und im Bois de la Cambre waren die Bänke bei Moeder Lambie neu gestrichen, und der alte Fiedelmann spielte schon im Freien.

Wie jedes Jahr zogen die „Chasseurs de Brinkerens“ aufs Land hinaus nach St. Job, unter klingendem Spiel. Jedes Jahr waren die Marcelliens fröhlich mitgezogen, sollten sie diesmal zurückstehn? Nein, da warfen sie lieber mit erstaunlicher Behendigkeit die düstere Miene ab, fuhren in die bunten Röcke, schulterten die hölzernen Kinderstinten und reichten sich in den lustigen Zug. Die alte Brühler Zwanze ging nun wieder um! Wurzelbäume schlagend liefen die Ketjes neben den harmlosen Kriegern her: Wohin, ihr Braven? — Auf die Malkäferjagd! — Und das breite flamändische Lachen erwachte mit der Zwanze.

Mutter Kirche sah sie vorüberziehen und wußte nun, was sie zu tun hatte: sie wollten ihre Feste feiern, die alten leichtsinnigen Brühler Kinder, und Feste sollten sie haben, damit ihre Laune wieder freundlich würde. Laßt die alte Kirche nur sorgen, sie versteht sich auf ihre schaulustigen, vergnügungsjüchtigen Brühler. Sie sollen ihren kirchlichen Ommegang, ihre Profession haben!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Der Beratung des Marineetats in der Budgetkommission war mit ziemlicher Spannung entgegengesehen worden, weil es unvermeidlich war, daß die Marineverwaltung sich dabei über den weiteren Ausbau der Flotte erklären mußte. Das hat Admiral Tirpitz denn auch getan, und zwar mit Erklärungen, die die Zahl der neu zu fordernden Linienschiffe offen ließen, dagegen für neue kleine Kreuzer und neue Torpedobootsdivisionen die Zahl „sieben“ in Aussicht nahmen. Die Hauptsache bleibt, daß für den Herbst 1905 eine weitere Ausgestaltung des Flottengesetzes nun definitiv angekündigt worden ist. Die Marineverwaltung mußte ein gewisses Kreuzfeuer von Erwägungen überwinden, von denen die einen dahin gingen, daß gegenüber der neuen englischen Flottenaufstellung und der Rede des „Zivilseelords“ Lee eine schleunige Verstärkung der deutschen Flotte unvermeidlich sei, die andre, daß eine neue Flottenvorlage eine direkte Herausforderung Englands bedeuten würde. Den einen wie den andern hat Admiral Tirpitz durch seine Ankündigung die richtige Antwort gegeben. Debaucherlich sind die in der Kommission gegen den Flottenverein laut gewordenen Angriffe. Der Flottenverein ist, auch wenn man keineswegs alles billigen will, was in seinem Namen geschrieben wird, eine für Deutschland nicht nur nützliche, sondern notwendige Einrichtung. Der Zentrumschor gegen den Verein ist begreiflich, erstens weil er in die Zentrumsstrecke weit hineinreicht und somit stellenweise ein Gegengewicht gegen die Zentrumsleitung darstellt, sodann weil er in seiner weitverzweigten Organisation die Cadres für einen etwaigen Wahlfeldzug enthält, der etwa bei Ablehnung einer Flottenvorlage notwendig werden könnte.

Der Verlauf der Beratung des Marineetats in der Kommission ist ein solcher gewesen, daß man die Ratifizierung der Kommissionsbeschlüsse durch das Plenum nur wünschen kann. Für den stillen und konsequenten Ausbau der Flotte im Rahmen des Flottengesetzes ist alles Nötige bewilligt, und die Antündigung einer Erweiterung dieses Rahmens ist einem nur mäßigen Widerspruch, im ganzen

einem vollen Verständnis für die Situation begegnet. Je weniger wir in Deutschland von der Flotte reden und schreiben, und je mehr wir statt dessen wirklich für sie tun, um so besser wird es mit der Flotte bestellt sein. Die von Gambetta in bezug auf Elsaß-Lothringen ausgegebene Parole: „Nicht darüber reden, immer daran denken“ würde im gewissen Grade auch für die parlamentarische Behandlung der Marineangelegenheiten passen. Mag der Flottenverein, der nach Zweck und Wesen auf Agitation angewiesen ist, dabei ruhig seine Arbeit tun.

Während die uns umgebenden kontinentalen Mächte jede in ihrer Art von schweren innern Wirren heimge sucht sind, dürfen wir in Deutschland mit Befriedigung auf den Abschluß der Handelsverträge und auf die Annahme der preussischen Kanalvorlage sehen. Die einen wie die andern sind ja gewiß unvollkommen und lassen in mancher Hinsicht zu wünschen übrig. Aber von den Handelsverträgen darf man nicht nur getrost annehmen, daß sie in jeder Beziehung die Summe des jetzt Erreichbaren darstellen, sondern auch daß sie mit überlegener diplomatischer Kunst und unter gewissenhafter Ausnutzung aller gegebenen Vorteile zu diesem Ende geführt worden sind. Gelingt es, ihre zwölfjährige Dauer auch zu einer Periode ungestörten zwölfjährigen Friedens zu machen, so darf mit Sicherheit vorausgesetzt werden, daß nicht nur die Landwirtschaft wieder zu ertwünschten Verhältnissen gelangen, sondern daß sich auch die deutsche Industrie in alten Ehren behaupten wird. Die Ungunst einzelner Vertragsbestimmungen wird sie durch Fleiß und Umsicht, durch ihre Initiative auszugleichen wissen. Während dieser zwölf Jahre bauen wir uns Kanäle und Häfen aus, errichten die neuen Wasserstraßen, bringen unsere Flotte auf die nötige achtungsgebietende Höhe. Gelingt dies, so wird die politische wie die wirtschaftliche Bilanz dieser Periode voraussichtlich nicht ungünstig sein. Den Frieden aber werden wir um so sicherer bewahren, je weniger der deutsche Reichstag das Ausland darüber in Zweifel läßt, daß Deutschland für seine höchsten Güter auch die höchsten Opfer einzusetzen bereit ist und dadurch jedem Zukunftsgegner das Bewußtsein einflößt, daß er Deutschland allen Eventualitäten gewachsen finden wird. Bis dahin wird die Welt hoffentlich die Überzeugung gewonnen haben, daß Deutschland niemand bedroht, aber auch seine eigne Daseinsberechtigung nach keiner Richtung in Zweifel gezogen wissen will.

Unser Heer muß zu Lande wie zur See auf der Höhe seiner Ausgaben und seiner großen Pflichten stehen. Es so zu erhalten, ist bei weitem die dringlichste und die vornehmste Sorge der verbündeten deutschen Regierungen und des Reichstags. Der ungestörte Friede ist aber auch weiter nötig, wenn wir unsere innern Verhältnisse in Ruhe so ausgestalten wollen, daß auch sie allen wirtschaftlichen und politischen innern Schwierigkeiten gewachsen bleiben. In der zu Ende gehenden Handelsvertragsperiode haben fünf Kriege gespielt: der japanisch-chinesische, der spanisch-amerikanische, der griechisch-türkische, der südafrikanische und der russisch-japanische; sie sind sämtlich auf Deutschlands Interessen nicht ohne Einfluß geblieben, ihre Nachwirkungen werden zum Teil noch weit hinausgreifen. Deutschland selbst ist zweimal zur Teilnahme an kriegerischen Begebenheiten berufen gewesen: die chinesische Expedition und unser Kolonialkrieg in Südwestafrika. Wir werden schwerlich damit rechnen dürfen, daß in den nächsten zwölf Jahren trotz allen Schiedsgerichtsverträgen der Weltfrieden ungestört bleiben, und ebenso daß uns jeder Anlaß, für eigene Interessen das Schwert zu ziehn, erspart sein wird. Während sich die kriegerischen Ereignisse der sechziger und der achtziger Jahre in der Hauptsache ausschließlich in Europa abge spielt haben: Karlistenkrieg in Spanien, der serbisch-türkische, der russisch-türkische und der serbisch-bulgarische Krieg, sind die Kriege der zweiten Periode mit Ausnahme des griechisch-türkischen in drei andern Weltteilen ausgelämpft worden, Japan und Amerika haben als neue Mitbewerber auf dem Gebiete der Weltpolitik tief in die europäischen Interessen hineingegriffen, sie werden es in Zukunft noch mehr tun. Da wird nicht nur unsere Staatskunst scharfen Ausguck halten müssen, sondern Deutschland wird die ganze Kraft und Intelligenz seiner Arbeit zusammennehmen müssen, wenn es sich in Frieden und in Ehren behaupten will.

Eine Angelegenheit, die die öffentliche Meinung vielleicht mehr beschäftigt, als in der Presse zutage tritt, ist das öffentliche Auftreten des Kurators der Universität Bonn, des früheren Unterstaatssekretärs von Rottenburg, in der Frage des nunmehr beendeten Vergarbeiterausstandes. Herr von Rottenburg hat bekanntlich einen von einer Anzahl Professoren der Bonner Universität mit unterzeichneten motivierten Aufruf zugunsten der Vergarbeiter erlassen und hat damit nicht nur den Kreisen der rheinischen und westfälischen Großindustrie, sondern auch vielen Abgeordneten und andern bürgerlichen Leuten die Erwägung nahegelegt, ob es Sache eines Universitätskurators, d. h. des Vorstandes einer staatlichen Aufsichtsbehörde, sein kann und sein darf, in einer rein wirtschaftlichen Frage, die ihn amtlich doch nichts angeht, in solcher Weise Partei zu ergreifen. Der Kurator einer Universität wird selbstverständlich immer eine Anzahl Professoren finden, die ihm zu einer öffentlichen Kundgebung ihren Namen zu leihen bereit sind. Wäre es anders, so würde er von so geringem Einfluß auf die ihm zunächst stehenden Gelehrtenkreise sein, daß man daraus schließen müßte, er eigne sich sehr wenig für den Posten. Hierzu kommt, daß die von Herrn von Rottenburg vertretene sozialpolitische Richtung in den Universitätskreisen viel mehr als in denen des bürgerlichen praktischen Lebens ihre Pflanzstätte hat. Es ist eben die graue Theorie, die sich, ungefahr wie das bekannte „Kamel,“ einen „Arbeitnehmer“ künstlich konstruiert, der in Wirklichkeit überhaupt nicht oder doch nur in sehr vereinzeltten Exemplaren so vorhanden ist. Unter dem Schutze einer vorläufig noch starken Staatsgewalt ist das Spielen deutscher Gelehrter mit dem Feuer der Massenheerrschaft einstweilen noch ungefährlich. Aber an dem Tage, wo die verantwortliche Redaktion des Staatswesens wirklich auf die Massen und ihre Führer übergehen sollte, würden nebst vielen andern Einrichtungen sicherlich auch die deutschen Universitäten in ihrer heutigen Form als durchaus überflüssig beseitigt werden. Mit dem Kuratorium einer preussischen Hochschule, einem hohen, angesehenen und einflußreichen Staatsamt, ist demnach eine solche öffentliche Parteinahme im wirtschaftlichen Kampfe schwerlich vereinbar.

Im Reichstage seinen Platz zu wählen, stünde Herrn Rottenburg unanfechtbar frei, sein jetziges Hervortreten dagegen hat sogar die Mißbilligung recht liberaler Leute gefunden. Selbstverständlich darf diese nicht so weit getrieben werden, ein disziplinares Vorgehen zu verlangen, aber was heute dem einen Universitätskurator recht ist, könnte morgen einem andern billig sein. Man denke sich einen konservativ gerichteten Kurator in Königsberg, der — genau mit demselben Recht wie Rottenburg — in der Kanalfrage als Gegner der Kanäle so Stellung genommen hätte! Die Regierung beabsichtigt nicht gegen Herrn Rottenburg vorzugehen, und damit kann man nur einverstanden sein; ein deutliches *no sutor ultra crepidam* wird ihm ohnehin zuteil werden. Eine neue Veranlassung dazu bietet ein von ihm am Sonntag mit Namensunterschrift in der National-Zeitung veröffentlichter Artikel, worin er sich ohne weiteres „mit der öffentlichen Meinung“ identifiziert, und wenngleich der Artikel stellenweise eine deutliche Rückzugsbewegung enthält, erhebt er dennoch gegen die „Arbeitgeber“ unter andern den Vorwurf, daß sie „im offenen Widerspruch mit dem Rechtsbewußtsein der ganzen übrigen gebildeten Welt den Arbeitern die Anerkennung als gleichberechtigte Faktoren im wirtschaftlichen Leben verweigert haben.“

Zunächst: *collogium logicum*. Bei dem angeblichen „Widerspruch mit der ganzen übrigen gebildeten Welt“ sieht Rottenburg diese Welt doch wohl zu sehr durch seine eigne Brille: es gibt recht viele und recht gebildete Leute in Deutschland, die seinen Standpunkt nicht nur durchaus nicht teilen, sondern ihn um der Konsequenzen willen für sehr bedenklich halten. Außerdem schreibt er auf derselben Spalte: „Die Schuld an dem Auslande trifft die Arbeiter, insofern sie einige Forderungen aufgestellt haben, welche nicht berechtigt und nicht erfüllbar sind.“ Also doch! Sodann ist es mit der „wirtschaftlichen Gleichberechtigung“ ein eigen Ding. Wer bei einem wirtschaftlichen Unternehmen die geistige Kapazität, die materiellen Mittel hergibt, das Risiko trägt und für seine Arbeiter oft

weit über die gesetzliche Verpflichtung hinaus sorgt, kann unmöglich in ihnen einen „gleichberechtigten Faktor“ anerkennen. Der Eine wiegt immer die Hunderte oder Tausende seiner Arbeiter auf. Das hat auch der Staat anerkannt, indem er sich der „wirtschaftlich Schwachen“ — eine Bezeichnung, die längst ihren Inhalt verloren hat, seitdem die wirtschaftlich Schwachen die politisch Stärksten geworden sind — mit einer Fürsorge angenommen hat, die sie von der Wiege bis zum Grabe in einer bisher noch zu keinem Zeitalter der Weltgeschichte und auch in keinem andern Lande erhörten Weise begleitet.

Daß wir damit in diesen ersten fünfundschwanzig Jahren sozialpolitischer Fürsorge dem sozialen Frieden näher gekommen seien, wird niemand behaupten wollen; in den zweiten fünfundschwanzig Jahren könnte es dem Staate bald ergehen wie Gretchen: Ich habe schon so viel für dich getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt. In dieses Maßrum gehört zum Beispiel die ungläubliche Festlegung eines Teils der Zolleinnahmen zugunsten einer Wittwen- und Waisenversicherung der Arbeiter, einer an sich gewiß recht idealen und recht erstrebenswerten Maßregel, die aber nicht auf Kosten der wichtigsten Reichsinteressen und damit als eine Ungerechtigkeit gegen die Gesamtheit der Nation realisiert werden darf. Wo bleibt da die wirtschaftliche Gleichberechtigung? Diese hat ihren Ausgangspunkt doch in der Erwägung, daß der Unternehmer seine Ziele nur mit Hilfe seiner Arbeiter erreichen könne, ohne sie nicht. Ganz richtig. Aber auch der Feldherr kann nur mit Hilfe seiner Soldaten siegen, die nicht nur ihre Arbeit, sondern ihr Leben einsetzen, ohne sie nicht. Will man da auch eine Gleichberechtigung konstruieren? Je größer die Verantwortlichkeit des Unternehmers ist, die kein Gesetz ihm abnehmen kann, desto größer wird auch die wirtschaftliche Ungleichheit sein. Wer ihr den Garauß machen will, kommt notgedrungen zur Verstaatlichung der ganzen Arbeit und damit — zum Ende unsrer gesamten Kultur. Es liegt somit wohl Grund zu der Annahme vor, daß man im preussischen Kultusministerium einen Universitätskurator nur höchst ungern als Rufer im Streit, als Bannerträger einer weit ausgreifenden sozialpolitischen Richtung und inmitten eines gefährlichen Ausstandes öffentlich Partei ergreifend sieht. Auch in dem Lobe für die Haltung der Arbeiter in diesem Ausstand sollte man nicht zu weit gehn; sie wußten genau, daß bei dem geringsten Aufruhr starke Abwehrmittel des Staats bereitstanden. Herrn Nottenburg kommt es zweifellos zujastatten, daß das Kultusministerium gegenwärtig hinreichend mit der studentischen Bewegung zu tun hat, aber er würde wahrscheinlich in eine mißliche Lage und in einen Widerspruch zu sich selbst geraten, wenn er zum Beispiel gegen die Haltung einschreiten müßte, die auch die Bonner Studentenschaft in der bekannten hannoverschen Angelegenheit bekundet hat. Gerade ein Universitätskurator sollte zweimal zusehen, wohin ihn theoretisierende Liebhaberereien führen können, zu denen er sich ohne Not öffentlich bekennt. *8*

Philosophische Schriften. Im Jahrgang 1903 der Grenzboten, Seite 79 des ersten Bandes, haben wir an der Hand Cassirers gezeigt, was Leibniz für die Naturwissenschaften geleistet hat. Wer sich aus Leibniz selbst noch genauer darüber unterrichten will, braucht jetzt nicht mehr die französischen und die lateinischen Originalwerke zu studieren. Als 107. Band der Philosophischen Bibliothek (Leipzig, Dürschke Buchhandlung, 1904) ist erschienen: G. W. Leibniz. Hauptchriften zum Grundlegung der Philosophie. Übersetzt von Dr. A. Buchmann. Durchgesehen und mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. E. Cassirer. Dieses Unternehmen unterscheidet sich von den schon vorhandenen Übersetzungen und Sammlungen dadurch, daß in einer Auswahl die zusammengehörigen Abhandlungen zusammengestellt werden, und der Studierende einen Begriff davon bekommt, wie sich Leibnizens Weltanschauung in der Polemik gegen Cartesius, Spinoza, Newton und andre Philosophen allmählich entwickelt hat. Die sehr guten Einleitungen und Erläuterungen machen den Zusammenhang vollends klar. Der vorliegende erste Band enthält Schriften zur Logik und Mathematik, zur Phoronomie und Dynamik und zur Metaphysik. In der letzten Gruppe werden Cartesius, Male-

branche und Spinoza kritisiert. Die Hauptmasse der zweiten besteht aus der Polemik zwischen Clarke, einem Anhänger Newtons, und Leibniz. Leibniz bekämpft die Vorstellung des leeren Raumes (ohne Materie kein Raum, ohne materielle Bewegung keine Zeit) und der Anziehungskraft, die er für eine scholastische *qualitas occulta* erklärt; er läßt keine andre Art von Kraft zu als die Stoßkraft des bewegten Körpers und leugnet die Fernwirkung. Jede Weisheit Gottes zu den Veränderungen, die ein Wunder sein würde, weist er zurück; Wunder seien nur im Reiche der Gnade, nicht in dem der Natur zuzulassen. Die Weltmaschine sei vom göttlichen Mechanikus so vollkommen geschaffen, daß sie einer Nachbesserung nicht bedürfe. Alle Naturerscheinungen müssen nach ihm aus Figur und Bewegung allein erklärbar sein. Aber diese Auffassung des Universums als eines Mechanismus ist nur eine Forderung unsrer Vernunft, die sich aus Erfahrung, aus einer noch so großen Menge von Experimenten niemals würde gewinnen lassen. Sehr natürlich ist darum der Haß von Atheisten wie Eugen Dühring gegen Leibniz. Denn nach Leibniz ist die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens eine Forderung, die die Vernunft aus dem Begriff des vollkommensten Wesens ableitet, die göttliche Vollkommenheit darum der Quell der wahren Physik und Mechanik. „Die Philosophie empfängt durch Zuflüsse aus dem heiligen Quell der natürlichen Theologie ihre Weisheit. Keineswegs also darf man die Zweckursachen und den Gedanken an einen Geist von vollkommener Weisheit, dessen Tätigkeit auf das höchste Gut gerichtet ist, zurückweisen: Güte und Schönheit sind nichts willkürliches, wie von Descartes, oder etwas nur für uns giltiges, wie von Spinoza angenommen wird. Vielmehr leiten sich gerade die Hauptsätze der Physik aus dem Begriff einer geistigen Ursache ab.“ Und er führt nun die schöne Stelle aus dem Phädon an, deren wir bei einer andern Gelegenheit gedacht haben, wo Sokrates den Anaxagoras tadelte, daß er bei seinen Versuchen einer Weltklärung von seinem Nus, der Weltvernunft, keinen Gebrauch mache. Er verfare gerade so, wie wenn jemand auf die Frage, warum Sokrates im Kerker sitze, anstatt die geistige Ursache anzugeben, die Sitzlage der Knochen, Sehnen und Muskeln anführte, der Werkzeuge des verursachenden Geistes.

Wir nennen bei dieser Gelegenheit ein paar Werke, zu deren ausführlicher Besprechung uns der Raum fehlt. Ein Wörterbuch der philosophischen Begriffe ist ein nützliches Handwerkszeug. Daß das von Dr. Rudolf Eiskler herausgegebene nach Gebühr geschätzt wird, beweist sein Erscheinen in zweiter, völlig neu bearbeiteter Auflage (Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1904). Da heutzutage die philosophischen Werke viel Mathematik und Naturwissenschaft enthalten, möchte bei einer dritten Auflage diesem Umstande Rechnung getragen und zum Beispiel unter Analyse von der mathematischen Analysis, unter Äther von den modernen Äthertheorien ein Begriff gegeben werden. — Eine sehr dankenswerte Gabe ist auch: Deutsche und außerdeutsche Philosophie der letzten Jahrzehnte von Dr. J. Vaumann (Gotha, Andreas Perthes, 1903). Besonders gefreut haben wir uns über die ausführliche Darstellung der Lehren von Mach, Avenarius und Dismal. Die Reihe der deutschen Philosophen beginnt mit Eduard von Hartmann; bei den Engländern und den Franzosen geht der Verfasser weiter zurück; bei jenen bis auf Carlyle, bei diesen bis auf Renan und Taine. Hartmann wird er aber nicht gerecht. Nach allgemein verbreiteter schlechter Gewohnheit stützt er sein Urteil ausschließlich auf die Philosophie des Unbewußten und nennt von den zahlreichen übrigen Werken nur drei, die unsrer Überzeugung nach keineswegs die bedeutendsten sind; die andern scheint er nur aus Ansäufungen bei Drews zu kennen. Aus einer Polemik gegen Voße und Hartmann (S. 37) sehen wir übrigens, daß Vaumanns Standpunkt von dem unsern weitab liegt. Von dem schönen Buche: Kant. Sein Leben und seine Lehre von Dr. M. Kronenberg ist (bei E. F. Beck, München, 1904) eine zweite, neubearbeitete und erweiterte Auflage erschienen, mit einem Porträt Kants. — Wilhelm Wundts Einleitung in die Philosophie ist (bei Wilhelm Engelmann in Leipzig, 1904) in dritter, Die Entstehung der Volkswirtschaft von Dr. Karl Bücher (bei H. Haupp in Tübingen, 1904) in vierter Auflage herausgekommen.

Goethes Mutter in ihren Briefen. Schon zu Goethes Lebzeiten veröffentlichte man ein Schreiben seiner Mutter, und nach seinem Tode mehrte sich mit dem Wachsen der Goethephilologie das Interesse für die Frau Kat zusehends. Fast jedes Jahrzehnt brachte mindestens eine Briefpublikation, die achtziger Jahre vornehmlich zeitigten zwei besonders wertvolle Sammlungen (Schriften der Goethe-Gesellschaft Band 1 und 4). Jetzt ist uns auch endlich eine Gesamtausgabe geschenkt worden, die das liebe, vertraute Bild von Mutter Aja deutlicher vor unsern Augen erstehn läßt, als es nur irgend ein Biograph zu zeichnen vermag. Professor Dr. Albert Köster in Leipzig hat in zwei Bänden alle erreichbaren Briefe nach sorgfältigster Textreintzung herausgegeben. Es kam ihm offenbar darauf an, eine Gabe für das ganze deutsche Volk zu schaffen, denn er hat sich alles gelehrten Beiwerks, das den Nichtfachmann oft stört, enthalten. In der knappen Einleitung, die den Köster eignen feinen Geschmack verrät, werden die Briefschreiberin, ihr Verhältnis zu den Adressaten und die Briefe selbst treffend charakterisiert. Der zweite Band enthält ein Inhaltsverzeichnis, das in dankenswerter Weise bei jedem einzelnen Schreiben den Aufbewahrungsort des Originals, wenn er zu ermitteln war, angibt. In den sich anschließenden Anmerkungen hat sich der Herausgeber, um das Ausschreiben früherer Kommentare zu vermeiden, auf die nötigsten Erläuterungen beschränkt, hier und da freilich auch die Notizen anderer ergänzt und berichtigt. Die dritte Beigabe ist ein Namenregister mit erklärenden Zusätzen, eine Art *catalogue raisonné*. Die seltsame, überaus charakteristische „Rechtschreibung“ der Frau Kat ist beibehalten, nur wo die Handschrift nicht gefunden wurde, mußte Köster die modernisierte Fassung, das Werk des ersten Herausgebers, wiedergeben.

Die orthographischen Kenntnisse der Frauen waren im achtzehnten Jahrhundert bekanntlich fast durchweg mittelmäßig, und Goethes Mutter bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Sie äußerte sich teils aus diesem Grunde, teils aus einer gewissen Bequemlichkeit nur ungern schriftlich, das mündliche Plaudern war ihr lieber: „Wer einen Brief von mir erhält — kan sich als ein großes genaden Zeichen anrechnen denn Unbehagliches weiß ich vor mich nichts — als Briefe schreiben! drum verdenke ich es keinem Menschen wenn er nicht schreibt — Aber schablos halte ich alle die, die zu mir kommen, durch meine Zunge —.“ Den schreibfaulen Onkel entschuldigt sie bei dem Vater mit den Worten: „Er hat vielleicht eine Aber von der Großmutter — Schreiben — Daumen Schrauben es ist bey mir einerley —.“ Ihre eignen Episteln beurteilt sie sehr bescheiden; als sie der Herzogin Anna Amalia aus überströmendem Herzen eine wunderbar lebendige Schilderung der Überraschung entworfen hat, die ihr durch den unerwarteten Besuch ihres Sohnes und seines fürstlichen Freundes zuteil geworden war, bittet sie um Vergebung wegen des „kalten“ Briefes, und seitdem sie die „große Resignation seinen Tabak mehr zu schnupfen“ glücklich ausgeführt, nennt sie ihre Briefe „ganz erbärmlich hölzern.“ Nach einiger Zeit muß sie sich das liebgewonnene Laster wieder angewöhnen, weil sie von ihm eine gute Einwirkung auf das Flüssigerwerden ihres Stils erwartet, und meint, zurückschauend, „ohne ein prißgen Tabak waren meine Briefe wie Stroh — wie Frachtbriefe — aber Jes! das geht wie geschmiert.“ Bald darauf lesen wir am Schluß eines Schreibens das naive Selbstlob: „das ist doch wieder ein ganz manerlicher Brief.“

Hätte sie geahnt, welchen Reiz ihre Briefe noch im zwanzigsten Jahrhundert auf die Menschen ausüben würden! Wir lesen sie mit Entzücken, und zwar nicht nur, weil sie von Goethes Mutter stammen, sondern um ihrer selbst willen, und weiden uns an dem immer regen Geiste der Schreiberin, ihrem unverfälschten Wesen und ihrer Herzengüte, ihrem Gottvertrauen und Mut in Gefahr und vor allem an ihrem herrlichen unverfälschten Frohsinn und immer zufriednen Gemüt. Alle, die schon Briefe Mutter Ajas kennen, werden mit Verlangen nach der Gesamtausgabe greifen, um das Bild, das sie sich von der prächtigen Frau gemacht haben, zu vervollständigen, jenen aber, die noch nichts von ihr gelesen haben, wird das neu erschienene Werk eine Entdeckung sein.

Die schönsten Stücke der Sammlung sind an Goethe und die Seinen gerichtet; hier treibt die Mutterliebe ihre köstlichsten Blüten. Alles, was im fernem Weimar vorgeht, lebt die Frau Kat mit; wenn sie nur den Namen ihres „Häselhanß“ nennen hört, fährt sie vor Freude auf, und jeder Tag, der ihr ein Schreiben des Sohnes bringt, wird für sie zum Festtag; kommt er gar selbst, dann will die Seligkeit kein Ende nehmen. Sie nimmt den lebhaftesten Anteil an seinen Schöpfungen und sorgt für sein leibliches Wohl. Immer ist sie auf sein Bestes bedacht. Wie zartfühlend zeigt sie sich, wenn es gilt, dem vielbeschäftigten Sohne Gesuche seiner Frankfurter Mitbürger zu übermitteln, wie gern möchte sie ihm 1792 die Teilnahme an der Kampagne ersparen! Sie jubiliert, als er seine Sehnsucht nach Italien stillen kann, und schreibt an Fritz von Stein, dessen Mutter darüber anders dachte und Goethes Ausbleiben mit scheelen Augen ansah: „Ich für meine Person gönne ihm gern die Freude und Seligkeit in der er jetzt lebt, bis auf den letzten Tropfen zu geseßen, und in dieser glücklichen Constellation wird er wohl Italien nie wiedersehen; ich votire also außß längere Dortbleiben, vorausgesetzt, daß es mit Bewilligung des Herzogs geschieht.“ Die gegen ihn erhobnen Vorwürfe, er sei in Italien kalt gegen seine Freunde geworden, lehnt sie rundweg ab: „stellen Sie sich an seinen Platz — in eine ganz neue Welt versetzt, — in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele dran hing, und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungeriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte, denken, und Niemand wirds ihm verargen können.“ Keiner hat in diesem Punkte ein so tiefes Verständnis für den Dichter bewiesen wie seine Mutter. Wie liebenswürdig findet sie sich auch, so schwer es ihr werden mag, in Goethes Verhältnis zu Christiane Vulpius, als sie sieht, daß der Sohn dabei glücklich ist. Bald beginnt eine Korrespondenz zwischen ihr und seinem „Liebgen,“ die immer lebhafter wird, je näher sich die beiden Frauen kennen lernen. Auch der Goethes Bunde mit Christiane entsprossene „Augst“ erhält häufig ein liebevolles Schreiben von der Großmutter. Selten wird der Ton, worin Briefe an Kinder gehalten werden müssen, so gut getroffen wie hier. Nicht minder schön sind die Briefe an die andern „Enkeleins,“ die Töchter der frühverstorbnen Cornelia Schloffer und deren Stiefgeschwister. Ein hohes Glück empfand Frau Aja, als eine ihrer Enkelinnen, Luise Nicolovius, sie zur Urgroßmutter machte. Wochenlang vorher müßt sich die Fünfundsechzigjährige ab, die Spitzen für die Babywäsche zu klüppeln, in beständiger Furcht, daß das Menschlein geboren würde, bevor sie ihre Arbeit beendet hätte. Mit frohem Stolz rühmt sie nach allen Seiten ihre Tat, die sie ohne Brille ausgeführt hat, und wie sie hervorhebt, „nicht etwa so lirum larum, nein, sondern ein Probanter Muster 3 Finger breit.“ Auf die Kunde von der Geburt des Urenkels stimmt sie einen Jubelhymnus an, dem keine ihrer zahlreichen Freudenerkclamationen gleicht.

Die Freunde und die Freundinnen ihres Wolfgang nennt sie auch ihre Söhne und Töchter und schreibt ebenso mütterlich an sie wie an den „Häselhanß.“ Der hohen Gönnerin Goethes, der Herzogin Anna Amalia, trat die Frau Kat bekanntlich so nahe, daß beide neun Jahre lang Briefe wechselten. Wieland, der ebenfalls zu ihren Korrespondenten gehörte und immer die größte Freude empfand, wenn er eine „Epistola“ aus Frankfurt erhielt, berichtet: „Wenn die Herzogin Mutter einen Brief von Mutter Aja bekommen hat, so spricht sie nicht anders davon, als ob ihr ein groß Glück widerfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, sich mit ihr zu freuen, daß sie ihren Groschen funden habe.“ In den Briefen, die sie an Anna Amalia's Hofdame, Luise von Wächhausen, richtet, greift die Dichtermutter sogar zu Versen, die zwar nicht fehlerfrei sind, aber von poetischer Begabung zeugen. Nicht durchweg ersichtlich, jedoch ebenso interessant ist der briefliche Verkehr, den die Theaterfreundin mit den Schauspielern Großmann und Anzelmann unterhielt.

Der Verleger Karl Ernst Poeschel in Leipzig hat Sorge getragen, daß der edle Wein aus einem würdigen Potal getrunken wird. Der Genuß ist um den

von ihm angelegten Preis (brochirt 10 Mark, gebunden 14 Mark) keineswegs zu teuer erkaufte. Welchen Anlang die Briefe gefunden haben, beweist der Umstand, daß jetzt, drei Monate nach dem Erscheinen der ersten Auflage, die „dritte und vierte“ gedruckt wird.

Werner Deetjen

Die Legende von der schönen Galiana in Viterbo. Die Chroniken der Stadt Viterbo in Toscana enthalten folgende merkwürdige Geschichte: In Viterbo lebte im zwölften Jahrhundert eine Jungfrau namens Galiana, die so schön war, daß die Bürgerschaft sie als ihr köstlichstes Kleinod betrachtete. Ein vornehmer Römer, von ihrer Schönheit bezaubert, warb um sie, wurde aber zurückgewiesen, weil sich die Bürger von ihrem wunderbaren Besitztum nicht trennen wollten. Aufgebracht darüber, erschien der verschmähte Liebhaber mit einem Heere vor der Stadt und belagerte sie. Da es ihm aber nicht so schnell, wie er gedacht hatte, gelang, die Stadt einzunehmen, erklärte er, er wolle abziehen, wenn man ihm Gelegenheit gäbe, die Schöne wenigstens zu sehen. Wenn ging man darauf ein. Die schöne Galiana erschien auf der Bastion San Clemente, um sich dem Römer und seinem Gefolge zu zeigen. Aber kaum hatte dieser die Jungfrau erblickt, als er von wüthendem Schmerz, sie nicht gewinnen zu können, ergriffen, mit einem Pfeil ihre Brust durchbohrte. Dies ist die ursprüngliche Geschichte. Später fügte man hinzu, die Einwohner von Viterbo hätten, über den Verlust tief betrübt, die Tote in einem kostbaren Sarkophag bestattet, in demselben, der noch heute vor der Fassade der Kirche S. Angelo auf dem Gemeindeplatze steht. Er ist mit Reliefs geschmückt, die die kalydonische Eberjagd darstellen, und enthält eine Aufschrift, die in lateinischen Hexametern den Verlust der Bürgerschaft mit pomphaften Worten als ein nationales Unglück beklagt.

Die Chroniken von Viterbo berichten die Geschichte, ohne irgendwelche Zweifel an ihrer Echtheit zu äußern, und setzen sie in das Jahr 1158. Nun ist aber der Marmorarkophag sehr viel älter als die schöne Galiana, die darin ruhen sollte, die Aufschrift aber viel jünger, denn sie gehört dem Jahre 1549 an. Was folgt daraus? Daß wir es hier mit keiner Thatfache, sondern mit einer Sage zu tun haben, einem Spiel der dichtenden Phantasie.

Im Jahre 1158 wurde Viterbo, das sich, wie es scheint, angefeuert durch Wort und Beispiel Arnolds von Brescia, für einen unabhängigen Freistaat erklärt hatte, von dem päpstlichen Präfecten Pietro de Vico mit Waffengewalt zur Unterwerfung gezwungen. Man darf es demnach kaum bezweifeln, daß die Geschichte der Niederschlag der damals um die Stadt geführten Kämpfe ist. Ob aber auch die Deutung richtig ist, die Giuseppe Perugi der von ihm in Nummer 47 des *Fanfulla della domenica* besprochenen Legende gibt? Für eine Allegorie glaubt er die ganze Erzählung halten zu dürfen. Die schöne Galiana sei die von Pietro de Vico erbroffene Freiheit der Stadt Viterbo, ihr Tod auf San Clemente eine Erinnerung, daß hier die Übergabe geschehen sei. Ja sogar die Bildwerke des Sarkophags sollen von den Einwohnern der Stadt als Allegorie gefaßt und auf ihre Niederlage bezogen worden sein. Der kalydonische Eber sei ihnen als der grausame Eroberer erschienen, in der Atalante hätten sie wiederum das Symbol der verlorenen Freiheit gesehen. Und darum hätten sie den Sarkophag offen ausgestellt, um unter der doch durchsichtigen Hülle der Allegorie ihren Haß gegen die Unterdrücker, den sie mit Worten nicht aussprechen durften, kund zu tun. Das erste könnte man am Ende gelten lassen, aber das zweite ist doch gar zu künstlich eronnen, zumal da die griechische Atalante bei der Eberjagd nicht ums Leben kommt. Die Verje der Aufschrift aber — darin hat Perugi jedenfalls Recht — beklagen den Fall und die verlorne Freiheit der Stadt, erst später, als die Legende schon fertig war, sind sie auf den Tod des Mädchens bezogen worden.

f. K.



Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 9

Ausgegeben am 2. März 1905

Inhalt:

	Seite
Zum Andenken	469
Standesamtregister und Familienforschung. Von R. Krieg	478
Vor hundert Jahren. Von Gottlob Egelbaaf	484
Die Hohenzollern bei Goethe. Von K. Ohlert in Köln am Rhein	494
Die Kommahischer Pflege und das Geschlecht derer von Schleinitz. Von Otto Eduard Schmidt	500
Im alten Brüssel. Von Clara Hohrath. 24-26 (Schluß)	508
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichspegel — Die russische Verfassungsfrage	515

Fr. Wilh. Brunow
Leipzig



Solbäder im Hause!
m. neuem eisenhalt.

Mutterlaugen-

**Neurogen
Badesalz**

gegen Scrophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Nieren-, Frauen- und Kinderkrankheiten. — Preis: 100 Ko. M. 6.80, 50 Ko. M. 4.25, 25 Ko. M. 2.70, ab Bahnhof Leipzig. Die Wirkung dieser Solbäder wird außerordentlich erhöht durch Abreibungen mit dem angefeuchteten, aber noch nicht gelösten Neurogen während des Bades. Prosp. gratis v. Dr. med. Alwin Müller, Leipzig A.



H. W. Schöttler,
Cigarrenfabrik.



Lager: **Leipzig, Weststr. 31/33.** Lager: **Hamburg, Vorsetzen 49.**



Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.



La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.
Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.
Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

GERMANIA,

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand: 601 Millionen Mk. — Sicherheitsfonds: 207 Millionen Mk.

Günstige Beteiligung der Versicherten am Jahresüberschuss ohne Nachschubverpflichtung.

Dividende nach Plan B im Jahre 1905 bis zu 6 1/2 % der vollen Prämie. — Unverfallbarkeit der Versicherung. Weitpolice nach 1 Jahre, Unantastbarkeit nach 3 Jahren.

Vollkommenste Versicherungsart: Versicherung auf den Todes- und Invaliditätsfall mit Befreiung von der Prämie und Gewährung einer Rente bei Eintritt der Erwerbsunfähigkeit durch Unfall oder Krankheit.

Prospecte und jede weitere Auskunft kostenlos durch die in allen größeren Orten angestellten Vertreter sowie durch:

Die Direktion der Germania.

Dr. Adolf Pfannenstiel
Heidelbeer-Punsch 1/2 Fl. 1.30
1/1 Fl. 2.50.
Postkoll. N. 5.50 enth. zwei 1/2 oder vier 1/4 Fl., berühmt durch seine hygienischen Vorzüge und seine Bekömmlichkeit, attestiert durch viele freiwillige Anerkennungen v. Ärzten und Laien. Erhältlich in allen ersten Geschäften der Branche, wo nicht, direkt durch „Heidelbeerweinhandlung Regenstauf“ in Regenstauf.

Nichts praktischer f. Edzimmer, Bureaux etc.
als meine neuen, effektvollen
Cocos-Teppiche u. Läufer!
einfarbig u. in „Perser“, „Tunis“, „Jugend“ usw.
Bitte Preisliste 4 zu verlangen.
Hugo Garbrecht, Erfurt, Bohrmühl-Manufaktur.

Otto Beyer's
Eigenmarke
Hobkönigsburg
M. 60.—
pro Mille; Originalkiste 300 St. M. 18.— franco
CIGARREN-VERSAND Otto Beyer, STRASSBURG i. E.



Zum Andenken



Als am Abend des letztvergangnen siebzehnten Oktobers Hunderttausende den Elbstrand zwischen Pillnitz und Dresden säumten, um die Überführung der Leiche des Königs Georg von Sachsen mit anzusehen, oder um, wie sich die Dresdner Polizeidirektion in einer die Sperrung des Fahr-, Reit- und Fußverkehrs regelnden Bekanntmachung etwas geschraubt ausdrückte, „ihrer Mittrauer durch Anwesenheit Ausdruck zu geben,“ waren aus dem Munde der zu dem einen oder dem andern Zwecke versammelten Menge überaus ernst, leidenschaftslos und wohlüberlegt klingende Urteile über den verstorbenen Monarchen zu hören. Der Entschlafne, hieß es, sei „im Grunde doch“ ein braver, gewissenhafter, unparteiischer, es ohne Rücksicht auf die Person immer nur mit dem Recht und mit der Wahrheit haltender, für das Wohl des Staats und des Volks unermülich tätiger Herr gewesen, und der an ihm oft und fast immer wahrgenommene kalte Gesichtsausdruck, der manchen Annäherungswunsch im Keim ersticke, habe nie als Spiegel seiner Seele, sondern eher als eine Maske gelten können, hinter der er viele Jahre lang jede von ihm noch nicht auf ihre Berechtigung geprüfte Rührung und Teilnahme zu verbergen gewohnt gewesen sei. So sei es gekommen, daß er, ohne sich der Gefahr einer Verleumdung seines Wesens je bewußt zu werden, durch diese ihm zur Gewohnheit gewordne Annahme eines eisigen Gesichtsausdrucks oftmals da abgestoßen und kältend berührt habe, wo die ihn erfüllenden wohlvollenden, menschenfreundlichen Gefühle ihm, wenn weniger vorsichtig verborgen, die Herzen von Tausenden gewonnen hätten. Im täglichen Verkehr mit den Seinen und denen, die ihm sonst näher standen, habe er sich als der rücksichtsvollste, umgänglichsste Mensch gezeigt, und man habe ihn nie mit einem Kinde sprechen sehen, ohne daß sich dabei seine Züge durch ein vom Herzen kommendes und zum Herzen gehendes Lächeln verklärt hätten. Er sei der zuverlässigste, treueste Freund, Gönner und Bundesgenosse gewesen, und wie er nie die Wahrheit halb, sondern immer ganz gesagt habe, so habe man auch auf sein Wort und Versprechen Häuser bauen können.

Das klang nun freilich ganz anders als das, was in den ersten Monaten nach dem Regierungswechsel allerhand namentlich in den breiteren Volksschichten vielgelesne Blätter, die wohlunterrichtet zu sein glaubten oder — vorgaben,

von dem Charakter, der Sinnesart und den Anschauungen des Prinzen zu berichten gehabt hatten. Hatte, als man am 17. October so billig — und es muß hinzugefügt werden, so richtig und so gerecht — urtheilte, der Tod, der mit seiner gewaltigen Hand manche Vorurtheile und Ungerechtigkeiten aus dem Wege räumt, in dem kurzen seit dem Verschleiden des Fürsten verstrichenen Zeitraume schon Zeit gehabt, wild wie Unkraut aus dem Boden geschossenen Legenden den Garauß zu machen und oberflächliche, für Tatsachen ausgegebne Vermuthungen auf ihr Nichts zurückzuführen, oder war das, was an jenem Abend in den verschiedensten Gruppen behauptet und bestätigt wurde, nicht vielmehr das Ergebnis von Wahrnehmungen, die man in den zwei für das wirtschaftliche Gedeihen des Landes so kritischen, für die königliche Familie so schweren und prüfungsreichen Regierungsjahren des verstorbenen Fürsten trotz aller gegentheiligen Deklamationen eines großen Theils der sächsischen Presse schließlich doch mit richtigem, unparteiischem Blicke gemacht hatte?

Einem Fürsten, der der großen Masse des Volks weder als Prinz noch als König in des Wortes erwärmender, erhebender und hinreißender Bedeutung wirklich nahe gestanden hatte, und dessen lautere, zuverlässige, im Grunde überaus wohlwollende, nachsichtige und teilnahmevolle Gefinnungen und Gefühle erst ganz allmählich anfangen, auch in weitem Kreise empfunden und anerkannt zu werden, konnte kein die Gebiegenheit und den wahren Adel seiner Natur besser bezeichnendes Enkomium in die Gruft mitgegeben werden, als dieses zwar nicht widerwillige, aber noch immer zögernde, frühere unbillige Urtheile aus reinem Gerechtigkeitsgefühl kassierende: „im Grunde doch.“ Mit welcher Bewunderung und Verehrung die über den Entschlafnen dachten und denken, die ihn kannten, und deren Urtheil darum das in der Frage: War er beliebt? war er volkstümlich? aufgehende Urtheil der Menge reichlich aufwiegt, wird erst allmählich bekannt werden. Große herzliche Beliebtheit beim Volke ist freilich eine schöne, alle andern Errungenschaften des Regenten für die Mehrzahl in den Schatten stellende Segnung, und dem großen deutschen wie dem kleinen sächsischen Vaterlande ist es in lebhafter Erinnerung, daß Volkstümlichkeit nicht bloß blendenden und hinreißenden Cäsareneigenschaften zuteil wird, sondern ebensogut durch den bescheidensten Sinn, durch die anspruchlosesten, obwohl edelsten und echtsten Eigenschaften des Mannes gewonnen werden kann, aber nicht jede Vortrefflichkeit ist derart, daß sie rasche und rechtzeitige Anerkennung findet. Sie ist nicht weniger ausgezeichnet, weil ihr liebende Bewunderung gefehlt hat, aber sie ist dann ein köstliches Kleinod, dessen Wert der Menge unbekannt geblieben ist, und das nicht, wie der Ring des Mannes im grauen Osten, die geheime Kraft besaß, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Wenn man den volkstümlichen Fürsten einer wärmenden, jedes Wachstum mächtig fördernden Sonne vergleicht, so erscheint uns der nicht volkstümliche, wenn er dabei in jeder Beziehung ein ausgezeichnete Mensch ist, wie ein Planet, dessen reines kaltes Licht wir bewundern, aber dem wir nicht, wie der Sonne, vom Grunde unsers Herzens zujauchzen. Dem nicht volkstümlichen Fürsten fehlt — ein für ihn wie für sein Volk überaus fühlbarer Mangel — das, was uns die Sonne so lieb macht, der erwärmende Strahl, aber was den König Georg betrifft, so verklärt für uns reines, hell und stetig strahlendes

Licht das Bild des zu früh Dahingegangnen, und wir haben, so oft wir seiner gedenken, das wohlthuende Gefühl, daß es nicht blinde, voreingenommne Liebe ist, die unser Urteil leitet, sondern kühle, durch unser Herz wenig beeinflusste Anerkennung seltenster und gebiegenster Vorzüge. Das dem Schmelztiegel objektiver Würdigung entstammende Gold ist um so reiner, je weniger uns ein zärtliches Herz verführt, es mit etwa vorhandnen Schlacken liebenswerter menschlicher Schwächen leicht zu nehmen. Die Hofleute und die offiziellen Preßorgane entschließen sich ungern zu dem ihnen hart ankommenden Bekenntnis: „Warmer Liebe im Volke erfreute sich der dahingegangne Fürst nicht,“ und wir verargen ihnen das nicht, da sie den Katastroph des Entschlafnen mit allen Kränzen, die fürstlicher Vortrefflichkeit zuteil werden können, schmücken möchten. Aber ist das Urteil, das die Hand der Geschichte in den Sockel seines Standbilds eingraben wird, weniger rühmlich, weil es nur der seltenen Tugenden des Regenten, nicht aber einer ihm im liebenden Herzen des Volks zuteil gewordenen Anerkennung gedenken wird? Schon die Alten sahen den Erfolg als eine Gabe an, die von den unberechenbaren Göttern mit achtiloser Hand ausgestreut wird. Im Grunde doch alle Eigenschaften gehabt zu haben, die zu Hoffnungen auf die schönsten Erfolge berechtigten, und zu früh abberufen worden zu sein, als daß die Blüten zur Frucht hätten reifen können, ist eine Erscheinungsform tragischen Erdenloses, der wir oft begegnen, und aus der uns die Züge des zu früh Dahingegangnen, wenn sie durch wahre, echte Vortrefflichkeit verklärt sind, desto heller, wenn auch in wehmütig stimmendem Glanze entgegenstrahlen.

Das langsame, durch keinen dem Ohr oder dem Auge wahrnehmbaren Kräfteantrieb verursachte Hingleiten eines Rahns zu seinem Ziel ist besonders geeignet, uns die Heimkehr der Seele in deren ewige Heimat zu versinnbildlichen: so sacht, so lautlos, so feierlich, so von aller irdischen Unruhe losgelöst denken wir uns ihr Dahinschweben, wenn sie auf ausgespannten regungslosen Schwingen ihrem seligen Ursprung wieder zustrebt. Ein Teil des Zaubers von Böcklins Toteninsel liegt in der Wiedergabe dieses Gedankens, und das unvergeßlich weihewolle Schauspiel des unter dem Schleier der hereingebrochnen Nacht in seinem von einem Kranz von Wachsfackeln umgebenen Sarge zur letzten Ruhestätte geleiteten Fürsten konnte in seiner Art ebenfalls als eine Verwirklichung einer solchen bildlichen Auffassung angesehen werden.

Wenn man London und Konstantinopel ausschleibet, weil die Ruhestätten der englischen Königsfamilie nicht in der Hauptstadt, sondern in und bei Windsor liegen, und weil der Papstschah innerhalb seiner vier Pfähle lebt und stirbt, so gewährt außer Petersburg und Lissabon nur die Residenz der sächsischen Könige die Möglichkeit eines solchen sich auf dem Rücken eines breit dahinfließenden Stroms über alle Beschreibung schön ausnehmenden Trauergepränges. Es konnte infolge der Länge und der Breite der via funeralis von Hunderttausenden geschaut werden, ohne daß auch nur einer von ihnen durch das sonst bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche Drängen und Stoßen der Neben- und Hinterleute der idealen Vorstellung entrißen zu werden brauchte, daß ein König Georgs „Sterbliches“ tragendes, hellerleuchtetes Geisterschiff lautlos an ihm vorübergleite, und daß er für kurze Augenblicke einem sich schon im Jenseits abspielenden weihewollen Vorgang beizuhne.

Kammerherren, Pagen, Lakaien, und wie sich das höhere und niedere Hofgesinde sonst nennen mag, nehmen sich zwar, in der Nähe gesehen, in ihren Galauniformen und Galalivreen sehr schön aus und puzen manches Bild, das ohne sie zu ausschließlich militärisch aussehen würde, aber der weisevollen, ernstern Stimmung der Zuschauer kommen sie bei einer fürstlichen Beerbigung ebensowenig zustatten wie die Kommandorufe und Gewehrgriffe der in den Straßen als Kordon aufgestellten Chargierten und Mannschaften. Es ist dabei zu viel Lärm, zu viel äußerlicher Pomp, zu viel Gedränge, zu viel polizeiliche und militärische Maßregelung, als daß man in Ruhe und Frieden den ersten Gedanken, die einem der Tod des Ersten und Mächtigsten im Staate einflößt, nachhängen, geschweige denn daß man einem sich schon halb im Jenseits abspielenden Vorgang beizuwohnen glauben könnte. Die den Zug eröffnende und schließende Kavallerie mit ihrem Hufgetrappel, die nicht anders als sonst einher-schreitenden Hofherren und Beamten, die an der Hand geführten, schwarz behangnen, mit wallenden Straußenfederbüschen gezierten Kofse, der auf dem Leichenwagen errichtete, bei jeder Unebenheit des Terrains hin und her schwankende Katafalk zerstören die Illusion des Jenseitigen und erinnern einen daran, daß man es auch bei solchen Gelegenheiten mit nichts andern als mit rein menschlichem, wenn auch noch so glänzendem, offiziellem und tabulatur-gemäßigem Gepränge zu tun hat: schon der Oberhofmarschall mit dem Stabe, wie es in dem „Programm“ heißt, würde dazu genügen. Nichts erinnerte am 17. Oktober die am Ufer Versammelten daran, daß das Leiche des Fürsten nach der Residenz bringende Dampfboot „König Georg,“ auf dem sich weder die Träger der Wachsfackeln noch das von diesen ausstrahlende Licht irgend zu rühren schienen, kein Geisterschiff war. Das den Strom langsam und unhörbar hinabgleitende, bis zur Unkenntlichkeit schwarz verhangne Boot war vielmehr samt dem hellerleuchteten Katafalk und dem dunkel darüber schwebenden Baldachin den Zuschauern auf beiden Ufern in so nebelhafte Ferne entrückt, man hatte den Oberhofmarschall mit dem Stabe und jedes andre Zeremoniell so vollständig vergessen, daß nirgend eine Hand zur Begrüßung der fürstlichen Leiche nach dem Orte griff. Was an einem fern und gepensterhaft vorüber-glitt, war offenbar — das war das allgemeine Gefühl — nichts, wozu banales Hutabnehmen bei stockfinstrer Nacht gepaßt hätte. Die letzte ehrfurchtsvolle Begrüßung des zum ewigen Frieden eingegangnen Fürsten konnte nur im Geiste geschehn. Ave, pia anima, ave atque vale! Auch der Donner der Salut feuernden Geschütze und der, wie billig, von dem Geläute der katholischen Hofkirche angeführte Chor sämtlicher Glocken Dresdens drangen nur wie durch einen Schleier zum Ohr und machten den Eindruck, als wenn sie aus einer andern Sphäre herüberbönten.

Einem Dahingegangnen ein letztes Lebewohl nachrufen zu können, ohne sich dabei mit dem Mantel der christlichen Liebe oder banalen Lobeserhebungen behelfen zu müssen, gehört nicht zu den oft zuteil werdenden Genußnahmen. König Georg war ein an Herz, Gemüt und Verstand hochbegabter und dabei ein durch stete Selbsteinlehr und unablässiges Ringen nach Vervollkommenung zu einem hohen Maße moralischer Vortrefflichkeit gelangter Fürst. Daß das von einem großen Teile des Volks zu spät erkannt worden ist und möglichen-

falls nie ganz anerkannt werden wird, dürfte in der Hauptsache auf dreierlei Ursachen zurückzuführen sein. Auf den schon erwähnten kühlen Gesichtsausdruck, der auch denen, die den Fürsten kannten und bewunderten, bei jeder neuen Begegnung von neuem peinlich war, auf die große Bescheidenheit des hohen Herrn, dem es am wohlsten war, wenn er unbeachtet bleiben konnte, und — namentlich seit er zur Regierung gelangt war — auf die politischen Leidenschaften der auf den Umsturz des Bestehenden ausgehenden Parteien, die sich kein Gewissen daraus gemacht haben, sich für ihre Zwecke der abenteuerlichsten Verleumdungen zu bedienen, und deren unablässigem Gift lennt, wird sich darüber kaum wundern — es in der That gelungen ist, weiten Volkskreisen ein Bild des Königs und des sächsischen Hofes vorzuspiegeln, wie es der Wahrheit widersprechender kaum gedacht werden kann.

Obwohl nun diese sich bisweilen geradezu zu Albernheiten versteigenden Verleumdungen auch an dem Sarge des Monarchen nicht verstummt sind, und obwohl, um keinen härteren Ausdruck zu gebrauchen, noch immer von Zeit zu Zeit direkt und indirekt die takt- und gefühllosesten Angriffe auf das, was er in wohlmeinendster Absicht getan, gesagt und geschrieben hat, gerichtet werden, so ist hier nicht der Ort, den Verfassern von Leitartikeln, die hier in Frage kommen, und die wir ja ohnehin mit allen uns zu Gebote stehenden Waffen bekämpfen, gegenüberzutreten. König Friedrich August hat, ohne daraus eine ausdrückliche Anklage gegen irgend jemand zu machen, mit sieben Worten alles gesagt, was zu sagen war: „Vielleicht wäre ein weniger hochherziger Monarch verzweifelt.“ So mag es denn bei dieser allen Jammer, der auf das Haupt des greisen Königs gelegt war, zusammenfassenden wehmütigen Klage seines Sohnes fürs erste bewenden: hier sollen für diesesmal nur einige kleine Beiträge zur Charakterisierung und zur Lebensgeschichte des Königs gegeben werden, wie sie von solchen, die den Vorzug gehabt haben, öfter und länger in seiner Nähe zu sein, zusammenhängend und ausführlich werden dargestellt werden und in einem durchaus dokumentierten und auf Selbstwahrnehmung beruhenden Abrisse auch schon geschildert worden sind.

Der sächsische Hof war in den vierziger und den fünfziger Jahren des jüngstverflohenen Jahrhunderts, mithin in der Zeit, wo die Kinder des damaligen Prinzen und spätern Königs Johann die ersten Eindrücke aus ihrer Umgebung empfangen, was Leichtgläubigkeit und Genußsucht anlangt, gerade das Gegenteil von dem, was er und ein großer Teil der deutschen Höfe in frühern Zeiten gewesen waren. Nicht nur die sächsischen Prinzen und Prinzessinnen waren seit Friedrich August dem Gerechten von allem, was man Trivialität zu nennen pflegt, frei, auch die Fürstinnen, die, von sächsischen Prinzen zu Lebensgefährtinnen erwählt, später mit ihren Gemahlen den Thron teilten, paßten ganz in den vorhandnen ursoliden Rahmen. Die Eltern des Königs Georg, das Prinz Johannsche Ehepaar, insbesondere waren in ihrem Privatleben so bürgerlich, wie es ein fürstlicher Hof nur irgend sein kann. Da die eigentliche Repräsentation dem Bruder des Prinzen, dem König Friedrich August dem Zweiten und dessen Gemahlin zufiel, so lebte das Prinz Johannsche Ehepaar auf bescheidenen Landsitzen, wie Janischhausen und Weesenstein, ganz der Erziehung

seiner Kinder, die so gediegen, gründlich und vorurteilsfrei war, wie man den Plan dazu von einem Manne wie Prinz Johann erwarten konnte. Von Genialität und Laune übersprudelnd, blendend und hinreißend, dem Genuße des Augenblicks ergeben waren weder die Eltern des spätern Königs Georg, noch dessen ältere Geschwister, noch dessen Erzieher, aber es waren brave, pflichttreue, hochgebildete und zum Teil in Wissenschaft und Kunst ausgezeichnete Menschen, und keine der wegen ihres besondern Einflusses auf den jungen Prinzen in Frage kommenden Persönlichkeiten scheint einen irgend bedrückenden, die freie Entfaltung des Gemüths und seiner natürlichen Gaben beeinträchtigenden Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben, denn er war mit zwanzig Jahren so sehr das Bild eines normal und glücklich entwickelten, sich seiner Jugend freuenden jungen Mannes, daß ihn der kleine gesellige Kreis, mit dem er in einem dieser Jahre in Marienbad verkehrte, als Prinz Sonnenschein zu bezeichnen pflegte: Musik und die bildenden Künste waren das, was ihn als Erholung von Staatsgeschäften und wissenschaftlichen Studien hauptsächlich interessierte, und Fachmänner werden mir beispflichten, wenn ich hier erwähne, daß er sowohl was Musik als was Malerei und Bildhauerkunst anlangte, einen feinen, edeln Geschmack hatte, wie man ihn mit so sicher ausgebildetem Urtheil bei Laien und Dilettanten nur selten antrifft. Welchem Umstande der später mehr und mehr hervortretende Kühle, bisweilen sogar schroff erscheinende Gesichtsausdruck zuzuschreiben sein dürfte, ist schwer zu sagen. In der Hauptsache dürfte es die alle übrigen Eigenschaften dominierende Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Prinzen gewesen sein, die seinen Zügen nach und nach den ernststen, nachdenklichen und beobachtenden Ausdruck, den sie in den letzten Jahren trugen, gegeben hat. Auch war er nervösem Kopfschmerz, sogenannter Migräne, im mittlern Lebensalter sehr ausgesetzt, und die kirchlichen Fastenzeiten, die er ohne jede Rücksicht auf seine Gesundheit beobachtete, brachten ihm jedesmal verstärkte Anfälle dieses Leidens.

Mit Stillschweigen darf, wenn es gilt, die Ursachen des ersten etwas kältenden Eindrucks zu ermitteln, den die Erscheinung des Prinzen um so mehr machte, je älter er wurde, auch die Hofetikette nicht unbefprochen bleiben. Seit dem Tode des Königs Friedrich August des Gerechten, der in ihr wie in seinem Elemente lebte, hat sie bis in die neuere Zeit nicht aufgehört die beengende, lähmende und kältende Rolle einer Camarera mayor zu spielen, in deren Ge- und Verbote man sich aus Pietät für das einmal Hergebrachte, nicht ohne geheimes Seufzen, auch dann fügte, wenn man sich, um diesen Anforderungen gerecht zu werden, Vergnügungen und Annehmlichkeiten so mancher Art entgehn lassen mußte. Von der königlichen Familie „traktierte“ — um den von Goethe für das gesellige Geschick der Gräfin Werthern gebrauchten Ausdruck zu wählen — nur die Prinzessin Auguste, die Tochter Friedrich Augusts des Gerechten, mit angeborenem Behagen die Hemmnisse und Schwierigkeiten, die es für die Fürslichkeiten so gut wie für ihre Umgebung bei gewissenhafter Einhaltung der von der Etikette gesetzten Schranken gab, alle übrigen sahen dieses Ceremoniell als ein schweres Joch an, dem man sich überall da, wo es sich nicht um Repräsentation und ganz offizielle Gelegenheiten handelte, nach Möglichkeit zu entziehen suchte. Schon in Pillnitz wurde es mit den

hergebrachten Formen nicht ganz so genau genommen wie im Dresdner Residenzschlosse, und in Weesenstein und Janischhausen machte man es sich innerhalb gewisser Grenzen noch leichter. Aber daß sie sich das Leben nicht so leicht und behaglich machen konnten wie der erste beste Bürger, fühlten die sächsischen Prinzen und Prinzessinnen, die ohne Ausnahme einfachen, bescheidenen Sinnes waren, doch immer. Ganz konnten sie sich den Suiten weder auf Reisen noch auf dem Lande entziehen. Die Familientafel mochte noch so wenig „extendiert“ sein — schon der Ausdruck sättigt ganz und gar —, die Herren und Damen vom Dienst verlor man nur für wenig Stunden aus den Augen, und man wußte, daß sie sich pünktlich zur Sekunde mit der stereotypen Verbeugung und dem stereotypen Lächeln wieder einfinden würden. Man trug das mit Ergebung als eine der unvermeidlichen Lasten des fürstlichen Berufs, aber war es zu verwundern, daß die künstlich geschaffne Kunst, deren sich die Umgebung berufsmäßig bewußt war, und deren Vorhandensein sie zu jeder Stunde in Wort und Tat auf das gewissenhafteste Rechnung trug, auch den königlichen Hoheiten trotz ihrer Einfachheit und natürlichen Anspruchslosigkeit endlich doch zur unumstößlichen Tatsache wurde? Der Gedanke, daß sie etwas anderes wären als die übrigen Sterblichen, und daß sie mit diesen nur nach gewissen unabänderlich festgestellten Regeln verkehren dürften, verkehren könnten, wurde ihnen so sehr zur andern Natur, daß sie bald das Gefühl einer solchen wirklich vorhandenen Scheidewand weder selbst loswerden noch andre davon befreien konnten. Dem König Johann und dem König Albert ist das doch, je mehr sie den Einflüssen ihrer Jugend und ihrer Umgebung entwachsen, gelungen: auch die Königin Carola soll sich und die jeweilig um sie versammelten Kreise von diesem Drucke zu befreien verstehen. Recht frei davon und deshalb glücklich und besonders beliebt ist erst der gegenwärtige König geworden. Der König Georg hat es, wie es scheint, nicht versucht, dieses ihm, wie er unumwunden zugab, lästige Joch abzuschütteln: so überraschend sonst seine Einmüthigkeit in die einfachsten und bescheidensten bürgerlichen Verhältnisse war, und so klar es denen, die mit ihm verkehrten, werden mußte, daß er von jeder Selbstüberhebung wie von jeder Überschätzung seines Ranges und seiner Stellung vollkommen frei war, die einmal angenommene Gewohnheit, die konventionelle Scheidewand zu wahren, hat er nie abgelegt. Das ist, wie es scheint, vielfach die Veranlassung gewesen, daß seine wohlwollenden Absichten verkannt, und seinen Handlungen Deutungen untergelegt worden sind, die mit seinen sich immer gleichgebliebenen Gesinnungen für Hoch und Niedrig im grellsten Widerspruch standen.

Mit außergewöhnlich schweren Sorgen und Enttäuschungen wurde er erst in den letzten Jahren seiner Lebenszeit, vornehmlich aber seit seiner Thronbesteigung heimgesucht. Die Sonne seiner Maunesjahre war das Familienglück.

Ende der fünfziger Jahre, als davon die Rede war, für den etwas mehr als fünfundzwanzigjährigen Prinzen eine Lebensgefährtin zu suchen, hatte sich sein und der Seinigen Augenmerk auf die damals kaum achtzehnjährige Schwester des jungen Königs von Portugal gerichtet, und die Wahl hätte kaum eine glücklichere sein können. In Lissabon freilich hielt man die Vermählung der Donna Maria Anna von Braganza-Bourbon, der Tochter der

Königin Maria da Gloria und durch diese der Enkelin des Kaisers von Brasilien, mit dem zweitgeborenen Sohne des sächsischen Königs für keine glänzende Partie. Nach dem Dafürhalten der Portugiesen, die, wie die Spanier, ihren Adel für weit über dem andrer Länder erhaben ansehen, wäre ein kaiserlicher Kronprinz, wenn es einen solchen in heiratsfähigem Alter und von katholischem Glauben gegeben hätte, für eine Prinzessin von Braganza-Bourbon gerade gut genug gewesen. Aber die Königin von England, die politisch und als nahe Verwandte Don Ferdinandos, des Vaters der Prinzessin, eines Koburgs, in Lissabon großen Einfluß hatte, war den Wünschen des Prinzen gewogen: sein persönliches Erscheinen am portugiesischen Hofe hatte über jedes Vorurteil gestiegt, und der sächsische Gesandte in London, Graf Vitzthum, konnte die Vermählungskompakte in einer beide Teile zufriedenstellenden Weise in Lissabon abschließen.

Von portugiesischer Seite hatte man den Herzog von Oporto, den spätern König Dom Luiz, mit einem Kriegsschiffe nach Southampton geschickt, auf dem der Prinz die Fahrt nach Lissabon machte, wo am 11. Mai 1859 die Vermählung des jungen Paares durch den Kardinal-Patriarchen vollzogen wurde, und von wo sich dieses erst an den Hof der Königin Viktoria, dann an den belgischen zu kurzen Besuchen begab. In Sachsen wurde die Prinzessin mit doppeltem Jubel begrüßt, weil ihr Wesen und ihre Erscheinung ganz die einer Deutschen waren. So hat sie denn auch nahezu fünfundzwanzig Jahre in unermüdlicher, aufopfernder Liebe für die Ihrigen gesorgt und mit ihrem Gemahl ein patriarchalisch inniges und herzliches Familienglück genossen, bis sie am 5. Februar 1884, wenig Wochen vor dem Tode, an dem das prinzliche Ehepaar seine silberne Hochzeit zu feiern hoffte, einem nervösen Fieber erlag, das sie sich wahrscheinlich am Krankenbett eines ihrer Kinder bei dessen Pflege zugezogen hatte. Der Prinz hatte sich im Jahre 1859 bei seiner Rückkehr aus Lissabon für den ersten Besuch seiner jungen Frau im Dresdner Hoftheater von seinem Vater die Aufführung des Shakespearischen Sommernachtsstraums erbeten, die denn auch vor einem festlich geschmückten Hause (théâtre paré) mit möglichstem Glanze vor sich ging. In der großen Hauptfache sind ja die mit Oberon und Titania am Schlusse des Stückes erschienenen Elfen den ihnen vom Herrscher gegebenen Weisungen nachgekommen:

Führt nun bis zur Morgenstunde,
Elben, durch ihr Haus die Kunde!
Winkt zum schönsten Brautbett hin
Eures Segens Vollgewinn,
Daß der Stamm, der hier entspringe,
Zimmer Glück und Heil genieße,
Auch sich bei dem jungen Paare
Lieb und Treue stets bewahre.

Tropfen edlen Wiesentaus,
Elben, sprengt durchs ganze Haus:
Jedes Zimmer im Gebäude
Weißt dem Frieden, weißt der Freude!

Die Jahre 1859 bis 1884 sind für den Prinzen voll stillen, meist zurückgezogen und bescheidenen, von ihm und seiner Gattin mit täglich erneuertem Danke für die Gaben der Vorsehung hingenommenen Glücks gewesen. Ganz freilich hatte der Elfenregen die Heimsuchungen, von denen fast jede zahlreiche Familie betroffen wird, dem prinzlichen Paare nicht ersparen können: zwei Kinder wurden ihm in zartem Alter durch den Tod entzissen, aber dafür umgab die glücklichen Eltern ein blühender Kranz von vier Prinzen und zwei Prinzessinnen, dem seitdem nur eine Blüte entfallen ist: durch den Tod des allgemein beliebten jugendfrischen Prinzen Albert.

Das zum Vermögensbestande der sogenannten Sekundogenitur gehörende Prinz Maxsche Palais auf der Langen Gasse — jetzt heißt sie Zingendorferstraße — war für das junge Ehepaar als Wohnung ausersehen worden. König Johann, der als Prinz der Vorgänger seines Sohnes in der Sekundogenitur war und im Winter im Palais am Taschenberge, im Sommer in Janischhausen, Weesenstein oder Billniz residierte, hat das Maxsche Palais, das in einem Grundstück steht, das seinerzeit dem Gründer der Herrnhuter Gemeinde gehörte, wohl wenig oder gar nicht bewohnt. Es mußte, ehe es 1859 von dem jungen Paare bezogen werden konnte, völlig umgestaltet und neu eingerichtet werden. Diese Umgestaltung und Neueinrichtung war zwar mit vielem Geschmac und großem Verständnis geschehen, aber dem einen Fehler, daß die Gartenanlagen von einem nur träge dahinschleichenden Gewässer durchflossen wurden, und daß sich zeitweise schädliche Grundwasserausdünstungen einstellten, hatte nicht genügend abgeholfen werden können. Kurz vor der Ankunft des neuvermählten Paares hatte man in den untern Räumen mit dem Schwamme zu kämpfen gehabt, und noch nach Jahren wurden die Erkrankungen, die dem Tode der Prinzessin vorausgingen, ebenfalls gesundheitsgefährlichen Bodenausdünstungen zugeschrieben.

Bei den glänzenden und mit feinem Verständnis veranstalteten Festen, die das prinzliche Paar im Winter der Dresdner Gesellschaft zu geben pflegte, merkte man davon freilich nichts. Der Umstand, daß die Zahl der Geladenen die mit vornehmem Geschmac ausgestatteten Räume immer nur mäßig füllte, zeichnete die Bälle auf der Langen Gasse vor vielen andern aus, und man fühlte sich auf ihnen wie auf einem sehr eleganten Familienballe ganz besonders behaglich. Der Prinz und die Prinzessin haben das Palais mit geringen Unterbrechungen, wie sie durch kurze Reisen im Ausland, durch Besuche bei Verwandten, eine Zeit lang durch einen alljährlichen Sommeraufenthalt in Schieritz und durch die beiden Feldzüge von 1866 und 1870 herbeigeführt wurden, bewohnt, und erst als der Prinz in den sechziger Jahren eine Villa in Posternoviz gekauft hatte, war dadurch für ihn und seine Familie ein Sommeraufenthalt gewonnen, von dem aus er die Residenz ohne Zeitverlust erreichen konnte. Wie bescheiden bürgerlich diese Villa in den ersten Jahren noch war, ergibt sich unter anderm auch aus dem Umstande, daß sie für die diensttuenden Kavaliere schlechterdings keinen Raum hatte, und daß man die Herren quer über die Straße weg im ersten Stock eines kleinen Bäckerhauses hatte unterbringen müssen.

Wie das Leben des Prinzen Georg und seiner Gemahlin einfach war und — wenn man von der nach außen immer gewahrten Etikette absieht — den Gewohnheiten einer wohlhabenden deutschen Bürgerfamilie entsprach, so bewegte sich auch die Erziehung ihrer Kinder in denselben bescheidenen Bahnen. Nicht bloß daß sich das prinzliche Ehepaar dieser Erziehung vielfach selbst annahm, es gab den prinzlichen Kindern auch ein überaus erfreuliches und anregendes Beispiel unermüdblicher, ausdauernder Tätigkeit. Müßig waren der Prinz und die Prinzessin von früh bis abend zu keiner Stunde, und wenn ihnen bisweilen keine zwingenden Pflichten oblagen, so schufen sie sich freiwillig übernommene, die sie mit derselben Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit erfüllten wie die ihnen schon durch ihren Rang und ihre Stellung auferlegten. In weiblichen Handarbeiten für Geschenke und für Notleidende unermüdblich leistete die Prinzessin auch in der Landschaftsmalerei, für die sie das Talent von ihrem Vater geerbt hatte, anfänglich unter der Leitung des bekannten Landschaftsmalers Professor Kummer, später ganz selbständig weit mehr als Dilettantenarbeit. Während ich dies schreibe, fällt mein Blick auf ein reizendes von ihr gemaltes Ölbildchen, das die Aussicht etwas unterhalb des königlichen Lustschlosses Pillnitz auf die mitten im Elbstrom ihm gegenüberliegende kleine baumbestandne Insel mit den sich in dufziger Ferne auf beiden Seiten des Flußtales nach Pirna zu hinziehenden Hügelketten darstellt: niemand könnte der feinen Farbe, der virtuosen Pinselführung, der knappen Zusammenfassung des Hauptsächlichen, dem Spiegel des dem Beschauer entgegenfließenden Wassers, der aus einer mit vollem Segel stromaufwärts gleitenden „Elbzille“ und einem am Ufer mit einem Gerät hingehenden Fischer bestehenden Staffage den Charakter einer wahren Kunstleistung streitig machen.

(Schluß folgt)



Standesamtregister und Familienforschung



Als am 6. Februar 1875 das Personenstandesgesetz für das Deutsche Reich erlassen wurde, schlug die Sterbestunde für die alten Kirchenbücher, die drei bis vier Jahrhunderte lang den Wandel der Menschen bei den bemerkenswertesten Ereignissen, bei der Geburt und der Taufe, der Einsegnung, der Eheschließung und dem Tode, also von der Wiege bis zum Grabe getreulich verzeichnet hatten. Diese kirchlichen Register waren nicht durch Gesetz entstanden, sondern in den evangelischen Ländern war in den Kirchenordnungen und Kirchenvisitationen, die sich an die Einführung der Reformation angeschlossen, darauf hingewiesen worden, daß die Kirchengemeinden Bücher anschaffen sollten, worin die Namen der Gebornen, der Getauften, der Gestorbenen usw. eingetragen würden. In der katholischen Kirche war eine ähnliche Bestimmung schon früher durch das Tridentinische Konzil ergangen. Sehr allmählich jedoch entschlossen sich die

Geistlichen zu der Kirchenbuchführung, und wenn wir auch in Zwickau in Sachsen ein Totenregister aus dem Jahre 1502 haben, so verging doch fast noch ein volles Jahrhundert, ehe allgemein Kirchenbücher für jede Gemeinde nachweisbar sind; in den katholischen Landesteilen sind sie sogar meist noch später angelegt worden. Der Zweck der Register war selbstverständlich ausschließlich kirchlicher Natur; man wollte die Namen derer aufschreiben und aufheben, die zur Kirche gehörten, und dachte nicht im mindesten daran, daraus öffentliche Urkunden herzuleiten. Das geht schon aus den Eintragungen der ältesten Zeit hervor, die kurz und knapp, zuweilen zu kurz gehalten wurden; wenn es zum Beispiel in einem Register heißt: „Dem Ziegler wurde heute ein Knäblein geboren“ oder „des Schäfers Töchterlein ist gestorben,“ so war das dem Registerführer, der seine Leute genau kannte, zwar verständlich genug, aber für urkundliche Zwecke untauglich. Man nahm es damals mit den Registern überhaupt nicht sehr genau, es wird uns sogar berichtet, daß ein Geistlicher bestimmte, sie sollten ihm bei seinem Tode mit ins Grab gelegt werden, was denn auch bestens besorgt wurde, sodaß der Amtsnachfolger neue Kirchenbücher anlegen mußte. Der große Krieg im siebzehnten Jahrhundert räumte gewaltig mit den schon angelegten Registern auf, in allen Teilen Deutschlands lieft man immer wieder die Klage, daß die alten Kirchenbücher im Dreißigjährigen Kriege vernichtet und verbrannt worden seien. Ob dabei eine besondere Absicht zugrunde lag, oder ob es nur die Lust am Zerstören war, wird sich nicht entscheiden lassen; sie verbrannten meist, wenn die strohgedeckten Pfarrhäuser in Flammen aufgingen. Nach dem Kriege wurden sie, sobald einige Ordnung eingekehrt war, neu angelegt, und in den älteren Kirchengemeinden Deutschlands reichen sie fast alle bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zurück, sofern nicht in einzelnen Fällen durch die späteren Kriege nochmals Unterbrechungen veranlaßt worden sind. Im Laufe der Zeit wurden die Register vollständiger und übersichtlicher, enthielten vielfach Nachrichten, die für die allgemeine Kultur- und Ortsgeschichte wichtig sind, und bildeten sich zu Personenstandsnachweisen aus, die schließlich durch die Gesetzgebung öffentlich anerkannt wurden. In Preußen zum Beispiel hatte der erste Titel des zweiten Teils des Allgemeinen Landrechts einen besondern Abschnitt (Paragrafen 481 bis 505) über die Kirchenbücher, deren Führung darin gesetzlich den Pfarrern übertragen wurde. Dadurch erhielten die Register und die aus ihnen entnommenen Urkunden volle Beweiskraft im Sinne des Gesetzes und haben sie bis heute behalten, soweit die Beurkundungen vor die Einführung des Personenstandsgesetzes fallen. Die Kirchenbücher werden seitdem von den Geistlichen zwar unverändert weitergeführt, aber für den Rechtsverkehr im Staate beweisen sie nicht die Geburt, die Eheschließung und den Tod eines Menschen, sondern nur noch den Taufakt, den Trauakt und die Sterbefeier.

Daß die Register der früheren Jahrhunderte die Hauptfundgrube für die Familienforschung sind und gegenwärtig, nachdem dies allgemein erkannt worden ist, stark benutzt werden, ist schon einmal in den Grenzboten (Nummer 13, 1904, die familiengeschichtliche Forschung) hervorgehoben worden. Wer seinen Ahnen nachspüren will, ist in der Tat fast ausschließlich auf die kirchlichen Register

angewiesen, und unsre Geistlichen können ein Lied davon singen, was wissenschaftliche Forscher manchmal daraus nachgewiesen haben wollen. Sogar im lippischen Erbfolgetreit spielen die Kirchenbücher eine nicht unwichtige Rolle. Sie bestehn regelmäßig aus drei gesonderten Registern — dem Tauf-, dem Trau- und dem Sterberegister —, deren jedes wieder mehrere Bände hat, die fortlaufend viele Jahre lang ohne Unterbrechung die Eintragungen enthalten. Diese sind Seite für Seite in kürzerer oder längerer Fassung eng untereinander geschrieben, je nach der Auffassung und der Willkür des Geistlichen, wie denn auch die Formate der Bücher sehr verschieden sind; es gibt solche von der Größe eines gewöhnlichen Gesangbuchs und andre wieder, die den umfangreichsten Grundbuchfolianten nichts nachgeben. Später wurde es vielfach üblich, einzelne Rubriken nach Namen, Vornamen, Stand, Herkunft usw. vorzudrucken, wie es bei den staatlichen Steuer- und andern Registern der Fall ist; außerdem legte man wohl alphabetische Namenverzeichnisse an, die das Auffuchen der Namen erleichtern sollen. In allen Fällen aber hielt man an dem Grundsatz der einfachen Registratur fest: d. h. der Kirchenbuchführer registrierte nur in den Registern die Personalien, soweit sie nötig waren, und trat persönlich bei der Eintragung nicht hervor, auch nicht bei dem Trauregister, wo er mit den einzutragenden Brautleuten persönlich verhandelte, während natürlich Geburts- und Sterbeanzeigen von andern Personen erstattet wurden. Die Register waren ununterbrochne Listen, die von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert könnte man sagen, weitergeführt wurden, so lange der Band reichte; beim Ablauf eines Jahres zählte man die Eintragungen zum Zwecke der Verkündung in der Kirche zusammen und fuhr dann auf der nächsten Seite mit den Eintragungen fort. Durch diese Handhabung wird es erklärlich, daß die Anzahl der Bände unsrer Kirchenbücher trotz der dreihundertjährigen Eintragungen verhältnismäßig gering ist.

Dieser für die Familienforschung erwünschte Zustand hat sich mit der Einführung des Personenstandsgesetzes vollständig geändert; man brach mit dem alten einfachen Registraturgrundsatz und führte dafür überall und für jede einzelne Eintragung die Aufnahme eines Protokolls ein. In diesem müssen alle nötigen Angaben enthalten sein, die von dem Anzeigenden mitgeteilt werden; es muß diesem vorgelesen, von ihm genehmigt und von dem Erschienenen sowie vom Standesbeamten unterschrieben werden. Das System des Protokolls hat den Vorzug größerer Rechtsicherheit des Personenstandes, da die Eintragung mit der peinlichsten Sorgfalt geschehen muß; innerhalb des Textes darf zum Beispiel nie etwas durch Radieren, Ausstreichen, Einfügen oder Überschreiben verändert, Nachtragungen oder Verbesserungen müssen vielmehr durch besondern Vermerk am Rande eingetragen werden, und sogar offenkundige Schreibfehler, die in einer abgeschlossenen Eintragung enthalten sind, dürfen nur mit Genehmigung der Aufsichtsbehörde durch Randvermerk beseitigt werden. Doch wir brauchen nicht auf Einzelheiten einzugehn; jeder hat wohl schon eine Geburts-, Heirats- oder Sterbeurkunde, die wörtliche Abschriften der Register sind, in Händen gehabt und weiß die Mühe zu schätzen, die dazu gehört, die Person herauszufinden, auf die es ankommt. So eine

Heiratsurkunde enthält zum Beispiel neun verschiedene Namen: die der Eheschließenden, der beiderseitigen Eltern, der zwei Zeugen und des Standesbeamten. Im Gegensatz zu den Kirchenbüchern sind jetzt auch die Formulare für die Gestalt des Standesregisters maßgebend. Die Größe der Blätter soll in der Höhe $40\frac{1}{2}$ Zentimeter, in der Breite $25\frac{1}{2}$ Zentimeter betragen; in dem Geburts- und Sterberegister muß ferner jedes Blatt auf der Vorder- und auf der Rückseite bedruckt und ausgefüllt werden, wogegen das Heiratsregister so eingerichtet ist, daß jede Eintragung auf zwei gegenüberstehenden Seiten erfolgt. Jeder Geburts- oder Sterbefall nimmt also eine volle $40\frac{1}{2}$ Zentimeter hohe und $25\frac{1}{2}$ Zentimeter breite Seite in Anspruch, jeder Heiratsfall braucht zwei solcher Seiten. Wie ganz anders war das in den alten Kirchenbüchern; da standen auf einer Seite fünf bis zehn Eintragungen je nach dem Formate, man konnte deshalb mit einem Blick eine größere Reihe von Namen übersehen. Bei den Standesregistern, wo zum Überfluß jede leere oder halbleere Zeile mit Strichen ausgefüllt werden soll, ist ein solcher schneller Überblick beim Durchsuchen eines Bandes ausgeschlossen; man kann nur Blatt für Blatt nachsehen und muß auch dabei sehr vorsichtig zu Werke gehn, da, wie schon erwähnt worden ist, jede Eintragung mehrere Namen enthält.

Man muß ferner erwägen, daß der Standesbeamte nach dem Gesetze alljährlich drei gefonderte Register, eins für die Geburten, eins für die Eheschließungen und eins für die Sterbefälle, zu führen hat; in kleinern Standesamtbezirken können jedoch die einzelnen Register für mehrere Jahrgänge in einem gemeinschaftlichen Bande geführt werden: eine Vorschrift, von der anscheinend nur selten Gebrauch gemacht wird. Auf jedem Standesamte stehn somit schon jetzt nach dreißig Jahren seit der Einführung der Zivilehe neunzig Register, und ebensoviele Nebenregister sind bei den Amtsgerichten untergebracht. Wie verschwindend klein dagegen die Zahl der alten Kirchenbücher ist, lehrt eine kurze Zusammenstellung beider Register in Sangerhausen, wo keine ungewöhnlichen Verhältnisse vorliegen. Dort sind in der Zeit von 1874 bis 1904 an Standesregistern neunzig Bände vorhanden. Die Kirchenbücher beginnen 1573 und sind bis 1874, also gerade dreihundert Jahre geführt worden; in dieser langen Zeit sind für beide Kirchengemeinden zusammen einundvierzig Bände angelegt und gebraucht worden, also in dreihundert Jahren noch nicht halb so viel wie in dreißig Jahren Standesregister! Wenn die Anhäufung von Standesamtregistern drei Jahrhunderte lang so weiter geht, dann liegen neunhundert Bände bei jedem Standesamte, abgesehen von derselben Zahl der Nebenregister. Noch anschaulicher wird diese voraussichtliche Steigerung der neuen Register, wenn man noch einen Schritt weiter geht. Im Kreise Sangerhausen bestehn gegen fünfzig Standesämter; wenn von diesen jedes alljährlich drei Register anlegt, so liegen in dreihundert Jahren 45000 Bände vor, und zwar allein für den Kreis Sangerhausen. Da wird den armen Familienforschern die Lust vergehn, ihren Ahnen nachzuspüren, die etwa hier und da in einzelnen Ortschaften auch nur eines Kreises gelebt haben. Nun ist zwar für jedes Register ein alphabetisches Namensverzeichnis vorgesehen worden, das das Auffinden der Eintragungen erleichtern soll, aber mit der Masse der

Register wachsen in demselben Maße die Verzeichnisse und sind deshalb für die Forschung nur eine unwesentliche Erleichterung. Im übrigen gibt es auch für die früheren Kirchenbücher vielfach besondere Namenlisten, in denen auf die Seiten und Jahrgänge der Register hingewiesen wird.

Für die heutige Forschung haben allerdings alle diese Bedenken gegen die Standesregister noch keine Bedeutung, da in den nächsten zwei bis drei Menschenaltern in der Hauptsache noch die alten Kirchenbücher gebraucht werden; die Mängel werden sich erst geltend machen, wenn die neuen Register zu vielen tausend Bänden angeschwollen sind. Es handelt sich mithin um Sorgen späterer Geschlechter, und dementsprechend können etwaige Mittel zu einer Änderung und Verbesserung nur angedeutet werden. Es ist ja nicht zu verkennen, daß ein zuverlässiger Nachweis des Personenstands für den Staat von großer Wichtigkeit ist, namentlich in einer Zeit, wo die Bevölkerung in einer ununterbrochen regen Bewegung ist, wo ganze Berufsclassen jahraus jahrein auf der Wanderschaft sind, wie die Sachfengänger, deren Personalien dem Gericht und der Polizei unendlich viel Schwierigkeiten machen, wo ferner so viele junge Leute unter den Waffen stehn und noch lange Zeit nachher kontrolliert werden, wo internationale Beziehungen mit allen Ländern auch jenseits der Meere angeknüpft worden sind, und wo sich überall Deutsche finden. Es soll auch nicht in Abrede gestellt werden, daß in erbrechtlicher Hinsicht die standesamtlichen Register sicherere Grundlagen bieten als in früheren Jahrhunderten die Kirchenbücher, wiewohl die Erbschaftsprozesse, die nur aus ungenauer Führung der Register entstanden sind, nicht sehr häufig zu sein pflegen; ebensowenig liegt ein Grund vor, die Registerführung wieder in die Hände der Kirche zu legen, die drei Jahrhunderte lang ihre Pflicht erfüllt und die Kirchenbücher zu einer noch lange nicht genügend erkannten Fundgrube für geschichtliche, genealogische und statistische Untersuchungen gemacht hat. Für diese Ziele gibt es in Zukunft genug andre Mittel und Wege; den Standesregistern bleibt ausschließlich die Beurkundung des Personenstands, der doch in der Regel bald nach dem Tode des Menschen für den Staat seinen Wert verliert, sobald der Standesbeamte die Todesanzeige dem Erbschaftssteueramte zugeschickt und der Steuerfiskus zum letztenmal dem Entschlafnen mit dem Steuerzettel einen Scheidegruß zugewinkt hat, den die Hinterbliebenen zu schätzen wissen. Sobald diese dann noch vollends die Nachlaßverhältnisse geregelt haben, werden in den meisten Fällen die Standesamtsurkunden nicht wieder gebraucht.

Es ist im vorgehenden mehrfach betont worden, daß die einzelnen Eintragungen zu unübersichtlich sind, daß sie je eine oder zwei Seiten ausfüllen und dadurch den Überblick erschweren. Hier könnten Verbesserungen eintreten durch Vereinfachung. Vor allen Dingen dürfte es sich empfehlen, daß die Formulare so vorgedruckt würden, daß der Name, auf den es ankommt, auf den ersten Blick in die Augen fiel. Das ließe sich dadurch erreichen, daß für ihn eine besondere Zeile bestünde, die von den darüber und darunter stehenden weiter entfernt wäre als die übrigen unter sich, daß der Name etwa unterstrichen oder durch andre Schrift (Kundschrift usw.) kenntlich gemacht, daß er

überhaupt gegenüber den vielen andern Namen und Zeilen plastischer hervorträte. Dadurch würde schon die Übersicht erleichtert, und in den alten Kirchenbüchern finden sich schon ähnliche kleine Hilfsmittel zur Erleichterung des Überblicks.

Bei dem jetzt vorgeschriebnen großen Format könnte man vielleicht auch wenigstens zwei Eintragungen auf eine Seite schreiben. Dabei würden dann allerdings Vermerke, wie zum Beispiel „Vorstehend 20 Druckvorte gestrichen,“ oder die Jahreszahlen in Buchstaben und ähnliche Außerlichkeiten wegfallen müssen; bei Heiratsurkunden müssen allein die Jahreszahlen dreimal in Buchstaben geschrieben werden. Für den Rechtsverkehr wäre viel gewonnen, wenn die den Registern entnommenen Urkunden in abgekürzter Form ausgegeben würden als Registrateuren mit den nackten Tatsachen ohne die protokollarische Form. Doch wir haben es hier vornehmlich mit der Familienforschung zu tun, und da hat sich eine Einrichtung bewährt, die möglicherweise einmal noch weiter ausgebaut werden könnte. Es sind nämlich außeramtlich Familienstammbücher eingeführt worden, in die der Standesbeamte und der Pfarrer kurze Vermerke über alle Familienereignisse gesammelt eintragen. Die Bücher beginnen mit der Eheschließung, haben einen besonderen Abschnitt über die Kinder der Ehegatten, einen weitem über Sterbefälle in der Familie und andre Familienvorkommnisse und am Schluß einen Stammbaum der Vorfahren. Als Anhang sind dann noch die wichtigsten Bestimmungen des Personenstandsgesetzes abgedruckt. Die Einrichtungen sind im einzelnen — je nach dem Verlage des Buches — verschieden, enthalten aber alle den Vermerk, daß die Eintragungen nur durch den Standesbeamten und den Pfarrer bewirkt werden dürfen und bei Geburts- und Todesanzeigen immer mitzubringen sind. Diese Bestimmung ist sehr wichtig, da den Büchern dadurch eine gewisse Öffentlichkeit und Glaubwürdigkeit eingeräumt wird; sie haben zwar nicht die Beweiskraft der Standesregister, dienen aber schon jetzt als Ausweis infolge der standesamtlichen Beglaubigung. Bisher sind diese Familienstammbücher, die schon billig zu haben sind, von den Behörden nur empfohlen und die Standesbeamten angewiesen worden, die Anzeigenden, besonders also die Eheschließenden darauf aufmerksam zu machen, in einzelnen Bezirken werden die Bücher den Leuten direkt in die Hand gegeben; aber es fehlt noch an einer zwingenden Vorschrift, von der vielleicht großer Nutzen zu erwarten wäre. Wenn jede Familie bei der Eheschließung ein Familienstammbuch in die Hand bekäme, das bei jeder im Laufe der Ehe erfolgenden Eintragung wieder vorgelegt und vom Standesbeamten vervollständigt werden müßte, also einen ähnlichen Wert bekäme wie etwa unfre Sparsbücher, so ließen sich viele Schwierigkeiten, zum Beispiel in Erbschafts- und Grundbuchsachen, mit Leichtigkeit beseitigen. Die Bücher könnten, wenn sie Beweiskraft erlangten, die jetzigen Geburts- und Sterbeurkunden vollkommen ersetzen und wären weit übersichtlicher als die einzelnen Urkunden. Der Einwand, daß sie leicht gefälscht werden könnten, braucht nicht erwähnt zu werden, da auch die Urkunden dieser Gefahr ausgesetzt sind. Zur Sicherheit könnten die Bücher auch beim Standesamt aufgehoben oder hinterlegt werden; es wäre wohl auch zu erwägen, ob sie nicht an

die Stelle der Nebenregister treten könnten, die doch im großen und ganzen gar keinen Zweck haben, dagegen viel Arbeit und Raum fordern und bei den heutigen Sicherheitsverhältnissen hinsichtlich der Feuersgefahr kaum nötig werden. Würde die auf die Nebenregister verwandte Arbeit den Familienstambüchern zugute kommen, so böten diese ja auch im Falle der Vernichtung der Hauptregister einen Ersatz, sicherten für die Zukunft eine zweckentsprechende Familienforschung und wären geeignet, das Verständnis für die eigne Familie wieder mehr zu beleben und zu stärken.

Doch das sind nur flüchtige Gedanken, an deren Verwirklichung noch lange nicht zu denken ist, aber der Zweck dieser Zeilen ist schon erfüllt, wenn sie Anregung zu weiterem Nachdenken geben sollten, wie für die Zukunft der Familienforschung zu helfen ist.

R. Krieger



Vor hundert Jahren

Von Gottlob Egelhaaf



ie Zeiten kommen, wo uns der Zusammenbruch einer tausendjährigen Verfassung unsers Vaterlandes und damit die Möglichkeit einer längst unabweisbar gewordenen Neugestaltung durch den Ablauf eines seitdem verstrichenen Jahrhunderts wieder lebhaft ins Gedächtnis gerufen werden. Wie nicht anders zu erwarten war, hat sich die in allen Kulturländern so blühende Geschichtschreibung neuerdings auch diesen Dingen wieder zugewandt und aus den unabsehbaren Schätzen der Archive neue Aufschlüsse über sie gewonnen. Es möge uns vergönnt sein, den Lesern einige der Hauptergebnisse wenigstens von dreien dieser Werke in kritischer Betrachtung vorzuführen.

1

Mit den Zeiten des Zusammenbruchs des Reiches und der Entstehung des Rheinbundes beschäftigt sich das Werk eines jüngern bayerischen Gelehrten, Dr. Theodor Bitterauf, Privatdozenten an der Universität München (Geschichte des Rheinbundes, München, C. F. Beck, 1905). Vorläufig liegt der erste Band von dreien vor, der aber gerade die Entstehung des Rheinbundes, auf die es uns heute und hier zunächst ankommt, vollständig enthält. Heinrich von Treitschke hat bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit die volle Schale seines patriotischen Zorns über diesen Bund ausgegossen, der die Kräfte zuerst des deutschen Südens und bald auch die des deutschen Westens dem französischen Machthaber gegen Deutschland zur Verfügung stellte und 1809 allein es ihm ermöglicht hat, den tapfern Versuch Österreichs zur Abschüttelung der Ketten, die den Erdteil belasteten, abzuschlagen — ohne Zweifel zu unserm Glück, da sonst die heldenhafte Erhebung Preußens von 1813, die die Grundlage seiner und unsrer Größe werden sollte, nicht oder unter sehr veränderten Umständen erfolglos wäre. Aber so gewiß man auch vom deutsch-patriotischen

Standpunkt aus das Urteil Treitschkes am letzten Ende billigen wird, so gilt doch auch vom Rheinbund das Wort Spinozas, daß man die menschlichen Dinge nicht beweinen noch belachen, sondern sie zu verstehn trachten soll, und daß tout comprendre, c'est tout pardonner. „Eine objektive Betrachtung der deutschen Fürstenrevolution vor hundert Jahren, sagt Bitterauf in seinem Vorwort, die es verschmäh't, die Handlungen der rheinbündlerischen Staatsmänner auf dem Prokrustesbett unsrer modernen nationalen Ideen zu strecken, muß anerkennen, daß an den Tatsünden der Kleinen die Unterlassungssünden der Großen einen Hauptanteil haben.“ Nicht bloß die Unterlassungssünden hätte Bitterauf nennen dürfen; auch Tatsünden der Großen waren mit im Spiel. Wie war es möglich, daß Österreich Vertrauen und Hingebung bei Württemberg finden konnte, das es 1520 bis 1534 unterjocht, dessen Zurückeroberung es nach 1547 und 1634 erstrebt hatte, oder bei Bayern, dem es, wenn auch nicht ohne Bayerns Schuld, nach 1704, nach 1741 und 1778 bis 1785 daselbe Schicksal wiederholt hatte bereiten wollen? Frankreich, sagt Bitterauf Seite 5 mit Recht, war fortgesetzt gegen England und Österreich, seit dem achtzehnten Jahrhundert auch gegen Rußland das Gegengewicht. Dadurch wurde es von selbst der Freund der Staaten zweiten und dritten Ranges: gegen England spielte es Spanien und Holland, gegen Österreich die kleinern deutschen Staaten, gegen Rußland Polen, Schweden und die Türkei aus. „Nehmen wir diesen mächtigen und notwendigen Verbündeten weg, der die Staaten mittlerer Größe gegen die großen Despoten schützt, schrieb Nebmann 1797, so wird ganz Europa unterjocht.“

Weiter muß man daran erinnern, daß Karl Friedrich Moser einmal Schriftstellern, die nicht wissen, was sie schreiben sollen, vorschlägt, „von der französischen Influenza“ zu handeln, in einer pragmatischen Darlegung aller Folgen, die durch französische Grundsätze, Lektüre, Sitte und Lebensart in den Köpfen deutscher Fürsten, Fürstinnen und Minister, in Erziehung und Bildung der Jugend und in Regierung von Land und Leuten bewirkt worden sind. Der Kurprinz Ludwig von Bayern, der doch später seinem strammen Patriotismus sogar in der Schreibung Teutsch statt Deutsch Luft zu machen sich gezwungen fühlte, sprach, wie wir Seite 155 lesen, mit Bewunderung von dem Kaiser der Franzosen, von Mortier und dem (allerdings in seinem Wesen berechnet großartigen) Bernadotte und von der französischen Armee. Er hatte in Florentiner Manuskripten, die Karl Theodor für München erworben hatte, eine Sammlung von Wappenschildern der ersten Familien Italiens und unter ihnen das der Familie Bonaparte gefunden; eine Friedensurkunde zwischen Welfen und Ghibellinen vom Jahre 1288 enthielt auch den Namen Johann Bonaparte; diese Entdeckungen, die den Ursprung der jetzt unter die regierenden Häuser aufgenommenen Familie weit ins Mittelalter zurückverlegten, erhöhten das Ansehen Napoleons und räumten aristokratische Bedenken gegen ein Zusammengehn mit ihm aus dem Wege. Gleichwohl kann man nicht sagen, daß, als Napoleon nun im Oktober 1805 den Rhein überschritt, um die Österreicher und Russen anzugreifen, die süddeutschen Staaten ihm sozujagen von sich aus auf halbem Wege entgegengekommen

wären und mit einer Art sich selbst wegwerfenden Enthusiasmus die französische Sache ergriffen hätten. Vielmehr wären Baden, Württemberg und Bayern froh gewesen, wenn sie eine bewaffnete Neutralität des Südens unter dem Schutze Preußens, das seit 1791 durch die Erbschaft von Ansbach-Bayreuth auch ein süddeutscher Staat geworden war, hätten erreichen können. Mag Joseph, Kurfürst von Bayern, schwärmte sogar für diesen Gedanken, wie Bitterauf Seite 160 sagt, und Friedrich, Kurfürst von Württemberg, hat, wie ich aus Berliner und Stuttgarter Akten bestätigen kann, alles getan, den preussischen Minister Hardenberg für diese Politik zu gewinnen, aber am 5. September in den feinen Schriftzügen des Ministers die Antwort erhalten, daß „hier die geographische Lage eine Richtschnur gebe,“ und Preußen sich auf den Schutz nicht einlassen könne. Als sich Friedrich dann an seinen Schwvestersohn Alexander den Ersten von Rußland wandte, damit dieser in Berlin ihn unterstütze, erhielt er den Rath, der guten Sache treu zu bleiben und im Nothfall sein Land zu verlassen; die Verbündeten würden sich anstrengen, ihn möglichst bald dorthin zurückzuführen.

Bei solchem Verhalten der Großen entschloß sich Friedrich, keinesfalls sein Schicksal von dem seines Landes zu trennen, sondern, wenn Württemberg doch den Franzosen schutzlos anheimfallen mußte, lieber deren Partei zu ergreifen. Für Bayern kam noch in Betracht, was der Gesandte in Wien, Baron Gravenreuth, schrieb, daß Oesterreich die Neutralität Bayerns nur als ein Mittel betrachten werde, sich ohne Schwertstreich des Landes zu bemächtigen, es zum Unterhalt des kaiserlichen Heeres auszusaugen und ihm die Möglichkeit unabhängigen Handelns zu nehmen. Die Art, wie sich die Oesterreicher dann später tatsächlich betrug, wie sie zum Beispiel in Württemberg rücksichtslos und ohne bare Bezahlung requirierten, hat diese Besorgnis Gravenreuths nur bestätigt und dem Kurfürsten Friedrich den formellen und nun auch erwünschten Anlaß gegeben, sich gegen solche „Freunde“ zu wenden. So kam zuerst ein Waffenbündnis ad hoc des Südens mit Frankreich zustande, dann der Rheinbund, dessen erste Umrisse Napoleon dem Württemberger in Ludwigsburg am 3. Oktober 1805 gezeichnet hat, und in Folge davon die Auflösung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation am 6. August 1806. Die Empfindung, daß man durch den Bund mit Frankreich nicht freier geworden war, „daß die Fürsten (wie sich Wingerode in Stuttgart ausdrückte), die an ihrem Kaiser nicht die kleinste Machtanmaßung duldeten, nun werden lernen müssen, was das Wort Cäsar bedeute,“ diese Empfindung und die daraus erwachsende Unruhe waren allgemein. Wenn Napoleon 1806 den Buchhändler Palm unter bekannten Umständen erschiesse ließ, so liegt eine gewisse Erklärung dieser Gewalttat in der gespannten Lage, wie sie in Deutschland tatsächlich bestand. Gleichwohl ist die Katastrophe unsrer Nation und der Zusammenbruch ihrer staatlichen Form notwendig und auf ihre Art nützlich gewesen. Das alte Reich war innerlich so gänzlich vermorscht und verkommen, daß mit ihm ein Fortschritt nicht mehr möglich war; es mußte in Trümmer fallen, damit neues Leben aus den Ruinen sprieße, damit Deutschland ein modernes Land werden konnte; und die süddeutschen Staaten wie

das Königreich Westfalen haben dann doch gezeigt, daß sie der Aufgabe, moderne Zustände zu schaffen, gewachsen waren. Nicht ohne berechtigten Stolz sagt Bitterauf in der Vorrede, daß auch diese Staaten in derselben Zeit, wo sich Preußen neu gestaltete, eine Fülle von gesunden Kräften und entwicklungsfähigen Trieben zu dem Leben unsrer Nation beisteuerten. Das Einzelne über diesen Erneuerungsprozeß, über den ja schon sehr viel bekannt ist, wird Bitteraufs dritter Band darstellen.

2

Die Gründung des Rheinbundes lieferte Napoleon ein Hilfsheer von 63000 Mann für die Zwecke seiner äußern Politik, und dieses Heer war viel kriegstüchtiger, als zum Beispiel die eilende Reichsarmee im Siebenjährigen Kriege gewesen war. Welcher Art aber war das französische Heer selbst, mit dem Napoleon die Schlachten von Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland und Wagram schlug, und mit dem er von 1800 bis 1812 Europa unterjochte? Hierüber haben wir soeben ein vorzügliches, aus den ersten Quellen sorgsam geschöpftes Werk erhalten, das von Jean Morvan verfaßt ist und den Titel führt: *Le soldat impérial* (zwei Bände, Paris, Plon, 1904). Das Königtum brachte sein Heer durch freiwillige Verpflichtung, d. h. in Wirklichkeit durch Werbung und Pressen, auf. Die Rekrutierungs sergeanten lockten die jungen Leute durch hübsche Mädchen und das Vorzeigen einiger Louisdor auf dem Pont-Neuf an, schleppten sie in eine Winkelschenke, wo sie sich mit Wein und Mädchen berauschten; die Sergeanten ließen sie auf das Wohl des Königs trinken und den Hut des Regiments aufsetzen, und dann waren sie Soldaten, vorausgesetzt, daß sie fünf Fuß einen Zoll groß waren, wenn man sie zum Fußvolk, und fünf Fuß drei Zoll, wenn man sie zur Reiterei einstellen wollte. Wollte sich am andern Tage der so Angeworbne wieder entfernen, so mochte er sich loskaufen, falls er von anständiger, d. h. zahlungsfähiger Familie war; war er aber ein armer Teufel, so half ihm nichts mehr aus der Klemme als Ausreißen, das aber sein großes Bedenken hatte. Um ein Handgeld von hundert Livres, ein Trinkgeld und einige Nächte der Schlemmerei erhielt der König einen Rekruten; Rossignol erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß er, als Lollkopf aufs Pflaster geworfen, einem Offizier begegnete, der ihn für acht Jahre gegen hundert Livres und ein, aber erst beim Regiment zahlbares, Lehntalerbillet anwarb. So bekam das Heer jährlich zwanzigtausend Rekruten, wovon Paris etwa ein Drittel lieferte. Die Revolution brachte dann eine Umänderung dieses Verfahrens. Die verfassunggebende Versammlung verfügte, daß sich alle Anzuwerbenden selbst angeboten haben mußten, damit aller Betrug und Zwang ausgeschlossen sei. Im Herbst 1792, als der Krieg da war, rissen aber die so gewonnenen Freiwilligen in Masse aus, was bei der damaligen Anarchie nicht schwer ging. Im Jahre 1793 verlangte der Konvent dreihunderttausend Freiwillige vom Lande, stieß aber bei der Aushebung auf große Schwierigkeiten und ersetzte deshalb das „Freiwilligensystem“ durch Requisition, durch „Aufsuchung“ oder Aufhebung. Die Landbevölkerung war aber so abgeneigt, sich einreihen zu lassen, daß nur die Hälfte der ver-

langten Soldaten aufgebracht wurde, und die berühmte levée en masse vom Herbst 1793 ergab gar kaum ein Drittel der erwarteten Zahl! Im September 1798 wurde die allgemeine Wehrpflicht für alle Franzosen vom zwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre eingeführt; ohne Losziehung und gemäß dem Bedürfnis sollten die jüngsten Wehrpflichtigen der jüngsten Altersklasse für vier Jahre eingestellt werden. Aber von 88 Departements verweigerten sechzehn einfach die Rekruten, und im November 1798 hatte man statt 150000 Mann erst 23899; in Paris mußte man förmlich Razzien gegen die Ungehorsamen veranstalten. In der Provinz flohen sie in die Berge und Wälder; in der Haute Loire waren es mehrere tausend, in Puy-de-Dôme, in Cantal und Lozère unzählige.

Das Bild bleibt dasselbe auch unter dem Kaiserreich; die Konfiskation ist immer unpopulär gewesen; deshalb wurde ihre Bewilligung 1805 dem gesetzgebenden Körper durch einen Staatsstreich entzogen und dem Senat übertragen, der keine Anwandlung eignen Willens hatte, sondern dem Kaiser völlig ergeben war. Nur der Krieg von 1805 gegen Österreich und Rußland wurde mit einem gewissen Feuer geführt, weil man von diesen Mächten, falls sie siegten, die Herstellung des anciens régimes mitsamt Zehnten und Fronden befürchtete; aber sogar damals mußte ein Bischof, es war der von Ile-et-Vilaine, seinen Diözesanen auf Wunsch des Präfekten predigen, sie sollten sich doch stellen, und es mußte sich der Bischof vom Departement Meurthe, der gesetzlich auch wehrpflichtig war, der Form wegen einfinden, um ein Beispiel zu geben, und ebenso der Generalprokurator des Departements! So war das Heer Napoleons niemals ein wirkliches Volksheer, sondern eigentlich im letzten Grunde ein Heer Gezwungener; auch 1813, damals als in Preußen sich alles, sogar Knaben und einzelne Mädchen, zu den Waffen drängte, stand es in Frankreich umgekehrt. Allgemeine Trauer herrschte; junge Leute ließen sich alle Zähne ausziehen, um nicht dienen zu müssen; andre brachten sich Wunden an Armen und Beinen bei und legten Arsenikwasser auf, um sie unheilbar zu machen. Andre ließen sich aufgeblasne Brüche beibringen (Bericht des Präfekten der untern Seine); in der Sarthe und in Mayenne entstand „eine mystische gegen den Kriegsdienst gerichtete Bewegung.“

Auch die Kapitel Morvans, die von der Bekleidung, der Ausrüstung, Unterweisung, Bezahlung, Verwaltung des Heeres handeln, ergeben oft sehr unerquickliche Tatsachen neben manchen, die Bewunderung einflößen. Zu diesen zweiten muß man es vor allen zählen, daß mit der Zeit der Krieg selbst und der von den Soldaten abgöttisch verehrte Führer aus den Heeren von Vagabunden und schlechten Gesellen Bürgerheere schuf, mit denen dann Napoleon für einige Zeit die Welt umgestaltete. Aber Morvan muß sagen, daß der demokratische Grundzug dieses revolutionären Heeres, der den Troupiers dem Marschall in gewissem Sinn gleichstellte, der Stolz darauf, in der Schlacht tapfer zu sein, und so durch einige Stunden der Pflichterfüllung im Jahre sich von allen sonstigen Fehlern rein zu waschen, einen offenbaren Mangel an Mannszucht herbeiführte, vermöge dessen gelegentlich der Soldat ohne Bedenken sein Seitengewehr gegen seinen Korporal, der Leutnant den

Degen gegen seinen Hauptmann zieht. Von Feldzug zu Feldzug, sagt Morvan, nimmt der moralische Wert und die Begeisterung des Heeres ab; der religiöse Sinn fehlte ohnehin diesen Söhnen der Revolution, und 1813 mußte man zur Erhaltung der Zucht zu Erschießen und körperlichen Strafen greifen!

3

Mit der Katastrophe Napoleons von 1813 bis 1815 befaßt sich der achte und letzte Band des großen Werkes Albert Sorels, von dessen früheren Bänden wir in den grünen Blättern von 1904, III, Seite 436 bis 440 berichtet haben. Es ist bemerkenswert, daß Sorel den ganzen großen fünfundzwanzigjährigen Kampf zwischen Europa und Frankreich, dessen größter Heerführer auf französischer Seite Napoleon der Erste war, als einen „Kampf um die Grenzen“ auffaßt. Frankreich will „die Grenzen Cäsars“ erobern; das ist eine Überlieferung der königlichen Kanzleien, ein Lehrsatz der Gebildeten, ein Traum der Dichter, der Ehrgeiz der Führer, Könige, Minister, Generale, Versammlungen und Ausschüsse; seit Jahrhunderten streben alle demselben Ziel nach, aus Interesse die Nationalökonomien, aus Staatsgründen die Politiker, aus nationaler Utopie das gesamte Volk; man kann sagen, daß sich die ganze französische Geschichte seit Karl dem Großen in dieser Richtung bewegt, zuerst in dunkeln Drang, dann in planmäßiger Absicht. Die Kämpfe von 1792 bis 1815 sind gewissermaßen nur der letzte, oder wenn man 1870 in Betracht zieht, der vorletzte Akt eines langen Trauerspiels. Mit derselben Zähigkeit wie Frankreich dem Vergrößerungsplane nachstrebt, verfolgen die andern Staaten Europas ihr Ziel der Zurückverfung Frankreichs in seine „alten Grenzen.“ Die Vorwände zum Kriege wechseln, wie die Waffen der Kämpfer; aber es ist derselbe Krieg, der in Wien 1815 zum Schluß kommt, wie der, der 1648 in Münster und Osnabrück, 1659 in den Pyrenäen, 1679 in Nymwegen und 1713 in Utrecht beigelegt wurde — und der immer wieder ausbrach. So oft sich Frankreich gegen Norden ausdehnen will, findet es England auf seinem Wege, bei Bouvines wie bei Crecy und Waterloo; immer ist das Rheintal das Schlachtfeld zwischen den beiden Reichen, die aus dem Reich Karls des Großen hervorgingen; zu allen Zeiten hat Frankreich in Italien und Deutschland den Rhein verloren oder gewonnen. Ob die Reformation, die Nachfolge in Neapel oder in Spanien den Anlaß bietet, ob die Protagonisten Ludwig der Bierzehnte und Wilhelm der Dritte, Napoleon und Wellington heißen — im Kern ist es immer dieselbe Sache. Sorel geht in dieser Auffassung uns fast zu weit, wenn er 1792 eigentlich jede politische Erwägung grundsätzlicher Art bei den deutschen Mächten in Abrede stellt. Damals waren Ludwig der Sechzehnte und das monarchische Prinzip durch die Verfassung bedroht, die ihm die Franzosen aufgedrängt hatten; Österreich und Preußen sprachen auch davon, ihm beizustehn; aber welche Sprache führten sie, indem sie den Bund der Könige gegen die unruhigen Franzosen zustande zu bringen suchten? Genau dieselbe, die achtzig Jahre früher die Verbündeten bei den Beratungen in Gertruydenberg geführt hatten: Frankreich müsse beschnitten, Elsaß-Lothringen ihm entziffen und es so unschädlich gemacht werden. Damals

herrschte Ludwig der Bierzehnte. Wenn er irgend etwas bedrohte, sagt Sorel mit glücklicher Ironie, so war es sicher nicht das monarchische Prinzip. Im Jahre 1792 nun dachten Oesterreich und Preußen so wenig daran, dieses Prinzip zu verteidigen, daß sie sich beglückwünschten, die französische Monarchie durch ihre neue Verfassung geschwächt zu sehen; sie werde sich so selbst zunächst innerlich zerlegen, bis es möglich sein werde, sie von außen her zu verkleinern. „Die Erfahrung von mehr als einem Jahrhundert, schrieb damals Kaunitz, hat Europa gezeigt, welches Übergewicht Frankreich durch seine physische Lage und seine unerschöpflichen Hilfsquellen besitzt; Oesterreich ist dadurch zur Überzeugung gelangt, daß mit seiner eignen Sicherheit nichts verträglich ist als ein Erschlaffen und eine Verwirrung der innern Spannfedern dieser furchtbaren Monarchie, wodurch künftig ihre Energie von auswärtigen Unternehmungen abgelenkt wird.“

Die Schilderung, wie die europäische Koalition 1812 bis 1815 ihr nächstes Ziel erreichte und Frankreich wenigstens hinter das Jahr 1713 zurückwarf, insofern ihm nicht bloß das 1801 gewonnene linke Rheinufer, sondern auch Landau wieder abgenommen wurde, ist, wie das bei Sorel erwartet werden durfte, ein Meisterwerk. Allerdings tritt die Erzählung der kriegerischen Vorgänge dabei völlig zurück; die Schlacht bei Leipzig wird auf Seite 190 mit vierthalb Zeilen abgetan, und die Schlacht bei Waterloo, deren dramatisches Leben es dem Verfasser antut, muß sich gleichwohl mit zwei allerdings brillanten Seiten begnügen. Um so eingehender folgt Sorel allen diplomatischen und politischen Wendungen jener großen Zeit; er hält darauf, alle Fäden in der Hand zu haben, allen Bestandteilen des verwickelten Spiels gerecht zu werden, die Kämpfe, die sich in den oft sich selbst widerstreitenden Seelen entwickelten, dem Beschauer in voller Anschaulichkeit vorzuführen. Die entscheidende Rolle, die dem österreichischen Staate 1813 zufiel, ist selten so deutlich gezeichnet worden. Alexander der Erste und der mehr und mehr sein Vertrauen gewinnende junge Staatssekretär Nesselrode waren nicht der Ansicht, die viele russische Offiziere hegten, daß Rußland allein den vollen Sieg über Frankreich davontragen könne; sie unterlagen nicht dem Hochmut, mit dem diese sagten: „Was sind wir für eine große Nation über alle andern! Diese Lumpen von Franzosen haben uns für Deutsche gehalten! Napoleon ist der feigste der Menschen, sobald er findet, daß man ihm widersteht und ihn schlägt!“ Der Zar und sein Minister begriffen, daß Rußland nichts erreicht hatte, als den Koloß zu Boden zu strecken und die Kontinentalsperre abzuschütteln, daß es aber, allein auf sich gestellt, genötigt war, zu verhandeln, mindestens über den status quo. Dabei wollten sie aber nach einem so ungeheuern Erfolg nicht stehn bleiben; um weiter zu kommen, brauchten sie jedoch Preußen, und Preußen wollte nichts wagen, ohne Oesterreichs sicher zu sein. So war, wie Sorel VIII, 17 zutreffend sagt, das Eingreifen Oesterreichs damals der Schlüssel der europäischen Politik. Bei dieser Lage der Dinge um Neujahr 1813 wird es immer als eine gewaltige Tat angesehen werden müssen, daß York durch die Abkunft von Laurroggen das Eis brach. Sorel, der eine Masse Literatur verarbeitet und auch das Archiv der auswärtigen:

Angelegenheiten in Paris zu Räte gezogen hat, geht auf die neuerdings aufgeworfne Frage nicht näher ein, ob York auf Antrieb des Königs oder — wie dies früher ja ganz allgemein angenommen wurde — völlig selbständig gehandelt hat; möglich, daß Sorel die neuesten Untersuchungen von Blumenthal und Thieme gar nicht kennt. Aber er läßt es greif- und faßbar hervortreten, und gewiß ist auch nach den neuerdings gepflognen Erörterungen dies die Wahrheit, daß York der richtige Mann an einem unergleichlich wichtigen Plage war und mit vollem Bewußtsein die Entscheidung traf, die er treffen mußte. Der Abschnitt, der diese Dinge behandelt, ist ein ganz besondres Meistertstück geschichtlicher Erzählung.

Friedrich Wilhelm verheimlichte seinen Plan so gut, daß sein Volk nicht weit davon war, ihn des Verraths anzulagen. Jeder ermaß, angesichts der Bruchstücke der großen Armee, die Ausdehnung des Schiffbruchs und sagte sich, daß die Gelegenheit zur Rettung, und hernach zur Rache, da sei. Man kann sagen, daß ganz Preußen davon durchdrungen war; es forderte, daß man zu den Waffen eile, und begriff weder den Zustand der Kniebeugung, in dem sein König gegenüber von Frankreich verharrete, noch die Aushebung von Mannschaften, die gegen ihr Vaterland zu sechten haben würden; man empörte sich über die gefühlloslich zur Schau getragene Freundschaft mit dem französischen Gesandten St. Marsan und über so viele Galadiner, die der Hof den Franzosen, die da waren oder durchkamen, gab, den Maret, Augereau, endlich Narbonne, der in aller Stille eine Ege zwischen dem Kronprinzen und einer Bonaparte vorzuschlagen gesandt war. . . . Die Völker haben kein Verständnis für die Politik mit doppeltem und dreifachem Boden. Sie haben den Drang, nur das zu ehren, was sie lieben, und an die Güte der Sache zu glauben, für die sie sich aufopfern. Preußen erwartete keine Ratschläge zur Klugheit, zum Stillschweigen und Feststehn, sondern den Kriegsruf, das Schmettern der Trompeten. York machte die Gebärde und gab das Zeichen, das so ungeduldig erwartet wurde. Beladen mit der furchtbarsten Verantwortung gegen sein Land, gehorchte er nur dem politischen Empfinden; er war Volk (*il fut peuple*) und handelte, wie ein armer Soldat gehandelt hätte, der auf verlorrenm Vorposten steht, wie der letzte altpreußische Bauer handelte, als er die Befreier herannahen sah. Der König hatte ihm die Wahl gelassen zwischen militärischer Knechtschaft und Bürgerpflicht, zwischen Mannszucht und Nationalgefühl; dieser Soldat gehorchte der Stimme, die sich am gebieterischsten vernehmlich machte. Aber dieser Soldat mit der preußischen Seele war zugleich ein verschlagener und kluger Preuße. Er tat etwas, was die Geschichte seines Landes entschied; er tat es zugleich aus innern Trieb und aus Überlegung; er war verwegen, und er war es mit Politik. Der Zar hatte ihm am 18. Dezember durch Paulucci, den Befehlshaber in Aiga, sagen lassen, daß er sich verpflichte, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Preußen eine Gebietsvergrößerung erlangt habe, die es befähige, unter den Mächten wieder dieselbe Stellung wie vor 1806 einzunehmen. Damit war eine Sicherheit gewonnen, die York bisher vermifst hatte; als Paulucci ihn aufgefordert hatte, er solle das Beispiel des spanischen Generals La Romana nachahmen (der im August 1808 sein Heer, das in Dänemark stand, mit Hilfe der Engländer nach Spanien gegen die Franzosen geführt hatte), da hatte York sein geantwortet: „Der Fall La Romana ist nicht der meine. La Romana wußte, was er von den Verbündeten, denen er sich hingab, für sein Vaterland zu erwarten hatte.“ Nunmehr war diese Ungewißheit beseitigt. York nahm, indem er sein Heer bis auf weitem Befehl seines Königs für neutral erklärte, den ersten Ring aus der großen losmopolitischen Arme Napoleons. Der erste Schlag nationaler Erhebung war geführt, das „Bündnisystem“ Napoleons gesprengt. Das Beispiel mußte in Deutschland ansteckend wirken; es war wie eine Sturmglocke, die in dem ganzen Bunde

ein Echo wecken mußte. Ohne Zweifel kam neben dem Untergang einer so großen Armee an sich wenig darauf an, ob 10000 Preußen rechts oder links abmarschierten; aber es war etwas Großes, daß der am meisten angeleitete, furchtksamste und am tiefsten erniedrigte der Besiegten und mit Gewalt zu Verbündeten Gemachten von Napoleon abfiel. Der Vorgang von Tauroggen hatte eine unermeßliche Tragweite, und man übertreibt nicht, wenn man die Bedeutsamkeit dieser Beratungen in der polnischen Ebene vom Dezember 1812 mit den andern Beratungen vergleicht, die, ebenso verworren, unruhig und geheim, im Jahre 1792 Braunschweig in den Ebenen der Champagne veranlaßt hatten, zum Rückzug blasen zu lassen. Wie das Verfahren Braunschweigs, so erklärt sich das Yorks nur durch ein allgemeines Verhalten, die Atmosphäre, den Wind, der weht, die Zeit, mit einem Wort die Schicksalsbedingtheit, weil sich die Leitung der Dinge dem Willen des Einzelnen entzieht, und alles durch die Mitwirkung aller geschieht. Am Ende wie am Anfang des großen Krieges hatte Preußen den Vortritt und gab das Zeichen zu einer Entwicklung der Dinge, von der Goethe am Abend von Valmy sagte: „Heute beginnt ein neues Stück Weltgeschichte.“ Das eine war in der Tat das Gegenstück dem andern: hier, 1792, Abfall Preußens von dem Europa der gegen die französische Revolution verbündeten Monarchen, dort, 1812, Abfall von Frankreich im Kampfe gegen das Europa der aufgestandnen Völker.

Außerordentlich treffend ist auch Sorels Charakteristik der Schlacht bei Waterloo (er nennt sie so, nicht, wie sonst wohl die Franzosen, Mont St. Jean), Seite 445 ff.:

Wellington verläßt den Ball in Brüssel und findet, dank seiner vorsichtigeren Unterfeldherren, sein Heer bereit. Auf dem Schlachtfeld aber zeigt er sich auf der Höhe: „Es gibt keine andre Lösung als aushalten bis zum letzten Mann!“ sagt er inmitten der wütenden Anläufe der Franzosen. „Zweimal, erzählte er später, habe ich den Tag durch meine Hartnäckigkeit gerettet; aber ich hoffe nie wieder eine solche Schlacht liefern zu müssen.“ Er hleilt aus, überzeugt, daß die Preußen kommen und den Sieg entscheiden würden. In dieser Weise aushalten, sich mit solcher Zuversicht waffnen — das war etwas neues in der Geschichte der Bündnisse. Von 1792 bis 1809 wartete man nicht auf den Verbündeten, weil man sich selbst unfähig fühlte, zu ihm zu stoßen. Die Dinge gingen noch mehr als einmal so, auch 1814. Aber Wellington hatte Recht, Stand zu halten; seine verzweifelte Ausdauer wurde belohnt, und das wütende Feuer Blüchers verließ ihm Recht. Dieser setzte Napoleon noch mehr durch sein Ungeßüm in Erstausen als Wellington durch seinen Widerstand. Geschlagen und besiegt bei Vigny, sich ans Schlachtfeld antrallend und trotz seinem Ansturm doch zum Weichen genötigt, hatte er sich auf dem Rückzuge wieder gefaßt. Grouchy suchte ihn überall da, wo er ihn nach dem Gebrauch und nach allen Vorgängen hätte finden müssen, das heißt möglichst weit weg. Blücher aber zeigte sich da, wo man ihn nicht erwartete, und seine niedergeworfnen, kreuzlahm geschlagenen, ausgehungerten Preußen erschienen wieder, von rasender Kampfwut befeelt, trotzig, um über die Franzosen herzuwollen. Napoleon gerät zwischen zwei Feuer. Plötzlich ertönt der Ruf: Die Garde weicht! wie die Totenglocke der großen Armee. Die englischen Massen säbeln die Fliehenden mit dem wilden Rufe nieder: no quarter! no quarter! Wozu sich töten lassen? Die Feinde rücken jetzt an, sie würden immer anrücken, nach denen von heute die von morgen, von allen Seiten her, bis zu den Grenzen von Äthrien, wohin Napoleon seine Vorposten vorgeschoben hatte, bis Rußland, in das er hatte eindringen wollen, und aus dem er in Fegen zerstückt zurückgeworfen worden war. Napoleons Eroberungen gegen Europa gleichen denen, die die Völker der Küsten gegen den Djean machen. Er hatte seine Dämme und Pfahlreihen weit hinausgeschoben, um das Meer anzufetten und sein Reich zu schützen; die Gewalt des Wassers hatte alles weggefegt, und jetzt kam das Meer desto unwiderstehlicher,

desto schicksalsmächtiger, weil es weiter herkam und das Wehr es länger aufgehalten hatte. Was die Macht der Preußen bei Waterloo ausmachte, das war der Umstand, daß sie der Vortrab eines unzählbaren Völkerheeres waren, einer Überschwemmung, die sie mehr noch vorwärts trieb als unterstützte. Die Vierede der Garde waren nur noch ein Bruchstück, das floß des „Nähers“, der seine letzte Kartätschenladung ausspie, mehr den Tod grüßend als den Feind bedrohend, und verschlungen von dem Wasser, im Abgrund versinkend.

An die Stelle der napoleonischen Ordnung Europas trat die Wiener Schlußakte vom 8. Juni 1815, deren Eigentümlichkeit und Neuheit darauf beruht, daß sie den allgemeinen Frieden auf einen Gesamtvertrag der europäischen Staaten gründete, daß sich die Rechte jedes einzelnen aus den Pflichten aller ergaben. Die Wiener Verträge haben Europa die längste und fruchtbarste Friedensperiode verschafft, deren es bis dahin überhaupt genossen hatte. Aber sie beruhten doch auf denselben Grundsätzen wie die Teilungen Polens; die Diplomaten scherten sich kein Haar um die Beziehungen, die zwischen den nach sorgfältigen Zahlenberechnungen abgeteilten Gebieten und den Völkern bestanden, die diese Gebiete bewohnten; sie organisierten Europa, wie wenn es da gar keine Nationen gäbe. Die Folge war, daß diese Mißachtung der lebendigen Kräfte zu Durchlöcherungen der Verträge führte, zuerst in den Niederlanden, dann in Polen, dann in Italien und endlich in Deutschland, und daß schließlich das ganze Werk in Trümmer fiel. Dazu half der Umstand mit, daß alle Staaten 1815 Vorteile einheimsten, mit Ausnahme Frankreichs, daß dieses also die Wiener Verträge mit Abneigung und Groll betrachtete und überall die auf ihre Zerstörung gerichteten Bestrebungen unterstützte, sogar anfänglich in Deutschland. Es ist sehr bedeutungsvoll, daß ein so gemäßigter Mann wie Sorel, der durchaus einsieht, daß die Forderung der „natürlichen Grenzen“ der Alpen, Pyrenäen und des Rheins Europa und Frankreich unheilbar verfeindete und am Ende Frankreichs völlige Niederlage herbeiführte, doch Seite 504 sich dahin ausspricht: „War es weise, daß Europa eine so nationale und leidenschaftliche Forderung für null und nichtig ansah? Wäre es nicht klüger gewesen, den Franzosen durch Schonung ihrer Interessen und Ideen die Annahme der neuen Ordnung zu erleichtern? Sie hätten dann die Vorteile dieser Ordnung für sie selbst begriffen, ein einheitliches und geschlossenes Frankreich neben den schwachen und gespaltnen Staaten Holland, Deutschland und Italien, und sie hätten die Verträge gestützt, statt daß nun ihre Zerstörung eine Frage des französischen Patriotismus wurde.“ Da Sorel nur Holland nennt, nicht Belgien, und da er von Schonung der französischen Interessen und Ideen spricht, so muß man fast annehmen, daß er es für klug gehalten hätte, wenn 1815 wenigstens Belgien bei Frankreich belassen worden wäre. Also auch er teilt diesen Gedanken der französischen Chauvinisten, allerdings mit der bemerkenswerten Begründung, daß dann dieser Chauvinismus befriedigt, Frankreich mit der Neuordnung Europas ausgeöhnt und Italien und Deutschland des *états dispersés* geblieben wären, sofern Frankreich den Italienern voraussichtlich nicht geholfen hätte und Preußen nicht hätte gewähren lassen. Um so besser für uns und Italien, daß die Diplomaten 1815

keine Schonung der Interessen und Ideen der Franzosen walten ließen und ihr Werk so gestalteten, daß sich die nationale Bewegung nördlich und südlich von den Alpen entwickeln und daß sie sieghaft werden konnte und mußte.



Die Hohenzollern bei Goethe

Von K. Ohlert in Köln am Rhein



er Altmeister erkannte mit scharfem Blick, daß die Hohenzollern über andre Fürstenthümer seiner Zeit hinaustraten, und hat einzelnen Vertretern dieses Hauses in seinen Schriften Denkmäler gesetzt, wie sie schöner und wahrer niemals aufgestellt worden sind. Der erste Hohenzoller, den er nennt, ist Markgraf Friedrich von Ansbach, der Sohn des Kurfürsten Albrecht Achilles. In der ersten Bearbeitung des Götz von Berlichingen, die der Dichter schon 1771 unter dem Titel „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand“ vollendet hatte, erinnert Gottfried im ersten Aufzuge Weislingen an ihre schöne Jugendzeit, als sie beide dem Markgrafen Friedrich als Vuben dienten, beisammen schliefen und miteinander herumzogen. Es war an einem ersten Ostertage, als der Bischof von Köln mit den markgräflichen Herrschaften zusammen aß. Während der Unterhaltung sagte der Bischof, der ein gelehrter Herr war, etwas von Kastor und Pollux. Da fragte die Markgräfin, was das sei, und der Bischof erklärte es ihr — ein edles Paar. Das will ich behalten, erwiderte sie. Die Mühe könnt ihr sparen, sagte der Markgraf, spricht nur wie Gottfried und Adalbert.

Bekannt ist die Bewunderung des Dichters für Friedrich den Großen. Nach Dichtung und Wahrheit I, 2 folgten die Siege des Jahres 1757, die Großtaten und Unglücksfälle blitzschnell aufeinander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben. Immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm in kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer wurde immer größer und lebhafter, der Haß seiner Feinde immer bitterer. Die höchsten Taten des Königs wurden nicht geleugnet, aber entstellt und verkleinert. Der Dichter konnte sich in seinem höhern Lebensalter, als er Dichtung und Wahrheit niederschrieb, nicht enthalten, es auszusprechen, daß dem einzigen, über alle Zeitgenossen erhabnen Manne mit diesen Urteilen ein schönes Unrecht geschah. Am meisten kränkte es ihn, daß die feindliche Stimmung gegen den König nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wie von seinem Großvater und seinen Oheimen ausging. Da Goethes Vater mit der kleinern Hälfte der Familie zu Friedrich neigte, während die Mehrzahl ihm abhold war, konnten sie selbst auf der Straße einander nicht begegnen, ohne daß es Händel gab wie in Romeo und Julie. Goethe aber freute sich mit seinem Vater der Siege des Königs, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten.

An einer andern Stelle in Dichtung und Wahrheit (III, 11) vergleicht er den König mit dem Polarstern, der von Norden her leuchtete, um den sich Deutschland, Europa, ja die ganze Welt zu drehn schien. Ein schöneres Bild ist auf den großen König kaum angewandt worden, denn der Polarstern ist das Symbol der Festigkeit, das sichere Zeichen für den Wandrer und den Schiffer auf dem weiten Meere.

Auf seiner italienischen Reise im Jahre 1786 wurde der Dichter mit einem päpstlichen Hauptmann bekannt. Der erzählte ihm, daß Friedrich, der soviel Siege sogar über die Gläubigen davongetragen und die Welt mit seinem Ruhm erfülle, daß er, den jedermann für einen Ketzer halte, in Wahrheit katholisch sei und vom Papste die Erlaubnis habe, es zu verheimlichen. Denn wenn er die heilige Religion öffentlich bekenne, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wütende Ketzer seien, auf der Stelle totschlagen. Deswegen habe ihm der heilige Vater jene Erlaubnis gegeben; dafür aber breite er die alleinseligmachende Religion im stillen aus und begünstige sie soviel als möglich. Der Dichter hatte an diesen geheimnisvollen Erzählungen seine Freude und erwiderte nur, da es ein großes Geheimnis sei, so könne niemand davon Zeugnis geben.

Einzig in ihrer Art ist die Schilderung, die Goethe in seinem Drama „Die Aufregten“ von seinem Lieblingshelden macht. Es ist, als ob er mit dem Ruhme des Königs zugleich die leuchtenden Vorzüge der Hohenzollern aus späterer Zeit vorausahnend zeichnen wollte. Der Chirurgus Breme von Bremenfeld erzählt im sechsten Auftritte des ersten Aufzugs einem Landmann von seinen Begegnungen und Gesprächen mit dem Könige, in dessen Heere er als Feldscher gebient hatte. Nach der Schlacht bei Leuthen waren die Lazarette in kläglichem Zustande, da lagen viele Bleffierte und viele Kranke, und alle Feldschere waren alt und verdrossen. Da habe er, Breme, acht Nächte nacheinander gearbeitet und am Tage nicht geschlafen. Das sah der alte Frix, der alles wußte, was er wissen wollte, und sagte zu ihm: „Höre Er, Breme, man sagt, daß Er an der Schlaflosigkeit krank liege.“ Da antwortete der Chirurgus: „Ja Ihre Majestät, das ist eine Krankheit, wie ich sie allen Ihren Dienern wünsche, und da sie keine Mattigkeit zurückläßt und ich den Tag auch noch brauchbar bin, so hoffe ich, daß Seine Majestät deswegen keine Ungnade auf mich werfen werden.“ Der König wurde ernsthaft und fragte ihn, womit er sich denn die Zeit vertreibe. Breme saß sich ein Herz und sagt: „Ich denke an das, was Ihre Majestät getan haben und noch tun werden, und da könnte ich Methusalems Jahre erreichen und immer fortwachen, und könnte doch nicht ausdenken.“ Das war dem König doch zu stark, er tat, als hörte er es nicht, und ging vorbei. Acht Jahre später saßte Friedrich den Chirurgus bei einer Revue wieder ins Auge und fragte ihn, ob er immer noch wache. „Ihre Majestät, antwortet der kede Mann, lassen einem ja im Frieden so wenig Ruhe wie im Kriege. Sie tun immer so große Sachen, daß sich ein geheimer Kerl daran zusehenden denkt.“

Als sich der Landmann darüber verwundert, daß Breme so dreist mit Friedrich gesprochen habe, antwortet dieser, daß man so und noch ganz anders

mit dem Könige sprechen konnte, denn er wußte alles besser. Es war ihm einer wie der andre, und der Bauer lag ihm am meisten am Herzen. Ich weiß wohl, sagte er zu seinen Ministern, wenn sie ihm das und jenes einreden wollten: „Die Reichen haben viele Advokaten, aber die Dürftigen nur einen, und das bin ich.“

Goethe faßte in *Dichtung und Wahrheit* (II, 7) den Einfluß des Königs auf die deutsche Literatur dahin zusammen, daß der erste wahre und höhere Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie gekommen sei. Freilich sagt der Dichter in seinen Sprüchen in *Prosa* (514): „Daß Friedrich der Große aber gar nichts von ihnen wissen wollte, das verdroß die Deutschen doch, und sie taten das Möglichste, als etwas vor ihm zu erscheinen.“ Wir können aber bestimmt annehmen, daß der Dichter bei diesen Worten nur an das abschreckende Urteil des Königs über die deutsche Literatur seiner eignen Zeit dachte. Denn Friedrich der Große hatte in seinem Werke *De la Littérature Allemande* die Entwicklung der deutschen Literatur auf das bestimmteste vorausgesagt, wenn er auch, wie Moses, das Gelobte Land nicht mehr sehen würde. Der König hatte sich in seinem Werke auch über Goethes *Wiß* wegwerfend geäußert. Aber die Bewunderung des Dichters für diesen einzigen Mann war so groß, daß er ihm schon damals verzieh, wie aus seinem Brief an Frau von Voigts vom 21. Juni 1781 hervorgeht. Dieselbe Verehrung führte Goethe dazu, die Vorliebe des Königs für die französische Literatur in liebevoller Weise zu entschuldigen. In *Dichtung und Wahrheit* sagt er (II, 7), daß die preußischen Schriftsteller sich an dem großen Begriffe, den sie von ihrem Könige hegen durften, erst heranbildeten, und zwar um so eifriger, als der, in dessen Namen sie alles taten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Wie könne man von einem König, der geistig leben und genießen wolle, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch halte, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen.

Vom Tode des Königs, den Goethe wohl schon in Karlsbad erfuhr, das er am 3. September 1786 verließ, spricht er erst in einem Briefe aus Rom vom 19. Januar 1787, aber die wenigen Worte, die er dem Toten an dieser Stelle widmet, zeigen deutlich, wie tief ihn die Nachricht darüber erschüttert und weiterhin beschäftigt hat. Er sagt, der große König, dessen Taten ihn sogar des katholischen Paradieses wert machten, habe endlich auch das Zeitliche gesegnet, um sich mit den Heroen seinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten; wie gern sei man stille, wenn man einen solchen zur Ruhe gebracht habe. Als der Dichter am 28. April 1787 in dem kleinen Städtchen Caltanissetta auf Sizilien war, führte ihn der Bürgermeister in der Stadt umher, endlich auf den Markt. Da saßen die angesehensten Bürger nach altrömischer Sitte umher, unterhielten sich miteinander und wollten von dem Fremden unterhalten sein. Goethe mußte ihnen von Friedrich dem Zweiten erzählen, und die Teilnahme der Leute an dem großen Könige war so lebhaft, daß er seinen Tod verschwieg, da er sich durch die unselige Nachricht den guten Bürgern nicht verhasst machen wollte.

Nicht wenig stolz war der Dichter darauf, daß ihn Friedrich Wilhelm der

Zweite einst angesprochen hat. Am 28. August 1792 sahen die fürstlichen Heerführer nach dem Überschreiten der französischen Grenze dem Abmarsch der Heerhaufen zu. Alles Fuhrwerk war aufs strengste hinter die Kolonnen beordert, nur jeder Regimentschef berechtigt, einen Wagen vor seinem Zuge hergehn zu lassen. So kam Goethe dazu, im leichten offenen Wagen die Hauptarmee anzuführen. Der König und der Herzog von Braunschweig hielten mit ihrem Gefolge an einer Stelle des Weges, auf dem die Regimenter vorbeiziehn mußten. Als der Dichter herankam, ritt der König an das Wägelchen heran und fragte in seiner lakonischen Art, wem das Fuhrwerk gehöre. Goethe antwortet mit lauter Stimme und streng militärisch „Herzog von Weimar,“ und so zog er vorwärts. In seiner Erzählung — *Kampagne in Frankreich 28. und 29. August 1792* — fügt er stolz hinzu, daß nicht leicht jemand von einem vornehmern Bisitator angehalten worden sei. Bald darauf sah er den König in schneller Gangart über Tal und Hügel dahin reiten, wie einen Komet von schweifartigem Gefolge begleitet. Unmittelbar darauf kam von einer andern Seite der Herzog von Braunschweig heran. Der Dichter gesteht, daß er, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurteilen geneigt, doch der Frage nicht ausweichen konnte, welche von beiden Gewalten eigentlich die obere sei, und welche wohl in zweifelhaften Fällen zu entscheiden habe, daß er aber die Frage unbeantwortet gelassen, da sie nur Zweifel und Bedenken erweckt habe. In Verdun wurde der König von vierzehn der schönsten wohlherzognen Mädchen mit Reden, Blumen und Früchten willkommen geheißen. Die Vertrauten des Fürsten rieten den Genuß der Früchte ab, weil sie Vergiftung fürchteten. Der Dichter erzählt, der großmüthige König habe nicht verfehlt, die Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und vertrauensvoll zu kosten. Er fügt noch hinzu, daß diese reizenden Kinder auch den jungen Offizieren einiges Vertrauen eingeflößt hätten, und daß alle, die das Glück gehabt hätten, dem Ballé beizunwohnen, nicht genug die Liebenswürdigkeit, Anmut und das gute Betragen der jungen Mädchen rühmen konnten. Aber sie mußten es schwer büßen, den König so entgegenkommend begrüßt zu haben. Als sich Goethe kurz darauf durch die Stadt Verdun führen ließ, sah er ein wunderschönes Mädchen, das sich gerade aus dem Fenster eines wohlgebauten Hauses hinausbog. Goethe fragte seinen jungen Führer, wer sie sei. Der nannte ihren Namen und fügte hinzu, das hübsche Köpfschen möge sich fest auf den Schultern halten. Sie gehöre zu denen, die dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht hätten. Ihr Haus und ihre Familie dachten schon, sie wären wieder oben drauf, aber das Blatt habe sich gewendet, jetzt tausche er nicht mit ihr. Der Dichter Lamartine erzählt in seiner *Histoire des Girardins* das spätere Schicksal der Mädchen mit den Worten: *ce crime, absous par le sexe, par l'âge et par l'innocence, les conduisit plus tard à l'échafaud.*

Unter dem 11. September 1792 erzählt Goethe von einem vornehmen Emigrierten, dem man eine innere Erregung anmerkte, und der etwas auf dem Herzen hatte, dem er durch Ausrufe Lust zu machen suchte. Als er Vertrauen gefaßt hatte, schalt er auf die Grausamkeit, die man gegen die französischen Prinzen ausübe. Der König habe beim Ausmarsch aus *Glorieux* trotz des

schrecklichen Regens keinen Überrock angezogen und dadurch die Prinzen gezwungen, sich ebenfalls die wetterabwehrenden Gewände zu verlagern. Er selbst habe diese allerhöchsten Personen leicht gekleidet, ganz durchnäßt nicht ohne das größte Bedauern ansehen können, ja er hätte, wenn es etwas genützt hätte, sein Leben daran gesetzt, wenn er sie, auf denen die Hoffnung und das Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, und die an eine ganz andre Lebensweise gewöhnt seien, in einem trocknen Wagen hätte dahinziehn lassen können.

Einen starken Eindruck machte auf den Dichter der Feuergeist des Prinzen Louis Ferdinand, der am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld fiel. Goethe traf mit ihm während des Feldzugs in Frankreich wiederholt zusammen und erzählt in seiner Kampagne in Frankreich unter dem 13. bis 17. September 1792 folgendes. Der Prinz ritt bei Grandpré gegen die französischen Vorposten vor, die vereinzelt schossen, sodaß man die Kugeln pfeifen hörte, und begab sich ohne Grund in dringende Lebensgefahr. Einer der Offiziere ritt an den Dichter heran und bat ihn, wenn er irgend etwas bei dem Prinzen vermöge, so möge er ihn ersuchen, zurückzugehn. Goethe übernahm den Auftrag und stellte dem kühnen Reiter alles klar vor Augen. Der Prinz, der die ganze Lage selbst überschaute, war freundlich genug, nach einigen guten Worten sogleich umzukehren. Als Louis Ferdinand später vor Mainz durch einen Streifschuß am Arm und einen Kartätschensplitter an der Lende verwundet und nach Mannheim gebracht worden war, galt der erste Gang des Dichters in dieser Stadt dem Prinzen, der vor Begierde brannte, möglichst bald wieder auf dem Kriegsschauplatz erscheinen zu können.

Besonders anziehend sind die Äußerungen des Dichters über die nachmalige Königin Luise. In der Belagerung von Mainz erzählt er, daß ihm und seinen Zeltgenossen am 29. Mai 1793 gegen Abend ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet wurde. Die Prinzessin Luise, die damals schon mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen verlobt war, hatte mit ihrer Schwester Friederike im Hauptquartier von Bodenheim bei dem König Friedrich Wilhelm dem Zweiten gespeist und besuchte nach der Tafel das Lager. Goethe verbarg sich in einem Zelte und konnte so die hohen Herrschaften, die unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, genau beobachten. In seiner Erzählung bricht er in die enthusiastischen Worte aus: „Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetimmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird.“ Die nachmalige Königin konnte sich mit Wilhelm Meister, der in manchen Stellen ihre sittenstrenge Lebensauffassung verletzte, lange nicht befreunden. Erst in den Unglückstagen hat sie das Buch lieb gewonnen und einzelne Stellen daraus immer wieder gelesen. Besonders lieb waren ihr aus dem Liede des Hafners die Verse:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
 Wer nie die kummervollen Nächte
 Auf seinem Bette weinend saß,
 Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mäcde.

Goethe selbst sagt zu diesen Versen in seinen Sprüchen in Prosa (153) diese tief schmerzlichen Zeilen habe sich eine angebetete Königin in der grausamsten

Verbannung wiederholt. Sie habe sich mit dem Buche, das diese und noch manche schmerzliche Erfahrungen überliefere, befreundet und daraus immer wieder von neuem Trost geschöpft. Seine Verehrung für die Königin und ihren Gemahl hat ihn wohl zu einem gewissen Teile beeinflusst, als er in den Rezensionen und Aufsätzen zur deutschen Literatur (126) über den Dichter Gottlieb Hiller, der seine Gedichte und seine Selbstbiographie 1805 herausgegeben hatte, ein scharfes Urtheil fällte. Hiller hatte einst vor dem Königspaare die Worte Schillers in seinem Liebe an die Freude „Männerstolz vor Königsthronen“ wohl zu wörtlich befolgt und sich dessen gerühmt. Goethe urtheilt darüber, wenn Hiller wegen seiner Unbestechlichkeit gegen jede Art von Umgebung als Mensch gewinne, so verliere er hierdurch desto mehr als Dichter. Wenn er sich vor einem großen König auch ein kleiner König dünke, wenn er der lebenswürdigen Königin viertelstundentlang getrost in die schönen Augen schaue, so solle er deshalb nicht gescholten, sondern glücklich gepriesen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte sich ganz anders in der Nähe der Majestät gefühlt, er hätte den unvergleichlichen Wert, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnt, die sich mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen einem Privatmanne gegenüberstelle. Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt, in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sich sein ganzes Leben in eine würdige Hymne verloren hätte. Von Friedrich Wilhelm dem Dritten als Kronprinzen erzählt der Dichter nur eine Episode in seiner Kampagne in Frankreich unter dem 4., 5. und 6. Oktober 1792. Eines Tages hörte Goethe großen Lärm vor dem Regiment. Einem Reiter war sein Pferd davongelaufen, das vor etwa zwanzig Tagen in dieser Gegend requiriert worden war. Es hatte den Pfahl, an dem es angebunden war, mit fortgenommen. Der Kavallerist wurde bedroht und beauftragt, das Pferd wieder herbeizuschaffen. Der Mann rannte wie toll in den nächsten Dörfern umher und wurde endlich bedeutet, er solle in Sivry seinen Klappen suchen. Das Pferd war wirklich zu seinem frühern Herrn dorthin gelaufen. Die Freude, den vermissten Haus- und Stallgenossen wieder zu sehen, war in der ganzen Familie grenzenlos. Man hatte das Pferd auf einen Oberboden gebracht und hinter Heu versteckt. Nun kam das Verhängnis in Gestalt eines Wachtmeisters, der den Soldaten begleitete. Der Klappen wurde unter Klagen und Zammern wieder hervorgezogen. Die ganze Gemeinde stand in Betrübnis da, als sich der Reiter aufschwang und der Wachtmeister folgte. Da ritt zufällig der Kronprinz von Preußen heran. Die Menge wandte sich an ihn mit Bitten und Flehen, er möge das Pferd seinem Herrn zurückgeben. Aber es stand nicht in seiner Macht, fügt der Dichter hinzu, denn die Kriegsläufe sind mächtiger als die Könige. Der Königssohn entfernte sich stillschweigend und ließ die Menge trostlos stehn.

Ein schönes Denkmal hat Goethe in seinem Aufsätze „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815“ dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten gesetzt. Er erzählt dort, daß er nach einer glücklichen Rheinfahrt in Köln von Freunden und Bekannten, sogar von Unbekannten, mit der frohen Botschaft überrascht sei, daß das von Rubens gemalte Bild „Die Kreuzigung

Petri," das von Napoleon im Jahre 1802 nach Paris gebracht war, von dort herbeigeschafft werde und nächstens im Triumph wieder an seine ehemalige Stelle gelangen solle. Er habe sich gefreut, daß einer zahlreichen Bürgerschaft durch eine einfache, große Handlung das herrliche Gefühl gegeben worden sei, nunmehr einem Fürsten anzugehören, der kräftig genug sei, ihnen in so hohem Sinne Recht zu verschaffen und ein schmählich vermißtes Eigentum wieder zu erstatten. Der Dichter weilte damals vom 25. bis 27. Juli in Köln und wurde vor allem unwiderstehlich zum Dome hingezogen, fühlte sich aber von einer schmerzlichen Empfindung belastet, wenn er das Weltwunder in seiner unvollendeten Schönheit von außen und innen beschaut hatte. Seine Sehnsucht nach der Vollendung dieses gewaltigen Werkes drückte er damals in den Worten aus, daß ein groß gedachtes Meistertwerk nur in der Vollendung jene Wirkung hervorbringe, die der außerordentlichen Geist beabsichtigte: das Ungeheure faßlich zu machen. Der Dichter konnte nicht ahnen, daß der ersehnte Zeitpunkt erst nach langen Jahren eintreten würde, daß aber der Grundstein zum Weiterbau des Domes im Jahre 1842 in Gegenwart eines kunstfönnigen Hohenzollern gelegt werden, und daß am 15. Oktober 1880 wieder unter den Augen eines hochherzigen Hohenzollern das Fest der Vollendung des Dombaues gefeiert werden sollte.

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie groß die Verehrung des Dichters für einzelne Vertreter des Hohenzollernhauses war. Aber seine Vorliebe war doch wesentlich auf die Persönlichkeit gerichtet, preußisch ist er im eigentlichen Sinne nie gewesen. Im allgemeinen gilt für seine Verehrung das Wort, das er in Dichtung und Wahrheit (I, 2) von Friedrich dem Großen sprach: „Und so war ich denn auch preußisch, oder um richtiger zu reden, Preußisch gestimmt; was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte.“



Die Lommahscher Pflege und das Geschlecht derer von Schleinitz

Von Otto Eduard Schmidt



Das gesegnetste Stück des alten Meißner Landes ist ohne Zweifel die Lommahscher Pflege. Bis auf den sagenumwobnen Bischof Venno wird der Ausdruck zurückgeführt, sie sei „des Landes Mythen große Norntenne.“ Spätere bezeichneten sie weniger geschmackvoll als „Sachsens Schmalzgrube,“ und heute noch heißen ihre Inassen im Volksmunde die „Sammetbauern.“ Der verdiente Herausgeber des Staatslexikons von Sachsen, August Schumann, der als ehemaliger Lehrer an der Meißner Fürstenschule die Gegend aus eigener Anschauung kannte, schrieb im Jahre 1819: „Noch jetzt ist die Lommahscher Pflege gleichsam der Maßstab, wonach man in Sachsen Fruchtbarkeit und ländliche Wohlhabenheit zu schätzen pflegt. Hier liegt in Wahrheit Dorf an Dorf, und der Boden ist so üppig, daß man hier kaum die Bracke kennt. Hier arbeitet und speißt der größere Bauer

nicht mehr mit dem Gesinde und feiert Hochzeits-, Kindtaufs- und Erntefeste, denen die ehemalige ländliche Einfachheit fremd ist, hält Equipagen, trotz den Städtern, und rollt damit zur Kirche oder zum Vergnügen in umliegende Orte, besonders zu den Jahrmärkten in Weißen und Lommasch. Da läßt er sich sehen und sichs wohl gehn.“

Es lohnt wohl der Mühe, sich persönlich davon zu überzeugen, was von dieser Schilderung noch heute richtig ist, und dabei auch die frühern Entwicklungsstufen des interessanten Ländchens kennen zu lernen. Man führt in Sachsen die Lommascher Pflege noch viel im Munde, aber man kennt sie nicht. Freilich ist eine Reise durch dieses Gebiet auch kein so einfaches Unternehmen, wie es in unserm Jahrhundert des Verkehrs scheinen möchte. Denn von dem natürlichen Eintrittspunkt in diese Landschaft, von Weißen aus, gibt es keine direkte Bahnverbindung nach Lommasch. Man muß erst von Weißen nach Rössen fahren und dann von Süden her auf einer Bahn mit bloßem Lokalverkehr, die über Lommasch nach Meisa führt, einen Streifen der Pflege durchfahren: das dauert fast so lange wie eine Fußwanderung von Weißen nach Lommasch. Außerdem kann man das Dampfschiff nach Zehren benutzen und von da über das interessante Schloß Schieritz das Lommascher Wasser aufwärts ins Herz der Pflege vordringen oder von Weißen nach Lommasch mit dem Omnibus fahren, dessen Eleganz freilich dadurch nicht erhöht wird, daß jeder Fahrgast gegen Unfälle bei einer Versicherungsgesellschaft eingekauft ist. Die Pflege ist also ein Ländchen, das fern von der großen Welt in beschaulicher Stille liegt, nur an den Rändern von einem mäßigen Verkehr umfaßt. Es ist eine verhältnismäßig einsame Wanderung, zu der wir den Leser einladen, auf der wir kaum einen Touristen treffen werden, sogar die Kabler größern Stils und die Automobilisten umgehn die Lommascher Pflege nach Möglichkeit, denn sie ist ein wellenreiches hügliges Gelände.

Doch zunächst gilt es den Begriff der Lommascher Pflege festzulegen. Sie erstreckt sich nordwärts gar nicht weit über das Städtchen hinaus, das ihr den Namen gegeben hat, nämlich nur bis zu der alten Leipzig-Weißner Poststraße, die von Stauchitz in fast östlicher Richtung an Dörschnitz vorüber bei Klappendorf in die neue Weißen-Dörschauer Chaussee einmündet, ostwärts erreicht sie zwischen Niederlommasch und Zehren die Elbe, dann läßt die Grenze längs der Elbe bis nahe an Weißen heran, wendet sich mit der Rössener Straße südwärts und umfaßt alles von dieser rechts liegende Land bis gegen die Höhe von Ragenberg hin, von da geht sie über Kadewitz nach Thoren und von da über Petersberg weit nach Nordwesten ausbiegend nach Mägeln und von da wieder ostwärts nach Stauchitz. Andre begrenzen die Lommascher Pflege viel enger, indem sie entweder den südlichen Teil oder die Mägelner Pflege davon absondern. Das letzte entspricht aber weder den Bodenverhältnissen noch der geschichtlichen Überlieferung: schon Thietmer (um 1000) rechnet sie von Zehren bis Mägeln. Die sprichwörtliche Fruchtbarkeit dieser Gegend beruht auf dem vortrefflichen, aus Verwitterung von Granit, Gneis, Schneedn und Muscheln entstandnen Lößboden, der lichtgraugelb gefärbt in einer Schicht von durchschnittlich fünf bis sechs Metern Dicke, manchmal wieder von einer Lehmschicht überkleidet, auf dem Urgestein ruht. Um dieses Gebiet kennen zu lernen benutzen wir zunächst die aussichtsreiche, es östlich umgebende Weißen-Rössener Straße bis zum Dorfe Ragenberg, dem höchsten (305 Meter) auch strategisch wichtigen Punkte des zwischen Weißen und Rössen liegenden Plateaus, biegen dann westlich ab und gelangen durch das Dorf Kadewitz auf die ebenfalls 305 Meter hohe Kadewitzer Schanze, deren drei Linden ein weithin sichtbares Wahrzeichen der ganzen Gegend sind. Von hier oben sieht man, besonders bei finstender Sonne, ein großes Stück der Pflege zu Füßen liegen. Da reißt sich nach Norden zu in dem goldnen Nebel, der über dem violett schimmernden Erdbreich liegt, Kirchturm an Kirchturm, Dorf an Dorf, bis das Auge halt macht an der dreipisigen hochliegenden Kirche von Lommasch. Dann gehts hinunter

nach Kaußlitz und im Bachtal abwärts durch die stattlichen Dörfer Pinnewitz, Ziegenhain und Graupzig nach dem uralten Leuben. Dort liegt auf hochragendem Felsen an der Stelle eines frühern Burgwerts (1069 urkundlich erwähnt) die schöne spätgotische Kirche mit kunstvollem Deckengewölbe. Hier hat eine reiche ritterliche Welt des Mittelalters ihre letzte Ruhestätte gefunden, aber nur wenige bemerkenswerte Grabsteine der Familien von Nehenberg, von Schleinitz und von Loß sind davon in der Vorhalle übrig geblieben. Ein lieblicher Wiesenpfad führt von dem obfliegneten Garten der gaslischen Pfarre unter hohen Baumwipfeln am Bachufer entlang nach Dorf und Schloß Schleinitz, dem Urstiz des berühmten, in Sachsen ausgestorbenen Geschlechts derer von Schleinitz. Dieses im Sturm der Jahrhunderte glänzend bewährte Geschlecht, das den Wettinern ganze Reihen schwertgehaltiger Reden und tiefgründiger Ratgeber gestellt hat, ist hervorgewachsen aus einem deutschen Edeln, dem bei der Eroberung oder der Kolonisierung des Landes der befestigte Fels von Leuben als Burgwart anvertraut wurde. Als einem seiner Nachfolger und seinen Mannen der Felsenstiz zu eng wurde, baute er sich ein wenig nördlich davon die Wasserburg „Stinitz,“ von der das Geschlecht den Namen erhielt. Das ist ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Zehren und dem nahen Schlosse Schieritz. Der Stiz des Burgwerts Zehren war zunächst die künstlich abgegräbte Höhe rechts von der Kirche, die noch heute der Schloßberg heißt und wohl schon von den Slawen besetzt war. Später aber trat vermuthlich das bedeutendere Schloß von Schieritz, das den Raß von der Elbe nach Lommassch beherrscht, an die Stelle von Zehren.

Das erste im Meißner Lande nachweisbare Glied der Familie ist ein Ritter Johannes de Blinitz, der 1255 eine Urkunde mit unterzeichnet, worin Bischof Konrad von Meißn dem Kloster Altenzella den Kauf des Zehnten im Burgwart Mochowe (Mochau am Südwestrande der Pflöge) bestätigt. Da ihn auch noch eine Urkunde vom Jahre 1283 in Beziehung zum Kloster Altenzella, zwei andre von 1280 und 1286 in Beziehung zum Kloster Staucha zeigen, so hindert nichts, ihn als einen in der Lommasscher Pflöge und zwar mit der Burg Schleinitz angehörenden Rittermann anzusprechen, obwohl das erste urkundliche Zeugnis über diese Burg als ein markgräfliches Lehen erst aus dem Jahre 1401 stammt. Johanns Sohn war vermuthlich der Hermann de Stinitz, der 1313 der Kirche zu St. Astra in Meißn zwei Hufen nebst Geld- und Getreidezinsen aus dem Dorfe Govechyn (Höfchen, südlich von Lommassch) schenkt, die er vom Meißner Bischof zu Lehen trug. Hermann von Schleinitz war mit Bischof Withego dem Zweiten befreundet seit der Zeit, wo Withego noch in Leuben Pfarrer war und den ältesten Sohn Hermanns, Heinrich von Schleinitz, aus der Taufe hob. Auch dieser Zug führt darauf, daß dieser Zweig des Geschlechts damals schon in Leuben und im nahen Schleinitz sesshaft war. Withego hat wohl auch die später immer inniger werdenden Beziehungen des Geschlechts zu der Meißner St. Astrakirche geknüpft, die als eine Tochter der Domkirche gilt.

Neuerdings ist auch noch eine andre Wurzel des alten Geschlechts zum Vorschein gekommen. In der Kirche zu Seußlitz auf dem rechten Elbufer, die auf den Fundamenten der alten Kirche des ehemaligen Klarissenklosters steht, sitzt man bei einer Neupflösterung des Altarplatzes gegen Ende des Jahres 1902 auf eine gewaltige, leider verstümmelte Sandsteinplatte mit dem Wbde eines Ritters, der die noch halb römische Gewandung des dreizehnten Jahrhunderts und in der Linken einen ungepaltnen Schild trägt mit drei fünfblättrigen Rosen. Dieses Wappen stimmt vollkommen mit der ältesten Form des Schleinitzer Wappens überein, das an einer Urkunde Peters von Schleinitz vom 12. Dezember 1350 erhalten ist, durch die er dem Kloster Seußlitz Geld- und Getreidezinsen in Alt-Lommassch verkauft. Demnach ist der im September 1288 in Seußlitz bestattete Dominus Conradus — die nächsten Buchstaben sind nicht mehr lesbar — wohl als ein de Stinitz aufzufassen, der im östlichen Teil der Lommasscher Pflöge an-

gesehen zum Kloster Seußlitz in eben solche Beziehungen trat wie der westliche Zweig seines Hauses zum St. Arafloster in Meißen.

Im Verlauf des vierzehnten und des fünfzehnten Jahrhunderts kam das Geschlecht der Schleinitze im Dienste der Burggrafen, der Markgrafen und der Bischöfe von Meißen, aber auch durch Bekleidung geistlicher Ämter, der Propstei des Araflostert und des Domkapitels, der Abtei zu Chemnitz, ja sogar der Bischofswürde von Meißen und Rannburg immer mehr empor. Seine erst zerstreuten Güter schlossen sich zu größeren Komplexen zusammen, deren Mittelpunkte die Schlösser Schleinitz, Seerhausen, Ragwitz und Jahnishausen (im Tal der Jähna bei Meia), Hof bei Oschag, Schieritz und rechts von der Elbe Saathain und Staffa waren. Wenn man die Lehnbriefe des Geschlechts durchgeht, so findet man, daß es wohl kaum ein Dorf der Lommasscher Pflege gab, in dem die Schleinitz nicht zu irgendeiner Zeit Hufen, Güter oder Zinsen besaßen.

Auch nach Böhmen griff Hugold der Dritte von Schleinitz über, indem er 1484 von den Wartenbergs die Herrschaften Schludenau und Tollenstein erkaufte; als der Oberhofmarschall Herzog Georgs von Sachsen, Heinrich von Schleinitz, noch das große Amt Hohnstein zum Dank dafür erhielt, daß er ihm die polnische Königsstochter Barbara erworben hatte, und noch Pulsnitz dazu kaufte, erreichte der Grundbesitz des Geschlechts im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts seine größte Ausdehnung: man sprach damals von einem „Schleinitzer Land,“ und zu derselben Zeit war Johann der Siebente von Schleinitz Bischof von Meißen. Dieser große Grundbesitz war jedoch infolge der besondern wirtschaftlichen Verhältnisse der ersten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts nicht so einträglich, wie es scheinen könnte. Er war vielfach mit Schulden belastet; deshalb geht seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts der Wohlstand des Geschlechts zurück; damals und im siebzehnten Jahrhundert werden viele Güter verkauft, später, namentlich im achtzehnten Jahrhundert, kommen zahlreiche Konkurse vor. Am längsten von den sächsischen Besitzungen blieb Schieritz in der Hand des Geschlechts, bis 1841, wo es Georg von Schleinitz, der 1813 Gouvernementskommissar des Wittenberger Kreises gewesen und eben deshalb nach dem Wiener Frieden in preussische Dienste übergetreten war, in bürgerliche Hände verkaufte. Seines Bruders Moritz Sohn Hermann Otto, geboren 1812 auf dem Rittergute Rungitz, studierte Theologie und wirkte späterhin als Lehrer in Leipzig. Er war der letzte Schleinitz in Sachsen, der die Familienrechte, zum Beispiel die Verleihung der sechs Schleinitzer Stellen an der Fürstenschule zu Meißen, ausübte. Mit seinem Tode (1891) erlosch in Sachsen das berühmte Geschlecht, während es in Preußen noch blüht. Die berühmtesten Sprossen des preussischen Zweiges sind der Minister Alexander von Schleinitz, der bekannte Gegner Bismarcks (gestorben 1885), und der 1834 geborne Vizeadmiral der deutschen Flotte Freiherr Georg von Schleinitz.

Wenn man die mehr als dreihundertundsechzig männlichen Sprossen des Geschlechts mustert, die in der „Geschichte des Schleinitzer Geschlechts“ (Berlin, 1897) nach Abstammung, Taten und Schicksalen behandelt werden, so gibt es wohl kaum ein militärisches, höfisches oder staatliches Amt, das unter den von den Schleinitzen bekleideten Stellungen nicht vorhanden wäre: alle Stufen vom mittelalterlichen miles bis zum Generalleutnant und Admiral, vom Kammerjunker bis zum Truchseß und zum Oberhofmarschall, vom Assessor bis zum Regierungspräsidenten, Geheimen Rat und Minister, vom schlichten Volksschullehrer und Diakonius bis zum oblichen Inspektor der Landtschule zu Meißen und zum Abt und Bischof sind vorhanden. Und neben der Menge der Gestalten, die ohne besonders hervorzutreten in Zeiteströme mitschwammen, fehlen auch die lähnen Reden und die auffallenden Charakterköpfe nicht. Da ist der riesenhafte Georg von Schleinitz, der an der Spitze von einigen tausend Söldnern „der langen Garde“ gegen Friesen, Wujabinger und Dithmarschen zu Felde zog mit dem Wahlpruch: „Ware di, Buer, wann min Garde künmt.“ Er fiel am 17. Februar 1500 im Kampfe gegen die Dithmarschen bei Hemming-

siedt. Da ist der gewaltige Hugold der Dritte von Schleinitz, Obermarschall des Kurfürsten Ernst und des Herzogs Albrecht des Beherzten, in den wichtigen sächsisch-böhmischen Händeln seiner Zeit vielleicht der einflussreichste Staatsmann des sächsischen Hofes, der 1459 den Egerer Vertrag und die aussichtsreiche Heirat Albrechts mit Sidonie, der Tochter des Böhmenkönigs Georg Podiebrad, vermittelte und im Verein mit dem papstfeindlichen Humanisten Gregor Heimburg eine Zeit lang die Ergebung Albrechts auf den böhmischen Thron betrieb. Als ihn einst der brandenburgische Kurprinz Johann Cicero in seiner Abwesenheit „einen verräterischen Bösewicht“ genannt hatte, der auch am sächsischen Prinzenraube beteiligt sei — seine Mutter war eine geborne Kunz von Kauffungen —, forderte er diesen zum ritterlichen Zweikampf und drohte, als sich Johann Cicero nicht dazu verstehen wollte, mit Krieg. Auch die wettinischen Fürsten forderten nun den Brandenburger auf, „die ihrem Marschall angetane Beschwerung zu entledigen,“ und Kurfürst Albrecht Achilles warnte seinen Sohn allen Ernstes, durch sächsisches, heiliges oder magdeburgisches Gebiet zu reiten, weil der Obermarschall Schleinitz viele Gefreunde habe und in den Landen geächtet sei. Endlich wurde der Streit 1485 durch einen Berliner Gerichtstag beigelegt.

In diese Zeit fiel die unglückselige Leipziger Teilung der Wettiner Gebiete (1485), die den Zwiespalt der Ernestiner und der Albertiner begründete. Als es zu spät war, kam beiden Fürsten die zuvor fehlende politische Einsicht, und das tragische Opfer ihres Unmuts wurde Hugold von Schleinitz, der beide beraten hatte. Aus dem Jahre 1489 ist eine Anlagenschrift Albrechts gegen seinen greisen Obermarschall vorhanden, die den denkwürdigen Satz enthält: „Zum andern, so hat er mir gemacht, daß sich mein lieber Bruder mit mir geteilt hat und unser aller Land dermaßen voneinander gerissen, daß ich in Sorgen bin beiden Teilen zu künftigen Zeiten viel Irrtums und Schadens bringen werde, dann unser aller Bande war nichts nützers gewesen, denn daß sie vor einen Mann gestanden wären in diesen schweren Läuften, so um uns sind, und nichts schädlicher gewesen, denn in der Gestalt zu rissen, wie wohl er mich unter die Leute getragen hat, als wär ich Ursach zu der Teilung, und drang mein Bruder dahin, daß er sich mit mir teilen mußte.“ Wir hören nichts von einer Rechtfertigung des Beklagten, aber ich möchte daraus nicht ohne weiteres schließen, daß er sich schuldig fühlte: Kurfürst Ernst war seit 1486 tot, also verbot dem Obermarschall vielleicht die Ritterlichkeit, diesem die Schuld beizumessen. Überdies ist die Schrift in allen ihren vierzehn Punkten ein Beweis für die patriarchalischen Verhältnisse der damaligen deutschen Höfe, ein Standesunterschied zwischen dem Fürsten und seinen Vasallen tritt kaum hervor; außerdem erscheint Hugold Schleinitz als ein konservativer Mann, der die Leistungen der Stände für den Fürsten nicht erhöht wissen will und dem eindringenden römischen Rechte feindlich gegenübersteht. Als er 1490 auf seinem Schlosse Kriebstein bei Waldheim gestorben war, wohnte Herzog Albrecht mit seinen beiden Söhnen, zahlreiche Prälaten und viele vom Adel, darunter allein vierundachtzig Damen, dem Leichenbegängnis zu St. Afra in Meißen bei.

Aber es gibt auch unglückliche Gestalten unter den Geschlechtsgenossen. Da ist vor allem der Oberkriegskommissar und Oberst zu Fuß Joachim von Schleinitz, der eine ehrenvolle mehr als vierzigjährige militärische Laufbahn 1642 damit abschloß, daß er vor Torstenson in Leipzig kapitulieren mußte. Er fiel seitdem bei seinem Kurfürsten in Ungnade, aber erst im April 1644, als er krank in seinem prachtvoll eingerichteten Hause in Dresden lag, wurde der Prozeß gegen ihn eröffnet. Während des Prozesses am 21. Juli 1644 starb er. Seine Leiche wurde in aller Stille aus der Stadt geschafft und auf einem Elbischiffe nach Zehren und von da nach Schieritz gebracht. Erst nach einiger Zeit erlaubte der Kurfürst die stille Beisetzung in der Zehrener Kirche. Den Erben wurden nur die Lehngüter vererbt, das bare Vermögen, die zuerlaufenen Güter, das

Mobiliar und die Pretiosen wurden konfisziert. Peinlich berührt es, daß die Kurfürstin Magdalene Sybille, eine geborne Prinzessin von Brandenburg, dabei an ihren Gemahl schreibt, unter des von Schleinitz Verlassenschaft befindenen sich so schöne Möbel, Hausgeräte, Betten, Leinengeräte, auch so schöne Tapizerereien; es wäre jammer schade, daß diese Sachen wandern könnten; der Kurfürst möge doch deswegen Ihrer gedenken; sie würde bis zum Grabe dankbar sein und es nie vergessen. Noch peinlicher berührt es, daß unter den konfiszierten Schulforderungen des Obersten auch 1000 Taler waren, die er der „gnädigsten Kurfürstin“ 1640 geliehen hatte, ebenso 9200 Taler dem Herzog August, 1200 Taler dem Herzog Christian, 1000 Taler dem Herzog Moritz und 9057 Taler dem Kurprinzen Johann Georg. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß sich die kurfürstliche Familie an dem großen Vermögen des Schleinitz bereichert hat. Das war in jenen Zeiten keineswegs unerhört. Im Jahre 1620 hatten verschiedene adeliche Herren aus Böhmen mit Genehmigung des Kurfürsten in Sachsen Zuflucht gefunden, namentlich in die Stadt Meißen hatten sich viele mit Hab und Gut geflüchtet. Da verfügte der Kurfürst am 3. November, „daß die von Sternberg und andern böhmischen Herren zu Meißen beigegebenen Güter ohne des Landesfürsten Vorwissen und ohne dessen eigenhändig unterschriebenen Befehl nicht verahfolgt werden dürften,“ und seit dem 24. November wurden alle in Meißen deponierten Geldkisten und Geldsäcke auf kurfürstlichen Befehl ihres Inhalts beraubt und dieser samt dem kostbaren Silbergeschirr der böhmischen Adelsfamilien nach Dresden teils in die kurfürstliche Kasse, teils in die Münze geliefert. Das Sternbergische Silbergeschirr allein wog 1282 Mark 8 Lot. „Über zwölf Duzend Tisch- und Tafeltücher, 82 Duzend Servietten wurden der Frau Hofmeistern, Wäsche zu mehr als 120 Betten der »Kammer-Marie« übergeben. Der Günstling des Kurfürsten Dietrich von Taube erhielt bereits zu Neujahr 1621 eine schwere vergoldete Silberkanne, seine Hausfrau und sein Töchterlein kleinere dergleichen aus dem zu Meißen angehaltenen Silberchatz.“ Alle Beschlwerden und Witten der beraubten Familien waren vergebens. Man sieht, daß der fürchterliche Krieg nicht nur die Gemüter und Rechtsbegriffe des Volkes, sondern auch die der Fürsten verwirrte. Die Behandlung des Schleinitzischen Vermögens im Jahre 1644 ist ein bellagenswertes Seitenstück zu dem Verfahren gegen die böhmischen Edelleute, die in Sachsen Schutz und Gastrecht gesucht hatten.

Wie der Wanderer im römischen Kirchenstaate an Palästen und Kirchen fast allerorten auf die fünf Kugeln, das Wappen der Päpste aus dem Hause der Medici, stößt, so trifft man im Meißner Lande noch vielfach auf die Schleinitzer Rosen. Sie finden sich an dem Deckengewölbe der Nikolaikirche, an dem stimmungsvollen Schleinitzer Hofe auf der Freiheit in Meißen, der fast rings ummauert und den besten Begriff einer ritterlichen Stadtburg gibt, sie finden sich am Meißner Burglehen, über der Haustür des eisenbewachten Gasthofes an der Schiffslände zu Zehren, am Schlosse in Schieritz, an kostbaren alten Altarbeeildungen der Zehrener Kirche und andernwärts. Einige Orte aber halten in ganz eigentümlicher Weise die Erinnerung an die alte Schleinitzer Herrlichkeit fest. Wenn man vom Schlosse Seerhausen (zwischen Ditsch und Meja), dem bis zum Jahre 1688 festgehaltenen Sitz eines Hauptzweiges des Geschlechts, unter hohen Wipfeln von Erlen, Föhrenpappeln und Birken den anmutigen Weg an der Zahna aufwärts wandert, erreicht man gar bald Ragewitz. Die alte Wasserburg, die 1464 Georg von Schleinitz von denen von Ragewitz kaufte, ist längst verschwunden und hat einem sehr bescheiden Herrenhause der Freiherren von Zerber Platz gemacht, aber jenseits des Baches inmitten einer Baumgruppe sieht noch eine im Jahre 1510 errichtete Säule, die 1602 erneuert und 1829 mit einem schüpenden Holzhäuschen umgeben worden ist. Sie ist dem Gedächtnis Georgs von Schleinitz, der 1461 mit Herzog Wilhelm in Palästina gewesen war, 1464 Ragewitz kaufte und 1501 starb, errichtet worden von seinem Sohne, dem spätern Bischof Johann dem Siebenten von Meißen. Auf

einer runden Steinsäule steht ein viereckiger, oben gerundeter Bildstock: die eine vertiefte Fläche enthält das Steinrelief Georgs, wie er vor dem Gekreuzigten kniet, die andre vertiefte Fläche folgende Inschrift:

Wer dieses Gartens Lust oder der Frucht wirt gnißen
Der wolt aus Christlicher liebe sich befeissen
Vor die Seele Got treulich zu büten
Herrn Jorgen von Sleinitz Rittersn,
Dieses Gartens Anfinger und Pflanzet.

Wie rührend ist dieses einfache dem Vater vom Sohne gesetzte Denkmal! Es erzählt uns von einem innigen Familienleben der Schleinitze auf Ragewitz, es ist aber auch eins der frühesten Zeugnisse aus Sachsen dafür, daß der Garten im Sinne der Renaissance als ein Ort des beschaulichen Lustwandels und der Betrachtung eine Rolle zu spielen anfängt. Der Ragewitzer Garten Georgs von Schleinitz muß noch im fünfzehnten Jahrhundert angelegt sein, die Anregung dazu hatte er wohl (1461) bei der Reise durch Italien empfangen, und bei aller Schlichtheit des Ortes war es mir doch, als ob ich die Vorbeerthaine von Tassos Belriguardo rauschen hörte.

Ein anderer Ort der Erinnerung an die Schleinitze ist ihre Begräbniskapelle in der Atrakirche zu Meißen. Sie ist im Jahre 1408 von Hugold dem Ersten Schleinitz auf Seerhauhen gestiftet und erbaut und auch von spätern Sprossen des Geschlechts reich beschenkt worden. Mehrere Jahrhunderte hat sie als die eigentliche Begräbnisstätte der Schleinitze gegolten, von denen etwa dreißig bis vierzig hier die letzte Ruhestätte fanden. Aber schon 1671 war das Interesse der Familie an dem Bauwerk so gering, daß sie sich weigerte, die Kosten der Wiederherstellung zu tragen, und 1854 wurde die Kapelle nur durch das Eintreten des K. S. Altertumsvereins, insbesondere durch die Fürsprache des Königs Johann vor der Abtragung bewahrt. Die Schleinitzer Kapelle ist jetzt als eine Art Vorhalle in die Atrakirche mit einbezogen und dient zugleich als Taufkapelle. Man kann nicht sagen, daß sie durch die Restaurierungen im neunzehnten Jahrhundert gewonnen habe. Zwei Holztreppen, die die freie Übersicht über die Denkmäler etwas beeinträchtigen, führen aus ihr zu den Emporen, ein häßlicher Gasofen verunziert die Wand, von den Denkmälern aber sind viele bei den traurigen Schicksalen der Kirche während des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Krieges arg beschädigt worden, andre wurden gar aus der Kapelle entfernt. So standen im Jahre 1891, als ich zuerst die Atrakirche kennen lernte, vier aus ihr weggebrachte große Grabsteine an den Wänden des stockdunkeln untersten Turmgewölbes der Kirche; sie wurden von da durch den Meißner Geschichtsverein an einen würdigeren Ort, in die wiederhergestellten Kreuzgänge des ehemaligen Franziskanerklosters, gebracht. Man muß aber durchaus wünschen, daß sie später einmal an ihren ursprünglichen Standort zurückgelangen. Denken wir sie uns im Geste zu den noch in der Kapelle vorhandenen hinzu, so haben wir für die noch zu schreibende Geschichte des Grabmals in Sachsen ein Material zusammen, wie es sich kaum anderswärts im Meißner Lande in einem Raume wiederfindet.

Von den Denkmälern, die jetzt noch in der Kapelle sind, muß das wohl erst später hereingebrachte des jungen Haug von Ragen, der im Jahre 1569 im Hause des sranzischen Rectors Fabricius starb, ausgeschlossen werden; es bleiben danach neun, mit den vier in den Kreuzgängen der Franziskanerkirche untergebrachten im ganzen dreizehn Schleinitzische Denkmäler übrig. Diese gelten, nach der Zeitfolge des Todes geordnet, folgenden Herren von Schleinitz:

1. Hugold dem Ersten, dem Stifter der Kapelle, gestorben 1422, eine an einem Pfeiler befestigte bronzene Tafel.

2. Hugold dem Zweiten, vermählt mit Martha von Kauffungen, einer Schwester des Prinzenräubers, gestorben 1435 (?). Er ist dargestellt auf einer gelben Sandsteinplatte an der Fensterwand, barhäuptig, mit abenteuerlicher Haartracht, den Helm mit den Büffelhörnern in der Rechten, darunter den Wappenschild.

3. Heinrich dem Zweiten, des Vorigen Bruder, Rat Friedrichs des Sanftmütigen, gestorben 1450 (?). Er ist auch auf einer gelben Sandsteinplatte dargestellt, aber kniend in langem, gegürteltem Gewande, um den Hals eine Kette, die Hände zum Gebet gefaltet.

4. Jahn, dem Obermarschall und kurfürstlichen Landvogt, gestorben 1463 oder 1464, der einer der Schiedsrichter im Streite seines Kurfürsten mit Kunz von Kauffungen war; sein Grabmal ist das zweite in den Kreuzgängen.

5. Seinem Bruder Hans auf Seerhausen, Obermarschall und Hauptmann zu Meissen, gestorben 1476 oder 1482: das dritte Schleinitzer Denkmal der Kreuzgänge.

6. Hugold dem Dritten auf Kriebstein, gestorben 1490; das erste Schleinitzer Denkmal der Kreuzgänge: die gewaltige Latkraft und Machtstellung des Mannes strahlen auch noch aus seiner geharnischten Steinfigur.

7. Wolf auf Ragewitz, dem Rat Herzog Georgs des Bärtigen, gestorben 1523. Sein Grabmal, das vierte in den Kreuzgängen, ist ohne Zweifel das interessanteste von allen. Er war von großer körperlicher Schönheit und hieß deshalb allgemein, besonders bei den Frauen, „der schöne Schleinitz.“ Aber in seinem frommen Sinn mochte er es nicht leiden, daß man ihn deswegen rühme. Als er noch in der Blüte seiner Jahre auf dem Totenbette lag, wünschte man wenigstens im Bilde seine Züge festzuhalten, aber er befahl, ihn so darzustellen, wie man ihn ein Jahr nach seinem Tode in der Gruft finden würde. Sein Bruder, der Bischof Johann der Siebente von Meissen, erfüllte diesen Wunsch, indem er auf dem Grabstein ein aufrechtstehendes, von Schlangen umwundnes Gerippe mit grinsendem Schädel darstellen ließ. Darüber schrieb er die Worte: D[eu]s O[mn]ipotens M[ea] S[po]s. Frater m[aj]erens bone merenti fratri. Damals ging unter den Schlägen der von Luther erweckten Gewissen auch durch den der alten Kirche noch treu anhängenden Adel Sachsens wieder ein tieferer sittlicher Ernst.

8. Tiefen Eindruck auf mich macht auch der Stein Jahns auf Jahnishäusen (gestorben 1526), der der Fensterwand der Kapelle gegenübersteht. Jahn war wohl der erste aus dem konservativen Geschlecht, der sich dem lutherischen Glauben zuwandte — an ihn ist ein Sendbrief Luthers vom 18. Juni 1523 gerichtet — und die ihm deswegen angetane bittere Feindschaft seines Herzogs Georgs des Bärtigen gelassen ertrug. Sein Denkmal ist das älteste der Kapelle, das die individualisierenden Auffassungen der Renaissance verrät. Jahn soll seinem Landesfürsten, der ihn wegen seines Luthertums hart anließ, gesagt haben, er wolle Leib, Gut und Ehre daran wagen, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen — diese ganze Rede liest man noch von den derben, aber charaktervollen Zügen des Mitters ab, der im ersten Seelenkampfe vor dem Vekreuzigten kniet und zu ihm aufsieht, und dieser schaut mit einem ganz eigentümlichen Ausdruck von tröstender Teilnahme zu ihm herunter.

10. Wenn auch nicht an innerer Kraft, so doch an technischer Vollendung des Aufbaues steht am höchsten das Epitaphium Georgs von Schleinitz auf Seerhausen und Schieritz, eines hervorragenden sächsischen Staatsmannes, der 1555, erst vier- undvierzig Jahre alt, starb und doch auf der Inschrift als „dreier Fürsten vornehmlicher Rat“ bezeichnet werden konnte. Welche künstlerische Entwicklung von der in vertiefter Miniatur wie eine mönchische Buchzeichnung gehaltenen Platte des Dominus Conradus (gestorben 1288) in Seußlitz bis zu dieser reichgegliederten, ganz vom Geiste der Renaissance erfüllten, auch architektonisch überaus wirksamen Komposition! Das Grabmal ist neuerdings von Carl Niedner (Wissenschaft. Beilage der Leipziger Zeitung 1904, Nr. 111 und 112) als ein Werk des berühmten Dresdner Bildhauers Christoph Walter (gestorben 1584) erkannt worden, der auch das berühmtere Denkmal des Hugo von Schönburg in Waldenburg und das Dresdner Schloßkapellentor geschaffen hat, das jetzt neben dem Johannem am Jüdenhofe steht. Übrigens ist das Denkmal Georgs von Schleinitz in der Wirkung dadurch sehr beeinträchtigt, daß es zur Hälfte durch die rechte Emporentreppe ver-

deckt ist; auch ist es nur ein sogenanntes Kenotaphium: denn sein Leib wurde in der Dresdner Frauenkirche beigesetzt. Aber es schien doch seinen Hinterlassenen wünschenswert, daß auch in der alten Geschlechtskapelle seiner gedacht werde.

9 und 11. Dieselbe Pietät hat auch für zwei wackre Streiter, die weit von der Heimat für das Evangelium ihr Blut verspritzt und in fremder Erde ruhen, hier Denkmäler errichtet: für Michel von Schleinitz auf Seerhausen, den Hofmarschall und Berghauptmann des Erzgebirges, der 1553 an der Seite seines Kurfürsten Moritz bei Sievershausen fiel, und für Haubold (11), der am 20. Dezember 1562 bei Dreux in Frankreich als ein Parteigänger der Hugenotten den Heldentod starb. Michels Kenotaphium ist links von der Tür, Haubolds Denkmal an der entgegengesetzten Wand an der linken Emporentreppe. Von rührender Schlichtheit, fern von aller Ruhmredigkeit sind die Inschriften. Unter dem Steinbilde des knienden Michel steht: „Nach Christi unsers Herrn Geburt MDLIII ist der gestreng und ehrenfest Michel von Schleinitz in der Schlacht im Ampt Peinen bei Hildesheim erschossen worden, leit zu Sievershausen in der Kirche begraben, ist geschehen den neunnden Tag des Heumanden, seines Alters im XLV Jahr.“

Haubold, eine schlanke, noch ganz jugendliche Rittergestalt, steht aufrecht und schaut auf einen Kreuzifixus hin; daneben sieht man ein französisches Zeltlager und eine Festung. Darunter steht:

Haubold Schleinitz von edlem Stam
Seines Lebens End in Frankreich nam
Drei Angriff geschaen einen Tag,
Im andern bleib er uf der Stat.
Es war sein Eltern ein große Klag,
Die werden ihn sehen an jenem Tag.

Endlich ruht hier der 1594 gestorbne letzte Besizer des Stammhauses, Abraham (12), dessen leider sehr beschädigtes Monument neben dem Haubolds steht, und der 1654 in Zahna bei Meissen gestorbne Oberst Heinrich von Schleinitz (13), dessen reichgegliedertes Denkmal aus schwarzem Holz mit vielen Figuren und bunter Malerei über der Kapellentür befestigt ist.

Eine Schleinitzische Stiftung ist auch die schöne, aus Holz geschmizte, leider meist mit Tuch verhängte Kanzel der Atraskirche. Sie ist im Jahre 1657 durch Felicitas von Schleinitz erbaut worden, die Witwe des 1635 gestorbnen Hans Georg auf Graupzig, der Inspektor der Meißner Landeskirche war. Die Kanzel zeigt in guter Arbeit die Figuren der Stifterin und ihrer Familie in den bunten, malerischen Trachten des siebzehnten Jahrhunderts.

(Schluß folgt)



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Schluß)

24



uf der heiligen alten Grand Place ist es Feiertag. Verschwunden sind alle Blumenstände, bunte Konfettis wirbeln im Spiel mit dem Wind über den großen, rein gefegten Platz, an dessen östlichem Ende in einsamer Größe ein rot und goldner, pflanzenumbauter Altar aufragt. Die alten, uralten Gildenhäuser sehen jung und proßig drein in ihrer glitzernden Goldverbrämung, mit der sich lachend die Sonnenstrahlen küssen.

Von fernher nähert sich die Musik, die getragne, volltönige Kirchenmusik, die

zugleich das Gemüt erhebt und die Sinne erregt. Eine lange, dichtgedrängte Menschenkette zieht sich rings um den großen, leeren, sonnbestrahlten Platz.

Jetzt kommen sie!

Voraus, auf ihren tänzelnden Pferden, die stolzen Guiden, des Königs eitles Leibregiment, und dann die weißgekleideten kleinen Mädchen mit ihren Blumenquirlanden, die lila umschleierten Jungfrauen Christi mit den goldnen Insignien der Kreuzigung, endlich unter schwanfendem Baldachin der von Priestern umgebene Erzbischof mit dem Allerheiligsten. Er besteigt in goldbesticktem Gewande den Altar, er hebt die Arme empor und segnet die alte, heilige, schöne Grand' Place und seine guten Brüssler Kinder. Weit hingestreut über den vom Militär umsäumten freien Platz knien, Schneefioden gleich, die weißen Kinder. Und das Volk, das vor wenig Tagen der Kirche und den verhassten Pfaffen geflucht hat, steht still und schaut mit andächtigen Augen die bunte, festerliche Pracht.

Nur eine rohe Männerstimme durchkreuzt grell diese beschauliche Andacht: Seht die Pfaffen! Die schmutzigen Jesuiten, die ehrlosen Verräter! Unsrer Soldaten beneuzen sie! Unsrer Soldaten im Dienst der schmutzigen Pfaffen — psui! Wer bezahlt sie aber? Ich — und du — und du!

Was will der aufgeregte Mensch? Er kommt zu spät mit seiner Entrüstung. Ungefordert wollen die Brüssler den weishevollen Anblick genießen. Weg mit dem Schreier! Keiner hebt die Hand, den Schutzmann zu hindern, wie er mit schnellem, sicherm Griff den Ruhestörer faßt und ins Rathaus drängt. C'est bien fait! Wie konnte er so verkehrend in die Andachtschauer all der begeistertsten Herzen hinein-schreiten?

Der Priester segnet seine stillen, frommen Kinder.

Gleichgiltig und zurleiden schauen die alten Häuser drein. Daselbe Schauspiel haben sie schon seit Jahrhunderten gesehen, Blut haben sie fließen sehen, Könige sich belustigen und Narren tanzen, nichts überrascht sie mehr.

Die Kirche ist allmächtig! Die Erkenntnis stammt ihnen noch vom Mittelalter her, und sie glauben, seitdem habe sich nichts verändert in der Welt. Wer möchte solchen Glauben auch den alten Häusern der Grand' Place verdenken?

Die Brüssler Kirmes geht an. Auf dem Boulevard du Midi ziehn sich hoch über den Köpfen der Menge Ketten mattleuchtender Papierlaternen über den Fahrweg hin und her. Die jungen Platanen stehn wie Christbäume da, mit kleinen bunten elektrischen Birnchen bespickt. Triumphsporten von Gold und Silber sitzend, mit grell bemalten Holzstatuen, Flaggen und zitternden Transparenten geschmückt, verbergen das bunte Leben der Karussells, der Theater und der Zirkusse. Es ist ein funkelndes Glimmern, ein blechernes Musikgeschmetter den ganzen Boulevard lang.

Scharenweise kommen die Marollens von der Porte de Hal herunter gezogen in dieses Lichter- und Tönenmeer. Sie tragen feurige Papierblumen im Knopfloch, die alten Loufies. Sie fahren auf den barocken Tiergestalten der Karussells durch schwarze Tunnels und über glitzernde Seen, immer rund um. Sie schleßen an den Schießbuden die Tonpfeifen in Stücke, die vor den fragigen Holzgeschütern baumeln. Sie schlagen mit aller Kraft ihrer sehnigen Arme den Hammer des kleinen Lukas, daß die Metallscheibe hoch emporsaust an der langen Stange und oben an der Spitze die Glocke anschlägt. Sie drängen sich in die blißblanken niederländischen Waffelbuden, in denen es brizelt und braxelt von lodendem Fett, reihen sich behaglich in die schmalen Schiffstojen zur Seite der langen Bude und essen salzbestreute „Pommes frites“ für einen Sous mit ihren ungewaschenen Fingern. Überall sind die Marollens, sie sind bei allem die lautesten und die lustigsten, sie, die leichtlebigen Kinder des vergnügungssüchtigen belgischen Volkes.

Das Volkshaus steht leer. Van der Velde spricht nicht mehr. „Unsrer tote Saison“ nennt solche Zeiten, die ihm nicht gefallen wollen, der gebildete Portier.

Der Pouchenellekeller des Windengangs war in andre Hände übergegangen. Die Marionetten stolzerten wieder armschlägelnd über die Bretter, aber Papa Toone lenkte sie nicht mehr.

Der wohnte als seiner Rentier in der Hoogstraat. Er mußte mit seinem Theater nicht allzuschlechte Geschäfte gemacht haben, denn er wohnte jetzt au premier in drei vornehm möblirten Zimmern. Und eine Tochter und Pflegerin hatte er zu sich genommen, der gemüthliche alte Herr.

Fintje lachte und puzte und sorgte für ihn. Mère Marie hatte sie ihm geschickt. Zuerst hatte Fintje sich scheu gesträubt: Ich darf nicht, weil ich schuld an seinem Unglück bin!

Liebe darf jeder jedem erweisen, sie bleibt immer ein köstliches Geschenk, von wem sie auch komme! hatte Mère Marie sie belehrt. Er ist einsam und braucht dich. Es ist köstlich, einem Menschen, der uns braucht, wohlthun zu dürfen. Und hier kannst du nicht immer bleiben. Wir Heilsoldaten müssen jederzeit des Verlesungsbrufes gewärtig sein. Wer weiß, wohin ich befohlen werde. Du bist mir verängstigt in die Arme gelaufen bei der Nacht, ich hab dich schützend an mich gedrückt bis vorübergezogen war, was dich schreckte. Nun mach ich dir die Thür wieder auf, und nun lauf heim, Fintje, denn da, wo du Liebe erweisen und Arbeit verrichten kannst, da ist dein Heim.

Und Fintje war unter heißen Tränen aus den mütterlichen Armen weggelaufen, Papa Toone ihre Dienste anzubieten.

Es ist gut von dir, Kind, daß du eines armen Vaters traurige Einsamkeit theilen willst, hatte Papa Toone weinerlich gesagt, der sein Theater und seine alten Kunden vermißte. Jetzt kommt keiner mehr, sein Glas bei mir trinken, nun lebe ich außerhalb der gebildeten Welt!

Doch kam es bald besser, als er sich gedacht hatte. Täglich mußte Fintje ins nächste Wirtshaus laufen, um Papa Toones dickbauchigen Farokrug füllen zu lassen, denn alte Kunden kamen, um den neugebacknen Rentier auf ein Stündchen zu besuchen. Der legte dann die Arme in den blendend weißen Hemdärmeln breit auf den Tisch, unterhielt seine Gäste voller Leutseligkeit und schenkte ihnen fleißig ein, wie ein rechter Wirt, nur daß er keine Bezahlung mehr verlangte.

Die Freunde nahmen ihn dafür wieder mit in diese oder jene Kneipe, damit sich ihr Heber, alter Herr Direktor nicht allzusehr vom Leben abscheiden und darüber verdroffen und einseitig werden möchte. Papa Toone rührte diese Anhänglichkeit seiner alten Kunden, und er begann sich recht gemüthlich zu fühlen bei dieser neuen bequemeren Lebensweise. Die Menschen sind verschieden angelegt, erklärte er Fintje; der eine frißt seinen Kummer in sich hinein, und der andre hat das Bedürfnis, sich auszusprechen — das bringt ihm Erleichterung, und zu dieser letzten Sorte gehöre ich. Und dann zog er behaglich schmunzelnd mit seinem Getreuen Arm in Arm davon zum Captainje oder in den Jardin rompu.

Fintje empfand es beinahe als eine schmerzliche Enttäuschung, daß sie in Papa Toone nicht einen gebeugten, einsamen Vater zu trösten und zu versorgen hatte. Sie saß viel allein in der wohnlichen Stube und klöppelte. Von einer Nachbarin, die für ein großes Spizengeschäft arbeitete, hatte sie das Klöppeln gelernt, und nun entstanden auch unter ihren stink umherspringenden Fingern die schönen, schwierigen Muster der berühmten Brüssler Spizen, für die das alte Quartier des Marolles einst allein das Monopol gehabt hatte. Papa Toone bot ihr jeden Sonntag gutmüthig an, sie an irgendeinen Vergnügungsort zu führen. Aber trotz ihrer Jugend lauerten Fintjes peinliche Erinnerungen an allen Ecken und Enden. Sie wagte sich nicht auf die Straßen des schönen Brüssels, sie hätte René und seiner jungen Frau begegnen können. Sie fürchtete sich vor dem Bots de la Cambre und seinen großen ernsthaften Bäumen, die eines Nachts René's Versicherung mit angehört hatten: Wir werden einander lieb behalten bis in alle Ewigkeit! Sie scheute sich in den Jardin rompu zu gehn, weil sie befürchten mußte, das alte Lied singen zu hören von der armen Klette Perle Amour.

So blieb sie denn lieber zuhause und wartete auf Domke, wie auch die sorgfältig eingerichtete Stube auf den Sohn Papa Toones wartete. Da stand auf dem Tisch die Lampe mit dem grünen Schirm, und an der Wand standen auf einem feinen neuen Bücherbrett seine Schulpreise, die rot und goldnen Bände und auch alle die unschönen, abgegriffnen Lehrbücher.

Fintje freute sich zugleich auf die Rückkunft Domkes und fürchtete sich vor ihr. Vielleicht war Domke der, der ihr in den Weg laufen mußte, weil er gerade sie nötig hatte zu seiner Wohlfahrt, wie Mère Marie zu sagen pflegte. Papa Toone, der hatte seine Freunde, Domke aber, wenn er aus dem Gefängnis heimkam, hatte niemand — als sie allein.

Verstört und zerrissnen Herzens würde er heimkommen und nicht mehr wissen, wie er sich fortan zum Leben stellen sollte. Sie konnte das mit Gewißheit prophezeien, weil sie Domke genau kannte. Obschon sie früher wenig acht auf ihn gehabt und nicht viel Gedanken auf ihn verschwendet hatte, unbewußt hatte sie sein Wesen doch empfunden, denn jetzt stand es in deutlicher Erkenntnis vor ihr: Domke hatte sie immer geliebt. An all seinen Gedanken, Gefühlen und Plänen hatte sie teil gehabt, Domke gehörte zu den stillen, ungeschickten Menschen, die eigenfönnig, treu und leidenschaftlich in ihren Bestrebungen wie in ihrer Liebe sind, und was sie an Enttäuschungen erfahren, in rachsüchtigem Grimm in sich hineinfressen. Daß sie, die er lieb hatte, von ihm weglassen und sich soweit erniedrigen konnte, eines Reichen Maitresse zu werden, das hatte dem schwerfälligen, feinfühligem Domke das Leben und die Zukunft vergiftet, und er hatte sich an dem rächen wollen, der ihm sein Kleinod weggenommen hatte, wie er sich schon damals an Jan l'Grand zu rächen getrachtet hatte, als der Fintjes Bewunderung von ihm abzog. Darum fürchtete sie sich jetzt vor ihm, wengleich sie darauf brannte, an ihm gut zu machen, soweit sie konnte. Er hatte sie wohl auch jetzt noch nötig, der unbeholfne Domke, und die festgewurzelte Liebe hatte er trotz allem Groll gewiß nicht ganz aus dem Herzen zu reißen vermocht. Würde er sich freuen, wenn er sie hier im Hause fände?

Je näher der Termin seiner Heimkehr heranrückte, desto unruhiger wurde sie. Täglich wuschte sie mit sorglicher Hand den Staub in seinem Zimmer ab.

Auch Papa Toone sah des Sohnes Heimkunft mit gemischten Gefühlen entgegen, und er ging noch häufiger als bisher mit seinen Getreuen aus.

Und eines Tages gegen Abend kam Domke heim. Im grauen Dämmerlicht schob sich seine schmale, verzogne Gestalt geräuschlos zur halböffnen Tür herein.

Guten Abend, Vater!

Mit einem zurückgedrängten Schrei der Bestürzung fuhren sie beide auf, der Vater und Fintje. Der Helmgekehrte aber sah nur auf Papa Toone, Fintje wollte er nicht bemerken.

Der verlegne Vater geleitete ihn unter vielen polternden Reden in die hübsche Stube, die er ihm zugebacht hatte.

Domke, verstört und mürrisch, antwortete dem Redseligen mit keinem Wort, und der Alte stahl sich bald verlegen zu den wartenden Freunden davon.

Es war, wie Fintje heimlich befürchtet hatte: krank und gebrochen an Leib und Seele war Domke heimgekehrt.

Er saß in seinem Zimmer hinter dem Tisch, die Lampe zündete er nicht an. Nun mußte sie allen Mut zusammenraffen und zu ihm hineingehn mit der eiskalt hergestellten Abendmahlzeit.

Aber Domke stieß das Essen zurück. Braantwein wollte er haben. Er bat nicht darum, er fuhr Fintje an wie eine verachtete fremde Dienstmagd. Sie lief gehorsam über die Straße und kam mit der verlangten Flasche zurück, die sie stumm vor ihn hinstellte. Sie wußte, daß seinem schwächlichen Körper das scharfe Getränk Gift war, wagte aber kein Wort der Einrede.

Dann setzte sie sich wieder in die andre Stube hinüber und wartete klopfenden Herzens darauf, daß Papa Toone endlich heimkommen und sich zu dem Einjamen

an den Tisch setzen möchte. Aber als Papa Toone endlich wiederkam, hatte Domke sich eingeschlossen.

Am folgenden Tage wurde es nicht besser. Der Vater scheute sich vor dem Sohn, und der Sohn vor dem Vater. Papa Toone machte sich feige davon in gemüthlichere Gesellschaft und kümmerte sich nicht weiter darum, daß der Kranke sich vollends durch Fasten und Brantweintrinken zugrunde richtete.

Also mußte Fintje ihre ganze Kraft aufbieten und sich Domkes Willen entgegenstemmen.

Er hatte ihr die Flasche hingestoßen mit zitternder Hand.

Da lauf, laß sie füllen!

Fintje aber nahm die Flasche nicht. Sie atmete tief auf und sah den elenden, zitternden Menschen an.

Ich hol dir keinen neuen mehr!

Mit blutunterlaufenen Augen starrte Domke vor sich hin.

Marſch, voran! mahnte er heiser.

Ich tuß nicht, Domke.

Dann hol ich ihn selber, drohte Domke und griff nach der Flasche. Nun, wirds bald, du saule Dirne?

Aber immer noch blieb Fintje regungslos stehn.

Da bewegte er sich auf die Thür zu.

Domke, ich bitte dich, geh nicht, tuß nicht. Ich leids nicht, schrie Fintje. Du wirfst dich zugrunde richten, wenn du es so weiter treibst!

Was geht dich das an? höhnte Domke, und er lachte verächtlich.

Er war schon auf dem Gang, aber Fintje schlüpfte ihm voraus und verstellte ihm den Weg.

Ich lasse dich nicht gehn, und wenn du mich schlägst! Ich lasse dich nicht zum Hause hinaus!

Er stupte einen Augenblick und sah sie hilflos an.

Marſch, weg da! drohte er wieder, aber ohne Kraft in der Stimme.

Nun legte Fintje ihm beschwörend die Hand auf den Arm. Ach, Domke!

Er wick unter dem Druck ihrer Hand einen Schritt zurück. Sein Gesicht verzerrte sich häßlich. Er streckte den Arm aus und tastete mit unsicherer Hand nach ihrem Gesicht und ihren Haaren.

Seiner zudringlichen Hand ausweichend, sank sie in die Knie. Was willst du, Domke?

Dich streicheln — wie du es doch gewohnt bist — so eine wie du — nun, sperr dich nicht so, du Heuchlerin —

O, Domke, du hast mich also kein bißchen mehr lieb, daß du mich so schmachvoll kränken kannst? schluchzte Fintje verzweifelt.

Domke horchte einen Augenblick mit vorgebeugtem Kopf auf dieses wehe Weinen. Dann versuchte er zu lachen, ein Lachen, das ihm im Halse stecken blieb, und dann taumelte er in seine Stube zurück, deren Thür er hinter sich ins Schloß warf.

Fintje blieb liegen, wo sie in die Knie gesunken war. Sie lehnte sich müde und gebrochen gegen die Wand.

Wie schwer die Aufgabe war, ein Unrecht zu sühnen an einem Menschen, der sie so tief verachtete und so rücksichtslos demüthigen konnte wie Domke, das hatte wohl auch Mère Marie nicht gewußt. War das die Strafe dafür, daß sie den Erlöser hatte spielen wollen für einen ganzen Haufen Glender, sie — Fintje? Aber hatte nicht Jan l'Grand zu ihr gesagt: Tapfere kleine Mädchen können wir wohl brauchen in dem großen Kampf? Sie hatte ihn wohl falsch verstanden! Nicht auß offene Schlachtfeld hinaus, wo sich die Streiter Ehren und Ansehen eringen, sollen die kleinen Mädchen laufen, in versteckten Winkeln sollen sie auf ihrem Posten aushalten und schweigend kämpfen ohne Waffengeklirr und Angriffsmusik, standhaft und demüthig. So viel Kraft trauten die beiden großen, klugen Menschen ihr zu? Ob Jean de Groot und Mère Marie sich nicht in ihr täuschten?

Es blieb still in Domkes Stube, den Branntwein hatte er sich nun doch nicht geholt. Ob er jetzt endlich dem entkräfteten Körper nachgegeben hatte und auf seinem Bett zusammengebrochen war? Sie hielt jetzt Wache hier vor seiner Thür, aber zu ihm hinein ging sie nicht wieder.

26

Endlich hatte sich Domke seines Vaters Wunsch, einen Arzt herbeizurufen, gefügt. Der joviale Herr unterhielt sich prächtig mit Papa Toone, nickte verständnisvoll bei der Untersuchung des fiebernden Kranken und stellte Zintje ohne weiteres als Pflegschwester an.

Zintje saß am Bett, erneuerte dem Fiebernden die kalten Umschläge, wachte halbe Nächte bei ihm und freute sich beinahe der langen Bewußtlosigkeit des Kranken. Sie hatte es an sich selbst erfahren, wie so eine Krankheit erlösend auf den Menschen wirkt, wenn er sich nicht mehr zurechtzufinden weiß im Leben. Wie ein neuer Mensch würde Domke aus diesem schweren Fieber erwachen, und die Zeit seiner Gefangenschaft würde plötzlich weit zurückliegen in seinem Gedächtnis, das Leben aber sich unermesslich, wie unbetretenes Land vor ihm ausdehnen. Dann mußte die Frage, wie er es fortan mit diesem Leben halten sollte, an ihn herantreten.

Zintje grübelte angestrengt über diese Frage: Was wird Domke nach der Genesung beginnen? Dichten mußte er wieder, daraufhin hatte er all die Jahre lang gelernt, das würde ihn wohlthätig hinüberlenken von seinen verletzten Gefühlen auf erdichtete Leiden und Freuden.

Sie bat Papa Toone, dem Sohne zuzusprechen, daß er wieder Theaterstücke schreiben möchte für die alten Marionetten, die wenn auch unter andrer Leitung, doch weiterlebten und weiterspielten im alten Pouchenellekeller.

Ah, Domke wollte dem Dichten nichts mehr wissen. Er strich mit den abgemagerten Händen über die Bettdecke und schüttelte traurig den Kopf.

Ich — dichten? Nein, damit ist es nun vorbei.

Mit dem Dichten war es vorbei? Zintje senkte den Kopf tiefer über ihre Klöppelarbeit, während die Tränen ihr in den Schoß tröpfelten. Sie saß am Fenster, und das Licht fiel voll auf ihr Haar, sodas es wie Feuer leuchtete.

Domkes Augen ruhten stetig auf Zintje, wenn sie dort am Fenster saß; nur wenn sie den Kopf hob, um nach ihm zu sehen, wandte er den Blick hastig ab.

Er schien sich an ihre Gegenwart gewöhnt zu haben, wie sich Kranke an die Dinge gewöhnen, die ihren Blicken immer wieder begegnen, wenn sie die müden Augen nach den langen Fieberträumen wieder öffnen.

Einmal, in der verschwiegne Dämmerung, richtete er sich auf dem Ellbogen auf. Zintje, Jan l'Grand wars ja nicht, dem du nachgelaufen bist! Irgendein Fremder, der dir schöne Dinge versprach, hat dich beseffen. Warum hast du ihn nicht ins Gesicht geschlagen, den verdammten Reichen? Du tatest doch sonst so stolz und verächtlich erhaben über Nelleke Perle Amour. Warum hast du es denn getan? Nur um der Kleider und Blumen und all der bestechenden Frauendinge willen?

Nein, weil ich ihn lieb hatte, sagte Zintje leise und fest, und der Kranke ließ sich wieder zurückfallen und fragte sie nicht weiter.

Was konnte er denn beginnen? Welche Arbeit möchte ihm zusagen? Zintje grübelte und grübelte. Sie sah die geschickten, gebulbigen Hände des schwächlichen Knaben wieder vor sich, wie er hinter dem Tisch saß und an den Marionetten herumbastelte. Bei der Arbeit war er immer zufrieden gewesen. So eine feine, geduldige Beschäftigung mußte sie ihm ausfindig machen, dem armen Onkelschen, das nicht mehr an seinen Puppenkindern herumdoßtern konnte.

Während Zintje grübelte, schlug die alte Kuckuckuhr an der Wand. Der kleine blaue Vogel verneigte sich unausgesetzt und rief eine Stunde aus, die mit dem Stand der Sonne stark im Widerspruch stand. Die alte Kuckuckuhr hatte bei dem Umzug aus dem Pouchenellekeller in die Rentierswohnung wohl Schaden gelitten. Sie muß repariert werden, sagte sich Zintje. Aber der nächste Uhrmacher wohnt weit —

Plötzlich ging ein Leuchten in ihren nachdenklichen Augen auf. Domke mußte die Uhr reparieren! Das war eine Arbeit für ihn. Sie sah ihn schon im Geiste hinter dem Tische sitzen, auf dem die Lampe brannte, und sah die geschickten Finger all die kleinen Räder berühren. Domke mußte bei einem Uhrmacher in die Lehre gehen. In der Hoogstraat konnten sie wohl einen Uehrendoktor brauchen!

Sie aber durfte ihm nicht mit dem Vorschlag kommen. Selbst mußte er den Gedanken fassen. Überlistet mußte er werden wie ein eigensinniges Kind.

Wie er schlief, schlich sie an sein Bett und nahm seine große Tombaktafchenuhr vom Nagel an der Wand, schlug die Kapsel von dem Räderwerk zurück und stach rücksichtslos mit ihrer Nadel hinein. Dann stahl sie sich wie eine Verbrecherin an ihren Platz zurück.

Domke wurde es bald gewahr, daß seine Uhr stehn geblieben war. Nun sah er zum erstenmal eifrig über eine Arbeit gebückt in seinem Bett. Geduldig baustete er an dem Räderwerk herum.

Bringst du es wirklich zustande, Domke? Die Ruckuhr ist auch krank, wenn du der auch wieder aufhelfen könntest?

Vater und Sohn hatten eine wichtige Besprechung. Domke war ein kluger Gedanke gekommen. Es fehlte dem Quartier des Marolles ein geschickter Uhrmacher, und er selbst würde nicht übel Lust zu diesem stillen, künstlichen Handwerk verspüren. Der gutmütige Papa Toone, erfreut über diese erste lebensfreundliche Regung seines Sohnes, war gleich zu einem Geldopfer bereit und baute die gesälligsten Lustschlösser von einem zukünftigen großen Uhrengeschäft. Domke dagegen verlor nicht viel Worte, wie das seine Art war.

Fintje wurde nicht um Rat gefragt bei dieser Zukunftsberatung der beiden Männer. Sie sah über ihre Arbeit gebeugt und sah mit glücklichem Lächeln auf ihr schönes Spitzenmuster hinab.

Auf dem Tische brannte die grünbeschilderte Lampe. Sie warf ihren freundlichen Strahlenkranz über die Tischplatte, auf der die metallenen Werkzeuge, die Uhrgehäuse und die zackigen Rädchen funkelten, und auf die mageren, vorsichtig arbeitenden Hände des kleinen Uhrendoktors, den sie im Quartier des Marolles den Uhrenoomke hieß.

Rings an den Wänden tückten die großen und die kleinen Uhren, die kranken und die schon genesenen ihr traulich eintöniges Lied. Das Uhrenonkelen kannte und verstand sie alle. Fintje wuschte täglich mit leichter, sorgfältiger Hand den Staub von den Gehäusen. Die altersschwachen, schlecht behandelten Ruckuhren hatten es einmal in ihrem Leben gut, so lange sie im Lazarett ihres Doktors weilen durften.

Noch ein zweites Händepaar arbeitete im Schein der Lampe. Domke sah es gern, wenn Fintje des Abends mit ihrem Klöppelkissen ihm gegenüber am Tische saß.

Fintje arbeitete mit rastloser Emsigkeit. Vom Nebenzimmer her schallte die dröhnende Stimme Papa Toones, der sich mit seinen Getreuen beim Kartenspiel vergnügte. Die Sticht in den Füßen hinderte ihn jetzt häufig am Ausgehen; dann mußte Fintje laufen, den Farokrug in der Wirtschaft füllen zu lassen. Papa Toone war kein Rechenkünstler, er machte sich nicht klar, daß er nur dank Fintjes mühsamem Verdienst noch imstande war, den dickbauchigen Krug so häufig füllen zu lassen. Der joviale Rentier hatte seine Freunde gar zu oft freigehalten beim „Captainje“ und „Al Armitte,“ und die Etablierung des Sohnes als Uhrmacher hatte in sein kleines Kapital vollends eine bedenkliche Breche gerissen. Und Domke war ein zu pünktlicher, heikler Arbeiter, als daß er aus seiner Zeit viel Geld hätte schlagen können. Da war es denn gut, daß Fintje die Haushaltungskasse in Händen hatte und deren Fehlbetrag mit dem Erlös ihrer Hände Arbeit ergänzen konnte. Sie war bescheiden geworden. Den beiden unpraktischen Männern unentbehrlich geworden zu sein, sich für sie abmühen zu dürfen, tagüber mit Ruhen, Kochen, Bedienen und noch bis in die Nacht hinein mit Klöppeln, das hieß Fintje d'el

Trap, die so hoch hinaus gewollt hatte und ein Sehnen nach dem Schönen, Strahlenden, Glanzvollen der Märchenwelt in sich getragen hatte, das hieß sie jetzt Glüd.

Domke hob den Kopf und sah die stetige Arbeiterin ihm gegenüber prüfend an. Er hatte ein geheimes Wohlgefallen an dem schönen, weichlinigen Gesicht, das sich unverwandt auf das Klöppeltissen niederbeugte.

Nun laß es gut sein, Zintje. Nach endlich Feierabend!

Er streckte ihr die Hand hin über den Tisch. Sie ließ hastig von der Arbeit ab und lächelte dankbar bei dem anerkennenden Händedruck.

Du bist doch ein liebenswürdiges, anmutiges Geschöpf, jagten Domkes Augen, vielleicht bringe ichs fertig, über den dunkeln Punkt in deinem Leben hinwegzusehen!

Und Zintje lächelte dankbar für so viel Großmut.

Kleine Mädchen müssen bescheiden sein!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die Handelsverträge sind unter Dach und Fach, die Kanalvorlage ist es ebenfalls, denn im Herrenhause wird sie nicht scheitern, damit sind nicht nur zwei Fragen ersten Ranges für Deutschland und Preußen gelöst, sondern — was mindestens ebenso wichtig ist — es sind auch zwei Streitpunkte aus der Welt geschafft, die unser politisches Leben lange schwer belastet haben. Da die Zolltarif- und die Handelsvertragsfragen aller zwölf Jahre wieder auflieben und schon vor Ablauf der Periode auf deren letzten Abschnitt ihren Schatten werfen, so handelt es sich bei diesen tatsächlich mehr um einen langen Waffenstillstand als um einen Frieden. Darum hat fast keine Partei unterlassen, an das Ende dieser Frist ihre Hoffnungen zu knüpfen: die Linke, indem sie noch einmal das Freihandelsgepöhl heraufbeschwor, die Sozialdemokratie, indem sie dem „Buchertarif“ fluchte, innerlich aber froh war, daß die Mehrheit des Reichstags den sozialdemokratischen Wählern die Erhaltung ihrer Arbeitsgelegenheit sicherte; die agrarische Rechte, indem sie die recht großen Errungenschaften der neuen Verträge als „Abschlagszahlung“ schmunzelnd entgegennahm. Herr von Oldenburg, ihr Sprecher, versicherte mit einer kleinen Verbeugung gegen den Reichskanzler, daß Graf Bülow nach zwölf Jahren an der Spitze des Bundes der Landwirte den Reichstag aussetzen werde. Aber auch die agrarischen Bäume pflegen nicht in den Himmel zu wachsen, und Prophezeiungen über das, was nach zwölf Jahren sein wird, sind eitel. Vor allen Dingen wird es jetzt darauf ankommen, ob die Konservativen entschlossen auf den Boden der völlig veränderten politischen Lage treten, die durch die Annahme der Handelsverträge und der Kanalvorlage für sie geschaffen ist. Das Verhalten des größten Teils der Konservativen — auch noch bei der Abstimmung über die Kanalvorlage — war ein politischer Fehler, der sich nur mit dem Verhalten der Fortschrittspartei zu der Militärvorlage der Konfliktjahre vergleichen läßt. Solche Fehler aber darf eine Partei, die sich als regierungsfähig erweisen will, nicht machen, die unabweißbare Folge ist seit vielen Jahren das Sinken des konservativen Einflusses in unserm gesamten Staatsleben gewesen. An lehrreichen Vorgängen solcher Art ist die neuere Geschichte wahrlich auch sonst nicht arm: so haben die Deutschen in Osterreich durch das Verhalten ihrer Führer in der bosnischen Okkupationsfrage die Stellung des Deutschtums nicht nur schwer geschädigt, sondern die ehemalige Hegemonie im Kaiserstaate fast unwiederbringlich verloren.

Für unsere Konservativen liegt nun allerdings die Erklärung ihres Verhaltens darin, daß sie durch ihre ursprüngliche Stellung zur Kanalvorlage dem mit den Handelsverträgen von 1892 beschrittenen Wege ein Ziel setzen wollten. Eine heute

in Vergessenheit geratene Rede des Fürsten Hohenlohe aus dem Jahre 1899, worin er ausführte, daß Deutschland ausgehört habe, Agrarstaat zu sein und Industriestaat geworden sei, tat das übrige, um den latenten Gegensatz der preussischen Konservativen zu dem damaligen Reichskanzler neu zu beleben. Dieser Gegensatz beruhte auf der innern Anschauungsweise des Fürsten Hohenlohe. Die jüngst begonnene Veröffentlichung aus seinen hinterlassenen Briefen und Papieren tut dar, daß ein solcher Gegensatz der Anschauungsweise bei ihm schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, im allerersten Anfange seiner preussischen Staatslaufbahn, vorhanden gewesen ist. Als der Fürst fünfzig Jahre später, gereift durch die Erfahrungen eines langen politischen Lebens, an die Spitze des Reichsdienstes und des preussischen Staatsdienstes gerufen wurde, war er innerlich derselbe geblieben, die preussischen Konservativen aber waren es im wesentlichen auch. In diesem öffentlich unausgesprochen gebliebenen Gegensatz ist eine ganze Reihe von Umständen enthalten, die auf die Gestaltung unsrer innern Lage bestimmend, wenn auch wenig erfreulich eingewirkt haben. Ein Hohenlohe war schon 1415 im Dienste des ersten Hohenzollern in der Schlacht am Krummer Damm gegen den märkischen Adel gefallen, innerhalb fast eines halben Jahrtausends ist der Prägestempel, wenn auch modernisiert, so doch in der Hauptsache unverändert geblieben. Den preussischen Konservativen war und blieb der preussische Ministerpräsident „ein Fremder.“ Die warme und von tiefer, aufrichtiger Verehrung getragene Sympathie, die er seinem großen Vorgänger unbeeinflusst durch wechselnde Stimmungen und Strömungen bewahrte und öffentlich bekundete, hatte ihm vielen Beifall in den mittlern Volksschichten erworben, die preussischen Konservativen gewannen er auch dadurch nicht. Man hat sich seinerzeit erstaunt gefragt, wie Fürst Hohenlohe als Statthalter der Reichsländer darauf gekommen sei, den jetzigen Staatssekretär in Straßburg und damaligen Polizeipräsidenten in Frankfurt am Main, Herrn von Koeller, einen altpreussischen Konservativen, als Unterstaatssekretär des Innern nach Straßburg zu berufen. Der Fürst hat sich gelegentlich damals wie folgt ausgesprochen: er habe der unaufsichtlichen Anfeindung durch die preussischen Konservativen, die ihm den Statthalterposten, auf den er ohne sein Zutun berufen worden sei, nicht vergeben könnten, damit ein Ende machen wollen. Entweder bewähre sich Herr von Koeller, der ihm vom Oberbürgermeister Miquel in Frankfurt sehr warm empfohlen worden sei, dann sei es gut, und die Konservativen könnten durch die Berufung eines der ihrigen auf einen so wichtigen Posten nur befriedigt sein. Oder er bewähre sich nicht, dann hätte die Partei ihren Willen gehabt und den Bewels erbacht, daß sie nichts könne, wenigstens im Elsaß nichts könne. Mir hat diese Argumentation damals zunächst keinen überzeugenden Eindruck gemacht, später habe ich sie als einen Zug aus dem Gesamtbilde eines jahrhundertalten Gegensatzes wohl verstanden.

Dem jetzigen Reichskanzler gegenüber hatte die konservative Partei insofern von vornherein eine andre Stellung, als erstens den Namen Bülow eine große Tradition im preussischen Staats- und Heeresdienst umgab, zweitens man hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte, den neuen Reichskanzler während der Zeit seines Staatssekretariats ungeachtet der von ihm beobachteten großen Zurückhaltung genauer kennen zu lernen. Bei dem starken Bedürfnis nach einem Manne des Vertrauens war man froh gewesen, als Nachfolger des Herrn Marschall einen Diplomaten zu erhalten, dem der Ruf großer Geschicklichkeit und einer glücklichen Hand vorausging, der persönlich wie auch durch seine Familie und deren Tradition nicht als Fremder anzusehen war, und dem für intimere Kreise auch die persönliche Wertschätzung des Fürsten Bismarck und des Grafen Herbert Bismarck zur Seite stand. Beide hatten, wenn sie nach einem Nachfolger für Herrn Marschall befragt wurden, in erster Linie auf Herrn Bülow hingewiesen. Sein Vater stand in dem Bismarckschen Kreise wie auch im Reichstage in gutem Andenken, er war in schwierigen Situationen der Vertrauensmann und treue Berater Bismarcks gewesen. Für die breitem Schichten aber umgab und umgibt den Namen Bülow die Gloriette des Generals Bülow-Dennewitz, den König Friedrich Wilhelm der Dritte vielleicht besser

Bülow-Großbeeren genannt hätte, denn wenngleich Dennewitz die schwierigere und ruhmvollere, so war Großbeeren doch die unerfrohnere Tat. Zu beiden gestellt sich die hervorragende Führung des Bülow'schen Korps in dem großen Flankenstoß bei Belle-Alliance. Im Volksmunde lebt der General Bülow-Dennewitz neben York. Sein Wort: „Unsre Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht hinter Berlin,“ als er gegen die Vorkämpfer des unzuverlässigen Kronprinzen von Schweden den Rückzug hinter die Spree ablehnte und dem von Trebbin her anrückenden Feinde entgegenging, ist ihm namentlich in Berlin und bei den Berlinern unbergessen geblieben und hat um seinen Namen einen Schimmer der York'schen Unbeugsamkeit „scharf wie gehacktes Eisen“ gesponnen. „Das York'sche Korps“ ist auch heute noch der höchste Ruhmes- und Ehrentitel im preußischen Heere. Daß auch den Namen Bülow ein lichter Schimmer dieses Ruhmeskranzes umleuchtet, ist für die Masse der Bevölkerung auch dem jetzigen Reichskanzler zustatten gekommen, es war ein Nichtstraß, der auf seinen Eintritt in das Amt fiel und die Schwelle freundlich beleuchtete. Wer — wie Graf Bülow — den Wert der Imponderabilien im öffentlichen Leben versteht, wird auch diesen Umstand zu schätzen wissen, so gering auch immerhin die direkten verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Bülow der Befreiungskriege sein mögen. Der Volksgedanke hält sich bei genealogischen Schwierigkeiten nicht auf. Ihm genügen die drei Siegeszeichen: „Großbeeren, Dennewitz, Planchenoit,“ mit dem Namen Bülow den Begriff des Sieghaften zu verbinden, und bis jetzt ist, gottlob, dieses Volksempfinden nicht enttäuscht worden.

Graf Bülow ist als homo novus in die innere Politik hineingekommen. Einerseits war es für ihn gewiß eine große Erschwerung, daß er bis dahin der innern Verwaltung völlig fern gestanden hatte, andererseits aber eine große Erleichterung, weil er an alle Fragen, an alle Parteien und Personen in voller Unbefangenheit herantreten konnte, durch keine Rücksicht gehemmt als durch die historische Tradition des Staats und durch die Erreichbarkeit des ins Auge gefaßten Ziels. Keine langjährigen Parteikämpfe, keinerlei persönlich zugespißte Gegensätze beengten seinen Weg. Dem ersten Reichskanzler hatte es seine innerpolitische Arbeit in hohem Maße erschwert, daß er bis an sein Lebensende auf dem Boden des Gegenjahren zu der Bewegung von 1848 stand. Die Parteien und Personen, mit denen er seit dem vereinigten Landtage von 1847 her gerungen hatte, waren und blieben seine Gegner, oft unter scharfer persönlicher Zuspitzung. Mit Haß und Mißtrauen war er 1862 empfangen worden, bis in die unmittelbarste Nähe des Throns hatte er um seine Stellung täglich neu zu kämpfen gehabt, die hochgehenden Leidenschaften der Konfliktjahre vertieften die Klüft, die ihn von dem größten Teile der Landesvertretung, von weiten Volkskreisen, ja sogar von den einflußreichsten Persönlichkeiten der königlichen Familie trennte. Er war schon Veteran des politischen Kampfes, als er in das Amt trat, die heißen parlamentarischen und publizistischen Schlachten bis zum Frühling 1866 fügten Narbe auf Narbe hinzu. Bei der Enthüllung des Berliner Bismarckdenkmals hat Graf Bülow diese Situation treffend gezeichnet. Bismarck war für die Monarchie, war für den Staat der Retter in einer verzweifeltsten Lage gewesen — „als der Griechen Schiffe brannten, war in deinem Arm das Heil“ —, er hatte seine Persönlichkeit gegen alle Unbill des Tags einsetzen müssen. Da verstand alle Weichheit aus ihm, die dem gemütvollen Manne ursprünglich eigen war und ihm dann nur in seinen Beziehungen zu seiner Familie und einem sehr engen Kreise erhalten geblieben ist. Stahlhärte trat an ihre Stelle, der Volksmund machte den „eisernen Kanzler“ daraus. Graf Bülow steht zu Bismarck ungefähr in dem Verhältnis wie Molke zu Gneisenau. Molke begnügte sich, in der eroberten Stellung des Feindes zu schlafen, Gneisenau rastete nicht, bevor er den Gegner vernichtet wußte. Der eine begnügte sich mit der Niederkämpfung, der andre erprobte die Zerreibung. Eine Verfolgung, wie die bei Belle-Alliance, lag nie in Molkes Art, er liebte nichts, was sich mit elementarer Gewalt entladend der Berechnung entzog. Bismarck war der gefürchtete politische Gegner, gefürchtet sowohl

durch seine persönlichen Eigenschaften, seine Überlegenheit, seine Kraft, als auch durch das rücksichtslose Einsetzen aller in seiner Hand liegenden Mittel des Staats für seine Ziele. Graf Bülow ist sogar Nebel gegenüber noch niemals aus der Rolle des nur sachlich fechtenden Staatsmannes herausgetreten. Persönliche Gegnerschaft liegt ihm fern. Er hat sie bisher von niemand im Parlament erfahren, er hat sie gegen niemand geübt. Er ist nicht der Achill der parlamentarischen Schlacht, nicht der Telamonier des staatlichen Heeres. Er treibt nicht seine Gegner zur Karreestellung zusammen, um sie in dieser durch einen niederschmetternden Angriff zu vernichten, er versteht es, ihre Reihen vor der Schlacht zu schwächen. Seine Methode ist nicht die heroische Bismarcks, dazu sind auch die Zeiten und die Verhältnisse nicht angetan, aber er kommt auf seine Art auch zum Ziele. Bismarck hat die Knoten durchgehauen, Bülow löst sie auf. Sein Haupthilfsmittel dazu ist — die Geduld. Bismarck hat in den letzten Jahren seines Lebens oft den Ausspruch wiederholt: Ein Staatsmann muß warten können! Ungebuld kommt meist immer nur dem Gegner zustatten. Bülow versteht es meisterhaft, zu warten und den Gegner, den er in der Rüstung vielleicht nicht zu bezwingen vermag, unzustimmen und weich zu machen. Man hat in den letzten Wochen viel von dem „Glück“ des Grafen Bülow gesprochen. Der Ruf einer glücklichen Hand ging ihm ja voraus, aber sonst ist sein Glück nicht größer, als das Bismarcks beim Tode Friedrichs des Siebenten von Dänemark war. Auch der genialste Staatsmann oder Feldherr bedarf des Glückes zu seinen Erfolgen, im übrigen wollen wir mit diesen selbst zufrieden sein und dem Auslande das Kopfzerbrechen überlassen, ob mehr Glück oder mehr Genie des Reichskanzlers uns dazu verholfen habe.

Sein Februar-Doppelsieg hat zu einer großen Wendung der innern Lage geführt; mögen die Parteien, die an dem Wachsen und Gedeihen des Vaterlandes ein Interesse haben, diese Wendung geschickt benutzen und ausnutzen. Unse Staatspolitik hat, wenn auch vielleicht noch nicht in allen Fragen der einzelnen Ressorts, das große freie Fahrwasser der Bismarckschen Politik wieder erreicht, die Wendung von Caprioli zu Bismarck ist vollzogen, und für die Parteien gilt fortan, was Bismarck bei den Parizer Verhandlungen 1877 zu Wenigen sagte: „Ich liege mit dem Dampfer an der Station und warte auf Ihr Einsteigen.“ Der Segen des Kanals und der Handelsverträge muß zunächst darin bestehen, daß sie uns eine starke und zuverlässige nationale Mehrheit in die Parlamente bringen. Ist erst das Heer da — der Führer wird ihm nicht fehlen. *§*

Die russische Verfassungsfrage. In Rußland wirkt die faulige Gärung weiter, sie breitet sich aus, sie greift tiefer, sie lähmt weitbin die Industrie und den Verkehr, aber nirgends kommt es zu einer energischen revolutionären Erhebung; denn Rußland ist trotz allem Absolutismus nicht im entferntesten so zentralisiert wie Frankreich, weder Moskau noch Petersburg ist in dem Sinne maßgebend wie Paris, die großen Mittelpunkte sind voneinander zu weit entfernt, und die Elemente, von denen die Bewegung getragen wird, wirken nicht zusammen, denn sie hat zwei Ausgangspunkte und geht nach zwei Richtungen. Die Ausstände der Fabrikarbeiter, die beiläufig auch erkennen lassen, welche bedeutende Industrie in Rußland doch aufgekommen ist, haben ein rein soziales Ziel, die Verbesserung der Lage der Arbeiter, und dieses Ziel bringt die Arbeiter mit dem Unternehmertum, also einem Teile der „Intelligenz“, in Gegensatz; die „Intelligenz“, die Vertreter der Wissenschaft, der höhere Bürgerstand, ein Teil des Adels, will vor allem eine politische Reform, eine Verfassung. Die große Masse des Volks aber, die Bauernschaft, bleibt völlig teilnahmslos oder erwartet eine Besserung ihrer Lage von der zarischen Autokratie. Man sage nun nicht, die „konstitutionellen“ seien höchstens zwei Millionen von hundert Millionen, lämen also nicht besonders in Betracht. In Betracht kommt überall die lebendige Kraft.

nicht die stumpfe Masse, und das Schickal eines Volks hängt nicht von dieser, sondern von seinen führenden Ständen ab. Die osmanischen Türken sind nach dem Urteil aller Kundigen ein durchaus tüchtiges Volk, brav, fleißig, zuverlässig und bei den bescheidensten Ansprüchen unübertreffliche Soldaten, aber sie haben keine Aristokratie, und darum ist ihr Reich im Verfall. Ob die russischen Bauern eine Verfassung wollen oder nicht, das ist gleichgiltig; wenn die Gebildeten sie ernstlich wollen, so wird sie kommen, so oder so, denn eine Regierung, die sich in dauernden Widerspruch mit den gebildeten Ständen setzt, ist unhaltbar; das zeigt alle Geschichte. Man sage auch nicht, die Hauptsache sei dort Reform der Verwaltung; für eine Konstitution sei das russische Volk noch nicht reif. Gewiß ist das erste richtig, aber zur Ausführung solcher Reformen bedarf es, wie die russische Bureaucratie nun einmal ist, der Mitwirkung des Volks, und für eine solche werden die Russen doch wohl so reif sein wie die eben erst der türkischen Knechtschaft ent-rissenen Bulgaren; jedenfalls wird unter der Autokratie kein Volk reif für die Freiheit, sondern nur in der Freiheit. Die Russen haben gewiß noch eine schwere und lange politische Schule vor sich, aber etwas so Neues, Unerhörtes, wie die Anhänger des Absolutismus es darzustellen lieben, ist der Verfassungsgedanke in Rußland gar nicht, und die zarische Autokratie ist gar nichts Urrussisches. Sie ist vielmehr fremden, mongolischen, orientalischen Ursprungs; der Großfürst von Moskau ist Herr von Rußland geworden als der Generalsteuereinnahmer des absoluten Mongolenhans, und die gegenwärtige Autokratie ist die Schöpfung Peters des Großen, also nur etwa zweihundert Jahre alt. Vorher sind die Bojaren, die Lehnleute des Zaren, zeitweilig zu einer „Landesversammlung,“ einem Semskij Sobor, berufen worden, zuweilen mit Vertretern der Geistlichkeit und der Städte; ein solcher Semskij Sobor hat am 7. Februar 1613 nach langem Bürgerkriege die Romanows erhoben, die Vorfahren der gegenwärtigen Dynastie Holstein-Gottorp (seit 1762), und erst seit Peter dem Großen erlosch die Institution tatsächlich, nicht anders als die französischen Etats généraux seit 1614, die 1789 auch wieder auflieben. Auch der moderne Verfassungsgedanke ist in Rußland nichts ganz Neues. Alexander der Erste hat ihn ernsthaft erwogen und 1821 einen ausführlichen Entwurf dafür aufstellen lassen, eine Konstitution war das Ziel des Militäraufstands der „Delabristen“ von 1825, und als die nihilistische Bombe am 13. März 1881 Alexander den Zweiten, den besten und gütigsten Herrscher, den Rußland jemals gehabt hat, zerriß, da lag die ausgefertigte Verfassungsurkunde zur Unterschrift in seinem Kabinett. Auch jetzt taucht der Gedanke des Semskij Sobor neben andern administrativen Reformen wieder auf, sogar im Kabinett des Zaren, und er ist weit hin zum Schlachtopfer geworden. Auch hat das russische Volk im neunzehnten Jahrhundert doch viel gelernt. Elemente der Selbstverwaltung, der unentbehrlichen Grundlage jeder wirksamen Verfassung, sind seitdem entstanden, die Semstwa der meisten Gouvernements und die Dumas (Stadtträte), dazu eine hochentwickelte, ruhige, wenn gleich noch vielfach beschränkte Presse, die oft genug ein offenes freies Wort wagt; die Leibeigenschaft ist seit fünfzig Jahren aufgehoben, und die Industrie hat eine Fabrikarbeiterschaft ins Leben gerufen, die sich zu fühlen beginnt und teilweise schon organisiert ist. Die größte Schwierigkeit liegt offenbar in der Gestaltung eines künftigen Reichstags und in der Abmessung seiner Befugnisse. Zene wird unter keinen Umständen auf dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechte beruhen dürfen, das sich bei uns fortgesetzt so schlecht bewährt, und das vollends für Rußland nur Utopisten fordern können, sondern eher auf einer Ständevertretung, und seine Haupttätigkeit wird die Kontrolle der korrupten Verwaltung sein müssen, über die sich alle Welt empört; eine starke Monarchie wird Rußland unter allen Umständen bleiben müssen. Wie ein russischer Reichstag auftreten würde, kann, zumal da die verschiedenen Nationalitäten des europäischen Rußlands doch auch darin vertreten sein und zu Worte kommen würden, niemand voraussehen, und darin liegt gewiß eine große Gefahr; aber wenn man bedenkt, welche Summe von Kenntnissen, Intelligenz, Opfermut und Patriotismus zum Beispiel in der spanischen

Konstituante von 1812 jutage getreten ist in einem jahrhundertelang von einem weltlichen und kirchlichen Despotismus mißhandelten Volke, so kann man auch dem kommenden Semskij Sobor nicht ganz ohne Hoffnung entgegensehen. Alles kommt darauf an, daß der Zar rechtzeitig den Entschluß faßt, ihn zu berufen und die schon begonnenen Reformen der Verwaltung, zu deren Beratung ja auch schon Vertreter der Interessenten zugezogen werden sollen, durchführt, daß er sich davor nicht abschrecken läßt durch die ruchlose Muttat des 17. Februars, die Ermordung des Großfürsten Sergius, die jedermann verurteilt und doch jedermann begreiflich findet, denn der Despotismus, gemilbert durch den Meuchelmord, ist ebenso russisch wie türkisch. Wie anders stünde heute Rußland da, wenn sich Alexander der Dritte das Herz gefaßt hätte, den Verfassungsentwurf seines ermordeten Vaters auszuführen! Schärfer als es schon bisher — und zwar ohne rechte Wirkung — gesehen ist, lassen sich die Bügel nicht mehr anziehen; über Salven, Verhaftungen und Unterdrückung mißliebiger Zeitungen kann man schließlich auch in Rußland nicht hinausgehn.

Freilich, eins wird dabei häufig im Abendlande übersehen. Rußland ist auch darin ein halborientalisches Reich, daß Staat, Kirche und Volk untrennbar verbunden sind, daß der Zar zugleich das Oberhaupt der Kirche ist, und daß der echte Russe der „orthodoxen“ Kirche angehören muß. Für die Wohlfahrt und die Erziehung des Volks leistet diese Kirche fast nichts, sie predigt nur die unbedingte Autorität des Zaren und ihre eigne. Was soll nun mit der russischen Kirche werden, wenn die Autokratie ins Wanken gerät? Das wird auch auf sie hinüberwirken, sie wird die modernen abendländischen Ideen der Toleranz und der Glaubensfreiheit vom „heiligen“ Rußland nicht mehr so ausschließen können wie bisher; damit aber müßte sie ihr eignes Prinzip aufgeben, sie würde dem Sektenwesen, zu dem die Russen ganz besonders neigen, Tür und Tor öffnen, und sie würde ihre eigne zusammenhaltende Kraft verlieren. Zerfällt sich aber das großrussische Volk, der eigentliche Träger des Reichs, in kirchliche und politische Parteien, dann ist nicht abzusehen, wie es die fremden Nationalitäten des Reichs länger zusammenhalten soll, die es ihm gewaltsam einverleibt, aber trotz allen Brutalitäten gegen die Polen, die baltischen Deutschen und die Finnländer nicht mit sich verschmolzen hat. Kurz, die Verfassungsfrage wird über die Zukunft des Reichs entscheiden.

So ist schon die innere Lage für den Zaren fast verzweifelt. Wenn nun vollends Rußland durch Verpflegungs- und Transportchwierigkeiten verhindert werden sollte, in der Mandchurie eine den Japanern wesentlich überlegene Armee aufzustellen, was es bisher doch immer noch gehofft hat, wenn es also keinen entschiednen Landsteg erschreiten kann, und wenn die letzte Flotte, die es aufzubieten hat, eine Niederlage erleidet, dann ist nicht abzusehen, wie es zu einem ehrenvollen, sein Ansehen nicht tief schädigenden Frieden kommen soll. Muß es aber einen ungünstigen Frieden schließen, dann wird nicht nur sein Prestige in Asien aufs schwerste erschüttert, sondern auch die Macht der Regierung, und das in einem Augenblicke, wo es einer starken Regierung zur Überwindung der innern Schwierigkeiten bedarf. Wird aber Rußland auf längere Zeit mattgesetzt, dann gerät auch das Gleichgewicht der Mächte in Gefahr, und das könnte nur zugunsten Englands sein, das mit der Schwächung der russischen Marine eins von den Gegengewichten seiner Übermacht ausscheiden jäh. Für Deutschland wäre es, wie die Dinge liegen, im höchsten Grade unerwünscht, diese Übermacht Englands und der englischen Flotte mittelbar noch mehr verstärkt zu sehen, besonders nachdem eben erst ein hoher Beamter des englischen Marineministeriums so unklug aus der Schule geschwagt hat. Es ist also in Deutschlands Interesse, daß Rußland im Innern bald zu einer Klärung und Befestigung seiner Zustände, nach außen zu einem annehmbaren Frieden gelangt. Niemals ist einem russischen Staatsmann eine wichtigere und schwierigere Aufgabe gestellt worden.



Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 10

Ausgegeben am 9. März 1905

Inhalt:

	Seite
Zum Andenken. (Schluß)	521
Subalterne Juristen. Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau	529
Beethovens Eroica	539
Erinnerungen einer Lehrerin. (Schluß)	546
Die Kommahcher Pflege und das Geschlecht derer von Schleinig. Von Otto Eduard Schmidt. (Schluß)	553
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders.	564
I. Prometheus	
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichs Spiegel — Adam Smith — Anschauungsmittel für vor-geschichtliche Volkskunde	571

Verlag
v. Wilh. Grunow
Leipzig

Königl. Sächs. Landes-Lotterie.
Hauptziehung 5. Kl. 3. April — 28. April. Hauptgewinn ev. 800 000 Mk.

Loose $\frac{1}{10}$ 25 Mk., $\frac{1}{5}$ 50 Mk., $\frac{1}{3}$ 125 Mk., $\frac{1}{2}$ 250 Mk.

empfehlen und versendet **GEORGE MEYER, LEIPZIG**, Neumarkt 40. Conc. Königl. Sächs. Lotteriedirection.




H. W. Schöttler,




Cigarrenfabrik.

Lager: Leipzig, Weststr. 31/33. Lager: Hamburg, Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik.  Hauptpreisliste gratis und franko. 



La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.
 Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.
 Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Probieren
 Sie bitte
 meinen

Kaffee Pfd. 80 Pfg.

Hamburger Mischung, sehr beliebt, Mischung von goldgelbem Java, Guatemala und Campinas gemahlen mit Ia. Kaffeegewürz, fertig zum Aufguss

da $\frac{1}{2}$ des sonst gewöhnlichen Quantums genügen. Erste Lieferung

Grosse Eraparnis

erfolgt auf Wunsch in Blechdose von 6 Pfd. franko. — Diese

gratis, sonst $\frac{1}{4}$ Pfd. franko in Handluchbeuteln.

Kaffee-Import, Rösteri-
 Grossbetrieb.

LUDWIG HACKER, Hamburg 6A.

Dr. Adolf Pfannenstiele
Heidelbeer-Punsch $\frac{1}{2}$ Fl. 1.30

$\frac{1}{2}$ Fl. 850. Postkolln N. 5.50 enth. oval $\frac{1}{2}$ oder vier $\frac{1}{2}$ Fl., berüht durch seine hygienischen Vorzüge und seine Bekömmlichkeit, attestiert durch viele freiwillige Anerkennungen v. Ärzten und Laien. Erhältlich in allen ersten Geschäften der Branche, wo nicht, direkt durch „Heidelbeerwinkeltorel Regenstauf“ in Regenstauf.

Erstklassige **Wratisslawla-Fahrräder**,
 deutsche



bestehendes Modell, von vorzüglichem Material, auf Wunsch 14 Tage zur Ansicht, von Mk. 20.00 an. Preisliste: Männer v. Mk. 20.00 an, Schwächer v. Mk. 22.00 an, Zehnerräder ebenfalls billig. Illustrierte Kataloge gratis und franco.

Thorwarth & Meischer, Breslau 1.

Vergleichen Sie

alle Angebote in Herrenkleiderstoffen in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise, dann kaufen Sie bestimmt bei

Christian Günther,



Leipzig-
 Plag-
 witz.
 Postfach Nr. 44.
 13. Annaberger Str.
 (nach Fernanrufgespräch)

Die Herren-Kleider sind strapazierbar.
 Ferner die mit 4 Pfg. Karte kostenloser Zusendung von Muster.



Zum Andenken

(Schluß)



ie außerordentlich klar und zuverlässig die zahlreichen Referate waren, die der Prinz in der Ersten Kammer den Verhandlungen der Kommissionen, deren Mitglied er nahezu ständig war, zugrunde legte, ist vielfach rühmend anerkannt worden: auf das, was er als Militär leistete, wird weiterhin zu kommen sein, aber auch für die Kunst war er unablässig besorgt und tätig, und der von ihm zum Beispiel im Altertumsverein geführte Vorsitz war so wenig eine Sinecure, daß nicht bloß seine Persönlichkeit, sondern auch seine Leistungen schmerzlich vermißt wurden, als er infolge der Thronbesteigung den Vorsitz nicht länger führen konnte.

La Moleffe, diese Personifizierung des Müßigganges, die Voileau im zweiten Gesange des Lutrin ebenso treffend als komisch beschreibt, indem er von den letzten Merowingern sagt:

Aucun soin n'approchait de leur paisible cour:
On reposait la nuit, on dormait tout le jour,

mag sich am Hofe der königlichen Faulpelze (rois fainéants) breit gemacht haben, im Palais auf der Langen Gasse war ihr kein Schlupfwinkel geblieben. Im Gegenfatz zu der köstlichen Schilderung, durch die der Satirist in den nächsten Zeilen die Frühjahrspromenaden beschreibt, bei denen sich die Thierrens, Ehlodwige, Ehlbeberts, Ehlperiks und Ehlberiks ihrem Volke zeigten,

Seulement au printemps, quand Flore dans les plaines
Faisait taire des vents les bruyantes haleines,
Quatre bœufs attelés, d'un pas tranquille et lent,
Promenaient dans Paris le monarque indolent,

waren bei dem Prinzen und der Prinzessin das, was sie „faule Spazierfahrten“ nannten, und bei denen sie sich an schönen Frühjahrssonntagen gegen Abend nur spazieren fahren ließen, ohne unterwegs auszustiegen und tüchtig zu marschieren, große Seltenheiten, und der Prinz verfehlte nie von diesen Auswüchsen eines Sybaritismus, den er als Viceuz ansah, am andern Tage bei

Tisch zu berichten und dabei seufzend zu gestehn, wie schön es gewesen, und wie groß bei dem schlaffen Frühjahrswetter die Versuchung eines Rückfalls sei.

Es ist bekannt, daß der Prinz ein strenggläubiger und es mit den Satzungen und Vorschriften seiner Kirche überaus genau nehmender Katholik war, aber vor seiner Thronbesteigung wußte man in den breitem Schichten der sächsischen Bevölkerung nicht, wie gewissenhaft er in jedem Gespräche der von der seinen abweichenden Meinung eines Andersgläubigen Rechnung trug, und mit wie vorurteilsfreier Rücksicht er nicht bloß dem Wesen des Protestantismus, sondern auch dessen äußern Formen und Gebräuchen volle Berechtigung einräumte. Seine kurz nach der Thronbesteigung abgegebene Erklärung, daß sich der Protestantismus auch unter seinem Zepher wie unter dem seines Bruders und Vorgängers vor jedem wenn auch noch so entfernten Eingriffe der königlichen Hand sicher fühlen könne, und daß er es im Gegenteil, was an ihm sei, an einem aufrichtigen, das Ansehen und die Einrichtungen der evangelischen Kirche fördernden Wohlwollen nie werde fehlen lassen, konnte die, die mit seinen Gesinnungen und seiner Handlungsweise in diesem Punkte vertraut waren, nicht überraschen. Was der Hinweis auf die Verfahrungsweise seines Bruders bedeutete, wußte das Volk, denn dieser ausgezeichnete Fürst war sich der besondern Verpflichtungen, die ihm seine Stellung als katholischem Fürsten in einem der Hauptsache nach evangelischen Lande auferlegte, so wohl bewußt, daß er, um diese Anomalie nicht hervortreten zu lassen, zu wiederholten malen in rücksichtsvoller Weise auch solche Einrichtungen und Verhältnisse abänderte, die nur infolge überreizter Empfindlichkeit, wenn nicht um nicht eingestandner Nebenabsichten willen als Beeinträchtigungen des protestantischen Selbstgefühls angesehen werden konnten. Bedenken zum Beispiel, die gegen die dienstliche Verwendung protestantischer Kabetten bei feierlichen Umzügen in der katholischen Kirche von maßgebender Seite geltend gemacht worden waren, und die das Kriegsministerium als ungerechtfertigt bezeichnet hatte, waren mit solchem Ernst besprochen worden, daß eine sich auf sie beziehende Interpellation im Landtage zu erwarten stand. Da sich nämlich, um dies mit zwei Worten klar zu machen, am sächsischen wie am preussischen Hofe die Mitglieder des Königshauses aus der Zahl der ihnen hierfür vorgeschlagenen Kabetten sogenannte Bagen wählen, die in höfischer Kleidung — früher hieß es Livree — an besonders feierlichen Tagen den Ehrendienst bei ihnen haben und ihnen zum Beispiel bei feierlichen Aufzügen „vortreten“ oder folgen, oder ihnen, wie das die Kurfürsten bei den Kaiserkrönungen zu tun gewohnt waren, bei Tisch aufwarten, oder — und hier gelten sie für unerföhlich — den fürstlichen Damen die bei feierlichen Gelegenheiten unentbehrliche Schleppe tragen, so pflegt sich zwischen den Mitgliedern des königlichen Hauses und diesen jungen Leuten ein beider Teilen wohlgefälliges anmutiges Band zu knüpfen. Freilich findet diese Veranstaltung, weil höfisch und feudal, bei den fortschrittlichen Geistern unsrer Zeit, deren Revellierungstriebe alles, was sie „Theater“ nennen, anstößig ist, keine Gnade, aber da wir uns in Mitteleuropa zurzeit noch nicht zu der Höhe des schwarzen Fracks, der weißen Halsbinde und der zehntausend shake hands des Präsidenten der Vereinigten Staaten aufgeschwungen

haben, so ist es bisher bei dem angefeindeten „Theater“ geblieben, und die gepuderten Köpfe und roten Röcke der „Bagen“ tragen wesentlich zu dem malerischen Effekte der feierlichen Veranstaltungen bei, an denen sie teilnehmen. Da man bei der Wahl nicht auf das Glaubensbekenntnis, sondern nur auf gute Sittenzensuren und vielleicht auf möglichst dekorative äußere Erscheinung gesehen hatte, so hatte es sich mehrmals getroffen, daß protestantische, zu Bagen ernannte Kadetten den ihnen zukommenden Ehrendienst auch in der katholischen Kirche getan hatten. Wer die Verhältnisse kannte — und König Albert kannte sie so gut wie die Nächstbeteiligten —, wußte, daß es noch nie einem Kadetten in den Sinn gekommen war, sich durch den Ehrendienst in der katholischen Hofkirche in seiner lutherischen Glaubensfreiheit beeinträchtigt zu fühlen, aber sobald er erfuhr, daß beabsichtigt wurde, das Vorgehn des Kriegsministers, der sich nicht in seine Geschäfte hatte hineinreden lassen wollen, und der von dem Grundsatz ausging, daß Dienst Dienst sei und doppelt ehrenvoll, wo es sich um die von den Kadetten als höchste Auszeichnung angesehenen näheren Beziehungen zu den Mitgliedern des königlichen Hauses handelte, zum Gegenstand einer Interpellation im Landtage zu machen, gab er sehr weislich Befehl, den einigen Protestanten anstößigen Sachverhalt sofort abzustellen und dafür Sorge zu tragen, daß Ähnliches nicht mehr vorkomme.

Ganz von demselben Standpunkt ist auch der Prinz und spätere König Georg jederzeit ausgegangen. Die Erziehung der jungen Prinzen wurde einem Katholiken erst anvertraut, nachdem sich herausgestellt hatte, daß der dafür in Aussicht genommene protestantische Offizier mit seiner Karriere anderen Zielen zustrebte; protestantische Mitglieder des prinziplichen Hofstaats wurden grundsätzlich nicht zur Begleitung beim katholischen Gottesdienste herangezogen; an Tagen, wo das prinzipliche Ehepaar und die katholischen Mitglieder des Hofstaats fasteten, wurden Fleischspeisen für die protestantischen aufgetragen, und der Prinz ging längern Auseinandersetzungen über das Wesen des protestantischen Glaubensbekenntnisses nicht nur nicht aus dem Wege, sondern er veranlaßte solche wiederholt durch eingehende Fragen und war bei diesen Besprechungen so zartfühlend und rücksichtsvoll, daß sich Friedrich der Große, dessen Äußerung, jedermann solle nach seiner eignen Façon selig werden, zum geflügelten Wort geworden ist, nicht objektiver und — der Ausdruck ist nicht zu weitgehend — nicht ehrerbietiger über menschliche Denk- und Wissenschaftsfreiheit hätte aussprechen können, als es der Prinz bei solchen Diskussionen über irgendein seinem Bekenntnisse ganz entgegengesetztes Dogma tat.

Aber er ließ nicht bloß Andersgläubige und Andersdenkende in der wohlwollendsten Weise gelten, er war auch von erstaunlicher Nachsicht für Verfehlungen und Schwächen, sie mochten ihm noch so fern liegen und ihm in seinem Innern noch so unbegreiflich erscheinen. Eine Antipathie hatte er: er mochte Leute nicht, die, wie er sich ausdrückte, „laut jagten,“ und dieser Widerwille gegen alles, was an Liebedienerei und Strebertum erinnerte, paßte ganz zu seinem sonstigen grundehrlichen, jederzeit sein eignes Licht unter den Scheffel stellenden Wesen und zu einer Bescheidenheit, die ebensowohl in Anbetracht seines Ranges als um seiner hohen geistigen Fähigkeiten willen als besonders verdienstlich erscheinen mußte.

Es darf freilich nicht unerwähnt bleiben, daß der Einfluß, den Mitglieder der katholischen Geistlichkeit in seinem Hause um deswillen hatten, weil er in ihnen die Vertreter der von ihm verehrten Kirche sah, mit den Jahren mehr und mehr zugenommen zu haben scheint. Inwieweit der Bischof von Cucujus diesen Einfluß zu andern als rein ethischen Errungenschaften der Kirche benutzt haben sollte, wie ihm dies von einigen Seiten schuldgegeben wird, kann wohl so leicht niemand, der die Personen und Dinge nicht fortgesetzt und aus nächster Nähe beobachtet hat, entscheiden. Daß sich der Prinz dem Entschlusse des Prinzen Max, Priester zu werden, schließlich nicht entgegenstellte, obwohl er fühlen mußte, wie schmerzlich dieser Schritt, durch den sich ein sächsischer Prinz unter eine außerterritoriale und nichtdeutsche Autorität stellte, das Land berühren würde, hat offenbar zunächst seinen Grund darin gehabt, daß der auch Fremden gegenüber jederzeit billig denkende Fürst nicht das Recht zu haben glaubte, einem innern Drange seines Sohns entgegenzutreten, den jeder Katholik — und auf diesen Standpunkt muß man sich zur Beurteilung der der Handlungsweise des Vaters zugrunde liegenden Motive stellen — als eine Berufung durch eine noch über dem Papste stehende Autorität anzusehen hat.

In die militärische Laufbahn des Königs Georg fielen Königgrätz und Sedan. Die Loyalität, mit der sein Vater die beim Friedensschluß im Herbst 1866 eingegangnen Verpflichtungen in den darauf folgenden Jahren erfüllte und sich den neuen Verhältnissen in jeder Beziehung anzupassen bemüht war, ist an dieser Stelle vor kurzem rühmend anerkannt worden. Man kann hinzufügen, daß die Söhne in dieser Beziehung nicht hinter dem Vater zurückstanden, und daß sie in dem Feldzuge von 1870/71 beide, der Kronprinz als Armeeführer und für diese verantwortliche Stellung in hervorragender Weise begabt, Prinz Georg als kommandierender General des zwölften (königlich sächsischen) Armeekorps und durch treueste Pflichterfüllung ausgezeichnet, redlich ihr Einstandsgeld für den Eintritt in die neuen Verhältnisse gezahlt haben. Da der Prinz das Korpskommando erst nach den Mezer Schlachttagen infolge der Berufung seines Bruders zum Kommando der Maasarmee übernahm, so waren es besonders die Ausfallgefechte mit den in Paris zernierten Truppen Ende November und Anfang Dezember, bei denen er seine Umsicht und sein kaltes Blut zu bewähren Gelegenheit hatte.

Die Zernierung von Paris war bekanntlich, bis es ein paar Wochen später zum artilleristischen Angriff auf den Mont Avron, einzelne Südforts und die Nordenceinte kam, in der den Verhältnissen nach einzig möglichen Weise bewirkt worden, daß man gesucht hatte, sich durch Errichtung von Beobachtungsposten auf hochliegenden Punkten und durch möglichst ungehemmte telegraphische Meldungs- und Befehlsbeförderung die Möglichkeit zu sichern, auf der überaus dünn besetzten Zernierungslinie rechtzeitig eine größere Menge Truppen da zusammenzuziehen, wo man den in Paris getroffenen und von den Beobachtungsposten gemeldeten Veranstaltungen zufolge einem von französischer Seite mit größerer oder mit geringerer Truppenzahl unternommenen Ausfall entgegenzutreten haben würde. Selbstverständlich konnte, da man auch beim rechtzeitigen Eingang solcher Meldungen noch immer über das vom Feinde ins Auge gefaßte Ziel

im Zweifel blieb, und da dieser die Aufmerksamkeit der Zernierungsstruppen von dem Punkte, auf den es ihm ankam, durch Scheinangriffe zu derselben Zeit abziehen suchte, die Zusammenziehung einer genügend starken Truppenzahl meist nicht so rasch geschehen, daß man dem Feinde einen ersten Erfolg hätte streitig machen können. Wenn er sich dann in einer im ersten Anlaufe den deutschen Vorposten abgenommenen Örtlichkeit verbarrikadiert und in Eile durch Pionierarbeiten gedeckt hatte, war die Wiedereroberung einer solchen besetzten und durch überlegnes Gewehrfeuer verteidigten Örtlichkeit für die deutschen Truppen jedesmal eine heikle Aufgabe. Le Bourget, das der Kronprinz von Sachsen durch Abteilungen des unter dem Kommando der Maasarmee stehenden Gardekorps den Franzosen mit großen Opfern wieder entreißen mußte, ist ein bekanntes Beispiel solcher unumgänglicher, aber jedesmal kostspieliger Unternehmungen. Der Ausfall des Generals Ducrot am 30. November war im Südosten von Paris mit einem seiner Hauptstöße gegen die von den Württembergern und der vier- undzwanzigsten Division besetzte Stellung bei Villiers und Bry-sur-Marne gerichtet, und da sich auch hier der Fall wiederholt hatte, daß man im ersten Anlauf dem mit großen Massen hervorgebrochenen Gegner an Zahl nicht gewachsen war, so galt es, ihn, nachdem am 1. Dezember nichts Entscheidendes hatte erreicht werden können, am 2. Dezember aus dem von ihm besetzten Gelände oberhalb der Marneufer zu delogieren und über die Marne zurückzuwerfen. Beide Generalstabswerke, das deutsche wie das französische, enthalten über die Gefechte an diesem Tage alle wünschenswerten Details, wir haben es hier nur mit dem Prinzen zu tun, der über das ursprünglich zur dreiundzwanzigsten Division gehörende, für die Gefechtsstage aber zur Verstärkung der vierundzwanzigsten Division über die Marne gezogene sächsische Schützen(Füsilier)-Regiment Nr. 108 bei dieser Gelegenheit unmittelbar zu verfügen Veranlassung nahm. Er hatte sich kurz nach Anbruch der vollen Tageshelle in nächster Nähe dieses Regiments auf einer Wiesenparzelle am Ostende von Villiers, wo kurz vor oder nach seiner Ankunft ein Munitionswagen in die Luft flog, eingefunden und leitete von hier, später von einer etwas weiter östlich liegenden Hügelkuppe aus das Gefecht. Die erstaunlich großen Verluste, die das erste und später das zweite Schützenbataillon in kürzester Zeit beim Vorgehn gegen die in dichten Schützenketten zwischen den Weinbergen und Weinbergsmauern oberhalb des Marnetales liegenden Franzosen erlitten, sind leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß sich das Gelände, worüber der Anmarsch genommen werden mußte, ohne jede Deckung glacisartig gegen den Feind zu senkte, und daß es obendrein voll im Schußbereich der Forts und der Redoute La Faisanderie lag, die mit weittragenden Festungsgeschützen über die eignen Truppen wegfeuerten.

Der Prinz, der sich mit äußerstem Widerstreben in die Notwendigkeit gefügt hatte, einen Teil seiner Truppen unter so erschwerenden Umständen gegen die Front des Feindes vorzuschicken, da die Örtlichkeit und dessen Stellung eine Umgehung der einen oder der andern seiner beiden Flanken nicht erlaubte, konnte, als ihm zweimal die Verstärkung des Angriffs durch ein neues Bataillon als unabweisliche Notwendigkeit gemeldet wurde, hierauf freilich keine abschlägige Antwort erteilen, aber man sah ihm an, wie schwer es ihm wurde,

weiteres Menschenmaterial zu opfern. Dagegen war an ihm nichts von Unruhe oder Überhastung beim Eingang der von allen Seiten anlangenden Meldungen zu bemerken: er fragte deren Überbringer mit peinlichster Genauigkeit über das, was sie wissen konnten, aus, schützte einen eben auf schweißbedecktem Pferde bei ihm angelangten Adjutanten vor der Erteilung einer leichtsinnigen Antwort, indem er einem höhern Artillerieoffizier, der sich an diesen Offizier mit der Frage gewandt hatte, ob man nicht zur Verstärkung des Angriffs eine Batterie vorziehen könne, gutmütig sagte: Wie kann denn das wissen? und erteilte nach reiflicher Überlegung und nach Rücksprache mit seinem Stabschef die nötigen Befehle ebenso sicher und ruhig, als hielte er auf dem Exerzierplatz einer Friedensgarnison.

Der Erfolg des Gefechts war, daß man trotz den wiederholt unternommenen Vorstößen die Franzosen bei ihrer großen Überzahl nur teilweise aus ihren Stellungen und auch da nur bis an den Rand der Marneabhängige hatte zurückdrängen können. Als die inzwischen eingebrochne Dunkelheit für diesen Tag dem Gefecht ein Ende gemacht hatte, ließ sich der Prinz noch an demselben Abend über den Verlauf der einzelnen Kompagniegefechte von dem zu ihm befohlne Regimentsadjutanten ausführlichen mündlichen Bericht erstatten, und es war erstaunlich, zu hören, wie er bis zum jüngsten Leutnant hinab an dem Schicksal eines jeden, auch wenn es sich nur um eine leichte Verwundung handelte, den regsten Anteil nahm. Der mit Befehlen für den Oberst entlassene Adjutant mußte zu zwei verschiedenen malen zu dem Prinzen zurückgerufen werden, weil diesem noch die eine oder die andre Persönlichkeit eingefallen war, nach deren Verbleib er sich zu erkundigen wünschte. Einem an demselben Abend oder am nächsten Morgen in aller Frühe abgefassten Telegramm an seine Gemahlin fügte der Prinz, da er wußte, daß diese Gelegenheit haben würde, die Angehörigen des eben erwähnten Adjutanten zu sprechen, die Bemerkung bei: ist unverfehrt.

Bekanntlich gingen die Franzosen in der Nacht vom nächsten zum übernächsten Tage über die Marne zurück, da sie sich, wie das französische Generalstabswerk bemerkt, von der Unausführbarkeit des beabsichtigten Durchbruchs überzeugt, oder wie sich einer der Schützen (Füsiliere) ausdrückte, „für diesmal genug hatten.“

Besonders zugänglich war der Prinz für einzelne Offiziere des obengedachten Schützenregiments, zu dessen Chef er bald nach jenem Tage von Billiers und Bry-sur-Marne ernannt worden war, während einiger Monate, die er in der ersten Hälfte des Jahres 1871 als Kommandeur eines Teils der Okkupationsarmee in Laon verbrachte. Seine Gemahlin hatte ihn da aufgesucht, und da er in der Unterpräfektur sehr wohnlich untergebracht war, wurden einzelne Offiziere des Regiments wiederholt bei ihm zur Tafel geladen, nach deren Aufhebung das einamal Scharaden aufgeführt wurden, deren eine sich um die drei Silben des Wortes Pompadour drehte. Der Schützenoffizier, der bei der Aufführung des „Ganzen“ die Marquise darzustellen hatte, war mit Hilfe eines von der Hofdame der Prinzessin bereitwillig zur Verfügung gestellten Fächers und der sonst zu seiner Kostümierung nötigen Paraphernalien

in eine ohne Zweifel sehr ergötzliche Vogelscheuche verwandelt worden, an die sich der nach einem Weilschen, und nachdem sich die allgemeine Lachlust ein wenig beruhigt hatte, mit äußerster Grandezza als König auftretende Generalstabsoffizier mit der etwas unüberlegten Äußerung wandte: *l'état c'est moi*. Die drei Silben und das Ganze waren in erwünschter Weise nach einigen Fehlschlüssen erraten worden, und es hatte merkwürdigerweise niemand an dem Königswort etwas auszusetzen gehabt, aber der Prinz war auch in solchen Kleinigkeiten zu gründlich, als daß ihm nicht am andern Morgen bei einem Spazierritte der begangne Anachronismus hätte klar werden, und daß er dem aus der Rolle gefallen Ludwig dem Fünfzehnten nicht bei der ersten Wiederbegegnung seine Bedenken hätte mitteilen sollen: Bester, ich weiß wirklich nicht, wo wir alle gestern Abend unsre Gedanken gehabt haben. Und daß auch die Marquise Sie nicht auf das an dem Uregroßvater begangne Plagiat aufmerksam gemacht hat, nimmt mich wirklich wunder.

Eine Menge Züge wahrhafter Herzensgüte, die hier mitgeteilt werden könnten, eignen sich aus begrifflichen Gründen nicht zur Veröffentlichung, aber das muß hier doch wiederholt werden, daß er der treueste, zuverlässigste, unermüdlichste Gönner war, den sich ein einmal von ihm in die gute Spalte seines Buchs aufgenommener, einer solchen Gnade wenn auch noch so unwürdiger Sterblicher wünschen konnte.

Seine kurze Regierungszeit war ein Kalvariensteig.

Die bei seinem Regierungsantritt den Ständen vorgelegte Erhöhung der Zivilliste, die berechtigt, und deren Betrag für die steuerzahlende Bevölkerung nahezu belanglos war, diente Parteibestrebungen zu einem willkommenen Vorwande für ihre maßlosen, prinzipiell gegen jede Autorität und mit doppeltem Grimme gegen einen es mit seinem Veruf ernst nehmenden Herrscher gerichteten Wühlereien. Keine Erfindung war so plump, daß sie nicht gläubige Hörer und Leser gefunden hätte. Es wurde ausgestreut, ein Teil der von dem unermesslich reichen Könige bezognen Zivilliste gehe als Peterspfennig nach Rom, und der arme König, der nie in seinem Leben einen Augenblick geögert hatte, jedem das zuteil werden zu lassen, was ihm von Rechts wegen gebührte, konnte, da er die Menschen nach sich beurteilte und sie deshalb für vorurteilsfreier hielt, als sie es der Mehrzahl nach sind, nicht einsehen, warum man ihm das, was ihm verfassungsmäßig zulam, zu kürzen und zu verübeln bemüht war. Er grämte sich, ohne daß jemand anders als seine nächste Umgebung etwas davon erfuhr, im tiefsten Herzen darüber, daß er bei seinem Volke nicht die Anerkennung und die herzliche Liebe fand, die er durch seine Handlungsweise und seine Gesinnungen verdient zu haben sich bewußt war. Wie so oft in ähnlichen Fällen schrien die Widersacher um so lauter, je stiller sich der ihm wohlgesinnte Teil der Bevölkerung verhielt. Die Geschichte gibt uns zahlreiche Beispiele dieser Erscheinung an die Hand, die recht eigentlich die geistige Gleichgültigkeit und das unselbständige Urteil der großen Menge zeigen. Je oberflächlicher oder je unreifer ein Volk politisch ist, um so williger folgt es, ohne selbst zu prüfen, dem am lautesten und am selbstbewußtesten tönenden Rufe, und oft kommt erst nach Jahren durch allerhand im entscheidenden Augenblicke

stum gebliebne, aber dem verschwiegenen Papier gegenüber um so beredtere und aufrichtigere Zeugen der wahre Charakter eines im Leben Verleumdeten zutage.

Und nun kam, als wenn es auch im häuslichen Kreise, wo der König bisher für Enttäuschungen und Kummer Trost gesucht hatte, nicht an schwerem Herzeleid fehlen sollte, das schlimmste, das man wie einen bösen Geist in die Nacht ewiger Vergessenheit bannen möchte. Gewiß wäre die von dem König über die Abreise der Gemahlin seines Sohnes von Dresden und die damit im Zusammenhang stehenden schmerzlichen Tatsachen veröffentlichte Erklärung, eine Erklärung, die er nur abgab, um die Verantwortung für das, was zur Vermeidung weiterer Übelstände hatte geschehen müssen, vor allem Volk voll auf sich zu nehmen, gewiß wäre diese Erklärung besser unterblieben, und wenn sich das Volk bei dem, was in dem offiziellen Regierungsorgan über die gesagte Entschließung in schonendster Weise hätte veröffentlicht werden können, nicht hätte beruhigen können oder wollen, so wäre ihm nicht zu helfen gewesen, und man hätte abwarten müssen, was die Zeit zur Beruhigung und Aufklärung der Gemüther würde tun können. Aber die Erklärung des Königs für einen Akt der Lieb- und Rücksichtslosigkeit anzusehen war etwas, was nur dem fanatischen Vorurteil oder denen beikommen konnte, die den Charakter des Königs wirklich nicht kannten. So unbestreitbar es wohl ist, daß diese Erklärung ein Mißgriff war, vor dem nicht genug hätte gewarnt werden können, und dessen Tragweite dem König wohl ganz besonders bei seinem Besuche in Wien klar geworden sein mag, so deutlich kennzeichnet sie sich andererseits als ein rührender Beweis seines innigen Wunsches, zwischen sich und seinem Volke nichts zu dulden, was ihm dessen Liebe und Vertrauen rauben konnte. Für diesen Zweck war ihm kein Opfer zu groß, kein Akt der Selbstüberwindung zu schmerzlich. Und wie er jedem, der ihm das von ihm Geschriebne in ähnlicher Lage versichert hätte, unweigerlich Glauben geschenkt haben würde, so war er auch der Überzeugung, daß vor seinen Worten, weil sie auf Wahrheit beruhten, und man ihn als einen Ehrenmann kennen müsse, Zweifel und Lüge überall zerstäuben würden. Darin hatte sich der Fürst, der die Zähigkeit der Parteileidenschaft unterschätzte, leider getäuscht. Während für den Teil des Volks, der wußte, in wie reinen Händen der Fall bei dem Könige gelegen hatte, ein so feierliches Zeugnis nicht vonnöten war, hatten sich die den Aufreizungen und Einflüsterungen der Umsturzpartei Gehörgebenden in eine gehässige Zweifelsucht und in den abenteuerlichsten Argwohn so verannt, daß sie die Absicht, durch die königliche Prärogative die Wahrheit zu unterdrücken, da sahen, wo ihr an höchster Stelle zu ihrem Rechte verholten werden sollte. Es hat leider inzwischen den Anschein gewonnen, als sollten sich die Dinge so gestalten, daß auch dem Verblendesten über die Unmöglichkeit, anders zu handeln, als gehandelt worden war, die Augen geöffnet werden müssen.

Wie dem auch sei, in dem einen Wunsche vereinigen sich alle, die es mit dem Lande und seinem angestammten Herrscherhause wohl meinen, daß die Regierung des Sohnes des verewigten Fürsten eine lange, glückliche und segensreiche sein möge, damit sich im Laufe der Jahre der schreckliche Eindruck dieser

zweijährigen Leidenszeit des königlichen Dulders etwas milder, und damit für die Generationen, die der unsern folgen werden, sein verklärtes Bild wieder im friedlichen Glanze seiner glücklichen Mannesjahre erstrahle.



Subalterne Juristen

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau



on alters her war in Rom mit dem praktischen Beruf eines Juristen die Heranbildung Jüngerer für diesen Beruf verbunden; es wurde eine Ehre darin gefunden, Nachstrebende zu unterweisen. *Jus civile docere*, sagt Cicero, *semper pulchrum fuit, hominumque clarissimorum discipulis floruerunt domus*. Diefem Unterricht entzog sich kein angesehener Jurist; die Lernenden waren bei der Verrichtung der Amtsgeschäfte, namentlich bei der Erteilung von Rechtsgutachten gegenwärtig als *auditores*, und der Jurist nahm Veranlassung, ihnen einen tiefen Einblick in die Sach- und Rechtslage zu gewähren, ihre Zweifel zu lösen und sie so zu dem Beruf anzuleiten. Der geschilderte Unterricht war hiernach ein praktischer und doch zugleich ein theoretischer; ihm ging ein vorbereitender Unterricht voraus, der allein auf die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft gerichtet war. Die Römer unterschieden diese beiden Arten des Unterrichts durch besondre Kunstausdrücke: die Erteilung des vorbereitenden Anfangsunterrichts wird als *instituire* bezeichnet,*) wogegen die Römer die Erteilung des praktisch-theoretischen Unterrichts für Vorgeschrinnte als *instruere* bezeichnen. Welches Maß von Kenntnissen nun ein *institutus* haben mußte oder zu haben pfliegte, um als *auditor*, zum *instrui*, also zum Empfang der höhern wissenschaftlichen Bildung zugelassen zu werden, wissen wir nicht; die rechtswissenschaftliche Vorbildung unsrer Zeit bietet auch keine zum Vergleich geeignete Verhältnisse, da man heute die wissenschaftlich-theoretische Ausbildung allein auf der Universität erhält, und an diese sich eine ausschließlich praktische Ausbildung anschließt. Von den bloß *instituti* wird man damals ähnliche Kenntnisse verlangt haben, wie etwa von den heutigen Subalternbeamten der Gerichte: diese müssen die Grundbegriffe des bürgerlichen Rechts und des Strafrechts, ganz besonders des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und in Strafsachen sowie in Kontursachen und in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit kennen, also insoweit im Text der Gesetze Bescheid wissen, als dies zur Erlangung der Kenntnisse der Grundbegriffe nötig ist; sie müssen aber auch imstande sein, bei Zweifelsfragen, die ihnen innerhalb des von ihnen verlangten Maßes von Kenntnissen aufstößen, einen Kommentar zum Gesetz oder ein Lehrbuch zu benutzen, d. h. sich die Ergebnisse der zu

*) So bezeichnet man auch heute noch die Vorlesungen über die Grundbegriffe des Römischen Rechts als „Institutionen.“

einer Gesetzesbestimmung ergangnen Rechtsprechung, allenfalls auch die der Rechtslehre anzueignen.

Und gerade hierin liegt der Unterschied zwischen der wissenschaftlichen Ausbildung, die die Universität gewährt, und der subalternen oder seminariistischen Ausbildung. Während die Schule und das Seminar den Zöglingen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen andrer mitteilt, lehrt die Universität die Studierenden wissenschaftlich forschen, damit sie zu selbständigen wissenschaftlichen Ergebnissen gelangen können. Das gilt wie von allen Fakultäten, so besonders auch von der rechtswissenschaftlichen. In Deutschland gab es einst eine Zeit, wo man Recht sprechen konnte, ohne rechtswissenschaftliche Bildung zu haben; das Recht lebte in der Überzeugung des Volks. Deshalb bezeichnete man die Gesetzbücher damaliger Zeit als *Sachsenspiegel*, *Schwabenspiegel*, weil der freie deutsche Mann in diesen Aufzeichnungen sein Rechtsbewußtsein widergespiegelt fand. Das war möglich in einer Zeit, wo es Handel und Verkehr noch kaum gab, das Grundigentum aber der Sippe gehörte, also unveräußerlich war. Bei fortschreitender Kultur aber wird das Recht ein überaus feiner, vielgestaltiger und verwickelter Körper, dessen Kenntnis sehr schwierig ist und eine eingehende wissenschaftliche Durchbildung verlangt. Zwar gab es von jeher Männer, die meinten, die von ihnen erlassenen oder ausgearbeiteten Gesetze seien so klar und zweifelsfrei, daß sich ihre Anwendung ohne besondre Schwierigkeit, rein handwerksmäßig ermöglichen werde, und Hilfsmittel jeder Art also nur von Übel sein möchten. So war der römische Kaiser Justinian, einer der berühmtesten Gesetzgeber aller Zeiten, bei der Herausgabe seines Werks, des großen römischen Rechtsbuchs *Corpus Juris*, von der Sorge beunruhigt, es möchten durch die Juristen bald wieder Streitfragen entstehen, also die viele Mühe, die er sich mit der Beseitigung der alten gegeben, erfolglos sein; deshalb verbot er, Kommentare über das Gesetzbuch zu schreiben, bei Leibesstrafe und Vernichtung der verbotswidrig hergestellten Bücher. Ähnlich gingen die Verfasser des Preussischen Landrechts von der Überzeugung aus, daß durch eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Kasuistik alle Zweifelsfragen beseitigt werden könnten; deshalb widmete das Preussische Landrecht den Rechtsstoffen, die das Bürgerliche Gesetzbuch in 2385 Paragraphen behandelt, ungefähr 20000 Paragraphen; und in der Einleitung zum Landrecht war bestimmt, daß wenn die Gerichte etwa dennoch irgend einmal zweifelhaft sein sollten über die richtige Entscheidung einer Frage, sie diese nicht „unter dem Vorwande einer aus dem Zweck und der Absicht des Gesetzes abzuleitenden Auslegung“ selbst treffen, sondern den „vermeintlichen Mangel“ hübsch dem Justizminister anzeigen sollten, der die Entscheidung treffen, nötigenfalls aber, d. h. falls das Gesetz wirklich Anlaß zu Zweifeln bieten sollte, zur Hebung dieses Mißstandes durch Erlaß einer ausdrücklichen Vorschrift Sorge tragen werde: die Autorität sollte also die Zweifel lösen und den Untertanenverstand erleuchten. Anschauungen dieser Art findet man heute nicht mehr. Das Recht ist eben nicht eine Sammlung von Vorschriften, nach denen jeder einzelne Rechtsfall ungefähr so entschieden werden kann, wie der Stubenmalter mit einer Schablone Figuren an die Wand malt. Noch keine

juristische Kunst und keine menschliche Sprache haben es vermocht, ein das menschliche Bedürfnis befriedigendes Recht dergestalt auf feste Regeln zurückzuführen, daß man mit solchen mechanisch nur nach den Buchstaben operieren könnte. Zwar suchen wir alles Recht in Regeln zu fassen, und in dieser Form wird uns die Rechtswissenschaft gelehrt; aber viele dieser Regeln haben nicht die Natur einer positiven Feststellung oder Begrenzung des Rechtsgebankens, sondern sie wollen nur den Rechtsgebanken selbst, der einer positiven Feststellung weder fähig noch bedürftig ist, ausdrücken. In diesen Rechtsregeln ist also nicht der Buchstabe das Entscheidende, sondern der Geist, den sie in sich tragen, und der für ihre Anwendung auch wieder geistig erfaßt sein will. Die so aufgestellten Rechtsregeln erschöpfen auch nicht das Recht. Immer neue Regeln leiten sich ab als Folgerungen des Rechtsgebankens und aus der Natur der Sache. Das Recht ist ein geistiges Fluidum, dessen innere Substanz durchdrungen sein will, während die Rechtsregel nur eine Außenfläche davon bloßlegt. In dieser Weise die Rechtsregeln in ihrer Wahrheit zu erkennen, ist die Aufgabe der Rechtswissenschaft. Man kann dem um die deutsche Rechtswissenschaft hochverdienten Reichsgerichtsrat Bähr nur beistimmen, wenn er weiter sagt, ein Gesetzbuch sei eine Sammlung eingefangener Rechtsgebanken, die man in Paragraphen gesperrt habe. Das Ziel der Rechtswissenschaft aber ist, wie der geistvolle Pandektist Buchta es bezeichnend ausdrückt, die vollkommene Herrschaft über den Stoff, die systematische Durchdringung, das praktische Leben des Rechts; die Fähigkeit, die allgemeinsten Sätze in ihren Wirkungen bis in die kleinsten Verzweigungen zu verfolgen und umgekehrt von dem konkretesten Fall durch alle Mittelglieder zu den obersten Grundsätzen als der Quelle aufzusteigen, und dies nicht als in einem toten Mechanismus, sondern als in einem lebendig pulsierenden, neben logischer Gebundenheit einer freien Mannigfaltigkeit sich erfreuenden Körper. Diese Fähigkeit haben die römischen Juristen in bewunderungsmäßigem Maße gehabt, die Beherrschung eines Organismus, „wo ein Tritt tausend Fäden regt, wo ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.“

Mit vorstehenden Ausführungen ist die Aufgabe des rechtswissenschaftlichen Universitätsunterrichts gezeichnet, nicht minder aber auch die des juristischen Praktikers. Auch dieser ist berufen, nicht mit den Buchstaben der einzelnen Bestimmungen zu operieren, sondern er soll auch „Rechtsgebanken“ herausfinden. Und das trifft nicht etwa bloß zu beim Prozeßrichter, der vom hohen Stuhl erhabenen Recht spricht, sondern es trifft nicht minder zu bei richterlichen Verrichtungen, die nach der Meinung von Juristen wie von Laien sehr viel einfacher sind als die Rechtsprechung. Es sei erlaubt, dies an einem für den Laien besonders wichtigen Fall darzustellen, nämlich an der Amtstätigkeit des Vormundschaftsrichters. Die vormundschaftliche Verwaltung des Preussischen Landrechts war überaus schwerfällig, seine Vorschriften waren aber juristisch sehr einfach, sodaß man hier „Rechtsgebanken“ gar nicht zu finden brauchte. Nach dem Landrecht war das Gericht der eigentliche Vormund und bediente sich nur des von ihm bestellten Vormunds zur Ausführung seiner Anordnungen, die es aber ebensogut selbst oder durch einen Gerichtsdiener aus-

führen konnte; deshalb war der Vormund in aller und jeder Beziehung den Anordnungen des Vormundschaftsgerichts zu gehorchen verbunden. Das Preussische Landrecht drückte dies aus durch die Vorschriften der Paragraphen 235 bis 237 II 18: „Dem Vormund hat der Staat die Sorge für den Pflegebefohlenen aufgetragen. Der Vormund ist der Bevollmächtigte des Staats; er ist also schuldig, sich bei Führung seines Amtes nach den Vorschriften der Gesetze und den besondern Anweisungen des vormundschaftlichen Gerichts zu richten. Das letzte ist ihn zu dirigieren und unter beständiger Aufsicht zu halten verpflichtet.“ Diesem Rechtsgrundsatz entsprechen seine Folgen: das bare Vermögen des Mündels wurde nicht vom Vormund zinsbar angelegt, sondern von ihm an das gerichtliche Pupillendepositorium eingezahlt und von diesem verwaltet; dem Vormund blieb von Geldern nur, was zu laufenden Ausgaben nötig war, und für diese stand er unter der ständigen und geregelten Aufsicht des Vormundschaftsgerichts. Hielt der Vormund den Mündel für musikalisch so begabt, daß ihm eine besondere musikalische Ausbildung angemessen erschien, so mußte er das Vormundschaftsgericht bitten, dieses möge genehmigen, daß auf den Klavierunterricht des Mündels eine höhere Summe als die allgemein übliche verwandt werden dürfe. Als in den Jahren 1858 bis 1866 infolge der damals herrschenden Überfüllung des Juristenstandes die Richterstelle sechs bis acht Jahre ohne Besetzung auf Erlangung einer Richterstelle warten mußten, wurden die Vormünder wiederholt angewiesen, ihre Mündel nicht die Rechtswissenschaft studieren zu lassen. Gegenwärtig sind nach Zeitungsnachrichten in Berlin viertausend stellenlose Handlungsgehilfen; in andern großen Städten ist die Sache nicht viel anders sein. Die Ausichten, im kaufmännischen Beruf ein Unterkommen oder gar eine selbständige Stellung zu erlangen, sind heute infolge des überaus großen Wettbewerbs für unbemittelte Handlungsgehilfen sehr gering; dagegen herrscht heute Mangel an Volksschullehrern, an Unteroffizieren und an tüchtigen Handwerkern. Würde heute noch das altpreussische Vormundschaftsrecht gelten, so müßte der Vormundschaftsrichter dem Vormund verbieten, das Mündel in die Kaufmannslehre zu geben; das Gericht müßte dem Vormund den Beruf eines Volksschullehrers oder Unteroffiziers oder Handwerkers für den Mündel vorschreiben. So lag die Sache nach den Vorschriften des hier überaus klaren Preussischen Landrechts.

Anderß nach heutigem Recht. Das Bürgerliche Gesetzbuch geht von der Grundanschauung aus, daß der Vormund frei und selbständig sei. Vergeblich aber sucht man einen Paragraphen, der diese Grundanschauung ausdrücklich vorschriebe; es ist dies eben nur ein Grundgedanke, der das ganze Vormundschaftsrecht beherrscht und sich wie ein roter Faden durch das Gesetz zieht. Dieser Grundgedanke folgt aus Bestimmungen wie denen, wonach der Vormund den Mündel zu vertreten, für die Person und das Vermögen des Mündels zu sorgen, ihn zu erziehen, zu beaufsichtigen und seinen Aufenthalt zu bestimmen hat. Dieser Grundgedanke ergibt sich ferner aus den Vorschriften, wonach der Vormund bei der Verwaltung des Mündelvermögens gewisse genau bestimmte Anordnungen des Vormundschaftsgerichts zu befolgen

und in gewissen genau bezeichneten Fällen zu seinen Verwaltungshandlungen der Genehmigung des Gegenvormunds oder des Vormundschaftsgerichts bedarf. Hieraus ist die Absicht des Gesetzes zu folgern, daß bei allen nicht unter eine der erwähnten Bestimmungen fallenden Verwaltungshandlungen der Vormund frei und selbständig seinen Entschliehungen folgt. Aber andererseits kann man aus den eben gedachten Bestimmungen und aus dem an die Spitze des ganzen Vormundschaftsrechts gestellten Paragraphen 1773, wonach die Vormundschaft zum Ersatz der Gewalt der Eltern dient, auch wieder nicht folgern, daß die Selbständigkeit des Vormunds mit der des Vaters auf dieselbe Linie zu stellen ist. Denn während beim Bestehn der Elterngewalt das Vormundschaftsgericht nur in ganz besondern Ausnahmefällen einzuschreiten befugt ist (so behufs Regelung der Kindererziehung nach erfolgter Ehescheidung, ferner wenn der Vater das geistige oder das leibliche Wohl oder das Vermögen der Kinder gefährdet), bestimmt der Paragraph 1837 ganz allgemein: „Das Vormundschaftsgericht hat über die gesamte Tätigkeit des Vormunds und des Gegenvormunds die Aufsicht zu führen und gegen Pflichtwidrigkeiten durch geeignete Gebote und Verbote einzuschreiten. Das Vormundschaftsgericht kann den Vormund und den Gegenvormund zur Befolgung seiner Anordnungen durch Ordnungsstrafen anhalten.“ Also auf der einen Seite das selbständige Entschliehungsrecht, das dem Vormund nach dem Grundgedanken des Gesetzes zusteht, auf der andern Seite das allgemeine Aufsichtsrecht des Gerichts. Wie sind diese beiden Rechte gegeneinander abzugrenzen? Jeder Vormundschaftsrichter kommt überaus häufig in die Lage, hierüber Betrachtungen anzustellen. Er ersieht zum Beispiel bei der Rechnungsablegung, daß der Vormund, der das Mündel eine auswärtige höhere Schule besuchen läßt, für die Verpflegung einen Entgelt von 1500 Mark zahlt; der erfahrene Vormundschaftsrichter findet diese Summe viel zu hoch, da er weiß, daß man für die Hälfte dieses Betrags die Verpflegung des Mündels sehr gut bewirken kann. Kann der Richter nun diese Ausgabe des Vormunds beanstanden und dem Vormund gebieten, das Mündel in eine billigere Pension unterzubringen? Dem scheint offenbar entgegenzustehn, daß nach der ausdrücklichen Vorschrift des Gesetzes der Vormund nach eigener selbständiger Entschliehung die Erziehung des Mündels zu besorgen hat, und wenn der Vormund vielleicht in Anbetracht der günstigen Vermögensverhältnisse des Mündels oder um ihm eine ganz besonders günstige Gelegenheit zur Befriedigung seiner geistigen und leiblichen Bedürfnisse zu gewähren, es für gut befindet, ihn in eine besonders teure Pension zu geben, so entscheidet sich der Vormund eben nach Zweckmäßigkeitsgründen in einer Angelegenheit, deren Entscheidung nach dem Gesetz ihm allein obliegt. Andererseits sagt doch aber wieder der Paragraph 1837, daß dem Gericht die Aufsicht über die gesamte Tätigkeit des Vormunds zustehe, und daß es gegen Pflichtwidrigkeiten einzuschreiten habe, und da Verschwendung des Mündelvermögens sicherlich eine Pflichtwidrigkeit ist, so wird der Vormundschaftsrichter doch wieder geneigt sein, hier einzuschreiten, also sich das Recht herauszunehmen, seine Meinung über die Zweckmäßigkeit an die Stelle derer des Vormunds zu setzen, also — ähnlich wie der altpreussische Vormundschafts-

richter — über die Erziehung des Mündels selbst zu befinden! Oder der Vormund zeigt dem Vormundschaftsgericht an, die Großeltern des Mündels seien gestorben, und der Mündel sei neben ihren Kindern ihr Miterbe geworden; oder dem Mündel sei aus dem Nachlaß eines Oheims durch Vermächtnis eine Aktie oder andre Industriepapiere, in denen das Mündelvermögen nicht angelegt werden darf, zugefallen. Eine gesetzliche Bestimmung darüber, daß der Vormund, wenn sein Mündel Miterbe geworden ist, die Auseinanderetzung betreiben müsse, oder daß jene Industriepapiere nun gerade versilbert und der Erlös in sichern Hypotheken oder Staatspapieren angelegt werden müsse, besteht nicht. Aber der vorsichtige Vormundschaftsrichter geht von der Erwägung aus, daß der Aufschub der Erbauseinanderetzung leicht eine Verdunklung der Ansprüche des Mündels zur Folge haben könne, sowie daß jene Industriepapiere in Folge von Kursschwankungen leicht entwertet werden könnten. Der Vormund aber, der die Sache vielleicht ebensogut wie der Richter übersehen, teilt die Ansicht des Richters keineswegs; er ist vielmehr der Meinung, daß die Fortsetzung der Erbengemeinschaft und die Beibehaltung der Industriepapiere sogar für den Mündel vorteilhaft sei. Der Vormundschaftsrichter bleibt bei seiner Meinung; kann er nun dem Vormund die Auseinanderetzung mit den Miterben oder die Versilberung der Industriepapiere gebieten, sie durch Ordnungsstrafen erzwingen? Liegt eine „Pflichtwidrigkeit“ des Vormunds im Sinne des Paragraphen 1837 darin, daß er in jenen Zweckmäßigkeitfragen bei seiner der des Richters entgegengesetzten Meinung verharret, oder liegt nicht vielmehr eine Überschreitung der Amtsbefugnisse darin, daß der Richter in solchen Verwaltungsfragen leitende Anweisungen erteilen will? Oder: Ein Verwandter des Mündels zeigt dem Vormundschaftsgericht an, daß der Vormund das Mündel nur die Volksschule besuchen lasse, während das Mündel nach seinen Fähigkeiten und Vermögensverhältnissen sowie dem Stand seiner Eltern Anspruch auf Besuch einer höhern Schule habe. Ginge die Anzeige dahin, daß der Vormund das Mündel im evangelischen Glauben erziehen lasse, während es nach den gesetzlichen Vorschriften dem katholischen Religionsunterricht zuzuweisen sei, so wäre das Einschreiten des Vormundschaftsgerichts sicher geboten, da es eine Pflichtwidrigkeit des Vormunds ist, wenn er den gesetzlichen Vorschriften über die religiöse Erziehung der Kinder zuwiderhandelt. Aber die Frage, ob das Mündel die Volksschule oder eine höhere Schule besuchen solle, ist eine Zweckmäßigkeitfrage, die von Fall zu Fall nach den verschiedensten Rücksichten zu entscheiden ist, und zwar vom Vormund, da ihm nach dem Gesetz die Erziehung des Mündels obliegt. Man könnte geneigt sein, eine Einmischung des Gerichts in solchen Erziehungsfragen als einen unberechtigten Eingriff in die Selbständigkeit des Vormunds aufzufassen; aber es enthält doch eine Pflichtwidrigkeit des Vormunds, wenn dieser dem Mündel eine als mangelhaft zu erachtende Schulbildung zuteil werden läßt und sonach die Zukunft des Kindes gefährdet.

Die hier beleuchtete Frage ist die wichtigste und schwierigste unsers Vormundschaftsrechts; der Richter soll auf der einen Seite nicht in die vom Gesetz gewollte Selbständigkeit und in das freie Entschließungsrecht des Vormunds

eingreifen, das wäre wider das Gesetz; auf der andern Seite aber soll er die gesamte Tätigkeit des Vormunds beaufsichtigen und gegen Pflichtwidrigkeiten einschreiten. Wie aber, wenn der Richter und der Vormund darüber, was im Interesse des Mündels zweckmäßig oder gar geboten ist, verschiedner Ansicht sind? Liegt darin, daß der Vormund nach bester Überzeugung seine Meinung für die allein richtige hält, eine Pflichtwidrigkeit? Versteht der Paragraph 1837 unter „Pflichtwidrigkeit“ jede Handlung des Vormunds, die nach der Meinung des Richters objektiv dem Mündel unvorteilhaft ist (diese Ansicht wird von dem berühmten Rechtslehrer Dernburg vertreten), oder verlangt die „Pflichtwidrigkeit“ ein schuldhaftes Verhalten (also mangelnde Prüfung, Säumnis, beschränkten Eigensinn) des Vormunds? Wo ist also die Grenze zwischen der Selbstverwaltung des Vormunds und dem Aufsichtsrecht des Vormundschaftsgerichts?

Jeder Vormundschaftsrichter wird häufig genug vor diese Frage gestellt; was hat er nun zu tun, um sich in ihr schlüssig zu machen?

Der Vormundschaftsrichter ist — um hier auf die eingangs gedachte Unterscheidung der alten Römer zurückzukommen — nicht bloß institutus, er soll nicht bloß die subalterne Vorbildung haben, die ihm die Kenntnis der gesetzlichen Bestimmung verschafft und ihn allenfalls befähigt, sich eine fremde Meinung anzueignen; sondern er soll *instructus* sein, d. h. die Fähigkeit haben, in zweifelhaften Rechtsfragen eine selbständige Entscheidung zu treffen, eine Rechtsfrage wissenschaftlich und gründlich zu untersuchen. Was aber zu einer solchen Untersuchung und Entscheidung gehört, sehen wir sofort, wenn wir das „wissenschaftliche Rüstzeug“ betrachten, mit dem sich der Jurist versehen muß, wenn er eine Frage wie die erwähnte so behandeln will, daß sie Aufnahme in einer angesehenen wissenschaftlichen Zeitschrift finden kann, also Anspruch auf Beachtung und Anerkennung erheben kann.

Die neuern Gesetze verlangen vielerlei Vorarbeiten, die in Schriftstücken niedergelegt werden. Die großen Gesetzgebungswerke, wie das Bürgerliche Gesetzbuch, entstehen erst nach langwierigen Verhandlungen durch Kommissionen, die Entwürfe ausarbeiten, durchberaten und über die Verhandlungen, insbesondere auch über Abänderungsanträge Protokolle führen. Den festgestellten Entwürfen werden Motive (Begründungen, Denkschriften) beigegeben; in den gesetzgebenden Körpern finden Kommissionsberatungen statt; schriftliche Kommissionsberichte, Erklärungen der Regierungskommissare, Vorträge der Berichtserstatter und einzelner Mitglieder in den Plenarsitzungen schließen sich an. Diese „Vorarbeiten“ (Materialien) zum Gesetz sind das wichtigste Hilfsmittel zum Verständnis des Gesetzes. Es sei erlaubt, über ihren Wert auf die Äußerungen der Berliner Rechtslehrer Eck und Dernburg hinzuweisen: Wer sich bei der Auslegung des Gesetzes den in den Vorarbeiten ausgesprochenen Ansichten schlechtthin anschließt, handelt unselbständig; wer aber diese Vorarbeiten unbeachtet läßt, der handelt leichtfertig. Und: Wer auf den Schlüssel verzichtet, den der Gang der Beratungen der Entwürfe zu deren Verständnis gibt, gleicht dem, der auf ein Dach klettert, um in ein Haus einzutreten, dessen Tür er bequem öffnen könnte. Also: Es ist leichtfertig und unverständig, sich an

die Entscheidung einer schwierigen Rechtsfrage unsrer Gesetze zu machen, ohne von den Vorarbeiten Kenntniß zu nehmen. Aber das ist außerordentlich schwierig; man muß in der Benutzung der Vorarbeiten schon eine große Erfahrung, die wieder nur durch eingehende Beschäftigung mit ihnen gewonnen wird, wissenschaftlichen Sinn und dabei praktisches Geschick haben, wenn man die Vorarbeiten mit Erfolg benutzen will; andernfalls kann die Berücksichtigung der Vorarbeiten bei der Entscheidung nur schädlich wirken. Es ist nämlich streng zu unterscheiden: insofern das von den Motiven und sonstigen Vorarbeiten beabsichtigte oder als richtig angenommene in dem veröffentlichten Gesetze wort den geeigneten Ausdruck gefunden hat, der auch ohne die Motive verständlich wäre, ist die Auffassung der Motive von der größten Bedeutung, fast entscheidend. Das Vorhandensein dieser Voraussetzung muß also zunächst geprüft werden, und da wird sich oft ergeben, daß sie nicht vorhanden ist. Oft nämlich enthalten die Motive, Kommissionsprotokolle und Kommissionsberichte nichts anderes als wissenschaftliche Ausführungen über eine vorgeschlagene Vorschrift; sie suchen in allgemeinen Betrachtungen deren Tragweite darzulegen, auch etwa Folgerungen zu ziehen, die in dem Gesetz nicht unmittelbar festgelegt sind. Diese Ausführungen haben keine andre Bedeutung als die wissenschaftlichen Ausführungen anderer Sachkenner. Nicht selten handelt es sich hier um Augenblicksäußerungen, rein persönliche Meinungen einzelner, von denen keineswegs feststeht, daß sie von der Mehrheit der zur Beratung des Gesetzes Berufnen geteilt worden ist. Endlich liegt auf der Hand, daß Äußerungen, die in frühern Zeitpunkten der Beratung getan worden sind, ihren Wert fast ganz verlieren, wenn das Gesetz in den Punkten, auf die es hierbei ankommt, wesentlich geändert worden ist. Also eine gründliche, wissenschaftliche Durchbringung einer Rechtsfrage verlangt in den meisten Fällen ein Zurückgehn auf die Vorarbeiten, deren zweckmäßige Benutzung aber durchaus nicht einfach ist. Als weiteres „wissenschaftliches Rüstzeug“ kommen sodann in Betracht: Einzelschriften (Monographien) über besondere Rechtslehren und Abhandlungen in den fachwissenschaftlichen Zeitschriften, Lehrbücher und Kommentare sowie die Ergebnisse der Rechtsprechung. An den wissenschaftlichen Untersuchungen anderer kann man unmöglich vorbeigehn, wenn man gründlich verfahren will; sonst ist man der Gefahr ausgesetzt, Bekanntes zu wiederholen, wichtige Gründe und Gegengründe zu übersehen, kurz unvollständig zu arbeiten, im Dunkeln zu tappen. Und erst die Berücksichtigung der Rechtsprechung: eine gründliche Untersuchung darf nicht die Meinung hoher und höchster Gerichte schlechthin annehmen, sondern ihre Richtigkeit ist zu untersuchen, und namentlich sofern widersprechende Entscheidungen ergangen sind, hat die Rechtswissenschaft die hohe Aufgabe, die Ergebnisse ihrer theoretischen Untersuchung kritisch zu verwerten. Bei dem allen ist auch noch zu erwägen, daß unser neues Recht nicht etwa von den bisherigen Rechten losgelöst ist, sondern auf deren Schultern steht, sodaß eine wissenschaftliche Untersuchung von Rechtsfragen oft genug ein Zurückgehn auf die Rechtswissenschaft und die Rechtsprechung der frühern Rechte nötig macht.

Mit diesen Ausführungen wären die Erfordernisse einer Entscheidung

aufgestellt, wie man sie von einem wissenschaftlich gebildeten Juristen verlangen kann; und in der oben geschilderten Art verfährt der Praktiker, wenn er sich über eine Rechtsfrage schriftstellerisch betätigt.

Kommen wir nun auf die Streitfrage, die den Vormundschaftsrichter beschäftigt, zurück. Der Richter ist wissenschaftlich gebildet, soll also die Fähigkeit haben, in Rechtsfragen eine selbständige Entscheidung zu treffen, sie wissenschaftlich und gründlich zu untersuchen. Hierin zeigt sich gerade die wissenschaftliche Durchbildung im Gegensatz zu der subaltern-seminaristischen. Kann man nun im Ernst behaupten, daß der Richter in der Lage ist, sich in der oben geschilderten Weise der Untersuchung und der Entscheidung der Streitfrage zu unterziehen? Davon ist doch gar nicht die Rede! Die erlangte Fähigkeit zur Bekleidung des Richteramts gibt noch lange keine Gewähr dafür, daß der Richter Rechtsfragen in der oben geschilderten Weise wissenschaftlich bearbeiten kann; dazu gehört vielmehr neben Lust und Liebe zu wissenschaftlicher Beschäftigung eine besondere wissenschaftliche Befähigung, die eben nur vereinzelt Praktikern mitgegeben ist. Der Durchschnittsjurist ist gar nicht befähigt, das bezeichnete Hilfsmittel der Vorarbeiten sachgemäß zu benutzen, er liest auch keine wissenschaftlichen Einzelschriften oder fachwissenschaftliche Zeitschriften; wie soll er also von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung andrer Kenntnis haben! So fällt von dem „wissenschaftlichen Rüstzeug,“ das zu einer gründlichen Erörterung unentbehrlich ist, schon der allerwichtigste Teil weg. Es verbleiben dem Praktiker also nur die Kommentare und die Lehrbücher. Daß es hierunter vortreffliche Werke gibt, ist bekannt; aber diese beiden Arten von Hilfsmitteln haben auch ihre schlimme Seite. Wie nämlich auf den Beschlüssen der Juristentage der Fluch der Zufallsmehrheiten haftet, so ähnlich haftet auf den Kommentaren und den Lehrbüchern oft ein anderer Fluch, nämlich der der Unwissenschaftlichkeit. Wie sollte das auch anders sein? Sogar bei der Kommentierung oder der systematischen Darstellung eines verhältnismäßig nicht umfangreichen Gesetzes, wie etwa der Konkurs-, Wechsel- und Grundbuchordnung oder des Vormundschaftsrechts, muß der Verfasser viele hundert ganz verschiedene Streit- und Zweifelsfragen erörtern, und von diesen ist ein überaus großer Teil so schwierig, daß die Entscheidung jeder einzigen viele Wochen, ja viele Monate braucht, immer vorausgesetzt, daß die Bearbeitung wirklich wissenschaftlich und gründlich ist, d. h. daß die Vorarbeiten und die Rechtsprechung nicht bloß abgeschrieben, sondern kritisch bewertet, die Literatur nicht bloß erwähnt, sondern eingehend berücksichtigt werden, daß die Begründung der eignen Ansichten überzeugen soll. Bei einer solchen Arbeitsweise würde die Kommentierung eines Gesetzes die Arbeitszeit mehrerer Jahre in Anspruch nehmen. Wie soll der Verfasser, der zumeist doch neben der wissenschaftlichen Beschäftigung noch seine Amts- und Berufstätigkeit hat, soviel Zeit auf den Kommentar zu dem verhältnismäßig kurzen Gesetz verwenden! Daher die vielen flüchtigen Machwerke, die sich mit einfacher Wiedergabe von Stellen der Vorarbeiten, von sogenannten festgestellten Rechtsgrundsätzen aus höchstrichterlichen Entscheidungen und von Ansichten anderer begnügen, ein kritiklos neben das andre gestellt. Währ spricht bezeichnend

von einem „Kommentarbazillus“; vielleicht dachte schon Justinian an diesen, als er, wie schon erwähnt worden ist, das Schreiben von Kommentaren über das *Corpus Juris* verbot.

Neben dem Kommentar ist nun für den Praktiker das wichtigste „wissenschaftliche Nützzeug“ die Rechtsprechung, die Präjudizienammlung, die dem Richter immer zur Hand ist. Obwohl, wie schon der bekannte bayrische Jurist von Kreitmayer es bezeichnend ausdrückt, „selten ein casus dem andern so ähnlich ist wie ein Ei dem andern,“ so klammern sich die Instanzgerichte doch mit der viel beklagten Präjudizienreiterei so viel als nur irgend möglich an Entscheidungen höherer Gerichte. Das war, solange die frühern Rechte galten, also Rechte, die eine hundertjährige Praxis aufzuweisen hatten, noch nicht so schlimm; denn hier waren die wichtigsten Streitfragen durch die lange feste Praxis in einem bestimmten Sinne schon entschieden, und eben die „konstante Praxis“ schuf eine gewisse Gewähr für die Richtigkeit der von den höchsten Gerichten ausgesprochenen Rechtsansichten. Anders heute: nur die wenigsten Fragen sind heute schon durch eine feste Praxis des höchsten Gerichts entschieden; über die allermeisten Fragen herrschen sowohl in der Rechtslehre als auch bei den Gerichten noch Zweifel, und die widersprechendsten Anschauungen stehn sich unvermittelt gegenüber. Das zeigt sich besonders an der eingangs erörterten Frage über die Selbständigkeit des Vormundes und das Aufsichtsrecht des Vormundschaftsgerichts. Etwa zehn Entscheidungen verschiedner Oberlandesgerichte sind über diese Frage veröffentlicht worden, die zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen kommen. Nun soll sich der Vormundschaftsrichter selbständig entscheiden, welches der verschiednen Oberlandesgerichte die richtige Ansicht ausgesprochen hat. Um diese selbständige Entscheidung treffen zu können, müßte der Vormundschaftsrichter das sonstige „wissenschaftliche Nützzeug“ — die Vorarbeiten, Monographien, wissenschaftliche Zeitschriften, die wichtigsten Kommentare und Lehrbücher — durchforschen. Auch wenn der Richter dieser Aufgabe gewachsen ist, so stehn ihm doch diese Hilfsmittel gar nicht zur Verfügung; denn die allermeisten Gerichtsbibliotheken sind außerordentlich dürftig. Aber auch wenn dem Richter alle Hilfsmittel zur Verfügung stünden: wo soll er die Zeit hernehmen, die zu einer gründlichen Untersuchung der Frage nötig wäre? Da müßte er ja ganze Wochen seiner beschränkten Arbeitszeit nur auf die Untersuchung dieser Frage verwenden! Wie soll er das fertig bekommen? So bleibt ihm nichts übrig, als eine Entscheidung zu erlassen, mit der er „durchhaut,“ also eine Entscheidung, die alles andre als wissenschaftlich und gründlich ist. So lastet auf den Arbeiten der juristischen Praktiker kraft einer gewissen Naturnotwendigkeit der Mangel an Gründlichkeit, an Wissenschaftlichkeit!

(Schluß folgt)





Beethovens Eroica

Zu ihrer Jahrhundertfeier



Es ist hundert Jahre her, daß Beethoven seine heroische Sinfonie der Welt übergeben hat. Trotz dem Säkulum, das über sie hingegangen ist, empfinden wir sie heute noch als modern. Beethovens große Meisterwerke überhaupt haben noch nichts historisches an sich; sie entsprechen noch vollkommen unserm Denken und Fühlen; sie bilden noch immer das Fundament, auf dem unsere ganze Musik ruht. Während des neunzehnten Jahrhunderts ist nur eine einzige Erscheinung hervorgetreten, die an Bedeutung und Wirkungskraft der Beethovens gleichkommt: Johann Sebastian Bach, dessen Werke erst in diesem Zeitraum zum Leben erweckt worden sind. Bach und Beethoven sind die beiden Pole, um die sich die moderne Musikentwicklung dreht.

Die Eroica ist bekanntlich das Werk, worin uns Beethoven zum erstenmal auf der Höhe seines Schaffens entgegentritt. Dadurch erregt sie besonderes Interesse, und dieses wird noch gesteigert durch den Umstand, daß sie in einem engen Verhältnis zu großen Zeiterscheinungen steht. Über ihre Entstehung und die mannigfachen Beziehungen, die sie mit der Außenwelt verknüpfen, sind wir verhältnismäßig gut unterrichtet. Durch G. Nottebohm sind die musikalischen Entwürfe im Druck allgemein zugänglich gemacht worden, in ihren Erinnerungen haben namentlich mehrere Schüler Beethovens, Ries, Schindler, Czerny u. a., manchen interessanten Zug überliefert. Es liegt darum nahe, bei Anlaß der Jahrhundertfeier einmal Werden und Schicksale der Eroica im Zusammenhang zu verfolgen. Wenn der emsige Biograph Thayer auch die meisten einzelnen Notizen zusammengetragen hat, so bietet er doch keine zusammenhängende Geschichte des Werkes; eine solche soll nachstehend versucht werden.

1*)

Die erste Idee zu einer Sinfonie auf Napoleon soll Beethoven schon im Jahre 1798 gefaßt haben. Sie war ihm nicht selbst gekommen, sondern soll von dem jungen französischen General Bernabotte angeregt worden sein. Im Februar des Jahres 1798 kam dieser als Gesandter Frankreichs nach Wien. Aus verschiedenen Gründen dauerte es beinahe zwei Monate, bis er bei Hofe vorgestellt wurde, und infolge davon lebte er, dem Zwange der Etikette folgend, über diese Zeit „ganz stille.“ Er hatte Muße, seinen Neigungen entsprechenden Verkehr zu suchen. Die Verbindung mit Beethoven dürfte der Violinist Rudolf

*) Vgl. zu diesem Abschnitt A. W. Thayer, *L. van Beethovens Leben*, II (Berlin, 1872), S. 19 ff., 233 ff., 236, 247 ff., 261, 391 ff.

Kreuzer vermittelt haben, der sich in seinem Gefolge befand. Es ist dies der hervorragende Virtuose und Etüdenkomponist, dem Beethoven später die bekannte Sonate in A-Dur widmete. Bernadotte war der Sohn eines Advokaten in der Provinz, somit war der Unterschied der Abstammung und des Ranges zwischen ihm und Beethoven nicht so groß, daß sich nicht ein ungezwungener Verkehr zwischen ihnen hätte entwickeln können. Und man mag sich gern denken, wie der junge französische General die Begeisterung für seinen genialen obersten Heerführer auf die leicht entzündbare Künstlerseele Beethovens übertrug. Daß wirklich Bernadotte die Idee zu einer Napoleonsinfonie angeregt hat, dürfen wir um so eher glauben, als Schindler versichert, Beethoven hätte sich dessen im Jahre 1823 noch lebhaft erinnert. Er hatte damals befondern Anlaß dazu, weil er im genannten Jahre ein eigenhändiges Schreiben an den inzwischen zum König von Schweden emporgestiegenen Bernadotte richtete mit der Aufforderung, auf ein Exemplar seiner großen D-Dur-Messe zu subscribieren. Bernadotte scheint ein schlechteres Gedächtnis als Beethoven gehabt zu haben; das Schreiben blieb unbeantwortet.

Die Idee der Heldeninfonie taucht also schon im Frühling des Jahres 1798 auf; die Ausführung ließ aber noch lange auf sich warten. Themen, die später in der Eroica verwandt wurden, finden sich zum erstenmal in einem Skizzenbuch Beethovens aus dem Jahre 1801, das W. von Lenz als der Bibliothek des Grafen Wielhorski zu St. Petersburg angehörend bezeichnet und beschrieben hat. Es sind eine Andeutung des Trauermarsches und Entwürfe zu den Variationen des letzten Satzes. Freilich ist nicht ausgeschlossen, daß sich Lenz in bezug auf diese geirrt hat. Beethoven benutzte bekanntlich das Thema zum letzten Satz auch für die Klaviervariationen Op. 35. Diese sind früher als die Eroica, nach der Angabe auf dem Originalmanuskript im Jahre 1802, komponiert worden, und die Annahme liegt nahe, die Skizzen vom Jahre 1801 seien für diese bestimmt gewesen.

Die erste Skizze zum Trauermarsch gibt Anlaß, Überlieferungen zu erwähnen, die die Eroica mit noch andern Persönlichkeiten als Napoleon und mit bestimmten historischen Vorgängen verknüpfen wollen. Sie gehen auf Dr. Bertolini zurück, der jahrelang, von 1806 bis 1815, der vertraute Arzt Beethovens war. Mit Berufung auf dessen Zeugnis behauptet Czerny, der Tod des englischen Generals Abercrombie habe Beethoven die erste Idee zur Eroica gegeben. Da dieser in der Schlacht bei Alexandria am 21. März 1801 tödlich verwundet wurde und am 28. desselben Monats starb, so ist es immerhin möglich, daß die erste Skizze zum Trauermarsch durch dieses Ereignis unmittelbar angeregt wurde. Nach Aufzeichnungen Otto Jahns, die wiederum auf Mitteilungen Dr. Bertolinis fußen, soll Bonapartes Zug nach Ägypten (Mai 1798) den ersten Gedanken zur Eroica gegeben, und das Gerücht von Nelsons Tod in der Schlacht bei Abukir den Trauermarsch veranlaßt haben. Diese Angaben widersprechen sich scheinbar; aber man kann sich doch wohl denken, daß die sich rasch folgenden politischen Ereignisse immer wieder als neue Impulse auf Beethoven wirkten. So erscheint es ja als ganz wahrscheinlich, daß der Zug nach Ägypten im Sommer 1798 ihn in dem kurz zuvor

gefaßten Pläne, eine Sinfonie auf Napoleon zu schreiben, wenigstens bestränkte; ferner, daß der angebliche Tod Nelsons ihm die Idee zu dem Trauermarsch gab, daß er sich dann aber erst zum ersten Entwurf anschickte, als von neuem die Nachricht vom Fall eines Heerführers, eben Abercrombies, im Jahre 1801 eintraf. Alle die angeführten Ereignisse gehören ja einer Zeit an, in der von einem wirklichen Ausarbeiten noch nicht die Rede war. Als Beethoven dann ernstlich an die Ausführung herantrat, wird er sich erst die endgiltige Richtschnur aufgestellt haben. Ob er nun beim Trauermarsch mehr an Nelson, Abercrombie oder Napoleon selbst, wie viele glauben, gedacht hat, ist ja nicht von großem Belang; wichtig zu wissen ist nur, daß die Sinfonie ihren Ursprung tatsächlich in der gewaltigen Persönlichkeit Napoleons und seinen weltbewegenden Taten hat. Dies wird durch die oben erwähnten Überlieferungen nicht in Abrede gestellt, durch weitere aber, die weiter unten noch angeführt werden sollen, noch mehr erhärtet.

In dem folgenden Jahre, 1802, scheint Beethoven ernstlicher an die Ausarbeitung gegangen zu sein. Ries berichtet kurzweg, in diesem Jahre habe er in Heiligenstadt, einem anderthalb Stunden von Wien liegenden Dorfe, seine dritte Sinfonie komponiert. Richtiger hätte er wohl gesagt, angefangen. Aus dem noch erhaltenen Skizzenbuche, das fast das gesamte Entwurfsmaterial enthält, geht hervor, daß die eigentliche Ausarbeitung erst im Sommer 1803 erfolgt sein kann, was auch durch eine Angabe von Czerny bestätigt wird. Beethoven wohnte in diesem Sommer in Oberdöbling. Das Haus, wo er sich eingemietet hatte, lag ganz im Grünen, es war umgeben von Gärten, Weinbergen und Feldern. In unmittelbarer Nähe lag die Schlucht des Krottenbachs, die sich weiterhin zu einem anmutigen Tal ausbreitet, das zu Beethovens Zeiten noch ganz Natur, still und einsam war. Hier also ist die Eroica im wesentlichen entstanden. Bald nach des Komponisten Rückkehr in die Stadt im Herbst scheint sie vollends ausgearbeitet worden zu sein. Beethoven wohnte damals in dem Gebäude des Theaters an der Wien, weil er den Auftrag hatte, eine Oper, angeblich zu einem Text von Schikaneder, dem Verfasser der „Zauberflöte“ und damaligem Direktor des Theaters, zu schreiben, die aber nicht zur Ausführung kam. Hier besuchte ihn kurz nach seiner Rückkehr vom Lande der Maler Wähler und fand ihn in eifriger Arbeit damit beschäftigt, die Sinfonia eroica zu vollenden. Beethoven wurde gebeten, etwas vorzutragen, und spielte, statt einer freien Phantasie, wie es sonst seine Gewohnheit war, erst das Finale der Sinfonie. Nachher allerdings phantasierte er, wie nur beiläufig erwähnt sei, zwei Stunden lang, was für Wähler und die meisten, die Beethoven je haben phantazieren hören, das Höchste bedeutete, was sie in der Kunst je erlebten.

Wir haben das Werk bis zu seiner Vollendung begleitet und müssen nun die folgende bekannte Erzählung von Ries*) einschalten. „Bei dieser Sinfonie hatte sich Beethoven Buonaparte gedacht, aber diesen, als er noch Erster Konjul war. Beethoven schätzte ihn damals außerordentlich hoch und

*) Dr. F. W. Wegele und F. Ries, Biographische Notizen über L. van Beethoven (Koblenz, 1838), S. 78.

verglich ihn den größten römischen Konsuln. Sowohl ich als mehrere seiner nähern Freunde haben diese Sinfonie schon in Partitur abgeschrieben auf seinem Tische liegen gesehen, wo ganz oben auf dem Titelblatte das Wort »Bonaparte« und ganz unten »Luigi van Beethoven« stand, aber kein Wort mehr. Ob und womit die Lücke hat ausgefüllt werden sollen, weiß ich nicht. Ich war der erste, der ihm die Nachricht brachte, Bonaparte habe sich zum Kaiser erklärt, worauf er in Wut geriet und ausrief: Ist der auch nichts andres wie ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeize frönen; er wird sich nun höher wie alle andern stellen, ein Tyrann werden! Beethoven ging an den Tisch, sagte das Titelblatt oben an, riß es ganz durch und warf es auf die Erde. Die erste Seite wurde neu geschrieben, und nun erst erhielt die Sinfonie den Titel: *Sinfonia eroica*.“

Diese für Beethoven so charakteristische Szene ist außer von Ries noch von einem andern zuverlässigen Gewährsmann, dem Grafen Moriz Lichnowsky, ähnlich beschrieben worden (Schindler gegenüber,*) und wir dürfen sie also für vollständig wahr nehmen. Da Napoleon am 20. Mai zum Kaiser proklamiert worden war, so muß die Szene noch in diesem Monat passiert und die Sinfonie jedenfalls schon anfangs Mai in der Partitur vollendet gewesen sein.

Nach Schindler soll auch eine sauber abgeschriebene Partitur mit der Dedication an Napoleon bereit gelegen haben, die durch die französische Gesandtschaft nach Paris hätte expediert werden sollen. Alle diese Überlieferungen von dem engen Zusammenhang der Eroica mit Napoleon werden vollends erhärtet durch ein erhaltenes schriftliches Dokument, die von Beethoven selbst revidierte Partiturabschrift der Sinfonie. Dieser ist vom Kopisten in lateinischer Schrift der Titel vorgelegt: *Sinfonia grande intitulata Bonaparte del Sigr. Louis van Beethoven*. Mit eigener Hand hat dann Beethoven deutsch noch beigefügt: „geschrieben auf Bonaparte.“ Der Komponist selbst bestätigt uns also nicht nur, daß das Werk Napoleon gewidmet werden sollte, sondern daß es auf ihn geschrieben war, ein musikalisches Charakterbild des Mannes sein sollte. Und um alles, was von den Beziehungen zu Bonaparte bekannt ist, zu erschöpfen, sei noch erwähnt, daß Beethoven bei dem tragischen Ende des Kaisers auf St. Helena mit dem ihm eignen Sarkasmus bemerkt haben soll, zu dieser Katastrophe habe er ihm schon vor siebzehn Jahren die passende Musik komponiert. Er meinte damit natürlich den Trauermarsch.

2

Die Eroica ist also, das steht nach dem Gesagten fest, direkt auf das Heldentum des Konsuls Bonaparte geschrieben. Wir müssen uns nun fragen: Wie kam Beethoven dazu, in einer Sinfonie an eine bestimmte Persönlichkeit anzuknüpfen, und warum war Napoleon der Ausgewählte? Wenn sich auch im allgemeinen die Sinfoniekomposition zur Zeit Beethovens vorwiegend in der Form der reinen programmlosen Instrumentalmusik hielt, so ist doch Beethovens Vorgehen durchaus nicht ohne Vorbild. Wir wissen von Haydn, durch

*) A. Schindler, Biographie von L. van Beethoven (Münster, 1840), S. 55 ff.

sein eignes Zeugnis, daß er in seinen Sinfonien öfter moralische Charaktere schildern wollte; er hat diese in der Regel nur nicht genannt. Und doch be-
 sitzen wir auch schon von ihm eine Heldensinfonie, und zwar eine, die in dem
 siegreichen österreichischen Heerführer Laudon ebenfalls einen historischen Helden
 feiert. Wenn auch erst nachträglich, so doch nicht zufällig, wurde von Haydn
 eine C-Dur-Sinfonie mit diesem Namen bezeichnet. Namentlich ihr frischer erster
 Satz paßt vorzüglich zu einem Kriegshelden, und es war tatsächlich auf eine
 Ehrung abgesehen. Ganz aus aller Welt war also Beethovens Vorgehen nicht.

Wie solche mehr äußerliche Verknüpfung mit berühmten Namen findet
 sich in der Haydn-Mozartperiode auch schon die eigentliche Programmkompo-
 sition. Wieder ist es Haydn, der in seinen Jugendsinfonien von *Lo midi* bis
 zur Jagdsinfonie einschlägige Proben liefert. Als die bedeutendsten Programmu-
 kompositionen der Zeit müssen die Dittersdorfschen Sinfonien über die Meta-
 morphosen des Ovid genannt werden. Sie sind aber durchaus nicht die einzigen.
 Um Dittersdorf gruppiert sich eine ganze Anzahl kleinerer Meister, die die
 mannigfaltigsten Vorwürfe aus dem Leben der Natur, aus Shakespeares
 Dramen, dann namentlich aus dem politischen Leben, Schlachten und sogar
 Kongresse in Orchesterverken behandeln.

Beethoven scheint, wie aus Anlehnungen hervorgeht, Dittersdorfs Sinfonien
 genau gekannt und geschätzt zu haben. Nach dem Gesagten kann es, ganz be-
 sonders wenn wir auch Beethovens besondere Anlagen in Betracht ziehen, nicht
 mehr verwundern, daß er sich gelegentlich der Programmmusik zuwandte. Bei
 seiner Neigung zur Reflexion, seinem bewußten Streben, geistige Ideen in
 möglichst deutlicher, sprechender Form in Töne umzusetzen, mußte ihm das
 Programm nahe liegen. „Beethoven ist, so sagt Petzner*) in seiner trefflichen
 Charakteristik, durchaus eine im Schiller'schen Sinne sentimentale Natur. Er war
 weit entfernt von der heitern Leichtlebigkeit Haydns und Mozarts; sein Leben
 war ein sinnendes, grübelndes Leben in der Idee. Er, der Rheinländer, hatte
 die Bildung der deutschen und französischen Aufklärung in sich aufgenommen;
 Klopstock war der Führer seiner Jugend gewesen, Shakespeare und Goethe und
 Schiller waren die Lieblingsdichter seiner Mannesjahre; die weitwirkenden
 Stimmungen der französischen Revolution hatten seine ganze Seele erfüllt mit
 der flammenden Sehnsucht nach politischer Freiheit und Menschenwürde.“

Damit ist nun auch schon gesagt, warum Beethoven auf den Konful
 Bonaparte verfiel. Der Aufzählung der Liebesschriftsteller sind noch bei-
 zufügen Homer und Plutarch, die er mit andern alten Autoren, Plato, Ovid,
 Plinius, eifrig in Übersetzungen las. Er teilte in hohem Maße die Begeisterung
 seiner Zeit für das klassische Altertum, vor allem für die Bürgertugenden der
 römischen Republikaner, die in dem jungen nordamerikanischen Freistaate wieder
 aufzuleben und nun auch in Frankreich in Bonaparte einen glänzenden Ver-
 treter gefunden zu haben schienen. „Beethoven verglich ihn den größten rö-
 mischen Konsuln,“ sagt Ries. Er hatte sich ganz im Sinne seiner Zeit ein
 mit antiken Zügen durchwebtes Idealbild seines Helden gemacht. Groß war

*) S. Petzner, Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert III, 2. Braun-
 schweig, 1870.

deshalb natürlich seine Enttäuschung, als er es als einen leeren Wahn erkennen mußte.

Daß Beethoven ganz in der klassizistischen Strömung jener Tage schwamm, tun auch immerhin erwähnenswerte kleine Außerlichkeiten dar. In seinem Zimmer hing ein nach einer Jügerischen Komposition den Antiochus darstellender Stich; sein Hausrat war in klassizistischem Stil gehalten, und auch in der Kleidung machte Beethoven die Mode mit; er ließ sich sein Haar à la Titus schneiden. *)

3

So viel läßt sich über die äußere Entstehungsgeschichte der Eroica bringen. Zum Glück können wir aber nicht nur diese, sondern auch das innere Werden verfolgen. Beethovens Arbeitsweise war ganz anders, als etwa die Mozarts, der seine Werke im Kopfe vollständig ausarbeitete und dann in einem Zuge niederschrieb. Fast wie eine Biene sammelte Beethoven seine Einfälle und notierte sie immer sofort einzeln. Er trug jederzeit einen oder zwei gefaltne Bogen Notenpapier in der Tasche mit sich, in die er die ihm einfallenden musikalischen Gedanken in abgekürzter Form, in einer Art Stenographie, die für andre unleserlich war, eintrug. Wenn ihm Notenpapier einmal fehlte, so wurden wohl auch die Speisezetteln der Wirtschaften, oder was sonst gerade bei der Hand war, der Ehre teilhaftig, mit seinen Einfällen beschrieben zu werden. Zur weiteren Ausarbeitung seiner Gedanken bediente er sich gebundner Skizzenbücher. In diese notierte er seine Entwürfe meist nur auf ein System, also in einstimmiger Notation; nur zuweilen finden sich besondere Bemerkungen über Harmonie, und bei Orchesterwerken über die Instrumentation. In dieser Weise sind nicht selten ganze große Teile von Kompositionen im Zusammenhang notiert. Aber solche größere Skizzen sind in der Regel erst wieder das Ergebnis einer vorausgegangenen langen und mühevollen Arbeit. Das Komponieren war für Beethoven keine leichte Sache, vielmehr vom Anfang bis zum Ende ein schweres Ringen. Für junge und schnellfertige Komponisten dürfte nichts lehrreicher sein, als Beethovens Skizzenbücher zu studieren. Was dem Laien wohl am unbegreiflichsten ist, Beethoven mühte sich auch um die Erfindung der Themen. Melodien, von denen man glauben sollte, sie könnten nicht anders lauten, als wie sie dastehn, sie müßten der Eingebung einer glücklichen Stunde entsprungen sein, sind nicht selten langsam erarbeitet, haben sich aus unscheinbaren Reimen stückchenweise entwickelt. Und ebenso mühte sich Beethoven um den Aufbau im großen, tastete und suchte nicht selten lange nach einzelnen Übergängen und Modulationen. Er entwarf und verwarf wieder, änderte und feilte an einem Werk oft monatelang, ja jahrelang.

Auders ausgedrückt, Beethoven arbeitete nicht nur mit der künstlerischen Inspiration, sondern ihr zur Seite trat begleitend und bessernd sein hoher Kunstverstand. Er war eben eine ganz sentimentalische Natur. Bei seiner starken philosophischen und poetischen Anlage kann man sich denken, daß er unter andern Umständen geboren und erzogen ein ebenso genialer Dichter geworden wäre, als er Musiker war. Er ging von poetischen und philosophischen

*) Vgl. Th. von Frimmel, Beethoven (Berlin, 1901), S. 33.

Ideen aus, diese erzeugten in ihm das Idealbild des zu schaffenden musikalischen Kunstwerks und ergaben dann auch in der den Augenblicken der Inspiration folgenden Stunde der ruhigen Überlegung das Kriterium für die ändernde und bessernde Hand. Wenigstens scheint der poetische Plan Beethovens immer das erste und wichtigste gewesen zu sein; in zweiter Reihe erst kamen dann die Rücksichten auf die Gesetze des musikalischen Formenbaus.

Wir sind in der glücklichen Lage, an der Hand zahlreicher Skizzen die Entstehung der Eroica Schritt für Schritt verfolgen zu können. Gustav Nottebohm hat „Ein Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803“ mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben (Leipzig, 1880), das fast das gesamte Skizzenmaterial zu unserm Werk enthält. Nottebohm selbst bestimmt die äußersten Zeitgrenzen, innerhalb deren das Buch benutzt worden sein kann, mit Oktober 1802 und April 1804. In dem dazwischenliegenden Zeitraum muß also, wie schon angedeutet worden ist, die Eroica der Hauptsache nach entstanden sein.

Wie leicht erklärlich ist, hat der erste Satz die meisten Skizzen nötig gemacht. Schon die zwei ersten einleitenden Takte mußten auf dem Wege tastenden Suchens gefunden werden. Zwar war es von Anfang an beschlossene Sache, zwei frei prälabierende Takte, die die Aufmerksamkeit erregen, vor dem Eintritt des Hauptthemas Stille gebieten sollten, vorauszuschicken; aber über ihr Wie? war sich Beethoven im unklaren. In den allerersten Skizzen kommen zwei Fassungen vor mit Benutzung des Dominantseptimenakkords in verschiedener Rhythmisierung. Aus den noch folgenden Skizzen zum ersten Teil verschwinden die beiden Takte aber wieder ganz und tauchen erst in der vollendeten Partitur von neuem auf, nun in der bekannten endgiltigen Fassung. Diese enthält das allereinfachste, den Grundakkord der Haupttonart Es-Dur zweimal (auf das erste Viertel) vom ganzen Orchester kräftig angeschlagen. Es ist aber auch sicher die allerbeste. Mit elementarer Gewalt werden wir nun auf die kommende Heldengestalt aufmerksam gemacht. Aus gutem Grunde hat Beethoven, worauf noch hingewiesen sei, von einer längern Einleitung in langsamem Tempo abgesehen; der Eindruck des Heroischen, den es im ersten Satze ganz besonders zu betonen galt, wäre durch eine solche sinnende Einleitung abgeschwächt worden.

Im übrigen geht aus den Skizzen zum ersten Satz hervor, daß die Motive, die man zunächst als die eigentlich heldenmäßigen aufzufassen geneigt ist, von Anfang an fest standen: so das auf den Dreiklang gebaute Hauptthema und, wenigstens dem Rhythmus nach, die kriegerisch rassende Weigenfigur. Zum Teil wohl infolge der eigentümlichen beethovenschen Auffassung des Helden, zum Teil auch aus formalen Gründen, wegen der Notwendigkeit des Gegensatzes, kommen beim Fortschreiten der Arbeit immer mehr elegische, klagende Elemente hinzu. So wurde die Wiederholung des an sich sehnüchlich sinnenden zweiten Themas in Moll erst im Verlauf der Arbeit gefunden; ursprünglich war es durchaus in Dur gedacht. Auch das dem ersten Thema unmittelbar folgende kurze Motiv mit dem punktierten Viertel, das durch das ganze Orchester wandert, und von dem man mit Recht gesagt hat, es klinge wie Tragen und

Bedenken, *) war gleichfalls nicht von Anfang an da. Interessant ist es aber zu bemerken, wie diese Ausbildung elegischer Partien so weit geht, daß sie, zunächst um des Gegensatzes willen geschaffen, ihrerseits wieder nach kräftigerem Gegensatz rufen, und Beethoven, um den Grundcharakter zu wahren, nun auch die eigentlich heroischen Elemente wieder verstärkt und vermehrt. So sind die dem zweiten Thema unmittelbar folgenden so wirksamen Synkopen erst entstanden, als dessen Wendung in Moll beschlossen war. Schritt auf Schritt können wir also verfolgen, wie ein Glied aus dem andern hervorstößt, das eine das andre begründet, und das Ganze sich nach innen, streng logischen Gesetzen langsam aufbaut.

(Schluß folgt)



Erinnerungen einer Lehrerin

(Schluß)



Das Ideal eines Lehrers mit seinen Charakter- und Geistes-eigenschaften steht ja fest, darum will ich hier einmal von der Bedeutung der äußern Erscheinung einer Lehrerin reden, obgleich viele denken werden, daß dies doch eben eine recht äußerliche und damit unwichtige Sache sei. Vielleicht gelingt es mir, vom Gegenteil zu überzeugen. Man darf eben nicht vergessen, daß Kinder stark für Äußerlichkeiten empfänglich sind und auch scharf auf diese achten. Leider bedanken dies viele Volksschullehrerinnen noch viel zu wenig, denn sonst könnte man nicht so unpassende Erscheinungen auf den Kathedern und den Schulhöfen sehen. Die Gestalten der verschroben aussehenden alten Jungfer, wie man sie noch in meiner Schulzeit unter den Lehrerinnen finden konnte, sind glücklicherweise ausgestorben. An Verschrobenheit leiden unsre ältern Lehrerinnen nicht mehr. Im Gegenteil fällt es mir immer wohlthuend auf, welchen frauenhaften, mütterlichen Eindruck unsre vierzig- bis fünfzigjährigen Lehrerinnen machen. Die ältern Kolleginnen hat das Amt schon erzogen, von denen brauche ich hier nicht zu reden (Ausnahmen bestätigen natürlich die Regel). Es sind gerade die jüngsten, die es nicht verstehn, ihr Äußeres in würdigen Einklang mit der Volksschule zu setzen. (Ich spreche jetzt immer nur von der Volksschule, denn für eine Lehrerin an einer höhern Mädchenschule gelten zum Teil andre Regeln.) Wenn ein Lehrer mit Recht von einer „Vertreterin“ sagen kann: „Der sollte man doch einen Meter Stoff für ihren Ausschnitt schenken,“ so ist das ein schlimmes Zeichen. Wie eine echte Hausfrau nicht eine unsauber gewordne hellseidne Bluse im Hause bei häuslichen Arbeiten auftragen, sondern ein dazu passendes, sauberes Hauskleid wählen wird, so darf auch eine Lehrerin nicht in den Fehler verfallen, solche Garderobestücke in der

*) S. Kreisshmar im Führer durch den Konzertsaal (I. 3. Aufl., Leipzig 1898, S. 142), dessen tiefgründige Einführung in den Geist des Werkes man zu obigem vergleichen möge.

Schule auftragen zu wollen. Wie jede Hausfrau ihr Hauskleid, so müßte jede Lehrerin ihr „Schulkleid“ haben. Das heißt ein tadellos saubres, dunkles, ganz unauffällig gearbeitetes Kleid ohne Spitzen, Bänder usw. Ich meine, daß man seinen Kindern durch Einfachheit ein gutes Beispiel geben muß, denn unsere Mädchen, deren größere Schwestern Verkäuferinnen sind, und die selbst zum größten Teile diesen Beruf wählen werden, sind nur allzusehr für Putz und Tand empfänglich.

Das Schulkleid hat auch über der Mode zu stehen, mag diese auch zum Beispiel eine Schleppe vorschreiben, in die Schule gehört ein fußfreier Rock. Denn jeder andre sieht bei unsrer unglaublichen Staubentwicklung schon nach einer Stunde widerlich schmutzig aus, da wir noch immer nicht ein tägliches nasses Aufwischen der Klassen oder einen Planstrich der Fußböden erlangt haben. Die modernen Ärmel, bezeichnend Saucentitscher genannt, verbieten sich ebenfalls von selbst, denn ich möchte wissen, wie ein solcher Ärmel aussehen würde, wenn man an der Wandtafel mit Schwamm, Lappen und Kreide zu tun gehabt hat.

In den sächsischen Schulen ist den Mädchen während der Schulzeit das Tragen eines Korsetts verboten; diese vernünftige Maßnahme sollten auch die übrigen Staaten treffen. Selbstverständlich muß die Lehrerin den Kindern mit gutem Beispiel vorangehn. Da der Staat den Telephonistinnen zum Beispiel eine bestimmte Tracht vorschreibt, warum sollte er da nicht eine solche Vorschrift auch bei den Lehrerinnen durchdrücken können? Ist die Lehrerin selbst vernünftig angezogen, so kann sie in den vereinzelt auftretenden Fällen, in denen trotzdem mit der Torheit des Korsettragens angefangen wird, sie sehr rasch unterdrücken, ohne auf allzugroßen Widerstand bei den Müttern zu stoßen.

Besitzt man für jede Jahreszeit ein entsprechendes Schulkleid, dann vermeidet man auch, der Gegenstand neugierigen Beguckens durch die Kinder zu werden, die sich für jeden Wechsel in der Kleidung lebhaft interessieren und ihre Bemerkungen darüber machen. Da das Kleid außerhalb der Tagesmode steht, so kann es auch nicht „unmodern“ werden, darum frage ich es denn auch mit der größten Gemütsruhe drei bis vier Jahre. Ich scheue mich auch durchaus nicht, ja ich tue es sogar mit Absicht, gelegentlich einen Flicker in den Ellbogen zu setzen. Denn dadurch kann ich erstens den Kindern zeigen, wie man einen Flicker einsetzen muß, und zweitens, daß ein geflickter Ärmel keine Schande ist, daß dagegen Löcher im Ärmel sich nicht mit einem ordentlichen Mädchen vertragen. Bei meinen Mütterabenden sagte mir eine Mutter: „Fräulein, es ist so gut, daß Sie auch auf solche Sachen achten, meine Ella wollte zuerst ein geflicktes Kleid nicht mehr in die Schule anziehen, seit sie aber gesehen hat, daß Sie auch einen Flicker tragen, ist sie ganz vernünftig geworden.“ Außerdem kann man den Kindern durch ein langes Tragen eines Kleides beweisen, daß es billiger ist, einmal einen guten und teuren Stoff zu kaufen, als weniger Geld für einen schlechten Stoff auszugeben, der schon nach kurzer Zeit unbrauchbar wird, sodas wieder Neuausgaben entstehn. Ferner bringt man den Mädchen auch durch das Schulkleid anschaulich die Lehre bei, daß man ohne gerade „modern“ doch gefällig angezogen sein kann.

Schließlich gebot mir auch das Interesse für meine Familie die Wahl eines solchen Kleides, denn alle in der Schule getragenen Sachen nehmen denn berühmten Schulbußt an, der für nicht daran gewöhnte Nasen höchst unangenehm ist. Ferner gebietet es auch die Vorsicht, ganz abgesehen von der Keuschheit, sich sofort nach der Schule vom Kopf bis zu den Füßen umzuziehen, wenn man seine Angehörigen nicht durch Krankheitsstoffe gefährden will. Ich habe in meiner Klasse drei Kinder mit nachgewiesener Lungentuberkulose und eine Schülerin, die an beiden Händen und Armen mit Knochentuberkulose behaftet ist! Wieviel Bazillen setzen sich da wohl in der Kleidung fest! In den Unterklassen habe ich öfter Kinder nach Hause geschickt, die Masern, Scharlach oder Diphtheritis hatten.

Au dieser Stelle möchte ich auch einfügen, daß ich es für unbedingt nötig halte, daß jede Lehrerin, solange das Seminar noch nicht dafür sorgt, wenigstens zur Erlangung notdürftiger Kenntnisse einen Samariterkursus durchmacht, denn solange wir noch nicht Schulärztinnen haben, muß die Lehrerin auch in Krankheitsfällen Helferin des Elternhauses sein. Wenn man die Vorboten der Kinderkrankheiten kennt, so wird man ein solches Kind, das darunter leidet, gerecht behandeln und nicht über plötzliche Faulheit außer sich geraten. Oft müssen wir auch helfend eingreifen, wenn manche Eltern eine jeder Beschreibung spottende Quackalberei anwenden. Ich habe zum Beispiel folgenden Fall gehabt: Ein Kind hatte sich mit der Sichel geschnitten; nachdem ich mir die Wunde angesehen hatte, forderte ich es wiederholt auf, zum Arzte oder in die Klinik zu gehn. Es antwortete mir: „Meine Mutter sagt, es wäre nicht nötig, sie könnte das allein behandeln.“ Da die Hand täglich einen reinen Verband zeigte und uns, wie schon erwähnt, die Arbeit oft über dem Kopfe zusammenschlägt, so hatte ich mehrere Tage lang die Wunde nicht gesehen. Eines Morgens sieht das Kind entsetzlich elend aus, klagt über heftige Schmerzen in der Hand, ich wickle den Verband ab und sehe, daß hier eine Blutvergiftung vorliegt. Ich schickte das Kind nun sofort in die Klinik, wo ihm der halbe Finger abgenommen wurde. Der Arzt ließ mir bestellen, wenn das Kind einen Tag später gekommen wäre, dann hätte die Hand, ja vielleicht der Arm amputiert werden müssen. Allerdings darf man auch in solchen Fällen Auftritte mit den Eltern nicht scheuen, denn ich kann mich öfter des Gefühls nicht erwehren, daß es diesen nicht nur kein Schmerz, sondern ganz lieb ist, ein Kind zu verlieren. Als ich es einmal auch für nötig befunden hatte, ein Kind direkt von der Schule aus in die Klinik zu schicken, kam die Mutter wutschnaubend zu mir und bereicherte meinen Wortschatz an seltsamen Ausdrücken ungemein, besonders war mir folgender sprachwissenschaftlich interessant: „Sie haben jar keen Recht, meen Kind uffn Rade rumzujochen!“

In unsern großen Schulgetrieben kommen auch mehr Verletzungen vor, als man denkt, und es gibt ja noch immer Lehrer und Lehrerinnen, die den Kopf verlieren, sobald sie Blut sehen. Da man meine Kaltblütigkeit in solchen Fällen kennt, so habe ich schon manches Loch, das sich ein Kind auf dem Schulhose zuzog, ausgewaschen und verbunden. Ich erinnere mich, nur einmal mit einem Schwächegefühl gekämpft zu haben, als sich ein Kind beim

Durchstoßen einer Fensterscheibe mit dem Kopfe die Unterlippe bis zum Kinn völlig losgetrennt hatte, und mir das Blut stromweise über die Hände lief. Ich finde es viel schwerer, bei Krämpfen, epileptischen Anfällen, Ohnmachten usw. das Richtige zu treffen. Doch nach diesem Abschweifen wieder zu den „Außerlichkeiten“ zurück.

Nach der Frage der Kleidung muß auch die der Haartracht berücksichtigt werden. Es gibt ja leider immer noch Frauen, und demnach auch Lehrerinnen, die sich jedes halbe Jahr, wenn sich irgendein Pariser Friseur etwas neues ausgedacht hat, genötigt fühlen, diese Haartracht nachzumachen, unbekümmert darum, ob sie zu ihrem Gesicht, ihrer Kopfform usw. paßt. Die Lehrerin sollte aber über diesen Narheiten stehen, denn sonst kann sie den Mädchen der Oberklassen nicht verbieten, ihr Haar in den krassesten Frisuren zu tragen. Ich verlange von allen meinen Kindern, daß sie das Haar glatt zurückstreichen, es in einen Zopf flechten, und wenn dieser zu lang wird, ihn aufstecken. Natürlich gehe ich mit gutem Beispiele voran und trage mein Haar seit fünf Jahren unverändert. Aber zur Zeit der „Zwiebelknoten“ trugen auch Lehrerinnen diese, dann kam die Periode, in der das Haar im Genick getragen wurde — schleunigst wurde das nachgemacht. Jetzt ist die Mode der „Wülste“ über den Stirnen, die ja jedem gefunden Schönheitsgefühl ins Gesicht schlägt, aber auch diese kann man unter Lehrerinnen bewundern. Man öffne den Kindern die Augen für die Formen und sage ihnen, daß sich jeder nach seinem Gesicht, aber auch nach seinem Stande richten muß. Denn was bei einer „Salondame“ vielleicht gut aussieht, gibt den Gesichtern unserer Mädchen einen gemeinen Ausdruck, sie sehen dann schon in der Schule Fabrikmädchen usw. verzweifelt ähnlich.

Auch über Schmuckfachen einige Worte. Trägt man selbst Ringe oder Armbänder in der Schule, so wird man diese auch bald (in unedeln Metallen natürlich) an den Kindern bemerken und sich nicht wundern dürfen, wenn diese für die Stunden willkommene Spielzeug bieten. Nicht hat wenigstens die Erfahrung gelehrt, meine Ringe erst nach der Schule anzustecken. Zur Arbeit gehört kein Schmuck. Am besten trägt man auch die Uhr an einer Schnur, jedenfalls gehören, wenn man sich von der Kette nicht trennen will, keine Verlocks daran. Daß man sich auch in seinen Bewegungen, Angewohnheiten usw. genau kontrollieren muß, brauche ich nicht erst zu sagen, denn jeder weiß ja, wie Kinder ihre Lehrer und Lehrerinnen zu parodieren pflegen, und wie treffend deren Spitznamen oft gewählt sind.

Das äußere Auftreten der Lehrerin muß auch durchaus einwandfrei sein, denn man ist auch außerhalb der Schule unter ständiger Beobachtung der Kinder. Wo man keinen Schritt auf der Straße tun kann, ohne von Kindern begrüßt zu werden, da muß man eben alles vermeiden, was von den Kindern falsch ausgelegt werden könnte. Vor allen Dingen alles das, was nach Koketterie aussieht, auch das gewisse Etwas, das manche Frauen in ihrem Benehmen haben, wenn sie in Gesellschaft von Männern sind. Ich habe schon manche Bemerkung von größern Mädchen über jüngere Lehrerinnen gehört, die keineswegs ganz unrichtig waren. Ich habe immer noch Zeit zum Nadeln und zum Tennisspielen gefunden und bin trotz aller Vorsicht recht vergnügt ge-

wesen. Harmlose Fröhlichkeit wird man keiner Lehrerin verdenken. Auch die Liebe und die Schule vertragen sich miteinander, das beweisen viele Bräute unter den Lehrerinnen, die oft jahrelang bis zu ihrer Hochzeit vorzüglich ihre Pflicht tun. Bei den Männern findet man es ja selbstverständlich, daß sie den Beruf nicht durch private Gefühle vernachlässigen, warum sollten es die Frauen ihnen nicht gleichzutun können? Und der Beruf der Lehrerin ist noch lange nicht die schlechteste Vorbereitung auf die Ehe.

Worte und Taten der Lehrerin müssen natürlich immer im Einklang stehn. Nach den neuen Verfügungen soll auf die Schädlichkeit des Alkohols im Unterrichte schärfer als bisher hingewiesen werden. Wer nun in diesem Sinne die Alkoholfrage behandelt hat, darf dann auch allen alkoholhaltigen Getränken nur mäßig, am besten gar nicht zusprechen. Der Lehrer, der auf Schulspaziergängen selbst Bier trinkt, kann es auch nicht seinen Kindern verbieten und macht dadurch seinen Unterricht selbst wertlos. Versucht man die Kinder zu lehren, ihre freie Zeit zu guten Erholungen und Vergnügungen anzuwenden, hat man gegen die Varietétheater usw. gesprochen, so darf man natürlich selbst nicht dorthin gehn. Ich habe einmal großes Erstaunen bei meinen Kindern hervorgerufen, als ich ihnen sagte, daß ich noch niemals in dem Varietétheater unserer Stadt gewesen wäre. Wissen die Kinder, daß die Worte der Lehrerin nicht nur leere Rederei sind, so nehmen sie sie auch auf und beherzigen sie. Mir sagte eine Mutter: „Fräulein, unsere Kinder kriegt mer jar nich mehr zum Biertrinken, da kann mer dreiste sagen, willst mal nen Schluß?“ Aus solchen Bemerkungen sieht man dann zu seiner Freude, daß man nicht umsonst gearbeitet hat.

Auch im Verkehr mit den Kollegen und Kolleginnen muß man sich jederzeit bewußt bleiben, daß man von den Kindern beobachtet wird. Mißstimmungen untereinander sollten möglichst vermieden werden; kommt es einmal zu Meinungsverschiedenheiten, so muß man sie möglichst lautlos abmachen, denn man bereitet den Kindern natürlich ein Fest damit, wenn sie einen Streit ahnen. Das gemeinsame Arbeiten mit den Lehrern ist nicht leicht und führt zu manchen Unzuträglichkeiten und ärgerlichen Situationen. Das Gemeinsame ist oft nur die Arbeit, verschieden dagegen sind die ganze Erziehung, die Vorbildung und die Lebenskreise und die Lebensauffassung. Hier sollen zwei verschiedene Gesellschaftsklassen im täglichen Verkehr ohne Reibung miteinander auskommen! Denn noch gehören viele Volksschullehrerinnen den ersten Kreisen an, während sich die Lehrer aus dem Kleinbürgerstande rekrutieren. Ich habe die größte Hochachtung vor der Arbeit und dem Streben der Lehrer, aber das hat mit meiner Ansicht vom Standesunterschiede, trotz des scheinbar gleichen Standes, nichts zu tun. Man hat im Reichstage gesagt: „Es ist nicht recht, daß man seine Töchter einen Beruf wählen läßt, der für die Söhne nicht standesgemäß ist.“ Es liegt viel Wahrheit in diesen Worten. Hört man zum Beispiel die Kollegen über das Heer schimpfen und über die Offiziere witzeln, so empört sich das Blut der Lehrerinnen, deren Väter, Brüder und Verwandte Offiziere sind. Man schließt sich eben dann an die an, die gleichen Kreisen angehören, und zieht sich mehr von denen zurück, die dafür kein Verständnis haben. Da-

durch kommt aber sehr leicht eine gewisse Spannung in den Verkehr, die noch durch das Fehlen dessen, was man sich aus „einer guten Kinderstube“ mitbringt, verschärft wird. Im Anfang ist man über den Mangel an Formen oder ihre Nichtbeachtung der Lehrerin gegenüber einfach sprachlos. Zum Beispiel bekommt man einen achtungsvollen Gruß nur ausnahmsweise. Die Lehrer grüßen sich untereinander selten durch Hutabnehmen im Schulhause, noch weniger die Lehrerinnen.

Obgleich man oft genug von Lehrern die Worte: „Das schwache Geschlecht,“ „Lange Haare und kurzer Verstand,“ „Der physiologische Schwachsinn des Weibes“ nach Möbius usw. hören kann, wird es keinem von dem „starken Geschlecht“ einfallen, etwas Schweres oder Unangenehmes den „schwächern“ Lehrerinnen abzunehmen. Die Ritterlichkeit fehlt eben ganz. Die schlechtesten Klassen, die unbequemsten Lehrpläne, die „fliegenden“ Klassen usw. finden sich fast ausnahmslos in den Händen der Lehrerinnen. Auch ist es für eine junge Lehrerin nicht leicht, die oft plumpen Komplimente, zu denen sich öfter unverheiratete Kollegen aufschwingen, abzuwehren, ohne dem „kollegialischen Verhältnisse“ zu schaden! Trotzdem will ich gern anerkennen, daß ich unter den Lehrern auch sehr angenehme Menschen gefunden habe.

Obgleich ich das Glück gehabt habe, gute Direktoren zu haben, so sollen sich ja auch unter diesen manche Herren finden, die den Lehrerinnen nicht geneigt sind. Jedenfalls kann der Direktor sehr viel tun, einem das Leben zu erschweren oder zu erleichtern, da man sehr abhängig von ihm ist. Er macht die offiziellen Berichte, er erteilt kürzern Urlaub (zu Hochzeitsfesten usw.), er muß einen längern Studien- oder Erholungsurlaub befürworten, er verteilt Klassen und Stunden usw. Kurz ich weiß es nicht genug zu schätzen, mit meinen Vorgesetzten noch keine unangenehmen Erfahrungen gemacht zu haben; gelegentliche Zusammenstöße waren unbeträchtlicher Art. Aber ich kenne eine Lehrerin, die ihr Direktor dermaßen behandelt hat, daß sie sechs Monate lang eine Nebenanstalt aufsuchen mußte, soweit hatte sie der tägliche Ärger gebracht.

Trotz meinen guten Erfahrungen halte ich es für wünschenswert, daß der Direktor ein akademisch gebildeter Mann ist, und nicht wie bisher ein seminaristisch vorgebildeter. Denn ab und zu macht es sich doch bemerkbar, daß die Direktoren mehr Verständnis und Liebe für die Lehrer, ihre frühern Kollegen haben, als für die Lehrerinnen. Vielleicht wäre es auch gut, wenn dem Direktor gleichberechtigt eine ältere Lehrerin zur Seite stünde, denn in vielen Fällen, gerade in der Volksschule, ist es angenehmer als Frau mit einer Frau zu verhandeln als mit einem Manne.

Zum Schluß möchte ich den Beruf der Volksschullehrerin mit dem der Diakonissin vergleichen. Wie nicht jede Frau zur Diakonissin geeignet ist, und sei sie auch die vorzüglichste Krankenpflegerin, so ist auch nicht jede Lehrerin an der Volksschule an ihrem Plage. Ich möchte sagen, gerade die tüchtigsten „Pflegerinnen“ finden sich nicht unter den Diakonissinnen, denn denen ist es ja auch nach ihren eignen Aussprüchen nicht allein um das körperliche Pflegen, sondern auch um das seelsorgerische zu tun. Wer hauptsächlich „Pflegerin“ sein will, der wird sich keinen Diakonissenverband aussuchen. Ebenso ist es auch unter den Lehrerinnen. Wem es hauptsächlich um das Lehren zu tun

ist, der soll nicht an die Volksschule gehn. Denn die eigentliche Lehrtätigkeit muß hinter der sozialen Hilfsarbeit zurückstehn. Hier wie dort aber ist große Selbstentäußerung, Liebe zu den Schwachen und Kranken, auch in seelischer Beziehung nötig. Hier wie dort bietet sich viele äußere und innerliche Verkommenheit, hier wie dort muß oft ein starkes Ekelgefühl unterdrückt werden. Die Gemeinbediakonissin und die Volksschullehrerin, sie sehen das Elend an der Quelle. Und mich wundert nur, daß diese beiden nicht längst Hand in Hand arbeiten! Ein Diakonissinnengesicht zeigt ja fast immer den friedlich heiteren Zug, ein Volksschullehrerinnengesicht wird ihn wohl schwerer bekommen, aber wehe der Volksschullehrerin, die nicht versteht, sich den Humor zu bewahren. Ich meine nicht nur das Wort in der Bedeutung, wie wir es so oft im Deutschen auffassen, sondern ich möchte sagen „Humor im Dikensschen Sinne.“ Denn der Beruf der Volksschullehrerin bietet vieles an Schwerem, Trübem, Unangenehmem, Ärgerlichem. Es gehört viel Überwindung dazu, ehe man sich an das Arbeiten mit den Ärmsten im Volke gewöhnt hat. Aber der Beruf verlangt vor allem auch eine feste Gesundheit, einen starken Willen und ein warmes Herz, ohne diese drei Dinge kann man ihn nicht ausfüllen. Große Geistesgaben verlangt man weder von einer Diakonissin noch von einer Volksschullehrerin. Ja vielleicht sind sie bei beiden vom Übel, denn sie bringen etwas Unruhiges in die Persönlichkeit hinein und verhindern das gänzliche Aufgehn der Persönlichkeit in dem Beruf oder vielmehr die gänzliche Hingebung der Persönlichkeit an ihn. Wem geistige Arbeit, wissenschaftliche Fortbildung Bedürfnis ist, der wähle diese Berufe nicht. Auch die nicht, die viel von innerlicher oder körperlicher Kraft an die Familie abgeben müssen, denn sie werden sonst der doppelten Last erliegen. Kein evangelischer Verband löst seine Schwestern mehr von der Häuslichkeit, dem Elternhause ab, wie der der Diakonissin, kein Unterrichten stellt so hohe Anforderungen an die Kräfte der Lehrerinnen als das an der Volksschule. Da kann niemand ohne schweren Schaden zween Herren dienen. Entweder Schule oder Haus, beides zusammen ist unmöglich. Damit nehme ich auch zugleich Stellung zu der Frage von der „verheirateten Lehrerin,“ die auf dem Berliner Internationalen Frauenkongreß angeschnitten worden ist. Meiner Erfahrung nach ist es ein Unbding, Lehrerin und Hausfrau und Mutter zugleich sein zu wollen.

Gerade von den doppelten Lasten, den doppelten Sorgen, bei dem niedern Gehalt, rühren die ungünstigen Beobachtungen her, die Professor Zimmer über den Gesundheitszustand der Lehrerinnen gemacht hat. Denn noch bietet man ganz ungesetzmäßig den Lehrerinnen einen niedrigeren Wohnungszuschuß als den Lehrern; meint man, daß die junge Lehrerin billiger wohnen könne als ein unverheirateter junger Lehrer? Man bedenke, was tausend Mark Anfangsgehalt in einer Großstadt sagen wollen! Und doch bringen es viele Lehrerinnen fertig, davon Mutter und Geschwister zu unterstützen. Ich kenne manchen Offizier im Heere, der nur darum des Königs Rod tragen kann, weil seine Schwester Lehrerin ist. Darum überarbeiten sich die meisten Lehrerinnen mit Privatstunden, weil sie sonst nicht das Nötigste hätten. Man lasse sich nicht durch die „Reisen“ der Lehrerinnen täuschen. Wohl reisen sie verhältnismäßig mehr als die Frauen,

die ebensoviele oder höhere Zinsen haben, als ihr Gehalt beträgt. Aber die beruflosen Frauen haben so viele Bedürfnisse, von denen die Lehrerin nichts weiß. Auf Theater, Konzerte, Bälle usw. hat gleich mir manche Lehrerin verzichtet müssen, weil der Körper die damit verbundenen Anstrengungen neben der Schule nicht mehr aushält. Niemand reist auch so billig wie die Lehrerin, denn ihr allein stehn die Lehrerinnenheime offen (ich habe zum Beispiel in Dresden für 1,60 Mark gewohnt und gegessen); sie sucht die Damenbahnhofsheime im In- und im Auslande auf, sie findet fast in allen Bädern Ermäßigung auf ihre Mitgliedskarte vom Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein, sie rechnet mit Pfennigen, wo andre an die Mark denken. Sie reist, weil es einfach Lebensfrage für sie ist, weil sie andre Eindrücke bekommen muß, wenn sie die Elastizität für den Beruf behalten soll. Aber die Lehrerinnen, die nicht bei ihrer Familie wohnen können, sondern einen eignen Haushalt führen müssen, die haben in den ersten zehn Dienstjahren gerade so viel, daß sie sich sattessen können, für die fällt alles das, was das Leben schmückt, weg. Mir sagte eine sehr praktische Lehrerin einmal — um ein drastisches Beispiel zu erwähnen: „Ja, Schinken kann ich mir natürlich nicht leisten, das ist Luxus!“

Die Sorge für das Alter und die Geldfrage, außer innerlichen Gründen, hat neuerdings eine neue Schwesternfrage gezeitigt. Es können sich eben nicht mehr alle Schwestern erlauben, Diakonissin zu werden, trotzdem daß sie als solche vielleicht am besten auf ihrem Platze wären. Auch bei den Lehrerinnen sind es dieselben Fragen, die der Volksschule manche ausgezeichnete Kraft nehmen. Denn wenn man nach Opferung einiger tausend Mark und nach Ablegung des Examens pro facultate docendi das Doppelte, ja das Dreifache des jetzigen Gehalts bekommen kann, so ist das nicht zu unterschätzen. Wer ganz sein eignes Leben leben kann, wer imstande ist, sich ganz frei vom Familiendienst zu machen, der wird als Volksschullehrerin im idealsten Sinne das sein können, was die Diakonissin, die Gemeindefchwester unter den Schwestern ist. Hier wie dort kann der Beruf, im weitesten Sinne genommen, das ganze Leben ausfüllen.



Die Kommatscher Pflege und das Geschlecht derer von Schleinitz

Von Otto Eduard Schmidt

(Schluß)



er dritte und in gewissem Sinne wichtigste Punkt für die Schleinitzer Erinnerungen ist das den Namen des Geschlechts tragende alte Wasserschloß. Wir haben es, während sich unsre Gedanken in den weiten Gefilden der Schleinitzischen Geschichtsgeschichte ergingen, längst erreicht und verweilen nun ein wenig bei dem denkwürdigen Bau. Das Verhängnis hat es gewollt, daß gerade das Schloß Schleinitz zu den Besitzungen der Familie gehörte, die ihr am frühesten entrisen wurden: schon 1607, nach dem Tode Abrahams von Schleinitz (gestorben 1594), ging das Schloß an dessen

Schwiegervater Christoph von Los, den Hofmarschall und Freund Christians des Zweiten, über. Danach erklangen gar oft die Schleinitzer Reviere von den kurfürstlichen Jagdhörnern. An Stelle der Herren von Los traten 1664 die von Bose. Der zweite Besitzer aus dieser Familie, Joachim Dietrich von Bose, besaß außer Schleinitz auch Weiskwitz, das Stammhaus derer von Weiskwitz, Graupzig und Wödelitz. Er war ein Freund von Kunst und Wissenschaft. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts erbaute er in Schleinitz etwas oberhalb des Schlosses das noch vorhandne große Gartenhaus mit einer ansehnlichen Bibliothek und Bildersammlung. Endlich im Jahre 1773 fielen die vier genannten Güter durch Erbschaft an Friedrich von Zehmen auf Stauchitz, dessen Nachkommen den reichen Besitz noch heute innehaben, aber freilich unter merkwürdigen Umständen. Der jetzige Herr von Zehmen auf Schleinitz ist vor vielen Jahren aus der Heimat, die ihm aus irgendeinem Grunde verleidet worden war, fortgegangen und lebt seitdem angeblich in London, ohne daß jemand seinen Aufenthaltsort genauer kennt. Die reichen Einkünfte der Güter werden seit Jahren für ihn aufgesammelt, ohne daß er sie erhebt; dagegen erschien vor einigen Jahren in seinem Auftrage ein Engländer mit nicht anzusehender Vollmacht und entführte in einer rasch zusammengezimmerten Kiste aus Schleinitz das ganze alte wertvolle Familien Silber. Aber seit Jahren bessert keine sorgsame Hand des Besitzers das Erbe der Vorzeit, das durch strengen Befehl mit allen seinen literarischen und herrlichen künstlerischen Schätzen auch der Witwe verschlossen ist. Darum ist von allen den stillen Wassererschlossern der Mark Meißner Schleinitz das stillste. Hier weben die Spinnen ungehört ihre Netze, der Holzwurm pocht in dem vermürbenden Getöse, und dem seltenen Wandrer, den sein Weg vorüberführt, erscheint es wie ein verwunschnes Schloß, wo die böse Fee alles in hundertjährigen Schlummer gewiegt hat. Nur weil ich vom Vermögensverwalter des abwesenden Herrn zur Begutachtung der Maßregeln aufgefordert worden war, die man für die Erhaltung des Besitzes getroffen, hatte ich das Glück, die Räume des Schlosses und des Gartenhauses betreten zu dürfen.

Das Gartenhaus schaut auf weitläufige, ursprünglich in französischem Geschmack eingerichtete Anlagen hinaus, an deren Ende noch heute verschrittne Heckenzüge eine grüne Architektur bilden. Das Untergeschoß zeigt Reste einer Bühneneinrichtung, die obere Zimmer enthalten eine Bibliothek und eine Bildersammlung. Magisches Dunkel herrscht überall, bis die knarrenden Fensterladen aufgestoßen sind, an denen die Hornissen ihre Nester bauen. Dann fällt der Blick auf Urväterhausrat, Bild und Buch scheinen unter der dicken Staubschicht zu seufzen. Kinderpielzeug, wie es vor zwei Jahrhunderten Mode war, steht neben gewaltigen, altertümlichen Elektrifiziermaschinen und Leidener Flaschen. In den anstoßenden Zimmern füllen alte Follanten aller Wissenszweige in kostbaren Lederbänden die Regale an den Wänden, kein Geringerer hat sie einst geordnet als der gelehrte Polyhistor der Gegend, Ursinus, als er noch Pfarrer in Weicha war. Besonders bemerkenswert sind die großen Bibeln der ehemaligen Schloßherrschaft, darunter eine von Hans Lufft 1561 in Wittenberg auf Pergament gedruckt mit wundervollen, durch die Zeit nicht im mindesten verblassten Holzschnitten. Auf dem ersten Blatte steht ein langer eigenhändiger Brief des evangelischen Liederdichters Nikolaus Selner (1558 bis 1561 Hofprediger in Dresden). Diese Bibel war wohl die Hausbibel des Hans von Schleinitz und seiner Gattin Ursula, hier suchten sie Trost, als ihr Sohn Haubold 1562 bei Dreuz gefallen war. Es folgt nun wieder ein Zimmer, wo eingelegte Armbrüste, alte Reiterpistolen, Reiterstiefeln, Morgensterne auf dem Boden ein malerisches Chaos bilden, auf das von den Wänden gut und milder gut erhaltene Ölgemälde aller Kunstperioden heruntersehen. Eine bemalte Holztafel, die an der Wand lehnte, entpuppte sich als eine sehr schöne, lebensgroße „Venus mit dem Schleiher“ von Lukas Cranach, dessen bekanntes Malerzeichen, die geflügelte Schlange, deutlich in der untern linken Ecke zu erkennen ist.

Von dem Gartenhause wenden wir uns zum Schlosse selbst. Durch einen

hohen Torweg treten wir zunächst in den Wirtschaftshof ein, der von alten Scheunen und den Resten früherer Wirtschaftsgebäude (ein eingemauerter Stein trägt die Jahreszahl 1558) umgeben ist. Wenden wir uns nun zur Linken, so sehen wir das aus der Tiefe des breiten, ehemals mit Wasser gefüllten Grabens herausragende Schloß, ein merkwürdiges, phantastisches Konglomerat verschiedener Baustile. Seit 1781 führt eine steinerne Brücke, die Stätte merkwürdiger Erinnerungen, vom Wirtschaftshof hinüber in das Obergeschloß, aber noch ist daneben das Lager der alten eichenen Wöhlenbrücke, und noch sind die alten efeuunranken Pfeiler da, auf denen sie einst ruhte. Jetzt ist der Graben rings um das Schloß voll üppiger Vegetation, auch auf dem breiten Wallgange, der den äußern Rand des Grabens umgibt, stehn uralte Linden und Eichen. Steigen wir die Treppe zu dem kleinen, von der Grabenmauer und dem dreigliedrigen Schloßbau gebildeten Hof hinunter, so empfängt uns kühle Stille, die nur durch das plätschernde Wasser des Röhrtrogs unterbrochen wird. Es fließt trotz der außergewöhnlichen Dürre des Sommers in starkem Strahle.

Man erkennt auf den ersten Blick, daß das Schloß ursprünglich ein spätgotischer Bau aus dem Ende des fünfzehnten oder dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Von diesem Bau ist aber nur der linke Flügel noch da, das übrige ist, vielleicht in Folge eines Brandes, bis auf die Grundmauern abgetragen worden, sodaß nur die Keller und das noch heute gotisch gewölbte Burgverlies des alten Baues stehn blieben. Darüber wurden, vermutlich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als Trägerin des Oberbaues eine zierliche Vogenhalle, und darüber wieder zwei Obergeschosse errichtet, die, in einen Mittelbau und einen rechten Flügel gegliedert, durchaus den Stil der deutschen Renaissance zeigen und ganz unvermittelt an den gotischen linken Flügel angeschoben worden sind. Im Untergeschloß des gotischen Teils ist ein lauschiges, heimeliges Zimmer mit tiefen Fensterbänken und schön gewölbter Decke erhalten. Der Schlüsselstein der Decke, bei dem die Gewölberippen zusammenstoßen, ist zum Relief eines breiten Kopfes gestaltet. Aus einem Vorraum führt eine Wendeltreppe in die obern Gemächer. Neben dem untern Zimmer, aber mit tieferm Fußboden, liegt die stimmungsvolle gotische Schloßkapelle; ein sich nach dem Burggraben öffnendes Fenster zeigt noch die alte echte Glasmalerei, über dem Sakramentshäuschen liest man die Zahl 1518. Während draußen der warme Sonnenschein brüht, wehn hier unten die Schauer der Vorzeit. Was könnten diese Mauern erzählen von frühlicher Hochzeit und tiefer Traurigkeit, von hochgepannter Hoffnung und zerrissener Verzweiflung! Die letzte Hochzeit, die hier vollzogen wurde, vereinte am 23. April 1834 den Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn Fr. Aug. Ludwig von Zehmen mit dem Fräulein Marie von Bieth-Golfenau; der Sohn dieser Ehe ist Hans Dietrich von Zehmen, der jetzige Herr von Schleinitz. Was würde seine Mutter sagen, wenn sie die heutige Verfunkenheit des Schlosses und seine herrenlose Stille sähe!

Ganz phantastisch ist der Anblick des Schlosses von dem dahinterliegenden verwilderten Garten aus: dort wächst aus der äußern Ecke zwischen dem Mittelbau und dem rechten Flügel ein niedriger runder Turm heraus, auf dem sich wieder ein schmalerer erhebt, darüber vom Alter gekrümmte Eichen und ätzende Wetterfahnen. Nur einmal rührte eine mächtige Hand an diese zauberhafte Verfunkenheit und erweckte das schlummernde Dornröschen zu neuem Leben, es war die Hand unsers Kaisers, der im Sommer 1897 während des großen Manövers hier sein Hauptquartier aufschlug. Da wurden die in den Schlupfwinkeln der Eichen und Türme nistenden Dohlen durch das Hämmern der Zimmerleute und der Tapezierer aufgeschreckt, und für einige Tage erstahlte der alte Bau unter dem Glanze der kaiserlichen Standarte, aber seitdem ist er längst wieder in Schlummer verfunken.

Während wir in den malerischen Motiven des Gartens schwelgen, hat sich der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt. Wie oft ist die Hoffnung der Lebenden

Erde in diesem Sommer der azurnen Bläue und der niemals nachlassenden Sonnenglut auch durch die dunkelsten Wolken getäuscht worden, aber diesmal sind es die echten Krosse Wodans, die dumpfgröhlend von Süden nach Norden jagen: ein sanfter Regen erquickt den ausgebleichten, zur festen Tenne erstarreten Lößboden rings um uns her, das verschmachtende Herzblatt des Krauts und der Futterrübe hebt lauschend und freudig den Kopf, und mitten durch den langentbehrten Erdgeruch befeuchteter Schollen führt uns die Straße ins Innerste der „Pflege,“ in das alte heilige Lommasch. Auf der Höhe vor Wauden öffnet sich der Blick auf das Städtchen, das frei und heiter auf einem langgestreckten von Südwest nach Nordost streichenden Rücken liegt und uns die weithin leuchtenden drei dicht nebeneinanderstehenden Turmspitzen seiner schönen Kirche zeigt. Während uns das Fahrrad auf sanfter Neigung der Straße an unser Ziel trägt, schwirren uns slawische Weisen durch den Kopf, und den Text zur leisen, schwermütigen Melodie reimt uns Thietmar, der mächtige Bischof von Merseburg, der sonst so wortfroh und verschlossen bei allem, was die slawische Vorzeit unsers Landes anlangt, hier einmal ein übriges tut und uns einen leisen Hall aus jener verschollnen Welt vernehmen läßt.

Er berichtet: „Heinrich von Sachsen sei, noch bevor er deutscher König wurde, von seinem Vater mit großer Heeresmacht in die Landschaft, die wir Daleminzi, die Slawen aber Glomazi nennen, geschickt worden und habe sie mit Feuer und Schwert verwüstet.“ Um diesen Gaunamen zu erklären, fährt er fort (I, 3): „Glomazi ist eine Quelle, nicht über zwei Meilen von der Elbe entfernt, diese bildet aus ihrem Wasser einen See und zeigt, wie die Eingebornen behaupten und viele Augenzeugen bestätigen, wunderbare Erscheinungen. Wenn holder Friede die Bewohner des Landes beglücken soll, und der Boden seine Frucht tragen will, erfüllt er, mit Weizen, Hafer und Eicheln bedeckt, die Gemüter der häufig an seinen Ufern zusammenströmenden Nachbarn mit froher Lust. Wenn aber ein wilder Kriegssturm droht, so verkündet er durch Blut und Asche untrüglich das Kommen. Diesen Quell verehrt und achtet jeder Einwohner, wenn er auch nur noch eine leise Hoffnung zu ihm trägt, höher als die christlichen Kirchen. Von ihm hat der Fisch von der Elbe bis zur Caminzi (Chemnitz) erstreckende Gau den Namen.“ Aus diesen Worten entnehmen wir die Tatsache, daß das slawische Lommasch (das jetzige Dorf Alt-Lommasch) bei den Slawen dieser Landschaft der politische, der Quell Glomazi der religiöse Mittelpunkt war. Nach einer vollständigen Übersiedelung ist der heilige See in dem Bältschener See — eine halbe Stunde nördlich von Alt-Lommasch — zu suchen, der jetzt freilich zum größten Teil in ein Wiefengelände verwandelt worden ist. Slawische Grabhügel spiegeln sich einst in seinen Fluten, und zur Sommerzeit jah er alljährlich das festliche Gepränge der Elbflawen, die von allen Seiten herbeikamen, durch Wallfahrt und Opfer das heilige Gewässer zu verehren. Dem Opfer folgten Schmäuse unter den hohen Bäumen, die sicherlich auch dieses Heiligtum umgaben. Auch Musik der slawischen, mit acht Saiten bespannten Zithern und des Dudelsacks wird bei diesen Festen nicht gefehlt haben.

Wenn der See Glomazi wirklich künftiges Kriegselend prophezeite, so muß er im Frühjahr 928 besonders viel Asche und Blut auf dem Wasser gezeigt haben: denn damals zog König Heinrich herbei und vollendete das schon früher begonnene Werk der Unterwerfung des Gaus Daleminzi, indem er die Festung Gana (Zahna, fünf Kilometer westlich von Lommasch an dem Bache desselben Namens) nach zwanzigtägiger Belagerung erstürmte und zu dauernder Beherrschung der Landschaft die Burg Meissen gründete. Valonisch meldet Widulind über die Erstürmung Ganas: Praeda urbis militibus tradita, puberos omnes interfecti, pueri et puellae captivitate servatae. Die Grausamkeit der deutschen Eroberer scheint sich aber auf die Besatzungen der festen Plätze beschränkt zu haben, die in offenen Dörfern wohnende bäuerliche Bevölkerung blieb im wesentlichen unberührt, auch zunächst in

ihrer sozialen Ordnung, nur ein Tribut wurde vom deutschen König gefordert. Daß die deutsche Herrschaft in Polenitz während der nächsten Jahrzehnte auf schwachen Füßen stand, beweist allein schon der Umstand, daß aus dieser Zeit weder eine kirchliche Gründung noch eine Besitzübertragung aus der Lommatzcher Pflege in den Urkunden vorkommt. Auch nach der Einrichtung einer wirklichen Markgrafschaft (um 965) und nach der Gründung des Bistums Meißen (968) blieben die Verhältnisse zunächst unsicher genug. Noch im Jahre 1003 verwüsteten die polnischen Scharen des Boleslav Chrobry von Zehren her einbrechend die ganze aus beste angebaute Lommatzcher Pflege bis nach Mügeln hin an einem Tage und machte sie durch Wegführung der Einwohner zur Einöde, das wiederholte sich 1015. Erst die kraftvolle Regierung Heinrichs des Dritten (1039 bis 1056) schuf einige Ruhe und Ordnung.

Seit dieser Zeit waren die fetten Äcker der Lommatzcher Pflege ein Gegenstand der Begehrtheit für viele, zumal als mit den Ländereien zugleich auch die darauf sesshaften mancipia oder smurdi, das sind die zu unfreien Grundhörigen herabgedrückten Sorben, vergeben wurden. Die erste Anwartschaft auf solche von den deutschen Königen ausgehende Schenkungen hatten die deutschen Edeln, die bei der Eroberung und der Verteidigung des Landes den Blutzoll entrichtet hatten, denn „Krieger forderte die stürmische Zeit, nicht Bauern, wenn nicht wieder verloren gehn sollte, was kaum in endlosen blutigen Kämpfen gewonnen war.“ Solchen erprobten Kriegern wurden von den Königen vor allem die Verwaltungsbezirke des Wendenlandes, die sogenannten Burgwarde, überwiesen. Solche waren in der Lommatzcher Pflege: Alt-Lommatzsch(?), Mügeln, Choren, Zichau, Mochau, Schrebitz, Leuben, Zahna und Zehren. Mit dem Adel konkurriert die Kirche, und zwar nicht nur die in den Slawendörfern gegründeten Pfarren, sondern auch das Bistum Meißen. Im Jahre 1054 zum Beispiel bestätigt König Heinrich der Vierte die von seiner Mutter, der Kaiserin Agnes, vollzogene Schenkung von fünfzig Hufen im Burgward Schrebitz (südlich von Mügeln) an die Domkirche in Meißen. Damit erwarb das Stift Meißen ungefähr fünftausend Morgen des besten Bodens mit samt den daraufwohnenden unfreien Slawen, einen Besitz, den es festgehalten und vermehrt hat; denn noch bei der Auflösung des Bistums zog sich der letzte Meißner Bischof Johann der Erste 1581 nach Schloß Rugetal bei Mügeln zurück und starb dort 1595. Dazu erwarben auch zahlreiche Klöster in der „Pflege“ Grundbesitz und Einkünfte. Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß sich die Abteien Altzella, Buch bei Leisnig, Sornzig bei Mügeln, Riesa, Seußlitz, das Heiligekreuzkloster bei Meißen und das Astrakloster in Meißen wie ein Ring gerade um die Lommatzcher Pflege herumlegen, dazu kommt noch das inmitten dieses Gebietes, in Staucha, gegründete Nonnenkloster, das später ebenfalls an den Rand der Pflege, nach Döbeln verlegt wurde.

Die Einzelheiten des interessanten Prozesses, wodurch die slawische Umgegend von Lommatzsch in eine deutsch redende überging, entziehen sich unsrer Kenntnis. Aber lange hat es sicherlich gedauert. Noch 1434 mußte im Meißnischen der Gebrauch des Wendischen vor Gericht ausdrücklich verboten werden. Eine wirkliche Germanisierung der Pflege begann erst im zwölften Jahrhundert mit der Anlegung deutscher Bauerndörfer, die zur bessern Ausnutzung des Bodens und zur Erhöhung der Bodenzinsen und -zehnten neben die alten Sorbendörfer oder an ihre Stelle geschoben wurden. Das war hier schwieriger als andertwärts wegen der schon vorhandenen dichten slawischen Besiedlung. Und doch wissen wir aus einigen gut bezugten Fällen, daß auch hier deutsche Dorfgründungen stattgefunden haben: mit den dadurch beeinträchtigtsten slawischen Unfreien machte man nicht viel Umstände. So hat ums Jahr 1180 ein Ministeriale des Markgrafen Otto, Conrad Spanseil, ein nach ihm benanntes Conradesdorf gegründet, das heutige Churschütz(?) westlich von Leuben. Auch die benachbarten Dörfer Albertitz, Arnitz, Bernitz und das östlich von Döbeln liegende Petersberg scheinen die Namen ihrer deutschen Lokatoren

zu verraten: Albrecht, Arndt, Bernhard, Peter — ein nicht seltener Name im Geschlechte derer von Schleinig. Freilich beweisen auch ihre slavischen Endungen — Conradsdorf heißt schon 1206 Conradiz —, daß ihre deutschen Invasen inmitten einer slavischen Umgebung gar bald auch slavisch zu reden anfangen, wie viele der im Spreewald angesiedelten deutschen Kolonisten noch im achtzehnten Jahrhundert slavisiert worden sind, wie noch heute viele in polnische Landstriche des Deutschen Reichs einwandernde Deutsche gar leicht polonisiert werden. Vielleicht hat sich gar die ganze erste eingewanderte deutsche Generation den überwiegenden Wenden, trotz dem einschneidenden Unterschied in den Rechten — die Wenden waren unfreie Grundholden, die Deutschen freie Bauern —, in vielen Dingen assimiliert; aber allmählich muß sich doch das Deutschtum völlig durchgesetzt haben. Dazu trugen außer der von Westen her immer nachwandernden Bauernschaft auch die zahlreichen in der Pflege angesiedelten deutschen Rittergeschlechter mit ihren Knechten bei.

Die heutigen Verhältnisse geben uns allerdings keinen Begriff von der dichten ritterlichen Besiedlung des Lommahöcher Ländchens in alter Zeit, aber wenn wir etwa das soeben von Lippert und Beschorner in mustergiltiger Weise herausgegebene „Lehnbuch Friedrichs des Strengen von 1349/50“ zugrunde legen und etwa noch die dort zufällig nicht vollständig verzeichneten Güter hinzurechnen, die den Schleinig und ihren Gefreunden in der Lommahöcher Pflege gehörten, so staunen wir über die reiche feudale Entwicklung, die sich da vor unsern Augen aufthut. Da sitzen die Beschowig auf ihrem gleichnamigen Stammgut (jetzt Pechschowig), die Groze von Döbeln auf Tessen und Böhain, die Ranitz auf Graupzig, die Wachsmuttig auf Idowig, die Nobitzschain auf Dörschnitz, Louschken, Tennschütz und Striegnitz, die Gorenzl auf Schieritz, die Marschall von Modritz auf Reiskanitz und Choren, die Schaf auf Mahris, die Grünrode auf Stöchwitz, Schweinitz und Birmentz; andre Geschlechter erscheinen ein wenig später oder haben nur einzelne Hüfen und Zinsen in den Dörfern, wie die Nischwitz, Starckebel, Taubenheim, Gana, Nagwitz, Wittitz, Rechenberg, Saalhausen, die Schönberg, die Geldzinsen aus Delmschütz, Trogen, Zbanitz, auch aus Arntitz und Bernitz beziehen — sie sind vielleicht die Votatoren der beiden zuletzt genannten Dörfer, da Bernhard ein in diesem Geschlechte häufiger Name ist.

Inmitten dieser ritterlich-geistlich-häuerlichen Welt hat das Städtlein Lommahöcher, das wohl im dreizehnten Jahrhundert als Markort und Zollstätte der Landschaft auf sicherer Höhe angelegt wurde, nur eine bescheidne Rolle spielen können. Unter Heinrich dem Erlauchten sollen Landtage dort abgehalten worden sein, aber im Hussiten- und im Bruderkriege sank es in Asche. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hob sich das Städtchen zu neuer Blüte: 1504 bis 1514 wurde die schöne spätgotische Kirche durch Meister Peter Ulrich von Pirna erbaut, der Meißner Bischof Johann der Sechste von Saalhausen hat sie geweiht, 1520/21 wurde der große Chor zugesügt. Im Jahre 1539 hielt die Reformation ihren Einzug, „da die Herren Visitatores den damaligen päpstlichen Pastorem Urbanum Kerl dimittiret,“ an seine Stelle trat als erster evangelischer Pfarrer Ambrosius Raumann. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurde auch ein stattlicher, mit hohen Ertern gekrönter Rathausbau begonnen, 1555 vollendet. Beide Bauten sind zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts mit mehr Geschmack, als man draußen im Lande den Lommahöchern zutraut, wiederhergestellt worden. Namentlich die Kirche gehört in ihrer jetzigen Gestalt zu den schönsten und stimmungsvollsten gotischen Denkmälern unsers Landes, und wenn die mächtigen Tonwellen der Orgel zu uns herunterschweben, so denken wir daran, daß sich in diesen edeln Gewölben der musikalische Sinn Richard Volkmanns bildete, der, 1815 im Kantorhause dicht bei der Kirche geboren, schon als Knabe hier auf der Orgelbank saß und dem Vater das Einstudieren der Kirchenmusik abnahm. Was die Lommahöcher selbst zur Zeit der Blüte ihrer Stadt von ihr meinten, das spricht der damalige Annalst

W. Valentin Lossius, von 1579 bis 1615 Pfarrer dort, in folgenden Sätzen aus: „Die Stadt liegt sonst auf einem sehr guten und fruchtbaren Boden, welcher Korn, Weizen, Gerste, Erbsen, Wicken, Hafer in Überfluß trägt, dessen sich die Städte Freiberg, Siebenlehn, Roßwein und die meisten Bergstädte von hieraus erholen. Die Stadt braut auch ein sehr gutes und gesundes Bier, und muß man sich verwundern, daß fast aller Bürger Keller in Lehm geschnitten, ohne Stein: daher das Bier im heißesten Sommer eiskalt bleibt, auch niemals wandelbar wird. Hiernächst hält sich die Bürgerchaft vor recht glücklich, daß ihre Kinder jederzeit gerne studiren haben. . . . Ja es hat auch die Stadt Lommasch vor vielen andern diesen Ruhm, daß sie Kirchen- und Schul-Ambter meist mit gebohrnen Stadtkindern bestellen können.“

Die Schicksale der Stadt und ihrer Umgegend im siebzehnten Jahrhundert bieten nichts Besonderes. Wohl aber spielte die Lommascher Pflege eine wichtige strategische Rolle im Siebenjährigen Kriege. Friedrichs des Großen Adlerauge hatte gar bald herausgefunden, wie wichtig der Besitz des Meißner-Platenaus, das bei den „Ragenhäusern“ (jetzt Dorf Ragenberg) am Saume der Lommascher Pflege die Höhe von 305 Metern erreicht, für die Behauptung ganz Sachsens sei. Denn es liegt fast in der Mitte des Kurstaates und bildet, von dem Lommascher Wasser, der Elbe und der Triebisch scharf umrissen, eine nach den methodischen Grundsätzen jener Zeit von Norden, Osten und Süden her kaum angreifbare Festung, die in den Dörfern der Lommascher Pflege ein sehr ergiebiges Jouragierungsgebiet hatte. Besonders in den Jahren 1761 und 1762 hat der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, der zwar als Feldherr das Geste seines größern Bruders nicht erreichte, aber doch ein Meister in der sogenannten methodischen Kriegsführung war, mit zusammenschwindenden Mitteln die „Stellung hinter der Triebische“ oder wie sie auch heißt: „die Stellung an den Ragenhäusern“ gegen alle Angriffe der Gegner gehalten, bis er endlich, die schwache Stunde der Feinde erwartend, am 29. Oktober 1762 aus dieser sichern Position hervorbrechend durch die Schlacht bei Freiberg den ganzen Krieg zugunsten Preußens entschied. Welche wunderbaren Szenen müssen sich in diesen Jahren in dem Meißner-Lommascher Ländchen abgespielt haben! Die Bauern, des letzten Viehstücks beraubt, hungrig und frierend, neben ihnen die Soldaten in den verödeten Dörfern oder auch nur in sogenannten Brandhütten, d. h. in überdachten Lehmgruben untergebracht, die durch eine Herdstelle notdürftig erwärmt wurden, als Verspannung der Kanonen teilweise Röhre statt der verendeten Pferde, das Hauptquartier des Prinzen in einem einfachen Bauerngute in Schletta, während des Winters im ehemals Schleinitzschen Schlosse Hof, dann wieder in Barnitz. Den äußersten linken Flügel bildeten vier Bataillone auf der Albrechtsburg in Meissen und ein Freibataillon in der Stadt, das Zentrum ein größeres Lager bei Schletta, den rechten Flügel das sehr starke Lager bei den Ragenhäusern; fast alle Dörfer der Pflege aber waren mit Schwadronen der Reiterei besetzt, die Feldbäckerei war in Proßitz und in Biskowitz, die Magazine in Lommasch. Zur Rückendeckung waren auf dem im Eingange dieses Aufsatzes erwähnten Radewitzer Berge Schanzen und auch an der wichtigen Straßenkreuzung von Petersberg (fünf Kilometer östlich von den Radewitzer Schanzen) ein besestigtes Lager errichtet. Im ganzen standen etwa 50000 Mann Preußen hier im Herzen Sachsens.

Das wundersamste Bild aus dieser Zeit bewahrt das Kirchenbuch des Dorfes Heynitz, zu dem sich vom Ragengeberge östlich eine grüne Schlucht hinunterzieht. Dort ist mitten in den Kriegswirren der Pfarrer Koller angetreten, der Vater des aus Kugelgens Erinnerungen bekannten Samuel Koller. Aus der verwüsteten Pfarre hat er sich in das alte Wassererschloß derer von Heynitz geflüchtet, die — nebenbei bemerkt — noch heute auf ihrem alten Stammhaus sitzend zum meißnischen Uradel gehören. Ein altes Mütterlein kocht ihm täglich eine Wasseruppe, das ist sein Traktament. Sein Zimmernachbar aber ist der alte Husarengeneral Joachim

Hans von Zieten, dem muß er des Abends bei düst'rer Öllampe auf dem Klavazimbel vorspielen, und dabei wandert der alte Kede in großen Schritten um den Tisch und verzehrt eine Handvoll Semmelbroden mit Rosinen. Da knattert das Gewehrfeuer der Feldwachen unten bei Miltitz, die Österreicher versuchen wieder einmal einen Überfall — und das Stillleben ist zu Ende: der Alte muß hinaus, die Posten zu revidieren.

Der Bauer, der jetzt noch hie und da eine Kugel auspflügt, betrachtet sie verwundert, er weiß nichts mehr vom Siebenjährigen Kriege. Aber der ehemalige Astroner Lessing wußte wohl, warum er vor unzähligen Schlachten den Fußt in der „Minna von Barnhelm“ gerade der „Affaire bei den Kapenhäusern“ gedenken läßt, und als Kaiser Joseph der Zweite 1765 nach Meissen kam und über Lößthain und Pröda nach dem „Zehner Ravin“ ritt, ließ er sich wenigstens die Gegend „nach denen Kapenhäusern“ von fern zeigen. Die großen Schanzenanlagen der Preußen bei diesem Orte sind fast verschwunden, aber die ausrichtreiche Kadewitzer Schanze ist erhalten, ein Vermächtnis aus verschollener Zeit. Drei schöne Linden stehn darauf, sie sollen die Gräber dreier hier gefallener Soldaten bezeichnen. Wie altväterlich und beinahe gemüthlich mutet uns doch diese Kriegsführung an, wo manchmal jeder einzelne Soldat sein Grab und seine Linde erhielt im Vergleich zu dem wüsten, armeenvertilgenden Massenmord der Russen und der Japaner.

Als die Kanonen des Siebenjährigen Krieges verstummt waren, und auch die Lommascher Pflege an der Straße bei Lößthain ihre Friedenskinde empfangen hatte, als der Bauer durch zähen Fleiß das Verlorne wieder erzepte, begann hier eine wichtige soziale Umwälzung. Der alte Adel hatte theils in dem verichwenderischen höfischen Leben unter August dem Starken und seinem Sohne sein Vermögen verzeudet, theils sich unter dem harten Drucke der Kontributionsforderungen des Königs von Preußen in Schulden gefürzt, von denen er sich nicht mehr recht erholte. So manches Rittergut der Lommascher Pflege ging nach dem Hubertusburger Frieden in bürgerliche Hände über, zugleich aber wuchs unter der Herrschaft der Aufklärung den Bauern das Selbstbewußtsein und der Widerwille gegen die ihnen während der spätern Jahrhunderte des Mittelalters auferlegte Gutsuntertänigkeit und die mit ihr verbundenen Lasten. Die französische Revolution der Jahre 1789 und 1790 fand in Sachsen ein starkes Echo, das stärkste in der Lommascher Pflege, wo das Selbstbewußtsein der Bauern infolge ihrer Wohlhabigkeit am stärksten war. Denn während sich die Hohensteiner und erzgebirgischen Bauern im Sommer 1790 eigentlich nur gegen den großen Wildstand der kurfürstlichen Forsten auflehnten und bald beschwichtigt wurden, forderten die Lommascher nichts geringeres als die Aufhebung aller Fronnen, Dienste und Naturallasten. Noch ist die Geschichte dieser denkwürdigen Revolution nicht geschrieben, ein reiches Material dazu ist in den Akten des Staatsarchivs in Dresden, des Meißner Gerichtsamtsarchivs und in vielen privaten Aufzeichnungen vorhanden. Hier genügt es, einige für den ganzen Verlauf charakteristische Szenen hervorzuheben. Hauptquartiere der revoltierenden Bauern waren der Kapenberg und das Dorf Pinnerwitz. Dort versuchte der kurfürstliche Amtmann von Oschaz mit dreißig Mann Militär am 14. August die Ordnung herzustellen. Er läßt die Gemeinde auf den Pinnerwitzer Herrenhof laden, aber die Bauern lassen ihm sagen, wer mit ihnen verhandeln wolle, solle zu ihnen auf den Dorfsanger kommen. Schließlich kommt eine sechs- bis achthundert Mann starke, aus der Umgegend aufgebotne Horde mit eisenbeschlagenen Stöcken, mißhandelt den Amtmann und zwingt ihn, mitsamt seinen Soldaten abzutziehn. Zehn Tage später wird der im Wagen stüchende Erb- und Gerichtsherr von Pinnerwitz, Ketz von Schwarzbach, von seinen Bauern eingeholt, zurücktransportiert und nur mit Mühe durch dreinhauende Dragoner gerettet. Schlimmer noch erging es am 22. August dem Erb- und Gerichtsherrn auf Schleinitz, Pepschwitz, Graupzig, Wödelitz und Stauchitz, Friedrich von Zehmen. Er hatte in seiner Not vierzig Mann von der Lommascher garnisonierenden Artillerie requiriert. Aber die Bauern entrißen

den Soldaten ihre Gewehre, zerbrachen dem Leutnant Bach den Säbel und zogen, den gefangenen Offizier in der Mitte führend, mit Senfen, Heugabeln und Drecksiegeln bewaffnet nach Schloß Schleinitz. Dort wird zuerst der Böhmenische Gerichtsverwalter Kofl so gemißhandelt, daß er am 23. in Meißen starb; dann schleppen sie den adlichen Herrn selbst auf die steinerne Brücke heraus, bedrohen ihn mit dem Tode und zwingen ihm das schriftliche Zugeständnis aller vorgelegten Forderungen ab. Der folgende Tag, der 23. August, war der Schreckenstag für die Stadt Meißen. Als am 20. August einige Bauern aus der Kapfenhäuser Gegend zum Verhör auf das Kreisamt gefordert worden waren, kamen statt der Geforderten mehr als achtzig. Fünf davon wurden festgenommen und in der Fronseife gefangen gesetzt. Um ihre Kameraden zu befreien, erscheinen am 23. August zweitausend Bauern aus den um den Kapfenberg herum liegenden Dörfern vor der Stadt, sie finden aber das Lommatzcher Tor geschlossen. Eine Deputation wird eingelassen und erklärt, wenn die fünf Gefangenen nicht aus der Fronseife freigegeben würden, so würden sie die Herrenhäuser von Deutsch- und Wendischbora zerstören. Da Meißen keine genügende militärische Besatzung hatte, und man auch um das Schicksal der Porzellanfabrik besorgt war, ließ der Vertreter des abwesenden Kreishauptmanns von Welsch tatsächlich die Gefangenen frei. Trotzdem drangen einzelne Rotten der Bauern in die Stadt und sahn deten nach dem als Gerichtsverwalter der genannten Dörfer verhafteten Bürgermeister Kändler. Glücklicherweise fanden sie ihn nicht und zogen schließlich wieder ab. Zu spät trafen am Abend die ersten Truppen eines aus fünf Bataillonen Infanterie, acht Schwadronen Kavallerie und zehn Kanonen gebildeten Korps in Meißen ein, das von einigen besonnenen Kommissaren unterstützt in den nächsten Tagen Streifzüge in die Umgegend unternahm. Trotzdem geht der Aufruhr zunächst weiter. Am 25. August erscheinen zweihundertfünfzig bewaffnete Untertanen vor dem alten Schleinitzischen Schlosse Hof, das damals dem Grafen von Rüdiger gehörte. Sie nötigen den Grafen und seinen Gerichtshalter Schmorl in ihre Mitte und schließen um beide einen engen Kreis. Den Eingang zum Schloßhof halten vierzig bis fünfzig „fremde Kerle“ besetzt, andre Scharen bewaffneter Bauern lagern im Gebüsch hinter dem Rittergute. Auf die Frage des herrschaftlichen Befindes, was die Bauern eigentlich hier wollten, antworten diese „mit fröhlicher Mut und ungeschert: Hier schlachten wir heute ein paar Schöpfe!“ Unterdes wird Schmorl gezwungen, einen Revers zu schreiben, worin Graf Rüdiger auf alle seine Rechte verzichtet mit dem Nachsage, „daß er sich alles dessen nicht aus Zwang, sondern aus gutem, freiem Willen und sonderlicher Liebe zu seinen Untertanen begeben, auch von alledem nichts wieder annehmen wolle, wenn schon der Landesherr es ihm anböte.“

Man sieht aus diesen Berichten, wie wenig daran fehlte, daß sich damals die Gruel der in Frankreich wiedererwachten Bagauda und Jacquerie auch nach Sachsen übertrugen. Glücklicherweise gelang es dem starken militärischen Aufgebot und den vom Kurfürsten geschickten drei Kommissaren, bis Ende August überall die Ordnung wiederherzustellen, aber die Bauernfrage ist, wenn gleich später durch die Not der Napoleonischen Zeit zurückgebrängt, doch nicht wieder zur Ruhe gekommen, bis endlich die sächsische Verfassung von 1831 auch dem Bauernstande die Ablösung der feudalen Lasten und das Jahr 1848 die Aufhebung der Patrimonialgerichte bescherte. Während der folgenden Jahrzehnte hat sich die Bauernschaft der Lommatzcher Pflöge in freiem Gebrauche ihrer Kraft zu großem Wohlstand emporgearbeitet. Der altengeseßene Adel hat an diesem Aufschwung nur in ganz geringem Maße teilgenommen; die alten Geschlechter sind fast ganz aus der Pflöge verschwunden, auf ihren Schössern und Rittergütern sitzen jetzt ehemalige Stadtbürger und Bauern. Aber neue Rechte legen auch neue Pflichten auf; andre fügt die rastlose Entwicklung unsrer sozialen und industriellen Verhältnisse, die der einheimischen Landwirtschaft nicht eben günstig ist, hinzu. Die behaglichen Zeiläufe, wo dem Bauern auf dem Lommatzcher oder Meißner Markte alle Erzeugnisse des Bodens von begierigen

Käufern zu reichlich lohnenden Preisen abgenommen wurden, sind durch den Wettbewerb ausländischer Produkte dahin, die Gefindebot, die früher die adlichen Herren veranlaßte, Frondienste zu fordern und den Gefindezwang durchzuführen, drückt nun, wo alles in die Fabriken läuft, den Bauern selbst. Aber auch hier gilt Carlyles Lösung: „Arbeiten und nicht verzweifeln.“ Heute muß auch der Lommascher Bauer alle Kräfte regen, wenn er durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen, durch Genossenschaftswesen und Intensität des Betriebs den Ausfall decken will. Vielversprechende Ansätze dazu sind gemacht worden. Es gibt in der Pflege schon jetzt große wie mittlere landwirtschaftliche Betriebe, die von Fachleuten als musterhaft bezeichnet werden.

Einen Großbetrieb dieser Art treffen wir an, wenn wir auf der Rückfahrt von Lommasch bei dem Dorfe Daubnitz südwärts einbiegend den Fußpfad im Tale des Rübischbaches aufwärts verfolgen bis zu dem lieblich zwischen Hainen und Gärten eingebetteten Leutenwitz. Das ist eins der ersten Rittergüter der Pflege, die nach dem Hubertusburger Frieden in bürgerliche Hände übergingen. Eine am Hause eingemauerte Stein tafel vom Jahre 1623 meldet als Besitzer Hieronymus von Rißschwitz; die Familie besaß auch das nahe Sornitz und Della. Aber im Jahre 1764 kaufte Leutenwitz ein Bürger aus Oschaz und Pächter des Ritterguts Wellerzwalde namens Steiger. Dessen Sohn heiratete in das Rittergut Rössige ein und kaufte das zu Warnitz. So konnte er seinen drei Söhnen je ein Rittergut hinterlassen; sie sind die Begründer der Leutenwitzer, Rössiger und Warnitzer Linie der Familie Steiger. Der jetzige Besitzer von Leutenwitz, der Geheime Otonomierat Otto Steiger, ist schon der fünfte Besitzer des Gutes seines Namens. Leutenwitz, ursprünglich nur 85 Hektar groß, ist durch Zukauf auf 245 Hektar, durch Hinzupachtung von Sornitz zu einer Wirtschaftsfläche von 330 Hektaren = 1320 Morgen erweitert worden. Eine Besonderheit des Betriebes ist die aus siebenhundert bis achthundert Tieren bestehende Vollblutmerino-Stammzucht, die 1805 begründet, auf die unter Prinz Xaver 1765 und unter Friedrich August 1778 aus Spanien eingeführten Schafstämme zurückgeht. Durch unausgesetzte Mühe und Sorgfalt, die besonders der Vater des jetzigen Besitzers, Adolf Steiger, hat einmal für einen Schafbock in London 8000 Mark und für einen in Südamerika 9000 Mark gelöst. Jetzt sind die Preise viel geringer, und außerdem leidet der Export darunter, daß zum Beispiel Südamerika die Einfuhr deutscher Schafböcke verboten hat, da bei uns die immer wieder aus Österreich und Rußland eingeschleppte Klauenseuche nie erlischt. Unter den Bodenprodukten von Leutenwitz stehen ein weitberühmter Munkelrübensamen sowie zwei vortreffliche Arten von Saatgetreide, Squareheadweizen und Gelbhafser, obenan. Der ganze Betrieb in Leutenwitz ist auch für den Laien interessant: er vereinigt die harte Arbeit des Bauern mit der Anwendung der neuesten Errungenschaften des Chemikers und mit der Umsicht und dem Wagemut des gereiften Großkaufmanns. Der Zuschnitt des ganzen Lebens ist schlicht und von fast soldatischer Pünktlichkeit; der Geist unermüdlicher treuer Arbeit geht vom Wirtschaftsvorstand und seiner Gattin aus und teilt sich allen Hilfsarbeitern mit bis hinab zum letzten Hosiungen. Von allen wird inneres Verständnis und innere Teilnahme an der zu leistenden Arbeit gefordert, dafür sieht sich auch jeder entsprechend behandelt und gelohnt. Der Schafmeister von Leutenwitz und die Schafmeistersfrau werden auch von der Herrschaft mit Auszeichnung behandelt. Für polnisches Gefinde ist hier kein Raum, und abgesehen von der Erntezeit, wo etwa fünfundzwanzig aus dem Osten kommende Mädchen und Burschen vorübergehend beschäftigt werden, kein Bedürfnis. Dafür sind etwa dreißig Wohnungen für deutsche, meist verheiratete Tagelöhner vorhanden. Selbstverständlich sind zu einem solchen Be-

triebe, wie er in Leutenich herrscht, außer schuldenfreiem Besitz auch bedeutende Betriebskapitalien nötig. Es gibt aber in der Pflege auch schon mittlere Betriebe, die in vorbildlicher Weise die jetzige Krisis der Landwirtschaft durch vermehrte Umsicht und Einsicht zu überwinden streben. Von den Nebenzweigen dieser mittlern Betriebe ist der ehemals wenigstens am Ostrand der Lommascher Pflege und in einigen Wachtälern betriebne Weinbau leider im Verschwinden, trotz der vielfachen Anregung, die die landwirtschaftliche Schule in Weissen zu seiner Wiederbelebung und zur Heranbildung der nötigen Winzer bietet. Nur der Fremdling, der etwa in Weissen selbst ein schlecht belömmliches, feieliges Gemisch aus allen möglichen fremden Traubensorten als „Weißner Schieler“ getrunken hat, kann die Güte des hier wachsenden Rebensaftes bemängeln. Wer aber den edeln, dem Burgunder gleichenden Rotwein gekostet hat, den zum Beispiel der Wollsche Weinberg in Gafern, der letzte des Jahnatales, hervorbringt, wird mit mir wünschen, daß die nach Osten und nach Süden zu gewandten sonnigen Steilhänge unsers Gebietes dereinst wieder den herzerfreuenden, landschaftsveredelnden Reinstod tragen möchten. Sogar die mittlern Betriebe der Pflege stehn in der Regel auf vielen Füßen. Ich kenne in Seebühz den Besitzer eines Gutes von etwa sechzig Hektaren, der mit Körner- und Zuckerrübenbau und einer musterhaften Milchwirtschaft von etwa dreißig Kühen eine sehr ansehnliche Geflügelzucht und die ausgebehnteste Fürsorge für den Anbau edeln Obstes vereint und dabei auch noch Zeit findet, den geschichtlichen Erinnerungen seiner Scholle in der liebevollsten Weise nachzugehen. Die Gefäßscherven, Urnen, Bronzefibel, Armringe, die er aus dem Boden pflügt, führen ihn weit über die oben besprochne slawische Zeit rückwärts in die Anfänge unsrer Zeitrechnung, als vereinzelte germanische Ansiedlungen in der Pflege existierten, ja zurück bis in die jüngere Steinzeit. Das fast nur aus Funden des eignen Aders angelegte kleine Museum ist überaus lehrreich, weil es nicht wie die großen Museen durch die Überfülle der Einzelheiten verwirrt. Wenn ich nun auch den andern Landwirten der Pflege empfehle, auf die geheimnisvolle Kunde der Vorzeit zu achten, die der gepflügte Acker von sich gibt, überhaupt die geschichtlichen Erinnerungen ihres Dorfes und ihrer Scholle kennen zu lernen und zu pflegen, so sehe ich die meisten, denen diese Zeiten überhaupt zu Gesicht kommen, über meine Laieneinsicht lächeln. Dazu hat der Bauer keine Zeit, heißt es. Es ist aber doch vielleicht nicht Zufall, daß die Güter, in denen ich ein wenig Interesse für die Vergangenheit fand, auch im übrigen recht wohl bewirtschaftet waren. Es sind dieselben Güter, die keine dauernde und ernsthafte Not um deutsches Gefinde kennen, die das Erntefest und das Weihnachtsfest noch immer in patriarchalischer Gemeinschaft mit ihren Leuten begehen. Etwas Idealismus muß auch der Bauer haben, er darf sich darin nicht von den andern Ständen beschämen lassen; die Landwirtschaft ist noch immer unser vornehmster Beruf und soll es bleiben, denn zu preisen ist der Mann,

Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgeht
Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten.

Er bedarf aber auch „des reinen, immer gleichen, ruhigen Sinnes,“ und dieser hat Raum für alles Gute und Schöne, für eine opferwillige Staatsgesinnung wie für die Werke christlicher Nächstenliebe. Wenn der Bauernstand wurzelsest an seinen alten Idealen festhaltend zugleich in neuer Tatkraft und Umsicht an der Selbsthilfe arbeitet, wird er die Krisis siegreich überwinden. In Sachsen müssen die von alters her am besten gestellten Bauern der Lommascher Pflege das Vorbild dazu liefern.





Herrenmenschen

Roman von Frig Anders (Max Mühlh)

1. Prometheus



ir stehn am Rande eines sandigen Hügels. Zu unsern Füßen breitet sich in weitem Bogen der Strand aus, und dahinter leuchtet in silbernem Glanze die See. Müde laufen ihre Wellen den Strand herauf, und zögernd lehren sie zurück, und dieses lässige Spiel wiederholt sich so regelmäßig wie das ruhige Atmen eines Schlafers, der einen schönen tiefen Traum träumt. Die liebe Sonne hat die Vorgehänge zugezogen. Sie bestehn aus fein gewebten Schleieren, die das Licht dämpfen, ohne es auszulöschen, und beinahe noch das Blau des Himmels erkennen lassen. Nur nach der Seite, wo Mutter Sonne ihr frisch gemachtes Federbett stehn hat, ist die Aussicht freier. Dieses Bett ist ein Gewitter, das in der Ferne silbergerandet dassteht wie ein Gebirge. Über dem Horizont liegt langgestreckt eine Rauchwolke; und dort schweben wie Schmetterlinge weiße und dunkle Segel über dem Wasser.

Vor uns liegt ein Landungssteg, der aus hölzernen Stämmen zusammengefügt ist. An seiner Spitze steht ein Flaggenmast, dessen Flagge müde gegen das Holz schlägt. Hier schaukeln träumend ein paar Rähne im Wasser, Knaben waten zwischen den Rähnen herum, und auf einer sandigen Insel liegen Enten und sonnen sich. Und dort, nahe am Strande, wo sich das helle Gewölß im Wasser spiegelt, liegt — ganz nach der Regel der Kunst — ein altersschwarzes Fischerboot mit wunderlichem plumpem Wimpel und bringt Tiefe und Gegensatz in das zart angelegte Bild.

Links zieht sich der Strand als Landzunge ins Meer. Man könnte von einem Vorgebirge reden, wenn man den Lehm, woraus die Landzunge besteht, als Felsen ansehen wollte. Dort steht ein alter, grauer Turm, auf dessen stumpfer Spitze ein Storchnest sitzt, und zwischen alten, wetterfesten Linden und einem Walle, der von Strand zu Strand zieht, liegen ein paar Häuser mit hohen, moosbewachsenen Dächern.

Ein Bild, ein wirkliches Bild! dargestellt in fein empfundenen und außerlesenen Farben, in schönem Ebenmaße der Flächen und klassischer Linienführung sowohl der Konturen der Wolkberge als auch der Zeichnung von Strand, Meer und Schiffen.

Nicht übel. Aber völlig unmodern, sagte Hans Schwächting, der mit ein paar Herren am Herrentische vor dem Kurhause saß und die Gegend mit Maleraugen betrachtete. Ist doch gar nichts, fuhr er in anzüglichem Tone fort, viel zu viel Details, viel zu sauber in der Zeichnung, viel zu schön in der Farbe und viel zu akademisch gruppiert. Unbegreiflich, daß so etwas überhaupt noch in der Natur vorkommt.

Hans Schwächting und zwei andre der Herren waren Maler, dem vierten sah man die grüne Farbe auf den ersten Blick an, und zwar nicht bloß am Rocktragen. Aber Hans Schwächting war selbst nicht recht modern. Er trug Schlapphut, Sammetrock, Künstlersehleife und einen Rubensbart. Er hatte zuviel Schwungvolles aus seiner Düsseldorf-Zeit beibehalten; er hatte sogar Ideale. Der zweite, Daniel Pogge mit Namen, legte auf diese Ideale weniger Wert, desto größern aber auf seine Stirnlode, ein gutes Frühstück, einen großen Kreis von „Maljungfern“ — denn er hatte zuhause eine Malkule für junge Mädchen — und auf Bilder,

die verkäuflich waren. Er hatte einen unbedeutenden Bart, eine Stirnlocke, die ihm jeberzeit auf die Nase fiel, sehr lebendigen Ausdruck und war mit seinem Freunde Schwächling immer im Streite, was aber nicht hinderte, daß sie die besten Freunde waren und den Namen „die Siamesen“ trugen. Der dritte, Franz Staffelfeiger, war ein ganz moderner, wie schon seine modern-almobische Tracht, der steife Hemdenragen, die haubbrette Halsbinde und der Großvaterrock zeigte. Er hatte einen gewaltigen Haarschopf, „couleur Dorfivisch,“ wie Pogge zu sagen pflegte, in dem er mit Vorliebe wühlte, richtete seinen geistigen Blick auf sein Inneres und erwartete ganz besondere Offenbarungen. Der vierte war, wie schon gesagt worden ist, einer von der grünen Farbe. Er war ein Mann im Anfang der Fünfziger und früher offenbar ein schöner Mann gewesen. Aber jetzt waren seine Züge zu scharf geworden. Er hatte ein mageres Gesicht und einen dunkelblonden Bart, der an den Seiten schon ergraut war. Mit seiner Hakennase, seinen tief unter buschigen Brauen liegenden scharfen Augen, seinem hängenden starken Schnauzbart und zurückweichenden Kinn hatte er die Physiognomie eines Adlers. Er war der Inhaber des Tisches, den ihm der Wirt des Kurhauses als der hohen Obrigkeit und der angesehensten Person der Gegend gezimmert hatte, indem er eine runde Tischplatte auf den Stumpf eines dicken Baumes genagelt hatte. Es war der Herr Amtshauptmann Gropff.

Man wird den Titel Amtshauptmann schwerlich im preussischen Beamtenkalender finden, er war auch nicht der offizielle Titel seines Trägers, hatte aber offiziöse Berechtigung. Wenigstens sagten die Bewohner von Tapniden nie anders als so, und die hohe Behörde ließ es geschehen. Der Titel hatte übrigens auch einen geschichtlichen Untergrund. Zur Zeit der altpreussischen Ritter hatten sich auf der Landzunge bei Tapniden ein Kastell und eine Gerichtsstätte befunden, wovon noch der Turm mit dem Storchneße und der Wall Kunde gaben, und der Name Amtshauptmann war noch vor hundert Jahren der Titel des hier residierenden königlichen Beamten gewesen. Jetzt war das Amt eine Art Oberförsterei mit erweiterten anderweitigen Befugnissen geworden. Dementsprechend trug Herr Gropff die Uniform eines Oberförsters mit gewissen Abänderungen, die nur der Kenner unterschied, und bemühte sich mit Erfolg, den großen Herrn zu spielen. Er konnte überaus lebenswürdig sein, besonders denen gegenüber, die seine Überordnung anerkannten, aber auch den Selbstherrscher aller Neußen mit voller Schärfe herauslehren. Im Dorfe, wo alles mehr oder weniger von ihm als Forstbeamten, Amtsvorsteher und Arbeitgeber abhing, hatte man einen heiligen Respekt vor ihm und machte die tiefsten Bücklinge, wo er sich nur sehen ließ.

Wie aber kamen die drei Maler in dieses weltentlegne Nest und an den Herrtentisch des Herrn Amtshauptmanns? Sie waren die Mitglieder der Künstlerkolonie Mopsbende, die sich in Tapniden angesiedelt hatte, um in der unerforschlenen Gegend noch neuen, noch unverbrauchten Motiven zu suchen. Wenn des Tages Arbeit getan war, so versammelte man sich im Kurgarten, um einen Rest Künstlerlater, den man regelmäßig mitbrachte, durch Bier und Kalauer umzubringen und das Dampfschiff anlaufen zu sehen.

Wir müssen ferner berichten, daß Tapniden auf dem Punkte stand, sich aus einem Fischerdorfe in ein Seebad zu verwandeln. Was wäre aber ein Seebad ohne ein Kurhaus! Und so hatte der Wirt des Dorfstrugs, der von den Fischern ein schönes Stück Geld verdient hatte, seinen Krug verkauft und seine gesammelten Kapitalien dazu benutzt, am Strande, der Landungsbrücke gegenüber, ein steinernes Haus zu bauen, dem er den stolzen Namen Kurhaus gab. Hier pflegten die Passanten zu wohnen, sowie Badegäste, ehe sie im Dorf eine Unterkunft gefunden hatten. Viel Badegäste waren es eben nicht, noch nicht so viel, als in manchem großen Badeorte an einem einzigen Tage ankommen. Auch waren es keine berühmten Leute und große Herren, die kamen. Aber das Bad hob sich sichtbar. In diesem Jahre waren sogar ein Herr von Kügelchen, ein Rechnungsrat, ein

Oberkontrollleur und ein Zahnarzt mit ihren zahlreichen Familien unter den Badegästen. Wenn aber Baron von Bordeaux, der auf einem Sisse sechs Flaschen Rotwein austrank, aus Bernaufen zur Jagd herüberkam, und der Herr Amtshauptmann hatte gute Laune, und der Herr Postverwalter hatte Geld, so ging es im Kurhause so hoch her, wie nur irgendwo anders in der Welt, wo man sich seines Lebens freut. Promenadenkonzert gab es in Tapnicken allerdings noch nicht, aber Nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr verjammelte man sich bei gutem Wetter am Strande oder im Kurgarten, um eine Art Pflasterallee zu bilden und zu besprechen, wer die angekommenen Fremden wohl sein, und wo sie wohnen möchten.

Die Bemerkung über die unmoderne Natur hatte Hans Schwächting auf seine beiden Kunstgenossen gemünzt, namentlich auf den modernen Künstler mit dem Haarfchopfe, der in der Welt nichts als Farbe und Stimmung sah und jedes Bild verachtete, das sich unterstand, etwas vorstellen zu wollen. Aber dieser hatte es längst aufgegeben, auf die Anzafungen Schwächtings zu reagieren. Statt seiner antwortete Pogge, indem er betrachtete, was er eben in sein Skizzenbuch gezeichnet hatte: Milljohn jut, Kopprechnen schwach.

Jetzt sah sich Schwächting um und bemerkte, daß Pogge zeichnete. Es war das Konterfei Schwächtings, mit wenigen äußerst treffichern Linien aufs Papier gebracht. Der Schwächting im Skizzenbuche hatte einen großen Kopf und kleine Beine, eine gewaltige Nase, einen Schlapphut von „ungeahnter“ Größe auf dem Kopfe und Kinderhöschchen an den Beinen, die nur ungenügend zugeländpft waren, und stellte Bäume, Häuser und Männchen aus der Spielsachenschachtel der Reihe nach auf eine schwungvoll gezeichnete Linie. Schwächting erkannte aus den verstohlenen auf ihn gerichteten Blicken, daß Pogge etwas gegen ihn im Schilde führe, und sagte im Ton eines Lehrers, der einen Schüler abfaßt: Gib mal her, mein Sohn.

Pogge reichte das Buch ohne weiteres hin, und Schwächting lehnte sich in seinem Stuhle zurück, betrachtete das Opus mit Wohlgefallen und sagte: Und du sollst in Zeichen und Niedertracht Eins mit Eichenlaub bekommen, mein Sohn. Weiß Gott, zeichnen kann der Mensch. Schade, daß er unter die Bürstenbinder gegangen ist und seine Bilder mit der Wischbürste malt.

Versteht du nicht, Kaufe, erwiderte Pogge. Die wahre Kunst ist struppig, sie ist ein Naturkind, das nie das Wort Pomade gehört hat. Aber deine Muse, alter Freund, ist eine höhere Tochter mit der Hältnabel in der Hand und einem bleistiftspitzen Gesichtserker in der Physiognomie.

Darf ich auch einmal sehen? fragte Herr Gropfopf.

Schwächting reichte ihm das Buch dar.

Der Herr Amtshauptmann besah die Karikatur aufmerksam. Daß damit Schwächting dargestellt sein sollte, erkannte er allerdings, aber er verstand nicht den Sinn der Zeichnung.

Nett, sagte er, sehr nett, aber doch auch sehr boshaft. Ich würde mir das nicht gefallen lassen, Herr Schwächting.

Lieber Gott, erwiderte Schwächting, was soll ich dabei tun? Jeder Mensch hat nun einmal sein Vaster. Wenn ich Pogge den Bleistift wegnähme, so verfiere er ins graue Elend und finge an zu brüten wie Staffelseiger, der einmal wieder das Morgenrot des künftigen Tages nicht finden kann.

Man muß Augen dazu haben, sagte Staffelseiger, man muß Augen dazu haben, Augen der Seele.

Und die hat Schwächting nicht, fuhr Pogge fort, sondern nur seinen Farbenkasten und seine akademische Brille. Wollen Sie mirs glauben, Herr Amtshauptmann, daß dieser alte Knabe noch immer ein Düsseldorfser Jüngling ist, der noch immer nach der Verkörperung seiner Ideale sucht?

Ist nicht nötig zu suchen, antwortete Schwächting. Seht euch um. Oder wartet bis zum Herbst, da könnt ihr hier Farben sehen, wie sie in der ganzen Welt nicht wieder vorkommen.

Eine Farbe! sagte Staffelfteiger dumpf. Nur eine Farbe, aber diese in der Offenbarung der ganzen Tiefe und Höhe ihrer Stimmung.

Inzwischen hatten sich die Badegäste verjammelt, teils im Rurgarten, der aus einigen struppigen Rasenplätzen und einigen Bäumen bestand, teils hielten sie sich unten am Strande auf. Frau Oberkontrolleurin Lämmerlein hatte sich mit Frau Doktor Mehlhorn im Kreise ihrer Kinder auf eine der Bänke niedergelassen und teilte Geschichten von ihrem kleinen Benno mit, die von der größten Wichtigkeit waren, und auf Grund deren die Erzählerin als tadellose Mutter anerkannt werden mußte. Und unten versammelte man sich um einen Herrn, der mit einem großen Fernrohre nach dem Dampfschiff ausschaute. Die schwarze Rauchwolke war inzwischen näher gerückt, das Dampfschiff, der Greif, war über dem Horizont aufgetaucht und hielt auf die Landungsbrücke zu. Auf der äußersten Spitze der Brücke neben der Flagge stand wie immer, als die wichtigste Person beim Vorgange, des Herrn Amtshauptmanns Hühnerhund Nero. Dieser beobachtete mit amtlichem Eifer den Vorgang, billigte die Landungsmanöver des Kapitäns mit lässigem Schwanzwedeln, sah sich vor, daß er von dem ausgeworfnen Seile nicht getroffen wurde, und begrüßte die aussteigenden Reisenden mit vornehmer Zurückhaltung. Das übrige besorgte der Banifat, der Hausknecht des Kurhauses, sowie der Vetereit und der Wurplel, zwei Angestellte der Dampfergesellschaft, die überhaupt alles besorgten, was in Tapniden zu besorgen war, falls sie dienstfähig waren, was nämlich auf eine Alkoholfrage hinauslief.

Bald machte der Dampfer wieder los und setzte seine Fahrt fort, und die Angelommenen bewegten sich in langem Zuge auf der Brücke dem Lande zu. Den andern voraus schritt ein stattlicher junger Mann in großstädtischer Tracht, dem der Banifat sein Gepäck nachtrug. Er sah so aus, als müßte er den Titel Doktor tragen, was übrigens auch der Fall war. Er betrachtete die Gegend mit Aufmerksamkeit, war von den primitiven Landungsverhältnissen offenbar nicht sehr erbaut und fragte den Banifat nach etwas, worauf dieser auf den Wusch hinter dem Dorfe deutete.

So war der Zug am Lande angekommen und bewegte sich durch den tiefen Sand den Hügel mühsam heraus auf das Kurhaus zu. Der Herr Amtshauptmann sah ihm gleichgiltig entgegen, aber Schwechting schob sich den Hut aus der Stirn und rief, den oben erwähnten jungen Mann erblickend: Gotts Donnerwetter, das ist ja Ramborn.

¿ wo, erwiderte Pogge, wie soll denn der hierher kommen? Ober du hast ihm etwas von unsrer Kolonie vorrenommirt?

Kein Wort, sagte Schwechting, das heißt, ich habe ihm gesagt, daß es hier etwas zu malen gibt, was nicht überall zu haben ist. Jungfräulicher Boden für die Kunst.

Erdgeruch, fügte Staffelfteiger hinzu.

Siehst du, nun hast du es, erwiderte Daniel Pogge. Und nun wirst du erleben, daß einer nach dem andern ankommt, Schaub, Ostermann und die andern Kunstszapfen. Und es bleibt uns nichts übrig, als unser Bündel zu schnüren und weiterzuziehen.

Die Herren wollen doch nicht fort? fragte der Herr Amtshauptmann.

Noch nicht, sagte Pogge, aber wenn Schwechting fortfährt, für Tapniden Reklame zu machen und schließlich die ganze Akademie herholt, so setze ich wenigstens meinen Wanderstab weiter.

Nun sehen Sie mal, Herr Gropppoff, sagte Schwechting behaglich, so eine schwarze Seele. Als ob er nicht selbst hier gastlich aufgenommen worden wäre! Und jetzt schreit er Beter und Wordio, wenn Doktor Ramborn, der übrigens nicht einmal Maler ist, den Fuß ans Land setzt.

Guten Abend, Ramborn, rief er, seinen Hut schwenkend.

Der junge Mann grüßte zurück und wandte sich dem Kurhause zu.

Wenn Sie sich bereinigt haben, fuhr Schwächting fort, so kommen Sie, bitte, hierher, Sie finden Bekannte.

Gener winkte Gewährung und verschwand im Hause.

Nach einiger Zeit kamen der Peterreit und der Burpel mit ihrem Wagen, auf den sie das Gepäck geladen hatten, langsam den sandigen Weg und den Abhang emporgefahren. Die Männer hieben auf die armen kleinen Pferde los und schrien Zinko! Geff em Zinko! Als sie die Höhe erreicht hatten, trat der Burpel an den Herrentisch, stand so stramm vor dem Herrn Amtshauptmann, als es der Rest seiner Nüchternheit zuließ, und meldete, daß eine Kiste aus Berlin an die Herren Maler angekommen sei — damit wies er auf eine große flache Kiste, die etwas sorglos oben auf den Wagen gelegt war —, der Kapitän sage, es sei ein Spiegel drin. Wo er die Kiste hinbringen solle.

Der Herr Amtshauptmann würdigte den Redenden keines Blickes und wies stumm auf die Herren am Tische. Worauf sich Burpel an die drei Maler wandte und seinen Spruch wiederholte: Es sei eine Kiste aus Berlin gekommen, der Kapitän sage, es sei ein Spiegel drin, ob er die Kiste in ihre Wohnung bringen solle.

Was? rief Schwächting, Bogge, du hast dir einen Drumont kommen lassen?

Ja wo, sagte dieser; aber Staffelseiger liebäugelt mit der Kiste. Er denkt wahrscheinlich, er kommt nächstens in die „Woche,“ und will inzwischen Posen studieren.

Ist ja gar kein Spiegel, erwiderte Staffelseiger, sondern der Prometheus.

Was für ein Prometheus? fragte Schwächting.

Der Prometheus von Strunk.

Der ist ja aber bei Lepke in der Ausstellung.

Nein, der ist hier. Ich soll einen andern Hintergrund dahinter malen. Ich bitte mich also zu entschuldigen.

Und das sagt der Mensch, rief Daniel Bogge, als wenn es sich um ein Butterbrot mit Schlackwurf handle. Donnerwetter, der Prometheus! und den haben sie so schlau auf den Wagen gepackt, daß er nächstens herabfallen wird. Und Staffelseiger mit seinem ahnungsvollen Gemüte und den ungeschickten Händen bildet sich ein, ihn auspacken zu können, ohne ihn zu beschädigen. Entschuldigen Sie mich, meine Herren, Kunst, Pflicht und Nächstenliebe rufen gebieterisch. Kommen Sie, Staffelseiger!

Der Burpel und der Peterreit hieben auf die Pferde und riefen Zinko, und so setzte sich der Wagen wieder in Gang. Und Bogge und Staffelseiger gingen nebenher und gaben acht, daß die Kiste nicht herabrutsche.

Währenddessen war Doktor Ramborn aus dem Hause getreten und herangekommen. Es war ein wohlgewachsener, seiner junger Mann von blondem Haar und Bart, geistig belebten Zügen und freier, natürlicher und etwas stolzer Haltung; offenbar ein Gelehrter, aber kein Bücherwurm. Die Schmarre auf der Wange gehörte auch dazu. Es war ein Mensch, den man sich ebensogut zu Pferd wie zu Fuß vorstellen konnte, was bekanntlich nicht bei jedermann der Fall ist. Man begrüßte sich, stellte sich vor, entschuldigte die beiden Maler und berichtete, daß eben Strunks Prometheus angekommen sei, und daß man das Bild auspacken müsse. — Wissen Sie was, meine Herren, sagte Schwächting, was sollen wir uns hier allein hersetzen. Kommen Sie mit in unser Museum. Einen ordentlichen Tropfen können Sie da auch haben. Und dabei bewundern wir Strunks Prometheus als Zugabe.

Nach einigen Einreden waren es die Herren zufrieden. Man folgte also dem Wagen in gemessener Entfernung, ging die ganze Dorfstraße, die am Strande lang führte, hinunter und hielt auf ein Fischerhaus zu, das als das letzte Haus des Dorfes allein zwischen alten zerzausten Weiden lag. Es war ein echtes litauisches Fischerhaus, aus hochkantgestellten Bohlen wie ein Blockhaus zusammengesetzt. Die Holzsäulen, die dem Bau Festigkeit gaben und das aus demoostem Schilf bestehende Dach trugen, standen auf der Außenseite der Wand in unregelmäßiger Anordnung.

An dem weit überragenden Giebelwerke des Daches waren die bekannten zwei Pferdeköpfe angebracht, doch nicht von der scharfgeschnittenen Art wie in Niedersachsen, sondern rund und plump und mit wunderlichem Zierat versehen. Schornsteine hatte das Haus nicht. Der Rauch mußte sich seinen Weg aus den Dachlufen suchen. Dies und das Alter hatte dem Hause höchst angenehme grüne, braune und schwarze Töne gegeben. Doch waren die Fensterrahmen frisch weiß angestrichen, und die Lüden nach Landesbrauch grell blau gemalt und mit roten Tulpen und Rosen verziert. Inmitten seiner alten knorrigen Weiden, die fast das Aussehen von Oliven und ein leichtes gefiedertes Laubwerk von grau-silbernem Scheine hatten, bot es vor der lichten See für ein Malerauge einen erfreulichen Anblick.

Aber treten wir ein. Über der Tür sehen wir ein Schild, auf ein altes Brett gemalt, das offenbar in seinen bessern Zeiten ein Kristendedel gewesen war. Darauf war abgebildet ein Mops auf einem Bratspfetz, der von einem Frosch gedreht wurde. Der Frosch trug einen Künstlerhut und rauchte eine Stummelfeife. Darunter war geschrieben: Zum Vergnügen der Einwohner. Wir verstehen, daß damit Mopswende veranschaulicht und mit dem Frosch Daniel Vogge gemeint war, und erinnern uns, daß die Inschrift die des Theaters in Potsdam ist. Wir öffnen die Tür und gelangen in einen Raum, der die Hälfte des Hauses einnimmt. Die Wände sind tief dunkel, die Decke ist glänzend schwarz geräuchert. In der einen Ecke sehen wir einen durch halbhohe Wände abgetrennten Raum. Hier steht der Herd. Darüber ist eine Öffnung in der Decke, durch die der Herdrauch abzieht. Oben hingen sonst alte Netze, die man in aller Form räucherle, damit sie nicht faulten, Vogge aber hatte sie heruntergeholt und aus ihnen Festons gemacht. Er hatte Flaschen, Gläser, Birnen, Zwiebeln und Mohrrüben mit hineingebunden, was, wie er meinte, sehr vornehm aussehe und dem besten Renaisancegeschmack entspreche. In der Giebelwand war das Eingangsthor herausgenommen und durch Mißbeetsfenster ersetzt worden. Dies gab ein schönes Atelierlicht. Die Filderei war so geschickt durch die Festons und vorgeagelte geteerte Leinwand verdeckt worden, daß die Sache einen ganz soliden und behaglichen Eindruck machte. Hier standen die Staffeleien der Maler, und hier war manche Ölstudie zum Trocknen aufgehängt. In der Mitte stand ein Tisch von merkwürdiger Form. Er war aus dem „Schwert“ eines Fischerbootes, das die See aus Ufer geworfen hatte, gefertigt und hatte demnach eine birnenförmige Gestalt. Darüber war ein Teppich gebreitet, der aussah wie eine uralte, wertvolle Weberel. Aber er bestand aus einem Stück alten, braunen Segeltuchs, das mit Hilfe von ein paar Schablonen, Ölfarbe und einem stumpfen Pinsel zu einem Gobelin umgestaltet worden war. Das Mittelstück des Teppichs bildeten zwei mittelalterliche Maler, die sich gegenseitig abmalten und sich dabei durch die Beine ansahen. Im Kreise standen einige irgendwo aufgetriebene alte Schemel und Großvaterstühle. Es war wunderbar, wie wenig dazu gehört hatte — ein paar Stücke gemusterten groben Zeugs, ein paar Pinselstriche, ein paar blanke Nägel —, um dieses alte überständliche Gerümpel in hochmoderne Möbel umzuwandeln. Von der Decke herab hing an einem mit Schiffsblättern besetzten Strid eine echte alte Stallaterne mit echten alten Bupenscheiben. Sie hatte sich, neu bronziert und im Jugendstil bemalt, in eine Pierde des Salons umgewandelt. Sehr bemerkenswert war auch die Verzierung der Wände. Da sah man Urweltliches und Prähistorisches, malerisch-plastisch dargestellt, mit Hilfe von Knorren, Pflanzenfasern, Kocheneiern und was sonst die See ausgeworfen hatte. Aus den Ecken glockten Wöcklinische Fabelgestalten hervor. Auf dem Bord an der Wand standen Trinkgefäße, Kannen und Schüsseln der merkwürdigsten Formen, ganz Modernes und ganz Altes, Stilvolles neben Stillosem, venezianisches Glas neben dem gemeinen Schnapsglase. Alles das machte bei geeigneter Beleuchtung einen malerischen und sogar vornehmen Eindruck, war aber, wie man in Wien sagt, Gschnas.

Das Fischerhaus hatte eine lange Reihe von Jahren dem alten David Lodeit gehört, bis dieser eines Dezembertags vom Eise nicht nach Hause gekommen war. War er in ein Loch im Eise geraten, war er mit einer Scholle abgetrieben oder irgendwo sitzen geblieben und erfroren, niemand hat es erfahren. Dann war die alte Mutter Lodeit zu ihren Kindern gezogen, die in einem ähnlichen Hause auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes in der Nähe des Badestrandes wohnten, und so war das Haus leer geblieben. Zumeist dar, weil das Gerede gling, der alte Lodeit, der einer der Frommen im Dorfe gewesen war, sitze an jedem Subatabend, wenn der Feiertag angegangen war, auf seiner Bettstelle und lese in der Bibel. Alte Frauen versicherten auf ihre Seligkeit, sie hätten ihn mit seiner alten zitterigen Stimme singen hören. Eines Tages war Staffelseiger auf seiner Suche nach Erdgeruch, Birken und Sumpflöchern nach Tapniden gekommen und hatte das Haus gemietet. Aber er fühlte sich einsam und wußte sich, da er hervorragend unpraktisch war, in vielen Dingen allein nicht zu helfen. Und so nahm er das nächste Jahr die beiden Stamesen, Schwächting und Pogge, mit und machte sie zu Teilhabern seines Kontrakts. Kaum waren diese eingezogen, so stellten sie das unterste zu oberst, trieben Allotria und bauten das ganze Haus nach ihrem Geschmack um. Es war toll. Sie hatten vor nichts Respekt, weder vor Böcklin noch vor seinen, Staffelseigers, tief sinnigen mystisch-impressionistischen Ideen. Aber man konnte ja diesen beiden Eulenspiegeln nicht böse sein, und so begnügte sich Staffelseiger damit, die Würde seines Standpunkts stillschweigend zu wahren und ihre Neckereien mit wohlwollender Überlegenheit zu ertragen.

In diesen Raum traten also die fünf Herren, deren Bekanntschaft wir eben gemacht haben, ein, gefolgt von Petereit und Burpel, die die Kiste trugen und sie unter eindringlichen Beschwörungsformeln Pogges mit äußerster Vorsicht niedersetzten und öffneten. Währenddessen hatte Doktor Ramborn erstaut und belustigt, und indem er die Spitzen und Voshheiten wohl verstand, die in den Bildnerien lagen, alles angesehen, hatte die Schöpfer dieser Wunderwerke sowie die Künstlerkolonie in Tapniden und alles, was damit zusammenhing, gerührt, und Herr Gropf hatte als Chef von Tapniden seinen Anteil Lob mit Würde entgegengenommen. Jetzt setzte man sich an den Tisch und stellte eine Staffelei in das rechte Licht. Schwächting holte etliche seiner phantastischen Trinkgefäße herbei und stellte eine italienische rohrumspinnene Beutelflasche auf den Tisch, die zwar nicht Chianti, aber doch einen andern guten Tropfen enthielt. Man trank, man sammelte sich, und — da stand der Prometheus.

Man sah eine nackte männliche Gestalt von den derben und unedeln Formen eines norddeutschen Paddknechts. Sie schritt in rhythmischer Bewegung, die Hände verlangend ausgestreckt, dem Vordergrund zu. Zu der einen Hand trug sie eine Fackel, deren Flamme so sehr stilisiert war, daß nur noch die rote Farbe an Feuer erinnerte. Die Augen waren verzückt in die Ferne gerichtet, der Mund war zu einem überirdischen Lachen geöffnet. Am Boden niedergeschmettert lagen ein nackter Mann und ein nacktes Weib, über die der Mann mit der Fackel hinwegschritt, indem er die Frau ins Gesicht trat und dem Manne die Ferse auf den Nacken setzte. Zwischen den Felsblöcken, die umherlagen, und den exotischen Blumen, die aus dem Grase wuchsen, und die bisher noch unentdeckten botanischen Gattungen angehörten, sah man etwas, was wie Menschenarme und Menschenbeine ausah, und was sich verschwindend in die dunkle Ferne fortsetzte. Den Hintergrund bildeten graue Ballen, die Wolken oder auch Wolljüde darstellen konnten, und ein roter Streifen, der eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Präriebrande hatte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die Ernennung des Staatssekretärs des Auswärtigen Dr. Freiherrn von Ritzhosen zum preussischen Staatsminister nach der Annahme der Handelsverträge hat zu bemerkenswerten Auseinandersetzungen in der Presse geführt; bemerkenswert hauptsächlich deshalb, weil sich darin die Wandlungen deutlich spiegeln, die der öffentliche Geist in Deutschland in Bezug auf das Verhältnis zwischen Preußen und dem Reich in den letzten dreißig Jahren durchlaufen hat. Zum erstenmal wurden Staatssekretäre des Reichs zu preussischen Ministern und zu Mitgliedern des Staatsministeriums im Frühjahr 1876 ernannt. Delbrück war damals zurückgetreten, der hessische Minister Hofmann zu seinem Nachfolger ernannt worden. Bevor Bismarck damals einen längern Urlaub antrat, erfolgte am 7. Juni die Ernennung des Präsidenten des Reichskanzleramts Hofmann und des Staatssekretärs des Auswärtigen von Bülow (des Vaters des jetzigen Reichskanzlers) zu preussischen Staatsministern und Mitgliedern des preussischen Staatsministeriums, obwohl beide nicht Preußen waren. Präsident Delbrück war während seiner Amtsführung ebenfalls preussischer Staatsminister gewesen, mit dem Rang und dem Titel eines solchen, aber nicht Mitglied des Staatsministeriums. Seine Ernennung erfolgte im Frühjahr 1868 mit dem Mandat, im Auftrage des Reichskanzlers und in dessen Vertretung den Sitzungen des preussischen Staatsministeriums beizuwohnen, in denen wichtigere Reichsangelegenheiten zur Erörterung standen, und hierbei den Anschauungen des Reichskanzlers amtlich und mit voller Autorität Ausdruck zu geben. Bei dem großen persönlichen Einfluß Delbrücks hatte diese Form genügt. Um seinem mit den Verhältnissen in Preußen weniger vertrauten und den leitenden Persönlichkeiten weniger nahestehenden Nachfolger annähernd dieselbe Autorität im preussischen Staatsministerium zu geben, mußte der Einrichtung, die sich, bisher auf der Persönlichkeit Delbrücks beruhend, vorzüglich bewährt hatte, ein amtlicher und organischer Charakter verliehen werden. Es war naheliegend, bei dieser Gelegenheit nicht nur dem Vertreter des Reichskanzlers in den innern Reichsangelegenheiten Sitz und Stimme im preussischen Staatsministerium zu geben, sondern ebenso dem Vertreter des Reichskanzlers in den auswärtigen Angelegenheiten, zumal da hierbei nicht nur die auswärtigen Angelegenheiten des Reichs, sondern auch die Angelegenheiten Preußens in Deutschland, d. h. die Beziehungen zu den deutschen Höfen und Regierungen, in Betracht kamen. Auch war Herr von Bülow in weit höherm Grade der eigentliche Vertrauensmann Bismarcks. Der Umstand, daß Nichtpreußen in die oberste Leitung der preussischen Staatsgeschäfte berufen wurden, galt damals allen patriotischen Kreisen als ein dem deutschen Beruf Preußens entsprechender Fortschritt. Der Akt der Ernennung erfuhr eine authentische Interpretation in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 7. Juni, worin ausgeführt wurde, „es sei damit die Bestätigung des Gedankens und die Bürgschaft für seine Ausführung gegeben, daß die Politik und die Interessen Preußens sich niemals im Widerspruch mit denen Deutschlands befinden und nicht auf verschiedenen Wegen verfolgt werden können.“ Weiter hieß es wörtlich: „Die weitere Folge der jetzigen Anordnung ist, daß dem preussischen Staatsministerium durch die Aufnahme der beiden hohen Reichsbeamten, welche erst durch die Übertragung des preussischen Staatsamts in den preussischen Staatsverband getreten sind, aber wiederum nur aus Rücksicht für ihre Reichsämter, eine gegen das Reich hin aufgeschlossene Stellung gegeben wird, wie sie den Ministerien der übrigen Partikularstaaten nicht eigen, durch den Hegemonieberuf Preußens aber erforderlich ist.“ Zum Schluß dieser Ausführungen wurde dann noch hervorgehoben, daß damit die Anwendung gewisser konstitutioneller Doktrinen auf die preussischen Verhältnisse, wonach das Ministerium der Kammermajorität entsprechen

müsse, für immer ausgeschlossen sei. Die Bildung parlamentarischer Ministerien in Preußen sei damit endgiltig unmöglich, dem bleibenden Staatsinteresse dagegen seine Stellung über dem wechselnden Parteinteresse dauernd angewiesen.

Soweit die damalige amtliche Auffassung. Es ist nicht ohne Interesse, die gegenteilige der Parteien kennen zu lernen: die „Fortschrittliche Korrespondenz“ sah mit Bedauern die Aussicht zerstört, zu der es in Bälde hätte kommen müssen, „daß bei einem Zwispalt zwischen der Volksvertretung und der Regierung in Preußen letztere hätte nachgeben müssen, und die Minister Männern Platz machen, welche das Vertrauen der Volksvertretung besaßen.“ Die Reichsbeamten als solche hätten mit der preußischen Volksvertretung nichts zu tun, hierin liege ein außerordentlicher Rückschritt des konstitutionellen Lebens. Tatsächlich scheint also jene Maßnahme ein Schuß ins Schwarze gewesen zu sein und eine der unsterblichen Illusionen der damaligen Fortschrittspartei, mit denen sie sich namentlich an Hoffnungen auf einen Thronwechsel anklammerte, schwer getroffen zu haben. Dem preußischen Abgeordnetenhaus waren die beiden Ernennungen von dem Prääsidenten des Staatsministeriums amtlich mitgeteilt worden; ihre Vorlesung in der Sitzung vom 23. Juni führte zu einer sehr lebhaften Debatte, die mit der Verweigerung des Schreibens des Ministerpräsidenten an die Justizkommission endete. In dieser vertraten Windthorst, Hänel und Birchow gemeinsam einen ablehnenden Standpunkt.

Windthorst erklärte, der Vorgang treffe den Lebensnerv des konstitutionellen Prinzips und schaffe einen Zustand, der nicht andauern könne; er verhindere die Bildung eines homogenen Ministeriums, widerspreche, wenn nicht dem Buchstaben, so doch dem Geiste der Verfassung und verhindere die Entwicklung des konstitutionellen „Systems.“ Er verlange die Vorlegung eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes. Hänel schloß sich namens der Fortschrittspartei dem an. Es handle sich um eine der wichtigsten Verfassungsfragen, es sei bedenklich, die Bureauvorstände (!) des Reichskanzlers zugleich zu selbständigen preußischen Staatsministern zu machen. Die Blüte der unsinnigen Beurteilung förderte Herr Birchow zutage. „Was Deutschland für Nutzen davon haben soll, daß der Reichskanzler durch zwei Minister ohne Portefeuille — später vielleicht durch zehn — die Majorität im preußischen Ministerium hat, ist mir unerfindlich. Sollte ein reichsfeindliches Ministerium in Preußen am Ruder sein, so müßte der Reichskanzler die Verhinderung seines Portefeuilles von der Entlassung eines solchen Ministeriums abhängig machen. Anstatt dessen bekommen wir untergeordnete Beamte des Reichskanzleramts zu preußischen Ministern. Es wäre vielleicht im Interesse der Nationalentwicklung wünschenswert, wenn der König von Bayern die beiden Herren in sein Ministerium beriefe (!). Und nun möchte ich doch auch die Frage aufwerfen: sind denn in der Tat gerade die Personen, die man uns in das Ministerium geschickt hat, solche, von denen die deutsche Nation ihre Wiedergeburt und Weiterentwicklung zu erwarten hat? Hatten wir in Preußen kein Material, das sich den Herren Bülow und Hofmann an die Seite stellen ließe? Müßten wir wirklich bei den Beamten des Reichskanzleramts betteln gehen, um uns die Hilfe zu suchen, durch die unser Ministerium auf die richtigen Wege gebracht wird? . . .“ In dieser Tonart ging es gegenüber den Ausführungen des Ministers Camphausen und des Abgeordneten Gneißt noch lange weiter, die ganze Rede spiegelt die ungläubliche politische Kurzsichtigkeit wieder, deren Birchow fähig war. Damals war bekanntlich die Fortschrittspartei, heute die freisinnige Partei, mit der preußischen Wahlrichtung, die ihr fünf Jahre lang eine beherrschende Stellung gegeben hatte, sehr zufrieden und wollte von dem Wahlrecht der Bundes- und Reichsverfassung, und damit von dieser selbst, nichts wissen, weil sie sich gegen die fortschrittliche Gewalt Herrschaft richtete und diese siegreich durchbrach. Damals waren also Zentrum und Fortschrittspartei und Parteinteresse ebenso partikularistisch, wie sie heute aus Parteinteresse unitarisch

sind. Denn die klerikale Kölnische Volkszeitung ist nicht nur mit der Ernennung des Freiherrn von Nächstofen, im Gegensatz zu Windthorst, sehr einverstanden, sondern sie verlangt auch noch die Ernennung mindestens des Reichsschatzsekretärs zum preussischen Staatsminister, um damit den ihr viel zu großen Einfluß des preussischen Finanzministers zu brechen, der auf Grund seiner am Rhein gesammelten Erfahrungen nicht zentrumsfreundlich genug ist. So ändern sich die Zeiten! Was damals Windthorst für verfassungswidrig und unkonstitutionell erklärte, bezeichnet jetzt die Kölnische Volkszeitung nicht nur als „durchaus nötig,“ sondern sie verlangt auch die Ernennung des Reichsschatzsekretärs als noch viel wichtiger und notwendiger, ja sie fordert „eine organische Verbindung des Amtes der Reichsschatzsekretäre mit der Mitgliedschaft im preussischen Staatsministerium.“ O seliger Windthorst, wie kurzichtig bist du doch gegenüber deinen Epigonen gewesen! Du konntest freilich von Zeiten nicht einmal träumen, in denen es deiner Partei als möglich erscheinen würde, durch ihre Stellung im Reichstag auf dem Wege über den Reichsdienst das verhasste Preußen und seine Krone unter die Zentrumshegemonie zu beugen, namentlich die Krone, die zwar den katholischen Untertanen die verfassungsmäßige Gleichberechtigung, nicht aber dem Zentrum die Herrschaft im Staate zugesetzt will. Das Zentrum, das noch auf lange Zeit hinaus im Reichstag und im Reiche die regierende Partei zu bleiben hofft, will durch seinen Reichseinfluß auch Preußen und vor allem die Abstimmungen des preussischen Staatsministeriums regieren. Wohl ausgesprochen, Vater Lamormain!

Etwas ganz andres ist es, wenn den Chef der Reichsressorts Gelegenheit gegeben wird, vor Abschluß neuer Vorlagen ihre Gedanken im preussischen Staatsministerium vorzutragen, nur zur Information für dieses. In solchem Sinne haben die Staatssekretäre des Reichsschatzamts und des Reichsjustizamts wiederholt Sitzungen des preussischen Staatsministeriums beigezogen, in diesem Sinne ist wohl auch der Staatssekretär der Marine zum Mitgliede des preussischen Staatsministeriums ernannt worden. Mit der Ernennung des Staatssekretärs des Auswärtigen ist nur auf die Tradition der bismarckischen Zeit zurückgegriffen worden. Wie einst sein Vater, so ist auch der jetzige Reichskanzler als Staatssekretär des Auswärtigen Mitglied des preussischen Staatsministeriums gewesen, der Staatssekretär des Innern, Graf Posadowsky, bekleidet diese Mitgliedschaft ebenso wie sein Vorgänger Freiherr von Bötticher, der sogar Vizepräsident des preussischen Staatsministeriums war, eine Funktion, die dann bekanntlich auf Miquel überging und seitdem nicht wieder erneuert worden ist. Ein organischer Zusammenhang zwischen Preußen und dem Reiche hat also, ganz abgesehen davon, daß der König von Preußen Deutscher Kaiser, und der Ministerpräsident zugleich Reichskanzler ist, immer bestanden, und wie seinerzeit bei der ersten Ernennung im Jahre 1876, also vor fast dreißig Jahren, so ist es heute noch die Aufgabe der zu preussischen Staatsministern ernannten Chef der Reichskämter, im Schoße des preussischen Staatsministeriums die Anschauungen des Reichskanzlers und die Bedürfnisse der Reichspolitik ressortmäßig zu vertreten. An der Erhaltung der Selbständigkeit des preussischen Staatsministeriums und der preussischen Krone hat der Reichskanzler ein viel zu großes Interesse, als daß er je die Hand zu einer organischen Einrichtung bieten sollte, die dazu bestimmt wäre, Preußen unter die jeweilige Reichstagsmajorität zu beugen. Und wenn nun zum Beispiel der Reichsschatzsekretär sui juris im preussischen Staatsministerium säße und dort überstimmt würde, in welche Situation geriete er dann? Die Staatssekretäre sind als preussische Staatsminister immer nur im Sinne von Vertretern des Reichskanzlers denkbar, und demgemäß kann auch ihre Zahl immer nur begrenzt sein. Admiral von Tirpitz zum Beispiel kann ja in preussischen Rüstungs-, Hafen-, Loten- und Schiffsfahrtsfragen gewiß ein nützliches Wort mitsprechen, aber außerhalb dieser Angelegenheiten interessieren ihn von den preussischen Dingen höchstens noch Kohlenfragen, auch hat der Chef eines

großen Reichsprestors tatsächlich gar keine Zeit und auch kaum die Arbeitsfähigkeit, sich auch noch mit den umfangreichen Geschäften des preußischen Staates in verantwortlicher Weise zu belasten.

Viel bedeutamer als die Wünsche der Zentrumspreffe, die nur als Symptome Beachtung verdienen, sind die weitsehenden Anregungen, die Graf Posadowsky wegen des sozialpolitischen Unterbaus jüngst im Reichstage gegeben hat. Weit wichtiger — wenn auch vielleicht weniger blendend als die Fortsetzung des babylonischen Turmbaus unsrer sozialpolitischen Gesetzgebung nach oben — ist die Verbreiterung seiner Fundamente. So wie der Reichstag die Sache sich vorstellt, daß der Bundesrat allein diligentiam zu prästieren und dafür zu sorgen habe, daß alljährlich ein halbes oder ein volles Duzend sozialpolitischer Gesetze vom Stapel laufe, gleichviel ob sie Sinn und Verstand haben oder nicht — kann nicht mehr weiter gewirksamstet werden. Dieser sozialpolitischen Gesetzgebungsfülle fehlt heute schon nicht nur der organische Zusammenhang, sondern auch das Verständnis, ebenso bei der Bevölkerung wie bei den Behörden. Der Gedanke, eigne Organe zu schaffen, die als lokale Träger der gesamten sozialpolitischen Gesetzgebung und namentlich des Reichsversicherungswesens dienen sollen, hat sehr viel für sich und wird auch von solchen freudig begrüßt, die der Ansicht sind, daß wir eher zu viel als zu wenig Behörden und Beamte haben. Denn eine Entlastung der bestehenden politischen Behörden von dem gesamten sozialpolitischen Wust ist dringend nötig.

Die Polizei und die ländlichen Verwaltungen müssen endlich einmal wieder ihren eigentlichen Aufgaben zurückgegeben werden, denen sie seit einem Jahrzehnt und länger entfremdet worden sind. Nützlich wäre es, mit der gesamten sozialpolitischen Entwicklung und ihrer treibhausartigen Steigerung innewohnend, bis der geeignete Unterbau geschaffen worden ist, der denn auch wahrscheinlich sehr bald klar machen würde, wie viele Mißgriffe im blinden reformatorischen Eifer schon gemacht worden sind, und wo die bessernde Hand anzulegen ist. Freilich ist es eine Riesearbeit, die vielleicht ein anderer als der jetzige Staatssekretär des Innern mit seiner gewaltigen Sach- und Fachkenntnis kaum zu leisten versteht. Aber neben der Reichsfinanzreform ist es bei weitem das wichtigste, was Deutschland auf dem innern Gebiete zunächst zu vollbringen hat. Mit diesem Unterbau würde auch erst die Möglichkeit zu einer rationalen Witwen- und Waisenversicherung geschaffen werden, die jetzt als ein Phantom völlig in der Luft schwebt. Schon um für die Ausarbeitung einer so komplizierten Reform die Zeit und die Mühe und die Arbeitskräfte zu haben, wäre ein Stillstand in dem gesamten Weiterbau so lange geboten, bis die Fundamente geschaffen sein werden. Wird der Reichstag so viel Einsicht haben?

8

Adam Smith. Als 49. Band der bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinenden Sammlung „Geisteshelden“ habe ich Adam Smith herausgegeben. Der Name des großen Schotten ist jedem Zeitungsleser bekannt, und die meisten wissen wohl auch von ihm zu sagen, daß er der Begründer der nationalökonomischen Wissenschaft und der Vater des Freihandels sei, aber nicht mehr, und diese zwei vermeintlichen Tatsachen ergeben nicht bloß ein sehr kümmerliches, sondern geradezu ein unrichtiges Bild von dem Manne, was bei der hohen Autorität, die er genießt, seine praktischen Nachteile hat. Darum wird die Darstellung des Hauptinhalts seines *Wealth of Nations* in einem populären Buche vielen willkommen sein, denn ihn sich aus gelehrten Büchern und Werken zusammensuchen, ist doch nicht jedermanns Sache. Meine Kritik des *Wealth* können ja die, denen sie nicht zusagt, überhalsen. Außer dem, woran man bei Smiths Namen zuerst denkt, bietet mein Buch den Lesern dreierlei Neues, das hoffentlich nicht uninteressant gefunden werden wird. Das erste ist: die erste deutsche Biographie Smiths. Was bisher vorhanden

war, das waren Bruchstücke, deren Lücken mit Vermutungen und Phantasien ausgefüllt wurden. Erst 1895 hat John Rae eine urkundliche Biographie Smiths herausgegeben, die uns in den Stand setzt, den Lebensgang des Mannes fast Jahr für Jahr zu verfolgen, und die ihn im Zusammenhange mit seiner Zeit und ihren bedeutenden Persönlichkeiten zeigt. Von diesem Werke habe ich einen Auszug gegeben. Das zweite Neue ist eine Inhaltsangabe von Smiths Theorie der moralischen Empfindungen. Eine solche gibt zwar auch Hasbach in seinen „Untersuchungen über Adam Smith,“ aber das ist ein gelehrtes Werk, in dessen Lektüre sich der Kaufmann, der Gutsbesitzer, der Rentner, ein Student, der nicht die Staatswissenschaften zum Fachstudium gewählt hat, kaum einlassen wird. Drittens bekommen die Leser eine Übersicht über die kleineren philosophischen Aufsätze Smiths, die zwar als Beiträge zu den behandelten Wissensgebieten wenig Wert haben, aber die Unvergleichlichkeit des Geistes des Verfassers offenbaren und beweisen, daß wir in seinem berühmten Hauptwerke nur einen ausgearbeiteten Bruchteil des das Univerſum umfassenden Ganzen vor uns haben, das in seinem Geiste fertig daſtand. Auch Hasbach hat sie unbeachtet gelassen. Professor August Duden findet meine Vorwortbemerkung: „Dieses Büchlein zeigt den wirklichen und den ganzen Smith“ ziemlich ruhmredig. Sie enthält aber schlichte Wahrheit, und da diese Wahrheit keinen Anspruch auf Ruhm begründet, so war es nicht ruhmredig, sie auszusprechen. Wäre ein anderer Autor auf den Gedanken verfallen oder von einem Verleger angeregt worden, ein populäres Buch über Adam Smith zu schreiben, und zwar nach 1895, so würde er daselbe geleistet haben; daß es nicht geschehen ist, war ein für mich glücklicher Zufall. Meine Aufgabe nötigte mich, den ganzen Smith darzustellen, und daß ich den wirklichen dargestellt habe, gibt Duden selbst zu. Er hat mein Buch mit dem zu derselben Zeit erschienenen von Francis W. Hirst zusammengenommen und schließt seine Rezension mit den Worten: „Rückblickend können wir sagen, daß der deutsche Autor uns zwar ein richtigeres Gesamtbild seines »Geisteshelden« liefert, wogegen die Durchführung sehr zu wünschen übrig läßt. Der Engländer umgekehrt gibt uns eine sorgfältig ausgearbeitete Studie; nur schade, das Bild ist nicht ähnlich.“ Da will ich doch lieber ein ähnliches Porträt malen als ein unähnliches, auf dem alle Sommersprossen des Originals zu sehen sind, besonders wenn diese Sommersprossen erst von der „Kontroverse“ hineingeseht worden sind. Duden wirft mir nämlich vor, daß mir „die vielfachen Kontroversen, die im letzten Jahrzehnt über Adam Smith in der Wissenschaft aufgefunden sind, fremd geblieben“ seien. Diese Kontroversen sind mir ungeheuer gleichgiltig, und hätte ich von ihnen etwas erfahren, so würde ich sie grundsätzlich ungelesen gelassen haben. Wenn man nicht eine gelehrte Dissertation schreiben, sondern ein Bildnis schaffen will, muß man sich den Mann selbst ansehen und sich nicht durch das Tausenderlei verwirrt machen lassen, was die streitenden Gelehrten über ihn schreiben. Die Lectures on Justice usw. (ein 1763 nachgeschriebenes Kollegienheft) würde ich allerdings benutzt haben, wenn ich gewußt hätte, daß sie 1896 veröffentlicht worden sind (wenn man in einer verlorenen Ecke einsam lebt, kann einem so etwas passieren). Aber ich glaube nicht, daß mir die Kenntnis dieser Nachschrift eines Studenten wichtige Offenbarungen gebracht hätte, da Smith das Beste von dem, was er den Studenten vorgetragen hatte, und was er für haltbar daran hielt, in sein Werk aufgenommen hat.

Karl Jentsch

Anschauungsmittel für vorgeschichtliche Volkskunde. Paul Wendorf, dessen kleines Lehrbuch der Sächsischen Volkskunde wir früher in den Grenzboten angezeigt und empfohlen haben, hat jetzt bei Brandstetter in Leipzig „Vier Tafeln vorgeschichtlicher Gegenstände aus Mitteldeutschland“ in großem Querformat, mit erläuterndem Text auf jeder Tafel, herausgegeben. Jede Tafel kostet 4,50 Mark. Sie sind zunächst für Schulen bestimmt und werden bei dem Interesse, das man

jeht an der Ausgrabung prähistorischer Funde nimmt, auch Altertumsvereinen und einzelnen Liebhabern gute Dienste leisten können. Die Abbildungen sind nach Originalphotographien in Lichtdruck mit farbigem Überdruck deutlich und schön hergestellt, sodas die charakteristisch ausgewählten Gefäße, Waffen, Werkzeuge, Schmuckgegenstände und Münzen die Originalanschauung ersetzen und zur Bestimmung neugefundner Gegenstände auch weniger erfahrenen Jüngern dieser analphabeten Wissenschaft, zugleich mit den geschickt abgefaßten Texterklärungen, als Leitfaden dienen können. Die erste Tafel enthält die Stein-, die zweite die Bronzezeit, die dritte die Stein- und Bronzezeit, die vierte die Hallstadt- und La Tèneperiode nebst einigen Gegenständen aus der Zeit der römischen Kaiser (wo die Auswahl natürlich nur sehr knapp sein konnte) und der Völkerwanderung. Daß hier unter andern auch ein wirklicher Einsteckklamm dargeboten ist, wird hoffentlich niemand zu der Vorstellung verleiten, als hätten sich unsre Vorfahren erst auf der Wanderchaft das Fritsieren angewöhnt.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.



Forman gegen Schnupfen

DOSE 30 Pfg.

Ärztlicherseits vielfach als *ideales*
Schnupfenmittel bezeichnet.
Wirkung frappant. In allen Apotheken.



Die Grenzboten



Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 11

Ausgegeben am 16. März 1905

Inhalt:	Seite
Ostasien	577
Jesuitenfrage und konfessionelle Polemik	583
Subalterne Juristen. Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau. (Schluß)	593
Otto Kaemmel's Deutsche Geschichte	604
Beethovens Eroica. Von Karl Uef. (Schluß)	611
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. 1. Prometheus. 2. Strandgut	618
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichs Spiegel — Italienische und französische Kirchenpolitik	627



Hr. Wilh. Grunow
Leipzig

Solbäder im Hause!

Mutterlaugen- Badesalz

Neurogen

m. neuem eisenhalt.

gegen Scrophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Nieren-, Frauen- und Kinderkrankheiten. — Preis: 100 Ko. M. 6.80, 50 Ko. M. 4.25, 25 Ko. M. 2.70, ab Bahnhof Leipzig. Die Wirkung dieser Solbäder wird außerordentlich erhöht durch Abreibungen mit dem angefeuchteten, aber noch nicht gelösten Neurogen während des Bades. Prosp. gratis v. Dr. med. Alwin Müller, Leipzig A.

✣ Otto Beyer's

Eigenmarke

Hohkönigsburg

M.60.-

pro Mille; Originalkiste 300 St. M. 18.- franco

CIGARREN-VERSAND Otto Beyer, STRASSBURG 1/2

Vergleichen Sie

alle Angebote in Herrenkleiderstoffen
in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preis,
dann kaufen Sie bestimmt bei

Christian Günther,



Leipzig-
Plag-
witz.

Postfach Nr. 14.

Bekanntestes
Tuch-Versandgeschäft.

Sie haben Probetuche sind eingepreist.

Fördern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

Brennabor

-Räder sind nur echt und unter Garantie

wenn sie am Steuerrohr nahestehend angebracht
Schutzmarke tragen.

— Ausführliche Kataloge postfrei. —





Ostasien



er Koloz mit den tönernen Füßen — so nannte man Rußland, als es im Krimkriege besiegt worden war. An der einen Wunde von Sebastopol verblutete sich seine Widerstandskraft. Auch jetzt hat sich gezeigt, daß die angestaunte östliche Großmacht nicht auf einem soliden Fundament stand. Aus dem Krimkriege entsprangen außerordentlich wichtige Folgen: der Groll Alexanders des Zweiten gegen Frankreich und gegen das undankbare Österreich, während Preußen in hoher Gunst stand, die durch sein Verhalten beim polnischen Aufstand, wo Österreich sich törichterweise den Westmächten und ihrer „identischen Note“ angeschlossen hatte, noch gesteigert wurde. Preußen konnte seine Abrechnung mit Österreich, Deutschland die seinige mit Frankreich ungestört vollziehen. Europa war von 1856 bis 1876, ja bis zur Thronbesteigung Alexanders des Dritten 1881, von dem russischen Alp befreit. Unter diesem Herrscher bildete er sich aufs neue. Der Zar machte sich die Bekämpfung der Mißbräuche in der Armee, die im Balkankriege in erschreckender Weise zutage getreten waren, zur besondern Aufgabe. Er hatte auch Erfolg damit, wenigstens schien es so. Und durch sein kraftvolles Regiment im Innern gelang es, den Nihilismus, dem sein Vater zum Opfer gefallen war, von der Oberfläche verschwinden zu machen. Viele Beobachter hielten ihn für ausgestorben. Als Rußland das Bündnis mit Frankreich schloß und sich immer abgeneigter gegen Deutschland verhielt, kam es immer mehr in eine Art von Hegemoniestellung. Die Art, wie der großende Bismarck die „Fehler“ besprach, die sein Nachfolger durch „Abschneidung der Drähte nach Rußland“ begangen habe, mußte das Gefühl von einem russischen Übergewicht noch immer mehr steigern. Frankreich folgte jedem Wink der russischen Diplomatie. England wurde sehr vorsichtig; in seiner Presse entstand sogar eine Schule, die eine Verständigung mit Rußland um jeden Preis, sogar um den der Auslieferung Persiens an die Moskowiter, predigte; sie wollte statt dessen Altengland gegen Deutschland auf die Beine bringen.

So war die Situation vor dem ostasiatischen Kriege. Nur in einem Punkte hatte sich doch allmählich eine folgenschwere Veränderung vollzogen. Der Nihilismus war wieder zu Kräften gekommen und erhob sein Haupt höher als je. Morbitalen an einer ganzen Anzahl hochstehender Beamten bewiesen

seine unheimliche Allgegenwart. Doch wurden noch nicht so weitgehende Schlüsse daraus gezogen wie heute.

Seitdem ist die folgenschwerste Veränderung eingetreten. Mit gutem Vertrauen zog das Zarenreich in den Krieg. Es war wohl auf anfängliche Verluste gefaßt, aber an einem baldigen Siege zweifelte es nicht; fast ganz Europa glaubte daran. Grausame Enttäuschungen standen Rußland bevor. Die Reorganisation der Armee war nur äußerlich gewesen. Die Massen waren entweder nur auf dem Papier vorhanden oder in einer so schlechten Kriegsfertigkeit, daß man sie nicht nach Ostasien senden konnte. Die sibirische Eisenbahn leistete bei weitem nicht, was man von ihr erwartet hatte. Dieser Umstand machte sich im Anfang besonders fühlbar. Auf die Dauer freilich fiel die Schuld auf die Armee selber. Denn in den Monaten seit dem Beginn des Krieges hätte die Bahn wohl mehr Truppen befördern können, wenn sie nur in Bereitschaft gewesen wären. Eben in der Verwaltung lag das Übel. Die Korruption hatte Zivil- und Heeresverwaltung zerschlagen. Die Poteminschen Dörfer waren in Rußland immer noch anzutreffen. Es gab noch immer viel, was wie Eisen aussah und doch nur Pappe war. Die japanische Kriegsführung übertraf dagegen alles, was man ihr im besten Falle zugetraut hatte. Die Russen, die seit langem der Möglichkeit eines Krieges mit Japan entgegensehen mußten, namentlich seit Japan anfing, in dem Verlangen nach Räumung der Mandchurien stürmisch zu werden, müssen sich ganz und gar über die Leistungsfähigkeit der japanischen Armee getäuscht haben.

So ist es denn gekommen, wie heute alle Welt weiß. Zur See ist Rußland vollständig geschlagen. Monatelang lag die zum Entsatz Port Arthurs viel zu spät ausgelaufne Flotte untätig bei Madagaskar. Sie wartete auf das Mitte Februar aus Libau ausgelaufne dritte Geschwader, in Wahrheit wohl mehr um einen Vorwand für das Nichterscheinen auf dem Kriegsschauplatz zu haben; denn wenn sie, auch verstärkt um das dritte Geschwader, bei Japan ankam, so war die Geschwindigkeit der Schiffe durch Bodenbewachung so verringert, daß sie keinen Kampf mit der reparierten und frisch gedockten japanischen Flotte aufnehmen konnte. Docken können die Russen nicht; eigne Docks haben sie nur in Wladiwostok, neutrale dürfen ihnen nicht eingeräumt werden. Der Seekrieg ist aus. Die Flotte ist nach Schibuti beordert, angeblich nach Hause. Eben da wir dies schreiben, endet auch die furchtbare Landeschlacht um Mukden mit einer schweren Niederlage der Russen. Wieviel sie von ihrer großen Armee nordwärts in Sicherheit bringen, ist noch ungewiß. Der ersehnte, wenn auch nur einmalige Erfolg, der einen ehrenvollen Anlaß zur Eröffnung von Friedensverhandlungen hätte geben können, ist nicht erreicht worden. Gegen die Fortsetzung des Krieges sprechen die schwersten Bedenken, da auch im Landkrieg auf eine Wendung des Glücks nicht mehr zu rechnen ist. Der innere Zustand Rußlands gebietet den Frieden.

Mit Zentnerschwere fällt es in die Waagschale, was sich seit Beginn des Krieges geändert hat. Das Verlangen nach einer Verfassung geht durch das ganze russische Volk, die Adelsversammlungen nicht ausgeschlossen. Die städtischen Verwaltungen führen eine Sprache, die für Rußland unerhört ist; den Studenten

gewährt man das Wort, geradezu revolutionäre Beschlüsse zu begründen. Das Proletariat ist von Petersburg bis Waku, von Lodz bis zur Wolga in Aufregung. Und die Art, wie die ersten Bewegungen niedergeschlagen worden sind, hat noch Öl ins Feuer gegossen. Dazu der graufige nihilistische Blitz gegen den Großfürsten Sergius! Ein solches Volk zu noch höhern und andauernden Kriegseleistungen zu entflammen, muß eine schwierige, ja kaum lösbare Aufgabe sein.

Man darf daraus den Schluß ziehen, daß Rußland den Krieg verloren hat, und daß es nur auf einen günstigen Umstand wartet, zum Frieden zu gelangen. Worin dieser bestehen könnte: in der Mäßigung Japans nach seinem Siege, in dem Vermittlungsanerbieten anderer Mächte, das ist vorläufig kein geeigneter Gegenstand für die Vermutung. Auch über die Friedensbedingungen Japans schweigt man noch am besten. Was darüber in den Zeitungen mitgeteilt wird, beruht nur auf Vermutungen von mehr oder weniger guten Sachkennern.

Wie sich die Sache aber auch im einzelnen gestaltet, und bis wann sie sich auch verzögern mag: das Hauptergebnis scheint schon festzustehen, nämlich daß Japan seinen Sieg so weit ausnutzt, daß es sich Rußland als Großmacht am Stillen Ozean vom Leibe halten kann. Der Häfen am dauernd offenen Wasser gibt es in jenen Gegenden nicht viele, streng genommen sogar keine. Auch Port Arthur und Dalny frieren in der ganz kalten Zeit zu. Dalny galt für ständig eisfrei, aber die jetzt gebauten Molen haben im Hafen so viel ruhiges Wasser erzeugt, daß sich eine Eisdecke bilden kann. Immerhin ist hier die Unterbrechung des Verkehrs nur kurz. Auch Inlou und Jodann die östlich von der Halbinsel Liaotung bis zur Südspitze Koreas liegenden Häfen sind vom Winter nicht sehr belästigt. Hier wird Rußland schwerlich noch irgendeinen Zugang zum Wasser behalten dürfen. Ganz Korea wird auf irgendeine Weise in Japans Gewalt kommen. Geredet wird sogar davon, daß Wladiwostok „neutralisiert“ oder auf irgendeine andre Weise als Kriegshafen unschädlich gemacht werden solle. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich Japan so weit vergaloppiert. Wladiwostok, auch wenn es ein unbeschränkter Besitz der Russen bleibt, reicht nicht aus, als Kriegshafen einer russischen Großmachtspolitik in den pazifischen Gewässern den nötigen Halt zu geben. Daß man mit Eisbrechern eine Fahrinne bis zum offenen Meere freihalten kann, gleicht den Nachteil nicht aus. Der Hauptfehler Wladiwostoks ist, daß es an dem durch die japanische Inselkette beinahe vollständig abgeschlossenen Japanischen Meere liegt. Die junge Inselgroßmacht wird nach menschlichem Ermessen ihre Übermacht dort behaupten und kein russisches Gibraltar aufkommen lassen. Die Befestigung der Straßen von Korea und von Tsugaru würde das leicht verhindern können. Endlich kommen alle Häfen nördlich von Wladiwostok wegen der Eisverhältnisse nicht mehr in Frage. Mit einem Wort also: Rußland ist für einen ernstlichen Seekrieg vom Stillen Ozean abgedrängt. Das ist eine Tatsache von so großer Bedeutung, daß daneben die Gestaltung des Besitzes in der Mandchurei vollkommen verschwindet. Ob und wie viel Land südlich vom Amur Rußland noch behält, wie über die Mandchureibahn verfügt wird, das sind gewiß wichtige Angelegenheiten, aber aus ihrer Regelung kann über das vorläufige Ende der

maritimen Großmachtstellung Rußlands im fernen Osten nichts mehr hervorgehn.

Auch mit der einst so sehr gefürchteten Vormundschaft Rußlands über China ist es auf absehbare Zeit aus. Man sagte: Die mandchurische Eisenbahn vergegenwärtigt den Chinesen allezeit, wie leicht die Riesenmacht Nordasiens Kosakenchwärme bis vor die Tore Peking's bringen kann. Und das wird schon ausreichen, den Hof und die Mandarinen zu gefügigen Dienern der Petersburger Politik zu machen. Namentlich das chinesische Zollwesen wird sich so gestalten, daß die russischen Kaufleute den Hauptvorteil haben, gerade wie in Persien. Wie ist das alles anders gekommen! Der Sieg Japans hat Rußlands Prestige schwer geschädigt; die Furcht vor den Kosaken ist dahin. Jetzt muß eine japanische Vormundschaft über China gefürchtet werden. Wenn die Russen wieder den Herrn spielen wollen, werden die Japaner Unterstützung genug bei andern Mächten finden, das zu hindern. So kann man nur sagen: in der That, der Umschwung ist von der allergrößten Bedeutung. Es ist so weit, daß Europa und Amerika sich die Frage vorlegen können, ob es nicht bald an der Zeit sein wird, Japan zu zügeln.

Das Ausschneiden Rußlands läßt nur drei pazifische Großmächte übrig: Japan, England, die Vereinigten Staaten. Wer Deutschland und Frankreich hinzurechnen wollte, würde sich irren. Beide haben zwar wichtige Stützpunkte im Westen des großen Gewässers: Kiautschou, die Karolinen, Hinterindien, Neukaledonien. Beide haben jedoch ihren Schwerpunkt so sehr in Europa und sind durch die Politik unsers Weltteils so sehr in Anspruch genommen, daß sie sich in pazifische Angelegenheiten entweder nur auf Grund von Bündnissen einlassen könnten, oder wenn es sich mehr um eine Strafexekution gegen kleinere Mächte handelt. Beide können ihre Landstreitkräfte dort so gut wie gar nicht verwenden, beide können nicht so viel von ihrer Marine dorthin senden, daß sie es mit der japanischen, geschweige denn mit der amerikanischen oder der englischen Flotte aufnehmen können. Von den drei andern Mächten formulieren schon seit längerer Zeit — neuerdings, seit dem Aufsteigen Japans zu einer Rußland gewachsenen Macht jedoch in etwas gedämpfterm Ton — die Amerikaner den Anspruch auf eine Vormachtstellung in diesem größten Gewässer des Erdballs. Denn von Mittel- und Südamerika abgesehen stoße nur in ihrem Lande die kaukasische Rasse an seine Ufer; alle andern Mächte hätten dort nur Kolonien, die von der Heimat weit abgelegen seien. Die Vereinigten Staaten allein würden unmittelbar von den Wogen des Stillen Ozeans bespült. Kolonien hätten sie obendrein, nämlich Hawaii und die für Ostasien so wichtigen Philippinen. Die gelbe Rasse Japans zähle nicht mit. Wenn die Ostküste der nordamerikanischen Republik jetzt auch noch durch das lange Rückgrat des Kontinents von dem jenseitigen Ozean getrennt sei, so werde sich dies bald ändern. Der Panamakanal mache Newyork gleichsam zu einem pazifischen Hafen. Keine Macht habe dann eine ähnlich gute Verbindung.

In der That, die zukünftige zentralamerikanische Wasserstraße hat den Vereinigten Staaten einen früher nicht gekannten Vorsprung gegeben. Lange Zeit war sie ein frommer Wunsch geblieben; die Entwicklung der großen

Überlandeißenbahnen schien einen Kanal überflüssig zu machen. Der Krieg mit Spanien hat mit einemmal gezeigt, wie wichtig es sein muß, seine Flotte sozusagen zugleich in beiden Meeren zu haben, und zwar der einzige zu sein, der das kann. Deshalb haben die Amerikaner weder auf Grund des Clayton-Bulwer-Vertrages von 1850 noch des Hay-Pauncefote-Vertrags von 1900 an den Kanalbau herantreten wollen, weil damit eine Gemeinschaftlichkeit mit England verbunden gewesen wäre. Sie setzten es durch, daß sie die alleinigen Erbauer und Beherrscher des Kanals würden. Auch eine Neutralisation nach dem Vorbilde des Suezkanals wiesen sie zurück. Die Lostrennung der kleinen Republik Panama von Colombia hat vollends alle Entscheidung in ihre Hände gelegt. Ohne ihren Willen kann kein fremdes Kriegs- oder Handelsschiff die Landenge von Panama passieren. Ihnen aber kann keine andre Macht den Weg verlegen — mit Ausnahme der englischen Flotte, die allerdings verhindern kann, daß amerikanische Schiffe überhaupt in den Kanal gelangen.

Das rasche Anwachsen der amerikanischen Marine macht dieses Übergewicht immer bedeutsamer. Keine Flotte wächst so rasch wie die ihrige. Da das Achtzigmillionenreich über die größten materiellen Hilfsmittel verfügt, da es von der Notwendigkeit, eine Landarmee zu unterhalten, ziemlich befreit ist, so muß jeder vernünftige Mensch mit der Aussicht rechnen, daß in wenig Jahren die Flotte des Sternennanners nur noch der des Union Jack nachsteht. An Landtruppen sind die Vereinigten Staaten den Japanern bei weitem nicht gewachsen. Aber das brauchen sie auch nicht, solange sie sich eine Überlegenheit zur See bewahren. Denn dann ist es ausgeschlossen, daß sich das gelbe Inselvolk etwa auf die Philippinen und Hawaii stürzt und vollends gar an Kaliforniens Küste Truppen landet. Solange die Amerikaner es mit jeder japanischen Flotte ohne Zaudern aufnehmen können, dürfen diese einen Kampf gar nicht wagen, weil Tokio und viele andre Hafenstädte im Bereiche feindlicher Kanonen liegen. Erst die Bündnisfrage könnte auch hier die Karten gründlich zum Nachteil der Amerikaner mischen. Auf Spekulationen über Einzelheiten kann man sich natürlich nicht einlassen, da sich im Laufe weniger Jahre die Bilder kaleidoskopartig verwandeln können.

Auch England leidet Japan gegenüber nicht unter dem Nachteil, daß es nicht unmittelbar am Stillen Ozean liegt. Seine Riesenflotte ist auf allen Meeren allgegenwärtig. Auch wenn jeweilig in Hongkong nicht genug Schiffe stationiert sind, um Japan gewachsen zu sein, können sie in kurzer Zeit von allen Seiten herbeieilen. Mit seinen sechs Panzerschiffen denkt Japan noch nicht an einen Zusammenstoß mit Albions meerbeherrschender Flotte. Denn die Trümmer seiner Reichshauptstadt würden von dem verwegnen Akt Zeugnis ablegen. Langsam mag eine Zukunft hergezogen kommen, wo es auch für England heißt: Wir können unsre atlantisch-europäischen Stationen nicht so entblößen, daß wir fern an Ostasiens Küsten einen Krieg mit Japan zu führen vermöchten. Nur die Bündnisfrage ist es auch hier, die schon in näherer Zeit ganz andre Konstellationen schaffen kann, und die es England ratfam erscheinen lassen müßte, sogar einen Affront von der jetzt verbündeten gelben Macht lieber hinzunehmen als einen Bruch mit ihr zu riskieren.

Japan hat den Krieg mit Rußland durchführen können, ohne in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen oder in seinem Staatskredit erschüttert zu werden. Jetzt steht ihm nach menschlichem Ermessen Friedensjahre bevor, die es aller Wahrscheinlichkeit nach benutzen wird, seine Wehrkraft noch zu vergrößern. Es hat den Vorteil einer ausgezeichneten Armee und einer leistungsfähigen Flotte kennen lernen, und man darf ihm nicht die Torheit zutrauen, sie wieder verfallen zu lassen. Es hat den großen Trumpf, in Ostasien konzentriert zu sein. Ferne Besitzungen, die es verteidigen müßte, hat es nicht. Von Singapore bis zur Beringstraße gibt es keine Macht, die Japan etwas anhaben könnte — ausgenommen die englische und die amerikanische Flotte. Keine andre Macht ist dort konzentriert, vollends hat keine ein Landheer, mit dem sie auf dem ostasiatischen Kontinent eingreifen könnte. Jetzt sind es die nach deutscher Art gedrückten Japaner, die die Chinesen vor Peking, Schanghai, Nanking und Kanton fürchten müssen. Ja während die Russen doch füglich nur über Peking zudringlich werden konnten — die Mongolei, Kuldscha und Ostturkestan kommen doch nicht ernstlich in Frage —, können die Japaner an der ganzen Küste landen oder auch mit Kanonenbooten den Yangtschiang weit hinauf bis ins Innere des Reichs fahren.

Es ist nun ein wichtiges Problem, wie weit sich Japan im Zaum hält, und wie weit es sich von der Verlockung hinreißen läßt. Im Augenblicke spielt es natürlich den Freund Chinas, denn darin hat es die Begründung seines Auftretens gegen Rußland gesucht und gefunden. Rußland sollte die Mandschurei räumen, und da es das nicht freiwillig tat, unternahm Japan es, dies zu erzwingen. Nach seinen Siegen kann es wohl Korea unter seine Schutzherrschaft stellen; es kann auch wohl Port Arthur und die Nachbarhäfen auf irgendeine Art in seine Gewalt bringen. Aber die eigentliche Mandschurei kann es doch nicht gut behalten; die muß es den Chinesen wieder zuwenden, vielleicht ohne den Norden dieser Provinz, der unter Umständen den Russen verbleiben könnte — gewissermaßen als Pflaster auf die Wunde, die Japan notgedrungen seinem guten Freund und Nachbar habe zufügen müssen. Sobald Rußland unschädlich gemacht ist, hat Japan nur das Interesse daran, es als guten und friedlichen Nachbarn zu behalten, gerade wie Bismarck Osterreich nach dem Kriege von 1866 schonte, sobald sein Zweck erreicht war. China müßte dann das Opfer bringen, aber China hatte die Mandschurei ohnehin schon verloren gegeben. China ist wehrlos und wird sich vermutlich in vielen Dingen genötigt sehen, japanischen Wünschen Rechnung zu tragen. Handelspolitische Vorteile auf Kosten der andern Nationen zu gewinnen, war der treibende Gedanke Rußlands; wir werden ihn bei den Japanern wiederfinden. Der Kurs ihrer Handelspolitik wird sich bald genug gegen die Stellung der Europäer und der Amerikaner in China wenden.

Eroberungen in China scheint man weniger erwarten zu müssen, denn dazu ist das menschenwimmelnde Land wohl ein recht schwer verdaulicher Bissen. Ob aber Holländisch-Indien sicher vor der Begehrlichkeit der jetzigen Sieger ist, muß als viel zweifelhafter gelten. Holland ist völlig außerstande, seine wertvollen Besitzungen, von denen es beinahe durch die halbe Erdkugel getrennt ist,

zu verteidigen. Die Macht, die mit Rußland fertig geworden ist, wird von Holland nicht im Zaum gehalten werden. Die Sicherheit des holländisch-indischen Reichs liegt allein in dem Interesse der andern Großmächte an seiner Erhaltung; und dies dürfte in der Tat ausreichen, die Japaner abzuwehren. England ist sogar durch den Hinblick auf Indien dringend genötigt, Hollands Kolonialbesitz gegen japanische Wegnahme zu schützen. Wo bliebe sein eignes Prestige in seinem riesigen hindostanischen Reiche, wenn ein asiatisches Volk zu einer solchen Machtentwicklung in der Nähe Indiens gelangte?

Man braucht nicht einmal zu warten, bis so etwas in eine reale Aussicht tritt. Alle europäisch-amerikanischen Völker haben ein großes Interesse daran, nicht einmal eine wirtschaftliche Vormundschaft Japans in China auskommen zu lassen. Nach den Engländern haben die Deutschen und die Amerikaner die größte Ausfuhr nach China. Sie müssen zusammenstehn, um open door zu erhalten. Mit dieser Parole zog Japan in den Krieg.

Sollte es nach dem Kriege notwendig sein, den Grundsatz der offenen Tür, der Gleichberechtigung des Handels aller Nationen gegen Japan zu verteidigen, so wird es ihnen hoffentlich an Einigkeit nicht fehlen. f.



Jesuitenfrage und konfessionelle Polemik



ktor Viktor Kaumann, der sich dem Publikum als liberalen Protestant vorstellt, hat unter dem Pseudonym Pilatus in der Augsburger Postzeitung eine Reihe von „Fehlbriefen“ veröffentlicht und 1903 bei G. J. Manz in Regensburg unter dem Titel Quos ego! in Buchform herausgegeben, worin er dem Grafen Hoensbroech eine große Zahl — gelinde ausgedrückt — ungenauer Zitate nachweist. Wie er im Vorwort versichert und auch in einem Schreiben an mich, zu dem ihn meine Haltung im Jesuitenstreit veranlaßte, beteuert, hat ihn zu der weder leichten noch angenehmen Arbeit nichts bestimmt als seine Empörung über die ungeheuerliche Verletzung der Gerechtigkeit und der geschichtlichen Wahrheit. Die Arbeit hat ihn tief in die jesuitische und die antijesuitische Literatur hineingeführt — er verfügt auch ohne diese über eine erstaunliche theologische Gelehrsamkeit —, und die von ihm bewältigten gegen 1700 Nummern benutzt er nun, in einer zweiten Brieffolge die Geschichte des Ignatius von Loyola, die Stiftung und die Grundsätze der „Kompagnie,“ die Geschichte der Angriffe auf sie darzustellen und die wichtigsten der Streitschriften beider Lager zu charakterisieren. Er hat dann auch diese Briefe für die Buchausgabe umgearbeitet und (bei Manz 1905) unter dem Titel Der Jesuitismus herausgegeben. Die ungeheure Stoffmasse war natürlich nicht leicht zu formen. Hätte er noch ein oder zwei Jahre auf die Ausarbeitung verwandt, so würde das Werk wohl wirkungsvoller ausgefallen sein. So wie es jetzt ist, sind ihm Dubys Jesuitenfabeln für den praktischen

Gebrauch vorzuziehn. Aber es enthält zum Teil Andres als das Buch des Jesuiten, und dieses Andre ist sehr wichtig. Wer in der Jesuitenfrage noch das Wort ergreifen will, oder wem sein Beruf als Historiker diese Frage aufzwingt, der darf den „Jesuitismus“ nicht ungelesen lassen. Das für mich interessanteste Ergebnis von Raumanns Forschungen ist, daß nicht Protestanten sondern Katholiken das Zerrbild geschaffen haben, das heute der nicht katholischen Welt als echtes Konterfei gilt. Die alten Orden, denen die Jesuiten mit glänzendem Erfolg Konkurrenz machten, die ebenfalls eifersüchtige Sorbonne, das herrschsüchtige Pariser Parlament, die Prälaten und die Weltgeistlichen, denen die katholische Reform unbequem war, haßten die neue Gesellschaft, verdächtigten, verleumdeten und bekämpften sie mit den schlechtesten Mitteln. Zu ihnen gesellten sich dann noch die aus reinen Motiven kämpfenden Rigoristen jansenistischer Richtung, deren Führung der große Pascal übernahm. Jesuitennovizen, die wegen Verfehlungen aus dem Orden entlassen worden waren, schrieben aus Rache Schmähchriften und Satiren auf ihn. Die Protestanten nun, denen ja die Jesuiten sehr empfindlichen Abbruch taten, benutzten alle diese Vorlagen für ihre eigne Polemik, und seitdem hat immer die nächste Generation von Jesuitenfeinden die vorhergehende abgeschrieben, ohne auf die Quellen zurückzugehen und diese zu prüfen. An dem großen Sturme des achtzehnten Jahrhunderts, der den Orden zerstückelte, beteiligten sich fast nur Katholiken; Raumann macht es glaublich, daß die im Freimaurerorden organisierten joesephinischen Prälaten den Vernichtungskampf geleitet haben, und gerade die geheimbündlerische Organisation dieser Herren, auf die Goethe so oft anspielt, veranlaßte sie, den Jesuiten geheimbündlerisches Wesen unterzuschreiben oder auch wohl, dem Geiste der Zeit Tagelostros gemäß, solches als selbstverständlich bona fide bei ihnen vorauszusetzen.

Ein Mensch von historischem Sinn bedarf keiner Fachgelehrsamkeit dazu, die Wertlosigkeit der Polemik eines Hoensbroech, die ich seinerzeit kurz charakterisiert habe, zu durchschauen. Daß die Protestanten dem von Katholiken geschaffnen Zerrbilde treu bleiben und es weiter ausmalen, erklärt sich aus der Massenpsychologie, die in allen Völkern, Parteien, Zeiten dieselbe bleibt. Die wirklichen Ursachen der Erscheinungen zu erforschen, ist eine mühsame Arbeit, und deren Ergebnis fällt manchmal beschämend aus oder verursacht Unbequemlichkeiten. Anstatt einzusehen, daß die eigne Unsauberkeit eine Pest erzeugt hat, beschuldigt man lieber die Juden der Brunnenvergiftung. Das Vieh richtig pflegen macht Arbeit und Kopfzerbrechen, also muß eine Heze schuld sein, wenn die Kuh keine Milch gibt. Daß energische Arbeit, bürgerliche Tüchtigkeit und eifrige Pflege der Intelligenz die protestantischen Nationen emporgehoben haben, und das Zurückbleiben in diesen Beziehungen die Katholiken ins Hintertreffen gebrängt hat, gestehn diese nicht gern ein; darum machen die Bigotten unter ihnen den Teufel und die geheimen Gesellschaften für die Weltlage verantwortlich. Daß es die guten Eigenschaften und die löblichen Leistungen der Jesuiten gewesen sind, was diese befähigt hat, im sechzehnten Jahrhundert den wankenden Katholizismus zu stützen und wieder aufzurichten, das anerkennen hieße ja für den Durch-

schnittsprotestanten dem Gegner Ehre erweisen. Darum glaubt man lieber, daß neben der an einigen Stellen angewandten blutigen Gewalt Hinterlist und geheime Praktiken das Restaurationswerk vollbracht hätten. Der Historiker weiß, wie die Dinge verlaufen sind. Ein Geheimnis freilich, das man sogar ein Wunder nennen darf, ist immerhin dabei, das Wunder, das in der geheimnisvollen Person Jesu kulminiert, daß nämlich Gott in jeder weltgeschichtlichen Wendung die dafür nötige und geeignete Persönlichkeit schafft und durch ihre Führung für seinen Zweck zubereitet. Die Christenheit war um 1500 in ihren unteren Schichten verwildert, in den obern, namentlich in den geistlichen, heidnischen Epikuräismus verfallen. Womit allein schon bewiesen ist, daß das Papsttum keine göttliche Institution im katholisch-dogmatischen Sinne sein kann; im andern Sinne ist es eine solche gleich den Reformationskirchen und solchen Sekten, die, wie die Quäker, die Methodisten, die Herrnhuter, eine bedeutende und segensreiche Tätigkeit entfaltet haben. Aber die Göttlichkeit des Christentums erwies sich nun dadurch, daß die Christenheit nicht umkam in dem Sumpfe wie tausend Jahre vorher das Römische Reich, sondern sich mit Hilfe der von Gott gesandten Männer: Luthers, der Schweizer Reformatoren, Loyolas herausarbeitete. Jeder Völkergruppe wurde gegeben, was sie brauchte: den einen der fürstliche Summepiskopat, den andern eine republikanische Theokratie, den dritten ein Orden, der das alte Kirchenwesen zeitgemäß erneuerte. Jede der drei Neuschöpfungen litt wie alle menschlichen Institutionen an den Fehlern ihrer Vorzüge, keine war geeignet, die Bedürfnisse der ganzen Christenheit oder die eines Teils für alle Zukunft zu befriedigen, aber zusammen leisteten sie, weissen das sechzehnte und das siebzehnte Jahrhundert bedurften. Die Leistung der Jesuiten nun bestand der Hauptsache nach in Folgendem. Die Abwendung der Süd- und der Westdeutschen von der alten Kirche entsprang weit weniger der Antipathie gegen den römischen Katholizismus als der Verachtung des verdorbenen, verwilderten und unwissenden Pfarr- und Ordensklerus. Die Jesuiten rangen als sittenreine und pflichteifrige Geistliche dem Volke wieder Achtung vor dem geistlichen Stande ab, fesselten es durch gute Predigten und einen würdig-feierlichen, des Sinneszaubers nicht entbehrenden Gottesdienst und erzogen die Vornehmen zu glaubensstarken Männern in Schulen, die auch nach dem Zeugnisse der Gegner, vom damaligen Standpunkte der Pädagogik aus betrachtet, Muster Schulen waren. Das ist das ganze Geheimnis ihres Erfolges, zu dessen Erklärung es weder der Giftmischerei noch der Erbschleicherei bedarf; abgesehen von dem obengenannten Urwunder ist dabei, wie in der Weltgeschichte überhaupt, alles mit natürlichen Dingen zugegangen. Gott leitet die Entwicklung, aber nach den von ihm selbst in die Schöpfung gelegten psychologischen und Naturgesetzen.

Die Polemik gegen die Jesuiten umfaßt dreierlei. Erstens eine Kritik ihrer Moral. Darüber habe ich mich bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen. Zweitens Schauermärchen. Die werden nun heute wohl von keinem protestantischen Historiker mehr für wahr gehalten. Geister ersten Ranges haben sich keinen Augenblick durch sie beirren lassen und sie keiner Beachtung

gewürdigt. Ranke entwirft in seinem klassischen Werke, die Römischen Päpste, kein Herrbild, sondern ein würdiges Porträt von Loyola und seiner Stiftung, und Friedrich der Große verteidigt seine Schüllinge mit überlegnem Humor gegen die giftigen Verdächtigungen seiner französischen Freunde, der „Philosophen.“ Paul der Erste und Alexander der Erste von Rußland haben ihnen nach Friedrich noch Zuflucht gewährt. Daß sie auch Heinrich der Vierte von Frankreich kräftig in Schutz genommen hat, erfahre ich erst aus dem zweiten der Bücher von Pilatus; die dieser Episode gewidmeten Abschnitte sind höchst interessant. Die dritte Gruppe von Verdächtigungen besteht in allgemeinen Lebensarten wie geheimnisvolle Macht, im Finstern schleichende Gesellschaft, zu deren Rechtfertigung Tatsachen nicht angeführt werden. Da auch die ganze heutige Polemik gegen den Katholizismus hauptsächlich nur mit allgemeinen Lebensarten und landläufigen Schlagwörtern arbeitet, will ich, anstatt auf den Inhalt von Naumanns Buch einzugehn, das mehr für die Historiker von Fach als für das große Publikum angelegt ist, es nur zum Anlaß nehmen, diese heutige Polemik ein wenig zu beleuchten. Es läßt sich der Fall denken, daß von zwei Gegnern der eine in allem einzelnen Recht, im ganzen Unrecht, der andre in allem einzelnen Unrecht, im ganzen aber Recht hat. Dieser Fall liegt hier vor. Abgesehen von ein paar Punkten, die an ihrem Ort erwähnt werden sollen, haben im einzelnen die heutigen Katholiken Recht, die Protestanten Unrecht; dagegen haben im grundsätzlichen die Katholiken Unrecht, und ist die grundsätzliche Abneigung der Protestanten gegen den Katholizismus und dessen schärfste Ausprägung, den Jesuitismus, gerechtfertigt. Erledigen wir zuerst das erste.

Man wirft den „Ultramontanen“ Friedensstörung vor. Dieser Vorwurf war begründet unter Pius dem Neunten bis zum Beginn des Kulturkampfes. Die Dogmatisierungen dieses Papstes, seine Encykliken, seine Heiligsprechungen waren Beleidigungen und Herausforderungen nicht sowohl des Protestantismus als des gesunden Menschenverstandes, der Vernunft, der Wissenschaft, der modernen Kultur. Aber heute liegt die Sache umgekehrt. Tatsache ist — kein Zeitungsleser kann es leugnen —, daß in so mancher evangelisch-kirchlichen Versammlung über Rom geklagt oder gegen Rom gewettert wird, während sich die Katholiken in ihren Versammlungen gewöhnlich nur mit ihren eignen Angelegenheiten beschäftigen, und daß ihre ganze Zeitungs-polemik in der Zurückweisung von Angriffen besteht.

Man wirft der katholischen Kirche Unduldsamkeit vor. Die grundsätzliche Unduldsamkeit gibt sie zu. Sie glaubt im Besitze der Wahrheit zu sein und auf das Recht und die Pflicht nicht verzichten zu dürfen, den Irrtum als Irrtum zu bezeichnen. Es gibt bekanntlich andre Konfessionen, außerdem politische Parteien und wissenschaftliche Schulen, die sich ganz ebenso verhalten, ohne daß darüber Lärm geschlagen würde. Was aber für Tausende von Menschen die entscheidende Bedeutung hat, das ist nicht die prinzipielle Toleranz oder Intoleranz, sondern der Grad tatsächlicher Duldung. Da haben wir nun folgende Tatsachen. In den katholischen Ländern Frankreich und Italien bestehen so wenig gesetzliche Beschränkungen der Protestanten, daß vielmehr, wenigstens in dem zuerst genannten Lande, die Katholiken über

Verfolgung zu klagen haben. In Österreich haben die interkonfessionellen Gesetze der sechziger Jahre die letzten Beschränkungen weggeräumt, und nachdem der Widerstand Tirols, das seine Glaubenseinheit wahren wollte, gebrochen worden ist, werden neuen protestantischen Gemeindegründungen und Kirchenbauten auch keine tatsächlichen Hindernisse mehr bereitet. Wie es zurzeit in Spanien steht, das übrigens eine Welt für sich und nur mit Vorbehalt zu Europa zu rechnen ist (Rußland gar nicht), vermag ich nicht zu sagen. Dagegen gibt es im Deutschen Reiche drei Staaten: Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg, in denen die Ausübung der katholischen Religion gesetzlichen Beschränkungen unterliegt. Wie diese Gesetze lauten, und wie sie gehandhabt werden, wird kaum allen Lesern der Grenzboten bekannt sein, denn von gewissen sehr merkwürdigen Vorfällen der letzten Jahre haben viele konservative und viele liberale Zeitungen trotz ihrer angeborenen Geschwägigkeit kein Sterbenswörtchen verraten, und als das Zentrum seinen Toleranzantrag einbrachte, stellten sich manche Redaktionen, als wüßten sie nichts, und fragten, Verwunderung heuchelnd, was die Katholiken denn eigentlich wollten. Wer, vielleicht als Jurist, sich über diese Vorkommnisse unterrichten möchte, dem wird ja die Redaktion jedes beliebigen größern Zentrumsblattes die Informationsquellen gern nachweisen. Braunschweig und Mecklenburg haben sich durch die Toleranzverhandlungen im Reichstage zu einigen Milderungen bewegen lassen.

Man klagt über katholische Proselytenmacherei. Ich bin neunzehn Jahre römisch-katholischer Geistlicher gewesen, aber in dieser Zeit ist mir kein einziger Fall vorgekommen, wo einer meiner Amtsbrüder darauf ausgegangen wäre, evangelische Christen ihrem Glauben abwendig zu machen. Dagegen habe ich mich 1866 genötigt gesehen, gegen einen Pastor Beschwerde zu führen, der im Lazarett unter den verwundeten katholischen Österreichern polemische Traktätlein verteilte. In großen Städten gibt es immer romantisch gestimmte Frauen, denen der katholische Gottesdienst gefällt, und andre Leute, es sind wohl meistens in Wischehen lebende, denen aus andern Gründen ein Konfessionswechsel wünschenswert erscheint. Nun weist zwar der katholische Geistliche solche unbedingt zurück, die sich durch die sehr verbreitete Lüge haben verlocken lassen, jeder Konvertit kriege fünfzig Taler, aber alle andern kann er natürlich nicht abweisen (der als Bischof von Trier verstorbene Pellgram pflegte, als er Propst in Berlin war, nur solche anzunehmen, die sich nach zweimaliger Abweisung ein drittesmal einstellten), und so kommt es denn in den Großstädten leicht zu einem regelmäßigen Konvertitenunterricht, aber natürlich nicht bloß bei den katholischen Geistlichen. Im allgemeinen fallen diese Verschiebungen zuungunsten der Katholiken aus. Für das Königreich Sachsen hat das der Verfasser der Saxonica im 49. vorjährigen Heft der Grenzboten Seite 541 zugegeben, und für Braunschweig beweist es die jüngst erschienene amtliche Statistik. Nach einer statistischen Untersuchung des Jesuitenpaters Krose ergibt sich für das Deutsche Reich folgendes. Unter tausend Seelen waren

	1871	1900
evangelisch	623	625
katholisch	382	360

Sehr natürlich. Die Minderheit erleidet immer einen Absorptionsprozeß, der allerdings nur schwach wirkt, so lange die Minderheit groß und kräftig ist. Die Münchner Allgemeine Zeitung macht zu diesem statistischen Ergebnis die vernünftige Bemerkung, man möge doch endlich einsehen, daß mit allem Streite an dem numerischen Verhältnis der Konfessionen zueinander nichts wesentliches geändert werde, und man möge das Volk um so mehr mit konfessionellem Gezänk verschonen, da die Binnenwanderung die Bevölkerung immer mehr durcheinanderrüttle und die Personen verschiedner Bekenntnisse in immer innigere Verührung miteinander bringe. Protestantische Blätter pflegen über römische Propaganda zu klagen, so oft in evangelischen Gegenden katholische Kirchen oder Schulen gebaut werden. Aber solche werden nicht für abgefallne Evangelische sondern für zugewanderte Katholiken errichtet. Hat der Bonifatiusverein nicht das Recht, ebenso für seine Glaubensgenossen in der Diaspora zu sorgen, wie der schon vor ihm gegründete Gustav-Adolfverein?

Das wären die privaten Vorgänge; wie steht es mit den öffentlichen? Ist es in den letzten zwei Jahrhunderten je vorgekommen, ist es auch nur denkbar, daß sich eine spanische oder eine italienische Gesellschaft zur Befehrung eines protestantischen Landes gebildet hätte, etwa Pommerns, aus Anlaß der erbaulichen Geschichten, die die Pastorenenquête über die Sittlichkeit auf dem Lande zutage gefördert hat? Die Mission, die im geheimen betrieben werden soll, gehört in das Gebiet des oben charakterisierten Aberglaubens. Die Jesuiten- und die Redemptoristenmissionen aber, die von 1849 bis zum Erlaß des Jesuitengesetzes abgehalten werden durften, befaßten sich nur mit innerer Mission. Alle Protestanten, die sogenannten Missionspredigten beigewohnt hatten, haben bezugt, daß sich die Patres jeder konfessionellen Polemik enthalten haben. Einmal — ich war gegen siebenundzwanzig Jahre alt — habe ich an Priesterexerzitien teilgenommen, die von einem Jesuiten geleitet wurden. Der Mann hat den Zweck solcher Übungen, in den Geistlichen das religiöse Leben zu erneuern und ihren Eifer für die Erfüllung ihrer Berufspflichten, die sich allein auf ihre Gemeinden erstrecken, zu entflammen, mit keinem Wort überschritten; ich glaube nicht, daß in den ganzen fünf oder sechs Exerzitientagen einer von uns an Andersgläubige auch nur gedacht hat. Vielleicht verzichtet Rom nur darum auf die Mission unter den Kettern, weil es ihre Unmöglichkeit einsieht; aber dann ist dieser Verzicht ein offnes Eingeständnis seiner Schwäche, und die Furcht der Protestanten vor seiner Macht eine unbegreifliche Torheit. Wie steht es nun auf der andern Seite? Alle Welt kennt die öffentlich betriebne evangelische Mission in Italien und in Spanien, kennt die beiden Fliedner, Vater und Sohn, die von Zeit zu Zeit Deutschland bereist haben, um Geld für ihre spanische Mission zu sammeln. Dann kam die Los-von-Rom-Bewegung in Osterreich, die von reichsdeutschen Pastoren organisiert und mit reichsdeutschem Gelde betrieben wird. Evangelische Blätter sind außer sich darüber, daß das Koblenzer Konsistorium im Einvernehmen mit dem Kultusminister die Verwendung von Kirchengeldern und die Heranziehung der Gemeinden durch die Synoden für diesen Zweck

verbotten hat. Das Verbot mußte doch schon deswegen ergehen, weil die Bewegung von der auf Zertrümmerung der österreichischen Monarchie hinarbeitenden Schönerergruppe eingeleitet worden ist, wobei für das religiöse Empfinden auch einigermaßen in Betracht kommen sollte, daß Schönerer die Bibel als ein Judenbuch verabscheut. Und schließlich ist gar eine Evangelisationsgesellschaft, nicht für die Heiden, sondern für die Katholiken, gegründet worden. Nimmt man zusammen: daß manche Richtung der protestantischen Theologie vom Evangelium so gut wie nichts übrig gelassen hat, daß die Katholiken freilich viel zu viel glauben, aber darunter doch eben alles Altchristliche: den Offenbarungscharakter der ganzen Bibel, den dreieinigen Gott und den Gottmenschen festhalten, der den Frommen unter ihnen der lebendige Mittelpunkt ihres ganzen Daseins ist, daß trotzdem die Verlockung von diesem Christentum auch zu jenem Protestantismus Evangelisation genannt und dabei noch über katholische Proselytenmacherei geklagt wird, so erscheint diese Auffassung in wunderbarer Beleuchtung.

Rom beherrscht das Deutsche Reich, herrscht im Deutschland Luthers! Die Grenzboten haben diese törichte Redensart schon wiederholt zurückgewiesen, aber ein paar weitere Worte darüber werden nicht überflüssig sein. Das Tatsächliche, das die Phrase begründen soll, besteht in folgendem. Der Bundesrat hat den Paragraphen 2 des Jesuitengesetzes aufgehoben, und der preussische Kultusminister hat an den Gymnasien die Marianischen Kongregationen zugelassen. Das zweite war ein Fehler. Zur Parität allerdings ist der preussische Kultusminister verpflichtet, aber sie mußte durch das Verbot der Bibelkränzchen hergestellt werden. Nicht etwa daß ich das Bibellezen auf eine Stufe stellte mit dem knochenweichenden schwärmerischen Madonnenkult, aber fromme Konventikel gehören nicht aufs Gymnasium; zum richtigen Bibellezen, das jeder, der will, für sich betreiben mag, können die Schüler im Religionsunterricht angeleitet werden. Also das war ein Fehler; es ist jammerschade um frische deutsche Zungen, wenn sie zu frömmelnden Duckmäusern verkrüppelt werden, aber darin, daß einige hundert oder tausend katholische Zungen das erleiden, die Herrschaft Roms über Deutschland sehen, ist ebenso töricht, wie wenn man in der Verbreitung der Adventistennarrheit und im Wirken der Heilsarmee die Aufrichtung der amerikanischen oder der englischen Herrschaft sehen wollte. Dagegen war die Aufhebung des Paragraphen 2 einfach Anstandspflicht. Daß eine nur auf entlassene Sträflinge und auf Dirnen anwendbare Polizeimaßregel auf eine Anzahl von gelehrten Männern ausgedehnt wurde, deren keinem auch nur eine Übertretung, geschweige denn ein Verbrechen nachgesagt werden konnte, und von denen mehrere soeben erst mit dem Eisernen Kreuz geschmückt aus dem Felde heimgekommen waren, das war eine Unanständigkeit, deren wir uns vor der ganzen zivilisierten Welt zu schämen hatten.

Der deutsche Reichstag hat einen katholischen, noch dazu ultramontanen Präsidenten! Ja, hat vielleicht vor zehn Jahren eine Jesuitenintrigue die Kartellparteien zu der Dummheit verlockt, nach der verunglückten Ehrungsaktion dem Zentrum — zur Strafe! — das erste Präsidium zu überlassen?

Das Zentrum ist die ausschlaggebende Fraktion im Reichstage! Daraus erwächst nun zunächst der evangelischen Kirche weder ein Schaden noch eine Gefahr. Während sich die protestantische Mehrheit nicht gescheut hat, unterstützt von einer lärmenden Judenpresse, Gesetze gegen die widerstrebende katholische Minderheit zu machen und in die katholische Kirche hineinzuregieren, hat sich das Zentrum niemals in die innern Angelegenheiten der evangelischen Kirche oder der Synagoge eingemischt. Und von den Bundesstaaten hat nur das überwiegend katholische Bayern eine katholische Kammermehrheit. Im preußischen Landtage herrscht das Kartell, und auch das geplante Schulgesetz, das Freisinnige und Sozialdemokraten als ein Attentat auf die Kultur brandmarken, wird von den verbündeten Konservativen und Nationalliberalen gemacht werden; die Katholiken werden dabei nur helfen. Was aber die Hauptsache ist: wer hat das mächtige Zentrum geschaffen? Niemand anders als die Kulturkämpfer. Bismarck ist nie in seinem Leben mit dem katholischen Volke in Berührung gekommen. Darum konnten törichte Ratgeber dem großen Realpolitiker eine falsche Vorstellung vom katholischen Kirchenwesen beibringen und ihn zu einer phantastischen Politik verleiten. Die Deutschen, vor allen die preußischen Katholiken, hängen mit inniger Liebe an ihrer Kirche. Die Unfehlbarkeit war den nichtbigotten unter ihnen widerwärtig. Aber ihr Kirchentum erschien ihnen als ein unteilbares Ganze; durch Preisgebung eines Teils, des Primats, fürchteten sie, das Ganze zu verlieren. Darum fügten sie sich. Und nachdem sie eben dieses Opfer gebracht hatten, versuchte ein äußerer Feind, ihre Kirche zu sprengen. Mußten sie da nicht alle Streitigkeiten im eignen Lager ruhn lassen und sich zu einer einzigen großen Abwehrtendei zusammenschließen? Und eine Konfession ist auch eine Interessengemeinschaft. Die preußischen Katholiken hatten von jeher über mannigfache Zurücksetzung, besonders in den mittlern und höhern Staatsämtern, zu klagen gehabt. Durch den Kulturkampf schien ihnen vollends jede Aussicht abgebrochen zu sein. Auf das Gefängnis hatte ein überzeugungstreuer Katholik wohl Aussicht, aber nicht auf ein Staats- oder Gemeindeamt. Da mußte sich doch jeder katholische Mann, der Söhne hatte, sagen: Wir brauchen eine starke politische Partei, die unsern Kindern das bürgerliche Dasein erkämpft. Und mit dem Zentrum schuf der Kulturkampf die katholische Presse. In seinem Käseblättchen wie in seiner großen Zeitung mußte der Katholik täglich lesen, daß er ein Vaterlandsfeind, ein Römling und ein Dummkopf, und daß seine Geistlichkeit der Abschaum der Menschheit sei; da schaffte er sich denn eigne Blätter an, die ihn wenigstens nicht täglich beschimpften. Die Sache verlief, soweit es beim Stärkeverhältnis der Konfessionen möglich war, im Staate so wie in der Kommunalvertretung. In Städten, wo die Katholiken in der Minderheit waren, hatte man ihnen die Vertretung fast ganz versagt; wo sie die Mehrheit hatten, mußten sie sich von Protestanten, Juden und einigen „liberalen“ Katholiken regieren lassen. Das genügte aber diesen Herren nicht; triumphierend verkündigten sie nach 1870, jetzt werde dem Katholizismus der Garau gemacht. Und da — flogen die Protestanten, Juden und „Freimaurer“ hinaus aus den Stadtverordnetenkollegien. Der Kulturkampf verlief,

wie nach unabänderlichen psychologischen Gesetzen alle Vernichtungskriege gegen lebenskräftige Religionen und Nationalitäten verlaufen, wenn sie nicht mit Säbel und Kanone geführt werden. Gewiß, die Zentrumspartei wird so wenig ewig leben wie irgendeine andre Partei. Schwer genug fällt es schon seit zwanzig Jahren ihren Führern, die auseinanderstrebenden Interessengruppen zusammenzuhalten. Besonders die katholischen Arbeiter werden schwierig, und die Sozialdemokratie tut das mögliche, sie vom Zentrum abzuprennen. Der Vorwärts — ich lese ihn täglich — leiert in jeder Nummer ein Gesetzkchen der antiklerikalen Litanei herunter. Aber solange der Evangelische Bund lebt, dessen Ziel ein neuer Kulturkampf ist, wird auch das Zentrum leben. Es tut einem wohl, nach allen Parteiphrasen einmal ehrliches Deutsch zu vernehmen. Der Leiter der Straßburger Zeitung, Wolff, hat nach einem Bericht des Elßäfers (leider gibt die Zeitung, der ich das entnehme, die Nummer des genannten Blattes nicht an) im evangelischen Vereinshause zu Kolmar über die Herrschaft Roms in Deutschland geklagt und dann gesagt: Muß das alles (die von unserm Kaiser dem Papste bezugenen Rücksichten und ähnliches gegenüber dem Verhalten der französischen Regierung) „uns Protestanten nicht die Augen öffnen, die wir geglaubt hatten, daß nach den Kriegen von 1866 und 1870 der Katholizismus seinem Ende nahe sei? Der Krieg von 1870 war ein Sieg des Protestantismus.“ Das ist eine ehrliche Definition der sogenannten Herrschaft Roms im Reiche: Wir Protestanten erklären uns für unterdrückt und von Rom beherrscht, wenn es uns nicht erlaubt wird, dem Katholizismus den Garans zu machen. Die verbündeten Regierungen aber haben aus dem Kulturkampf wenigstens so viel gelernt, daß die Politik des Evangelischen Bundes befolgen so viel hiesse, wie das Zentrum zu einer dauernden Institution des Deutschen Reichs machen, die alte Einrichtung des *corpus Evangelicorum* und des *corpus Catholicorum* wiederbeleben. Der Kulturkampf hat das Zentrum groß und stark gemacht, der Evangelische Bund erhält es groß und stark. Der Evangelische Bund deckt sich übrigens bekanntlich ebenso wenig mit der protestantischen Bevölkerung wie etwa die Alldeutschen, die Sozialdemokraten und die „Moderne“; das sind nämlich die vier Gruppen, die gegen Zentrum und Pfaffenherrschaft toben. Einzelne hervorragende evangelische Organe positiver Richtung, wie die Kreuzzeitung, nehmen eine verständige und korrekte Haltung ein, und die Masse der deutschen Protestanten hat das konfessionelle Gezänk satt.

Eine kleine Gruppe von doktrinären Gelehrten und Halbgelehrten endlich führt von Zeit zu Zeit den historischen Beweis dafür, daß schon die bloße Existenz einer katholischen Bevölkerung im Reiche eine Gefahr für dieses sei — wegen der Verbindung der Katholiken mit Rom. Dieser Beweis beruht teils auf unvollständiger Kenntnis, teils auf schiefer Auffassung der Tatsachen. Nur zweierlei ist zuzugeben: daß die Päpste mehrere Jahrhunderte lang in einer heute nicht mehr möglichen Weise Deutschland finanziell ausgebeutet, und daß mehrere von ihnen die deutschen Wirren geschürt haben. Entstanden aber sind diese Wirren immer auf deutschem Boden, und nur die Selbstsucht der deutschen Parteien, nicht die Einmischung des Papstes hat gemacht, daß

sie zu verhängnisvoller Stärke anwuchsen. Nicht die Meriker, sondern die deutschen Fürsten haben Heinrich den Vierten besiegt; er selbst hat in Canossa Gregor den Siebenten überlistet und ihn dann vertrieben. Nicht an der römischen Kurie sind die Hohenstaufen gescheitert, sondern an dem unmöglichen Beginnen, außer der Lombardei auch noch Unteritalien und Sizilien ihrem Reiche anzugliedern. Und die Kirchenspaltung des sechzehnten Jahrhunderts ist nicht die Ursache der dynastischen Kriege dieses und des siebzehnten Jahrhunderts gewesen, sondern nur als Vorwand zu ihnen benutzt worden. Auch wenn statt der Habsburger die lutherischen Wettiner den Kaiserthron bestiegen hätten, würden die ländergierigen und nach Unabhängigkeit strebenden Territorialfürsten das Reich zerrissen haben, und die Adelsrepublik, die „die Herren Stände“ Böhmens und Osterreichs erstrebten, würde wahrhaftig kein Schritt zur Konsolidierung Deutschlands gewesen sein, besonders da es im Bunde mit den Generalstaaten, mit Frankreich und den Türken geschah. (In einem Schreiben vom 12. Juli 1620 nimmt der pfälzer Böhmenkönig mit devotestem Dank die ihm vom Sultan angebotne Hilfe an.) Als bekannt geworden war, daß Friedrich der Fünfte die böhmische Krone angenommen habe, erließ das Kurfürstenkollegium ein Abmahnungsschreiben an ihn, worin die Unterzeichner den ganzen Jammer voraussagen, den dieser frevelhaft leichtsinnige Mensch wirklich über Deutschland gebracht hat. „Auch der Türke als ein abgefagter Erbfeind christlichen Namens, heißt es u. a., wird seines Vorteils nicht vergessen. Ausländische Potentaten werden, auf das Erfordern der streitenden Parteien, oder auch vielleicht, um für sich selber ihren Teil zu suchen, mit in das Spiel kommen, und es wird das heilige Reich, das mit aller Welt Lob und Bewunderung so viele hundert Jahre floriert, den Türken und den Ausländischen zu einem Raubhause gestellt, und die uralte deutsche Freiheit in unserm geliebten Vaterlande in eine ewige erbärmliche Dienstbarkeit verändert, ja die uralten löblichen kurfürstlichen und fürstlichen Häupter samt vielen tapfern Grafen, Herren und Rittern, wie in andern Monarchien bei dergleichen innern Kriegen auch geschehen, werden sich untereinander dermaßen zugrunde richten, daß deren Namen und Gedächtnis, außer was zu ihrer höchsten Schmach gereichen mag, nicht wird übrig bleiben.“ Wie aber in unsrer Zeit der Papst, der sein elendes bischen Kirchenstaat nicht hat behaupten können, es anfangen könnte, das Deutsche Reich umzustürzen, das hat noch niemand zu zeigen versucht. In der Zeit des Absolutismus und der dynastischen Kriege wäre es wenigstens möglich gewesen, daß eine Verschwörung von Soutanen und Unterröcken einen Krieg angezettelt hätte (ein wirklich vorgekommener Fall ist mir nicht bekannt; die Pompadour war nicht den Jesuiten, sondern deren Todfeinden, den Encyclopädisten, befreundet); heute erscheint schon der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit lächerlich.

Die Furcht mancher Deutschen vor Rom ist Gespensterfurcht, und der Glaube an einen gewaltigen politischen Einfluß Roms und der Jesuiten hat keinen haltbarern Kern als der Glaube an Hexen. Der Kladderadatsch läßt von Zeit zu Zeit das Riesenhaupt mit den drei Haaren im Hintergrunde aufsteigen und unsre schlappe, vor den Jesuiten kapitulierende Regierung bedräuen.

Er rechnet auf sehr junge und sehr vergeßliche Leser. Bekanntlich ist es Bismarck gewesen, der die ganze unbrauchbare und für das Reich verderbliche Kulturkampfmachinerye zerschlagen und zum alten Eisen geworfen und seitdem zum Papste die besten Beziehungen unterhalten hat.

(Schluß folgt)



Subalterne Juristen

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau

(Schluß)



aß vom Vormundschaftsrichter gesagt worden ist, gilt in noch viel höherem Maße vom Prozeßrichter, und keineswegs von den Richtern der Kollegialgerichte in wesentlich geringerm Maße als von den Einzelrichtern. Sogar Rechtsfragen, deren Beantwortung gar nicht die Herausfindung von „Rechtsgedanken“ verlangt, sondern von der Auslegung einer einzelnen gesetzlichen Bestimmung abhängt, sind oft so schwierig zu beantworten, daß eine gründliche Entscheidung, wie man sie von wissenschaftlich gebildeten Männern erwarten kann, die eingehendsten Untersuchungen, die Anwendung des vollen „wissenschaftlichen Rüstzeugs“ in dem oben dargelegten Sinn und Umfang verlangt. Man denke hier an den Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, den man mit Recht als einen „erbarmungslosen,“ als den „mitleidlosen“ bezeichnet hat; es ist der Paragraph 833, der von der Haftung für Tiereschäden handelt und lautet: „Wird durch ein Tier ein Mensch getötet oder der Körper oder die Gesundheit eines Menschen verletzt, oder eine Sache beschädigt, so ist derjenige, welcher das Tier hält, verpflichtet, dem Verletzten den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen.“ Schon das älteste uns bekannte Gesetzgebungswerk, das um das Jahr 2250 vor Christus entstandene Gesetzbuch des babylonischen Königs Hammurabi behandelt diese Frage*) und entscheidet sie in der Art, wie das Rechtsgefühl es fordert: Gegen die Eigentümlichkeit der Tiere, die dem Menschen nun einmal unentbehrlich sind, mag sich jeder selbst schützen, und nur für außergewöhnliche Unart und Gefährlichkeit eines Tieres haftet der Besitzer, der ja regelmäßig darum wissen muß und Beschädigungen also vorbeugen kann. So entschieden auch das Römische Recht und die meisten Landesrechte die Frage, und der dem Reichstage vorgelegte Entwurf zum Bürgerlichen Gesetzbuch schlug zu der oben mitgeteilten Bestimmung des jetzigen Paragraphen 833 als Absatz 2 folgende Bestimmung vor: „Die Ersatzpflicht tritt nicht ein, wenn der Schaden durch ein Haustier verursacht wird und derjenige, welcher das Tier hält, bei dessen Beaufsichtigung die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet, oder wenn der

*) Satz 250 bis 251 der Übersetzung von Hugo Winkler („Der alte Orient,“ Jahrg. IV).

Schade auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entstanden sein würde.“ So war die Frage sachgemäß geregelt: auch der Eigentümer von Haustieren war grundsätzlich für allen Schaden haftbar, aber er befreite sich durch den Nachweis mangelnden Verschuldens bei der Beaufsichtigung des Tieres. Die Reichstagskommission glaubte aber ihr gesetzgeberisches Geschick beweisen zu müssen, indem sie den vorgeschlagenen Absatz 2 ablehnte. Danach haftet also jetzt der Eigentümer oder sonstige „Tierhalter“ unbedingt für jeden „durch das Tier“ angerichteten Schaden, eine Sägung, die in der Tat „erbarmungslos,“ „mitleidlos“ ist, natürlich aber auch eine Fülle von Prozessen und Streitfragen erzeugt hat. Die Zahl der veröffentlichten Entscheidungen des Reichsgerichts und der Oberlandesgerichte beträgt über diese Frage etwa vierzig, nicht viel geringer ist die Zahl der über diesen Gegenstand verfaßten Abhandlungen und Sonderchriften, deren Urheber Gründe zu finden suchen, die eine Einschränkung der regelwidrigen Haftung ermöglichen sollen. Zahlreiche Fälle, in denen eine Haftung des Tierhalters aus Paragraph 833 ausgesprochen ist, verletzen geradezu das Rechtsgefühl, so besonders der vom Reichsgericht durch Urteil vom 26. Februar 1903 (Entscheidungen in Zivilsachen Bd. 54, S. 73) entschiedene Fall: Ein Bauer fuhr mit seinem Einspanner von der Stadt nach Hause; unterwegs nahm er einen Arbeiter auf dessen Bitten mit. Nachdem sie eine Strecke gefahren waren, überholte sie ein betrunken Knecht mit seinem Fuhrwerk im schnellsten Dahertassen; als der Knecht mit dem Fuhrwerk des Bauern in gleicher Höhe war, fiel von dem Wagen des Knechts ein Koffer herunter, der unbefestigt darauf gestanden hatte. Infolgedessen ging das Pferd des Bauern durch und schleuderte, nachdem es kurze Zeit auf der Landstraße dahingeraft war, das Gefährt an einen Baum; hierbei zog sich der vom Bauern mitgenommene Arbeiter einen Schädelbruch zu, dem er sofort erlag. Die Witwe und die Kinder des Arbeiters nahmen darauf den Bauern auf Gewährung einer lebenslänglichen Unterhaltungsrente in Anspruch, und diese wurde ihnen auf Grund des Paragraphen 833 zuerkannt: denn der „Schade“ — Tod des Ernährers — war, so führt das Reichsgericht aus, „durch das Tier“ angerichtet; es liege hier ein „selbständiges, willkürliches Tun“ des Tieres vor, in dem Tier selbst, in seiner tierischen Natur sei die eigentliche den Schaden bewirkende Ursache zu sehen, und hierfür hafte der Bauer. So kam dieser um Hab und Gut, er wurde Bettler, weil der trunken Knecht eines andern auf des Bauern Pferd so eingewirkt hatte, daß ein vom Bauern aus Mitleid auf sein Fuhrwerk genommener Arbeiter ums Leben kam. Daraus folgt die Lehre: Man hüte sich, auf sein Gefährt einen mühselig und beladen auf der Landstraße Schreitenden aufzunehmen; dieses Mitleid kann uns um Hab und Gut bringen, wenn unser Gefährt demnächst unterwegs durch „selbständiges, willkürliches Tun“ des Pferdes verunglückt. Andre der auf Grund der „erbarmungslosen“ Vorschrift geltend gemachten Ansprüche fordern eine Betrachtung mehr nach der heitern Seite. So nahm ein Strolch einer Dame ihr Schoßhündchen weg und schleuderte es in das Schaufenster eines Glaswarenhändlers; dieser nahm die Dame auf Erfas der zerbrochenen Vasen und Teller in Anspruch, weil der Schade „durch das Tier“ angerichtet sei.

Ober ein anderer Fall: Ein Bauer pfändete einen auf seine Wiese übergetretenen Ochsen des Dorfschullehrers und geleitete ihn durch die Straße, um ihn dem Gesetz entsprechend der Polizei vorzuführen, die das zu zahlende Pfandgeld festsetzen sollte. Unterwegs wurde der Bierfüßler durch Straßensjungen scheu gemacht, er rannte in einen Töpferladen und richtete hier eine große Verwüstung an. Der Töpfer nahm den Bauern auf Zahlung des Schadenersatzes in Anspruch, weil der Ochs sich in Obhut, Aufsicht und Gewahrsam des Bauern befunden habe, dieser also der Tierhalter im gesetzlichen Sinne und demnach ersatzpflichtig sei! Und täglich erzeugt der Rechtsverkehr im weltabgeschiednen Gebirgsdorf wie in der Großstadt neue Rechtsfragen über die Tragweite dieser „mitleidlosen“ Bestimmung; täglich kommen die Gerichte in die Lage, von neuem die merkwürdige Vorschrift auszulegen. Sollen nun die Richter des Landgerichts, die einen solchen Rechtsfall zu entscheiden berufen sind, zu diesem Behuf alle zahlreichen Entscheidungen des Reichsgerichts und der Oberlandesgerichte, ferner alle (zum Teil sehr wertvollen, aber den Richtern doch zumeist ganz unbekannt) Einzelschriften und Abhandlungen durcharbeiten, die sich mit dieser Frage beschäftigen? Sollen sie gar die Vorarbeiten zu dem Gesetz oder die Rechtslehre und Rechtsprechung der frühern Rechte durcharbeiten? Da müßten die Richter ja ganze Wochen ihrer beschränkten Arbeitszeit auf eine einzige Rechtsfrage verwenden, wovon doch nicht die Rede sein kann. Also was bleibt übrig? Man liest die vorhandenen Kommentare und Lehrbücher nach; man sucht in der Präjudizienammlung nach einem „so ähnlich gelagerten“ Fall, und so wird die Entscheidung erlassen, die alles ist, nur nicht wissenschaftlich, nicht gründlich. Und wie viel mehr gilt dies erst, wenn die Entscheidung nicht, wie bei der besprochenen Frage, von der Auslegung eines einzelnen Paragraphen, sondern von der Stellung zu zahlreichen grundlegenden Fragen des ganzen Gesetzbuchs abhängt!

Aber, so wird man vielleicht sagen, die Parteien können ja die Berufung an das Oberlandesgericht einlegen, dessen Rechtsprechung besser, wissenschaftlicher, gründlicher ist als die der Amts- und der Landgerichte. Dies ist ohne weiteres zuzugeben; aber der geschilderte Mißstand ist, wie schon gesagt worden ist, mit Naturnotwendigkeit in den Einrichtungen unsrer Rechtsprechung begründet, folglich auch in der der Oberlandesgerichte. Auch für den Laien interessant ist hier ein Schrei der Entrüstung, den Stölzel, der hochverdiente Präsident der preussischen Justizprüfungskommission, deswegen im „Recht“ von 1902 Seite 571 bis 574 ausstößt: Es ist eine unter den Juristen viel erörterte Frage, wie die Beweislast sich gestaltet, wenn die Parteien darüber streiten, ob Barkauf oder Kreditkauf vorliege. Zum Beispiel ich habe vom Möbelhändler am 1. April eine Ausstattung gekauft, und er verklagt mich sofort auf Zahlung des Kaufpreises; hiergegen mache ich geltend, daß mir der Kläger den Preis auf ein halbes Jahr bei Abschluß des Kaufvertrags gestundet habe. Vor Jahrzehnten nahm man ziemlich allgemein an, daß ich hier eine Einrede erbe, für die mir folglich die Beweislast obliege, und dieser Auffassung hat sich auch ein Hilfsenat des Reichsgerichts im Jahre 1880 angeschlossen. Später aber wandte sich die Rechtsprechung des Reichsgerichts

und die Rechtslehre in dieser wie in ähnlich liegenden Rechtsfragen der besonders von Stölzel lebhaft verfolgten Auffassung zu, wonach, sofern ich bestreite, die Möbel gegen bar gekauft zu haben, hiermit der Klagegrund bestritten ist, folglich dem Kläger die Beweislast obliegt. Gegen diese Meinung hatte sich jedoch Staub mit einer Ausführung gewandt, die für die Bedeutung unsrer Streitfrage viel zu kurz war, auch die Rechtsprechung des Reichsgerichts nicht berücksichtigte; und Rassow, eins der angesehensten frühern Mitglieder des Reichsgerichts, hatte in einer von ihm herausgegebenen wissenschaftlichen Zeitschrift mit einer ganz kurzen Bemerkung der Ansicht Staubs zugestimmt. Als nun im Jahre 1902 die Frage einem Oberlandesgericht zur Entscheidung vorlag, entschied es, die Beweislast liege dem Beklagten ob; zur Begründung zieht das Urteil des Oberlandesgerichts allein das veraltete Urteil des Hilfssenats des Reichsgerichts aus dem Jahre 1880 an und bemerkt im Anschluß hieran: Die „abweichende Ansicht“ Stölzels sei von Staub widerlegt, dem auch Rassow beige stimmt habe. Davon, daß sich zwischen 1880 und 1902 fast die gesamte Rechtslehre und namentlich die Rechtsprechung des Reichsgerichts in dieser und in ähnlichen Rechtsfragen der Ansicht Stölzels angeschlossen hatte, erwähnt das Urteil des Oberlandesgerichts nichts; es erhebt sich der selbständigen Entscheidung der sehr schwierigen und viel erörterten Frage mit wenig Worten, indem es Bezug auf die kurze Ausführung Staubs nimmt, die Rassow gebilligt habe! Anscheinend hatte das Oberlandesgericht die Begründung Stölzels gar nicht gelesen, da es sonst wohl die neuere, der des Hilfssenats entgegengesetzte, Ansicht des Reichsgerichts oder gar die besondere Begründung Stölzels erwähnt, ja besprochen hätte. Da kann man es begreiflich finden, daß Erzellenz Stölzel aus der vornehmen Ruhe heraustritt und in dem oben angeführten Aufsatz uns empfiehlt, dem verfehlten Spruche des Oberlandesgerichts eine Randbemerkung beizufügen, die für dieses Gericht nichts weniger als eine Schmeichelei enthält.

Bei näherer Betrachtung aber erkennen wir, daß dieser Fehlspruch auf dieselben Mißstände zurückzuführen ist, die wir im Verfahren der Amts- und der Landgerichte beobachtet haben. Die Ansicht Stölzels über die Beweislast findet sich in seiner „Schulung für die zivilistische Praxis“; dieses Werk ist nicht etwa ein Hand- und Nachschlagebuch für den Richter, sondern es hat die Anleitung der Referendare zu einer richtigen und gesunden Praxis zum Zweck. Dieses Werk enthält aber so viel Belehrendes, daß man wünschen muß, auch der älteste und erfahrenste Praktiker habe das Buch eingehend durchgearbeitet. Aber wo sollen unsre vielbeschäftigten Richter die Zeit hernehmen, sich die Kenntnis solcher Bücher zu verschaffen? Sie kennen das Buch nur, wenn sie es etwa als Referendare zu ihrer Ausbildung benutzt haben, was bei den — durchweg ältern — Richtern der Oberlandesgerichte ausgeschlossen ist. Und wenn sie es auch kennen und benutzen möchten, so steht es ihnen — zumal in den neuen Auflagen — doch kaum zur Verfügung, und wäre es der Fall: wo sollen sie die Zeit hernehmen, ein solches Werk durchzuarbeiten, um sich über eine einzelne Rechtsfrage, deren Entschei-

dung ihnen obliegt, zu belehren? Um diese Frage gründlich, wissenschaftlich durchzuarbeiten, über sie eine selbständige Ansicht zu gewinnen, dazu müssen sie nicht nur Stölzels Werk, sondern auch die andern zahlreichen Einzelschriften und Abhandlungen wissenschaftlicher Zeitschriften, die über diese Frage erschienen sind, durcharbeiten. Wie sollen sie solche Schriften aber kennen? Stölzel beklagt sich a. a. O. Seite 574 gerade darüber, daß, obwohl es zahlreiche gehaltvolle wissenschaftliche Zeitschriften gibt, dem preussischen Praktiker doch fast nur eine einzige von ihnen (die bekannten Gruchotischen Beiträge zur Erläuterung des Deutschen Rechts) zu Gesicht komme. Und wenn nun auch die Richter des Oberlandesgerichts dieses „wissenschaftliche Rüstzeug“ im vollen Umfange kennen, wo sollen sie die Zeit hernehmen, es zur Entscheidung einer Rechtsfrage durchzuarbeiten? Dann müßten sie ja ganze Wochen ihrer kostbaren Arbeitszeit auf eine einzelne Sache verwenden. Jeder Senat des Oberlandesgerichts hat die Woche zwei Termintage, und jeder Richter hat zu jedem dieser beiden Termintage drei bis vier „Referate,“ in denen vielleicht ähnlich schwierige Rechtsfragen zur Entscheidung stehen. Da kann er auf die einzelne Sache doch unmöglich so viel Zeit verwenden; und wo soll er die Zeit für die sonstigen Amtsgeschäfte (Beschwerden, Beweistermine, Justizverwaltungs-geschäfte) hernehmen? Also was bleibt dem Oberlandesgericht übrig? Man muß die Sache „durchhauen“: die vorhandenen Kommentare und Lehrbücher, ferner die Präjudizien-sammlung werden nachgeschlagen, und so wird die Entscheidung gefällt, die alles andre ist als wissenschaftlich-gründlich. Und da wundert man sich, daß sich die Rechtsanwälte mit aller Gewalt gegen jede Einschränkung der Zuständigkeit des Reichsgerichts wenden? Man hat eben zu der Rechtsprechung der Oberlandesgerichte kein Vertrauen, wenn sie der Nachprüfung durch das Reichsgericht entrückt ist! Lieber den Übelstand, daß das Reichsgericht seine Termine noch weiter ausdrückt, oder daß bei ihm noch ein weiterer Zivilsenat besteht, als die Unanfechtbarkeit von Urteilen der von Stölzel gekennzeichneten Art.*)

Dabei gebe man sich doch auch keiner Täuschung hin über den Wert der kollegialgerichtlichen Rechtsprechung. In unsern Gerichtssälen herrscht auf Grund gesetzlicher Vorschrift eine „bewußte Lüge,“ wie Bähr es so bezeichnend ausdrückt, nämlich die innerlich unwahre Annahme, als ob man schwierige Rechtsfragen auf Grund bloßer mündlicher Vorträge der Rechtsanwälte entscheiden könne. Das ist in der Tat innere Unwahrheit: die Entscheidung solcher Fragen verlangt vielmehr eine eingehende Vorbereitung, eine Durchdenkung der Frage unter Anwendung von literarischen Hilfsmitteln. Deshalb wird jedesmal ein „Berichterstatter“ ernannt, der zur Sitzung als Ergebnis seiner Vorbereitung sein fertiges „Votum“ mitbringt. Ebenso macht es der Vorsitzende. Stimmen der Berichterstatter und der Vorsitzende über die zu

*) Wollte man freilich die ganz unnötigen mündlichen Verhandlungen beim Reichsgericht abschaffen und ein reines Beschlusverfahren in der Revisionsinstanz einführen, so würde die Überlastung des Reichsgerichts von selbst aufhören, und man brauchte dann an eine Beschränkung seiner Zuständigkeit gar nicht zu denken. Vgl. des Verfassers Aufsatz in der Deutschen Juristenzeitung von 1908 S. 339.

treffende Entscheidung überein, so ist die sich an die Anwaltsvorträge anschließende Beratung des „Gerichtshofs“ im allgemeinen eine leere Form. Denn die drei Richter des Senats, die in der Sache gar nicht vorbereitet sind, würden doch unklug und unangemessen handeln, wenn sie „dreinreden“ wollten. Schlimm aber ist es, wenn der Vorsitzende und der Berichterstatter über die zu treffende Entscheidung verschiedener Ansicht sind; dann muß die Entscheidung des Widerstreits erfolgen durch diese drei Richter, die sich auf die Entscheidung der Rechtsfrage gar nicht vorbereitet haben und darum ihr Votum sicher nicht nach dem Gewicht besserer Gründe abgeben können, sondern sich so oder auch anders entscheiden. In solchen Fällen könnte man — so meinte einst ein witziger Rechtsanwalt — lieber um die Entscheidung „knobeln.“

Dazu kommt nun, daß gerade der gewissenhafte Richter leicht geneigt ist, ein *sacrificio dell' intelletto* zu bringen, durch das die Selbständigkeit der Rechtsfindung keineswegs gefördert wird. Unsrer Gerichte sollen nämlich ihre Entscheidungen allein nach ihrer besten Überzeugung treffen; sie sind nicht an die Meinung höherer Gerichte gebunden, können vielmehr auch von den Entscheidungen dieser abweichen. Aber was sollte wohl herauskommen, wenn sich die Gerichte ihrer Freiheit zu sehr bewußt wären und demgemäß verfahren? Was sollte dann aus der Rechtseinheit, der Voraussetzung jedes geordneten Rechtsverkehrs, werden? Zwar der Amtsrichter wird wenig Neigung haben, sich bei seinen Entscheidungen der Ansicht anzuschließen, die die Zivilkammer des ihm vorgeordneten Landgerichts ausgesprochen hat. Denn die Richter des Landgerichts sind, obwohl ihre Berufungsurteile in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten endgiltig sind, die Berufungskammer also ein „kleines Reichsgericht“ ist, nicht befähigter als der Amtsrichter, und von einer Ständigkeit der Rechtsprechung des „kleinen Reichsgerichts“ kann keine Rede sein, weil die Richter zu oft wechseln und der Landgerichtsbezirk zu klein ist, eine häufigere Entscheidung ein und derselben Rechtsfrage zu ermöglichen. Anders aber liegt die Sache, wenn das Landgericht oder das Oberlandesgericht von der Rechtsprechung des vorgeordneten Gerichts abweichen will. Die Möglichkeit, daß das vorgeordnete Gericht sich von seiner Ansicht durch Ausführungen des untergeordneten Gerichts abbringen läßt, ist ja wohl vorhanden, aber sie ist gering. Wollte nun das untergeordnete Gericht dem zuwider dennoch die vom höhern Gericht aufgestellte Rechtsansicht als unrichtig „reprobieren,“ so wird der unterliegende Streitteil das Urteil des höhern Gerichts anrufen, das dann voraussichtlich doch wieder abändernd eingreift, also bei seiner früheren Rechtsansicht bleiben wird, sodaß durch ein solches Verfahren nur unnötige Verzögerungen und Kosten entstehen. Ist aber gar die vom Untergericht zu treffende Entscheidung eine solche, gegen die kein Rechtsmittel möglich ist (die Urteile der Oberlandesgerichte unterliegen der Revision des Reichsgerichts nur unter gewissen Voraussetzungen), so müßte die Partei es geradezu als Rechtsverweigerung empfinden, wenn ihr vom Oberlandesgericht endgiltig ein Anspruch aberkannt würde, der ihr nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts zusteht. Gerade der wohlwollende Richter, der überall die Interessen des Rechtsverkehrs zu berücksichtigen geneigt ist, wird somit geneigt sein, hier das

sacrificio dell' intelletto zu bringen, also von einer selbständigen Prüfung der Rechtsfrage abzusehen und sich schlechthin der Ansicht des höhern Gerichts anzuschließen. Aber die Neigung der Richter zu gründlicher, selbständiger Behandlung von Rechtsfragen wird durch solche Verhältnisse nicht vermehrt!

Und wie steht es erst um die Rechtsanwälte! Noch viel schlimmer. Sie sind meist noch viel mehr beschäftigt als der Richter. Ein Kommentar oder ein Lehrbuch und die Präjudizienammlung sind das ganze wissenschaftliche Rüstzeug unsrer Anwälte; auf Grund solcher Vorbereitung werden Gutachten abgegeben, Ansprüche geltend gemacht. Der Rechtsanwalt ist dabei freilich in einer angenehmern Lage als der Richter; er stellt seine Anträge, so gut er es eben kann, und überläßt dem Gericht die Entscheidung. Ist der Rechtsanwalt vorichtig, so sagt er dem Bauern, der ihn nach dem voraussichtlichen Ausgang des Prozesses fragt: „Lieber Freund! Über deinen Anspruch urteilen in der ersten Instanz drei, in der zweiten Instanz fünf, in der dritten Instanz sieben Richter; da weiß der liebe Gott allein, wie sich diese fünfzehn Männer zu deiner Sache stellen werden.“

Überaus häufig hört man Richter und Anwälte darüber klagen, daß es ihnen unmöglich sei, sich mit einer schwierigeren Rechtsfrage, deren Entscheidung ihnen obliegt, so eingehend zu beschäftigen, die Entscheidung so gründlich zu treffen, wie sie selbst es als nötig empfinden! Mangelnde Gründlichkeit lastet mit zwingender Notwendigkeit auf den Arbeiten unsrer Praktiker. Die Entscheidung schwieriger Rechtsfragen verlangt eben ein tiefes Eindringen in den Rechtsstoff, oft ein Zurückgehn auf die Rechtslehre und die Rechtspredung der frühern Rechte, zumeist auch auf die Vorarbeiten zum Gesetz und ausnahmslos eine kritische Verwertung der über die Frage schon vorhandenen Literatur (Monographien und Zeitschriftenabhandlungen) sowie der Rechtspredung. Zu einer solchen Arbeitsweise ist aber keineswegs jeder, der die Befähigung zum Richteramt erlangt hat, befähigt; und wenn er hierzu befähigt ist, so steht ihm doch (falls er nicht etwa am Sitz einer Universität oder einer Landesbibliothek wohnt) das „wissenschaftliche Rüstzeug“ gar nicht zur Verfügung; und auch wenn es der Fall ist, so verlangt jene Arbeitsweise unter allen Umständen einen Zeitaufwand, den der mit Amtsgeschäften überhäufte Praktiker einer einzelnen Sache unmöglich zuwenden kann. Und da die Justizverwaltungen unmöglich die Bücherei jedes einzigen Gerichts mit dem zur Entscheidung jeder Rechtsfrage nötigen „wissenschaftlichen Rüstzeug“ ausstatten und unmöglich soviel Richter anstellen können, daß jeder von ihnen der Bearbeitung einer Rechtsfrage ganze Wochen widmen kann, so ist der geschilderte Übelstand unvermeidlich: es haftet den Arbeiten der juristischen Praktiker der Mangel an Selbständigkeit, an wissenschaftlicher Gründlichkeit, es haftet ihnen mit Notwendigkeit eine subalterne Arbeitsweise an. Das empfinden, wie schon gesagt, auch viele Praktiker sehr; man tröstet sich mit der Erwägung, daß zwischen einer theoretisch-wissenschaftlichen Abhandlung und einer praktischen Entscheidung nun einmal Unterschiede vorhanden seien, die in der Natur der Sache lägen. Das ist richtig, so weit Form und Umfang in Betracht kommen. Eine theoretische Abhandlung kann

weitschweifig gehalten sein, sie kann schon gesagtes wiederholen, um die Aufmerksamkeit des Lesers wieder und wieder auf den springenden Punkt zu lenken, kann auf verwandte Gebiete abschweifen und Nebensächlichkeiten hervorheben. Dagegen ist die gerichtliche Entscheidung ein amtliches Schriftstück, das kurz und bündig gehalten, sich streng auf die zur Entscheidung stehende Frage beschränken, also jede Abschweifung vermeiden muß. Damit sind aber auch die Unterschiede zwischen der bloß theoretischen Abhandlung und der amtlichen Entscheidung erschöpft. Gründlich und überzeugend muß auch die amtliche Entscheidung sein, und sie kann es nicht sein, wenn die behandelte Rechtsfrage eine wissenschaftliche Untersuchung verlangt, zu der der Praktiker außerstande ist. Und darin, daß er hierzu außerstande ist, trifft ihn noch gar nicht ein Vorwurf; es hängt das vielmehr, wie oben ausführlich dargelegt ist, mit Mißständen zusammen, die mit dem praktischen Beruf unvermeidlich verbunden sind.

Es fragt sich nun, ob es nicht etwa „kleine Mittel“ gibt, zu günstigeren Zuständen zu gelangen.

Wollte man jemand, der niemals Landwirtschaft betrieben, vielleicht nie einen landwirtschaftlichen Betrieb gesehen hat, zu seiner Heranbildung zum Landwirt sofort auf eine landwirtschaftliche Akademie senden, oder wollte man jemand, der nicht Soldat gewesen ist, vielleicht nie soldatisches Treiben gesehen hat, zu seiner Ausbildung als Offizier sofort auf die Kriegsakademie schicken, so würde eine solche Ausbildungsweise sicher dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen. In der Rechtswissenschaft aber besteht sie. Wie wäre es, wenn man als Bedingung für das Betreten des juristischen Hörsaals vorschriebe, daß der Student zunächst volle sechs Monate bei einem (möglichst kleinen) Amtsgericht beschäftigt würde, wo er auf Diktat des Richters Entscheidungen, Beschlüsse, Verfügungen, namentlich aber Protokolle in Zivil-, Straf-, Konturs-, Grundbuch-, Vormundschafts- und Nachlasssachen, überhaupt in allen Rechtsgebieten niederschreiben müßte, ferner aber auf Diktat des Gerichtsschreibers Eintragungen in das Grundbuch, Handels-, Güterrechts-, Vereins- und sonstige Register ausführen sowie die Anträge und Erklärungen, deren Entgegennahme dem Gerichtsschreiber obliegt, niederschreiben müßte? Ein Student, der einige Duzend Protokolle über Eintragungsbewilligungen und Auffassungen niedergeschrieben und ebensoviel Eintragungen in das Grundbuch eingeschrieben hat, würde doch dem Professor Verständnis und Interesse entgegenbringen, wenn dieser vorträgt: „Die Entstehung eines dinglichen Rechts erfordert die Einigung der Beteiligten und eine Eintragung in das Grundbuch; aber die Einigung braucht dem Grundbuchamt nicht nachgewiesen zu werden, es genügt vielmehr die Eintragungsbewilligung des »Passivbeteiligten«; nur wenn die Einigung die Übertragung des Eigentums an einem Grundstück zum Gegenstande hat, muß sie vor dem Grundbuchamt von den Beteiligten erklärt werden.“ Unter diesen oder ähnlichen Sätzen kann sich der Student, der Protokolle über Eintragungsbewilligungen und Auffassungserklärungen niedergeschrieben und die als „Eintragungen“ bezeichneten Vermerke in die Grundbücher eingeschrieben hat, etwas ganz be-

stimmtes vorstellen, sie sind ihm verständlich, nicht aber dem, der niemals ein Grundbuch gesehen und sich unter einer Auflassung oder Eintragung nichts bestimmtes vorstellen kann. Und wie ist es erst mit den Vorlesungen über Zivilprozeß! Da hört der Student von Zuständigkeit und Unzuständigkeit der Gerichte, von Klagen und Widerklagen, von Einspruch und Rechtsmitteln, von selbständigen Angriffs- und von Verteidigungsmitteln, von End-, Zwischen- und Teilverurteilen, von kontradiktorischen und Versäumnisurteilen, von prozeßhindernden Einreden, vorbereitenden Schriftsätzen, von Beweisaufnahmen und vom Rechtschutzanspruch. Aber das bleibt ihm alles so unklar, so wenig anschaulich, als ob es ihm in der Sprache der Hereros oder der Ovambis vorgetragen würde, während er Verständnis und Interesse für diese Lehren haben würde, wenn er sechs Monate lang jede Woche den Terminen des Amtsrichters beigewohnt und auf Diktat Protokolle und Entscheidungen wiedergeschrieben hätte. Die hier vorgeschlagne Zerteilung des praktischen Vorbereitungsdienstes in der Weise, daß von ihm ein halbes Jahr vor das Universitätsstudium fällt, ist so einfach, daß ihr irgendwelche Bedenken nicht entgegenstehn. Statt dessen läßt man den Studenten von der Schulbank sofort in den juristischen Hörsaal eintreten und läßt ihn sofort fünf Stunden die Woche „Römische Rechtsgeschichte“ hören, das ist eine Darstellung der römischen Gerichtsverfassung und des römischen Gerichtsverfahrens. Da der Student aber von Gerichtsverfassung und gerichtlichem Verfahren keine blasse Ahnung hat, überhaupt nicht weiß, was er sich darunter vorstellen soll, so begreift er von den römischen *legis actiones*, den *partes formulae*, der *litis contestatio*, der *extraordinaria cognitio* und der *actio iudicati* ungefähr so viel, wie ein Sekundaner vom römischen Staatsrecht aus Ciceros Reden lernt. Solange das römische Recht der Mittelpunkt des ganzen Rechtsunterrichts war, war eine genaue Kenntnis des römischen Zivilprozesses vielleicht unentbehrlich; heute, wo Kenntnis des geltenden Rechts die Aufgabe des Universitätsunterrichts ist, und das römische Recht auf die Rolle einer Hilfswissenschaft hinabgedrückt ist, kann der Student das, was er vom römischen Zivilprozeß zum Verständnis des *Corpus Juris* zu wissen braucht, in zwei Stunden die Woche ganz bequem lernen. Unmittelbar nach der ihm völlig unverständlichen „Römischen Rechtsgeschichte“ hört der Studierende sodann „Deutsche Rechtsgeschichte,“ wiederum fünf Stunden die Woche. Diese mögen notwendig gewesen sein, so lange das „Deutsche Privatrecht“ ein wichtiger Unterrichtsgegenstand war, dieses Gewirre „kontroverser“ Rechtsätze aus altdeutschen Rechtsquellen, das schon für die früher geltenden Rechte nur geringe Bedeutung hatte, heute aber gar keine mehr beanspruchen kann.

Hier hört der Student auch die Lehre von den Realkasten, und zwar ausführlich ihre geschichtliche Entwicklung: wie sie hauptsächlich als Ausflüsse der Grundherrlichkeit und der Vogtei entstanden sind, und der Berechtigte an der belasteten Liegenschaft die „Gewere“ hatte, von Grundzinsen, Zehnten, Fronden, Hand- und Spanndiensten, Sterbegeld und Laudemium. Wenn ein wissenschaftlich gebildeter Jurist dergleichen weiß, so ist das ja ganz nützlich; aber noch viel nützlicher wäre es, wenn unsern Studenten, die doch zu Prak-

tifern herangebildet werden sollen, schon auf der Universität mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Lehre von der Reallast vorgetragen würde, die die Praxis am meisten beschäftigt: das Krebsübel der Bauernwirtschaften, das man als „Ausgebirge,“ „Leibzucht,“ „Altenteil“ bezeichnet, die Quelle zahlreicher Streitigkeiten, die das Familienglück des Bauern stören und ihn oft an den Bettelstab bringen. Verkauft nämlich der Bauer sein Grundstück, namentlich an seinen Sohn oder seinen Schwiegersohn, so bebingt er sich ausnahmslos das „Altenteil“ aus, das neben dem Recht auf freie Wohnung auf dem verkauften Grundstück zahlreiche das Grundstück belastende Leibrenten, also Reallasten enthält, so der zumeist vierteljährlich wiederkehrenden Lieferung von Bargeld, von Brennholz, von Fleisch-, Obst- und Getreidevorräten, von lebenden Schlachtieren, Gewährung von Fuhrwerken, von Ackerstücken zum Nießbrauch, von „eisernem Vieh“ und ähnlichem. In den ostelbischen Provinzen sind Streitigkeiten aus dem Altenteil — also einer Zusammenfassung zahlreicher Reallasten sowie Dienstbarkeiten — im wahrsten Sinne des Wortes das „tägliche Brot“ für Gerichte und Rechtsanwälte. Von den Rechtsverhältnissen aus dieser Reallast erfährt der Student so gut wie nichts; es wird ihm nur gesagt, daß das bäuerliche Ausgebirge Reallasten enthalte; und doch gibt kaum ein Rechtsverhältnis in dem Maße, wie das Altenteil, Gelegenheit, den Studenten in die Kunst der Rechtsanwendung einzuführen. Durch die Darstellung dieses Rechtsstoffs könnte der Student am besten in die Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuchs eingeführt werden, wonach Verträge so auszulegen und Schuldverhältnisse so zu erfüllen sind, wie „Treu und Glauben es mit Rücksicht auf die Verkehrsitte erfordern.“ Denn überaus zahlreiche Vorschriften des allgemeinen bürgerlichen Rechts können auf das geschilderte Altenteilsverhältnis nicht Anwendung finden, weil Treu und Glauben, die Verkehrsitte, die Auffassung der Bauern, die Natur der Sache dem entgegensteht. Während nach dem allgemeinen bürgerlichen Recht der Gläubiger beim Fehlen besondrer Abrede über die Beschaffenheit der geschuldeten Sachen solche mittlerer Art und Güte verlangen kann, der Gläubiger ferner vom säumigen Schuldner nicht schlechthin statt der geschuldeten Sache deren Wert als Schadenersatz beanspruchen kann, der Berechtigte weiter Sicherungsleistung nur beanspruchen kann, wenn der Schuldner sich zur Bestellung der Sicherung verpflichtet hat, zufälliger Untergang der Nießbrauchsache die Beendigung des Nießbrauchs zur Folge hat, der Nießbraucher die auf der Nießbrauchsache haftenden Lasten selbst zu tragen hat, gilt beim Altenteilsvertrag nach der Auffassung der Beteiligten in allen diesen Stücken das Gegenteil: der Altstifter muß sich mit Erzeugnissen der Art begnügen, wie sie auf dem Grundstück gewonnen sind (denn er soll aus dem Grundstück seinen Unterhalt empfangen); er kann bei Verzug des Hofbesizers statt der geschuldeten Nahrungsmittel sofort deren Wert beanspruchen (denn da die Leistung zum Unterhalt des Altstifers während eines bestimmten Zeitabschnitts dienen soll, kann eine verspätete Leistung diesen Zweck nicht mehr erfüllen), er kann auch ohne besondrer Abrede die Eintragung seines Altenteilsrechts verlangen (denn dieses soll nach der Absicht der Beteiligten ein dingliches Recht sein), und er kann, wenn die

eisernen Viehstücke eingehn oder das Auszüglerhaus abbrennt, die Gestellung neuer Tiere, den Wiederaufbau des Hauses verlangen und ebenso, daß der Bauer alle auf dem Nießbrauchsland haftenden Abgaben trage; denn ohne diese Folgerungen würde der Zweck des Altenteils, dem Altbauern eine lebenslängliche Versorgung, die vereinbarten Leistungen lebenslänglich zu gewähren, nicht erreicht werden. Alle diese und zahlreiche andre Rechtsfälle (die jetzt zum Teil durch Landesgesetze festgelegt sind) hatte die Praxis der Gerichte schon vor sehr vielen Jahrzehnten aufgestellt, und ihre Darstellung und eingehende Begründung würde den Studenten einen tiefen Einblick in die Kunst der Rechtsanwendung gewähren, ebenso aber auch für die praktische Beschäftigung eine gute Vorbereitung sein. Von allen solchen Dingen erfährt aber der Student so gut wie nichts. Es ist auch die Frage, ob unsre Professoren, die sofort, nachdem sie den praktischen Vorbereitungsdiens gemacht haben, der Praxis entzogen werden, also die Bedürfnisse des praktischen Rechtsverkehrs gar nicht kennen, den Studenten in die Kenntnis solcher Rechtsverhältnisse einzuführen imstande sind.

Man wird fragen, was alle diese Darlegungen mit den oben behandelten Mängeln der gerichtlichen Entscheidungen zu tun haben. Der Zusammenhang liegt aber auf der Hand. Da dem Studenten, der von der Schulbank sofort in den juristischen Hörsaal kommt, jede praktische Anschauung der ihm gelehrtten Dinge abgeht, und er außerdem weiß, daß der geschichtliche Krimstrans für seine spätere Beschäftigung als Praktiker gar keinen Wert hat, so wird ihm einmal schon früh seine Wissenschaft verleidet, andererseits weiß er, wenn er in die Praxis tritt, von dem, was man in der Praxis braucht, viel zu wenig. Würde ihm schon auf der Universität eine wissenschaftlich gründliche Darstellung solcher Rechtsstoffe geboten, wie sie ihm in der Praxis sofort entgegentreten, und ginge dieser wissenschaftlichen Ausbildung die oben verlangte geringe praktische Durchbildung voraus, so würde ihm die Rechtswissenschaft nicht von Anfang an verleidet sein; er brauchte dann auch nicht alles, was für die praktische Beschäftigung vonnöten ist, erst in der Praxis zu lernen, käme vielmehr in diese gut vorbereitet und hätte sonach schon bei Beginn seiner praktischen Beschäftigung größere Gelegenheit, mehr Zeit und Lust, sich in einzelne Fragen der Praxis zu vertiefen. Der Rechtsunterricht auf unsern Universitäten ist eben auch heute noch zu unpraktisch. Man muß es geradezu unbegreiflich finden, daß ein Professor bei der Vorlesung über Handelsrecht etwa drei Wochen, also fünfzehn Stunden lang den Studenten die Geschichte des Handelsrechts vorträgt — was hiervon wissenschaftlich wert ist, kann in zwei Stunden gesagt werden; wer mehr wissen will, findet es in jedem von einem Professor verfaßten Lehrbuch — oder fast in jeder Stunde fünf bis zehn Minuten darauf verwendet, den Studenten die Literatur des behandelten Rechtsstoffs mitzuteilen, die man doch in jedem neuern Lehrbuch ebenso vollständig findet. Dadurch wird den Erörterungen von Fragen, bei denen der Grundsatz von der vox viva gilt, die also einer lebendigen Darstellung bedürfen und aus Büchern nicht so gut gelernt werden können, die nötige Zeit entzogen. Unsre Unterrichtsverwaltungen gehn eben von der Anschauung aus,

daß ein junger Mann, der nur knapp den juristischen Vorbereitungsdienst durchgemacht und einige Arbeiten über das Erbrecht des Sachsenspiegels oder über ein mittelalterliches Stadtrecht geschrieben hat, auch befähigt sei, eine Professur des „Deutschen Rechts,“ d. h. des geltenden Rechts, zu bekleiden. Denkbar wäre es ja, daß jemand, der ein deutsches Grundbuch oder eine Verfügung des Nachlassgerichts kaum von weitem gesehen hat, den Studenten die für die zukünftige Praxis nötige Kenntnis des Liegenschaftsrechts und des Erbrechts in geistvoller Weise beibringt; aber solche Männer werden nur äußerst selten geboren. Die Studenten haben so die richtige Empfindung, daß man ohne eingehende praktische Betätigung im geltenden Rechte das geltende Recht eben auch nicht lehren kann, und sie wissen, daß ihren Professoren diese praktische Betätigung zumeist gänzlich abgeht. Daher die auffallende Ähnlichkeit der juristischen Hörsäle mit dem Sitzungssaal des deutschen Reichstags: in beiden findet man — leere Bänke.



Otto Kaemmel's Deutsche Geschichte



Im Jahre 1889 erschien die erste Auflage der Deutschen Geschichte von Otto Kaemmel, seit dem Weihnachtsfeste des Jahres 1904 liegt die zweite Auflage vor. Man muß sich eigentlich wundern, daß ein so vortreffliches, von einem auch schon vor fünfzehn Jahren als Historiker und Publizisten so bekannten Manne geschaffenes Werk, das bei seinem Erscheinen kaum eine Konkurrenz zu bestehen hatte, erst jetzt die zweite Auflage erlebt. Aber was nützt es, nach den Ursachen der verhältnismäßig langsamen Verbreitung des Buchs zu forschen — habent sua fata libelli! Jedenfalls waren es nicht innere Mängel, die dem für alle gebildeten Kreise Deutschlands geschriebenen Buche den äußern Erfolg schmälerten. Denn unsers Wissens war Kaemmel der erste deutsche Historiker, der die sich aus der Wiederaufrichtung des deutschen Nationalstaats ergebenden Konsequenzen für die Auffassung und Bewertung der frühern Perioden deutscher Geschichte klar und deutlich zog. „Da die deutsche Geschichte, sagt er im Vorwort, als ein zweimaliger Anlauf zur Bildung einer leistungsfähigen Gesamtverfassung für die Nation, gewissermaßen als ein einziger großer Verfassungskampf erscheint, der nach dem Zerfall unser's mittelalterlichen Reichs erst in der Gegenwart wieder zum Abschluß gelangt ist, so mußte die politische Gestaltung des Stoffs abhängig gemacht werden.“ Er behandelt deshalb als eine Art von Vorpiel „Die germanischen Stämme im Kampfe mit dem römischen Reiche“ (bis 476 n. Chr.) und teilt den ganzen übrigen Stoff nur in zwei Hauptzeiträume: „Die Reichsbildungen auf germanisch-römischer Grundlage“ (476 bis 1273) und „Die Auflösung des römisch-deutschen Kaisertums und die Entstehung des deutschen Bundesreichs“ (1273 bis 1871).

Diese einschneidende, die alte Einteilung nach Altertum, Mittelalter und Neuzeit rücksichtslos beiseite werfende Gliederung ist auch in der zweiten Auflage beibehalten worden, nur hat der Verfasser einen dem einleitenden Abschnitt entsprechenden Schluß hinzugefügt, der die Erzählung von den Schicksalen der Deutschen und den ganzen Aufriß unsrer nationalen Kultur fortführt und fortzeichnet bis an die Schwelle zur Gegenwart. Dieser das ganze Werk harmonisch abschließende Teil trägt den Titel: „Das Deutsche Reich als der Zentralstaat des deutschen Volkstums.“

Die äußere Folge davon war, daß sich die Zerlegung des auch schon in der ersten Auflage reichlich starken Bandes in zwei sehr schön ausgestattete handliche Bände nötig machte, von denen der erste die deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Westfälischen Frieden (1648), der andre die Geschichte von da bis zur Gegenwart enthält. Die innere Gliederung des Stoffs ist also durch die äußere durchkreuzt worden. Das kommt daher, daß natürlich die ältern Partien der Geschichte möglichst knapp, die neuern mit wachsender Ausführlichkeit erzählt worden sind, sodas die Darstellung der Zeit von Christi Geburt bis 1648 nicht umfangreicher ist als die Darstellung der Zeit von 1648 bis 1900. Außerdem sind auf dem breiten Rande der Seiten sehr praktische kurzgefaßte Inhaltsangaben und die Jahreszahlen angefügt worden, und ein gegen fünfzig Seiten umfassendes Namenregister erhöht die Brauchbarkeit des Buches bedeutend.

Die meisten tiefergehenden Umgestaltungen des frühern Textes finden sich natürlich in der Schilderung der Ereignisse und der Zustände von 1848 bis 1871. Die ganze lange Reihe der seit 1889 veröffentlichten Memoirenwerke, Briefe, archivalischen Publikationen von den „Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck,“ die Kaemmel selbst einst kritisch beleuchtet hat, bis zu den jüngsten Erscheinungen dieser Art sind nach Möglichkeit benutzt; ebenso die Monographien von E. Marcks, M. Lenz, Petersdorf, P. Hassel, Pöschinger, Dove u. a., für die innere Entwicklung Preußens sind namentlich die Arbeiten von Schmoller und Bornhak, für die gesamte Darstellung W. Odenks „Zeitalter Wilhelms I.,“ für die Zeit nach 1871 auch die bis 1893 reichenden „Tagebuchblätter“ von Moritz Busch herangezogen worden. Es wird also besonders der Leser mit den Umgestaltungen und Ergänzungen von Kaemmel's Deutscher Geschichte zufrieden sein, der darin Belehrung über die Geschichte der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sucht. Diese Periode möchte ich aber auch aus einem andern Grunde als die wertvollste des ganzen Buchs bezeichnen: sein Verfasser hat dieses halbe Jahrhundert, bei dessen Beginn er ein Knabe, bei dessen Ende er ein Mann von fast sechzig Jahren war, selbst mit erlebt, und zwar als ein durch den Einfluß seines Vaters, des Zittauer Gymnasialrektors Heinrich Kaemmel, frühzeitig geweckter, fähiger und scharfsichtiger Beobachter. Den Geist des Knaben beschäftigten die Erzählungen des Vaters, der 1849 Abgeordneter des deutschen Parlaments der Paulskirche gewesen war; mit welchem Interesse der Sechzehnjährige zum Beispiel die Zusammenkunft des Prinzregenten Wilhelm und Franz Josephs von Osterreich 1860 in Teplitz sah, hat er selbst den Lesern der Grenzboten (1904 im 16.

und 17. Hefte) erzählt; während des schleswig-holsteinischen Krieges (1864) war er Student in Leipzig, dann in Göttingen, als junger Gelehrter sah er den Durchzug der preussischen Truppen in seiner Vaterstadt Zittau und lauschte dem Kanonendonner von Münchengrätz, als Geschichtslehrer am Gymnasium zu Plauen erlebte er den deutschen Volkskrieg von 1870/71 und war einer der ersten, der ihn schilderte; als gereifter Mann begleitete er alle wichtigeren Schritte der sich entfaltenden deutschen Weltpolitik und alle innern Krisen des Reichs mit den klaren und eindringlichen Auffäßen, die ihn unter den Publizisten der Grenzboten allmählich an die erste Stelle gerückt haben. Wie lange noch, dann werden die deutschen Historiker, die den ungeheuern zwischen Olmütz und Sedan liegenden Wandel wirklich miterlebt haben, selten werden. Freuen wir uns also, auch in Otto Kaemmel noch einen zu begrüßen, aus dessen Geschichtserzählung das bei dem Miterleben der Ereignisse Empfundne in leben- und verständnisweckenden Schwingungen hervorklingt.

Wir beschränken unser Referat auf Kaemmel's Darstellung der deutschen Geschichte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Sie wird eingeleitet mit einer reichgegliederten Übersicht über die Lage des deutschen Volks und seiner wichtigsten Einzelstaaten, die durch das Scheitern der nationalen Bewegung von 1848/49 und durch die Demütigung Preußens vor Österreich und Rußland geschaffen worden war. Bei dem gehaltreichen Abschnitt über „Österreich seit 1852“ spürt man den Einfluß der Auffassung Frießungs, bei der Darstellung der Reform des österreichischen Unterrichtswesens durch den Minister Leo von Thun-Hohenstein (1849 bis 1860) den Nachhall der Eindrücke, die der Verfasser bei der großartigen Wiener Philologenversammlung (1893) persönlich gehabt hat. Die Charakteristik Bismarck's als preussischen Bundestagsgesandten hätte vielleicht stilistisch und in einigen Nebenpunkten auch sachlich überarbeitet werden können, ebenso die Charakteristik Napoleons des Dritten (S. 405), die zwar dem oft verkannten Manne weit gerechter wird, als es meist geschieht ist, aber gerade das Tragische in seinem Leben und Streben nicht scharf genug zum Ausdruck bringt: es liegt darin, daß er die Ideen eines liberalen Konstitutionalismus und Nationalismus, für die er sich erwärmte, gerade in seinem unmittelbarsten Arbeitsgebiete nicht vertreten konnte. Das französische Volk, an Selbstverwaltung der kommunalen Angelegenheiten gar nicht gewöhnt, war nicht reif, an einem wirklichen Konstitutionalismus teilzunehmen, und die Verbindung mit den Klerikalen, durch die er emporgekommen war, hinderte ihn, in Italien das nationale Programm konsequent durchzuführen.

Außerst wertvoll sind Kaemmel's Ausführungen über die wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Verhältnisse Deutschlands in dem Jahrzehnt von 1850 bis 1860. Sie zeigen, daß auch unter der Herrschaft einer politischen Reaktion die deutschen Stämme damals in stiller Arbeit von Erfolg zu Erfolg fortschritten, daß einer in den meisten Gegenden blühenden, die Produktionswerte enorm steigern den Landwirtschaft eine noch augenfälliger Entwicklung des Bergbaus, der Industrie, des Handels und des Verkehrs wesens zur Seite trat. Freilich wurde in derselben Zeit unter der gründlichen Veränderung der sozialen Verhältnisse nicht nur das den „kleinen Leuten“ zu Hilfe kommende Genossenschafts-

wesen durch Schulze-Delitzsch, sondern durch F. Lassalle auch schon die deutsche Sozialdemokratie organisiert. Bei der Darstellung der religiösen Verhältnisse findet Kaemmel als die Signatur der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts „den großen Rückfall in den Konfessionalismus, der von der human freien, bulldiamen Geistesbildung der klassischen Zeit unsrer Literatur wenig übrig ließ.“ Andererseits ist er aber auch gerecht genug, dem in Männern wie H. Wichern und Th. Fliedner wieder erstehenden praktischen Christentum, das die sogenannte innere Mission begründet hat, volle Anerkennung zu zollen. „Die gebildeten Protestanten freilich folgten dieser Richtung selten; das Bürgertum zumal war auch in religiöser Beziehung liberal, d. h. es begnügte sich mit einer Anzahl einleuchtender, religiös-sittlicher Wahrheiten, sah aber in der Kirche selbst eine innerlich überwundene Institution, oder es verfiel dem platten, auf den wie es schien gesicherten Ergebnissen der Naturwissenschaften aufgebauten Materialismus (R. Vogt, F. Molefchott, V. Büchner), zuweilen auch dem den Willen zum Leben verneinenden, also rein negativen und deshalb impotenten Pessimismus A. Schopenhauers.“ Sehr gelungen ist auch die Zeichnung des damaligen, vorwiegend liberalen Bürgertums. Trotz „der herben Lehren des Sturmjahres 1848/49“ wollte es nicht glauben, daß ein wirklich nationaler Bundesstaat nur mit Ausschluß Österreichs möglich sei, da doch Österreich höchstens einen ohnmächtigen buntgemischten Staatenbund schaffen konnte; ebenso verkannte das Bürgertum, daß „die nationale Einheit nicht auf der geträumten Volksouveränität, sondern auf der historischen, monarchischen Ordnung beruhen werde.“ Nur eine kleine Gruppe denkender Männer, allen voran der junge, feurige Sachse Heinrich von Treitschke, erkannte den Verfall Preußens und der preußischen Monarchie.

Die Erzählung der Ereignisse von 1858 bis 1871 beginnt mit einer Charakteristik Wilhelms des Ersten. Sie ist unverändert aus der ersten Auflage herübergenommen, ist aber heute noch so richtig und ergreifend wie vor fünfzehn Jahren: ein Beweis der besondern Begabung, mit der Kaemmel das Wesen einer Persönlichkeit zu erfassen versteht. Die Schilderung der Konfliktzeit in Preußen, der Zeiten des italienischen Krieges von 1859, des schleswig-holsteinischen und des deutsch-österreichischen Krieges ist durch einzelne Züge aus der Memoirenliteratur, dem schon oben genannten Werke Friedrings u. a. bereichert, doch so, daß alles Legendarische oder daran Streifende vermieden wurde. Dafür ist der Text hier und anderwärts durch zahlreiche, eine bestimmte Situation gut kennzeichnende Aussprüche bedeutender Persönlichkeiten belebt. Auch das leider im Wortlaute noch immer nicht bekannte Abkommen zwischen Frankreich und Österreich vom 12. Juni 1866, wonach Österreich Venedig an Italien abtreten und dem Kaiser Napoleon dem Dritten „Kompensationen“ auf dem linken Rheinufer gewähren, dafür aber das preußische Schlesien empfangen sollte, wird mit Recht als ein Unternehmen gebrandmarkt, „mit dem ein feudalklerikales und slawenfreundliches Ministerium (Belcredi) die deutsche Stellung Österreichs durch einen Verrat an der deutschen Nation zu befestigen gedachte.“ Selbstverständlich ist die Vorgeschichte des Krieges von 1870/71 nach dem neuesten Stande der Forschung umgearbeitet worden. Mit der Kunst eines Dramatikers

hat Kaemmel die Verhandlungen über die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern, die Emser Verhandlungen und die den „Bruch“ besiegelnde Redaktion der Emser Depesche erzählt. Sein knapper, markiger Bericht von dem Kriege und der Kaiserproklamation bewahrt auch nach den Änderungen, die das neue Material zum Beispiel über die Beschließung von Paris und über die der Kaiserproklamation vorangehenden langwierigen, oft unerquicklichen Verhandlungen notwendig machte, seinen alten Zauber.

Der das ganze Werk abschließende Abschnitt: „Das Deutsche Reich als der Zentralstaat des deutschen Volkstums“ ist sicherlich eine der besten Zusammenfassungen des bisher über die letzten drei Jahrzehnte deutscher Entwicklung veröffentlichten Materials. Es ist in zwei Teile gegliedert: „Der Ausbau des Deutschen Reichs als europäische Großmacht 1871—1888“ und „Das Aufsteigen des Deutschen Reiches zur Weltmacht seit 1888.“ Maßgebend für die Abgrenzung der beiden Teile war nicht die Erwerbung des ersten deutschen Schutzgebiets (1884), sondern die Thronbesteigung Kaiser Wilhelms des Zweiten. Eingeleitet wird der erste Teil durch eine gedankenreiche Aussprache über die Stellung des neuen Reichs inmitten der ältern Großmächte, über Volk und Reichstag, die Fürsten und das Reich: Kaemmel zeigt sich dabei als ein Mann von durchaus konservativer Staatsgesinnung, mit der er einen ausgeprägten Nationalismus und Imperialismus verbindet. Sein Grundsatz ist einerseits: *extra imperium nulla salus* und andererseits die volle Anerkennung der Rechte, die die Reichsverfassung den Fürsten zuweist. Er ist in dieser Doppelnatur der Schüler Bismarcks, der bei aller Begeisterung für die Zentralisation der Macht doch auch immer, sogar im Widerspruch mit seinem königlichen Herrn, die föderalistische Anlage unsers Volkes betonte.

Es folgen nun die Charakteristiken „Wilhelm I. und sein Hof“ und „Fürst Bismarck als Reichskanzler“ — sie sind in ihrer weitgreifenden Gedankensphäre, in ihrer Tiefe und Schlichtheit, in der Knappheit der sprachlichen Form und in der vorsichtigen Abtönung aller Urteile geradezu klassisch. Wir möchten wünschen, daß jeder Deutsche sie lese und in sich aufnehme. Bei der Charakteristik Bismarcks im Kreise der Seinen merkt man deutlich, daß auch der Verfasser einst die Gastfreundschaft des großen Kanzlers in Varzin genossen hat: „Dort trat dann auch die ganze Herzengüte seines Wesens und seine wahrhaft vornehme Höflichkeit, sein sprudelnder Humor und seine glänzende Erzählerkunst, die aus der reichsten Lebenserfahrung spielend schöpfte, ebenso erquickend hervor wie der warme Ton seines schönen Familienlebens, in dem seine treue Lebensgefährtin Johanna von Puttkamer als Gattin, Mutter und Hausfrau mit freundlicher, anspruchsloser Würde waltete, ohne jemals eine politische Rolle spielen zu wollen oder einen andern Anspruch zu erheben als den, alles teilen zu dürfen, was den Gemahl betraf.“ Von den folgenden Seiten des Buchs hebe ich vor allem die über die Sozialdemokratie und das Zentrum (492 bis 497) hervor. Hier schöpft der Verfasser fast überall aus selbsterlebter Erkenntnis, überall stehn ihm die schlagendsten Vergleiche mit verwandten Erscheinungen früherer Entwicklungsperioden zur Verfügung, vor allem aber spendet er Lob und Tadel mit solcher Unparteilichkeit, daß jeder national

gefinnte Mann, sei er im übrigen konservativ oder liberal, sei er evangelisch oder katholisch, diese Ausführungen mit der größten Befriedigung lesen wird. Ergreifend ist die Schilderung vom Tode Wilhelms des Ersten und von den neunundneunzig Tagen der Regierung Friedrichs des Dritten, die dem Gemüte um so wohlher tut, als Kaemmel vorher gegen die politischen Anschauungen des schwergeprüften Mannes an einigen Stellen polemisieren mußte. Welches Bild des Abchlusses dieses tragischen Lebens geben die schlichten Sätze (S. 517): „In großer Uniform, mit dem Säbel, den er bei Wörth, am Tage seines schönsten Sieges, getragen hatte, in der Hand und einem schlichten Lorbeerkranz auf der Brust wurde er aufgebahrt, und am 18. Juni, einem Schicksalstage der preußisch-deutschen Geschichte, inmitten einer großartigen Trauerversammlung in der Friedenskirche bei Potsdam beigesetzt. Später nahm ihn eine Grufkapelle auf, die seine Witwe nach dem Muster eines kleinen romanischen Rundbaues zu Innichen in Südtirol errichten ließ. Im Volke aber lebte nicht der Kaiser, sondern der Kronprinz Friedrich fort, der zuerst Nord- und Süddeutsche vereinigt zum Siege geführt hatte.“

Am Schluß des Abschnitts bietet Seite 517 bis 525 die eingehende Erzählung der Schicksale der Deutschen in Österreich seit 1871. Ohne vermessene Schwärmerei, mit herzlicher Teilnahme für die Stammesgenossen, auch ohne alle Schönfärberei ihrer Schwächen und Fehler wird hier der ungeheure Stoff mit feinen schier unendlichen Phasen zu einer klaren Reihe verständlicher Bilder gesichtet. Möchten doch vor allem die Österreicher selbst aus den maßvollen und treffenden Urteilen Kaemmel's über ihr politisches Gebaren und über ihre Aussichten Nutzen schöpfen: seit seinem Buche „Die Anfänge deutschen Lebens in Österreich“ (1879) hat er die österreichischen Verhältnisse mit besonderem Interesse und außergewöhnlichem Verständnis verfolgt, und so betont er auch in der Deutschen Geschichte neben dem Trennenden das, was uns noch heute mit den Deutschen Österreichs eint: „die unvermeidliche politische Trennung Österreichs von der Hauptmasse der deutschen Nation hat sich vollzogen, aber ihre wirtschaftliche Verbindung war trotz der Zollgrenze immer enger geworden, und die geistige Gemeinschaft reger, als sie seit dem sechzehnten Jahrhundert jemals gewesen war.“

Der letzte Abschnitt des Buches beginnt mit einer packenden Charakteristik Wilhelms des Zweiten. Bei allem Stolze auf seine Märkte und auf die preußische Tradition ist er vor allem Kaiser und Deutscher. „Das Reich zur Weltmacht in dem Sinne zu erheben, daß es seine Interessen überall vertreten und in den großen Fragen der Weltpolitik die seiner Kraft und Bedeutung entsprechende Stelle einnehmen kann, und daß es zugleich die über den Erdball zerstreuten Gruppen der Landsleute innerlich mit dem Vaterlande fest verbindet, eine Kriegsflotte zu schaffen, die diesen Aufgaben entspricht, . . . im Innern die neuempfortrebenden Erwerbszweige Handel und Industrie zur freiesten Entfaltung zu bringen, ohne die Grundlage der Volkswirtschaft, die Landwirtschaft und das Handwerk preiszugeben, die Technik zu fördern, den neuen Bildungsmitteln und -aufgaben auch auf den Hoch- und Mittelschulen Raum zu schaffen, alle geistigen Interessen und nicht zum wenigsten die Kunst zu pflegen, das

sind die Ziele, die sich bei Wilhelm dem Zweiten mit den Jahren immer klarer herausgearbeitet haben. Auch in den beiden wichtigsten Fragen der innern Politik trat ein selbständiger, idealistischer Standpunkt bald hervor: er wollte die sozialen Gegensätze durch die Fortsetzung der Sozialreform versöhnen und die durch den Kulturkampf verärgerten und entfremdeten katholischen Deutschen wieder zu tatkräftigen Patrioten erziehen."

Der Rücktritt des Fürsten Bismarck (1890) wird mit einer nach beiden Seiten hin ausgleichenden Gerechtigkeit doch als ein notwendiges Ergebnis der obwaltenden Verhältnisse und beteiligten Charaktere besprochen, der Kaiser entschuldigt mit einem Worte König Alberts von Sachsen: „Ich habe mich überzeugt, er konnte nicht anders, wenn er die Zügel in der Hand behalten wollte.“ Es folgen Darlegungen über Sozial- und Finanzreform, Handelsverträge, Landwirtschaft, Verkehrsmittel und Verkehr, Deutsche Interessen im Auslande, die Deutschen in der Türkei, Deutschland in Ostasien, die chinesischen Birren, die Sübber, Deutsch-Afrika usw. Die Aussprache über „die Parteien und den Reichstag“ konstatiert einen Niedergang der Volksvertretung infolge von „Doktrinarismus, Eigensinn und Tadelssucht.“ Das ist gewiß richtig, und der über dem Gezänk der Parteien stehende Patriot hat wohl Grund genug, mit dem jetzigen Reichstage unzufrieden zu sein. Aber gerade die letzten Wochen mahnen uns eindringlich, auch einen schlecht zusammengesetzten Reichstag als eine große Wohlthat anzusehen. Denn sogar wenn höhere Ideen und uneigennütziger Patriotismus eine Zeit lang zurücktreten, so bleibt der Reichstag doch zum wenigsten der wirksamste Kontrollapparat unsrer gesamten Staatsverwaltung. Absolutismus und Republikanismus führen unfehlbar zur Korruption der Beamtenenschaft, nur der die goldne Mitte haltende Konstitutionalismus kann ein Volk dauernd vor dieser Pestbeule schützen. Es ist natürlich, daß in den Darlegungen Kaemmel's, in denen sich die Geschichtserzählung mit der politischen Tagesmeinung berührt, auch manches anfechtbare Urteil enthalten ist. Ob man zum Beispiel die Konservativen im Reichstage ohne weiteres mit den Interessenten für die im Nordosten überwiegende Landwirtschaft identifizieren kann, ist mir sehr zweifelhaft. Die Konservativen haben doch auch sehr angeesehene Vertreter der Industrie in ihren Reihen und sind doch auch für das Wohl der städtischen Handwerker und Kleinhändler gegen das Großkapital aufgetreten. Ebenso möchte ich die starke Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen in Sachsen nicht aus gewissen „innern Mißverhältnissen“ herleiten, sondern aus den natürlichen Folgen der sozialen und wirtschaftlichen Schichtung. Ein Volkstamm, der zu drei Vierteln aus Industriearbeitern besteht, wird Sozialdemokraten in den Reichstag wählen, solange diese bei den Massen als die richtigen und erfolgreichen Vertreter der Arbeiterschaft gelten. Gewisse Erfahrungen in Grimmitzschau und in Leipzig führen vielleicht einen Teil der Arbeiter zu der Erkenntnis, daß sie von ihren eignen Führern und Beamten sehr schlecht bedient werden.

In dem Abschnitte über die Konfessionen (Seite 541) möchte ich trotz der Knappheit, die das Ganze beherrscht, die Leistungen der evangelischen innern Mission noch etwas genauer und wärmer charakterisiert haben. Sie wirkt

nicht nur und auch nicht vorzugsweise für die „fahrenden Leute der Walze,“ sondern hat sich in der in christlichem Geiste geübten Krankenpflege, in der Fürsorge für Volkserziehung, in Koch- und Fabriksschulen, in der Begründung von Heimstätten und Bildungsanstalten für Krüppel, Epileptische, entlassene Strafgefangene, durch Begründung von „Seemannsheimen“ in deutschen und in ausländischen Häfen, ja sogar durch Schaffung von „Soldatenheimen,“ die diesem wertvollsten Teile der männlichen Jugend eine durch Musik und andern edeln Zeitvertreib gewürzte Ausrub und Behaglichkeit gewähren, neue und wahrhaft großartige Arbeitsgebiete geschaffen.

Das ganze Werk Raemmel's klingt aus in eine umfassende Darstellung unsrer heutigen Bestrebungen und Leistungen auf dem Gebiete der Bildung, Wissenschaft und Kunst. Wenn irgendein Abschnitt des Buches meine Bewunderung herausfordert, so ist es dieser. Ich beginne mich nicht, jemals auf so knappem Raum eine so vielseitige, so objektive, alle wesentlichen Ideen hervorhebende, alle Richtungen geschickt kennzeichnende Charakteristik unsrer heutigen gesamten geistigen und künstlerischen Kultur gelesen zu haben. Hier ist aus tausend Steinchen ein übersichtliches Mosaikbild zusammengetragen, das gerade in seinem engen Rahmen und in seiner Beschränkung auf das Wichtigste die Vielgestaltigkeit der gesamten deutschen Produktion offenbart. Eine so kluge Auswahl des Stoffes, eine so durchsichtige Gruppierung und vorurteilsfreie Beleuchtung konnte nur einem durchaus harmonischen, in sich gefestigten Geiste gelingen, der zugleich über die lebhafteste innere Anschauung und eine hohe Gestaltungskraft verfügt. So sind gerade die letzten Kapitel des Raemmel'schen Werks eine künstlerische Tat, die beim Leser den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck hinterläßt.



Beethovens Eroica

Zu ihrer Jahrhundertfeier

(Schluß)



as bis jetzt Angeführte betraf hauptsächlich den innern Charakter; aber auch rein formale Dinge machten Beethoven zuweilen zu schaffen. Mehreren ersten Skizzen zufolge hatte er die Absicht, das Hauptthema am Anfang viermal und dabei einmal in B-Dur erklingen zu lassen; erst zuletzt kam er zu der scheinbar nahe-
liegenden Einsicht, daß die Vorwegnahme der B-Dur-Tonart den Eindruck des zweiten Themas schwächen müßte, und daß dreimalige Vorführung in der Haupttonart Es zur Einprägung genüge.

Besonders wertvolle Aufschlüsse geben die Skizzen zur Durchführung des ersten Satzes. Mit Sicherheit geht aus ihnen hervor, daß zwei vom Üblichen stark abweichende Stellen, die Einflechtung der E-Moll-Melodie und der sogenannte Kumulus von Anfang an fest beschlossene Sache waren. Ja diese erweisen sich sogar als die eigentlichen Angelpunkte, um die sich alles dreht, nach denen sich

die ganze Entwicklung richtet. Ein neues, selbständiges Thema, wie es die E-Moll-Melodie darstellt, in die Durchführung einzuflechten, ist etwas ganz außergewöhnliches. Als Vorbild könnte man wohl höchstens Haydns Abschieds-sinfonie anführen, wo in der Durchführung des ersten Satzes augenscheinlich wie bei Beethoven der poetischen Idee wegen ein zum Gesamtcharakter ebenfalls stark kontrastierendes neues Thema auftritt. Beethoven legt auf die E-Moll-Melodie großes Gewicht, man hat mit Recht von ihr gesagt, sie bilde ideell das zweite Thema des Satzes, den wichtigsten Gegensatz zum Hauptthema. Mit ihrem ganz lyrischen Gepräge erreicht sie den stärksten Eindruck unter allen Kontrastliedern; man könnte sie dem Weib vergleichen, das den heldenmäßigen Mann in vollendeter Weise ergänzt. Um die Wirkung der Melodie möglichst tief und eindringlich zu machen, gestaltete Beethoven in der vorausgehenden kampffartigen Durchführung beim Fortschreiten der Arbeit die Rhythmen immer erregter und wilder, die Dissonanzen immer schärfer und schneidender. Er ging darin bis an die äußerste Grenze des Zulässigen. Die fürchterlich aufsprallende Dissonanz des nebeneinander liegenden e und f am Schluß ist musikalischer Realismus, den nachzuahmen der Schwächling sich hüten soll, und den auch Beethoven nicht überboten, kaum wiederholt hat.

Ebenfalls von Anfang an fest beabsichtigt war der sogenannte Kumulus. Aus den Skizzen geht deutlich hervor, daß Beethoven, weil die Einführung des Kumulus kurz nach der E-Moll-Episode nicht anging, bewogen wurde, zu einer zweiten Durchführung auszuholen. Wir sehen hier wiederum, wie der poetische Plan die musikalische Form bestimmt. Eine zweite Durchführung mit einem abermaligen Höhepunkt ist etwas ganz außergewöhnliches. Sie bringt es neben dem ungewöhnlich reichen Gedankenmaterial namentlich mit sich, daß die Auffassung des ersten Satzes besondere Schwierigkeiten macht. Beethoven scheint sich bewußt gewesen zu sein, daß solche Doppeldurchführung das Ebenmaß zu zerstören, die Form zu zersprengen drohe, und ist in spätern Werken nicht wieder darauf zurückgekommen.

Mit dem Kumulus, einer nicht schönen aber nun einmal gebräuchlich gewordenen Bezeichnung, meint man die allen Gesetzen der Harmonie ins Gesicht schlagende Stelle, wo das Horn das Hauptthema mit es g es b intoniert, während die Violinen noch auf b as flüsternd tremolieren. Es ist nicht verwunderlich, daß man sie lange, sogar Richard Wagner noch, für einen Schreibfehler angesehen hat. Ries berichtet dazu: „Bei der ersten Probe, die entsetzlich war, wo der Hornist aber recht eintrat, stand ich neben Beethoven, und im Glauben, es sei unrichtig, sagte ich: »der verdammte Hornist! kann der nicht zählen? — es klingt ja infam falsch! Ich glaube, ich war sehr nah daran, eine Ohrfeige zu erhalten. Beethoven hat es mir lange nicht verziehen.“ Schon aus dieser Erzählung kann man schließen, daß Beethoven großen Wert auf den Kumulus gelegt hat, und verschiedne sich auf ihn beziehende Skizzen geben die volle Bestätigung dafür. Unter ihnen findet sich sogar ein Versuch, die Geigen auf d tremolieren zu lassen, wodurch der Mißklang noch schärfer geworden wäre. Die rein musikalisch unmögliche Stelle läßt sich nur aus ihrer poetischen Idee erklären. Nur wenn sie ganz schön gespielt

wird, die Geigen *pianissimo* tremolieren, das Horn geheimnisvoll, wie aus der Ferne kommend, einsetzt, kann sich ihre eigentümliche Schönheit dem Hörer entfüllen. Etwas an Kühnheit dem Kumulus entsprechendes dürfte sich in Beethovens Werken kaum wieder finden; als ihm verwandt könnten höchstens die Verschlingungen des Hauptmotivs im ersten Satz der Lebewohl-Sonate angeführt werden, wo auch durch das Erklingen heterogener Akkorde zu derselben Zeit harmonisch nicht mehr zu erklärende Dissonanzen entstehen; aber aus der Logik des Satzes und den ihm beigegebenen poetischen Andeutungen erklären sich diese doch viel leichter und unmittelbarer als der Kumulus.

Beim zweiten Satz, dem Trauermarsch, ist der Mittelteil in C-Dur auf einen Wurf, alles andre aber bruchstückweise entstanden. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß für die elementar wirkende Gegenüberstellung von Dur und Moll Beethoven ein Vorbild hatte in dem Andante der bekannten Londoner Es-Dur-Sinfonie von Haydn (Breitkopf und Härtelsche Partiturausgabe Nr. 1). Noch mehr aber hat dieses, was beiläufig erwähnt sei, mit seiner genialen freien Coda befruchtend gewirkt auf den Schlußteil des Trauermarsches. Selbstverständlich handelt es sich nicht um eine Kopie, sondern um die Durchführung einer verwandten Idee in erweiterter und vertiefter Form.

Die Melodie des ersten Teils, das eigentliche Marschthema, hat Beethoven jaßt Takt für Takt erarbeitet. Anfänglich sind nur einzelne Keime da. Allmählich entwickeln sie sich; aber in wunderbarer Weise, bis sich dann endlich die so scharf geschnittne Physiognomie deutlich ausprägt. Das ist einer der Fälle, wo man zu glauben geneigt ist, die Inspiration müsse das Ganze in einem glücklichen Augenblick gezeugt haben, während das Skizzenbuch auf das deutlichste dargetut, daß sich Beethoven lange gemüht hat, ehe er die ihm dunkel vorstrebende Form fand. Das Besondere liegt dabei freilich darin, daß bei ihm in diesem Ringen die Phantasie zusehends wuchs und ihm schließlich das Beste eingab, während ein schwächerer Geist dabei wohl hätte erlahmen müssen und nur noch Gefünsteltes zutage gefördert hätte.

An Stelle des Scherzo wollte Beethoven ursprünglich ein Menuett schreiben. Bald stellt sich aber in den Skizzen die so charakteristische wiegende Anfangsfigur ein, und mit ihr war auch die Änderung des Planes, das Scherzo, beschloffen. Bemerkenswert ist, daß Beethoven von Anfang an die Absicht hatte, dem Hörnerklang ausschlaggebende Bedeutung zu geben. Ursprünglich war er für das Menuett vorgesehen, später wurde dann bekanntlich das Trio für die Hörner reserviert. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß ihr nicht mißzuverstehender Klang den Charakter des Satzes vollends zum Ausdruck bringe. Schön sagt Richard Wagner*) in seiner programmatischen Erläuterung: „Wir haben jetzt den lebenswürdigen, frohen Menschen vor uns, der wohl und wonnig durch das Gefilde der Natur dahinschreitet, lächelnd über die Fluren blickt, aus Waldböhen die lustigen Waldhörner erschallen läßt; und was er bei alledem empfindet, das teilt uns der Meister in dem rüstig heitern Tonbilde mit, das läßt er uns von jenen Jagdhörnern endlich selbst sagen, die

*) Gesammelte Schriften, 1. Aufl., Bd. V, S. 221.

der schönen, fröhlichen, doch auch weichgefühlvollen Erregung des Menschen selber den Ausdruck geben.“

Am wenigsten Mühe hat dem Komponisten das Finale verursacht. Das Thema, das Beethoven früher schon mehrmals, im Ballett Prometheus, in einer Sammlung von Kontretänzen und in den Klaviervariationen (Op. 35) verwandt hat, und der Plan zu den Variationen standen von Anfang an fest. Nur zu einzelnen Stellen sind besondere Entwürfe notiert.

Alle die Skizzen zur Eroica folgten sich in dem Buche fast unmittelbar aufeinander, nur ganz vereinzelt sind kleine Notizen zu andern, meist nur unbedeutendern Kompositionen dazwischen eingeschoben. Beethoven, der sonst die Gewohnheit hatte, an mehreren größern Werken zugleich zu arbeiten, scheint sich mit ganz besondrer Wucht auf die Eroica geworfen zu haben. Was dabei entstand, war ja auch etwas ganz außerordentliches. In der Kühnheit des Entwurfs, in den gewaltigen Formen und der Energie des Ausdrucks ist auch unter seinen spätern Werken nur wenig, was sich der Eroica an die Seite stellen läßt, er selbst hat sie bis zum Erscheinen der Neunten als seine beste Sinfonie erklärt. Vergleichen wir sie vollends mit den frühern Werken, so ragt sie wie ein riesiger Berg aus freundlichem Hügelnd empor. Von der anmutigen, jugendfrischen D-Dur-Sinfonie ist die Eroica durch einen gewaltigen Höhenunterschied getrennt, der durch keinerlei Zwischenglieder ausgeglichen wird. Sie zeigt eine außergewöhnliche sprunghafte Entwicklung. Wenn so ihr Erscheinen vom Standpunkt der reinen Formengeschichte aus räthselhaft erscheint, so finden wir doch wenigstens in der Lebensgeschichte Beethovens eine Erklärung dafür. Ihrem Entstehn vorausgegangen war die fürchterliche Katastrophe, die in dem bekannten Heiligenstädter Testament ihren ergreifenden Ausdruck gefunden hat. Im Sommer des Jahres 1802 war Beethoven die schreckliche Überzeugung geworden, daß sein Gehörvermögen unheilbaren Schaden gelitten hätte, daß er mit Wahrscheinlichkeit der völligen Taubheit entgegen gehe. „Welche Demütigung, schreibt er im genannten, an seine Brüder gerichteten Dokument, wenn jemand neben mir stund und von weitem eine flöte hörte und ich nichts hörte oder jemand den hirten singen hörte, und ich auch nichts hörte, solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben — nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück, ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so fristete ich dieses elende Leben.“

Wir begreifen, daß Beethoven, als er diesen bitteren Kelch gekostet hatte, der sein Inneres aufs tiefste erschütterte und auf sein ganzes späteres Leben einen nicht mehr zu beseitigenden finstern Schatten warf, und er mit fast übermenschlicher Spannkraft sich von neuem aufraffte, keine D-Dur-Sinfonie mehr, sondern eine Eroica schrieb.

4*)

Es bleibt zum Schluß noch übrig, ein paar Worte über die Aufnahme des Werkes zu sagen. Ries erzählt, Fürst Lobkowitz habe die Komposition von Beethoven zum Gebrauch auf einige Jahre gekauft, und sie sei in dessen Palais

*) Vgl. zu den ersten Abschnitten Thayer II, S. 249 ff., 274 ff.

mehrmals gegeben worden. Wir sehen darin noch einmal eine Probe der großartigen privaten Musikunterstützung, durch die sich der österreichische Adel namentlich im achtzehnten Jahrhundert ausgezeichnet hat. Fürst Lobkowitz war ein vertrauter Freund Beethovens und ein leidenschaftlicher Musikenthusiast; seit dem Jahre 1794 hielt er sich ein eignes Orchester.

Die Sinfonie soll nach einem unbekanntem Gewährsmann anfänglich nicht gefallen haben, was uns nicht zu verwundern braucht. Der erste, der sie richtig würdigte, scheint Prinz Louis Ferdinand gewesen zu sein, der bekannte Komponist, dem Beethoven einmal das, wie er glaubte, große Kompliment machte: er spiele gar nicht königlich oder prinzlich, sondern wie ein tüchtiger Klavierpieler. Dieser besuchte den Fürsten Lobkowitz auf einem seiner Landgüter, und um ihm eine Überraschung zu bereiten, wurde ihm die natürlich noch völlig unbekannte Eroica vorgespielt. Er hörte sie mit gespannter, sich mit jedem Satz steigender Aufmerksamkeit an. Beim Schlusse bewies er seine Bewunderung dadurch, daß er sich als besondere Gunst eine unmittelbare Wiederholung ausbat, und nach Ablauf einer Stunde, da sein Aufenthalt zu kurz war, ihm zu einem andern Konzerte Gelegenheit zu geben, eine zweite. Wenn diese Erzählung wahr ist, und wahrscheinlich ist sie, da Prinz Louis Ferdinand die ihm als Musiker von Beethoven entgegengebrachte Achtung wohl verdiente, so müssen die ersten Aufführungen schon in den Sommer des Jahres 1804 fallen, wo der Prinz auf einer Reise in der Gegend der Besitzungen des Fürsten Lobkowitz war.

Die erste halböffentliche Aufführung fand im Anfang des Jahres 1805 in einem der regelmäßig veranstalteten Hauskonzerte des Bankiers Würth in Wien statt. Im Anschluß an diese erschien die erste Rezension. Der Wiener Berichterstatte der damals eine führende Stellung einnehmenden Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung meldet (Jahrgang VI, 1804/05, S. 321) von der ganz neuen, in einem ganz andern Stil als die zweite geschriebenen Sinfonie Beethovens: „Diese lange, für die Ausführung äußerst schwierige Komposition ist eigentlich eine sehr weit ausgeführte, kühne und wilde Phantasie. Es fehlt ihr gar nicht an frappanten und schönen Stellen, in denen man den energischen, talentvollen Geist ihres Schöpfers erkennen muß; sehr oft aber scheint sie sich ganz ins Regellose zu verlieren.“ Weiter sagt er, er gehöre gewiß zu Herrn van Beethovens aufrichtigsten Verehrern; aber bei dieser Arbeit müsse er doch gestehn, des Grellen und Bizarren allzuviel zu finden. Die Übersicht werde dadurch äußerst erschwert, und die Einheit gehe beinahe ganz verloren. Als die Sinfonie später mehrfach wiederholt wurde, glaubte derselbe Berichterstatte von seinem einmal eingenommenen Standpunkt nicht mehr abgehn zu dürfen. Aber von andrer Seite tönte es bald anders.

Am 7. April des Jahres 1805 wurde die Eroica zum erstenmal wirklich öffentlich gespielt in einem Konzert des Musikdirektors Element. Beethoven dirigierte selbst. Sehr interessant ist ein Bericht, den die Zeitung „Der Freimüthige“ über die Aufnahme des Werkes bringt. Danach spalteten sich die Zuhörer in drei Gruppen. „Die einen, so heißt es wörtlich (Thayer II, S. 275), Beethovens ganz besondre Freunde behaupten, gerade diese Sinfonie

sei ein Meisterstück, das sei eben der wahre Stil für die höhere Musik, und wenn sie nicht gefiele, so komme das nur daher, daß das Publikum nicht kunstgebildet genug sei, alle diese hohen Schönheiten zu fassen; nach ein paar tausend Jahren aber würde sie ihre Wirkung nicht verfehlen.“ Mit seinen „paar tausend Jahren“ hatte es der Berichterstatter auf einen kleinen Hohn abgesehen; wir freuen uns aber heute, daß die Eroica doch schon bei ihrem ersten Schritt in die breite Öffentlichkeit ein Häuflein verständiger Bewunderer fand. Die andern Gruppen bestanden aus solchen, die der Arbeit schlechterdings allen Kunstwert abspachen und darin nur ein ganz ungebändigtes Streben nach Auszeichnung und Sonderbarkeit sahen, und solchen, die zwar manche Schönheiten anerkannten, aber von Beethoven doch lieber Werke im Stile der beiden ersten Sinfonien, des Septetts usw. wünschten und von dem Fortschreiten auf dem neuen Wege Unheil für die Kunst witterten. Bemerkenswert ist noch der Schluß der Besprechung, der folgendermaßen lautet: „Das Publikum und Herr van Beethoven waren an diesem Abend nicht miteinander zufrieden. Dem Publikum war die Sinfonie zu schwer, zu lang, und Beethoven selbst zu unhöflich, weil er auch den beifallklatschenden Teil keines Kopnickens würdigte. Beethoven im Gegenteil fand den Beifall nicht auszeichnend genug.“

Der Meister ließ in solchen Fällen, im berechtigten Gefühl seiner Leistung, nicht mit sich spaßen. Glaubwürdig ist darum auch die Anekdote, daß, als man sich ihm gegenüber über die zu große Länge der Sinfonie beklagte, er geantwortet habe, wenn er eine Sinfonie schreibe, die eine Stunde dauere, so werde man sie wohl kurz genug finden. Begreiflich erscheint uns, daß er irgendwelche Änderungen vorzunehmen, wie man ihm mehrfach riet, entschieden zurückwies. Das einzige, worin er der öffentlichen Meinung entgegen kam, war, daß er, als die Sinfonie im Druck erschien, eine Bemerkung beifügte, des Inhalts, sie werde, mit Rücksicht auf ihre große Länge, am besten im Anfang eines Konzerts gespielt, ehe das Auditorium ermüdet sei. Die erste Veröffentlichung erfolgte im Stimmendruck im Oktober 1806 durch das Wiener Kunst- und Industriefontor mit der Widmung an den Fürsten Lobkowitz.

Es dauerte übrigens nicht mehr lange, bis aller ernstlichere Widerspruch verstummte. Die Wendung ging von Leipzig aus, das Verdienst, sie herbeigeführt zu haben, ist wahrscheinlich dem als Freund Goethes bekannt gewordenen Hofrat Rochlitz zuzuschreiben. Er redigierte in verdienstvoller Weise die schon genannte Leipziger Allgemeine musikalische Zeitung und hat wahrscheinlich selbst den Bericht über die mit Begeisterung aufgenommen ersten Aufführungen der Eroica in Leipzig im Winter 1806/07 geschrieben. Es heißt darin (Jahrg. IX, 1806/07, S. 497), daß man durch kurze Charakteristiken jedes Satzes die Hörer vorbereitet hatte, daß die gebildetsten Kunstfreunde der Stadt zahlreich versammelt waren, eine wirklich feierliche Spannung und Totenstille herrschten und sich erhielten, nicht nur während der ersten Aufführung, sondern auch während der zweiten und der dritten, die auf vielfältiges Begehren in wenig Wochen erfolgten. Das Orchester hatte sich freiwillig und unvergolten zu außerordentlichen Proben vereinigt, zur genauen

Kontrolle hatte man eine Partitur zusammengestellt, was damals, wo man meist nur nach den Stimmen spielte, noch eine Ausnahme war. So wurden nicht nur die Noten richtig abgespielt, sondern der Geist des Werkes erschloß sich ganz den Hörern. Der Bericht endigt mit dem Ausdruck der Überzeugung, daß man es mit einem außergewöhnlichen, genievollsten Werke zu tun habe.

Kurz vor dieser Korrespondenz war schon in derselben Zeitung (18. Februar 1807) ein besondrer begeisterter Aufsatz über die Eroica erschienen, der wahrscheinlich ebenfalls von Kochly verfaßt ist. Diesem wird endlich auch die richtige Veranstaltung der ersten Aufführung in Leipzig zuzuschreiben sein, durch die die Eroica zum vollen Durchbruch kam.

Von nun an lauten auch die Berichte aus Wien nicht mehr anders als begeistert, und verhältnismäßig rasch bürgert sich die Eroica in den deutschen Konzertsälen ein. Wenn sich auch hier und da noch ein leiser Seufzer über die Länge des Werkes Luft macht, so ist der Grundton der Berichte nun doch kein anderer mehr als der tiefster Ehrfurcht. Die Allgemeine musikalische Zeitung bringt bis 1827, also dem Todesjahre Beethovens, Korrespondenzen über Eroicaaufführungen aus Mannheim 1807, Prag 1807, München 1815, Kassel 1816, Bremen 1819, Weimar 1824, Quedlinburg 1824 (anlässlich der Klopstockgedenksfeier), Stuttgart 1827. Berlin folgte 1828, in Basel verzeichnet unsere Quelle zum erstenmal eine Aufführung im Winter von 1833 auf 1834. Die Generalregister der Allgemeinen musikalischen Zeitung 1798 bis 1818 und 1818 bis 1828 weisen die Aufführungen genau nach, sodasß nähere Angaben hier unnütz erscheinen.

Noch mehr aber als diese vereinzelt natürlich nicht vollständigen Berichte über Aufführungen wird die gute Aufnahme erwiesen durch die Veröffentlichung der Partitur, die der Bonner Verleger Simrod im Jahre 1823 veranstaltete.*) Sinfonien in Partitur herauszugeben, war damals noch etwas außergewöhnliches, daß Beethovens Sinfonien der Reihe nach in Partitur erschienen, tut am allerbesten die Bedeutung dar, die man ihnen schon zu Lebzeiten des Komponisten beimaß.

Und nicht nur Deutschland, auch das Ausland brachte die Eroica bald zu Ehren. Die Philharmonische Gesellschaft in London führte sie am 21. Februar 1814 zum erstenmal auf. Bald wurde sie regelmäßig aufgenommen, in den Jahren von 1824 bis 1834 fanden nachgewiesenermaßen sechs Aufführungen statt.***) In Paris soll das Werk nach Schindlers Erzählung***) zwar 1815 bei den Musikern Triasto gemacht haben; später aber, vom Jahre 1828 an, wurden die Konservatoriumskonzerte unter Leitung von Habeneck zu einer wahren Kultusstätte der Beethovenischen Muse, und auch die Eroica kam zu ihrem Recht.

Diese wenigen Mitteilungen über die Verbreitung tun dar, daß man unser

*) Die Anzeige findet sich auf Seite 408 des XXV. Jahrgangs der Allgemeinen musikalischen Zeitung. Der Preis der Partitur betrug 18 Franken.

**) G. Grove, Beethoven and his Nine Symphonies. London and New York. Sec. Ed. 1896. S. 91.

***) A. Schindler, Beethoven in Paris. München, 1842. S. 3 ff.

Werk schon früh zu schätzen wußte. Überraschend früh sogar müssen wir sagen, wenn wir bedenken, wie neu, wie stark abweichend vom Gewohnten der Inhalt war. Man liest oft Klagen darüber, daß Beethoven von seinen Zeitgenossen nicht verstanden worden sei. Diese sind völlig ungerechtfertigt. Es ist vielmehr überraschend, wie schnell das damalige musikalische Publikum Beethovens neue Ideen aufnahm, sich mit seinen nach jeder Richtung hin außergewöhnlichen bietenden Werken befreundete. Viel dürfte dazu beigetragen haben der glückliche Umstand, daß sich geistig hochstehende Männer, wie der genannte Rochlitz, warm für die Musik interessierten und ihren Einfluß geltend machten. Der Stand der musikalischen Kultur war damals, so dürfen wir sagen, überhaupt ein höherer, die Musik viel mehr eine allgemeine Sache der Menschheit als heute, wo zwar viel in die Breite aber wenig nach der Tiefe hin getan wird. Die Zeit Beethovens war seiner würdig, das hat sie durch die gute Aufnahme seiner Kompositionen, das hat sie vor allem mit dem freudigen Willkommen, das sie seinem ersten unsterblichen Monumentalwerke, der *Eroica*, entbot, bewiesen.

Karl Mef



Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Mülln)

1. Prometheus

(Fortsetzung)



angeschwiegen, lebhaft aufsteigender Zigarettenrauch, große Aufmerksamkeit, tiefe Ergriffenheit. Doktor Ramborn hatte sich in seinem Lehnstuhl zurückgelehnt und bohrte seine Augen in das Bild hinein. Pogge ließ seine Stirnlocke über die Augen fallen, rückte auf seinem Sessel hin und her und machte Bewegungen mit der Hand, als habe er Ton in den Fingern und knete das Bildwerk mit Knöchel und Daumen nach. Staffelfsteiger wühlte mit der Hand in seinem Haarschopf und war gestiesabwesend, und der Amtshauptmann sah zweifelnd von einem auf den andern und auf das Bild. Da hörte man aus dem Hintergrunde, wo Schwächting auf der Rücklehne eines seiner Großvaterstühle hockte, einen tiefen Seufzer und den Ausdruck: Gottsdonnerwetter! Nein scheußlich!

Groppoff nickte dem Redner zu, die andern aber sahen betroffen und entrüstet auf.

Ranu? rief Pogge, Schwächting, Mensch! Du hast wohl t' große Trallaram?

Es kam mir heraus gegen meinen Willen, sagte Schwächting. Da es aber einmal geschehen ist, kann ich nur wiederholen: Scheußlich, scheußlich!

Sage das ja nicht zu laut, erwiderte Pogge, sonst hören das unsre Kunstpolitizisten, halten dich für einen alten Tapergreiß und reißen deine Säckelchen herunter, daß dir kein Mensch mehr einen lumpigen Quadratfuß Bild abkauft. — Wissen Sie was, Staffelfsteiger, keinen andern Hintergrund, schicken Sie Strunt sein Bild zurück, wie es ist.

Ich finde aber doch, sagte Schwächting etwas eingeschüchtert, dieser Prometheus ist hundemäßig gezeichnet. Es würde diesem Überpackträger zum Vorteil gereichen, wenn er einen Überzieher anzöge. Und Überschuhe. Denn er hat ja Überbeine, toller, als wenn ihn Genelli gezeichnet hätte. Menschentinder, das soll ein Pro-

metheus sein? Das ist ein Rupp sack, der darum nicht schöner aussieht, weil er seine Lumpen ausgezogen hat. Wie ein Prometheus ausgesehen haben kann, das haben uns die Griechen gesagt; wie so ein kloßiger pommerischer Kerl ganz gewiß nicht.

Wirf zehn deiner klassisch gezeichneten Figuren zusammen, rief Pogge, du kriegst noch nicht einen halben Prometheus heraus wie diesen. Herr Doktor, was meinen Sie? wandte er sich an Doktor Ramborn.

Doktor Ramborn setzte seinen Kneifer auf und sagte: Wenn mir gestattet ist, ein Urteil zu äußern, so muß ich allerdings gegen Schwächting Partei ergreifen. Dieser Prometheus ist nicht der alte Göttersohn, der einst das Feuer vom Himmel brachte, sondern der Menschensohn, der nun das Licht bringt.

Und dazu muß er aussehen wie ein Hausknecht? warf Schwächting ein.

Nicht doch, fuhr der Doktor fort. Sie haben ja selbst schon das Wort ausgesprochen, auf das es hier ankommt. Dieser Prometheus ist der Übermensch. Die Fadel in seiner Hand ist das Licht des durchschauenden Erkennens. Die am Boden Liegenden sind die Vielwisielen, über die er erhabnen Mutes, lachenden Mundes hinwegschreitet. Denken Sie es sich möglich, daß man die stahlharte Lehre von der Herrschaft des Übermenschen in wohlgebauten Oktaven und klingenden Reimen darstellen könnte? Dazu gehören Säge wie Hammerschläge: Also sprach Zarathustra! Können Sie sich einen Propheten denken, der seine Weissagung in elegantem Französisch spricht, oder einen Hertules im Krokusjäckchen? Durfte Strunk hier durch schöne Form und Farbe —

Farbenlimonade, schaltete Staffelseiger ein.

— die herbe Größe seines Gedankens verschleiern? Was sind schöne Formen? Blumen zu unsern Füßen. Wir befinden uns hier jenseits von —

Von Gut und Böse, sagte Staffelseiger, der ungewöhnlich berebt war.

Verzeihung, erwiderte Ramborn, von Schön und Häßlich. Formen sind stumme Kreaturen. Erst der Geist in ihnen macht sie reden. Sobald sie aber zu reden anfangen, vergessen sie, wie sie gestaltet sind. So ist's, sagen sie, nicht: so sieht es aus. Die Wahrheit ist unerbitlich nackt. Was uns hier Prometheus zu sagen hat, ist die Offenbarung der letzten Dinge, ist die Predigt von der Allmacht des Willens. Er trägt seine Offenbarung in Händen, sie leuchtet von seiner Fadel. Er schreitet vorwärts in dem Rhythmus eines Heldengedichts, er schreitet hinweg über alles, was nicht schreiten kann, wie er selbst. Was kommt darauf an, ob dieser Prometheus schöne Glieder hat, wenn nur die Kraft seines Wesens, das heldenhafte Schreiten selbstherrlichen Wollens in ihm verkörpert ist.

Dann kommt es wohl auch nicht darauf an, sagte Schwächting, daß dieser Selbstherr der armen Frauensperson da am Boden in die Bisage tritt?

Es kommt nicht darauf an.

Na, ich danke. Ohne Mitleid immer hinein in die Bisage.

Warum Mitleid? Mitleid macht teilhaftig an dem Leide des andern. Mitleid erniedrigt den, der es fühlt.

Also kein Erbarmen, keine Nächstenliebe, keine Menschenpflicht, Hilfe zu leisten und den aufzurichten, der am Boden liegt?

Warum? Das sind diesseitige Dinge.

Hören Sie, Doktor, sagte Schwächting, ich finde den Gedanken Ihres Prometheus gerade so scheußlich wie seine Darstellung.

Ich will es nicht schelten, erwiderte der Doktor, wenn sich die Kleinen eine Moral der Nächstenliebe machen, sie brauchen sie ja. Aber der Herrenmensch hat seine Herrenmoral. Man muß mit den Blicken nicht an den Dingen des Vordergrundes haften bleiben, sondern in die ewige Ferne schauen. Dort liegt der Augenpunkt. Was dieses oder jenes Volk für Recht oder Unrecht, edel oder gemein gehalten hat, was dieser oder jener Religionsstifter für die ewige Wahrheit ausgegeben hat, das kommt und geht, das wechselt wie die Jahreszeit. Das bleibt, was im

Anfang war. Im Anfang war die Tat. Im Anfang war der Wille, der Herrenwille, der sich selbst will. Er kann nicht überall voll zur Erscheinung kommen. Die Natur begnügt sich damit, wenig Auserwählte zu schaffen, die zum Herrschen geboren sind, die große Menge ist da zum Dienen, ist der Boden, aus dem die wenigen edeln Pflanzen hervordachsen.

Das wäre also so, sagte Schwächling, wie im Meere: wenig Walfische und viele Heringe. Und die Walfische fressen die Heringe auf nach dem Rechte des Stärkern. Schlimm für die Heringe!

Können Sie es ändern? Es liegt einmal so, es liegt in der Ökonomie des Weltalls, antwortete Ramborn. Aber Sie brauchen doch nicht Hering zu bleiben. Werden Sie doch selbst Herr. Wenn Sie die Kraft dazu haben, andre zu beherrschen, so haben Sie auch das Recht dazu. Werfen Sie die Schranken, die sich die Kleinen errichtet haben, mit Ihrer Herrenhand zu Boden, wenn Sie es vermögen, so ist es Ihr Recht. Schreiten Sie hinweg über das Volk der Pygmäen, treten Sie dem, der liegt, auf den Nacken, es ist Ihr Recht. Napoleon fragte verwundert: Wie kommen die Menschen dazu, mit Wortwürfe zu machen und mich zu beurteilen wie jeden andern? Er hatte das Recht, für sich und seine Herrenmoral eine eigne Beurteilung zu beanspruchen.

Ja! sagte Schwächling, nicht übel für die Herren Herren. Aber ist das ein Grund, so zu grinsen, wie dieser Schlingel da?

Haben Sie noch nie etwas von dem goldnen Lachen gehört, Schwächling? fuhr der Doktor fort. Ich meine nicht das Gelächter, das durch den Ripfel des Lächerlichen entsteht, sondern das goldne, befreiende Lachen dessen, der sich über den Wirrwarr der Tiefe emporgeschwungen hat, die eine große Wahrheit vor Augen, den einen Herrenwillen in der Brust. Wenn es die Natur dem Adler vertrieben hätte, er müßte lachen, wenn er sich der Sonne entgegen schwingt. Der Löwe, der mit blutiger Brust vom Stege über seinen Feind kommt, er müßte lachen, und wer weiß, ob ers nicht tut. Dieses goldne Lachen ist es, das uns über den Weg tröstet, das uns vergessen macht, was noch vor uns liegt, das das Leid vergolbet. Meine Herren, lassen Sie uns den Schritten dieses Prometheus folgen. Das Auge ausschauend nach dem Morgenrote des neuen Tages gerichtet, der der Herrenseele scheinen wird. Sich selbst ausleben! Zu sich selbst Ja sagen! Herr sein über die Kleinen und über das Kleine in uns selbst! Keine Halbheiten, kein Rückfall in das Diesseitige, keine Selbstverkleinerung!

Der Doktor hatte mit edelm Feuer geredet, er war aufgestanden und hatte zu seiner Zuhörerschaft geredet als Professor und Prophet. Staffelsteiger wühlte mit beiden Händen in seinen Haaren, Pogge ließ seine Stimmlocke tief ins Gesicht fallen und dicke Tabakswolken aus seiner Stummelpfeife aufsteigen. Gropdock sah ganz merkwürdig aus und starrte mit weit geöffneten Augen bald auf den Prometheus, bald auf seinen Propheten. Und Schwächling hochte auf seiner Stuhllehne und lachte.

Nicht übel! nicht übel! sagte er. Zu sich selber Ja sagen ist eine schöne Sache für die, die sich nichts sagen lassen wollen. Der Niederjan sagt zu sich Ja, ist gründlich lieberlich und kommt sich dabei vor wie ein Held. Und schreibt wohl gar noch Bücher, die gerade so reinlich sind wie er selbst. Psui Psuud! Ist ja ein wahres Evangelium für die, die Lust haben, mit dem bewußten Ärmel am Zuchthaus vorbei zu streifen. Weiß Gott, sein ausgedacht! Ich will Ihnen was sagen, Doktor, eure ganze Weisheit ist papierne Weisheit, ein bedrucktes Feigenblatt für die Herren Schöfelinkis, ausgeföhnt von den Vielwühlern, die viel zu viel Zeit zum Tisteln haben. In den Romanen liest mans ja, aber in Wirklichkeit hat es eure Herrenmenschen niemals gegeben und wirks auch nie geben.

Haß nie gegeben? rief Staffelsteiger. Schwächling, schlagen Sie die Blätter der Geschichte auf, erblicken Sie sie, die herrlichen Gestalten der Renaissance, die nordischen Helden, die Weltbezwinger aller Länder und Zeiten!

Paß! Geschichte! entgegnete Schwächting. Ich will euch sagen, wie euereimer mit der Geschichte umspringt. Ihr reißt ein paar Blätter aus dem Geschichtsbuche, schneidet ein paar Männchen daraus und laßt sie nach euere Laune tanzen. Im Nebel sieht jede Krähe aus wie ein Adler. Seht euch nur eure Helden und Herren genau an. Euer Napoleon, was war der? Ein großer Leutekinder und ein großer Hanswurst. Eure Renaissancemenschen — ich kenne sie nur von weitem —, was waren sie? Große Lumpen und ausgegragene Ferkel. Jawohl, es gibt große Menschen, aber ihre Größe besteht in dem Leiden, das sie ertragen, in dem Hohen und Edeln, das sie gewollt haben. Der Teufel ist auch ein großer Mann, so eine rechte Herrennatur; aber ein kleiner Bursch, der sein Rinderpiel beiseite legt und pflichttreu seine Schularbeiten macht, ist größer als er.

Meine Herren, sagte Pogge, hört! hört! Schwächting glaubt an den Teufel.

Ob ich an den Teufel glaube oder nicht, mein Sohn, erwiderte Schwächting, das tut hier nichts zur Sache. Glaubt ihr denn aber an das, was ihr mit so hoher Andacht verkündigt, an euer Herrentum zum Beispiel? Laßt ihr einmal ein Vakuum ins Portemonnaie kommen, dann hat die Herrenherrlichkeit gleich ein Ende. Und es gibt noch mehr Dinge, die einen Menschen hübsch klein machen können. Und Sie, Doktor, sind mir viel zu gut für das dumme Zeug, das Sie sich aufgeflesen haben. Sie bringen den Herrenwillen, den Sie im Munde führen, am allerwenigsten fertig. Sie sind der erste, der sich durch Mitleid erniedrigt. Macht mir doch nichts weis. Die ganze Geschichte ist eine Mode, die jedermann mitmacht, wenn er auch an der Sache kein Gefallen findet. Jetzt ist Mode, den Höhepunkt der Kultur im wilden Tiere zu sehen. Flugs nehmt ihr eure Löwen- und Tigresselle um und brüllt gewaltig, bleibt aber doch, was ihr vorher wart, nämlich — Bähflämmer. Nein, eure Prometheus imponieren mir nicht. Ich glaube nicht an eure grauen Erbärmlichkeiten. Ich glaube an das ewig Schöne, Wahre und Große, und ich lasse mir von euch Kulturbazillen meine Ideale nicht zerfressen.

Auf diesen unerwarteten Ausbruch Schwächtings folgte eine Pause der Über-
raschung.

Nu seh einer det Naß, sagte Pogge, geht in die Kirche und feist.

Jetzt erhob sich lachender Protest von allen Selten gegen die Keßereien Schwächtings. Da aber alle zugleich sprachen, hatten sie wenig Wirkung. Schwächting wenigstens ließ sich davon nicht anfechten, vielmehr kletterte er von seinem Stuhle herab, verschwand in der Küche und trug Messer, Gabeln, Teller, Brot, Butter, einen halben Schinken und Konservendbüchsen heran.

Sieh mal, Hans, sagte Pogge, der sich dies ruhig gefallen ließ, das is det erste jeshette Wort, was du heute gesagt hast. Nun kommen Sie her, meine Herrschaften, langen Sie zu. Et is ja da. Zut un reichlich, wie in den besten jüdischen Häusern.

Es war spät in der Nacht, als sich die Gesellschaft trennte. Man hatte noch manche Flasche Wein getrunken und mit dem Eßbaren, das das Junggefellensheim zu bieten hatte, vorlieb genommen und noch vieles geredet, was hier nicht mitgeteilt wird, weil es mit dem Verlauf unsrer Geschichte nichts zu tun hat. Als sich der Doktor und Gropppoff am Kurhause gute Nacht sagten, reichte Gropppoff dem Doktor mit besondrer Wärme die Hand und bat, ihn doch ja zu besuchen. Ich bin, sagte er, hier in Tapniden etwas außer Berührung mit dem Zeitgeiste gekommen und möchte gern noch etwas darüber hören, wie man sich jenseits von Gut und Böse befindet.

An dem Abend, von dem wir eben berichtet haben, stand Doktor Ramborn noch lange am Fenster seines Zimmers. Die Welt draußen sah merkwürdig aus. Der Mond warf sein ungewisses Licht durch einen Schleier dunstiger Wolken. Die See lag bleich und unbeweglich da wie geschmolzenes Blei. In der Ferne wetterleuchtete es, und dort stand das rötliche Licht des Leuchtturms auf Kaiser Ort wie ein aufgehender Stern. Der Doktor sah das alles, doch stand lebhafter als

dieses äußere Bild ein inneres Bild vor seinem Geiste: Prometheus. Und davor er selbst, ein berebter Bote einer Weltanschauung der Zukunft. Es war ihm nicht unangenehm, sich dieses Bild zu vergegenwärtigen. Er hatte gut geredet, flüssig, schwungvoll und mit dem Nachdruck, den der Gegenstand forderte. Und er hatte Eindruck gemacht. Groppoff, ein Mann, der dem Gedankenkreise, den er eröffnete, ferngestanden hatte, war sichtlich bewegt gewesen. Und Schwächling? Ein guter Kerl, und in seiner Anschauungsweise ganz respektabel. Aber welcher enge Horizont! Welche armselige Kürze der Gedanken! Gleich denen eines Mannes, der den heutigen Tag als das allein mögliche preist und dabei vergißt, daß es gestern einen Tag gegeben hat, und morgen einen neuen Tag geben wird.

Nein nein, keine Halbheiten, keine Rückblende, keine Bettelzettelerei. Wer den so hochgepriesenen Kulturmissbrauch überwunden hat, wer die großen ewigen Linien, die die Grundlage des bunten Wechsels der Dinge und Meinungen bilden, zu lesen gelernt hat, wer das große Gefühl der göttlichen Gelassenheit kennt, die stolze Gleichgiltigkeit des Zuschauers, der die Komödie durchschaut, auch die Komödie, die man sich selbst in schwachen Stunden vorspielt, der ist — der hat — hm! — was hat er? Unzweifelhaft hat er das Höchste erreicht. Er ist glücklich, wenn er die eifrige einsame Spitze des Vergessens erstiegen hat. Er muß es sein in dem Bewußtsein, schwindelfrei einen Standpunkt einzunehmen, der so vielen durch tiefhängende Wolken ihr Leben lang verbüllt ist. Wie sagte der närrische Kerl, der Schwächling? Papierne Weisheit. Ach, Unsinn!

Mancher lernt es nicht. Um zu den Auserwählten zu gehören, zu den vornehmen Geistern, die mit dem Schwerte in der Hand die Dinge der alltäglichen Tiefe beherrschen, dazu muß man geboren sein. Durfte er, Ramborn, seine Geburt eine abliche nennen? Er erinnerte sich seines Vaters noch sehr gut. Sein Vater war ein hoher Beamter im Ministerium gewesen. Ramborn hatte ihn kaum anders gesehen als ins Ministerium gehend oder aus dem Ministerium kommend. Außer in der Zeit der Sommerfrische, wo er sich in die Hängematte legte und von niemand gestört sein wollte. Er hatte die Erinnerung, daß er von seinem Vater viel Liebe erfahren habe, wenn er sich auch dessen nicht mehr bewußt war, in welcher Weise sich diese Liebe geäußert habe.

Wenn der Vater Abends nach Hause kam, und die Mutter, die immer Grund zum Klagen und Schelten fand, ihr Lamento über den Heinz anhub, so sagte er: Ich bitte euch, laßt mich mit euern Erziehungskünsten in Ruhe. Zuletzt wird ein Mensch doch nur das, was er ist. Es ist schon schlimm genug, einen Baum fürs Spalier zurechtzuschneiden, einen Menschen nach dem Spalier ziehen zu wollen, ist mehr als eine Sünde, es ist eine Dummheit. Verderbt mir den Heinz nicht. Ich bin vollständig zufrieden, wenn er mir das Haus nicht ansteckt, und wenn die moralischen Pfützen, die er etwa gemacht hat, in der Stille aufgetrocknet werden. — Waren nun diese Grundsätze die Frucht eines sehr hohen und geklärten pädagogischen Standpunkts oder eine Umkleidung väterlicher Bequemlichkeit gewesen? Auch Frau Mama hatte sich auf ein allgemeines Lamento und gelegentliche vorwurfsvolle Betrachtungen, die weiter keine Folge hatten, beschränkt. Sie war durch ihre gesellschaftlichen Pflichten zu sehr in Anspruch genommen worden.

Beide waren längst tot. Heinz war unter die Vormundschaft seines Onkels Stadelberg gekommen, der ihn in eine Pension brachte, die Erziehungskosten pünktlich bezahlte, des Krabens Vermögen verwaltete, ihn aber im übrigen unbehelligt ließ. Als er Student wurde, stand ihm frei zu studieren oder sonst anzufangen, was er wollte. Natürlich studierte er Jura, doch war er nie in einem Kolleg gesehen worden. Er war mit literarischen Kreisen in Berührung gekommen, hatte sich als Dichter entdeckt und einen blutigen Einakter geschrieben und drucken lassen. Zur Aufführung des Einakters war es jedoch nicht gekommen, denn ein beuteluftiger Kritiker hatte auf das Büchlein Jagd gemacht und hatte es in tausend Stücke zerrissen. Grollend wandte Ramborn der Literatur den Rücken und wurde

Photograph, das heißt, er machte aus der Liebhaberei, herumzuknipfen, eine ernsthafte Sache und studierte die Photographie aus dem Fundament. Es dauerte nicht lange, so wurde sein Name unter denen der besten Amateure genannt. Dies führte ihn zu den Naturwissenschaften und diese zur Philosophie. Und die Philosophie hielt ihn fest. Ein Examen zu machen, dazu hatte er sich nicht verstehen können. Es war ihm ein entwürdigender Gedanke, sich als Examinandus behandeln und ausbeuteln zu lassen. Was war denn für ein Unterschied zwischen ihm und seinen gestrengen Herren Examinatoren? Er wußte manches nicht, was sie wußten, und sie wußten manches nicht, was er wußte. Und welches Recht hat ein denkender Mensch, einem andern denkenden Menschen gegenüber zu sprechen: So ist's und nicht anders! Schande halber hatte er sich aber doch den Doktor erworben auf Grund einer Schrift über ein biologisch-philosophisches Thema. Es war darin von der Bedeutung der Schädlinge im Haushalt der Natur die Rede, eine Frage, von der er inzwischen eingesehen hatte, daß sie falsch gestellt war und auch nicht weiter interessieren könne. Aber sie hatte ihm den Dokortitel eingebracht. Und allerdings, etwas muß der Mensch nicht bloß sein, sondern auch heißen. Jeder Ritter hat seinen Schild und sein Wappen. Schild und Wappen der Ritter vom Geisse ist der Doktor.

Gegen alle diese Kreuz- und Querszüge hatte der Onkel nichts einzuwenden gehabt, sondern nur hin und wieder die schüchternste Bemerkung gemacht, es sei Zeit, die Spielereien beiseite zu legen und einen ordentlichen Beruf zu ergreifen. Nur neulich, als Heinz die Absicht geäußert hatte, nach dem Osten zu fahren und unbekannte Gegenden zu entdecken und zu photographieren, hatte der Onkel lebhaft geantwortet: Recht, recht, Heinz! Ist mir lieb. Du mußt bei dieser Gelegenheit nach Tapniden fahren und nach dem Rechten sehen. Und wenn es so ist, wie ich vermute, und die Sachen dort faul stehn, so mußt du dein Kapital sogleich kündigen. Du wirst süßiges Geld brauchen können. Heinz hatte gebeten, daß man ihn doch mit solchen Kommissionen verschonen möchte, aber der Onkel hatte erwidert, er selbst habe keine Zeit, nach der russischen Grenze zu fahren, und er sei auch immer dagegen gewesen, Kapitalien so sorglos anzulegen, wie es seinem verstorbenen Schwager beliebt habe. Auch sei Heinz alt genug, selbst für sein Eigentum zu sorgen, und auch nicht reich genug, sich einen Hausminister zu halten. Das war ein fataler Auftrag, der sich mit seinen Ideen vom Herrtentum nicht gut vertrug. Der Heros am Kochherde und in Sorge, daß ihm der Drei anbrenne, eine schöne Aufgabe für Strunk!

In seiner Erinnerung tauchten ein paar schöne, große, glänzende Augen auf. Sie gehörten zu einem Gesicht, das er einst in der Zeit der schönen Jugendbeselei angeschwärmt hatte, Mary Hufelaud, noch dazu eine Base entfernten Grades von ihm. Sie war damals schon eine erwachsne junge Dame gewesen, schön, hochgewachsen und ernst, als er noch ein Primaner war, der zwar von seinem eignen Werte sehr überzeugt war, den aber sonst niemand ernst nahm, auch Mary nicht, obwohl sie sich die Huldigungen ihres Vettters gnädig gefallen ließ. Später war sie ihm aus den Augen gekommen. Sie hatte geheiratet, es hatte ein großes Gerede unter den Verwandten gegeben, sie war nach Dispenzen gezogen, und man hatte nichts wieder von ihr gehört, als daß ihr Mann gestorben sein sollte. Dieser also sollte er die Hypothek kündigen. Na ja, was war da weiter. Vertiehen ist nicht verheiratet. Man zieht sein Geld zurück, und sie sieht sich nach einer andern Hypothek um. Fertig. — War aber doch eine miserabile Sache, die ihm gegen den Strich ging. Bitten, vielleicht Tränen — er konnte so etwas durchaus nicht leiden. Kurioser Gedanke! Ob wohl Prometheus, der über die Leiber niedergerworner Menschen, die Leuchte seines Herrtentums in der Hand haltend, triumphierend hinwegschritt, Bedenken getragen haben möchte, eine Hypothek zu kündigen? Unsinn! Er hat nichts auf dem Leibe, wie soll er denn Hypotheken besitzen. Nicht Geld, Land ist Herrenbesitz.

2. Strandgut

Am andern Morgen stand Heinz Ramborn wieder am Fenster. Die Sonne schien draußen mit halbem Lichte durch Wolkenschleier, der Himmel sah aus wie mit dem Wesen gelehrt. Eine Bank von grauem Dunst lag in der Ferne über der See. Kein Lüftchen regte sich. Aber diese Stille hatte nichts Wohlthuendes. Auch die See wollte nichts von ihr wissen. Sie hob sich und senkte sich unruhig und warf klatschende Wellen an die Boote und die Schiffe. Dieses gedämpfte Sonnenlicht war photographisch sehr brauchbar, und so nahm der Doktor seinen Apparat und ging aus. An der Grenze des Kurgartens — wir haben schon gesagt, daß dieser Garten aus ein paar sandigen Rasenplätzen und einigen struppigen Bäumen bestand, Mauern oder sonstige Abgrenzungen waren nicht vorhanden — traf er den Panifat, der sein schwieriges Tagewerk mit einem Morgen Spaziergang begonnen hatte und bereit war, eine längere Unterhaltung anzuknüpfen und dem Doktor auf seine Frage eine Beschreibung der Umgegend zu geben. Da, wo beide, der Doktor und der Panifat, standen, kreuzten sich zwei Wege, deren einer die Hauptstraße von Tapniden war. Diese Hauptstraße führte nach links den Strand entlang durch die Länge des Dorfs bis zum Künstlerheim und verlief sich darüber hinaus in Wiese und Feld, sie führte rechts an einzelnen Häusern vorüber auch an die See und in die Nähe des Badestrandes. Der Weg, der diese Straße kreuzte, fing an der Spitze des Amtshorns an, da wo ein Signalmast errichtet war, führte an den Gebäuden und dem alten Turm des Amtes vorüber, kreuzte die Dorfstraße und wurde selbst zur Dorfstraße, an der Kirche und Schule lagen. Dann führte er durch die Dorfwiese und durch einen Busch von Erlen und Eichen zum preußischen Schloßchen. Nach der Seeseite also sprang in scharfer Spitze eine Landzunge ins Meer, auf der das Amt lag; rechts und links davon wick der Strand in flachen Bogen zurück, rechts den Hafen, links den Badestrand bildend. Nach der Landseite zu wurde das Dorf von Wiese und Busch abgeschlossen, und hinter dem Busche lag das preußische Schloßchen, kurz „der Hof“ genannt, mit seinem Acker. Hierhin hätte sich nun der Doktor begeben müssen, wenn ihm daran gelegen gewesen wäre, seines Onkels Auftrag auszuführen, aber er zog es vor, die Dorfstraße entlang zu gehn und im Künstlerheim vorzusprechen. Er traf nur Staffelseiger an, der, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, vor dem Prometheus saß, sich sein Haar zerwühlte und noch keinen Pinzel angerührt hatte.

Sehen Sie diese rot-grün-grauen Wirbel, Herr Doktor? fragte Staffelseiger. Er wies auf den rätselhaften Hintergrund des Strunkischen Bildes. Wofür halten Sie das?

Man kann es wirklich nicht genau sagen, was sich Strunk dabei gedacht hat, erwiderte der Doktor, vielleicht Wolken.

Ich will Ihnen sagen, was es ist, erwiderte Staffelseiger, es sind Wallungen. Hier Prometheus, der siegreiche Herrenwille. Was im Gottmenschlichen Wille wird, das bleibt bei denen, die nicht folgen können, Wallung. Hier ein Donnern des Siegs, und da ein qualvolles Wimmern der Weltseele, die den Schritten des eignen Sohns nicht folgen kann. Das ist es, Herr Doktor, was aus dem Hintergrund dieses Bildes mit siegender Gewalt hervorquellen soll. Was sagen Sie dazu?

Ramborn wußte in der Tat nicht, was er dazu sagen sollte. Die Philosophie der Wallung war ihm neu. Jedenfalls hatte er für diesmal genug davon. Er kaufte sich also durch ein paar Gemeinplätze frei und fragte nach Schnechtung und Pogge. Sie malten in der Nähe des Bruchteichs. Staffelseiger beschrieb den Weg dahin; aber er tat es in so mystischer Weise, daß sich Ramborn auf Grund dieser Beschreibung notwendig verlaufen mußte, was denn auch geschah. Sein Weg führte durch den Busch hindurch. Da er sich nun links wandte statt rechts, so geriet er in eine Gegend, wo der Boden unsicher wurde, und man sich trocknen Boden zwischen Bruch und Moor suchen mußte, und zuletzt gebot ein Bach mit unsichern Ufern Halt. Sich umkehrend kam der Doktor bald an den Rand des Busches

und sah vor sich eine Weide, auf der dürftige, am Hinterfuße gefesselte Kinder und Pferde ihr mageres Futter suchten. Dahinter lagen Felder, und in der Ferne zeichneten sich übereinander die Linien waldigen Flachlandes ab, unterbrochen von Teichen und Bruch. Man konnte nicht behaupten, daß sich die Gegend durch besondere Reize auszeichnet hätte, und doch war sie nicht reizlos für den, der ein Auge für Luft und Ferne und ein Ohr für die Sprache der Einsamkeit hat.

Dort rechter Hand lag ein Gutshof, offenbar das preussische Schloßchen. Dort also wohnte Mary, und dort hatte er seine Hypothek. Aber diese Hypothek interessierte ihn in diesem Augenblicke viel weniger als der landschaftliche Reiz, den das Schloßchen mit seinen zerstreuten Nebengebäuden und seinen Wamngruppen bot. Er stellte seinen Apparat auf und machte eine Aufnahme. Darauf ging er am Schloßchen vorüber, überschritt den Weg, der nach Tapniden führte, durchschritt einen Streifen Wald, stand auf einer sandigen Blöße und hatte vor sich die See und zu seinen Füßen den Strand — und zwar den Badestrand. Der Strand war offenbar gut, eben und glatt, ohne Klippen und Steintrümmer, aber die Badeeinrichtungen waren höchst mangelhaft. Ein paar schiefe Buden auf der Frauenseite, das war alles. Die Grenze zwischen dem Herren- und dem Damenstrande bildeten Fischerkähne, die gerade dalagen, und wenn die Kähne ansgefahren waren, dann war eben keine bestimmte Grenze vorhanden. Bei dem Mangel an Buden mußten die Fischerneße, die an Stangen zum Trocknen aufgehängt waren, als Kuffeln dienen. Und wenn die Neße nicht da waren, so mußte es auch so gehn. Oder man errichtete aus Schilf eine Art von Indianerhütten. Dies war eine Beschäftigung, der die Knaben mit glühendem Eifer oblagen. Jede Hütte hatte ihren besondern Namen, Flagge und sonstige Zeraten.

Doktor Ramborn war bei dem Anblicke des Badestrandes überrascht. Er hatte es nicht gewußt oder es wieder vergessen, daß Tapniden ein Badeort sei. Noch mehr überrascht war er von einer mythologischen Szene, die sich am Strande abspielte. Dort hielten zwei Reiterinnen, junge Mädchen, die in ihren bunten Badeanzügen wie Amazonen zu Pferde saßen und die Badetücher als Mäntel um die Schultern geworfen hatten. Um sie herum tanzte eine Kotte von größeren und kleinern Mädchen, ebenfalls in Badeanzügen. Man konnte die hellen Stimmen deutlich hören. Die eine der Reiterinnen, offenbar die Herrscherin der Schar, gebot Ruhe, hielt eine Ansprache und wies auf die See hinaus. Darauf stürzte sich die Schar, während die Badetücher in die Luft flogen, unter großem Geschrei im Sturm in die Wellen. Auch die Pferde spielten offenbar mit, sie galoppierten ins Wasser und lehrten ohne ihre Reiterinnen zurück, schüttelten sich und blieben am Strande stehn. Die Schar aber schwamm weit hinaus und tauchte wie die Enten. Weiter hin lagen einige wohlbeleibte Damen wie Seehunde im flachen Wasser.

Um nicht den Schein zu erwecken, als wolle er die badenden Damen beobachten, wandte sich Ramborn nach rechts, wo er den Herrenstrand vermutete. Er hätte es nicht nötig gehabt. Man war in diesem entlegnen Neste so vorurteilsfrei wie in manchem Weltseebade. Er hatte nicht weit zu gehn, so stand er vor einem Hause, das wie der Zwillingbruder des Künstlerhelms aus sah. Auch dieses Haus stand zwischen Prachtexemplaren alter knorriger Weiden. Es war alt und verwittert, und Regen und Rauch hatten ihm die feinen und harmonischen Farbtöne gegeben, die nichts Neues aufzuweisen haben, und die dem Maler so willkommen sind. Auch hier trugen die Fensterläden die blaue Nationalfarbe, doch saß auf den Giebeln statt der Pferdelläpfe der litauische Hahn. Auch war die Umgegend des Hauses malerisch verhöht durch sorglos stehn gelassene Adergeräte und Hausen gepaltnen Holzes. Nach der Seejeite zu waren ans Brettern und Pfählen ein paar Bänke und Tische errichtet. Auf einer der Bänke saß ein Herr, der eine Seemannsmütze aufhatte und durch sein Fernrohr die Fischerkähne auf See mit einer Aufmerksamkeit beobachtete, als ob es Panzerschiffe wären.

Ramborn freute sich über die malerische Wirkung dieses Motivs. Die kräftigen

Schatten, der interessante Umriss von Haus und Bäumen vor der See und das aufsteigende Gewölk versprachen ein Bild künstlerischen Charakters zu geben. Auch der Mann mit dem Fernrohre paßte so gut in das Bild, als wenn man ihn absichtlich dorthin gesetzt hätte. Sogleich stellte er seinen Apparat auf. Die Zweige der Bäume hielten leidlich still. Aber der Herr mit seinem Fernrohre war unausstehlich beweglich. Jedesmal wenn Ramborn ansetzen wollte, nahm er das Glas vom Auge, oder er griff nach der neben ihm liegenden Karte, oder er änderte seine Stellung. Es blieb Ramborn nichts übrig, als hinzugehn und den Herrn zu bitten, einen Augenblick still zu halten. Nun entwickelte der Herr einen solchen Eifer im Stillstehen, daß er ermahnt werden mußte, eine natürliche Haltung zu bewahren. Im Nu war die Aufnahme gemacht.

Erlauben Sie, mein Herr, fragte der Herr, ist die Aufnahme gut geworden? — eine Frage, die fast jedesmal gestellt wird, und die den Photographen jedesmal ärgert, weil er doch nicht wissen kann, was später bei der Entwicklung zutage kommen wird.

Ausgezeichnet, antwortete Ramborn.

Aber erlauben Sie mal, sagte der Herr, der von der Antwort überrascht zu sein schien, woher können Sie denn das überhaupt wissen?

Aber erlauben Sie mal, erwiderte Ramborn, wenn man nicht wissen kann, ob eine Aufnahme gelungen ist, warum fragen Sie denn danach?

Beide lachten.

Ich finde das äußerst — wirklich äußerst — äh. Der Herr sprach so gewählt, daß er ins Lispeln verfiel. Gestatten, daß mich vorstelle: Kügélchen, Viktor Kügélchen.

Doktor Ramborn.

Hier möge eingeschaltet werden, daß Herr Viktor Kügélchen das B seines Vornamens so klein zu schreiben pflegte, daß es für „von“ gelesen werden konnte. Da es nun den nicht unbekannt Namen von Kügélchen gibt und Kügélchen keinen Widerspruch erhob, so pflegte er allgemein Herr von Kügélchen genannt zu werden, obgleich er so wenig von Adel war wie ein Herr Schulze, der von einem Wiener Fiakerkutscher Herr von Schulze genannt wird. Es möge mir denn auch gestattet sein, dem Namen Kügélchen das nicht berechnigte Zierwort „von“ anzufügen.

Erlauben Sie mal, sagte Herr von Kügélchen, habe da mal in der Fortschrittzeitung einen Artikel gelesen von einem gewissen H. Ramborn oder Ramborg über die Ronne als Schädling. War das vielleicht ein Vetter von Ihnen?

Habe ich selbst geschrieben.

Nun sehen Sie mal! Das ist ja äußerst — äh! In derselben Nummer, in der ich eine höchst interessante Geschichte von einem äußerst heldenhaften Rebhuhn erzählt habe. Und daß wir uns nun hier in ultima Thule in Lockets „Gistbude“ treffen müssen! Wir haben hier nämlich auch unsre Gistbude wie da hinten in — in — Nordorney, wenn auch etwas simpler. Dafür ist man hier aber auch mehr unter sich. Überhaupt, es ist wirklich alles mögliche, was man hier in Lapiden bietet. Man kommt allen berechtigten Wünschen entgegen, das muß man wirklich sagen. Na ja, so elegant wie in Ostende oder Westerland ist es freilich nicht. Dafür kostet das Glas einfachen Papenhofers Biers auch nicht dreißig Pfennige. Promenadenzerte haben wir freilich auch nicht, wie in Scheveningen. Haben Sie die Philharmoniker aus Berlin dort gehört? Einfach großartig. Auch die Badebuden lassen manches zu wünschen übrig. Dafür leben wir hier auch sozusagen im Stande paradiesischer Unschuld. Sehen Sie mal die jungen Mädchen da unten, das finde ich äußerst, ha! ha! wirklich äußerst interessant. Aber der Strand — kann ich Ihnen versichern — ausgezeichnet, und der Wellenschlag — tadellos.

Dazu hatte Doktor Ramborn nicht viel zu bemerken. Er schwieg also und hatte Zeit, den Redner zu beobachten. Er sah aus wie ein älterer Junggesell unbestimmten Berufs und war in etwas dürftiger Eleganz gekleidet. Jedenfalls saßen seine Handschuhe auf einen langen und beschwerlichen Dienst zurück. Aber das Fernrohr war vortrefflich, und die Karte war ein Abschnitt der großen Generalstabkarte.

Also Sie haben über die Nonne geschrieben, fuhr Herr von Kugelchen fort, daß wird Hohheit riesig interessieren.

Hohheit? fragte Ramborn, welche Hohheit?

Ja, antwortete Herr von Kugelchen, Hohheit ist unser gestrenger Herr Amtshauptmann, der seine liebe Not mit der Nonne hat. Haben ihm ganze Wälder aufgegriffen. Hat übrigens eine Nonnenlaterne erfunden, fängt großartig, wirklich äußerst — kennen Sie schon Herrn Groppeff?

Ja, ich habe gestern Abend seine Bekanntschaft gemacht, sagte der Doktor, und habe daran gedacht, ihm meinen Besuch zu machen.

Tun Sie das ja, Herr Doktor, riet Herr von Kugelchen. Wer diesen Herrn zum Weistand hat, findet am besten Rot und Tat — he! he! In der Tat — he! he! Ist nämlich Selbstherrscher aller Neuzen in diesem von sonstiger Obrigkeit unbedeckten Erdenwinkel. Ah Frau Rechnungsrat, Frau Obersteuertrollkollor, es ist mir eine große Ehre, Ihnen Herrn Doktor Ramborn vorzustellen, einen gediegenen Kenner der Waldschädlinge. Er hat nämlich in derselben Nummer der Jagdzeitung über die Nonne geschrieben, in der ich über eine äußerst — heiligmütige Tat eines Rebhuhns berichtet habe. Herr Doktor Ramborn, Frau Rechnungsrat Dufede, Frau Obersteuertrollkollor Lämmerbein.

Sehr angenehm! Sehr angenehm!

Dem Doktor wars nicht gerade lieb, daß er als Nonnenkenner ausgerufen wurde. Er hatte sich ja nur ganz vorübergehend mit ihr beschäftigt. Auch lag ihm nicht daran, die Bekanntschaft kleinstädtischer Größen zu machen. Doch durfte er sich, ohne unhöflich zu erscheinen, neuen Bekanntschaften nicht entziehen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Fast zugleich mit der bestimmten Ankündigung einer für den Herbst bevorstehenden Reichsfinanzreform tritt in auffälliger Übereinstimmung in den Organen des Zentrums und der nationalliberalen Partei das Verlangen nach einer größeren Selbständigkeit des Reichsschatzsekretärs auf. Bei den Nationalliberalen ist das bekanntlich eine ihrer alten Illusionen, die an Bismarcks Widerspruch gescheitert ist und wohl ebenso an dem Widerspruch jedes seiner Nachfolger scheitern muß. Denn die größere Selbständigkeit des Reichsschatzsekretärs kann sich doch nur auf Kosten des Reichskanzlers vollziehen. Ein selbständiger nicht nur, sondern schon ein selbständigerer Staatssekretär des Reichsschatzamts, der mehr wäre als ein dem Reichskanzler untergeordneter Beamter, würde doch natürlich eine *capitis diminutio* des Reichskanzlers bedeuten. Es genügt, in dieser Hinsicht an das Bismarcksche Wort zu erinnern: „Ein Kollege würde zugleich mein Nachfolger sein.“ Das Streben parlamentarischer Fraktionen in dieser Richtung ist durchaus erklärlich: die Konservativen würden kaum imstande sein, aus ihrer Mitte einen geeigneten Kandidaten für diesen Posten zu präsentieren, folglich müßte er entweder aus dem Beamtentum, zumal aus dem nichtpreussischen, oder aus den andern Parteien hervorgehen, und da kämen dann zunächst die Nationalliberalen und das Zentrum, bis auf weiteres sogar wohl nur diese beiden Gruppen in Betracht. Die Nationalliberalen betrachten die Anwartschaft auf den aus ihrer Idee hervorgegangenen „Reichsfinanzminister“ als ein altes Recht; dem Zentrum ist der Appetit erst beim Essen gekommen. Wie das Reich nun einmal organisiert ist, kann es keinen zweiten selbständigen Minister neben dem verfassungsmäßig verantwortlichen Reichskanzler vertragen. Denn der selbständige Schatzsekretär, der selbständig die Budgets der Ressorts beschneidet, ohne einem Einspruch oder Auftrag des Reichskanzlers unter-

geordnet zu sein, wäre tatsächlich der Leiter unsrer Politik, nicht etwa der innern, sondern auch der auswärtigen. Denn wenn er über die Höhe der Ausgaben für Armee und Marine selbständig zu befinden hat, so schreibt er damit dem Reichskanzler die Summe von Machtmitteln vor, die diesem für die Durchführung seiner Politik zur Verfügung stehen oder notwendig erscheinen.

Ein Schatzsekretär, der soundsoviel Regimenter oder Schiffe aus eigener Machtvollkommenheit streichen könnte, würde damit zum eigentlichen Lenker der deutschen Geschichte, weil er ganz allein das Maß unsrer Wehrhaftigkeit beherrschen würde. Das gäbe sehr bald einen unmöglichen Zustand. Das Maß unsrer Wehrhaftigkeit muß im engsten Zusammenhang mit den Anforderungen der internationalen Lage stehen. Es wäre sicherlich sehr leicht, durch einen Abstrich von fünfzig Millionen bei Heer und Flotte die Reichsfinanzen in Ordnung zu bringen. Vielleicht ist man sogar im Reichsschatzamt dieser Meinung gewesen, an Anläufen in dieser Richtung soll es wenigstens nicht gefehlt haben. Es kann nun aber ganz und gar nicht in der Absicht liegen, die Schwierigkeiten, die die bayrische Zentrumsdemokratie durch den von ihr geübten Fraktionsterrorismus dem Reiche bereitet, noch dadurch zu steigern, daß sich diese reichsverderberischen Tendenzen in ihrem Kampfe gegen die Wehrhaftigkeit des Reichs auf eine Behörde stützen könnten, die selbst nach dieser Richtung im Konflikt läge. Soll es überhaupt neben dem Reichskanzler einen Reichsfinanzminister geben, so müssen die andern Ressortchefs des Reichs gerade ebenso selbständig hingestellt werden, und es muß der Ausgleich innerhalb der Reichsinteressen, der jetzt durch die Entscheidung des Reichskanzlers geschieht, per majora innerhalb des Reichsministeriums geschehen. Daß daneben ein Bundesrat und die Mitwirkung der Bundesregierungen kaum noch möglich wäre, dürfte als selbstverständlich anzusehen sein: ein selbständiger Schatzsekretär wäre somit ein Schritt in militärischer Richtung, wie er seit 1867 nicht getan worden ist, und der dem Grundgedanken der Reichsverfassung direkt zuwiderläufe.

Um einem so gestellten Schatzsekretär die Unterlagen für seine Entschlüsse zu geben, müßte nicht nur das Auswärtige Amt ihn über alle Wendungen und Wandlungen der auswärtigen Politik, auch für die nächste Zukunft, auf dem laufenden erhalten, sondern auch die Militärverwaltung und die Marineverwaltung müßten ihn mit ihren geheimsten Absichten vertraut machen, kurzum er würde der Reichskanzler unter einem andern Titel, und der eigentliche Träger des Titels müßte sich eigentlich auf den Vorsitz im Bundesrat beschränken. An eine solche Zerstückung des Reichsorganismus ist selbstverständlich nicht zu denken. Daß es Bundesregierungen gäbe, die aus Finanzkalamität oder Zentrumsfurcht einer solchen Einrichtung zustimmen würden, ist verständigerweise wohl nicht anzunehmen; ausgeschlossen ist jedenfalls, daß sich die Krone Preußen in solcher Weise ihrer Hoheits- und Machtbefugnisse entleibete. Es unterliegt doch keinem Zweifel, daß ein solcher Reichsschatzsekretär eine viel bedeutendere Stellung hätte, als sie der Finanzminister in Preußen hat, denn er wäre nicht nur Finanzminister des Reichs in eigener Unverantwortlichkeit, sondern zugleich der eigentliche Finanzchef aller Einzelstaaten, es wäre die Finanzdikatur in ganz Deutschland. Zentrumsblätter haben aber außerdem noch verlangt, daß der Schatzsekretär Mitglied des preussischen Staatsministeriums sein müsse. Diesem Gedanken liegt nur der Wunsch zugrunde, auf dem Umwege über den Schatzsekretär dem Zentrumsseinfluß in Preußen zu größerer Macht zu verhelfen und den preussischen Finanzminister, der nicht nach dem Geschmack des Zentrums sein mag, matt zu setzen. Auch dazu dürfte die Krone Preußen die Hand nicht bieten, ebensowenig denkt Graf Bülow daran.

Die Stellung des Zentrums zu den verhältnismäßig recht bescheidenen Anforderungen des Kriegsministers hat ziemlich nahe an einem ersten Konflikt vorübergeführt. Die bayrische Zentrumsdemokratie trug sich mit großen Streichungsabsichten, aber es hieß das Verantwortlichkeitsgefühl des Kriegsministers sowohl als des Reichskanzlers unterschätzen, wollte man die Annahme zulassen, daß diese die Sicherheit Deutschlands von den Wahlbedürfnissen der Herren Schädler und Heim ab-

hängig machen könnten. Auf Einzelheiten soll hier nicht weiter eingegangen werden, jedenfalls hat man die Erfahrung gemacht, daß Bescheidenheit in der Forderung diesen Leuten gegenüber so wenig am Platze ist wie Entgegenkommen in der Haltung. Für diesmal behält der verständigere Teil des Zentrums wohl noch die Oberhand, namentlich die preussischen Abgeordneten empfinden in ihrer Mehrheit die Unerträglichkeit, sich von ihren radikalern bayrischen Parteigenossen so terrorisieren zu lassen, wie diese es im bayrischen Landtage mit so großem Erfolge auch der Regierung gegenüber treiben. Auf Seiten der Militärverwaltung besteht die feste Überzeugung, daß die Verstärkung der viele Jahre arg vernachlässigten Reiterwaffe — vernachlässigt aus finanziellen Rücksichten — nunmehr zu einer unerläßlichen und unaufschiebbaren Notwendigkeit geworden ist. Das anzustrebende Minimum erheischt fünfzehn neue Regimenter, von denen die Militärvorlage leider nur neun, und auch diese unter Anrechnung der bestehenden sieben Eskadrons Jäger zu Pferde gefordert hat. Preußen soll sechs, Bayern ein und Sachsen zwei Reiterregimenter aufstellen; wie die noch nicht geforderten sechs Regimenter zu verteilen wären, ist noch nicht mitgeteilt worden, doch kann man annehmen, daß fünf auf Preußen, eins auf Bayern kommen sollen. Sachsen würde also für seine gänzlich kavallerielose vierzigste Division jetzt endlich eine Kavalleriebrigade erhalten und damit acht Reiterregimenter haben. Für Bayern würde nach Aufstellung des einen neuen Regiments immer noch ein zwölftes fehlen; zurzeit hat die sechste bayrische Division ebenso wie die vierzigste in Sachsen keine Kavallerie. Reiterregimenter lassen sich nicht improvisieren. Will man fünfzehn neue Regimenter aufstellen, so gehört dazu die Vorbereitung des Offiziers- und des Unteroffiziersersatzes sowie der Remonten. Rechnet man auf die Schwadron nur 135 Pferde, so verlangen dreißig neue Schwadronen über 4000 Pferde, und die deutsche Pferdezüchterei ist auf einen solchen Mehrbedarf nicht eingerichtet. Die Tiere müssen, zum größten Teil wenigstens, erst gezüchtet werden, will man den Wert unsrer jetzt vortrefflich berittnen Kavallerieregimenter nicht schmälern.

Schon für die jetzt geforderten neun Regimenter ist mit Schwierigkeiten dieser Art gerechnet und deshalb ihre Verteilung auf fünf Jahre vorgegeben worden, obwohl von den 45 Schwadronen schon 17 als Jäger zu Pferde vorhanden sind. Um so richtiger wäre es also wohl gewesen, auch die Fristen für die noch nicht geforderten 30 Schwadronen (6 Regimenter) jetzt gleich gleichmäßig festzulegen. Nachdem seit dem Kriege keine Vermehrung der Kavallerie mehr eingetreten ist, hat sich die Nation leider des Gedankens entwöhnt, daß eine solche notwendig werden könnte. Unverständige Militär- und Nichtmilitärschriftsteller haben alljährlich in Manöverberichten und sonstigen Zeitungsbartikeln bewiesen, daß die Zeit für die Kavallerie bei den heutigen Feuerwaffen vorüber sei, die Reiterwaffe werde zu einer Paradespielerei und sei einer Einschränkung fähig. Wir haben in der Tat fünf neue Armeekorps und zwei neue Divisionen aufgestellt (das 16., 17., 18. und 19., sowie das 3. bayrische Armeekorps und zwei dritte Divisionen beim 1. und 14. Armeekorps) ohne ein einziges Kavallerieregiment zu errichten, während zwölf Divisionen eigentlich ein Minimum von 24 Regimentern, nach der jeinerzeit von Kaiser Wilhelm dem Ersten aufgestellten Norm von 6 Regimentern für das Armeekorps sogar deren 36 haben müßten. Man kann daraus entnehmen, wie außerordentlich bescheiden die Forderung von nur 15 Regimentern ist — noch nicht die Hälfte — und auch diese auf einen kaum absehbaren Zeitraum verteilt! Mit diesen neuen fünfzehn Regimentern werden wir nach sechs bis acht Jahren für die Kriegsformation je ein Regiment für die Infanteriedivision und zehn Kavalleriedivisionen erhalten. Auch dann werden im Kriegsfall für die Festungs- und Küstenbesatzungen, für Okkupations- und Etappenzwecke usw. immer noch Reservekavallerieregimenter in größerer Anzahl nötig sein. Außerordentlich töricht ist dabei die Annahme, daß die Niederlage Rußlands in Ostasien eine militärische Erleichterung für uns bedeute. Erstens ist gerade Kavallerie von unsrer Ostgrenze wenig nach Ostasien abgezogen worden, zweitens liegt die Gefahr eines polnischen

Aufstands vor uns, dem nach Lage der Dinge in der habsburgischen Monarchie der Segen Osterreichs nicht fehlen, und der vielleicht den Keim großer Entwicklungen in sich bergen würde, drittens wird Rußland um so mehr darauf bedacht sein, sein in Ostasien eingebüßtes Prestige der russischen Waffen in Europa wieder aufzurichten. Von andern Mächten soll hier nicht weiter die Rede sein. Die internationale Lage ist somit nur zu sehr danach angetan, die gespannteste Aufmerksamkeit unsrer politischen und militärischen Turmwächter in Anspruch zu nehmen. Zum Glück fehlt es daran nicht.

Herr von Rottenburg hat in der Nationalzeitung einen längern Verteidigungsartikel veröffentlicht, worin er sich für die von ihm bekundete sozialpolitische Auffassung durchweg auf Bismarck beruft. Daß er hierin irrtümlich, wenn nicht sehr willkürlich vorgegangen ist, ist ihm in den Hamburger Nachrichten speziell dargelegt worden. Außerdem hat Herr von Rottenburg nach dem Jahre 1890 mit dem ersten Reichskanzler keine oder doch nur eine einmalige Berührung gehabt, während Zeugen genug vorhanden sind, nach den sehr offenen Äußerungen Bismarcks in den letzten acht Jahren seines Lebens zu bekunden, daß eine Sozialpolitik, die immer nur die Erweiterung der Rechte der Arbeiter im Auge hatte, ohne diese an ihre Pflichten zu mahnen, nicht streng genug beurteilt werden könne. Auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung ist heute schon weit mehr geschehen, als Bismarck je beabsichtigt hatte. Aber um eine mehr oder weniger richtige Interpretation der Absichten Bismarcks hat es sich in der Kritik, die Herr von Rottenburg im Abgeordnetenhaus und in der Presse erfahren hat, auch gar nicht gehandelt, sondern darum, daß es für einen Kurator einer Universität, den Chef einer Aufsichtsbehörde des Staats, unzulässig ist, in der Weise, wie Herr von Rottenburg es getan hat, in einem Streite zwischen Unternehmern und Arbeitern öffentlich Stellung zu nehmen und Partei zu ergreifen. Das mag sehr edeln Regungen entspringen sein, ist aber nicht unbedenklich und nicht ungefährlich, sowohl in bezug auf die Arbeiter als auf die akademische Jugend, die damit in völlig unrichtige Wege und zu einseitigen Auffassungen verletzt wird.

Überhaupt bietet die Vergewerksangelegenheit noch immer recht ernste Ausblicke dar. Die dem Landtage vorgelegten Gesetzentwürfe werden in beiden Häusern einem ziemlich lebhaften Widerstande begegnen, und wenn die Botsische Zeitung demgegenüber schon mit einem „Reichsberggesetz“ droht, so übersieht sie, daß der preussischen Regierung nicht daran gelegen sein kann, den preussischen Landtag durch den Reichstag — zumal durch den jetzigen — majorisieren zu lassen. Das könnte zu unheilvollen Konsequenzen führen. Schließlich ist der preussische Staat selbst ein großer Vergewerksbesitzer; als solcher kann er sich Gesetzen unterwerfen, die er sich selbst gibt, aber er kann sich in seinen Eigentumsrechten niemals einer Gesetzgebung beugen, die nur der Ausdruck der heutigen Reichstagsmehrheit sein würde. Auch der preussische Staat will und muß in seinem Hause Herr sein. Hier heißt es: principis obsta. Wohin würden wir kommen, wenn sich das Reich auf jedem der zufälligen Reichstagsmehrheit zusagenden Gebiete zum Herrn der Landesgesetzgebung machen wollte! Der König von Preußen ist deutscher Kaiser, aber der deutsche Kaiser als solcher nicht König von Preußen. *s*

Italienische und französische Kirchenpolitik. Schon seit Jahren, besonders seit der Wahl des jetzigen Papstes, haben die Grenzboten darauf aufmerksam gemacht, daß eine Annäherung, ein Ausgleich zwischen dem Papsttum und dem Königreich Italien nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liege. In der Tat hat sich nun unter Pius dem Zehnten fast unmerklich eine entscheidende Wendung vollzogen. Sie kann nicht mehr überraschen. Tatsächlich, so führt ein Aufsatz von Romolo Murri in der Nuova Antologia vom 1. Februar aus, hat immer ein modus vivendi zwischen Curial und Vatikan bestanden. Der Staat hatte dieses

Verhältnis durch das Garantiegesetz von 1871 mit aller möglichen Rücksicht geregelt und jede herausfordernde Haltung vermieden, und die große Mehrzahl der Italiener war immer überzeugt, daß der Verlust der weltlichen Herrschaft im Interesse der Kirche selbst sei; die radikalen Intransigenten, die dem Papsttum feindselig gegenüberstanden, bedeuteten wenig und hatten auf die Kirchenpolitik der Regierung keinen Einfluß. Das blieb auch unter der Herrschaft der Linken so; nur Crispi schwankte zuweilen und ließ die starke Herausforderung zu, die in der Errichtung eines Denkmals für Giordano Bruno auf dem Campo dei Fiori (1889) lag. Zanardellis schwaches Ministerium hatte andre Sorgen, und das Gesetz über die Ehescheidung von Staats wegen scheiterte an dem Widerspruche der großen Mehrheit. Dazu wirkte die Rücksicht auf das hohe Alter Leo's des Dreizehnten dessen Tod eine Wendung bringen konnte. Allerdings hatte auch dieser Papst genau wie sein Vorgänger dem Quirinal prinzipiell feindselig gegenübergestanden; wenn Pius der Neunte die Okkupation Roms immer nur als etwas Vorübergehendes betrachtet hatte, so hatte sein Nachfolger seine ganze Politik auf die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft gerichtet. Aber praktisch waren die extremen Merikalen gerade so schwach wie auf der andern Seite die kirchenfeindlichen Nabilalen, und in der Masse der Katholiken vollzog sich mit der wachsenden Überzeugung, daß die Wiederherstellung des Kirchenstaats unmöglich sei, die Rückkehr zu dem alten liberalen Katholizismus (Cavour's), der vom Staate die Respektierung der kirchlichen Freiheit verlangte, der Kirche aber eine rein religiöse Aufgabe zuwies, also ein friedliches Nebeneinander erstrebte. Auf diesen Standpunkt hat sich auch der Katholikentag von Bologna im November 1903 gestellt. Pius der Zehnte hat den formellen Protest gegen die Okkupation Roms aufrecht erhalten, weil die Tradition noch viel zu stark ist, aber für die „Katholiken“ Italiens ist die alte Abstinenzpolitik nicht mehr der Angelpunkt ihres Verhaltens zum Staate, und obwohl der Papst auch das Verbot der Teilnahme an den politischen Wahlen (das *non expedit*) nicht förmlich aufgehoben hat, so sieht er doch zu, daß sich die Katholiken unter seinen Augen zu einer politischen Partei organisieren, an den Wahlen zum italienischen Parlament teilnehmen und dabei die monarchische Ordnung und Einheit Italiens gegen Republikaner und Sozialdemokraten stützen. Das trat zuerst in Bergamo hervor, wo die Merikalen von jeher besonders gut organisiert sind; es wiederholte sich dann in einer Reihe oberitalienischer Städte. Intransigente römische Blätter, wie die *Voco della Verità*, die päpstlicher sein wollten als der Papst, waren bestürzt und verwirrt, Republikaner und Sozialisten überrascht, auch die sogenannte unabhängige christliche Demokratie, die ebenfalls die Versöhnung mit dem Staate erstrebte, aber auf demokratischer Grundlage, wurde durch den Anschluß der Katholiken an die Konserwativen beiseite gedrängt, und der Papst hat sich mehrfach (so neulich wieder in einem Schreiben an den Kardinal Svampa) gegen sie erklärt.

Allerdings, der Verzicht auf die weltliche Herrschaft ist sozusagen nur negativ, zu einem förmlichen Abkommen (*accordo*) mit dem Staate ist es nicht gekommen, wird es auch in absehbarer Zeit nicht kommen. Ebenjowenig kann die römische Kirche in einem fast rein katholischen Lande wie Italien auf alle politische Betätigung verzichten, dafür ist die Hierarchie viel zu mächtig und zu populär; das nordamerikanische „System“ ist in Italien ganz unmöglich. Möglich ist hier nur ein friedliches und freundliches Nebeneinander beider Organisationen, des nationalen Staats und der römischen Kirche, also gegenseitige Respektierung der Interessen, Unterstützung des Staates gegen auflösende Tendenzen von der einen, Verzicht zum Beispiel auf die Einführung der gesetzlichen Ehescheidung von der andern Seite. Das weitere muß die Zukunft bringen. Aber welchen ungeheuern Fortschritt ein solches stillschweigendes Abkommen für beide Teile und vor allem für den italienischen Nationalstaat bedeutet, der jahrzehntelang an dem Mißverhältnis zur Kirche wie an einer offenen zehrenden Wunde litt und auch im Auslande überall der Feindschaft der eignen Hierarchie begegnete, liegt auf der Hand. Der patriotische Italiener ist nun nicht mehr gezwungen, ein Feind seiner Kirche zu sein, außerhalb deren es

für ihn tatsächlich keine Religion gibt, der italienische Priester muß nicht mehr ein Feind seines Staats sein.

Inwiefern diese Wendung mit der jüngsten französischen Kirchenpolitik zusammenhängt, ist ziemlich klar. Der Besuch des Präsidenten Loubet in Rom hatte den lezten Schimmer von Hoffnung, daß Frankreich einmal zur Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschast die Hand bieten könne, zerstört, die von der französischen Regierung betriebne Trennung der Kirche vom Staat, also die Aufhebung des Napoleonischen Konkordats von 1801 macht der uralten Stellung Frankreichs als der „ältesten Tochter der Kirche,“ wie sie noch Franz der Erste durch das Konkordat von 1516 zum Vortheil der Krone befestigte, ein Ende. Denn damit wird der Staat zwar seiner finanziellen Verpflichtungen gegen die Kirche ledig, die nun in dieser Beziehung ganz auf sich selbst angewiesen sein wird, aber er verliert dafür sein Ernennungsrecht gegenüber den Erzbischöfem und Bischöfem, also eine ganze Reihe von Machtmitteln; die Kirche wird in allen diesen Beziehungen völlig frei von der Staatsgewalt werden, und bei ihrem ungeheuern Reichtum wird sie von dem Verlust der bisherigen Staatszuwendungen wenig berührt werden. Daß damit auch der längst vorhandne Zwiespalt innerhalb des französischen Volkes noch mehr erweitert wird, ist selbstverständlich. Und das soll ein Sieg des Staatsgedankens über die Kirche, eine Stärkung der Staatsmacht sein?

Für uns Deutsche bieten diese kirchenpolitischen Vorgänge in unsern Nachbarländern vieles Interessante. Das Beispiel Frankreichs kann uns nach den Erfahrungen unsers gründlich mißlungenen „Kulturkampfes“ nicht zur Nachahmung reizen, lehrreich aber ist auch für uns die Art, wie sich in Italien die kirchenpolitischen Parteien ohne großes Geschrei und ohne einander fortwährend ihre natürlich unvereinbaren Prinzipien vorzuwerfen, praktisch vertragen. Wenn wir von dieser klugen Mäßigung nur etwas lernen wollten! Aber so geht die widerwärtigste gegenseitige Hezerei bei uns fort, und wenn sich eine protestantische Monatschrift leztlin bis zu dem ungeheuerlichen Sage verstriegen hat, falls wir Reichsdeutsche schließlich „Skaven Roms“ werden sollten (wovon übrigens im Ernste gar keine Rede ist), dann wäre die nationale Einheit zu teuer erkauft, so ist das um kein Haar besser und vernünftiger, als wenn die Civiltà cattolica bedauert, daß in Deutschland ein protestantisches Geschlecht die Kaiserkrone trägt. Gewisse Dinge stehn für jeden patriotischen Deutschen über jedem Preise, und dazu gehört die Einheit, d. h. die Existenz der Nation. Man frage doch einen patriotischen Franzosen, ob er etwa meint, daß die französische Staatseinheit durch die Bürger- und Religionskriege des sechzehnten Jahrhunderts zu teuer erkauft sei. Der Standpunkt jenes Artikels ist im Grunde der der Zanktheologen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die den Protestantismus zerrüttet und das deutsche Volk in den Dreißigjährigen Krieg haben hineinsteuern helfen; denen galt auch ihre Konfession oder vielmehr ihre eigne Unfehlbarkeit alles, die Nation gar nichts. Wir Deutschen brauchen den konfessionellen Frieden so notwendig wie das tägliche Brot für unsre Existenz; er wird nicht gefördert, sondern immer wieder gefährdet, wenn Heißsporne auf der einen Seite Luthern verkleinern und beschimpfen, auf der andern katholische Anschauungen und Institutionen fortwährend beschöppeln und herabsetzen. Die Gegner werden dadurch nicht überzeugt, sondern nur erbittert. Und wie wenig kennen einander doch diese Gegner, Katholiken wie Protestanten! Wenigstens die wahrhaft Gebildeten auf beiden Seiten sollten nach solcher Kenntniß streben, vor allem aber niemals vergessen, daß sie deutsche Landleute sind, und daß für keine Partei die Möglichkeit besteht, die andre zu überwältigen; dazu sind beide viel zu stark. Nur der friedliche Wettstreit beider in allen Werken christlicher Kultur ist notwendig und heilsam; „an den Früchten wird man erkennen, wohin der Sieg sich neigt“ hat unser Kaiser bei der Einweihung des Berliner Doms am 27. Februar, dieser großartigen Demonstration der Zusammengehörigkeit aller Protestanten, mit vollem Rechte gesagt.



Die Grenzboten



Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst
Jährlich 52 Hefte
64. Jahrgang
Nr. 12
Ausgegeben am 23. März 1905

Inhalt:

	Seite
Reichstag und Verfassung	633
Jesuitenfrage und konfessionelle Polemik. (Schinz)	642
Blücher und Bismarck. Von G. von Bismarck in Dessau	655
Ein Sommerritt auf den Piz von Teneriffa. Reiseerinnerung von Reinhold Schulz	663
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. Fortsetzung	674
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichs- Spiegel — Schmollers Volkswirtschaftslehre — Ein neuer Plintarch	684



Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Bums! es brennt!!

Anerkannt bester **Gas-Selbstzünder!**

Liefert garant. bis **2000** Zündungen.

Man verlange Musterstück franco gegen Einsendung von Mk. 1.20.
Wiederverkäufern hohen Rabatt.

Fabrik u. Versand: **Franz Parizot, Bremen G.**

Verlangen Sie
Preisliste

(D. R. P.)

Über unsere
fast

Nikotinfreien Cigarren

Hochfein!

Nicht wähllich!

C. W. Schliebs & Co.
Breslau IX. W.

(D. R. P.)

❀ Japanischer Blumenrasen ❀

Reich illustr.,
148 Seiten starker
Interess. Haupt-
katalog über
Samen, Pflanzen
u. Garten-Artikel
aller Art gratis.



500 Blume-
Arten-Verzeichnis
Gratis versandt
Mk. 2.75 (incl.)
Überschuss wird
Einsamungsbeitrag
400r. A.R.

Ein rotender, farbenprächtiger Blumentepich, der ganze Frühlings- und Sommerzeit über an einem Platz stehen bleibt, ist ein wahrer Blick von 2 qm gegen Einsend. von 30 Pf. franco per Nachpost. — 12 neue Samen-Hilfsbücher (Brosch.) über: Pflanzen-Verzeichnis, Ampeln, Balkone Mk. 1.20. — 10 beste Sorten Schling- oder Kletterpflanzen-Samen (z. B. Laubrosen, Farnrosen, Arabis) Mk. 1.00.

Stenger & Rotter, Gärtnerei, Erfurt G.

Brennabor

-Räder sind nur echt
und unter Garantie

wenn sie am Stenerrühr nebenstehend abgebildete
Schutzmarke tragen.



Ausführliche Kataloge postfrei.



Reichstag und Verfassung



and aufs Herz: wie viele unter den eifrigen Rednern und Debattierern über die Verfassung haben sie gelesen? Die große Mehrzahl begnügt sich in den Fällen, wo von „Verfassung“ gesprochen wird, mit der Ansicht oder der Mittheilung der Zeitung, die man gerade gelesen hat. So gewöhnt man sich, über politische Zustände zu streiten, die man nur halb versteht, die man aber nach seiner augenblicklichen Stimmung anders haben möchte, und kommt unversehens dazu, den eignen Staat mit dem Auge des Dilettanten zu betrachten. Die Lust zu scheinen und zu blenden ist von jeher eine Eigenschaft des Menschengeschlechts gewesen, ein Zeichen seiner vornehmen Natur und ein Quell häßlicher Verirrungen. In früheren Zeiten, wo sich ohne kriegerische Tüchtigkeit niemand durch das Leben schlagen konnte, war das Prahlen mit erfundenen Heldentaten die üblichste Art der Lüge, wofür die köstliche Shakespearische Gestalt des Falstaff das ergößlichste Beispiel nach dem Leben ist. In der Gegenwart setzt die „gute Gesellschaft,“ die sich modern kleidet und gut ist und trinkt, von jedemmann als selbstverständlich voraus, daß er einige Kenntnisse und Belesenheit habe, und es ist darum ein Gewohnheitslaster geworden, sich mit dem Scheine der Bildung zu schmücken. Der ehrliche Blick erschrickt vor dem Wüste von Unwahrheiten, der durch diese Unart in die Welt gekommen ist. Seitdem aber vollends die Verfassungen samt Wahlen, Parlamentsreden und Parteizerrissenheit über Deutschland gekommen sind, spielt das als unterrichteter Politiker glänzen wollen eine große Rolle. Man ist als Wähler zur Teilnahme an der Politik berufen, folglich fühlt man sich auch als Politiker, denn wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand dazu. Gewiß, nur soll man ihn auch gebrauchen. Was man aber in unsrer Zeit nicht etwa bloß auf der Bierbank, sondern auch in politischen Versammlungen und sogar in „großen“ Zeitungen an politischer Unkenntnis und darauf gebauten, oft sehr selbstgefälligen, aber häufig ebensowenig triftigen politischen Darstellungen findet, ist arg. Es ist noch ein Glück, daß im allgemeinen alle diese auf den Sand der Unkenntnis gegründeten und in die Lust der Gedankenpielerei hineingebauten Kunstwerke des politischen Dilettantismus bald wieder in Vergessenheit geraten. Sie lassen aber doch einen Eindruck zurück, und dieser wirkt in der Regel aufregend und

verwirrend, denn das durch keine Kenntnis der Verfassung und der Staatseinrichtungen geficherte Gemüt des deutschen Volks gerät über jede von der Presse oft aus sehr durchsichtigen Gründen aufgebauschte Kleinigkeit in Erregung, die zwar bald wieder verfliegt, aber meist nur um einer andern Flag zu machen.

So wenig tief solche Erregungen nun auch gehn, so eigentümlich ist ihnen allen, daß sie mit einemmal ganze Bevölkerungsschichten ergreifen, denn wir modernen Menschen sind nur allzu bereit, auf einen Anstoß hin gleich einer Herde alle daselbe zu tun, daselbe zu empfinden. Niemand zieht eine Lehre aus der Erfahrung, daß doch alle diese Zeitungs geschichten bisher immer denselben Ausgang genommen haben: „Das weiß man gewöhnlich nicht, gibt es nicht zu, ärgert sich daran, glaubt es nicht; aber es kann alles dieses nichts helfen, so ist's,“ wie schon Fichte gesagt hat. Die aufgebauschte Tatsache, um derentwillen man sich geärgert und aufgereggt hat, sinkt rasch auf ihre geringe Bedeutung zurück, nur die Erinnerung an den gehabten Ärger bleibt; eine Erinnerung summiert sich aber zur andern, und schließlich muß das eintreten, was man im allgemeinen „Reichsverdrossenheit“ nennt. Dazu war ja Deutschland von jeher das Land der angeblichen Politiker, die sich mit stolzer Ruhe und tiefer Befriedigung, als hätten sie eine große wissenschaftliche Aufgabe gelöst, über die Erbärmlichkeit des Bestehenden und die Unmöglichkeit jeder Besserung in großen Worten ergehen. Solche verkümmerte Räuze gibt es wohl in jedem Volke, aber in Deutschland erlaubt ihnen die öffentliche Meinung, sich als Politiker und Patrioten zu gebärden und auch denen, die noch eine Freude an der Sedanfeier und an andern vaterländischen Ereignissen empfinden, dergleichen als Byzantinismus „nach oben“ auszureden. „Es ist so leicht, sagte Fürst Bismarck am 29. Januar 1886 im Reichstage, alles schlecht zu finden — jedes Ding hat ja zwei Seiten — und sicher zu sein, daß man nie auf die Probe gestellt werden kann, selbst zu versuchen, es besser zu machen.“ Wollte das deutsche Volk die Angelegenheiten seines Landes weniger dilettantenhaft, weniger abhängig von einer in der Regel nur politischen Fraktionen dienenden, darum in den meisten Fällen nicht sachlich schreibenden Presse selbst wahrnehmen, so müßte es sich wirklich um den Wortlaut und Sinn seiner Verfassung bekümmern, dann würde es solchen Anzapfungen und der Ausbeutung seiner Gutmütigkeit gefesteter gegenüberstehen und nicht auf jede politische Sensation hineinfallen. So lange die Deutschen freilich ihre Beteiligung am politischen Leben mit der bisherigen Harmlosigkeit betreiben, wird sich an den hergebrachten Zuständen schwerlich etwas ändern, sicher nicht viel bessern lassen. Unzufriedenheit allein tut's nicht, die verschlimmert nur das Übel. „Die Massen, welche mit irgend etwas unzufrieden sind, mit etwas, dem auch die Sozialdemokratie nicht würde abhelfen können, stimmen bei den Wahlen für die Sozialdemokraten, weil sie ihrer Unzufriedenheit durch eine anti-gouvernementale Abstimmung eben Ausdruck geben wollen.“ So schilderte Fürst Bismarck schon am 18. Mai 1889 im Reichstage die innere Lage und die Stimmung, in der wir nach mehr als fünfzehn Jahren noch mitten drin sind. Es war des Altreichskanzlers letzte Rede „im Dienst.“

Die Verfassung des Deutschen Reichs ist kein Ideal. Das hat kein geringerer ausgesprochen, als der Vater dieser Verfassung, Fürst Bismarck selbst. Aber sie ist eine so gesunde und praktische Zusammenfassung aller lebenskräftigen Elemente des daran so reichen deutschen Volkslebens, daß sie, ohne einer der hergebrachten staatsrechtlichen Lehrmeinungen zu folgen, eins erreicht hat, das bis dahin immer die größten Schwierigkeiten gemacht hatte. Was weder die Versuche Preußens durch Königsbündnisse und den Zollverein, noch die verschiedenen Anregungen zu einer Reform am Bundestage, noch die achtundvierziger Bewegung, noch das Frankfurter Parlament, noch die nationalen Strömungen zu Anfang der sechziger Jahre zu bewirken vermochten, obwohl sie sich sämtlich auf den verschiedensten Wegen dem einen Ziele zuwandten: die Versöhnung und die feste Vereinigung der deutschen Staatsengebilde zu einem Deutschen Reiche, das hat die deutsche Reichsverfassung zustande gebracht. Sie ist darum immer noch kein Ideal, aber sie kommt einem solchen so nahe wie möglich. Es ist für unsre Zeit des parlamentarischen Rückgangs belehrend und belebend, sich daran zu erinnern, in welcher Weise der Verfassungsentwurf vom konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes aufgenommen wurde. Politische Doktrinäre, die die politische Welt am liebsten nach ihren Theorien gestaltet hätten, wie der Demokrat Walbeck, meinten freilich, der Entwurf habe „eine Proteusnatur,“ er sei „ein Gemisch von Bundesakte, von Bundesvertrag, von Verfassung und vor allen Dingen von Absolutismus,“ man solle ihn darum ablehnen. Die Abgeordneten, die nicht in solcher Weise von Lehrmeinungen befangen und darin durch den Konflikt im preussischen Abgeordnetenhaus noch mehr festgerannt waren, urteilten wesentlich anders. Professor Dr. von Gerber aus Leipzig sagte: „Wenn man bisher bei allen Versuchen, eine deutsche Verfassung zu begründen, von einem Standpunkt der Ideologie ausging, so ist es hier der Standpunkt der Tatsachen, auf deren Spur zu treten wir aufgefordert werden. Der Entwurf ist das Produkt von gewaltigen Tatsachen und will von diesem Gesichtspunkt aus beurteilt sein.“ Noch bestimmter auf den rein praktischen Standpunkt stellte sich der damalige Bürgermeister von Osnabrück, Miquel, mit den Worten: „Der Entwurf, wie er uns vorliegt, tritt uns rauh und eckig entgegen, er befriedigt weder ein politisches noch ein theoretisches Ideal; aber er ist ein praktisches Werk, und ich finde in ihm einen ungeheuern Fortschritt. Unfre Kinder werden nicht begreifen können, wie wir uns dem Fortschritt gegenüber so kalt und abstoßend verhalten konnten.“ Unter der Nachwirkung der „gewaltigen Tatsachen“ des Jahres vorher herrschte bei der Mehrzahl der Wille, die schwer errungne nationale Einigung zu behaupten und zu befestigen. Es schien wirklich für die deutsche Nation eine „neue Ära“ angebrochen zu sein, man war weiter gekommen und praktischer geworden. Davon zeugte der Ernst und der Eifer, womit sich der Reichstag konstituierte und dann rasch und entschieden an die Arbeit ging. Wozu das Frankfurter Parlament ein Jahr gebraucht hatte, das vollbrachte der Reichstag in kaum acht Wochen; dem jungen deutschen Staatswesen war es vorbehalten, zu zeigen, daß es ersprißlicher ist, das konstitutionelle Leben statt auf die rücksichtslose Herrschaft des einen Teils über den andern auf Verständigung aufzubauen.

Gerade die Gebildeten unſers Volks wiſſen, zum Teil noch aus perſönlichen Erinnerungen, zum Teil aus der Geſchichte, welche Anſtrengungen es gekoſtet hat, ſo weit zu gelangen, und welche Zweifel damals auf wohlwollender wie auf böſgeſinnter Seite gehegt wurden, ob die Sache auch wirklich Beſtand haben werde. Die Verfaſſung hat alle Zweifel zunichte gemacht und hat nun faſt vier Jahrzehnte Probe gehalten. Nur mit wehmütigem Stolz kann man auf dieſe erſte, verheiſungsvolle Zeit des deutſchen Parlamentariſmus zurüchſehen. Im voraus von der liberalen Tagespreſſe verſpottet und verdächtigt, von dem kurz vorher anſcheinend ſo übermächtigen preußiſchen Abgeordneten- haufe als Nebenbuhler beargwohnt, war der konſtituierende Reichstag des Norddeutſchen Bundes immerhin ein Experiment, auch für ſeinen politiſchen Urheber, den Grafen Otto von Bismarck, als erſte parlamentariſche Verſammlung in Deutſchland, die aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangen war. Was vorher an parlamentariſchen Einrichtungen in Deutſchland beſtanden hatte, war nicht viel mehr als eine Nachahmung der franzöſiſch-belgiſchen Schablone, die in einigen Mittel- und Kleiſtaaten zu leidlich befriedigenden Zuſtänden gediehen war, in Preußen aber faum ein Jahrzehnt nach der Einführung zu dem bekannten tiefen Konflikt geführt hatte, deſſen bedenkliche Folgen für die geſamte innere politiſche Entwicklung nur durch die gewaltſame Löſung der deutſchen Frage im Jahre 1866 abgewandt wurden. Die Augen des Volks waren aber durch die großen Ereigniſſe plöglih hell geworden. Noch bevor ein Schuß in Böhmen gefallen war, als die Armee jedoch ſchon bereit ſtand, hatte die liberale Partei bei den Wahlen für das preußiſche Abgeordnetenhaus eine große Niederlage erlitten; eine noch größere widerfuhr ihr bei den Wahlen zum konſtituierenden Reichstag, ganze Provinzen im Oſten und im Weſten, die biſher ein Hort des Liberalismus zu ſein ſchienen, hatten regierungsfreundlich gewählt, alle Parteien hatten ihre Berühmtheiten in die neue Verſammlung entſandt, es waren auch ſchon zwei Sozialdemokraten darunter, die bekannten Bebel und Schrap. Wie haben ſich inzwiſchen die Zeiten geändert! Aber die damaligen Wahlergebniffe laſſen nicht an der Überzeugung irre werden, daß bei großen Ereigniſſen das deutſche Volk ſeinen gefunden Sinn wiederfinden und einen den Verhältniſſen gewachſenen Reichstag wählen wird; ſchon die Septennatswahl des Jahres 1887 hat den Beweis dafür geliefert. Es muß ſein freies Wahlrecht, ſo frei und ungehindert wie in keinem Lande der Welt, erſt gebrauchen lernen, und es wird es auch zur Zeit gebrauchen.

„Eins der vorzüglichſten Erforderniſſe in der praktiſchen Führung von Staatsangelegenheiten, zumal wo freie Einrichtungen beſtehn, iſt Verſöhnlichkeit: eine Bereitwilligkeit zum Vergleich, die Geneigtheit, dem Gegner einige Zugewandniſſe zu machen und nützliche Maßregeln ſo zu geſtalten, daß ſie Männern von entgegengeſetzten Anſichten ſo wenig verlezend als irgend möglich entgegen- treten,“ hatte der engliſche Staatsrechtslehrer John Stuart Mill ſchon vor einem Jahrzehnt geſchrieben, und der neue Kanzler des Norddeutſchen Bundes Graf Bismarck hatte ſchon am 24. Januar 1865 im preußiſchen Herrenhauſe dieſen richtigen Gedanken in den kurzen Satz zuſammengefaßt: „Die Baſis des konſtitutionellen Lebensprozesses iſt überall der Kompromiß.“ Wie viel auch

damals über diese „Kompromißpolitik“ gewickelt, wie sie aus „prinzipiellen“ Gründen geschmäht wurde, der Norddeutsche Reichstag wandte sich doch vollkommen von dem politischen Doktrinarismus des Berliner Abgeordnetenhauses ab, der nur die Durchführung des Parlamentarismus anstrebte, wonach die Regierung eigentlich nichts anderes als der die Geschäfte führende Ausschuß der zweiten Kammer sein soll. Dabei war der konstituierende Reichstag des Norddeutschen Bundes durchaus nicht aus Männern zusammengesetzt, die mit einer bloß nebensächlichen Stellung des Reichstags zufrieden gewesen wären, und sie haben auch das volle Budgetrecht für ihn durchgesetzt. Sie standen einer Regierung und einer Krone gegenüber, deren Machtfälle infolge der kriegerischen und staatsmännischen Erfolge kaum wieder nach der Gründung des Reichs im Jahre 1871 übertroffen wurde und vorher wie nachher von irgendeiner Regierung — auch im Auslande — nie erreicht worden ist. Es ging darum auch nicht ohne Reibungen ab zwischen der Regierung und den Abgeordneten, aber auf beiden Seiten besleißigte man sich einer Mäßigung, die die Verständigung verbürgte. Man wich nicht mehr dem Kompromiß aus, sondern man strebte ihm zu. Bezeichnend für die damalige Stimmung in Abgeordnetenkreisen werden die denkwürdigen Worte des Abgeordneten Freiherrn von Baer, der die letzten vier Jahre Referent über den Militäretat im preussischen Abgeordnetenhaus gewesen war, bleiben: „Ich will die Konflikte und Streitigkeiten, die auf gesetzlichem Boden und mit vollem Bewußtsein von mir mitgekämpft worden sind, nicht hineintragen in den neuen Bund.“

Die eigentliche Ursache dieser Haltung der Mehrzahl der Abgeordneten gründete sich auf die Tatsache, daß sich infolge der Wucht des weltgeschichtlichen Ereignisses der Schlacht von Königgrätz die alten Parteiverbände vollständig gelockert hatten. Die vor kurzem noch so mächtig dastehende Fortschrittspartei des preussischen Abgeordnetenhauses war innerlich und äußerlich zusammengebrochen. Sie war überhaupt keine politische Partei gewesen, sondern eine Fusion von Liberalen und Demokraten aller Schattierungen zu dem einzigen Zweck, dem Ministerium Bismarck in allen äußern und innern Fragen Opposition zu machen und es zu stürzen, um dadurch die parlamentarische Herrschaft in Preußen aufzurichten. In allen andern Fragen gingen ihre Glieder weit auseinander, und der Zusammenbruch hätte auch aus innerpolitischen Gründen erfolgen müssen, sobald der einzige Einigungsgrund, der Bestand des Ministeriums Bismarck, nicht mehr vorhanden gewesen wäre. Als der Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich drohte, traten gerade die befähigtesten Mitglieder der Partei, von denen wir nur die bekanntesten Namen: Twetten, Michaelis und Lasler nennen wollen, aus und unter dem Namen Nationalliberale zusammen. Als solche erschienen sie auch im Norddeutschen Reichstage, wo sie, durch achtundvierzig Abgeordnete aus den annectierten und verbündeten Staaten auf achtzig Mitglieder angewachsen, die stärkste Partei bildeten und sich reblich um das Zustandekommen der Verfassung bemüht haben. Auch von den Konservativen hatten sich die Freikonservativen (deutsche Reichspartei) abgezweigt, überhaupt waren die bisherigen politischen Parteien in einer vollständigen Zerfetzung und Umwandlung begriffen. Die Konservativen erwiesen sich in manchen Fragen

weit fortschrittlicher und fortgeschrittener als die alten Fortschrittsleute, und diese waren oft weit zäher und konservativer als jene in früherer Zeit. Protestierte doch der Abgeordnete Waldeck gegen die Einrichtung des Bundesrats, weil er die Macht Preußens im Heere, in der Marine und in den Verkehrsanstalten schwäche, auch die Möglichkeit zulasse, daß Preußen majorisiert werden könnte. „Wenn diese Verfassung schlimmstenfalls nicht zustande käme, dann würde dadurch die reelle Macht Preußens nicht alteriert werden.“ So altpreußisch konservativ dachten auch die echten Konservativen nicht. Die alten Parteien wie die neuen Fraktionen erwiesen sich viel biegsamer und ungebundener, als es früher der Fall gewesen war, sie stimmten durchaus nicht immer geschlossen, wie es seither für Mitglieder als Pflicht einer strengen Parteidisziplin gegolten hatte, sie traten sich sogar zuweilen in der Debatte entgegen. Die Überzeugung des Einzelnen behauptete gegenüber dem Fraktionswesen ihr Recht, ihre Unbefangenheit und Selbständigkeit. So konnte der nationalliberale Abgeordnete Graf Schwerin sagen: „Von welcher Seite auch immer Amendements gestellt werden mögen, wenn ich darin eine Verbesserung des Entwurfs entdecke, stimme ich für sie.“

Diese jugendliche Biegsamkeit der Parteien, die politisch sehr praktisch war und doch keineswegs auf Schmiegsamkeit hinauslief, war der günstige Boden für die Verständigungs- und Kompromißpolitik, die zu dem Zustandekommen der Verfassung notwendig war. Es bedurfte dieser neuen und eigentümlichen Auffassung und Betätigung des Parlamentarismus, damit sich die beiden sich in voller Unabhängigkeit gegenüberstehenden Teile, die durch ihren Vorstehenden, den Grafen Otto von Bismarck, repräsentierten Bundeskommissarien und der aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Reichstag, bald so weit zusammenfanden, daß die Welt durch die Fruchtbarkeit ihres gemeinsamen Schaffens in Erstaunen gesetzt wurde. In Ländern mit parlamentarischen Einrichtungen würde die hergebrachte Verschiedenheit der politischen Ansichten, Wünsche und Bestrebungen, die zwischen den Vertretern der Regierungen und der großen Mehrheit des Reichstags eigentlich zu Anfang bestand, eine Einigung unmöglich gemacht haben. Daß sie möglich war, wird immer ein Ruhmesitel des deutschen Parlamentarismus, vor allem des konstituierenden Reichstags des Norddeutschen Bundes bleiben. Deutschland hat wenig Jahre danach eine noch höhere kriegerische Glanzzeit erlebt, aber nie vorher und nachher hat eine Thronrede verständlicher und anerkennder gelaundet, nie eine dem Nationalgefühl des deutschen Volks einen so befriedigenden und dem lauschenden Auslande gegenüber einen so selbstbewußten Ausdruck gegeben, nie eine in ganz Deutschland einen gleich begeisterten Widerhall gefunden, als die, mit der König Wilhelm von Preußen als „Bundespräsident“ am 17. April 1867 im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin den konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes wieder schloß. Die ganze Welt war einig darüber, daß die deutsche Einheit auf immer gegründet sei, nachdem die Fürsten und die Abgeordneten Norddeutschlands so rasch den Weg der Verständigung gefunden hatten, daß der Anschluß Süddeutschlands nur eine Frage der Zeit sei, und daß gemeinsame Band höchstens durch äußere Gewalt wieder zerrissen werden

könne. Mit dem konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes hatte die eigentümliche, den deutschen Verhältnissen entsprechende Handhabung des konstitutionellen Verfassungslebens begonnen, die sichtbaren Früchte der ersten Tagung erhöhten die Schaffensfreudigkeit der folgenden, und die guten Nachwirkungen davon zeigten sich noch im deutschen Reichstage bis zu Ende der siebziger Jahre, wo sie erschlaft waren und nach und nach dem heute niemand erfreulichen Zustande des Parlamentarismus Platz gemacht haben.

Von den Umwälzungen, die vor mehr als einem Jahrhundert von Frankreich ausgingen, sind den Staaten und den Völkern des europäischen Festlandes namentlich die Verfassungen und die Parlamente geblieben, die ihre Wanderungen, Rußland ausgenommen, durch alle Länder genommen haben, denn auch die Türkei hat vor fünfundschwanzig Jahren unter Mithad Pascha eine parlamentarische Episode gehabt. Man darf darum das neunzehnte Jahrhundert mit gutem Recht das Jahrhundert der Verfassungen und Parlamente nennen. Anfangs überall mit Begeisterung aufgenommen, zogen sie in allen Völkern die bedeutendsten Köpfe an, waren der Schauplatz beachtenswerter geistiger Kämpfe, sind aber überall nach und nach an Gehalt und Tätigkeit zurückgegangen. Das ist eine allgemeine Erscheinung, deren beschämenden Wahrheit sich unsre so fortgeschrittne Zeit nicht verschließen kann. Sogar in England, das in der parlamentarischen Entwicklung seinen ältern eignen Weg gegangen ist, tritt sie hervor; jedoch trägt dort, wie sonst höchstens nur noch in Deutschland, das parlamentarische Leben den gesellschaftlichen Formen der gebildeten Kreise Rechnung und weicht in beiden Ländern nur selten davon ab. Aber doch ist in neuerer Zeit das prachtvolle Reichstagsgebäude in Berlin schon der Schauplatz von Austritten gewesen, die an Volksversammlungen erinnern, und die sich um des Ansehens der obersten Vertretung eines gebildeten Volkes willen nicht wiederholen dürfen. Sie werden auch aller Voraussicht nach nicht wiederkehren, aber die Erinnerung daran läßt nur mit Behmut daran zurückdenken, daß das junge Deutsche Reich schon eine glänzende parlamentarische Zeit gesehen hat, die kaum ein Menschenalter hinter uns liegt, und die an nationaler Höhe und politischer Größe nicht von den gepriesensten Perioden des englischen Parlaments im vorigen Jahrhundert übertroffen wird. Das deutsche Volk ist vollkommen dafür geeignet und hätte heute noch die Männer dazu, auch im parlamentarischen Leben an der Spitze der Kulturstaaten stehn zu können, wenn nur manches anders wäre.

Die Tatsache des Rückgangs wird in Deutschland allgemein empfunden und hat auch schon Vorschläge zur Abhilfe hervorgerufen, von denen der häufigste aber auch bedenklichste auf Einschränkung des Wahlrechts hinausläuft. Für eine so einschneidende Änderung der Verfassung liegt noch kaum ein ausreichender Grund vor, Mißbräuche sind bei jedem Wahlrecht möglich und können eine den wirklichen Interessen des Volks nicht dienende Volksvertretung zur Folge haben; die während der preußischen Konfliktzeit nach dem Dreiklassenwahlrecht gewählten zweiten Kammern, die sich grundsätzlich über ihre Macht täuschten und die politische Lage trotz allen Winken und Hinweisen nicht erkennen wollten, sind doch der sprechendste Beweis dafür. Seit jener Zeit hat dasselbe Wahlgesetz in Preußen ganz andre Resultate ergeben. Es kommt

immer nur darauf an, daß ein Volk sein Wahlrecht gebrauchen lernt. Darüber wird es oft, wie damals das preussische, erst durch politische Ereignisse belehrt, es kann aber auch durch politische Erziehung dahin gebracht werden, es muß vor allen Dingen Sinn und Wortlaut seiner Verfassung kennen, um danach handeln und wählen zu können. Fürst Bismarck äußerte schon am 14. Februar 1885 über die Art, wie das Wahlgeschäft betrieben wird: „Aber es ist sehr leicht möglich, daß die Art, wie das Wahlrecht heutzutage geübt und ausgebeutet wird, ihm selbst mit der Zeit Schaden bringt. Ich würde es bedauern, denn ich weiß nichts besseres an die Stelle desselben zu setzen augenblicklich; aber ich werde gewiß auch nicht in der Notwendigkeit sein, mir den Kopf darüber zu zerbrechen — er wird mir dann nicht mehr weh tun.“ Also Bismarck wußte selbst nichts besseres an die Stelle des allgemeinen gleichen Wahlrechts zu setzen, und die nach ihm daran ändern wollten, haben mit ihren wenig tauglichen Vorschlägen nur geringe Zustimmung gefunden. Das bedenkliche an unserm Reichswahlrecht ist auch weniger sein französischer, der Mehrzahl der Deutschen innerlich fremder Ursprung, als vielmehr seine Inbetriebsetzung nach französischer Art, die dort schließlich zur Revolution geführt hat. Das ist nun in Deutschland nicht zu befürchten. In unserm Volk ist nur die Vertretung nach Berufen und Ständen hergebracht, die jetzige Art der Volksvertretung liegt ihm eigentlich ebenso fern wie der republikanische Gedanke, beides ist ihm erst durch die Renaissance und durch die Franzosen gekommen. Bis die politische Einsicht, daß es richtiger ist, das allgemeine Wahlrecht nach deutscher Art nach Berufen und Ständen statt in zum Teil recht willkürlich gebildeten territorialen Kreisen auszuüben, so weit durchgedrungen ist, daß sie für eine politische Umgestaltung des Wahlverfahrens als gereifte Unterlage dienen könnte, dürfte freilich noch eine geraume Zeit verfließen, auch uns wird dann der Kopf nicht mehr weh tun. Vielleicht wird es ohne irgendeine innere Erschütterung gar nicht dazu kommen, denn es haben recht viele Leute ein Interesse daran, an den heutigen territorialen Wahlbezirken festzuhalten, in denen sich leicht die Vertreter der wirklich vorhandenen, aber vielleicht nicht gleichartigen Interessen bei den Wahlen gegenseitig annullieren und schließlich eine durch geschickte Schlagworte eingefangene Mehrheit den Sieg davonträgt. Wäre es sonst denkbar, daß alle fünf Mandate der deutschen Hansestädte in sozialdemokratischen Händen sind, und außer Danzig alle größern deutschen Seestädte keinen bürgerlichen Vertreter haben? Man könnte auch noch andre ebenso schlagende Beispiele anführen.

Vorläufig werden wir uns mit dem Bestehenden zu behelfen suchen müssen, und es könnte auch gehn, wenn man nur ernstlich wollte. Auch Fürst Bismarck war dieser Meinung, denn er erwiderte am 24. Januar 1887 im preussischen Abgeordnetenhaus dem Abgeordneten Windthorst, der sich rühmte, er habe dieses Wahlgesetz ursprünglich nicht gebilligt: „Ich habe es ursprünglich gebilligt, ich habe es vorgeschlagen. Daß ich mir dabei von der Leichtgläubigkeit vieler Wähler, von dem ungeheuern Maße der Verlogenheit der Wahlagitationen die richtige Vorstellung nicht gemacht habe, bringt mich noch nicht auf den Irrtum, daß ich das deutsche Volk überschätzt hätte. Ich rechne

auf den Fortschritt, auf die Entwicklung, auf die Schärfung des Urteils durch die Schule.“ Es sind seitdem über siebenzehn Jahre ins Land gegangen, und die Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, eher hat es den Anschein, als ob es noch schlimmer geworden sei. Der Fehler liegt aber gar nicht am Wahlrecht, sondern an der Art, wie das Wählen in Szene gesetzt wird, also doch eigentlich an den Wählern selbst. Ihre Mehrzahl ist sich gar nicht klar darüber, welche Bedeutung jeder Wahlausfall haben kann, welches Recht und welche Pflicht dabei dem einzelnen Bürger zukommt, die meisten scheinen der Meinung zu sein, es handle sich darum, für oder gegen die Regierung zu stimmen, und wählen deshalb, wenn sie gerade unzufrieden sind, oppositionell, womöglich sozialdemokratisch. Das hat aber in Deutschland gar keinen Zweck, weil man damit eine Regierung nicht stürzen kann. Wir haben nicht die parlamentarische Staatsform wie in Frankreich, von der Ludwig der Achtzehnte, das gepriesene Muster eines streng verfassungsmäßigen Herrschers, zu sagen pflegte: „Nichts ist leichter für mich, als verfassungsmäßig zu regieren. Ich frage meine Minister: Haben Sie die Mehrheit in der Kammer? Sagen Sie Ja, so gehe ich spazieren, sagen Sie nein, so schide ich Sie spazieren.“ Das ist allerdings eine sehr einfache Regierungsweise, die freilich dahin geführt hat, daß die beiden Nachfolger des Königs auch spazieren geschickt wurden. Hätte König Wilhelm von Preußen so regieren wollen, so hätte Deutschland nie einen Bismarck gehabt, der wäre sofort gestürzt worden und als bescheidener Minister a. D. gestorben. Vielleicht läge aber jetzt noch der Bundestag in der Eschenheimer Gasse in Frankfurt, oder Kaiser Franz Joseph hätte seinen Gedanken von 1863, das habsburgische Kaisertum in Deutschland wieder aufzurichten, doch durchgesetzt, andrer politischer Möglichkeiten gar nicht zu gedenken; unzweifelhaft hätten wir aber nicht das heutige Deutsche Reich, das über ein Menschenalter allen äußern und innern Gefahren in sicherer Festigkeit widerstanden hat.

So einfach wie unter den französischen „konstitutionellen“ Königen, deren Regierungsweise ihr Land immer wieder der Revolution zuführte, regiert es sich eben in Deutschland nicht, man kann es auch nicht wie in England machen, wo einfach die vorhandne Mehrheit abgezählt und danach die Regierung gebildet wird. Das kann sich dieses Inselreich erlauben, dem es in seiner natürlichen Festung beinahe gleichgiltig sein kann, ob es mit der halben Welt befreundet oder mit der ganzen verfeindet ist, ob es zeitweilig seine Landmacht verfallen lassen und seine Flotte vernachlässigen will, weil es das Veräumte mit Geldopfern bisher immer wieder einzuholen vermocht hat. Das darf sich Deutschland bei seiner Lage in der Mitte Europas alles nicht erlauben, es muß, um Frieden zu haben und ihn vor allem dem Weltteil zu erhalten, seine Wehrmacht zu Wasser und zu Lande ununterbrochen auf ihrer gebietenden Höhe erhalten, es muß sich bestreben, womöglich mit allen seinen Nachbarn in einem freundschaftlichen Verhältnis zu stehn, und darf sie nicht nach den mit den Weltereignissen wechselnden Tagesmeinungen, die auch die parlamentarische Mehrheit für sich zu haben pflegen, durch unfreundliche Maßnahmen reizen. So durfte sich Preußen 1863 nicht den aufrührerischen Polen zuliebe und 1886 Deutschland nicht wegen des Battenbergers mit Rußland überwerfen,

ebensowenig das Reich 1900 wegen der Buren eine feindselige Politik gegen England einschlagen, obgleich die Volksstimmung jedesmal „einnützig“ dafür war, während nach einigen Jahren, sobald die ruhige Einsicht wiedergekehrt war, niemand dabei gewesen sein wollte. Die geographische Lage Deutschlands verbietet es schlechthin, daß es seine Landesverteidigung und seine äußere Politik von den wechselnden Tagesmeinungen und den Schwankungen der parlamentarischen Mehrheit abhängig macht. Darum weiß auch die Reichsverfassung, wissen auch sämtliche Verfassungen der deutschen Einzelstaaten von der französischen und englischen parlamentarischen Regierungsweise nichts, sie kennen nicht das Auftauchen und Verschwinden von Ministerien nach der jeweiligen Mehrheit. Unter diesen Umständen hat auch das Wählen für oder gegen die Regierung in ganz Deutschland keinen Sinn, am wenigsten bei den Reichstagswahlen, bei denen ohnehin wegen der starken und sogar ausschlaggebenden Beteiligung der minder bemittelten Bevölkerungsschichten die natürliche Anlage zur Unzufriedenheit gegeben ist. Diese fallen leicht dem politischen Anreißer, der ihre bedrängte Lage mit beweglichen Worten übertreibt und in politischen Zukunftspantastien Abhilfe und glückliche Zeiten verspricht, in die Hände. „Ich glaube, daß das so schwer nicht ist, das Gewähltwerden. Wenn man versprechen kann, so kann man auch gewählt werden,“ sagte Bismarck schon am 1. Juni 1865 im preußischen Abgeordnetenhaus. Das war also schon unter dem preußischen Klassenwahlrecht möglich, geschweige unter dem allgemeinen Wahlrecht.

(Schluß folgt)



Jesuitenfrage und konfessionelle Polemik

(Schluß)



ie römische Kirche hat den Völkern des Abendlandes das Christentum gebracht und Reste der antiken Kultur übermittelt, hat alle Kulturarbeit bis um das Jahr 1100 teils allein teils in Wechselwirkung mit germanischen Fürsten, dann in Konkurrenz mit den Bürgerchaften der aufblühenden Städte geleistet, endlich, nach ihrem tiefen Verfall im vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert durch die Reformation zur innern Erneuerung gezwungen, bei den ihr treu Gebliebenen in der diesen entsprechenden Weise die Religion gepflegt. In unsrer Zeit leistet sie außerdem der Christenheit den Dienst, daß sie, unbeirrt durch den verführerischen Schein philosophischer und naturwissenschaftlicher Beweise, den Glauben an das Jenseits unerschütterlich festhält und durch die Bewahrung der Gesinnung, die sich in der Bergpredigt ausspricht, ein Gegengewicht schafft gegen die völlige Verweltlichung und die rücksichtslose Jagd nach irdischen Gütern, der sich der protestantische Norden mehr und mehr ergibt. Ihre Organe für diese Leistung sind die klösterlichen Orden, denen von ihren ehemaligen Kulturaufgaben fast nur die Krankenpflege geblieben ist. Für jeden

Menschen kommt einmal, spätestens in der Todesstunde, der Augenblick, wo er einsieht, daß alles irdische Streben nichtig ist, wenn es nicht von einem jenseitigen unvergänglichen und vollkommenen Gute Gehalt empfängt. Aber dieses unserer Erfahrung verschlossene Jenseits zu glauben ist schwierig, wenn wir nicht Menschen vor uns sehen, die so fest davon überzeugt sind, daß sie um des jenseitigen Gutes willen auf jeden irdischen Genuß zu verzichten vermögen. Und besonders notwendig brauchen ein solches Beispiel die Armen, denen der Verzicht zwangsweise auferlegt ist. Diese Seite des Klosterwesens hat auch Bismarck hervorgehoben in einer der Reden, mit denen er die Abschaffung der Mairgesetze begründete.

Das Schuldkonto, das diesem Verdienstkonto gegenübersteht, ist so abgedroschen, daß eine kurze Aufzählung überflüssig erscheinen könnte, wenn das innere Wesen der Schuld ebenso bekannt wäre wie die sie äußerlich darstellenden Tatsachen. Zunächst muß hervorgehoben werden, daß die Schuld unvermeidlich war, weil die Geistlichen nicht vom Himmel fallen, sondern Menschen sind, Menschen ihrer Zeit und ihres Volkes, und weil die übernatürliche Gnade, die ihre Gesamtheit oder ihren obersten Vorsteher vor Irrtum bewahren soll, nicht existiert, wie eben die Tatsachen beweisen. Jesus hatte Gott seinen Vater genannt, ihn als einen Geist definiert und als Inbegriff alles Guten lieben und anbeten gelehrt, aber das Verlangen, diesen Vater anders als aus seinen Werken kennen lernen zu wollen, zurückgewiesen. „So lange Zeit bin ich bei euch, und ihr kennt mich noch nicht? Philippus, wer mich sieht, sieht auch den Vater; wie kannst du sagen: Zeige uns den Vater.“ An der Offenbarung Gottes in dem einzigen vollkommenen Menschen und in denen, die diesem einigermaßen ähnlich werden, sollten sie sich genügen lassen. Aber die zum Christentum bekehrten Griechen ließen sich nicht genügen. Sie fuhrten fort, Metaphysik und Theosophie zu treiben, und spannen in widerwärtigen Streitigkeiten aus dem Schriftwort ein philosophisches Dogmensystem heraus, das später die Scholastiker noch weiter ausführten; Männer meist germanischer Abkunft, die sich der neu erworbenen Virtuosität in logischen Kunststücken freuten. Das war nun um so weniger ein Unglück, als den meisten Dogmen ein vernünftiger Sinn untergelegt werden kann, wenn man sie als Symbole auffaßt. Aber es wurde ein Unglück durch den Orthodoxismus, durch die irrige Ansicht, diese Dogmen seien buchstäbliche Wahrheit, es sei Pflicht für jeden Christen, jedes einzelne zu glauben, und die ewige Seligkeit hänge nicht bloß von der christlichen Gesinnung und dem christlichen Wandel, sondern auch von der sogenannten Rechtgläubigkeit ab, dem Bekenntnis von Sätzen, unter denen sich ein gewöhnlicher Mensch gar nichts denken kann, und die zum Teil widersinnig klingen. So sehr machte man die Seligkeit von diesem Glauben an Worte abhängig, daß man das Evangelium in sein Gegenteil, in Disputierwut und hochmütige Rechthaberei verkehrte, ja über die Anhänger abweichender Meinungen blutige Verfolgungen verhängte. Völlig klar geworden ist der Widersinn dieser Verfehlung erst durch Kant, der freilich in der Ablehnung alles Metaphysischen zu weit ging, indem er übersah, daß es außer der sinnlichen auch eine innere Erfahrung gibt, und daß auch unsre theoretische Vernunft zur Erklärung der

Erscheinungswelt einen Gott fordert, den wir mit dem Schönsten und Besten, das auf Erden erscheint, und mit einem von der Erscheinungswelt unabhängigen innern Leben ausgestattet denken müssen. Und nicht allein die Denkgewohnheiten der Philosophen hat die alte Kirche in sich aufgenommen, sondern, trotz allem anfänglichen Sträuben, mit den ihr zuströmenden Völkern auch deren Mythologien und Kulte, und sie hat diese mit ihren Dogmen zu einem harmonischen Ganzen verflochten. Auch das war an sich noch kein Unglück, vielmehr eine Notwendigkeit. Sagen wir kindlich und volkstümlich für heidnisch, so ergibt sich von selbst, daß die Masse der Menschen niemals eine andre Religion wird haben können als die heidnische, oder mit andern Worten, daß soviel der Durchschnittsmensch von dem christlichen Ideen- und Kraftgehalt zu fassen vermag, ihm nur mit Sagen und Symbolen umhüllt mitgeteilt werden kann. Wie schön hat Goethe im siebenten Buche von Wahrheit und Dichtung den Wert der katholischen Sakramentenlehre klar gemacht! Das Heidnische im schlimmen Sinne fängt erst an, wenn aus dem Symbol des Jenseitigen und der göttlichen Gnadenwirkungen ein Zaubermittel gemacht wird, das *opere operato*, ohne die Vermittlung des verstandnen Wortes, des Denkens und der Phantasie des Begnadigten, zu wirken vermöge. Und dieses *opus operatum* ist orthodox katholische Lehre geworden.

Nach der Reformation dachte man sich anfänglich den Beginn der Verderbnis irgendwo im finstern Mittelalter. Die historische Forschung sah sich dann genötigt, immer weiter zurückzugehen, und fand das Mythische und Hierarchische zuletzt schon in den Katafomben, ja im Neuen Testament. Daraus haben verschieden geartete Protestanten entgegengesetzte Folgerungen gezogen. Fromme und gelehrte Männer wie der Engländer Newman und der Breslauer Kirchenhistoriker Hugo Lämmer sagten sich: das katholische Christentum ist das ursprüngliche, also ist es das wahre Christentum, und sie konvertierten. Die Masse der protestantischen Theologen dagegen gelangte zu dem Schlusse: das echte Christentum, die Religion Jesu, ist überhaupt noch nicht dagewesen; sie soll erst in der Zukunft verwirklicht werden. Sie begannen nun, dieses wahre Christentum aus seinen historischen Hüllen herauszuschälen, schnitten aber zu tief und warfen mit der Schale auch den Kern weg: die Göttlichkeit der Bibel und die Gottheit Christi; die gelehrte Laienschaft der Protestanten dann warf, sich der Autorität naturwissenschaftlicher Salmyphilosophen beugend, auch noch die Persönlichkeit Gottes und die unsterbliche Menschenseele hinterdrein, sodaß nicht einmal ein Stück heidnischer Religion mehr übrig blieb. Die Wahrheit nun liegt nicht sowohl in der Mitte, als in der richtigen Verbindung der beiden Betrachtungsweisen. Volkstümliche Auffassungen wie die Herleitung der Krankheiten von dämonischen Einflüssen reichen in der Tat bis in das Neue Testament hinein. Schon Giordano Bruno hat erkannt, daß sich auch Jesus in der Vorstellungsweise seiner Zeit halten mußte, wenn er wenigstens von einigen Zeitgenossen leidlich verstanden werden wollte. Innerhalb jeder solchen volkstümlichen Auffassung kann das Christentum von einzelnen vollkommen, von der Masse in einem gewissen be-

scheiden Maße verwirklicht werden, und so wird es wohl immer bleiben auf Erden. Die Männer der ersten Art haben also Recht, wenn sie das Katholische für das Ursprüngliche halten, sie täuschen sich aber, wenn sie in ihm auch das für alle Zeiten allein Giltige sehen. Ein Teil des nur Historischen wird als solches von den Fortgeschrittenen einer späteren Zeit erkannt, und die Kirche darf diesen Fortgeschrittenen nicht zumuten, auf den Standpunkt der Volksreligion zurückzukehren oder die Rückkehr zu heucheln. Die Fortgeschrittenen aber irren, wenn sie die Volkskirche und die Volksreligion geringschätzen und verhöhnen oder für überflüssig erklären. Die reiche Ausgestaltung einer volkstümlichen Symbolik gehört gerade deswegen zu den größten Vorzügen des Katholizismus, weil sie die Vereinigung von Personen aller Erkenntnisstufen zu einer Gemeinschaft erleichtert, ja ermöglicht; denn dasselbe Symbol des Unbegreiflichen und Unbeschreiblichen können die Fortgeschrittensten mit den Zurückgebliebensten teilen, und sie können sich mit diesen in der Sehnsucht nach dem symbolisierten Vollkommenen eins wissen, aber zu derselben Lehre können sich Menschen sehr verschiedener Erkenntnisstufen nicht bekennen, wenn diese Lehre nicht auf ganz wenig Sätze eingeschränkt wird. Mit dem Prediger können in einer geistig differenzierten großen Gemeinde niemals alle Zuhörer übereinstimmen.

Luther war kein grundsätzlicher Feind der Symbolik und eines prunkvollen Gottesdienstes; nur, meinte er, dürfe aus solchen Außerlichkeiten nicht eine Bedingung der Seligkeit gemacht werden. Die offiziellen protestantischen Kirchen haben bekanntlich überall die Macht über die Gemüter verloren. Wo sich im Protestantismus religiöses Leben regt (von dem der geräuschvolle Kampf gegen Rom kein Symptom ist), da sind entweder mystische Sekten die Träger, oder Einrichtungen, die, wie die innere Mission, das Diakonen- und das Diakonissenwesen, die Heilsarmee, altkirchliche Ideen zeitgemäß erneuern. Und jetzt versucht man auch, ganz im Sinne Luthers und im Gegensatz zur rationalistisch-reformierten Richtung, mit dem Bau schöner Kirchen und einem wenigstens musikalisch schön ausgestatteten liturgischen Gottesdienste den „Römischen“ Konkurrenz zu machen. Aber das eben hat Luther ein für allemal festgestellt, daß keine Bedingung der Seligkeit daraus gemacht werden dürfe. Darin besteht der Fortschritt, den wir der Reformation verdanken, und der nicht zurückgetan werden darf: in der Erkenntnis, daß nach der Lehre des Neuen Testaments das jenseitige Schicksal des Menschen ganz allein von dem Zustande seiner Seele abhängt und nicht von seinen kultischen Berrichtungen oder gar von denen eines andern, eines Priesters. Und hier nun liegt die Schuld der heutigen katholischen Hierarchie, daß sie ihre Symbole nicht als reine Symbole will gelten lassen, sondern sie immer noch zu Heilmitteln stempelt und den Glauben an die Wirkung dieser Heilmittel, an ihre Notwendigkeit zur Seligkeit, auch den im Geiste Fortgeschrittensten aufzwingen will. Während aber die protestantische Christenheit diesen Fortschritt schon im sechzehnten Jahrhundert getan hat, vermochte sie damals das andre Übel, den Orthodoxyismus, noch nicht zu überwinden; ja der unglückliche Einfall Luthers, die rechtfertigende und beseligende Gemüts-

verfassung des Menschen mit dem Worte Glauben zu bezeichnen, hat sie nur tiefer darein verstrickt, denn wie anders der rechtfertigende Glaube auch gemeint sein mochte, den theologischen Kampfhähnen des Jahrhunderts wurde er mehr und mehr zum Glauben an Worte und an Buchstaben. Unter den Dogmen nun wurde besonders eins verhängnisvoll, das von dem persönlichen Teufel und der Hölle; es hat das ganze siebzehnte Jahrhundert zu einer wüsten Teufelei gemacht. Und es ist, nachdem sich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die ganze protestantische Laienschaft davon abgewandt hat, der Grundstein und die Tragsäule der katholischen Orthodoxie geblieben. Furchtbare Naturerscheinungen, die Leiden und die Ruchlosigkeiten der Menschewelt zwingen dem kindlichen Menschen den Glauben an böse Götter auf. Nachdem die Philosophie die Einheit der Welt erkannt und das religiöse Gemüt zur Annahme des Monotheismus genötigt hat, müssen die guten Götter zu Engeln und Heiligen herabgesetzt werden, die bösen aber zu Teufeln zusammenschrumpfen, deren Wirkungsgebiet jedoch immer enger wird und zuletzt schwindet, wenn die natürlichen Ursachen der physischen und der moralischen Übel erkannt werden. Daß das Jenseits die im Diesseits unerfüllt gebliebenen Forderungen der Gerechtigkeit befriedigen, und daß das jenseitige Schicksal der Seele ihrer Würdigkeit entsprechen muß, versteht sich von selbst. Beides wird auch im Neuen Testament bestätigt. Wir Heutigen wissen, daß wir uns mit diesem „daß“ zu begnügen haben, von dem „wie“ aber so wenig Kenntnis und einen Begriff, eine Vorstellung erlangen können wie überhaupt vom Jenseits. Aber dem Volke fällt solche Bescheidung auch heute noch schwer, und vor zweitausend Jahren war sie ihm unmöglich. Das Christenvolk fuhr fort, die griechischen und die orientalischen Phantasiebilder jenseitiger materieller Belohnungen und Strafen zu hegen, und die mittelalterlichen Theologen, anstatt solchen Volksphantasien zu wehren, machten sie zu einem Gegenstand ihrer Spekulation, nicht bedenkend, daß sie damit einen Gott zustande brachten, der sich vom Teufel und vom Moloch nur durch seine Ungereimtheit unterschied, indem er mit seiner Scheußlichkeit gute und edle Eigenschaften in unendlichem Maße vereinigen sollte. Das scholastische Denken ist eben reines Verstandeswerk. Zum vernünftigen Denken gehört die Kontrolle des Verstandes durch das Leben, durch die Erfahrung und durch das gesunde Empfinden. Der übrigens verehrungswürdige Anselm von Canterbury rechnete aus, daß jede Sünde, auch die kleinste, eine unendliche Strafe verdiene, weil sie eine Beleidigung des unendlichen Gottes sei. Ganz logisch rechnete er das heraus; aber seine Logik war auf dem Holzwege, weil der Ansatz seines Recheneempels aus lauter unvernünftigen Annahmen bestand. Am meisten hat Calvin Gott dem Teufel nahegebracht, da sein Gott die Bösen zu dem Zwecke schafft, an ihnen seine Straferechtigkeit zu offenbaren, und sie darum zum Bösen zwingt. Die Jesuiten sind in dem Wahnsinn des orthodoxen Zeitalters die verhältnismäßig vernünftigsten und humansten geblieben, indem sie einerseits die menschliche Willensfreiheit lehrten und so wenigstens einen Rest wirklicher Gerechtigkeit in Gott übrig ließen, andrerseits das nach katholischer Lehre einzige Mittel für Millionen, der Höllepein zu

entinnen, die Absolution, so leicht wie möglich machten. Wenn mir ein Trappist sagte: Ich glaube an die Hölle, so würde ich ihm erwidern: Das traue ich dir schon zu; viele machen sich ja nur deswegen das Leben durch Abtötung zu einer halben Hölle, weil sie dadurch der wirklichen, ewigen Hölle zu entrienen gedenken. Aber was du mit deinem Höllenglauben aus Gott machst, wie du ihn dadurch lästerst, das hast du nie in deinen vielstündigen Meditationen überdacht. Da nach deinem Glauben priesterliche Losprechung, die bei schlechter Disposition nicht einmal wirkt, für den Durchschnittsünder das einzige Rettungsmittel ist, die Ketzer und die Ungetauften nur durch eine vollkommene Reue, die auf der vollkommenen Gottesliebe beruht, gerettet werden können, solche Gottesliebe aber das Vorstellungsvermögen wie die sittliche Kraft des gewöhnlichen Sterblichen übersteigt und nur vielleicht von einigen wenigen auserwählten Seelen erreicht wird, so ist bis auf einen kläglichen Rest das gesamte Menschengeschlecht, das am Ende der Zeiten nicht nach Milliarden sondern nach Billionen zu zählen sein dürfte, ewigen Qualen verfallen, positiven körperlichen Peinigungen, wie cure orthodoxen lehren. Ein Duzend ruchlose Verbrecher solchen zu unterwerfen und sich die Prozedur Äonen hindurch ansehen zu sollen, das ist ein Gedanke, vor dem sich ein Nero grausend abwenden würde. Und nun sollte Gott Billionen meist harmlose Geschöpfe, darunter liebliche Kinder, herrliche Menschen wie Goethe, den alle guten Menschen lieben, die ihn kennen, zu dem Zwecke geschaffen haben, sich eine Ewigkeit lang an ihrem zur Frage verzerrten Antlitz, ihrem Schmerzgeheul und Wutgebrüll zu ergötzen? Soll nicht die Seligkeit aus der Liebe zu Gott erblühen, und glaubst du, daß es auf der ganzen Welt einen Menschen gibt, der einen solchen Gott lieben könnte? Viel tausend edle Menschen heutiger Zeit haben den Glauben an Gottes Dasein aufgegeben, weil ihnen der Gedanke unerträglich ist, daß ein bewußtes Wesen diese Welt mit allen unsäglichen Leiden der Menschen und Tiere darin sollte hervorgebracht haben. Und du möchtest diese Leiden vertausendfachen und ihnen ewige Dauer verleihen? Gehe hin und bitte Gott die Lästerung ab, die unendlich groß zu nennen keine Übertreibung ist. So würde ich dem Trappisten antworten. Dem jovialen Pfarrer aber oder dem katholischen Weltmanne, Geschäftsmanne oder Politiker, der mir weis machen wollte, er glaube an die Hölle, würde ich gar nichts antworten, sondern ich würde ihm ins Gesicht lachen und ihn stehen lassen. Manche aufrichtig Frommen fürchten, die Menschheit möchte ruchlos werden, wenn niemand mehr an die Hölle glaubte. Ich habe aber früher gezeigt, daß es gerade die orthodoxesten Zeitalter gewesen sind, die in größerer Zahl als andre Teufel in Menschengestalt hervorgebracht haben. Als Zügel der Leidenschaft und der Bosheit wirkt die Religion so schwach, daß sie neben den stärkeren Zügeln nicht in Betracht kommt. Nicht in dem bißchen Hilfe, das sie der Polizei und der Justiz leistet, besteht ihr Wert, sondern darin, daß sie den Gemütern, die sie aufnehmen, einen höhern Inhalt verleiht, sie tröstet, zur Pflichterfüllung stärkt und das Gewissen rege erhält, ja eigentlich das Gewissen erst schafft, namentlich das soziale Gewissen, das den Einzelnen, je höher er gestellt ist, in desto höherem Grade verantwortlich

macht für den allgemeinen Zustand seines Volkes. Der Höllenglaube mag ein Kind von einer verbotnen Mäscherei abhalten (die Ewigkeit tut dabei nichts zur Sache, Androhung einer minutenlangen Feuerpein würde dieselbe Wirkung haben), mag den Sterbenden mit wahnsinniger Angst erfüllen und nach der Absolution verlangen lassen — daß er die Heranwachsenden und die Erwachsenen weber vor Sünden noch vor Lastern und Verbrechen bewahrt, beweist die tägliche Erfahrung: die Gläubigen aller Konfessionen unterscheiden sich in Beziehung auf Sittlichkeit und Kriminalität gar nicht von den Ungläubigen. In Zeiten religiöser Exaltation hat der Höllenglaube bei den von ihr Ergrieffnen die Zahl der Fleischesünden vermindert, dafür aber die der Härte und der Grausamkeit vermehrt, die mehr als jene wider das Evangelium sind, das gerade die Unbarmherzigen mit dem Höllenfeuer bedroht. Nicht, daß der Gedanke an das Jenseits in allen Fällen unwirksam wäre, aber dem Besonnenen genügt der Gedanke an die jenseitige Verantwortung ohne die Zutat von Schreckbildern. Der katholische Katechismus zählt sechs Stücke auf, die zu wissen jedem Christen zur Seligkeit notwendig sei, und wenn die katholische Kirche die Glaubenspflicht darauf beschränkte, so wäre damit die große Reformation, die ihr not tut, vollbracht. Das zweite dieser Stücke nun lautet: „daß Gott ein gerechter Richter ist, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, entweder bald oder mit der Zeit, wenn nicht in diesem, so doch im künftigen Leben.“ Warum läßt man es nicht bewenden bei diesem vernünftigen und vollkommen genügenden Satze, über den hinaus wir nichts, aber auch rein gar nichts wissen können? Daß ein Professor an einer königlich preußischen Akademie letztes Neujahr seine Höllentopographie aufs neue herausgeben konnte, ohne daß ihm sofort von der geistlichen wie von der weltlichen Seite die *venia legendi* entzogen wurde, das ist beschämend sowohl für die katholische Kirche wie für den Staat.

„Nach der Absolution verlangen lassen“ — da haben wir die Hölle als Angelpunkt des ganzen scholastischen Lehrgebäudes! Wie immer die frohe Botschaft der Erlösung zu verstehn sein mag, die Theologie hat je länger desto entschiedner die Erlösung von der ewigen Höllenpein daraus gemacht und darauf ihren aus Sakramenten, Opferhandlungen, Lossprechungen, Weihungen bestehenden Heilsapparat gegründet, der nur eine Erneuerung der jüdischen Opfer und der griechischen Mysterien ist. Natürlich verstand man mit der den Scholastikern eignen Denkvirtuosität alle diese heidnischen Bestandteile in organische Verbindung zu bringen mit den neutestamentlichen Geschiedten und Ideen. Je besser es nun gelang, die Christenheit mit Furcht vor der Hölle zu erfüllen, desto mehr entsprach diese Theologie den eignen Wünschen, dem Herzensbedürfnis der Masse, und die hierarchisch gegliederte Priesterschaft hätte nicht aus Menschen bestehen müssen, wenn nicht die Rücksicht auf den eignen Vorteil zu einer mächtigen Triebfeder für die immer reichere Ausgestaltung des Heilsmechanismus und der ihn begründenden Dogmatik geworden wäre. Die Geldgier der römischen Kurie offenbarte sich am naivsten in der — übrigens wunderschön logisch aufgebauten — Lehre vom Ablass, und der päpstliche Hochmut feierte seine höchsten Triumphe in

der Lehre von der Transsubstantiation. Ich mag keines der Worte anführen, mit denen in bigotten Andachtsbüchern die erhabne Würde des Priesters geschildert wird. Auf diese nun steifen sich natürlich vorzugsweise alle mittelmäßigen und unbedeutenden oder gar lasterhaften Mitglieder der Hierarchie, die sich ihres Mangels an eigenem, persönlichem Werte bewußt sind, denen aber dennoch der verliehenen Würde wegen das gläubige Volk die gefalteten Hände und den Saum des priesterlichen Gewandes küßt, ja die Füße dem, der auf dem Stuhle des Pontifex sitzt. Diese Gefinnung macht den Pfaffen aus im Unterschiede vom Geistlichen. Nun sind es die Mönche und die Nonnen, die nicht aus pfäffischer Gefinnung, sondern als schwärmerische, enthusiastische und aller Mystik zugeneigte Seelen die bedenklichen Eigentümlichkeiten des Katholizismus: den Orthodoxismus, den Wunderglauben und den Heilsmechanismus, am eifrigsten fördern und am schärfsten ausprägen, und darum ist die grundsätzliche Abneigung der Protestanten gegen das Mönchswesen gerechtfertigt, nur daß sie irrtümlich die Jesuiten für die schädlichsten unter den Mönchen halten, was sie in Wirklichkeit nicht sind. In der Wunderfucht werden sie von andern Orden übertroffen, in der Mariolatrie wetteifern die übrigen mit ihnen. Ihre Verschuldung in neuerer Zeit besteht darin, daß sie starr an der Scholastik festhalten, alle Anläufe zu einer liberalen katholischen Theologie bekämpfen und ihrem vierten Gelübde gemäß mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Erhöhung des Papsttums betreiben; sollen sie doch die Hauptmacher des Vatikanischen Konzils gewesen sein.

Aber was von alledem die evangelische Kirche und der Protestantismus zu fürchten haben sollen, das verstehe ich so wenig wie der Verfasser der Silvesterbetrachtung im ersten diesjährigen Grenzbotenheft (S. 11). Je stärker sich der Orthodoxismus und die Bigotterie entwickeln, desto dümmere und kraftloser werden die Katholiken, desto weniger wird einen Protestanten die Lust anwandeln, katholisch zu werden, und desto mehr gute Köpfe und tüchtige Charaktere werden die katholische Kirche verlassen. Rom und die Jesuiten sind also die besten Bundesgenossen des Protestantismus, und nur die blinde Anhänglichkeit an eine unter ganz andern Verhältnissen entstandne Tradition kann den Evangelischen Bund zu seiner verkehrten Politik verleitet haben. Es wird mich wenig rühren, wenn manche Herren Pastoren, die das lesen, sagen werden: Was weiß denn der? Wir müssen doch besser wissen, was unsrer Kirche dient. In den Jahren 1872 bis 1877 habe ich den schmachlichen Ausgang des Kulturkampfes vorausgesehen; öffentlich voraussagen konnte ich ihn nicht, weil kein atatholisches Organ meine Voraussetzungen aufnahm. Was der Katholizismus aus den Romanen und aus Oesterreich gemacht hat, das liegt doch vor aller Welt Augen. (Der römische Katholizismus ist ein Produkt des romanischen Geistes, verstärkt aber natürlich, nachdem er einmal geworden ist, dessen Eigentümlichkeiten.) Herr Combes und seine Freimaurer sind gewiß eine jämmerliche Gesellschaft, aber je jämmerlicher sie sind, desto jämmerlicher erscheint der Katholizismus, der es so weit gebracht hat, daß sich ein ganz katholisches Land von dieser jämmerlichen Gesellschaft beherrschen und in religiösen Dingen tyrannisieren läßt. Und wie es so weit kommen konnte,

ja mußte, das ist doch leicht einzusehen. Wenn man das Heil nicht von vernünftigem energischem Handeln, sondern von der Häufung der Gebetlein und geschmacklosen neuen Andachten, von Stapulieren und Amuletten, von Marienerscheinungen und Wundern erwartet, die „Rom und Frankreich“ retten sollen, so geschieht erstens nichts von dem, was zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten notwendig ist — die gläubigen Franzosen haben weder eine kräftige politische Partei noch eine gute Presse gegründet noch die soziale Tätigkeit organisiert; in alledem sind die preussischen Katholiken Meister, dank ihrer Erziehung durch den protestantischen Hohenzollernstaat —, und zweitens wenden sich zunächst alle gescheitert und dann überhaupt alle Männer von einer solchen kaum noch für Neger und Indianer brauchbaren Religion ab und überlassen sie den Weibern und den Kindern. Die deutschen und die schweizerischen Katholiken haben den Franzosen ähnliches oft gesagt. Die Neue Züricher Zeitung hatte einmal, um die Protestanten wach zu erhalten, das katholische Leben in Frankreich als noch sehr stark und regsam geschildert; da schrieben deutsche Zentrumsblätter, das sei Schönfärberei; in Wirklichkeit stehe es ganz elend um den französischen Katholizismus; ein französischer Katholik zum Beispiel, der im mittlern Frankreich Landgüter besitze, habe erzählt, daß er in großen Gemeinden manchmal Sonntags der einzige Kirchenbesucher sei. Und welches Armutzeugnis stellen die Katholiken ihrer Kirche aus, wenn sie in den beiden ganz katholischen Ländern Frankreich und Italien das Häuflein der klerikalen Wähler „die Katholiken“ nennen und damit zugeben, daß die Masse des Volks aus Heiden besteht! Lutheraner oder Calvinisten werden die Romanen niemals werden. Wenn aber unsre deutschen Katholiken ihren Glaubensgenossen in jenen Ländern Vorwürfe machen, so übersehen sie, daß die dortigen Auswüchse der Bigotterie weiter nichts sind als die folgerichtige Ausgestaltung des Katholizismus, den Pius der Reunte gegen den heftigen Widerstand der Führer der deutschen Katholiken für den richtigen und orthodoxen erklärt hat. Sehr hübsch wird die Sachlage durch einen kleinen Zwist der Frankfurter Zeitung mit der Kölnischen Volkszeitung beleuchtet. Das große Zentrumsorgan rühmt sich, zusammen mit dem Jesuitenpater Gruber den Taxiltschwindel aufgedeckt zu haben. Die Frankfurter Zeitung weist dieses Selbstlob mit Recht zurück. Pater Gruber hatte den Unsinn, auf den schon der ganze französische und italienische Katholizismus bis in die Kreise der Monsignori hinein angebißen hatte, durch seine Übersetzung auch nach Deutschland verschleppt, wo der in 90000 Exemplaren gelesene Pelikan seine Verbreitung übernahm, und der 1896 in Trient abgehaltne Antifreimaurerkongreß würde mit einem glänzenden Siege Taxils gedeutet haben, wenn nicht die Kölnische Volkszeitung hintelegraphiert hätte, daß sich joeben ein Teilnehmer des Schwindels selbst verraten habe. Erst von da an haben ihn das Blatt und Gruber bekämpft. Sehr gut schreibt die Frankfurter Zeitung: „Was würde man dazu sagen, wenn jemand, um einen modernen Münchhausen, der auf dem Planeten Mars Kanalauffeher gewesen sein will, der Unwahrheit zu überführen, eines polizeilichen Attestes darüber bedürfte, daß der Mann zu der angegebenen Zeit in Bomst oder Meseritz gelebt hat? Den tollen Lügen Taxils gegenüber haben der Jesuit und das Zentrums-

blatt erst auf ein äußeres Zeugnis warten müssen.“ Es ist anzuerkennen, daß einige Zentrumsorgane das Äußerste von läppischer Bigotterie und Aberglauben, das die seit dem Vatikanum herrschenden Betschwestern allen Katholiken zumuten, von sich abzuwehren suchen, aber das wird ihnen auf die Dauer nichts nützen, wenn sie nicht das Übel mit der Wurzel ausreuten und öffentlich zu sagen wagen, was seit fünfzig Jahren die gebildeten deutschen Katholiken samt den Bischöfen einander im geheimen klagen. Von Oesterreich hat der Konvertit und Historiker Gfrörer schon vor dem Beginn dieser neuesten Periode der Bigotterie gesagt, die Jesuiten hätten dem habsburgischen Adler die Krallen ausgebrochen. Ein Monarch oder ein Staatsmann, der seinen Beichtvater um Erlaubnis fragt, ehe er einen Entschluß faßt, kann keine kräftige und konsequente Politik betreiben. Wenig kommt darauf an, ob der Beichtvater klug oder dumm, rechtschaffen oder gewissenlos ist; das Institut an sich macht eine vernünftige Politik unmöglich. Richelieu ist alles andre, nur nicht strupulös und bigott gewesen. Er war trotz seinem Kardinalat ein Staatsmann vom protestantischen Schlage. Der Protestant hält's mit dem alten Cato: *Non votis neque suppliciis muliebribus auxilia deorum parantur: vigilando, agendo, bene consulendo prospere omnia cedunt; ubi socordiae te atque ignaviae tradideris, nequicquam deos implores.*

Das Geschrei über und gegen die Jesuitenmoral ist meist nur das „Halte den Dieb!“ des Spitzbuben. Der rüstige Europäer will schaffen, erwerben, herrschen, genießen; der eine mehr das letzte, der andre mehr eins von den übrigen dreien, mancher alles, und keins davon ist möglich ohne Ungerechtigkeit und Sünde, ohne Verletzung andrer Menschen oder wenigstens eines sittlichen Ideals. Es gehört zu den größten Leistungen Luthers, daß er die Unvermeidlichkeit der Sünde erkannt und mutig ausgesprochen hat. Wird die negative Vollkommenheit, die Reinheit von Sünden, zur Hauptsache gemacht, so hört das weltliche Leben, Streben und Wirken auf. Das tun aber die modernen katholischen Tugendlehrer, allen voran die Jesuiten. In ihrer Blütezeit haben sie selbst weltlich gehandelt, ich meine nicht etwa Erbschleicherei, sondern eine rücksichtslose Politik betrieben, soweit sie sich in die Politik einmischten, was sie, wie Pilatus sagt, nicht in stärkerer Masse taten als die lutherischen Theologen und — füge ich hinzu — in minderm als die calvinischen Prediger. Damals haben sie also selbstverständlich, gleich ihren Gegnern, gleich allen Weltmenschen, gleich allen tüchtigen Staatsmännern und Politikern und gleich allen politischen Parteien, den Zweck das Mittel heiligen lassen. Aber ihre Ordensmoral ist das nicht; diese schärft vielmehr die zarteste Scheu vor der Sünde ein, und damit nun und mit der Erziehung zur Gewohnheit täglicher Gewissenserforschung und häufiger Beichte erziehen sie Strupulanten und Schwächlinge. Nicht überall und immer; Graf Ballestrem zum Beispiel ist ja in einer ihrer Schulen ein sehr tüchtiger Mann geworden, aber im großen und ganzen dort, wo die Gegenwirkungen fehlen, deren sich der Präsident des deutschen Reichstags zu erfreuen gehabt hat. Der moderne Mensch nun also will von zarter Gewissenhaftigkeit nichts wissen; er will strupellos die tauglichsten Mittel für seine Zwecke auswählen. Mit Moral,

meinte der Ritter von Ponteuzein, baut man keine Eisenbahnen. Aber in diesem modernen Menschen ist weder der Gottesglaube noch der Charakter stark; er kann sich darum nicht gleich den starkmütigen und ihrer selbst gewissen Jesuiten, Hugenotten, Calvinisten und Puritanern des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts als Werkzeug Gottes fühlen, wenn er rücksichtslos seine Zwecke verfolgt. Er hat in seiner Zwiespältigkeit ein schlechtes Gewissen, und darum will er den Trost aller Schwächlinge: er will Menschen, die schlechter und böser sind als er, die nicht bloß gelegentlich und aus Schwäche, sondern mit diabolischer Berruchtheit grundsätzlich und planvoll verbrecherisch handeln, und über die er sich moralisch erhaben fühlen darf, und darum hat er sich den Jesuitenpopanz zurecht gemacht; und darum dürfen die Jesuiten auch nicht nach Deutschland zurückkommen, weil sie durch ihre Gegenwart beweisen würden, daß sie die Scheusale nicht sind, für die man sie ausgibt.

Daß man sie nicht in die Schulen hineinlassen darf, darin bin ich mit ihren Gegnern einverstanden. Notwendig sind heute überhaupt keine Ordensschulen mehr, da wir übergenug tüchtige weltliche Lehrer haben, und wenn auch katholische Ordensschulen der evangelischen Kirche und dem Protestantismus viel nützen und gar nicht schaden würden, so darf es doch dem Staate nicht gleichgiltig sein, wenn ein Teil des Volks verdummt und seelisch verkrüppelt wird. Überhaupt haben Staat und Volk Grund zur Abwehr ultramontaner Übergriffe, denn es gibt, wie eingangs bemerkt worden ist, einige Punkte, in denen die Katholiken auch im einzelnen Unrecht haben. Gerade diese Punkte werden in der Polemik am wenigsten hervorgehoben; im ewigen Gezänk ist, wie ich früher schon einmal gesagt habe, die Fähigkeit verloren gegangen, zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, zwischen wirklichen und bloß eingebildeten Übergriffen zu unterscheiden. Wenn der Bau katholischer Kirchen in protestantischen Gegenden als römische Propaganda denunziert wird, so ist das wahrheitswidrig, und wenn man die Herrschaft des Papstes über Deutschland beklagt oder vor der geheimnisvollen Macht der Jesuiten erschauert, so ist das lächerlich. Dagegen sind die Proteste gegen die wirklichen Friedensstörungen, die der wiedererwachte mönchische Orthodoxismus und Fanatismus gewagt haben, viel zu mild ausgefallen. Jedem von ihnen gegenüber war ein würdiger, einmütiger Protest des ganzen nicht ultramontanen Deutschlands angezeigt. Ich meine zunächst die verschiedenen Reliquienausstellungen. Wird darüber gespottet, so pfelegen sich die Katholiken auf den profanen Kult von Reliquien großer Männer zu berufen; ähnlich auf die verschiedenen Arten von altem Volksaberglauben und neuem Schwindel, wenn ihnen ihr Aberglaube vorgerückt wird. Sie übersehen nur den wesentlichen Unterschied, daß Luthers Tintenkleck auf der Wartburg, das Kartenschlagen und die magnetischen Wunderkuren keine Einrichtungen der evangelischen Kirche sind, die Benediktusmedaillen aber und die durch priesterliche Weihe mit allerlei Heilkraft versehenen Wässer, Kerzen, Rosenkränze und Bilder sowie die Reliquien zu den Einrichtungen der katholischen Kirche gehören. (Wie man das Anstößige mit theologischen Spitzfindigkeiten hinwegzudisputieren versucht, weiß ich natürlich.) Dann die Unverschämtheit Denises, nicht allein

Luther zu verunglimpfen, sondern auch den Protestanten die Rückkehr unter die Botmäßigkeit des Papstes zuzumuten, dieser Kurie, die dreimal daran gewesen ist, im Lasterjumpf zu ersticken, und von Deutschen: von Otto dem Ersten, Heinrich dem Dritten und Luther herausgerissen werden mußte. Man muß in Spanns Leo XIII. verfolgen, wie mühsam und doch vergebens der geistig bedeutendste unter den Päpsten des neunzehnten Jahrhunderts dem Gedankenfortschritt seiner Zeit nachzuhinken strebte, wenn man die ganze Lächerlichkeit der Einbildung begreifen will, die Deutschen würden sich noch einmal den Papst, der ja als Vorsteher einer großen Religionsgesellschaft noch lange unentbehrlich sein wird, als unfehlbaren Lehrer der höchsten Wahrheiten aufschwätzen lassen. Dann die Kirchofgeschichte von Famed. Die katholischen Blätter wollen den Bischof Benzler mit dem geltenden Recht herausreden. Hätte er bloß die protestantische Leiche ausgraben und hinaus schaffen lassen, so könnte man die Ausrede gelten lassen; der Mann wäre dann nur ein verknöchertes und roher Vertreter eines veralteten Rechts. Aber den Kirchof für entweiht erklären und aufs neue weihen, das heißt die protestantische Mehrheit des Volks gröblich beschimpfen. Die Katholiken können unmöglich verlangen, zu hohen Staatsämtern befördert zu werden, wenn der protestantische Regierungsrat, der Minister denken muß, daß nach beendigter Sitzung der katholische Kollege die Befleckung, die er sich zugezogen hat, mit Weihwasser abwäscht. Oder verpestet ein lebendiger Kezer die Seelen weniger als die Leiche eines solchen? Das wäre doch der Gipfel des Fetischismus. Der Hüffel, den der Kaiser dem Bischof auf dem Bahnhof zu Metz erteilt haben soll, ist, wie zu erwarten war, dementiert worden; Staatsoberhaupt pflegen so nicht zu sprechen. Aber was ein protestantisches Staatsoberhaupt denken mußte, war in dieser fingierten Ansprache vollkommen richtig wiedergegeben. Daß die Schulerlasse des Bischofs von Trier ganz ebenso zu beurteilen seien, habe ich seinerzeit ausgeführt. Seit einem Jahre macht Trier aufs neue von sich reden. Der dortige Bischof und ein paar Berliner Fanatiker arbeiten an der Zerstörung der christlichen Gewerksvereine, um deren katholische Mitglieder in katholischen Fachvereinen zu organisieren. Die vernünftigen unter den Zentrumsorganen wehren sich aus Leibeskraften gegen dieses Übermaß des Fanatismus, weil es in politischer Beziehung eine Dummheit ist; aber da sie nicht den Mut haben, offen gegen die ganze ultramontane Richtung und ihre Häupter aufzutreten, wird ihnen der Widerstand in einzelnen besonders anstößigen Fällen so wenig etwas nützen, als den deutschen Bischöfen auf dem Vatikanum die Opposition hinter verschlossenen Türen genügt hat.

Abgesehen von diesen Ausschreitungen einzelner Fanatiker stellen die Katholiken insgesamt eine Forderung auf, die eine Einschränkung der Gewissensfreiheit aller Andersgläubigen und ein Hindernis der öffentlichen Erörterung historischer und philosophischer Fragen bedeutet. Die Katholiken fordern, daß der Andersgläubige bei zufälligem Zusammentreffen den Gegenständen ihres Kultus Ehrenbezeugungen erweise. Das kann der gläubige Protestant nicht ohne Verleugnung seiner religiösen Überzeugung in einem

wesentlichen, entscheidenden Punkte. Er kann keinem toten Gegenstande Ehrenbezeugungen erweisen; eben in diesem Nichtkönnen und Nichtdürfen sieht er den Grundunterschied des Christentums vom Heidentum. Die scholastische Metaphysik, die dem Toten Leben einhauchen will, ist einem modernen Hirn unfassbar. Wien hat im Januar eine große „Abwehraktion“ gesehen. Ein alldeutsches Blättchen, das, wie versichert wird, fast niemand liest, hatte das kultische Heiligthum der Katholiken verhöhnt, und weil die Regierung nicht kräftig genug gegen die Frevler eingeschritten ist, gibt die katholische Bevölkerung ihre Entrüstung kund über die Gotteslästerung. Die guten Leute täuschen sich, wenn sie glauben, es sei die Lästerung Gottes, was sie in Erregung versetzt. Gott wird täglich und stündlich auf das größte gelästert, nicht am wenigsten durch die Art, wie ihn manche Bigotte verehren, und es regt sich niemand darüber auf. Sie selbst fühlen sich verletzt. Die aufrichtig Frommen unter ihnen verbinden mit dem Kult des Sakraments und Marias eine Fülle zarter, poetischer Vorstellungen und fühlen sich natürlich durch jeden Angriff auf den Mittelpunkt dieser Vorstellungen gekränkt. Die weltlich gesinnten katholischen Männer aber ahnen die Unhaltbarkeit dieser Dogmen, fühlen sich durch sie geniert und wollen darum, daß diese unzureichende Stelle ihres Herzens nicht berührt werde. Nun sollten ja darum unzarte Verührungen vermieden werden, das Schönererorgan aber mag sich recht roh ausgebrüht haben. Doch der katholischen Orthodorie gilt schon das, was ich hier gesagt habe, als Gotteslästerung, und die Katholiken schreien nach dem Staatsanwalt, so oft solche Erörterungen über die engsten Gelehrtenkreise hinausdringen. Dieser Zustand ist unhaltbar, und der Evangelische Bund tut recht daran, die Abschaffung eines Strafgesetznparagrafen zu fordern, der gewisse öffentliche Erörterungen unmöglich oder wenigstens gefahrvoll macht. Möglich, daß manches Mitglied des Bundes nur Schimpffreiheit erstrebt, aber mit dem Schimpfen wird auch die Diskussion und die Verbreitung wichtiger historischer Tatsachen verhindert.*) Fordern doch die Katholiken die Beseitigung von allem noch so sicher geschichtlich Begründeten, das ihnen unangenehm ist, aus Schulbüchern und Volksbibliotheken, und möchten sie doch alle nicht geradezu

*) Am 16. Januar wurde im Reichstage über die von den Freisinnigen beantragte Aufhebung des Paragraphen 166 des Reichsstrafgesetzes debattiert. Der Abgeordnete Kardorff hob richtig hervor, daß durch ihn zweifelhafte Heilige und Päpste von unzweifelhaft schlechtem Lebenswandel vor der Kritik, nicht aber protestantische Heroen wie Luther vor Berunglimpfungen geschützt seien, und der Abgeordnete Müller (Meiningen) erinnerte an die Beschimpfungen der Reformation und des Protestantismus, die in mehreren Encykliken Leo's des Dreizehnten vorkommen. Herr Spahn vermochte keine darin zu finden, was nicht zu verwundern ist, da die Juristen Virtuosen in der Kunst sind, zu sehen oder nicht zu sehen, was sie sehen wollen oder nicht. Der nationalliberale Theologieprofessor Dr. Hieber sprach von Streifschriften gegen den Protestantismus, die sogar von ernstlicher katholischer Seite als gemeine Subleten preisgegeben würden. Ich kenne solche nicht. Sollten ihrer viele und sollten sie sehr verbreitet sein, dann müßte ich meine Behauptung, daß die Friedensstörung diesmal von den Protestanten ausgehe, zurücknehmen oder wenigstens bedeutend einschränken. Übrigens ist mir die Frage, auf welcher Seite mehr geschimpft wird, und welche Seite gegen Beschimpfungen besser geschützt ist, an sich ganz gleichgültig; mir ist es nur um die Freiheit der Debatte und der öffentlichen Untersuchung religiöser und historischer Fragen zu tun.

ultramontanen, also alle wirklich großen Dichter verbannen. Vereinigung der Konfessionen, eine deutsche Nationalkirche, ist nicht notwendig, nicht wünschenswert; aber Verständigung, gegenseitige Achtung und freundschaftlicher Verkehr sind notwendig zum Gedeihen des Vaterlandes. Die großen protestantischen Philosophen und Geschichtsschreiber unsers Volks haben für die Verständigung den Boden bereitet, indem sie die Konfessionen als notwendige Produkte der historischen Entwicklung begreifen lehren. Die neueste Polemik gegen Rom stört den Fortgang der Verständigung, indem sie zu der überwundenen Anschauung, das Papsttum sei etwas Nichtseinsollendes, sei „vom Teufel gestiftet,“ zurückkehren. Dadurch machen sie es den Katholiken bis zur Unmöglichkeit schwer, den Protestanten im Erkenntnisfortschritt nachzukommen. Das wird den Katholiken an sich schon schwer genug, weil die scholastische Glaubenslehre ein so logisch vollkommenes Ganze ist, daß sie wähnen, es müsse das ganze Gebäude zusammenbrechen, wenn auch nur ein Stein herausgenommen wird. Ihre Gemüter werden geneigter werden, auf die Beweisführungen anständiger Gegner zu hören, wenn sie sich in den Gedanken gefunden haben werden, daß die weltliche Herrschaft des Papstes, die noch nicht ganz aber beinahe ein Dogma war, und zu deren Stützung das Vatikanum hauptsächlich unternommen worden zu sein scheint, auf immer verloren ist, und wenn dadurch die Stellung des Papstes in der Welt von Grund aus verändert sein wird. Man störe diese Entwicklung nicht zum zweitenmal dadurch, daß man, wie von 1872 an, die deutschen Katholiken durch einen Existenzkampf zur verzweifelten Gegenwehr zwingt und dadurch alles ruhigen, anhaltenden und gründlichen Nachdenkens über die großen religiösen Fragen überhebt.

C. J.



Blücher und Bismarck

Von G. v. Bismarck in Dessau



in Berlin erheben sich auf zwei geschichtlich wichtig gewordenen Plätzen die Standbilder zweier großer Männer. Das eine ist nur unscheinbar, auch ragt es unter den Statuen anderer Helden aus den Befreiungskriegen, die es umgeben, gar nicht weiter hervor. Nur sein bevorzugter Standort am Abschlusse der via triumphalis, fast gegenüber dem zur Ruhmeshalle umgewandelten Zeughause, hat dem Denkmal Blüchers nachträglich seine tiefere Bedeutung verliehen. Noch mehr die Nachbarschaft eines Nationalheiligtums. Denn wie ein vermittelndes Verbindungsglied ragt aus alten ruhmreichen Tagen Preußens das anspruchslose Wohnhaus des schlichten und doch so groß denkenden ersten Kaisers des neuen Deutschlands, der ja noch ein Zeitgenosse Blüchers war, in ein neueres, ebenso lorbeerreiches Zeitalter hinein, das so treffend mit seinem Namen bezeichnet wird. War er es doch, der an den fast abgerissenen Faden nationaler Hoffnungen anknüpfend, deren Verwirklichung zuerst wieder anbahnte und dann ermöglichte, indem sein

hoher Sinn uns die großen Männer gab, seine Paladine, und unter ihnen den gewaltigsten, den großen Kanzler.

Die Standbilder Blüchers und Bismarcks reden eine bedeutame Sprache, jedes für sich sowohl wie hinsichtlich der Beziehungen, die ihnen gemeinsam sind. Das Denkmal Blüchers ist, wie alle Rauchschen Werke, an sich wohl gelungen. Im Vergleich mit seinen Mitkämpfern jedoch ist dem Fürsten eine der wahren Bedeutung dieser wichtigsten und überragendsten Persönlichkeit jener großen Kämpfe entsprechende Hervorhebung versagt geblieben. Wenn Blücher mit gezognem Säbel, in stürmender Pose, also als soldatischer Held schlechtweg seine Darstellung fand, so entspricht das der landläufigen Auffassung, daß der „Marschall Vorwärts“ nur ein volkstümlicher General, ein Draufgänger und Haudenegen gewesen sei. Und doch war er so unendlich mehr als das. Sodann hätte wohl gerade ihm eine Auszeichnung gebührt, die Untertanen freilich nur höchst selten eingeräumt zu werden pflegt, die nämlich: beritten dargestellt zu werden. Ist er doch von Jugend auf bis zum ruhmvollen Abschlusse seiner Laufbahn mit dem Pferde sozusagen verwachsen gewesen.

Durchaus monumental ist das Denkmal Bismarcks. In mächtigen Größenverhältnissen ausgeführt, ist es durch seinen Standort vor dem Reichshause, wo es gleichsam Wache hält, eine Versinnbildlichung des Bismarckschen Lebenswerks, der Einigung Deutschlands. So hat das Werk in Verbindung mit Örtlichkeit und Umgebung allein schon genug allegorische Bedeutung und kann deshalb des Beiwerks entraten. Der großen durchschlagenden Allgemeinwirkung geschähe damit kein Abbruch. Ob aber die Wiedergabe der äußern Persönlichkeit des großen Kanzlers so, wie sie uns, seinen Zeitgenossen, in ihrer großartigen Geschlossenheit noch vor Augen steht, völlig geglückt ist, darüber gehn die Ansichten, nicht nur der Laien, recht weit auseinander.

Während nun, mehr als alle Standbilder es können, das geeinte Deutschland des Kanzlers Ruhm und Ehre preist, und eine schon große, noch immer anschwellende Literatur allen Fäden seines Wirkens nachgeht, sodaß kaum noch ein Winkel seiner Gedankenwerkstatt unbeleuchtet bleibt, droht dagegen die Würdigung der Bedeutung und der Verdienste Blüchers mehr und mehr verwässert zu werden, des Mannes also, dessen Vorarbeit Bismarck bei seinem gigantischen Bau zum Fundament diente.

Blüchers Entwicklungsgang und sein spätes Erscheinen auf der Arena der großen Begebenheiten ließen freilich nicht ahnen, welche Rolle er spielen würde. Durch die Rheinfeldzüge war er eigentlich nur in den Armeekreisen bekannter geworden. Zudem war er um die Jahrhundertwende schon ein Achtundfünfzigjähriger. Das war zu der Zeit, als der um siebenundzwanzig Jahre jüngere Napoleon Bonaparte, der große Sohn und Vändiger der Revolution, sein nachmaliger Gegner, infolge der Feldzüge in Italien und Ägypten sowie in seiner politischen Eigenschaft als erster Konsul der Republik schon europäischen Ruf erworben hatte. Erst nach weiteren sechs Jahren, als jener als Kaiser der Franzosen nach den Schlachten von Zena und Auerstädt den Gipfel seines Ruhms zu erklimmen im Begriffe stand, trat Blücher durch seinen Zug nach Lübeck in den Vordergrund. Tat er auch nach altpreussischer Auffassung nur seine „verdammte Pflicht und

Schuldigkeit," so glänzte fortan sein Name an Preußens verdunkeltem Himmel als ein Hoffnungsstern. Einer der wenigen ältern Generale, die nach der Katastrophe bei der Armee geblieben waren, zeigte er sich völlig ungebeugt von der Wucht der Ereignisse. Der Gedanke an die Aufnahme des Widerstands gegen den großen Korps verließ ihn nie auch nur einen Augenblick; ihm ordnete er jede andre Rücksicht unter. Sein durchdringender Verstand, seine untrügliche Menschenkenntnis ließen ihn beides erkennen: das Geheimnis der unerhörten Erfolge Napoleons und den ihm unfehlbar drohenden Sturz, die unvermeidliche Folge seiner Maßlosigkeit. Daraus entsprang zum Teil Blüchers nie versiegende Zuversicht, Napoleon einstmals mit dessen eignen Mitteln entgegenzutreten und ihn zu schlagen.

Die Kriegsführung hatte ihrem innersten Wesen nach keine Umgestaltung durch Napoleon erfahren, auch keine erfahren können, da ihre Grundprinzipien unwandelbar sind. Verändert war nur die Taktik, neu waren manche Erscheinungen, die er zuerst amandte und virtuos zu verwerten verstand. Das ungeheure Übergewicht, das er auf seine Seite brachte, lag vielmehr darin, daß sich bei ihm der Politiker, der Feldherr und der Psycholog in einer Person vereinigten. Der große Mazedonier und vorzugsweise Cäsar waren seine Vorbilder. Als ein gründlicher Kenner der allgemeinen und der Kriegsgeschichte hatte er vor allen Dingen die unberechenbare Überlegenheit in materieller wie in moralischer Hinsicht begriffen, die unter allen Umständen die Initiative dem Handelnden verleiht. Deshalb war er diplomatisch wie militärisch seinen Gegnern bisher immer vorgekommen und zwang ihnen mit der ihm eignen durch nichts behinderten Rücksichts- und Skrupellosigkeit seinen Willen von vornherein als Gesetz auf. In der Vereinigung aller dieser Machtmittel muß man also das Geheimnis seiner unerhörten Erfolge suchen. Und wie immer, so offenbarte sich auch bei ihm der zwingende Einfluß großer Persönlichkeiten auf die Massen, auf den Gang der Ereignisse und die Geschichte der Völker.

So war die Unüberwindlichkeit Napoleons allmählich zum Axiom geworden, und der Schrecken, der von ihm ausging, lastete allenthalben wie ein Alp auf den Gemütern. Aber zu eben jener Zeit fand Blücher zum Entsetzen aller Schwachmütigen und der Französlinge am Hofe das Wort: „Der Kerl muß herunter, und ich werde dabei schon mithelfen; ehe das nicht geschieht, will ich nicht sterben"; und weiter: „Ich bin frei geboren und will auch frei sterben. Trage Fesseln, wer da will, ich nicht." Alle Ungebeugten und Tapfern, mit einem Wort die Charaktere jubelten ihm zu.

Blücher war damals Generalgouverneur von Pommern und der Neumark. Ähnlich wie in seiner Stellung vor dem Krieg in Münster bewies er auch in Zivilangelegenheiten seinen erstaunlichen Scharfblick, überwachte hier wie dort unermüdlich alle Schritte der Franzosen, rüstete, hob den Geist und das Vertrauen der Bevölkerung und suchte überdies den König immer wieder zu entscheidenden Schritten zu drängen. Hiermit hatte er zum Glück keinen Erfolg, denn die Dinge waren noch nicht reif. Seine unerschrockne Haltung und Sprache lenkte aber die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, freilich auch die Napoleons, der denn auch im November 1811 seine Verabschiebung durchsetzte.

Um so mehr sahen die Patrioten mit Zuversicht zu ihm auf, während die französische Partei am Hofe ihn verdächtigte und mied. Das unbefangenste, zugleich am schwersten wiegende Zeugnis seines Wertes gab ihm der kühl besonnene Scharnhorst, sein ehemaliger Generalstabschef auf dem Zuge nach Lübeck. Der schrieb ihm auf die Nachricht von seiner schweren Erkrankung: „Sie allein sind unser Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sanfte uns vor- und nachgetragen werden; nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück.“

Wie ernst es der stille, unermüdete Waffenschmied des preussischen Volkes mit diesem Ausspruch tatsächlich meinte, bewies er im Frühling des großen Jahres, nachdem die Würfel endlich gefallen waren. Trotz allen gegen die Befehlsübertragung an Blücher gerichteten Unterströmungen setzte der menschenkundige Niederbache die Ernennung des Generals beim Könige durch, und zwar mit der Begründung, er sei der einzige, der völlig frei wäre von Furcht vor Napoleon.

Die Beteiligung Blüchers am Frühjahrsfeldzuge, dessen Mißerfolg allein der russischen Oberleitung zur Last fällt, war nur geeignet, seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu bringen. Aber das schwerste Opfer jener Tage, das nach Blüchers und Scharnhorsts Urteil dem Verlust einer Schlacht gleichkam, ist Scharnhorsts Tod. Der treue Mann starb an der bei Großgörschen erhaltenen Wunde in Prag.

Mit dem Wiederbeginn der Operationen der nun verbündeten drei Mächte nach Ablauf des Waffenstillstandes im August beginnt Blüchers Einwirkung auf das Große und Ganze der Kriegsführung, trotz allen ihm angehängten Bleigewichten, sich je länger je mehr geltend zu machen. Die psychologische Beurteilung des preussischen Feldherrn durch Scharnhorst hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Bei den Monarchen der verbündeten Mächte ebenso wie bei der diplomatischen und der militärischen Oberleitung war und blieb der Nimbus der Unbesieglichkeit, des überragenden Genies Napoleons nach wie vor der alle Verhältnisse beherrschende Eindruck. Das übertrug sich natürlich auf die Generale mit alleiniger Ausnahme des Führers der schlesischen Armee. Die Koalition frankte ohnehin von vornherein an allen Gebrechen einer solchen, an Intriguen, Neid und Sonderinteressen, die Napoleon durchschaute und verwertete. Sie wäre auch unzweifelhaft in die Brüche gegangen, wenn Blüchers rastlose Energie und fortwährend wachsender Einfluß ihr loses Gefüge nicht mittel- wie unmittelbar gefestigt hätten. Und dazu war gerade er ausersehen, dessen Wesen von den Superflugen belächelt wurde, und dem man als Heerführer eigentlich nur eine Nebenrolle zugewiesen hatte, indem man seine Selbständigkeit beschränkte. Der erste große Erfolg, der Sieg an der Katzbach, der Schlesien vom Feinde befreite, fiel ihm zu. Und bald darauf gelang es ihm, durch seine Operationen gegen Napoleon in der Lausitz gerade die Besorgnisse im obersten Hauptquartier zu zerstreuen, die man wegen der seinem Temperament entspringenden Unvorsichtigkeit hegen zu müssen geglaubt hatte. Denn er wich den wiederholten, mit überlegenen Kräften persönlich gegen ihn versuchten Schlägen Napoleons so geschickt und vorsichtig aus, daß sie zu Luftstößen wurden. Dabei mochte dem Schlachtenkaiser, dem es um eine schnelle Entscheidung zu tun war, eine Ahnung

von Blüchers Bedeutung aufgehn. Wie eine halbe Anerkennung klingt es fast, wenn Napoleon von dem „alten Fuchse“ spricht, denn von dem „besoffenen Hufaren“ war nach dem Raabachtage schon längst nicht mehr die Rede. So preßte ihm der Alte Schritt für Schritt die anfänglich verlagte Beachtung ab, bergestalt, daß er ihn bald als den gefährlichsten seiner Gegner betrachtete.

Inzwischen waren aber infolge der nach der Schlappe von Dresden eingetretenen Mutlosigkeit die militärische und die politische Gesamtlage der Verbündeten geradezu besorgniserregend geworden. Napoleon beherrschte von Dresden, dem Mittelpunkt seines strategischen Netzes aus, vollständig die Lage. Die Elblinie sicherte ihn vor Blücher, und er belauerte die hinter die böhmischen Pässe zurückgewichne große Armee wie die Kreuzspinne ihr sichres Opfer. Es wäre Bernadottes, des Führers der starken Nordarmee, Sache gewesen, nach den entscheidenden Siegen seines preussischen Korpskommandeurs Bülow bei Großbeeren und Dennewitz durch die Überschreitung der Elbe die große Armee frei zu machen. Aber dem „Piaffeur“*) erschien diese Zumutung nur als ein tollkühnes Unterfangen. Man war auf dem toten Punkte angelangt; ja der Fortbestand der Koalition erschien ernstlich gefährdet. — Da war es Blücher, der die Erlösung brachte. Nachdem er die von dem allerseits geängstigten Schwarzenberg angeordnete Heranziehung seiner Truppen an die Hauptarmee rückgängig gemacht hatte, führte er — ein strategisches Meisterstück — durch einen ebenso kühn entworfenen wie umsichtig ausgeführten Flankenmarsch unbemerkt vom Feinde seine Korps aus der Lausitz nach der mittlern Elbe und erzwang dank Yorks zäher Tapferkeit bei Wartenburg den Übergang. Nun mußte, obwohl widerwillig, auch Bernadotte den Strom überschreiten. Diese kraftvolle Initiative Blüchers, die die Verbindungen Napoleons nach rückwärts bedrohte, zwang diesen, Dresden aufzugeben, und nachdem er seine Versuche, Blücher und Bernadotte über die Elbe zurückzudrängen, gescheitert sah, den Abzug nach dem Rhein anzutreten. Zur Deckung des Rückzugs stellte er sich dem umfassenden Angriff aller verbündeten Armeen auf den weiten Ebenen um Leipzig. Um das zu erreichen, hatte es zuvor aller Listen des wachsamem Blücher bedurft, der es zu verhindern wußte, daß Bernadotte vor dem mit seinen Armeen heranstürmenden Kaiser nicht bis nach Stralsund zurückging.

Der ganze Erfolg des Sieges von Leipzig war Blüchers erstes großes Verdienst um Deutschlands Sache. Seit dem Beginn des Krieges bis zu der Stunde der Entscheidung das treibende Element, sah er nun seine unerschütterliche Zuversicht gerechtfertigt, seine Anstrengungen gekrönt. Noch zu allerletz hatte er seine gewaltige Willenskraft in die Wagschale geworfen, als er Bernadotte fast an den Haaren auf das Schlachtfeld heranzubringen wußte. Ohne Blücher also kein Leipzig. So konnte der damals noch unbefangne Zar ihm auf dem Leipziger Marktplatz mit vollstem Recht das inhaltschwere Wort zurufen: „Mein lieber General, Sie haben das Beste getan; Sie sind der Befreier Deutschlands.“

Die Verfolgung Napoleons wurde nicht etwa der großen Armee übertragen, die bis dahin am meisten geschont worden war, auch der französischen Rück-

*) Bezeichnung Napoleons: ein Pferd, das trotz trabähnlicher Bewegung nicht von der Stelle kommt.

zugslinie am nächsten stand, sondern Blücher mit seinen abgetriebnen Korps. Trotzdem legte es der Alte sehr ernsthaft darauf ab, die fliehenden Truppen des „Schwiegerohns“ gänzlich zu zertrümmern, ehe sie den Rhein erreichten. Schon schickte er sich an, sie den heranmarschierenden Bayern in die Arme zu treiben, sie also zwischen zwei Feuer zu bringen, da wurde er durch die Armeoberleitung mit einem andern Auftrage gegen den Niederrhein auf ein totes Geleis geschoben. Infolgedessen überrannte Napoleon die sich ihm vorlegenden Bayern bei Hanau und entwischte über den Rhein. Blücher aber wurde nun zur Zernierung der Festung Mainz heranbeordert, eine Maßregel, die nichts andres bezweckte, als ihn dort an die Kette zu legen.

Unterdessen hatte Napoleon den ihm unter Belassung der Rheingrenze angetragnen Frieden zum Glück für die Verbündeten hochmütig zurückgewiesen. Trotzdem herrschte im Hauptquartier der Monarchen in Frankfurt a. M. die Neigung, sich mit den bisherigen Ergebnissen des Krieges zu begnügen, womöglich Frieden zu schließen, höchstens aber hinter der Rheinlinie den Krieg defensiv fortzusetzen! Da eilte jedoch Blücher, aufgebracht über die kleinmütige Preisgebung der deutschen Interessen, von dem nahen Höchst, seinem Hauptquartier, nach Frankfurt. Wie immer bei solchen Anlässen ließ der Alte seinem ungeheuern Freimuth alle Zügel schießen; jeden, der einem faulen Frieden das Wort rebete, nahm er an: deutlich, schroff, ohne Ansehn der Person. Der Rhein sei, wie „der brave Kerl, der Arndt“ gesagt habe, nicht „Deutschlands Grenze, sondern Deutschlands Strom,“ Paris sei die Lösung. Und er setzte sowohl die Fortsetzung des Krieges wie die Offensive durch. So führte er zum zweitenmal den Impuls zu mannhafsten Entschlüssen, die Deutschland zum Heil gereichten, herbei.

In dem nun folgenden Winterfeldzuge in Frankreich wiederholt sich die Erscheinung, daß sich die schlesische Armee, dank der Persönlichkeit ihres Führers, trotz der ihr zugebachten Nebenrolle zu der Hauptstreitkraft auswuchs. Sie mußte bei ihrem Vormarsch den dreifachen Festungsgürtel der Saar-, der Mosel- und der Maaslinie durchschreiten. Aber eben diese schwierige Aufgabe schien dem österreichischen Kabinett die ihm sehr willkommne Beschränkung der Tätigkeit Blüchers zu verbürgen. Es kam anders; ohne wesentlichen Widerstand zu finden, gelangte Blücher bis zur Maas. Dort aber mußte er halten, weil sich die große Armee unter Schwarzenberg auf dem berühmten Plateau von Langres, dem Dorado aller Doktrinäre vom Kriege, häuslich eingerichtet hatte, um den Frieden abzuwarten, über den wieder gefeilscht wurde. Blücher, der den unheilvollen Einfluß Metternichs fürchtete, brachte die Maschine wieder in Bewegung. Kurz entschlossen überschritt er die Marne, nahm mit einer Rechtschwenkung Fühlung mit Napoleon und nötigte damit die große Armee, ihm zu folgen. Das Ergebnis war sein Sieg bei La Rothière, Napoleons erste Niederlage im eignen Lande.

Bisher war Blücher immer vor Unfällen bewahrt geblieben. Im Februar jedoch, bei dem Vormarsch auf Paris, warf sich Napoleon wie ein Wetterstrahl aus heiterm Himmel von der Flanke her auf die getrennt und ohne Verbindung marschierenden Korps der schlesischen Armee, überwältigte sie einzeln und brachte sie fast der Vernichtung nahe. Da der Kaiser bestimmt glaubte, seinen gefährlichsten Gegner abgeschüttelt zu haben, verfolgte er ihn nicht, sondern

wandte sich gegen Schwarzenberg. Jeden minder nervenfesten Feldherrn als Blücher hätte die Wucht des Unglücks, die ungeheure Verantwortung zu Boden gedrückt und zum Rückzuge veranlaßt. Anders der unerschrockne Alte. Er sagte sich, daß sich die große Armee nur zu willig einem solchen Rückzuge anschließen, aller Wahrscheinlichkeit nach sogar das französische Kriegstheater räumen würde. Das hätte das Scheitern des ganzen Feldzugs bedeutet. In dieser Krisis bewies er nun seine ganze Größe als Feldherr und Mensch. Zunächst setzte er alles an die Ausführung des wahrhaft heldenhaften Entschlusses, sobald wie möglich wieder zum Angriff vorzugehen; und für das Geschehene nahm er dann, ganz unbefümmert um jede Beurteilung seiner Führung, alle Verantwortung auf seine Schultern. Die Fehler seiner Untergebenen aber deckte er mit seiner Person. Schon fünf Tage nach den Unglücksschlägen meldete er von seinem Sammel- punkt Châlons dem Fürsten Schwarzenberg seine Bereitschaft zur sofortigen Ausführung der angeordneten Vereinigung mit der großen Armee. Und er hielt Wort. Dort aber war man in seinem Entschlusse wankend geworden; man dachte schon an den allgemeinen Rückzug auf das geliebte Plateau von Langres. Abermals ging vom Blücher'schen Hauptquartier der Umschwung aus, der nun endlich zum Ziele führen sollte. Es war der Gedanke des Obersten Grolman, mit dem schlesischen Heere, unter völliger Trennung von der großen Armee, und unter Aufnahme der von Belgien heranmarschierenden Generale Bülow und Wingingerode in den Befehlsbereich, in dieser Vereinigung auf Paris zu gehn. Blücher und Sneyenau nahmen den kühnen Plan auf, dessen Annahme der Alte dem Zaren in einem berühmt gewordenen Briefe empfahl. — Mit der endlich erlangten Billigung des Unternehmens, die übrigens beinahe noch einmal zurückgezogen worden wäre, erhielt und befehlt die schlesische Armee die Hauptrolle zugewiesen. Durch Blücher's Erkrankung wurde dann allerdings die Entschlußfähigkeit der Befehlshührung beeinträchtigt, aber das beweist nur, wieviel die fort-reißende Persönlichkeit Blücher's gelten mußte, und wie sehr seine ungeheure Autorität, seine Verantwortungsfreudigkeit als treibende Kraft vermisst wurden, wenn er fehlte. Jedenfalls hatte er die Genugtuung, seine so oft belächelte Drohung: „Napoleon muß herunter,“ und seine Überzeugung, selbst einmal das Beste dabei zu tun, durch die Abdankung des Korsen verwirklicht zu sehen.

Als sich Napoleon nach seiner Entweichung von Elba des französischen Throns wieder bemächtigt hatte, wurde durch die verbündeten Mächte die Nacht über ihn verhängt. Für das preußische Volk konnte es bei dem jetzt wieder bevorstehenden Waffengange nicht zweifelhaft sein, um was es sich dabei nur handeln könne: um ein Austreten des korymbischen Brandes bis auf den letzten glimmenden Funken. Dann aber winkte als Siegespreis die territoriale Ab-rundung Preußens, sowie eine Verschiebung der deutschen Westgrenze, die unter Beseitigung der im Wiener Kongreß künstlich konstruierten Verwundbarkeit Deutschlands ein zuverlässigeres Unterpfand dauernden Friedens sein sollten. Diese Ziele gaben dem Denken und Handeln des zum Führer der preußischen Armee ernannten Fürsten Blücher die Richtungslinie. Gegen seine bessere Überzeugung und trotz allen Vorstellungen bei der Oberleitung der verbündeten Armeen in Wien mußte er in defensiver Haltung die Schritte Napoleons

abwarten. Die Heere der Koalition, im ganzen 800 000 Mann, umspannten die Landgrenzen Frankreichs vom Ligurischen Meerbusen bis zum Kanal. Dieser erdrückenden Übermacht gegenüber stand Napoleon nur der Vorteil der Initiative zur Seite, der ihm von den Verbündeten gelassen wurde. Es entsprach also der richtigen Beurteilung der Lage wie der zunächst in Betracht kommenden Gegner, wenn er, dem allgemeinen Angriffe zuvorkommend, sich wie 1813 und 1814 zuerst gegen Blücher als den gefährlichsten und rüchrigsten der feindlichen Führer zu wenden beschloß. Mit ganzer Wucht warf er sich deshalb, nachdem er die schwache Kette der weit auseinander gezogenen englisch-preussischen Vorposten an der empfindlichsten Stelle zerrissen hatte, auf die Preußen und brachte ihnen am 16. Juni die Niederlage von Ligny bei. Wellingtons ausdrücklich, aber wohl voreilig zugesagte Unterstützung war ausgeblieben.

So psychologisch wohl begründet jedoch des Kaisers Berechnung erschien, daß sich ihm nach dieser so nachdrücklichen Abschüttlung Blüchers der methodisch vorgehende Wellington ebensowenig stellen würde wie der vorsichtige Schwarzenberg, und so erklärlich seine Hoffnung war, daß, Adieu subsidies, adieu coalition, diese sich auflösen werde, um so mehr täuschte er sich in seiner Hauptvoraussetzung, er habe Blücher wirklich beseitigt. Der Alte dachte gar nicht daran, sich für besiegt zu halten. Das strategisch-taktische Meisterstück Gneisenaus, der an Stelle des mit dem Pferde gestürzten Feldherrn den Befehl übernommen hatte, die Anordnung des Rückzugs nicht senkrecht zur Stoßrichtung, also nach dem Rhein, sondern entgegen dem auch im Kriege geltenden physikalischen Gesetze, im rechten Winkel, nach Belgien, befähigte Blücher zur Ausführung des ebenso genialen wie heldenhaften Entschlusses, am 18., also am zweiten Tage nach der Niederlage bei Ligny, den Kaiser anzugreifen. Das war die redliche Erfüllung der dem Engländer gemachten Zusage, ihm zu Hilfe zu kommen.

Die Entlastung des schwer bedrängt kämpfenden Wellington, die Herbeiführung der Entscheidung der Schlacht von Belle-Alliance, die völlige Zertrümmerung der fliehenden französischen Armee durch die rastlose preussische Verfolgung bis Paris und endlich die Eroberung der Stadt waren das Ergebnis der ungewöhnlichen Kriegskunst und Energie Blüchers. Den großen Korfen aber kostete sein verhängnisvoller letzter Irrtum in der Beurteilung des „alten Fuchses“ Krone und Reich.

Blücher war es also, der als Haupttriebfeder in der Durchführung aller Kriege erst für Preußen und für Deutschland die Befreiung, dann mit der nun endgültigen Niederwerfung Napoleons den so heiß ersehnten allgemeinen Frieden verschafft hat. Nicht verwirklicht dagegen, trotz allen Bemühungen, sah er seine und der Patrioten so berechtigten Hoffnungen auf eine zukunftsverheißende, territoriale wie politische Umgestaltung Preußens und Deutschlands. Die ungeheuern Opfer Preußens waren vergeblich gebracht worden. Es blieb, solange Blücher lebte, ein Stachel in seinem treuen deutschen Herzen, daß gerade dieser Siegespreis den Deutschen vorenthalten blieb, und daß das Endergebnis aller Blutopfer nur die Bereicherung der politischen Nomenklatur der revidierten Karte Europas durch die zutreffende Bezeichnung Deutschlands als „geographischen Begriffs“ war.

Es ist nun eine eigne Fügung, daß in den Frühlingstagen des Jahres 1815, als sich das dramatische Nachspiel der deutschen Unabhängigkeitskämpfe schon vorzubereiten begann, der dereinstige Vollstrecker der politischen Hinterlassenschaft dieses Jahres eben geboren war: Otto von Bismarck. Aber nicht als Militär, sondern als Diplomat erreichte er, was nicht durchgesetzt zu haben der Patriot Blücher den von ihm nicht immer mit Recht so hart geschmähten preußischen Vertretern der Staatskunst, „den Deplomatiquern“ zum schärfsten Vorwurf gemacht hat, die Einigung und Festigung Deutschlands. — Ein volles Menschenalter liegt also zwischen dem Wirken der beiden gewaltigen Männer, die, ihrem ganzen Wesen nach aus demselben Ton geknetet, dasselbe Ziel vor Augen hatten. Allerdings auf Gebieten, die miteinander nichts gemein zu haben scheinen. Aber doch eben nur scheinbar. „Denn der Krieg, so sagt Clausewitz, ist nur die Fortsetzung der Politik, nur mit andern Mitteln.“ Von dem Zusammenhang beider Tätigkeiten und der Notwendigkeit, sie zueinander in lebendige Wechselwirkung zu bringen, war der eine, der Soldat, immer durchdrungen gewesen. Doch erst der Diplomat erreichte es, daß der Forderung jenes: die Feder muß mit dem Schwerte Hand in Hand gehn, entsprochen werden konnte, wenigstens für seine Zeit und für seine Ziele.

Diese kurzen Andeutungen machen schon einige der Beziehungen deutlich, die tatsächlich zwischen Bismarck und Blücher bestehen. Nichtsdestoweniger mag der Versuch einer vergleichenden Gegenüberstellung beider Männer befremdlich, ja paradox erscheinen. Wer aber tiefer in den Stoff eindringt und dabei die Quellen bloßlegt, aus denen beide geschöpft haben, der wird die Berechtigung eines solchen Versuches zugeben müssen.

(Schluß folgt)



Ein Sommerritt auf den Pif von Teneriffa

Reiseerinnerung von Reinhold Schulz



n der Eingangspforte der Tropen, mit ihren Reizen geschmückt und doch frei von ihren Plagen, heben sich die „Glücklichen Inseln“ der Kanarier hoch aus den Fluten des Atlantischen Ozeans, der sie unablässig mit besondrer Wucht umbrandet und gierig an ihren Küsten nagt; eine reizende Strömung drängt sich zwischen ihnen hindurch, gefördert bald und bald gehemmt von den beständig wechselnden See- und Gebirgswinden, und umgibt ihre vielgewundnen Uferlinien mit einem breiten Bande hochaufliegenden Schaums. Bis weit in ihr Inneres hinein hört man das Tosen und das Bischen des unermülich gegen sie anstürmenden feindlichen Elements. Aber sie sind kein zerbröckelndes Helgoland, vulkanische Kräfte haben sie vorzeiten kernfest aufgetürmt, und ihre starren schwarzen Felsen spotten des Anpralls der Wogen wie der zerseßenden Kraft des Salzwassers. Erhebt sich ja doch in ihrer Mitte die Riesenwerkstatt

des Feuergottes, in der sie geschaffen sind, der „Berg der Hölle,“ der mit seiner Höhe von elftausendvierhundert Fuß, den breitem Theil der Insel Teneriffa ausfüllend, fast unmittelbar aus dem Meere emporsteigt, wie die schaumgeborne Aphrodite, aber nicht lieblich wie sie, sondern furchtbar und mächtig. Er muß in vergangenen Zeiten, als er noch Feuer, Lava und Schlacken nach allen Seiten auswarf, doppelt furchtbar gewesen sein und wohl einer Hölle auf Erden geglichen haben. In unendlicher Höhe stand damals seine Feuerfäule am Himmel, ähnlich einem Unheil verkündenden Meteor, und beleuchtete bei Nacht weithin die Meeresfläche über die Inseln hinweg bis zu dem fernen Wüstengefilde Afrikas, und lange feurig glänzende oder in Rauch gehüllte Lavabänder zogen sich an seinen Flanken herab, sodaß sie bei größern Ausbrüchen sogar die Küstenstädte Drotava und Jcob erreichten und ihre äußersten Vorläufer in Gestalt gewaltiger schwarzer Blöcke bis weit in das zischende Meer hinauserschleuderten; dort liegen die ungefügen Gesellen noch in der Brandung, bald im Schaum verschwindend, bald düster aus ihm auftauchend, ein Schrecken der Schifffahrt. Und die großen Ausbrüche folgten oft Schlag auf Schlag: in dem stundenbreiten Felsensringe der „Cañadas,“ der den Kraterkegel umgibt, sammelten sich die Massen an, bis sie hier und dort die Felsumwandung durchbrachen und sich unaufhaltsam nach unten in die Kastanienwälder, Rebhänge und Palmenhaine ergossen; diese Ausfallstore sind auch heute noch deutlich erkennbar und dienen jetzt als Eingangspässe in das eigentliche Gebiet des Vulkans.

Die Schrecken des Pik sind von alters her nicht unbekannt geblieben. So berichtet denn schon Plinius, der eine Expedition des Königs Juba von Mauretanien beschreibt, daß am äußersten Ende der Welt unbewohnte Eilande aufgefunden worden seien, deren eins „ganz in Feuer gehüllt“ gewesen sei; er nennt die Gruppe gleichwohl die „glücklichen Inseln“ (*insulae fortunatae*); und dieser Name ist ihnen seitdem geblieben, obschon sich ihre Kenntnis im frühern Mittelalter wieder verlor. Venuesische Seefahrer, die zuerst wieder bis in die Nähe des Archipels vordrangen, erzählten mit Schauern, daß sie die Insel der Hölle (*isola dell' inferno*) aufgefunden hätten, und noch Sebastian Münster schreibt um 1544 von Teneriffa, daß dort „ein Kegel, wohl 8 oder 9 teutscher Meilen hoch, sich hoch in den Himmel aufricht, auch stäts eine Flamme daraus schleift, gleichwie aus dem Berg Etna, und mag wol 50 teutscher Meilen weit gesehen werden.“ In den Märchen der Araber an der Westküste Afrikas ist von einem bösen Zauberer die Rede, der weit draußen im Weltmeere seine Höllenschmiede hat; und wenn er besonders stark auf den Amboß schlägt, um ein Teufelswerk zustande zu bringen, sprühen die Funken so hoch auf, daß man sie in dunkler Nacht vom Strande aus über den Wellen leuchten sehen kann! Die Ureingebornen der Inseln selbst, die Guanchen, nannten den Berg ebenfalls „Hölle“ (*echeyde*), woraus dann die spanischen Eroberer Teyde gemacht haben, und nur als *el Pico del Teyde* oder kurzweg *el Teyde* (sprich „*Té-i-de*“) ist der Pik auch jetzt noch der Bevölkerung der Inseln bekannt.

Er hat inzwischen viel von seinen Schrecken verloren, und die Leute wissen

kaum noch, weshalb sie ihn „Hölle“ nennen. Der kleine Krater auf der Spitze wie auch sein älterer Nebenkrater, der Pico viejo, erloschen zuerst, und schließlich ebenso die Filialkrater am Fuße des Hauptkegels, die sich erst im achtzehnten Jahrhundert aufgetan und noch einmal recht bedenklich rumort hatten. Seit sie zum Stillstehenden gebracht sind, haben keine Ausbrüche mehr stattgefunden. Daß dem Berge trotzdem noch immer nicht zu trauen ist, bewies er freilich bei der großen Katastrophe am 6. November 1826, als zugleich mit einem das Meer zu Bergeshöhen aufrüttelnden Sturme plötzlich gewaltige Wassermassen aus dem Innern des anscheinend so dürrn Gebirgsstockes hervorbrachen und in Strömen die Abhänge herniederrauchten, Bäume, Weinpflanzungen und Häuser, ja halbe Ortschaften mit sich ins Meer reißend — sicher noch ein letztes Lebenszeichen des alten Zerstörers im Bergeschloß!

Aber auch das ist vergessen, und alles ist zur Ruhe gekommen. Keine Flamme schlägt mehr aus dem tauben Gestein, kein unheimlich von unten heraufstöhnendes Grollen erschüttert hier — wie so manchmal in Neapel — die Luft, und keine weiße Rauchsäule, die bei Nacht einen rötlichen Schein annimmt, steigt aus dem Gipfel empor; nur glaubt man wohl, wenn er so recht hell in der Mittagssonne liegt, einen gelbweißlichen Schleier um ihn herflattern zu sehen — wohl eine Zusammenstellung der noch immer aus seinen Spalten und „Blaslöchern“ aufsteigenden, im Winde sich kräuselnden und hin und her wallenden Schwefeldünste. — So ragt er also nun in ruhiger, ernster Majestät in den tiefblauen Himmel, am Morgen frei auf seinem Felspiebital aufsteigend, vom Mittag ab vielfach von den dem kanarischen Sommer eigentümlichen bräunlichen Dunstwolken — aus denen nie Regen fällt — umwoben, wobei sie nur bald die Spitze, bald einen Teil des Untergerüstes minutenweise durchleuchten lassen. Im Winter und Frühling, bis etwa zum Mai, ist er von den „Cañadas,“ d. i. von etwa 7000 Fuß aufwärts, in Schnee gehüllt, der dann aber unter der afrikanischen Sonne bald völlig verschwindet; nur die Spitze mit ihrem gelbweißen Trachyt und Bimsstein schimmert auch im Sommer hell über der grauschwarzen Lava der untern Partien und erweckt die Illusion eines alpinen Schneegewandes. Sobald man der Basis des Kolosses zu nahe rückt, versinkt er fast ganz hinter den Vorbergen, den langgestreckten Kämmen der „Cumbres“ und dem schrägen Dachfirst der „Ladera,“ und ist kaum aus deren Gipfeln herauszufinden; je weiter man sich aber von ihm entfernt, um so überwältigender tritt er hoch über allen hervor; es ist fast, als ob er sichtbar in die Höhe wüchse. Eine weithin leuchtende Säule, zeigt er dem über die große Wasserwüste Heranschwimmenden die Nähe zweier Weltteile, Afrikas und Europas, an — ein Heimatzeichen für den Zurückkehrenden, der erste Gruß einer fremden Welt für den Ausfahrenden und beiden ein ebenso lang ersehnter wie fesselnder und unvergeßlicher Anblick. Wie erst für den, der von seinem Himmelsthron einmal Land und Meer so unendlich tief unter seinen Füßen gesehen hat!

Und das sollte mir — lange erträumt und oft geplant — im Verlaufe einer kurzen Sommerurlaubsreise zuteil werden. Wie segensreich ist doch die erstannliche Entwicklung unsers überseeischen Verkehrs, was noch

vor Jahren fast wie eine Fabel geklungen hätte, ermöglichen kann! Nach acht-tägiger Seefahrt auf dem Woermannsdampfer, erfrischt, ausgeruht und zu allen Unternehmungen wohl bereit, setzte ich den Fuß auf den Boden der Kanarischen Inseln und trennte mich doch ungern von der freundlichen kleinen „Lulu Bohlen,“ die mich und meine Gefährten von Antwerpen her so behaglich und sicher hither getragen hatte. Wehmütig sahen wir sie ihren Weg weiterdampfen, dem unwirklichen Westafrika entgegen — fast als ahnten wir schon, daß sie dort noch einmal an den Felsen von Kap Palmas ihr jähes Ende finden sollte!

Doch ich will hier nichts erzählen von den Reizen unsrer armen kleinen „Lulu“ oder all den kleinen Erlebnissen und den großen Eindrücken der Seefahrt; das sind Sachen, die wohl einen besondern Bericht verdienen, schon um deswillen, weil noch viel zu wenig deutsche Reisende ihre Sommererholung auf unsern trefflichen Schiffen suchen. Genug, wir hatten nach dem Verschwinden der englischen Kreidklippen und der bretagnischen Raps fünf Tage kein Land mehr gesehen, als am Morgen des sechsten die unbewohnten Felsenlande der „Salvages“ und acht Stunden später die hohen Felsenwände von Teneriffa vor uns auftauchten; wir wurden ohne Übergang aus den blattgrünen Wiesen der nebelreichen Scheldeniederung in die zerklüftete, an mattendigen Farben reiche Felsenbucht von Santa Cruz, aus dem belgisch-niederländischen ins kolonial-spanische Stadt- und Volksleben versetzt. Wohl eine Woche tummelten wir uns, all die neuen Eindrücke der tropischen Landschaftsbilder in uns aufnehmend, hier und da auf den Inseln umher, aber mehr und mehr zogen wir uns allmählich an den Bergriesen, dem wir zuleibe zu gehn gedachten, und der doch immer unsre Gedanken beschäftigte, hinan, bis wir schließlich dicht an seinem Fuße in einem paradiesisch liegenden Hotel der kleinen Hafenstadt Puerto = Orotava saßen und über den langgestreckten Bergrücken der Ladera herüber seine weiße Spitze uns zuwinken sahen.

Nun galt es, Ernst zu machen, und alle Vorbereitungen wurden getroffen. Wir waren drei — zwei deutsche Landsleute, Kaufleute aus Hamburg und gute Reisegefährten von der „Lulu,“ meine Begleiter —, doch schloß sich uns noch ein junger Engländer an, der schon ein Jahr auf den Inseln gelebt hatte, ohne bisher ihrem Beherrscher seine Aufwartung gemacht zu haben. Als Führer wurde der dort wohl bekannte Ignacio — Verzeihung! Señor Ignacio Dorta y Gomez de Villa-Orotava, Caballero — gewonnen, der seit vielen Jahren mit dem Pik auf „du und du“ stand und unermüdblich Fremde aller gangbaren Nationalitäten hinaufführte; darum verstand er zwar noch nicht deren Sprache, wohl aber das Spanische in jeder beliebigen Aussprache und nahm auch die verunglücktesten Redeanläufe, ohne mit der Wimper zu zucken, entgegen. Ihm konnte man auch vertrauensvoll alles weitere überlassen, und als ich am Morgen des vereinbarten 6. Septembers die Vorhänge meines Fensters zurückschlug und in die Dämmerung hinausstartete, stand er richtig mit fünf Maultieren, einem Pferde und vier Treibern (arrieros) in einer Ecke des großen Hofes und harrete gelassen seiner Schützlinge. Sonst war noch alles still: im Hotel regte sich nichts, die Palmenwedel und die Araukarien des großen Gartens

bewegten sich kaum im sachten Morgenwinde, und dahinter stand das hohe Gebirge dunkel und ernst in der matten Beleuchtung.

Ein Stündchen später war jedoch alles reisefertig, und wir traten auf den Hof, um die Maultiere auszuwählen. Da ich seit meiner Kindheit auf keinem vierbeinigen Tiere mehr gefessen hatte, sah ich mit tiefem Mißtrauen auf die teils eifelgrauen, teils pferdebraunen Geschöpfe, und während der Engländer, Mister Br., mit Kennerblick sofort sein Reittier herausgefunden hatte, zögerte ich lange und wählte schließlich das mit dem vertrauenswürdigsten — Sattel! Als ich aber in diesen hineinkletterte, sah sich das dazu gehörige Tier mit einem schiefen Blick um, legte die Ohren an und bockte. Ein vielverheißender Anfang! Kurz vor sechs Uhr setzte sich die Karawane in Bewegung, Mister Br. mit Ignacio voran, dann ich mit meiner Widerspenstigen, die beiden Hamburger, das Gepäckmuli und das mit einem Wasserfaß beladene Pferd, zum Schluß die vier Treiber. Einiges Hotelpersonal begleitete uns mit seinen Segenswünschen, und ein plötzlich an einem Fenster erscheinender Engländer rief uns drei „Cheers“ und ein „Hip-hip-hurra“ nach.

Es war inzwischen ganz hell geworden; ein rosiges Schimmer lag über den Gebirgen, worin sich der Zuckerhut des Pifs, scharf umrissen, badete, und als wir aus den großen, in aller Morgenpracht prangenden und duftenden Gärten des Hotels auf die Landstraße hinauskamen, ging schon die Sonne auf und leuchtete auf den weißen Häusern an den untern Bergabhängen. Die Luft war würzig und wohlthuend. Wir folgten nur eine kurze Zeit der Landstraße, die nach der nahen Stadt Villa-Drotava hinaufführt; dann ging es rechts steiler bergauf auf steinigem Saumpfade, häufig zwischen Häusern und Gartenmauern. Der Weg mündete jedoch bald wieder in eine andre, schon bedeutend höher liegende Landstraße, und noch einmal hatten wir das Vergnügen, ein Weilschen auf glattem Wege dahinzutragen.

Dieses Vergnügen wurde mir jedoch durch die Tücken meines Maultiers stark vergällt. Nicht genug, daß es mit Vorliebe an Mauern streifte oder unter tief herabhängenden Ästen gravitatisch dahinschritt, sodaß ich bald am Weine geschunden, bald gar am Haupte bedroht wurde, legte es sich bald auch noch aufs Scheuen und Boden, und als es durch Zügel, Bügel und Prügel zur Vernunft gebracht werden sollte, stieg es vorn und hinten abwechselnd in die Höhe und schnappte, häßlich fauchend, mit der Schnauze nach mir. So wußte ich es denn dem reitkundigen Mister Br. dank, daß er mit mir tauschte; denn mein neues Tier, ein stilles, in sich verschlossenes Grauchen, zeigte zwar zeitweise eine starke passive Störigkeit, aber keine impulsiven Bosheitsausbrüche. Bald hatte man sich den Anfeuerungsruf der Treiber und ihren Tonfall angewöhnt. Die gewöhnliche Mahnung lautete: Anda, mula, anda!, in ernstern Fällen in ein drohendes An-da, mu-u! verwandelt und durch die langgezogene Interjektion eh! noch eindringlicher gemacht. „Mit schwanker Gert ein Schlag davor“ wirkte freilich meist noch besser. Auf despacio ging das Tier langsamer, auf para mu! stand es, und auf adelante setzte es sich wieder in Bewegung — d. h. wenn es zu all diesem gerade Neigung verspürte! Die Treiber bekümmerten sich fast gar nicht um ihre Tiere und deren Reiter, oft

blieben sie über Sichtweite zurück, und die Karawane verzettelte sich auf Strecken von einem halben Kilometer; allerdings war auch ein Führen oder Nebenhergehen durch die Beschaffenheit der Wege, namentlich in den obern Partien, vielfach unmöglich gemacht, oder das Maultier mußte gar — wozu es ja schon von Goethe angewiesen wird — seinen Weg selbst suchen.

Über diesen „Maulseleien“ war mir längere Zeit die Beobachtung der Natur fast ganz entgangen. Als ich wieder freier um mich zu blicken begann, hatten wir die Landstraße längst wieder verlassen und trabten zu den Häuschen des Dorfes „Cruz Santa“ (ohne das heilige Kreuz geht es hier nun einmal nicht!) empor. Wir hatten schon über tausend Fuß Steigung hinter uns, überblickten mehrere Dörfer, und in ziemlicher Tiefe schimmerte unser Hotel in den Strahlen der Morgensonne, dahinter der weiße Streifen der Brandung und das tiefblaue Meer, über dem es auf steil abfallendem Küstenrande thront. Die von uns überwundene Steigung war jedoch nur die des Tals von Drotava, das eigentlich eine abgeschrägte Halbe ist, frei gelassen von den im Halbkreise von der Nordküste der Insel zurücktretenden Hochgebirgen. Es ist ein Paradies südlichen Pflanzenwuchses, worin Wein-, Bananen-, Mais- und Zuckerrohrfelder zwischen riesenhaften Palmen und indischen Lorbeerbäumen liegen, Drachenhäuser ihre wunderlichen Arme ausstrecken, und rot blühende Sträucher, untermischt mit Kaktus, Agaven und mannshoher Wolfsmilch (*Euphorbia canariensis*), die Wege einfassen.

Den obern Rand dieser Halbe erreichten wir also erst zugleich mit dem Dorfe Cruz Santa, dessen abschüssige Straßen von uns nur gestreift wurden. Wir wurden hier vielfach von den Leuten, die in den Wein- und Cochenillepflanzungen arbeiteten oder mit Lasten auf dem Kopfe einherschritten, angerufen, und Ignacio erklärte immer mit sichtlichem Wohlgefallen, daß es zum Piz (al Teyde) ginge, was allerlei Erwiderungen und Scherzreden zur Folge hatte. Ein Schwarm munterer Mädchen, dem Herr N. aus Hamburg auf dänisch „Smukke Piger“ („schöne Mädchen“) zurief, verfolgte uns dafür noch lange mit dem Rufe: Mucke picke, Señores! — eine Begrüßung, die nun vielleicht allen nordischen Fremdlingen dort zuteil werden wird! Solche dröllige Intermezzi haben wir mit der lustigen und harmlosen Bevölkerung der Inseln öfter erlebt, namentlich an den Verkaufsbuden (ventas), wo man von den Davorstehenden ohne weiteres zu einem Glase Wein eingeladen wurde.

Hinter Cruz Santa begannen nun die eigentlichen Bergsteilen. Zunächst mußte noch eine tief eingeschnittene Schrunde (barranco, eine häufige Formation in diesen Gebirgen) durchritten werden, auf deren Grunde meine Mule ganz unmotiviert stehn blieb und mit erschütterlichem Behagen an einem kläglich verkommnen und verstaubten Unkraut so lange schnupperte, bis sämtliche Treiber sie unter fürchterlichem Anda mu! und Anrufung zahlreicher Heiligen mit Knütteln bearbeiteten. Dann aber ging es unablässig aufwärts, an vereinzelt Gehöften vorbei, zwischen Mauern, Kaktus und Agaven, bald aber auch schon über nackten Fels. Wir gewannen jetzt sehr schnell an Höhe. Die Weizen- und Maisfelder, Gärten und Weingelände an den Seiten wurden spärlicher. Palmen und Feigenbäume blieben hinter uns zurück, Kastanien und Lorbeer

gaben uns wohl noch eine Zeit lang das Geleite, aber eigentlicher Schatten wurde feltner und feltner. Die Sonne braunte ganz gehörig, und Schwärme von Fliegen wurden lästig, namentlich indem sie sich auf Kopf und Hals der Reittiere setzten und diese unruhig machten; so mußten wir beständig das Geschmeiß nicht nur von uns selber abwehren, sondern zugleich mit den Zügeln die Tiere davon säubern. Die Treiber trösteten uns jedoch damit, daß diese Plage weiter aufwärts, oberhalb der Kulturen, vollständig aufhören würde, was sich dann auch bestätigte.

Gegen halb neun Uhr erreichten wir Palo blanco, eine Häusergruppe, wo eine reichliche Quelle aus der Erde strömt — das letzte lebende Wasser auf dem Wege! Die Mäuler sofften mit einer Inbrunst wie ausgedurstete Kamele in der Dase; sie tranken sich offenbar Vorrat. Was nun noch an menschlichen Ansiedlungen sichtbar wurde, gleich mehr grün überwucherten Steinhausen als Häusern; auch diese hörten bald auf, und kaum noch begegnete uns ein menschliches Wesen, nur Ziegengeacker war hin und wieder zu vernehmen. Wir drangen in die Wildnis des sogenannten „Grünen Berges“ (Monte verde) ein, beständig stark steigend, ja oft schon klimmend. Vereinzelte Gruppen krüppelhafter Vorbeerbäume und Pinien bezeichneten uns die letzten Überbleibsel der prachtvollen subtropischen Wälder, die einst Humboldt hier so entzückten. Ach, wo ist überhaupt der üppige Waldschmuck dieser Inseln geblieben? Nur wenig Gehölze sind davon übrig, und man geht oft stundenlang vom Wege ab und steigt steile, sonnenverbrannte Abhänge hinan, um sich in ihrem Schatten, der im Kontrast zu der blendenden Helle draußen fast wie Abenddämmerung erscheint, zu erquicken, die mit Schlingpflanzen umspinnenen Riesenbäume zu bewundern, eine wirkliche Quelle zwischen fächerförmigen Farnen rieseln zu hören und die graugrünen Kanarienvögel, die man sonst kaum noch irgendwo antrifft, durch das Laub huschen zu sehen, wenn auch ihre feuergelbe Farbenpracht hier eine Schimäre ist, und ihr liebliches Zwitschern niemals in einen Primadonnentriller ausläuft. Man ahnt dann, wie schön die „Glücklichen Inseln“ erst gewesen sein müssen, als noch ein dichter Waldgürtel die mittlern Lagen ihrer Bergwälder umgab. Hier war nun freilich von alledem nichts zu sehen. Und woraus bestand also das Grün des Monte verde? Nun, fast nur aus der baumartigen Erica, hier breso genannt. Zuerst vereinzelt auftauchend, drängte sie sich mehr und mehr vor und blieb schließlich Alleinherrscherin. Sie kennzeichnet die erste der drei Pflanzenzonen der kanarischen Hochregion, und man reitet durch sie wie über eine Heide, deren Kraut ins Gigantische emporgewachsen ist und schier über dem Reiter zusammenschlägt.

Würde sonach unsre unmittelbare Umgebung immer einförmiger, so entschädigte uns doch dafür die frischere Bergluft, das Verschwinden der Insekten Schwärme und namentlich die sich zusehends weiter und großartiger gestaltende Aussicht. Zur Rechten trennte uns eine düstere Schlucht, deren zackige Ränder wir mehrfach berühren mußten, von der Riesenmauer der ladera oder tiguaiga, derselben, die das Tal von Drotava mit ihrer schräg gesenkten Kante abschließt und den Aufbau des Piffelgels den Blicken verbirgt; ihr Abfall in die Schlucht war fast senkrecht zu nennen, vereinzelt Nadelhölzer schauten als Zinnen von

ihrem Rande hernieder. Sie stieg beständig mit uns zugleich zu immer größern Höhen, und ein Ende war vorläufig nicht abzusehen. Zur Linken dehnte sich weithin die Felsenküste, von der, je mehr wir die Höhe der seitlichen Berggründen überwand, immer neue Einschnitte und Vorsprünge sichtbar wurden, und hinter uns gewann die alles erfüllende Meeresfläche in derselben Weise beständig an Ausdehnung, je mehr sich der Gesichtskreis erweiterte.

Nach längerem scharfem Steigen, nur unterbrochen durch eine kurze Frühstückspause, gelangten wir aus der Erika- oder breso-Zone in die des codeso, eines niedrigeren und weniger ansehnlichen Nadelstrauchs von dunkelgrüner Farbe. Der Wechsel dieser Pflanzen zeigt mit völliger Sicherheit die jeweilige Höhe an; unser Höhenmesser ergab hier 5500 Fuß. Die Bewachung, die in der Erikazone noch einem niedrigen Walde geähnelte hatte, wurde nun bedeutend spärlicher: große, kahle Stellen traten auf, an denen mehrfach gelbröthlicher Bimsstein jutage lag, dazwischen schon vereinzelt schwarze Lavasteine. An Stelle der gleichmäßig ansteigenden Bergwand über uns folgte nun eine Reihe übereinander getürmter runder Budel, deren jeder die darüber liegenden verdeckte, bis auf seiner Höhe der nächste nachrückte. Die Luft war köstlich, und der Rückblick immer von neuem Reiz, weshalb sich auch eine höchst muntre Stimmung der Karawane bemächtigte. Der eine der Hamburger, Herr B., an ihrer Spitze, auf einem großen braunen Tier, dem pferdeähnlichsten der Gruppe, sitzend (wir nannten es deshalb das „Maulspferd“), schrie aus reinem Übermut unaufhörlich Anda, mula! und jodelte dazu zum Ergözen der Spanier tirolerhaft, Herr R. sang wahrheitsgemäß: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,“ und auch Mister Br. ritt mit seinem hochigen Maultier kunstgerechte Achten, wie mit einem Zirkuspferd, und trällerte dazu eine leichtfertige spanische Sere-nade. Weiter oben stiegen Br. und R. ab, um auch ihren Tieren eine Erleichterung zu gönnen, mußten aber zu ihrem Leidwesen sehen, daß sich sofort die Treiber hinauffetzten.

Das zerstreute Auftreten eines andern Strauchs, der rotama („Pifginster“), kündigte uns die Nähe der dritten Zone und damit auch der vielbesprochenen „Cañadas“, des Schutzrings der eigentlichen Pifregion, an. Die Aussicht nach hinten schloß sich — nicht ohne uns noch einmal eine herrliche Überraschung durch meilenweite Erweiterung des kulissenartigen Ausblicks über die Felsenküste gewährt zu haben —, der Weg wurde fast eben, die ladera zur Rechten war verschwunden, und dafür stand auf einmal, grimmig und einsam, der Riesengegel des Pifs da. Die Eingangspforte der Cañadas, das sogenannte „Portillo“ (7000 Fuß über dem Meere), war erreicht, und wir traten zwischen niedrigen Seitenwänden hindurch in den Vorhof des Riesens ein.

Nach trennte uns ein gutes Stück von dem Fuße des Kegels — wieviel, war schwer abzuschätzen, da sich allerhand Strauchwerk und kleine Unebenheiten dazwischen schoben. Mein Maultier, das die Spitze genommen hatte, trottete unverdrossen zwischen Lavablöcken und Ginstersträuchern über kleines Geröll dahin. Der vielgewundene Weg war manchmal nicht gut zu erkennen, das Tier schien ihn aber genau zu wissen und zauderte niemals, bedurfte auch keiner Antreibung mehr. Nach einer Weile schritt es quer über einen freien Ries-

platz auf einen ungewöhnlich großen Ginsterbusch zu und stand davor wie fest angenagelt. Da es hier nichts zu fressen gab, nicht einmal etwas zu schnuppern, war mir die Sache unerklärlich, bis mich ein nachkommender Treiber darüber belehrte, daß dies die von alters her geweihte Stätte der Mittagserast wäre. In der Tat entwickelte sich denn auch bald ein muntres Lagerleben: die Tiere wurden aus dem vom Pferde herausgeschleppten Wasserfasse getränkt und erhielten auch etwas Futter, während wir uns, auf unsre Mäntel gelagert, an unsern Vorräten gütlich taten. Nach der Mahlzeit wurde sogar eine kleine Siesta versucht, doch ließ die dünne, frische Luft bei uns keine Müdigkeit aufkommen, während die Treiber, kaum hingestreckt, prompt einschliefen und ebenso, wie auf Kommando, wieder aufwachten.

Die Ungeduld drängte bald zum Ausbruch, und es mochte gegen zwölf Uhr sein, als wir uns wieder in Bewegung setzten. Der Weg, der sich mit geringer Steigung, mitunter sogar etwas bergab, zwischen Ginsteren und Bimssteinhügeln hinschlängelte und ein sorgloses Reiten erlaubte, enthüllte uns bald die Eigentümlichkeit dieser glitzernden Einöde, die sich „Cañadas“ nennt. Ein Felsenzirkus mit sanft abfallender Sohle, rings umgürtet von steilen Klippen, zieht sie sich um das Pikmassiv herum, ein Riesenkrater von mehreren Stunden Durchmesser, der einst in der stürmischen Jugendzeit des Gebirges ganz mit Asche und glühender Lava angefüllt war. Die Ummauerung ist von sehr verschiedener Höhe und mehrfach durchbrochen, weil größere Katastrophen den Lavaströmen ihren Ausgang nach unten erzwungen haben. Dann mag hier ein entsetzlicher Aufruhr der Natur getobt haben, jetzt aber ist alles tot und starr, und wäre nicht der ungeheure Bergries im Hintergrunde, man könnte sich in die Wüste drüben auf dem afrikanischen Festlande versetzt glauben. Rötlich und gelb schimmert das Gestein, zu kleinen Hügeln zwischen den Kiesflächen getürmt; hin und wieder mahnt ein verirrter Lavablock an die Nähe des alten Vulkans. Die Vegetation beschränkt sich auf die Retama, die mit ihren dunkelgrünen, langnadligen Zweigen das ernste Landschaftsbild kaum freundlicher machen kann. Anders freilich im Frühjahr: dann strotzt sie von weißen und rosa Blüten, und ihr süßer Duft zieht weit abwärts über die Berghänge der Umwandung bis in das Tal von Drotava hinein, dessen Bewohner ihre Bienenstöcke hier oben herauftragen, weil der Retamahonig besonders geschätzt wird. Jetzt aber war weder von Blüten noch von Insekten das Geringste zu sehen und überhaupt von Tierleben kaum etwas bemerklich; die wilde Ziege, die hier noch haufen soll, blieb uns verborgen, ebenso der Pikfink, eine Abart des Kanarienvogels; nur große schwarze Raben saßen auf Felsstücken oder krächzten in den Ginsterbüschen, und ein einsamer Raubvogel, den der Führer aguillilla (Ablerchen) nannte, schwebte um die Abhänge des Pikfels.

Dieser stand doch noch immer recht hoch — mehr als 4000 Fuß! — über uns, die schwarzen Lavaschichten scharf aufgesetzt auf dem hellern Gestein der Cañadasflächen. Wir ritten längere Zeit gerade auf seine Basis zu, doch zeigte er uns hier so schauerliche Abstürze, daß ich mir von vornherein sagte, die Besteigung würde von einer andern Seite beginnen müssen. In der Tat bogen wir kurz vor der Basis nach links ab und erklommen in scharfem Zick-

zack eine weißschimmernde Wölbung, die sogenannte montaña blanca; sie müßte in ihrem höhern Teile eigentlich montaña encarnada heißen, denn hier wird der weiße Bimsstein der untern Hälfte urplötzlich von rotem abgelöst. Dann ging es noch einige Zeit in einer trocknen Rinne aufwärts, und nun standen wir wirklich am Fuße der Pifpyramide! Über uns nichts mehr als wirt durcheinander liegende Lavablöcke, mit Asche und kleinem Geröll durchsetzt, die im Verein mit der Wölbung des Berges den Blick nach oben verschränkten, und hinter uns die eben durchrittne rotgelbe Wüste mit ihren Ringwänden; nur an einer Stelle leuchtete durch eine Lücke ein Stück tiefblauen Meeres hinein.

Der Platz heißt lomo tiezo (erstarrter Rücken) — etwa 8400 Fuß über dem Meere — und dient zu einer letzten kurzen Rast für die Maultiere; denn nun beginnt erst die wirkliche Kletterei. Zwischen zwei mächtigen Lavaströmen zieht sich ein unregelmäßiger Einschnitt den Berg hinan, und an seiner rechten Seite steigt der Saumpfad in unendlichen Windungen in die Höhe, wo er sich dem Auge in einem Labyrinth von Zacken und Blöcken entzieht. Dahinter aber, obgleich nicht sichtbar, sollte die ersehnte Schutzhütte liegen, der wir nun zustrebten.

Um zwei Uhr begann der Aufritt, und bald hatte ich alle Veranlassung, meine Mule, die ich bisher nicht sonderlich ästimiert hatte, aufrichtig zu bewundern. Obwohl die letzte beim Abreiten, nahm sie wieder mit einem bei ihr nicht vermuteten Ehrgeiz die Führung und ließ sich kein andres Tier mehr vorkommen. Wie eine Gemse kletterte sie die steilsten Abfälle hinan und trat dabei doch so vorsichtig auf, daß keine Besorgnis in mir aufzukommen brauchte, auch wenn wir hart am Rande des Abgrundes einherzogen, und die von den Füßen gelockerten Steine hinter uns mit Macht in die Tiefe polterten. Wo es irgend möglich war, vermied sie aber, an den Rand des Einschnitts zu treten, und wählte auch zwischen mehreren Aufstiegslinien immer mit Geschick die bequemste und sicherste. Sie stand nur still, wenn ihre Flanken so heftig schlugen, daß auch ich erschüttert wurde, und ging immer von selbst wieder vorwärts. Ich hütete mich wohl, sie anzutreiben oder sonst irgendwie zu beeinflussen, denn hier war sie entschieden die Klügere von uns beiden! Die andern waren weit hinter uns zurückgeblieben, nur Mister Br. wurde an der Biegung eines Weges manchmal in der Tiefe sichtbar. Wir gewannen außerordentlich schnell an Höhe, die Cañadas versanken sichtbar, und schon lugte das Meer allenthalben über ihren Felsenring herüber. Ein kleiner, seltamerweiße ganz ebner Platz wurde passirt, den drei haushohe, würfelförmige Lavablöcke nach der Tiefenseite zu schützend umstanden: es war die ehemalige Übernachtungsstätte der Pifbesteiger, die sogenannte Estancia de los Ingleses (9000 Fuß über dem Meer). Die Blöcke halten einigermaßen den Nord- und den Ostwind von ihr ab, und ihr Boden ist auffallend glatt; im übrigen sieht sie aber unwirtlich genug aus, und ihr Anblick macht begreiflich, daß früher Pifbesteigungen nur in den wärmsten Monaten unternommen wurden; denn die Nachtfälte ist in diesen Höhen grimmig, auch in der Nähe des Wendekreises! Kaum hundert Fuß höher lag ein zweiter, ganz ähnlicher Platz, die Estancia de los Alemanes, wo einst Humboldt mit seinen Gefährten die Nacht zugebracht hat; wen die

Erinnerung daran nicht warm hält, der tut wohl besser, die englische Estanzia zu wählen; sie scheint die geschütztere zu sein.

Von hier aufwärts wurde der Weg noch steiler. Er ist mehrfach durch Berggrutsche verschüttet gewesen, weshalb damals hier hatte abgestiegen werden müssen. Jetzt war er jedoch wieder zur Not gangbar, und mein Maultier kletterte ohne Aufenthalt weiter. Die Ode um mich her wurde immer vollkommener: kein Baum, kein Strauch, kein Gräschen und auch kein Laut außer dem Schnaufen meines Tieres und dem Krächzen eines gewaltigen Raben, der mich von einem Lavablock aus lustern beäugte; er, die Mule und ich waren augenblicklich die einzigen lebenden Wesen im Umkreise des Auges. Aber die Sonne schien hell vom stahlblauen Himmel, am Horizont in der Tiefe glänzte das Meer, auf dem sogar ein rauchender Dampfer zu erkennen war, und die Schutzhütte konnte nicht mehr fern sein.

Richtig! Da lag sie plötzlich nach Überwindung eines größern Geröllhaufens vor — oder genauer über — mir, keine hundert Schritt mehr entfernt. Niedrig und grau, wie sie war, bot sie doch einen hochwillkommenen Anblick, und ich wollte mein Tier mit einem kräftigen Adelante! schleunigst in ihren Schutz treiben, aber da hatte ich nicht mit den verschlungenen Pfaden der Maultierlogik gerechnet! Kaum zehn Schritt unterhalb des Hüttenplatzes machte das Tier kurz Halt und stand wie eine Mauer, dagegen half kein Zureden und kein Gertenschlag. Ich stieg ab und wollte es wenigstens zu Fuß an die Hütte führen, umsonst. Erhitzt, wie es war, ließ es sich von dem scharfen Winde anblasen und stand; auf Zerran am Zaum reagierte es nicht, sondern schüttelte nur mißbilligend den Kopf und stellte seine vier Beine schräg auseinander, sodaß jede Fortbewegung ausgeschlossen war. Wohl oder übel ließ ich also den Holzbock stehen und setzte mich vor der verschlossenen Hütte nieder.

Meine Uhr zeigte auf halb vier; die Sonne schien warm auf mein geschütztes Plätzchen, und ringsum war alles still. Droben wölbte sich ein völlig wolkenloser Himmel, und nur unter mir, teils auf den Vorbergen, teils über der See, auf der sie unmittelbar zu schwimmen schienen, lagen Haufen kleiner weißer Wölkchen wie eine Lämmerherde. Zu beiden Seiten schlossen die Wölbungen der Lavaströme, nach unten mehr auseinander gehend, die Aussicht ab und ließen einen dreieckigen Ausschnitt frei; ihn erfüllte ein Stück der Cañadas mit seinen Ringmauern und dahinter — anscheinend den Ring direkt umspülend — die 7000 Fuß tiefer liegende, aus dieser Höhe unendlich groß erscheinende Meeresfläche, nur von den zackigen Bergen der Insel Gran Canaria unterbrochen, hinter denen sich aber auch wieder der blaue Gürtel spannte. Und im Vordergrund von dem allem die graue, träge blinzelnde Mule, die mich zehntausend Fuß hoch hier heraufgetragen, die letzten zehn mir aber verweigert hatte!

Das Auftauchen von Mister Br. machte dem Jbyll ein Ende, und bald erschienen auch die übrigen, zuletzt die Treiber, die dem raschen Aufstieg der Tiere vom lomo ab nicht mehr folgen können. Mit dem ersten ankommenden Maultiere ging nunmehr auch das meine ohne weiteres, als müßte

das so fein, bis an die Hütte heran, mich würdigte es dabei keines Blickes. Don Ignacio öffnete uns mit seinem Schlüssel das Heiligthum, ein Feuer wurde angezündet, und bald war ein netter four o'clock-tea aufgetragen, dem alle Ehre geschah. Ein achtsündiger Ritt in die dünne Höhenluft konnte wohl für ihn empfänglich machen!

(Schluß folgt)



Herrenmenschen

Roman von Friz Anders (Max Mühl)

2. Strandgut

(Fortsetzung)



ie Damen lachten und ließen sich nieder, und Frau Rechnungsrat eröffnete die Unterhaltung mit den Botabeln, die man für solche Gelegenheit auf Lager hat. Sind Sie schon lange hier, Herr Doktor? sagte sie. Seit gestern. Sehen Sie mal, seit gestern. Und wo sind Sie abgestiegen? Im Kurhause. Sehen Sie mal. Man wohnt dort sehr gut, fast so gut wie in der Krone zu Labiau, und nicht so eingebremst wie in diesen Privatwohnungen. Wirklich sehr gut.

Und man ist dort auch vorzüglich, fuhr Frau Obersteuerkontrolleur fort. Freilich nicht so gut, als man es zuhause haben kann — Gott sei Dank. Aber sonst sehr gut. Besonders Hammelbraten und süße Speise. Nicht wahr, traueste Frau Rechnungsrat? Eduard, sagte ich erst gestern zu meinem Manne, ders immer nicht gut genug kriegen kann. Eduard, sagte ich, zerhabe dich nicht, der Hammelbraten ist wirklich alles mögliche.

Ja, sagte die Frau Rechnungsrat, das Essen spielt hier eine große Rolle. Aber man ist doch seiner Gesundheit wegen hier, und da ist doch das Essen eine gerabezu Hauptache.

Ja? Nicht wahr? fuhr Frau Obersteuerkontrolleur fort. Und die Luft, diese Luft hier, Herr Doktor, herrlich! Nicht so trocken und staubig. — Überhaupt die See ist doch entschieden feuchter als das Land. Und dieser Strand! Herr Doktor, was wäre die See ohne Strand!

Der Herr Doktor stand nicht an, zu versichern, daß nach seiner Auffassung eine See ohne Strand nicht denkbar sei.

Zawohl, fügte Frau Rechnungsrat hinzu, unsre Kinder laufen auch den ganzen Tag barfuß, und ich muß lange schelten, ehe sie sich mit ihren Schuhen und Strümpfen beziehen.

Bei diesen Worten kamen die barfüßigen Töchter, Mädchen bis zu vierzehn Jahren, im Sturm angezogen, ihr buntes Badezeug schwingend. Sie waren an Kopf und Füßen braun gebrannt wie die Indianer und lerngesunde, kräftige, große und hübsche Mädchen. Sie machten ihrem Spitznamen: die Rotte Korab alle Ehre und waren offenbar in großer Aufregung. Alle wollten zugleich sprechen. Zuletzt kam die kleine Toni zu Wort und berichtete, von den andern ergänzt, der Strandvogt, der ellige Kerl, habe gesagt, sie dürften kein Schiffs mehr holen. Was ihn denn das angehe? und woraus sie ihre Badehütten bauen sollten? Hoheit hätte es verboten, sagte er, aber das sei gar nicht wahr. Er wolle sich nur wichtig machen.

Nein, sagte eine andre, er will nur wieder eine Flasche Punschessenz haben.

Bleibt mit mit eurer Punschessenz, riefen die Mütter, der Mensch trinkt ja Punschessenz wie Wasser.

Wenn wir aber unsre Hütten nicht bauen können, erwiderten die Töchter, dann ist mit der ganzen Vaberei nichts los, dann reisen wir lieber nach Hause.

Meine Damen, sagte Herr von Kugelschen, der die Mitglieder der Kotte Korah als Damen behandelte, Sie müssen nicht gleich eine Mäde zu einem Elefantent aufbauen. Wenden Sie sich lieber hier an Herrn Doktor Ramborn, der ist mit Hohheit äußerst intim.

Sogleich umschwärmte die Kotte Korah den Doktor und ließ ihn auch nicht eher wieder los, als bis er versprochen hatte, er wolle bei Hohheit ein gutes Wort einlegen.

Famos! famos! riefen die Mädchen und tanzten um den Doktor einen jamaikanischen Ringelreihen, was diesen belustigte. Er freundete sich schnell mit ihnen an, und sie sich mit ihm.

Sagt einmal, verehrte Schreihälse, fragte sie der Doktor, was habt ihr denn vorhin da unten gemacht?

Wir haben Krieg geführt.

Mit wem denn?

Mit den Nizen.

Und wer waren denn eure Anführerinnen zu Pferd?

Die eine war bloß die Margell.

Wer ist denn die Margell?

Das ist Tonis Schwester.

Und die andre?

Das sagen wir nicht.

Warum denn nicht?

Wir dürfen nicht. Sie hat es verboten.

Also, wenn „Sie“ es verbietet, dann gehorcht ihr aufs Wort.

Jawohl! Was die sagt, das gilt in ganz Lapniden.

Aber warum wendet ihr euch nicht mit eurer Bitte an „Sie“?

Das haben wir schon getan, aber sie sagte: Frösche brauchen keine Zelte. Als ob sie nicht selbst ein Frosch wäre, und hat doch ihre Bude.

Stehst du, sagte eins der Mädchen, nun hast du es doch verraten.

Nichts habe ich verraten, erwiderte die Sprecherin eifrig. Daß sie die Froschkönigin ist, kann jedermann wissen.

Da rief eine Kinderstimme: Die Onkels kommen! und sogleich war der Schwarm aufgeflogen und stürmte davon.

Es war gut gewesen, daß der Doktor seine Aufnahme gemacht hatte, jetzt wäre sie nicht mehr möglich gewesen. Denn bald darauf war das Tageslicht erloschen, als wenn Frau Sonne den Vorhang herabgelassen hätte. Und zugleich rollte eine Luftwelle über das Land und brachte das Gefieder der Weiden in Aufruhr. Schon zeigten die Kämme der Wellen auf der See weiße Linien, und der Kundige konnte sich sagen, daß hinter den streifigen ausgewischten Wolken des Horizonts eine tüchtige Mäde voll Wind stak. Auch für die Maler war jetzt die Malzeit vorbei gewesen, sie hatten ihr Gerät zusammengelegt, tauchten aus dem Busche auf und steuerten, der eine seinen Schirm an der Stange hoch über dem Kopfe haltend, der andre seine Staffelei hinter sich herziehend, ihre schönsten Märsche pfeisend der Gfistbude zu. Jetzt ging die Kotte Korah zum Angriff über, bemächtigte sich der Schirme, Staffeleien, Malkästen und Maler und führte alles im Triumph zu den Bänken. Onkel Fips, Onkel Fips, zeigen! Bitte, bitte zeigen! rief die verehrte Raffelbande.

Onkel Fips, das war Schwächling, ließ sich nicht lange bitten, sondern tat seinen Kasten auf, stellte seine Skizze in gutes Licht und betrachtete gleich den andern aufmerksam sein Gemälde. Es waren Schilf, Biese, Wasser, Bäume und

viele Mäwen dargestellt. Sauber gemalt, deutlich und ordentlich. Alles stand auf dem Flecke, wo es hingehörte. Aber es waren eben nur Schilf, Wasser, Wiese, Mäwen und Wolken, es fehlte das Überzeugende der wirklichen lebenden Natur, es fehlte die innere geistige Belebung.

Ei, fein! sagten die Mädchen und machten Miene, alle die Gegenstände, die sie bewunderten, mit dem Finger zu berühren. Im Hintergrunde standen Ramborn und Pogge.

Schade, sagte Pogge, daß Schwächting nicht mit der Zunge malen kann; er wäre einer der allerersten von uns geworden. Verstehn Sie das, Doktor, daß ein Mensch alles ganz genau weiß, wie es sein müßte, wenn er aber den Pinsel ansetzt, dann wills nicht heraus?

O ja, entgegnete Ramborn. Ich habe einen Professor gekannt, der seinen Shakespeare besser verstand als alle andern, wenn er aber zu lesen anfing, so klang es wie ein alter Jude.

Darauf warf sich die Rotte Korah auf den andern Maler. Onkel Faps, rief man, wir wollen Ihr Bild auch sehen. Bitte, bitte, Onkel Faps!

Ist nichts für kleine Mädchen, antwortete dieser.

Alle Bitten waren vergeblich, und schmolzend gingen die Mädchen ab, um das Bild von Onkel Faps, das eingeknürt an der Wand lehnte, ohne Erlaubnis zu betrachten. Sie lösten also den Bindfaden, nahmen den Deckel ab, stellten das Bild auf den Tisch und bildeten einen dichten Kreis darum. Das Bild stellte ungefähr dasselbe dar, was Schwächting gemalt hatte. Eine in scharfem Saftgrün breit hingestrichne Wiese, eine blauschwarze Ferne, Wolken, die weiß hingesezt und mit dem Finger in Form gebracht, ein paar weiße Birkenstämme mit dem Pinseltitel aus dem nassen Grün herausgekratzt und ein großes Schneefeld über von Mäwen. Aber auch in dieser flüchtigen Ausführung lag malerische Kraft und Stimmung.

Ein kleiner weißköpfiger Bengel war unter dem Tische durchgetrohen und mitten zwischen den betrachtenden, sich drängenden Mädchen aufgetaucht.

Sei, was für ein Schmieraksel! rief er.

Sogleich fuhren ihm ein paar Mädchenhäufe auf den Flachskopf. Psi, Benno, rief man, wie kannst du so ungezogen sein und so etwas sagen?

Benno tauchte sogleich wieder unter und riß aus. Als er in sicherer Entfernung war, steckte er die Zunge heraus und rief: Und es ist doch Schmieraksel!

Jetzt wurden die Mädchen von Onkel Faps schnell auf den Trab gebracht. Weg da, sonst gibt es was aus der Armentasse! rief er und packte sein Bild wieder ein. Und der kleine Benno schrie aus sicherster Ferne: Schmieraksel! Schmieraksel!

Stehst du, da hast du es, sagte Schwächting zu Pogge.

O Haupe, erwiderte Pogge, wenn du nur halb so schön schmierer könntest wie ich, du würdest die schönsten Hoffnungen erwecken.

Wer sagt euch denn, erwiderte Schwächting, daß ich es nicht kann? Geht mir doch! Eure Bilder, vor denen ein dummes Publikum wie vor Offenbarungen auf dem Bauche liegt, sind kinderleicht zu malen. Man muß nur die nötige Unverschämtheit dazu haben, eine Farbenartikatur — man nennt das Stimmung, und sie wirkt wie eine Trompete auf einen Schwerhörigen — für ein Bild auszugeben. Wetten, daß ich in einem Vormittag mit zwei Farben den schönsten Staffeleisteger male?

Sagen Sie selbst, sagte Pogge zu Ramborn, ob nicht unser Schwächting einen gottgesegneten Schnabel hat.

Wetten, daß ich es kann? wiederholte Schwächting und packte seine Malgeräte zusammen.

Wo willst du denn hin? fragte Pogge.

Nach Haupe, mein Sohn, erwiderte Schwächting, und meine zwei Farben aussuchen. Hier wird die Sache sowieso bald losgeh'n.

In der Tat, der Wind hatte schon eine ansehnliche Kraft gewonnen, und drüben über dem Meere stiegen bedrohliche Wolken auf. Man befand sich im Schutze des Hauses; wenn man um die Ecke sah, wollte der Gut dabonfliegen, und man belam die Augen voll Sand. Durch diesen Wind kamen jetzt Rechnungsrats Willi und Oberkontrolleurs Feodor und andre angerast und berückelten atemlos, daß das Sturmsignal auf dem Amtshorne gezogen sei. Sogleich richtete Herr von Kugelchen sein Glas dahin und konstatierte, was auch mit bloßen Augen zu sehen war, daß unter der Nahe des Signalmastes zwei schwarze Bälle gezogen seien, und daß die Schifferlähne in voller Fahrt nach Hause führen. Zuletzt kam der Herr Rechnungsrat mit dem Herrn Strandvogt, einem martialisch aussehenden Manne, der halb Fecht und halb Hund, das heißt halb Fischer und halb Förster war.

Mein Gott, sagte Frau Rechnungsrat, hat doch mein Mann schon wieder diesen Menschen aufgegabelt. Und dann ist nie ein Ende zu finden. Ich begreife gar nicht, was er daran hat.

Nicht wahr? fügte Frau Oberkontrollleur hinzu, und dann ist ohne die Flasche Punschetrakt nicht loszukommen.

Man brach also auf, und die Rotte Korah flatterte davon wie ein Flug Tauben im Winde.

Der Strandvogt machte, als er die Stätte leer fand, ein enttäuschtes Gesicht, nahm aber gnädig von dem Herrn Rechnungsrat einige Zigarren entgegen und hatte auch nichts dagegen, allein ein paar Glas Bier mit den zugehörigen Schnäpfen zu trinken.

Als man sich am Kreuzwege verabschiedete, geschah es in der Annahme, daß man den Nachmittag zuhause zubringen werde. Aber so ein Sturm an der See duldet keinen zuhause. Er ist aufregend, er verspricht allerlei romantische Ereignisse, mindestens allerhand Unterhaltung. Am Nachmittage traf man sich wieder vor der Giststube. Herr von Kugelchen hatte seinen Dlanzug angezogen und einen Salon-südwester aufgesetzt und beobachtete mit angestrengtem Eifer durch sein Fernrohr die zwei schwarzen Bälle am Signalmast. Onkel Fips und Onkel Faps hatten die Kragen ihrer Überzieher hochgeschlagen, die Mützen bis an die Ohren gezogen und ihre Hände in den Seitentaschen vergraben. Und der Herr Rechnungsrat war in Sorge um seine Perücke und hörte nicht auf seine Brille zu pußen. Willi aber und Feodor machten sich an den Strandvogt, der inzwischen seinen Posten nicht verlassen und viele Glas Bier getrunken hatte. Der ließ denn auch seine Weisheit als Sachverständiger in Sturmangelegenheiten leuchten.

Auch die Gaststube bei Vodeits war mit Gästen besetzt. Aber es war nicht gut, sich da hinein zu wagen der schauerlichen Luft wegen, die darin herrschte, und die ein konzentriertes Gemisch von Tabakqualm, Fuselduft und Transtiefelgerüchen war. Hier saßen Friedrich Dullies, der Führer des Rettungsbootes, und seine Mannen, sowie der Knecht des Postverwalters und tranken einen Rum nach dem andern.

Der Knecht hatte ein Telegramm vom Leuchtturm auf Raster Ort gebracht. Ein Schiff sei steuerlos in der Richtung auf Lapniken vorübergetrieben worden. Es war also klar, daß das Schiff in der Nähe von Lapniken antreiben müsse. Dies besprach man seit einer Stunde eingehend, aber sonst geschah nichts. Als jedoch die Nachricht von dem bevorstehenden Schiffsbruche zu dem draußen sitzenden Publikum gelangte, erregte sie großes Aufsehen. Herr von Kugelchen setzte seinen Südwester fest auf den Kopf und suchte mit seinem Glase die See ab, konnte aber bei der dicken Luft nichts erkennen. Die Knaben setzten sich in Trab zum Schuppen des Rettungsbootes — ganz vergeblicherweise, denn Dullies und seine Mannen dachten gar nicht daran, ihren Sitz zu verlassen. Nach geraumer Zeit lehrten die Knaben zurück und brachten die Nachricht mit, die Leute hätten gesagt, man habe es auf See in der Richtung auf die steinige Platte schießen hören. Nun schickte man den Päsch hinein, um Dullies mobil zu machen, aber Päsch kam nicht wieder. Als sich darauf Herr von Kugelchen selbst aufmachte, prallte er vor der „ganz unmöglichen Atmosphäre“ zurück und richtete auch nichts aus. Er verstand die Leute nicht,

und sie ihn nicht, oder sie wollten ihn nicht verstehn. Und der Strandvogt erklärte, man könne doch zum Donnerwetter bei dem Seegange auf See keine Spazierfahrten machen. Erst müsse man wissen, wo das Schiff sitze.

Und so verging Stunde auf Stunde. Der Wind nahm an Kraft zu, es zogen Regenböden vorüber, niemand ging nach Hause. Die Maler versuchten die Wirkung des Sturms auf Papier zu bringen, aber der Wind ließ es nicht zu und auch nicht die eigne innere Unruhe. Es war, als wenn der Luftstrom durch Rock und Haut dränge und den Innern Menschen in eine prickelnde Unruhe versetzte, es war, als wenn alles aus der senkrechten Richtung verschoben worden wäre, entweder mitgenommen und gebeugt vom Sturme oder sich gegen ihn stemmend. Endlich fing die Gesellschaft in Locketts Stube an sich zu zerstreuen. Die einen gingen ins Dorf zurück, die andern schlugen den Weg längs des Strandes zum Schuppen des Rettungsboots ein, der halbwegs zwischen der Giftbude und dem Amte stand.

Nur Päsch blieb zurück, und bald bildete er den Mittelpunkt einer Gruppe von Knaben, die ihn über den Sturm ausfragten.

Sturm? sagte Päsch mit etwas schwerer Rede, das hier ist gar kein Sturm, sondern nur verrückte Kummer Sieben. Denn was denn Sturm ist, der pfeift wie eine Lokomotive und bläst einem die Kleider vom Leibe. Als zum Beispiel im Jahre Dreizehnundneunzig, als wir da im November den großen Sturm hatten, da spritzte das Wasser bis an die Kirche. Und wie der Herr Pastor in der Kirche taufen wollte, da mußten sie das Kind festhalten, daß es nicht davonsflog.

Oh, Herr Päsch, oh, jetzt schneiden Sie aber arg auf! riefen die Knaben.

Wie ich euch sage, antwortete der Strandvogt. — Und wie die Leute wieder nach Hause wollten, mußten sie Kreuze wie Fischerboote. Und das Jahr darauf, als der große Dampfer auf der steinigen Platte saß und auseinanderplatzte, daß man hier hören konnte, da schwammen am andern Tage am Strande Hunderte von Weinflaschen.

Leere Flaschen? fragte man.

Ach was, leere Flaschen, sagte der Strandvogt mit dem Tone der Verachtung, volle Flaschen!

Aber die schwimmen doch nicht, warf einer der Knaben ein.

Schwimmen allemal, erwiderte der Strandvogt, wenn es Champagnerflaschen sind. Denn da ist doch Luft drin. Na also! Aber da haben wir gefischt, meine Herrren. Und noch in demselben Jahre saß da hinten, wo sie vor Jahren nach Bernstein gebuddelt haben, ein Kohlschiff fest. Der Kapitän und drei Mann sind erjoffen. Was ist da weiter? Das ist der Beruf des Seemanns. Aber Kohlen hat es hernach gegeben, so viel als man haben wollte. Und im nächsten Jahre trieb ein Kahn mit Roggen an. Wie nun der Roggen verkauft werden sollte, da bot kein Mensch einen Groschen. Hernach haben wir ihn, weil er nicht fortzubringen war, für ein Butterbrot getriegt. Seitdem hat es aber so gute Jahre nicht mehr gegeben.

Sagen Sie mal, Herr Päsch, mißchte sich jetzt Herr von Kugelchen in das Gespräch, mir will es fast scheinen, als ob Ihnen mehr daran läge, daß die Schiffe scheitern, als daß sie geborgen werden. Ich finde das wirklich ansehnlich —

Herr von Kugelchen, erwiderte Päsch, sagen Sie das nicht. Wir sind allemal für die Humanität. Aber man darf die Humanität nicht mißbrauchen. Wenn es der Himmel will, und man hat billiges Korn oder man hat billige Kohle, so ist es Sünde, Gottes Segen zu verachten.

Aber das ist ja kolossal, rief Herr von Kugelchen. Ich finde, daß man hierzulande etwas mittelalterlich-seeräuberisch angekränkt ist.

Wir sind gar nicht angekränkt, Herr von Kugelchen, erwiderte Päsch, sondern ganz gesunde Jungens.

Seht einmal die Menschen! rief Feodor, der um die Hausede gelugt und dabei betnahe seine Mühe verloren hatte.

Man überzeugte sich, daß auf dem Damme hinter dem Bootschuppen ein dichter Haufen von Menschen stand. Jetzt war auch Päsch mit seinen Geschichten nicht mehr imstande, seine jungen Zuhörer zu fesseln. Sie machten sich auf und steuerten schräg dem Wind entgegen der Rettungsstation zu. Ihnen folgten die beiden Maler, Herr von Kugelschen und Päsch.

Von der See her rollte eine Woge nach der andern mit gesträubtem Haar heran, erhob sich zornig und brach, Schaum und Wasser weit das Ufer hinauf werfend, in sich zusammen. Die Luft war von einem unablässigen donnernden Brausen erfüllt, und der Wind piffte seine wildesten Melodien.

Zu sehen war auf See weiter nichts als Wogenreihen, die aus der diden Luft auftauchten und am Ufer brandeten. Als man sich nicht ohne Mühe durch den Wind bis zum Bootschuppen hindurchgearbeitet hatte, fand man, daß das Rettungsboot auf seinem Wagen zur Ausfahrt bereit stand. Auch ein paar Fischer saßen hier und da herum und rauchten ihre Pfeifen, Dullies aber, der Führer des Rettungsboots, fehlte. Er sei ins Dorf gegangen, um Pferde zu holen, wurde berichtet. Man wartete, aber es kamen weder Pferde noch Dullies. Der männliche Teil der Badegäste drängte sich heran, befehligte alles und erörterte alle denkbaren und undenkbareren Möglichkeiten. Oben auf dem Damme standen Tapirder Fischerfrauen und sahen, in ihre Mäntel gewickelt und sich gegen den Sturm stemmend, stumm und besorgt ins Weite. Daß draußen vor der steinigten Platte ein Schiff liege, war gewiß, aber es war ungewiß, was für ein Schiff es sei.

Da erklang vom Damme herab Geschrei. Das Wetter war unerwartet sichtbar geworden. Die Wolken waren auseinander gerissen, und die Sonne schaute mit schnellem Blick über das Wasser, so scharf und neugierig, als lege ihr daran, vor ihrem Untergange noch zu erfahren, welches Unheil man da unten hinter ihrem Rücken angerichtet habe. Dunst und Dampf traten auseinander, und da lag auf der steinigten Platte inmitten von weißem Schaum ein Schiff mit flatterndem Segel. Oder war es eine Rettungsflotte? In dem wechselnden Lichte von Sonnenschein und Schatten sah es aus, als wenn das Schiff sich bewege und um Hilfe rufe. Die Fischer hielten die Hände über die Augen und schauten unter ihren struppigen Augenbrauen hinaus oder pupten die Gläser ihrer Fernrohre. Aber ehe sie noch darüber einig geworden waren, ob das Schiff ein Fischerboot oder ein Memeler Lastschiff sei, verschwand das Bild, und Wind und Meer sangen ohne Illustration ihre alte Melodie weiter.

Währenddessen kam mit flatterndem Tuche eine Frau den Abhang herabgeeilt, faßte einen der Fischer, der eben die Höhe hinaufstieg, beim Arme und redete erregt auf ihn ein. Der Fischer wehrte die Frau ab und ließ sie stehen, und sie drohte hinter ihm her.

Das ist die Urrrte Zeit, sagte Päsch. Die Urrrte Zeit ist nämlich seit zwanzig Jahren verrückt, und allemal, wenn Wind ist, fällt es ihr auf die Kerkerven.

Was will sie denn? fragte Schwächting.

Sie will, daß das Rettungsboot ausfährt.

Aber erlauben Sie mal, sagte Herr von Kugelschen, mir scheint, daß diese Frau äußerst vernünftig ist.

Mir auch, fügte Schwächting hinzu. Wo ist Dullies? Da draußen liegt ein Schiff, und jetzt kann niemand mehr im Zweifel sein, wohin man zu fahren hat. Päsch, holen Sie sogleich den Dullies! Er faßte Päsch am Arme und suchte ihn in Bewegung zu bringen.

Erlauben Sie, erwiderte Päsch gravitätisch und mit unsicherer Stimme. Dieses ist nicht meine Angelegenheit. Über die Ausfahrt des Bootes befinden derrer Herrr Amtshauptmann.

So holen Sie den.

Päsch ging, aber es war nicht wahrscheinlich, daß er den Herrn Amtshauptmann rufen werde, denn er schlug eine Richtung ein, die zum Kurhaus führte.

Draußen auf See wüteten Wind und Wellen weiter wie zuvor, aber in den Herzen vieler Leute, die am Strande standen, war die Sorge um die armen Menschen, die da draußen in Todesnot saßen, hinzugekommen. Nur schienen gerade die, die am ehesten hätten helfen können, von dieser Sorge am wenigsten zu spüren, sie saßen am Strande, rauchten Tabak und tranken Schnaps. Aber die Badegäste regten sich auf und fragten jebermann, warum das Rettungsboot nicht fahre. Und Schwächting wurde wild und hielt zornige Reden. So, rief er, das ist ja hier recht nett bei euch!

Is ja jar leen Betrieb, schaltete Bogge ein.

In der Zeitung liest man rührende Geschichten von dem Todesmute wacker Männer, die in die See hinausfahren und dem Tode seine Opfer entreißen, und wenn man die Sache nahe ansieht, dann sitzen sie da, und keiner macht einen Finger krumm. Schämt ihr euch nicht? Das ist ja —

Um junge Hunde zu kriegen! sagte Bogge.

Der Fischer, an den diese Rede gerichtet war, antwortete etwas Unverständliches.

Ach was! rief Schwächting, ich will euch sagen, wo das hinaus soll. Die Menschen da draußen sollen erkaufen.

Endlich kam Dullies. Schwächting eilte ihm entgegen und rief: Nun aber fix, alter Freund. Wo stecken Sie? wo bleiben Ihre Pferde?

Jurgeltis holt sie von der Weide, sagte Dullies.

Dauert viel zu lange, sagte Schwächting. Pferde brauchen wir auch gar nicht. Wir werden doch, wenn wir alle anfassen, den Wagen dahinunter an den Strand bringen! Also los!

Dullies zögerte.

Ich will Ihnen einmal was sagen, Dullies, sagte Schwächting. Sie verstehen die Lage. Im Winter, wenn ihr unter euch seid, da könnt ihr schon einmal so eine kleine Strandräuberei inszenieren. Hier aber stehen am Ufer hundert Badegäste, die alle morgen nach Hause schreiben, was sie heute gesehen oder auch nicht gesehen haben. Und übermorgen steht in der Königsberger Hartungischen Zeitung die ganze Geschichte und ein Lob über euch, das ihr nicht hinter den Spiegel steckt.

Dullies sah Schwächting mißtrauisch von der Seite an und schien zu begreifen, daß die Lage, seit Badegäste nach Lapniden gekommen waren, anders geworden sei als zuvor. Seine Abneigung gegen den „deutschen Rod“ verdichtete sich. Er fluchte, spudte aus, kam aber doch nicht in Gang, sondern sagte: Herr Schwächting, wir wollen ja fahren, aber das Kommando gibt der Herr Amtshauptmann.

Den werden wir gleich haben, erwiderte Schwächting und eilte, so schnell es der Sturm erlaubte, zum Amte. Nach einiger Zeit stieg die Flagge der Station, das rote Kreuz auf weißem Grunde, am Signalmast empor. Darauf lehrte Schwächting zurück, und dann erschien Gropppoff, der wie ein kommandierender General die Lage mit Ruhe und Sicherheit über sah. Er gab seine Befehle, und im Nu änderte sich das Bild. Es kam „Betrieb“ hinein. Zahlreiche Häufte saßen zu, zogen den Bootswagen aus dem Schuppen und beförderten ihn mit einer Schnelligkeit und Leichtigkeit hinab an den Strand, als wenn es ein Jagdswagen gewesen wäre. Und die Zuschauer folgten so weit, als sie vor dem Wasser einigermaßen sicher waren.

Wie hoch Meereswellen sind, und welche Kraft in ihnen verborgen ist, das kann man nur wahrnehmen, wenn man sich auf ihnen befindet, oder auch, wenn man unten am Strande dicht vor der Brandung steht. Es hat einen fesselnden Reiz, zuzusehen, wie die Woge in breitem Zuge heranrollt, und wie sie sich nahe am Ufer aufrichtet, wie ein Pferd, das zum Sprunge ansetzt. Aber der Sprung gelingt nicht. Ihr Fuß wird vom Strande zurückgehalten, und sie stürzt donnernd

in sich zusammen, und was sie nun noch ans Land wirft, das sind Fluten, aber keine Wogen mehr. Weh dem, der in diesen Streit von Wasser und Land gerät. Was sind auch die besten Schwimmkünste gegen diese Kräfte! Wie ein Hammer Schlag auf Schlag gibt, so folgt eine Woge hinter der andern her, und noch ehe der Strand unter der Wasserflut aufgeatmet hat, steht die nächste Woge da und wiederholt ihren Angriff. Gegen solche Flut im Boote auszufahren scheint eine Unmöglichkeit, und doch unternimmt der Mensch, und noch dazu in einem solchen zerbrechlichen Dinge, wie es auch das beste Rettungsboot ist.

Man hatte den Bootswagen umgedreht und ihn mit den Hinterrädern voran ins Wasser geschoben. Nun stieg die Bootsmannschaft auf. Es fehlte einer an der nötigen Zahl. Peter Knorre! rief man. Wo ist Peter Knorre?

Hat sich betrunken und liegt hinterm Bootshause.

Aber ehe noch nach einem Ersatzmanne gerufen werden konnte, war Schwächting herzugesprungen, hatte den Wagen und das Boot erklommen und sich auf den leeren Platz gesetzt. Man führte, indem die schwebenden Männer tief ins Wasser hinaustraten, den Wagen weit in die Flut hinein, bis sich das Boot, von einer besonders hohen Woge gehoben, vom Wagen löste und mit der zurückkehrenden Welle in die See hinaus genommen wurde. Jetzt schlugen die Ruder nieder, und das Boot schwamm.

Na, adjes Raufe, rief Bogge, halte dir senkrecht, mein Sohn! Und die Rote Korah stimmte ein Hurra an, aber weder von dem Hurra noch von dem guten Wunsch Bogges wurde im Brausen des Windes und im Donnern der Brandung viel vernommen. Nun langte auch Herr von Kugelchen an — in kläglichem Aufzuge. Er hatte den edelmütigen Wunsch gehabt, sich am Rettungswerke zu beteiligen, aber das Boot war ihm zu hoch gewesen, und niemand hatte sich um ihn belümmert, und da hatte ihn eine Woge erwischt und bis an den Leib eingetaucht, wovon ihn sein schöner Salonölanzug nicht hatte schützen können. Er fand dies äuserst, in der Tat äuserst — und begab sich schleunigst nach Hause.

Das Boot kam nur langsam vorwärts, es sah aus, als wenn es stillstehe, trotzdem daß die acht Ruder unverbrossen ins Wasser schlugen. Manchmal verschwand es, und nun tauchte es wieder auf und kämpfte weiter gegen Wind und Woge. Zuletzt wurde es von Rebel und fliegendem Schaume den Augen verborgen. Oben auf dem Strande standen die Frauen, deren Männer draußen im Boote waren, hatten den Schürzenzipfel im Munde und schauten heißen Blicks dem kleinen Fahrzeug nach, das da mit den Wellen kämpfte. Und manche von ihnen rief den heiligen Michael, den Schutzpatron der Reisenden an, und manche gelobte einen Kirchgang oder eine Gabe, wenn der Mann oder der Bruder wieder an Land sein würde, was sich mit ihrer protestantischen Rechtgläubigkeit wohl vertrug.

Der Doktor war von Banifat darüber unterrichtet worden, daß ein Schiff in Not auf der steinigen Platte sitze, und daß das Rettungsboot auslaufen werde. Er hatte daran gedacht, dem Amtshauptmann den versprochenen Besuch zu machen, unter vorliegenden Umständen gab er aber den Gedanken wieder auf. Nur duldete ihn der Sturm und die Aussicht auf ein seltnes Schauspiel ebensowenig zuhause als die andern. Die Halbinsel, auf der das Amt lag, schien ihm ein geeigneter Beobachtungspunkt zu sein.

Wald stand er am Fuße eines Stück's Wall, der einst das Amt vom Festlande abgetrennt hatte. Jenseits des Walles brausten die Bäume, die das Amtshaus umstanden. Oben auf dem Walle stand ein Häuschen, auf dessen Dache eine Laterne leuchtete. Ramborn wandte sich nach Westen und bot dem Sturme die Stirn. Draußen über dem Horizont und mit ihm verschwimmend lag eine dunkle Wellenbank, von der sich von Zeit zu Zeit einzelne Wellenfelsen löstest, die in rasender Eile über den grauen, regenschweren Himmel zogen. Kurze sprühende Wellen stürzten in enbloßen Zellen heran, wie Soldaten, die in Reihen heranrückten, um eine Festung zu erobern. Am Strande zerbrachen sie sich zu Schaum und warfen

sprühendes Wasser weit hin über Land. Und diese Wassertropfen verwandelten sich in Sand, der den Gang heraufwanderte, als wollte er heute noch hundert Meilen Wegs machen. Jedes Blatt, jeder Zweig, alles, was irgend locher war, mußte mit. Und was festwurzelte, das mußte sich wenigstens vor jener Kraft verneigen, die übermächtig und unablenkbar ihre Richtung hielt.

Aber der Mensch, so dachte Ramborn, lehnt sich mit Brust und Haupt dagegen und spricht: Ich will nicht. Mich zwingst du nicht. Ich will, was ich selbst will. Die geistige Kraft gegen die Naturgewalt. Die geistige Kraft kann den Sturm nicht meistern, aber sie kann sich gegen ihn behaupten. Sie kann das Gemeinenschliche, das von Hunger und Durst getrieben wird, nicht aufhalten, aber sie gegen sie behaupten, über sie dahinschreiten nach eigener Kraft und zu eigenem Ziel. Das ist der Herrenwille. Das ist der Adel der Auserwählten.

Die Aussicht nach rechts wurde von dem Balle, neben dem Ramborn stand, beschränkt. Da oben mußte der Blick noch besser sein. Er begann also den Ball zu ersteigen, während er mit tief gesenktem Kopfe wider den Sturm rang. Als er oben angekommen war, stand er neben einem jungen Mädchen, das ebenfalls das Gesicht gegen den Wind gerichtet hielt. Da ihn aber in diesem Augenblick unerwartet der Sturm faßte, so hätte er den Platz wieder räumen müssen, wenn ihm die Dame nicht die Hand geboten hätte. Es war eine prachtvolle Erscheinung. Sie stand da mit hellen Augen und fest auf den Füßen in jugendlicher Kraft. Die krausen, goldblonden Haare flogen im Winde. In der runden kleinen Faust hielt sie eine Art Bergstoch. Auf dem Kopfe trug sie eine rote Mütze, an der ein paar Adlerfedern befestigt waren, und an den Füßen kräftige rohllederne Schnürstiefel. Der Wind, der ihr kurzes graues Kleid mit sich nahm, ließ einen Wuchs von Schönheit und Kraft erkennen.

Der Doktor beeilte sich zu grüßen und seinen Dank auszusprechen.

Ob das junge Mädchen beim Brausen des Windes die Worte verstanden hatte, schien zweifelhaft. Es trat lachend und erröthend einen Schritt zurück und sagte etwas, was der Doktor nicht verstand. Dieser hielt seine Hand an die Ohrmuschel, und nun lachten beide.

Das junge Mädchen wies auf die Hütte mit der Laterne, die in der Nähe stand, und sie traten in ihren Schuß.

Ist es nicht wundervoll, Herr Doktor, sagte das junge Mädchen — sie sagte Herr Doktor —, so in den Sturm hinauszu sehen? So atmet das Meer, wenn es zornig ist, aber man lacht darüber.

Das will ich Ihnen wohl glauben, mein gnädiges Fräulein, entgegnete Ramborn. Wenn ich mir Ihre Mütze als Helm denke, mit zwei Adlerflügeln daran, und Ihr Zudeck als Brünne, und Ihren Alpenstock als Or, so stehn Sie vor mir als eine junge Walküre, wie man sie sich echter und schöner nicht denken kann.

Was ist eine Walküre? fragte das junge Mädchen unbefangen. Ach ja, ich weiß es, das sind Hoiotthohjungfrauen zu Pferde. Aber diesmal habe ich leider mein Hoiotthochen nicht bei mir. Es steht im Stall und frist Hoiotthou. Es hat ja doch wohl auch Walküren zu Fuß gegeben?

Ich glaube nicht, sagte Ramborn. Wenn ich nicht irre, so nimmt eine echte Walküre ihr Hoiotthochen sogar mit ins Bad. Sie wird dann Frosthönigin und führt ihre Rotte Korah in den Kampf gegen Nixen und Wassergreise. Die Sache ist zwar mythologisch nicht nachzuweisen, soll aber in Wirklichkeit vorkommen.

Das wissen Sie auch schon, Herr Doktor? rief die junge Walküre. Wer von den Blappermäulchen hat Ihnen denn das verraten?

Das kann ich nicht sagen, gnädiges Fräulein, erwiderte der Doktor. Höfliche Persönlichkeiten müssen sich gefallen lassen, daß allerlei Hofberichte über sie ausgegeben werden. Übrigens habe ich mir die Sache nicht erzählen lassen, ich selbst habe den Vorzug gehabt, den Vorgang aus der Ferne zu beobachten.

Die Walküre nahm es nicht übel und tat auch nicht verlegen, sondern lachte

und sagte: Ja, es ist eine Wonne, weit in die See hinauszuschwimmen und sich von der Woge tragen und wiegen zu lassen. Sie armen Leute im Lande wissen nicht, was uns Wasserratten die See ist — nicht bloß im Sommer, sondern auch im Winter.

Aber wir ahnen es, sagte der Doktor, darum kommen wir so gern an die Wasserante und freuen uns, die Bekanntheit wehrhafter Wasserratten Ihrer Art zu machen.

Draußen auf der See wurde das Rettungsboot sichtbar. Man sah, wie der Führer des Boots jede Woge schräg anschnitt, und wie das Boot glatt und leicht über den Wasserwall hinüberkam.

Dort möchte ich dabei sein, rief das junge Mädchen.

Um Menschen retten zu helfen? fragte der Doktor.

Menschen retten? Daran hatte ich nicht gedacht. Es hätte mich aber gestreut, gegen den Sturm zu fahren. — Leider treffen Sie den Vater nicht zuhause, fügte sie nach einer Weile hinzu.

Aha! sagte der Doktor zu sich, die Tochter Gropppoffs. Etwas wirklich auserlesenes. Jung, fein, gesund, von natürlicher Kraft und keine Spur sentimental.

Vater erwartete Sie, fuhr Gropppoffs Tochter fort.

Wußten Sie, daß ich kommen würde? fragte der Doktor.

Ja, wir wußten es. Wir wissen alles.

Ich wußte es aber bis vor kurzem selber noch nicht.

Das junge Mädchen lachte schallhaft und sagte: Sie wären ja doch gekommen. — Da kommt Vater.

Gropppoff lehrte von der Rettungsstation zurück, gefolgt von seinen Beamten, und der Doktor und die junge Dame stiegen vom Wall hinab und gingen ihm entgegen. Gropppoff war offenbar nicht guter Laune, änderte aber schnell seinen Ausdruck, war sehr erfreut, den Doktor zu sehen, und nahm ihn, indem er keine Ausrede gelten ließ, in seine Wohnung mit.

Diese Wohnung, nämlich das Zimmer Gropppoffs, war die eines Forstmanns und barg viele seltene Jagdtrophäen. An den Wänden hing Geweih bei Geweih. Der Doktor, der nicht Jäger war, und der eine feine Empfindung für eine ruhige und harmonische Umgebung hatte, fühlte sich in diesem Walde von Geweihen nicht recht behaglich und lam sich vor wie eine Motte im Bürstentasten. Gropppoff zeigte sich als liebenswürdigen Wirt und seinen Mann. — Es ist wirklich sehr nett von Ihnen, Doktor, rief er, daß Sie Zeit haben, einen solchen alten und einsamen Kerl wie mich zu besuchen.

Einsam? erwiderte der Doktor. Aber es kommt doch sehr auf die Art der Einsamkeit an. — Er wandte sein Gesicht dem jungen Mädchen zu.

Sie meinen Eva? sagte Gropppoff. Lieber Gott, Eva hat nicht viel von mir, und ich nicht von ihr. Aber diesmal wollen wir etwas von ihr haben.

Er winkte Eva und machte das in seinem Hause gebräuchliche Zeichen, das Punsch bedeutete. Eva machte einen tiefen, etwas spöttisch getratnen Hofknicks und verschwand, um die alte Magdalena zu rufen und den Punsch bereiten zu lassen. Sie selbst lehnte das heiße und starke Getränk ab und verschwand im Nebenzimmer.

Das Boot kehrte erst nach Dunkelwerden zurück. Es hatte nichts von einem Schiff gefunden, trotzdem daß es die Westseite der steinigen Platte mehrmals abgesehen hatte.

Am andern Morgen lagen am Badestrande weit hingestreut Schiffsteile, Bretter und Rippen sowie Fässer, die Spiritus enthielten. Und aus dem Busche tauchten Männer und Frauen auf, die ein lebhaftes Interesse besonders an den am Ufer liegenden oder in der Brandung rollenden Fässern hatten. Auf einmal aber erschien Päch in Begleitung von Peterreit und Wupel und ließ alles, was die See ausgeworfen hatte, auf einen Haufen zusammentragen. Darauf setzte er sich mit allem Grimm, den nur ein unwillkommener Befehl und ein bössartiger Kopfschmerz er-

zeugen kann, auf eine Kiste und drohte jedermann totzuschießen, der sich heronwagte. Darauf erhob sich in ganz Tapniden ein Schimpfen in deutscher und in litauischer Sprache. Was denn dem Päch einfallen? Das sei doch sonst nicht so gewesen.

Den Amtshauptmann deswegen anzusprechen wagte freilich niemand; der sah viel zu grimmig aus.

Als sich aber Bogge die Sache ansah, nickte er zustimmend mit dem Kopfe und sagte: Das ist ja orntlich vernünftig von die Polizei.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Es läßt sich darüber streiten, ob man der Sozialdemokratie im Reichstage nicht viel zu viel Ehre antut, wenn man ihren den Rahmen der parlamentarischen Kritik weit überschreitenden Schimpferien regelmäßig eine eingehende Beachtung zuteil werden läßt. Die Reden der Sozialdemokraten werden ja weder für die Regierung noch für den Reichstag, sondern fast ausschließlich zum Fenster hinaus an die Massen gehalten, und diese erfahren von den Erwiderungen oder den Richtigstellungen, die den sozialdemokratischen Rednern in reicher Fülle zuteil werden, doch nichts. Der Mißbrauch der Tribüne des deutschen Reichstags aber, unter dem Schutze der parlamentarischen Immunität die unsäglichsten Äußerungen über Rußland und den Zarismus zu verbreiten, sollte einer schärfern Zügelung durch das Präsidium unterliegen, denn alle diese Scherereien und Aufstachelungen haben mit den Angelegenheiten des Deutschen Reichs und den Geschäften seines Reichstags doch nicht das geringste zu tun. Rußland wird über den asiatischen Krieg hinwegkommen und ebenso auch über seine innern Schwierigkeiten. Es gibt keine Art von innern Konflikt, die es in seiner neuern Geschichte nicht schon zu überwinden gehabt hätte und alle überwunden hat: Palastrevolutionen und Zarenmorde, Militärrevolution, Aufstände in den Städten und auf dem Lande, Hungersnöte und verlustreiche Kriege. Über alle diese Schwierigkeiten ist das Zarenreich immer wieder Herr geworden und ist nach einigen Jahren der Sammlung und innern Erstarung immer wieder zur Betätigung seiner Machtfülle zurückgekehrt. Es muß zugegeben werden, daß diesmal die Häufung der Schwierigkeiten ungewöhnlich und tragisch ist. Ein unglücklich geführter Krieg von Dimensionen, wie die Weltgeschichte sie noch nie gesehen hat, und die Napoleons Zug nach Moskau weit übertreffen, eine über einen großen Teil des Landes verbreitete politische Bewegung, die zu ihrer Unterstützung eine große wirtschaftliche Bewegung hervorgerufen und sich dieser klug zu bedienen gewußt hat, dazu die Kassenkämpfe in den kaukasischen Gebieten und in Polen, die unter der Äsche glimmende revolutionäre Glut, die im gegebenen Augenblick ein Aufzug aus Galizien zu einem hell auflobernden Brand anfachen kann. Der in der Presse, zumal in deutschen liberalen Blättern gegebne Rat, nach außen Frieden zu schließen, um im Innern der Schwierigkeiten Herr zu werden, ist wohlfeil. Eine besiegte heimkehrende Armee ist kein Beruhigungsmittel, und der Hinweis auf Preußen im Jahre 1807 paßt nicht auf das heutige Rußland. Preußen war in dem Reste, den der Tilsiter Frieden ihm gelassen hatte, ein homogener Staat von wenig Millionen Menschen. Da war es das gegebne Rezept, durch die geistige Wiedergeburt die nationale Wiedergeburt vorzubereiten, der unerträgliche Druck der Fremdherrschaft tat das übrige. Damit läßt sich das heutige Rußland mit seinen 130 Millionen Einwohnern und einer Bevölkerungsichtigkeit, die zwischen 74 Köpfen auf den Quadratkilometer (in Polen) und 0,5 (in Sibirien) schwankt,

nicht im entferntesten vergleichen, noch dazu bei einer Bevölkerung, von der einige sechzig Prozent weder lesen noch schreiben können.

Wie will man die Intelligenz einiger großer Städte, die nach westeuropäischem Maße gemessen zudem recht oberflächlich ist, mit den vierzehn Millionen Mohammedanern, die Rußland bewohnen, in die Schablone eines modernen Staatswesens gießen? Für Rußland trifft durchaus zu, was der jetzige Zar einst als Großfürstenthronfolger zum Minister Miquel in Berlin äußerte: „Rußland ist kein Land, sondern ein Weltteil mit allen Zonen und allen Klimaten.“ Ein Gebiet, wo die Daseinsbedingungen für die Bewohner so verschieden sind und vielleicht noch auf ein Jahrhundert hinaus sein werden, läßt sich nicht in die starren Formen des modernen Verfassungsstaats pressen. Eine Mitwirkung der Bevölkerung an der Regierung oder auch nur an der Gesetzgebung, die sich in den homogenen westeuropäischen Kulturländern verhältnismäßig leicht erfüllen läßt, stößt in Rußland auf Schwierigkeiten, die sich durch die schönsten Theorien und durch alle Weisheit des Doktrinarismus nicht überwinden lassen. Auch das Religiöse spielt hierbei eine große Rolle. Die orthodoxe Religion ist mit dem modernen Konstitutionalismus nicht leicht vereinbar. Serbien und Bulgarien lehren uns, daß ihre demokratischen Verfassungen eigentlich nur eine große Lüge und den wirklichen Verhältnissen dieser Länder ganz und gar nicht angepaßt sind. Wenn das augenblicklich weniger in den Vordergrund tritt, so liegt die Ursache einzig in der gespannten Situation auf dem Balkan. Rumänien ist dank der großen geistigen Überlegenheit seines Königs bis jetzt damit zurechtgekommen. Man darf aber getrost sagen, daß dort nicht die Verfassung, sondern die das Land weit überragende Persönlichkeit des Königs trotz dieser Verfassung eine großartige Entwicklung geschaffen hat. Nächst dem Mohammedanismus ist keine Religion für die absolutistische Staatsform so geeignet, schafft ihr so sehr die Grundlage wie die griechisch-orthodoxe.

Will man diese Betrachtungen vom Standpunkte der Völkerpsychologie aus weiter verfolgen, so stößt man ganz von selbst auf den unheilvollen Einfluß, den alle nähern Berührungen mit Frankreich regelmäßig auf die innern Verhältnisse Rußlands geübt haben. Der Decabristenaufstand von 1825 war eine Frucht der Saat, die die russische Okkupationsarmee in Frankreich in sich aufgenommen hatte; die Erinnerung daran hatte Alexander den Dritten nicht verlassen, als er mit innerstem Widerwillen 1891 in Kronstadt beim Besuch der französischen Flotte die Marcellaise über sich ergehen ließ. Auch das ist eine Drachenaart für Rußland gewesen, aus dieser intimen Berührung zweier Extreme konnte für den in der Kultur schwächeren Teil nichts Gutes hervorgehn.

Die Geschichte wird es dereinst rechtfertigen, daß die deutsche Politik Rußland in seiner gegenwärtigen ersten Lage die Nachbarn treue bewahrt hat. Sie ist damit auf den Bahnen der preußischen Politik während des Krimkriegs und des polnischen Aufstands geblieben. Wenn es Preußen darum zu tun gewesen wäre, hätte es die Früchte dieser Politik schon im Jahre 1863 ernten können, als Kaiser Alexander der Zweite mit dem Antrage eines gemeinsamen Kriegs gegen Österreich an uns herantrat. Zu der Zeit des Frankfurter Fürstentags war das gewiß ein verführerisches Anerbieten. Aber die Weisheit und das Nationalgefühl König Wilhelms und seines großen Beraters lehnten es ab, die deutsche Frage mit Hilfe des Auslands zu lösen, und als wenig Monate später der Tod des Königs von Dänemark das Zeitalter weltgeschichtlicher Entscheidungen für uns eröffnete, trat Preußen an diese bekanntlich im Bunde mit Österreich — trotz dem Frankfurter Fürstentage — heran.

Wollte das heutige Deutschland Rußlands schwierige Lage ausbeuten, so hätte das vielleicht vorübergehend mit Erfolg geschehen können, vielleicht auch nicht, denn es ist nicht nur eine Macht in Europa, die in ihren politischen Berechnungen auf ein Zerwürfnis zwischen Deutschland und Rußland wartet und mit Freuden bereit sein würde, ein solches herbeizuführen und auszunutzen. Deshalb ist es auch töricht und ein Zeichen besondrer Kurzsichtigkeit, wenn freisinnige Organe dem

Reichskanzler „Gefühlspolitik“ vorwerfen, weil er „aus Zartgefühl gegen das von Unheil aller Art heimgesuchte Zarenreich den in diesem Augenblick zweifellos aus sich selbst vollen Versuch unternimmt, von den Auslieferungsverträgen mit Rußland loszukommen.“ Graf Bülow handelt so nicht aus Zartgefühl, sondern aus kluger staatsmännischer Überlegung. Stünde Bismarck heute an seiner Stelle, er würde genau ebenso verfahren. Die durch die innern Schwierigkeiten geschaffene Lage Rußlands ist am allerwenigsten dazu angetan, mit ihm wegen Aufhebung der Auslieferungsverträge in Verhandlung zu treten, sie ihm gleichsam abzapfen. Zu einer Zeit, wo in Rußland Ruhe und Ordnung herrscht, ist ein solches Thema viel eher diskutierbar als im gegenwärtigen Augenblick, wo die russischen Staatsmänner Sorgen aller Art genug haben. Wenn ein dieser freisinnigen Blätter dabei anerkennt, „volle Neutralität Rußland gegenüber sei mit Recht der Wahlspruch unsrer Regierung,“ so ist das unmittelbar an diese Erkenntnis geknüpfte Verlangen, gegenwärtig einen solchen Versuch zu unternehmen, unlogisch und widerspruchsvoll. An Rußland jetzt mit solchen Zumutungen herantreten, hieße die Neutralität verletzen, die auch von freisinniger Seite als die richtige Politik Deutschlands anerkannt wird. Es würde unweise sein, jetzt an Japan mit dem Verlangen heranzutreten, irgendeine Unbequemlichkeit in unsern Beziehungen zu ihm zu beseitigen. Ein solches Verlangen, während äußerer Kriegsnot gestellt, würde in Tokio mit Recht als Unfreundlichkeit empfunden werden. Wenn das schon bei dem siegreichen, von uns durch Tausende von Meilen getrennten Japan der Fall sein würde, um wie viel mehr bei Rußland in seiner schwierigen Lage, das uns auf ausgedehnten Land- und Seegrenzen benachbart ist und mit uns durch die vielseitigsten Interessen fortgesetzt in enger Berührung steht! Es erinnert das tatsächlich an das vor zwanzig Jahren von derselben Seite an Bismarck gestellte Verlangen, für den Fürsten Alexander von Bulgarien gegen Rußland Partei zu ergreifen. Alle solche Zumutungen erwachsen auf dem Boden eben jener „Gefühlspolitik“ von der gerade niemand mehr beherrscht und beeinflusst wird als der deutsche Fortschrittspolitiker. Insbesondere ist das eine Berliner Spezialität. Begreiften sich die Berliner doch nach den Märztagen von 1848 für dieselben Polen, die in derselben Zeit die Deutschen in der Provinz Posen an Leib und Leben, Hab und Gut bedrohten, und deren aufrührerische Tendenz damals — wie heute und immer — gegen die Zusammengehörigkeit mit dem preussischen Staate gerichtet war. Die Polen, die auf den Berliner Barrikaden kommandierten, blieben durchaus in ihrer Rolle, denn sie bekämpften das preussische Königtum, das Heer, das gesamte Gefüge des Staates.

Die Berliner haben gar keine Veranlassung, sich auf eine Revolution viel zugute zu halten, die durchaus nicht die ihrige war. Sie haben sich dazu verheßen und mißbrauchen lassen. Wie der eigentliche Kern der Bevölkerung darüber dachte, dafür legte der jubelnde Empfang Zeugnis ab, der wenig Wochen später den ersten in die Hauptstadt einrückenden Truppen zuteil wurde. Dem Schreiber dieser Zeilen steht er als einer der nachhaltigsten Eindrücke aus der Knabenzeit noch heute deutlich vor der Seele. Die Vossische Zeitung hat also gar keine Veranlassung, es dem Grafen Bülow zu verübeln, wenn er von der Berliner Märzrevolution etwas despektierlich gesprochen hat.

Gegenüber den sozialdemokratischen Deklamationen gegen Rußland und den Zarismus muß immer wieder daran erinnert werden, daß die französische Republik sowohl im Juni 1848 bei den Pariser Arbeiterschlächten wie im Mai 1871 der Kommune gegenüber hundertmal blutiger und rücksichtsloser aufgetreten ist als alle russischen Behörden und Militärbefehlshaber. Hätte Cavaignac im Februar dieses Jahres in Petersburg kommandiert, so würde die Säuberung der Straßen vielleicht den Umfang an Toten erreicht haben, den lügenhafte Berichte den Petersburger Vorgängen anzubilden versucht haben.

In dieses Milieu hinein gehört nun auch der Bebel'sche Brief an Jaurès, der aufs neue beweist, wie wenig ernst die Bebel'schen Radomontaden zu nehmen sind,

wie wenig ernst der ganze Mann zu nehmen ist. Die französische Sozialdemokratie lacht einen deutschen Parteiführer, der einen solchen Brief schreibt und drucken läßt, einfach aus, einen Brief, der im übrigen jede Unterdrückung rechtfertigt, die gegen die Sozialdemokratie jemals beabsichtigt war. Es gehört zwar heute in einzelnen Kreisen zum guten Ton, Bismarcks Bekämpfung der Sozialdemokratie ebenso wie seinen Kampf gegen den Ultramontanismus mitteleidvoll als eine Verirrung zu beurteilen und zu verurteilen. Seine Bekämpfung der Sozialdemokratie ist durch die Gefühlspolitik des Liberalismus verwässert worden, die sich zu einem geizgeberischen Eingreifen erst nach zwei Attentaten und einer Reichstagsauflösung entschließen konnte und auch dann nicht ihrer Gesetzgebung einen dauernden Charakter aufzuprägen vermochte, sondern sie von einer Legislaturperiode zur andern zum Gegenstand der Wahlparole und der Massenumschmeichlung machte. Der Kampf gegen den Ultramontanismus aber ist durch die laizistische Gesetzgebung veretelt worden, die nicht große Fragen, sondern einzelne Verschlungen ins Auge faßte und ihre Zuflucht zu Polizeimaßregeln nahm. Der an das Pferd eines Gendarmen gebundene Priester hat diese ganze Bewegung zum Stillstand gebracht. Sobald Bismarck die Ungangbarkeit des Weges erkannte, hat er nicht geögert, den Frieden mit Rom wieder herzustellen. Eine spätere vom Wust des Tagesstreites befreite Geschichte mag darüber urteilen, ob das Eintreten in den aufgezungenen Kampf oder die Herstellung des Friedens die größere Tat war. *s*

Schmollers Volkswirtschaftslehre. Voriges Jahr ist bei Duncker und Humblot der zweite Teil von Gustav Schmollers Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre erschienen. Damit ist ein Werk vollendet, das den großen encyclopädischen Werken von Roscher und Adolf Wagner würdig an die Seite tritt. Der zweite Teil enthält: „Verkehr, Handel und Geldwesen; Wert und Preis; Kapital und Arbeit; Einkommen; Krisen, Klassenkämpfe, Handelspolitik; historische Gesamtentwicklung.“ Jede Gruppe von Erscheinungen wird in zusammenfassenden Übersichts- und Rückblicken mit kurzen, kräftigen Zügen charakterisiert und so ein Gesamtbild der heutigen wirtschaftlichen Lage, der vorhandenen Strebungen und Entwicklungsrichtungen entworfen. Wir geben zwei kleine Proben. In dem Abschnitt über „die sozialen und psychischen Folgen der Geldwirtschaft“ heißt es Seite 99: Die Sozialisten „haben darin Recht, daß die geldwirtschaftlichen Beziehungen zunächst leicht Entfremdung und Gleichgiltigkeit schaffen. Aber mit der Zeit sieht der Unternehmerverstand doch ein, daß ein tüchtiger, gut geschulter Arbeiterstand in seinem Interesse liegt. Statt der alten individuell persönlichen Beziehungen und Rücksichten entstehen neue soziale Beziehungen, Bindungen, Beeinflussungen; statt der alten entstehen neue Institutionen: die Arbeiterverbände, die Schiedsgerichte, die Hilfsklassen, die Sparkassen erheben dem Arbeiterstand, was früher der Leibeigne an seinem Herrn hatte. Und so auch in andern Verhältnissen. Das reine Geldverhältnis, der cash-nexus, der mit jeder Geldzahlung alle Beziehungen erledigt glaubt, existiert kaum irgendwo vollständig. Auch den Kaufmann und den Kunden verbinden dauernde sittliche Beziehungen des Vertrauens, der Anhänglichkeit; je höher die Verufe stehen, desto weniger ist der Geldempfangener mit dem bloßen Gelde zufrieden; die Ehre, die sittliche Achtung durch andere und sich selbst spielt in alles Wirtschaftsleben auch heute hinein.“ Und in der Untersuchung des Einflusses der Zollpolitik auf den Handel wird Seite 623 gesagt: „Die europäische Handelsstatistik zeigt 1800 bis 1840 einen mäßigen Fortschritt, der ebenso auf den damaligen mäßigen Wohlstand und geringen Verkehr zurückgehn wird wie auf die Schutzzölle; sie zeigt ein enormes Wachstum von 1840 bis 1880, was mit der liberalen Handelspolitik, aber wohl noch mehr mit andern Ursachen zusammenhängt; sie zeigt in England und Frankreich 1880 bis 1900 eine gewisse Stabilität, die nicht (jedemfalls nicht für England) aus der Handelspolitik allein, sondern wesentlich auch aus andern Ursachen zu erklären ist; Rußland, die Vereinigten Staaten und Österreich zeigen 1890 bis 1900

Fortschritte, die trotz den höhern Schutzzöllen erfolgen, die auf die Agrarerausfuhr und sonstiges Gedeihen zurückgehn; Deutschland zeigt eine sehr starke Zunahme seines Außenhandels, die also wenigstens durch seine Schutzzölle nicht gehindert worden ist; sie beruht hauptsächlich auf seiner Kaufkraft für Rohstoffe, Kolonialwaren und Lebensmittel, für die wir durch Industrie- und Kapitalexport sowie durch unsre großen Reedereien die Zahlung zu beschaffen imstande waren." Einige Spezialisten haben Schmoller scharf angegriffen und über sein Werk absprechend geurteilt. Daß jeder Spezialist in seinem Fach besser Bescheid weiß als einer, der das ganze Gebiet einer Wissenschaft bearbeitet, ist bei dem heutigen Umfang und Inhalt der Wissenschaften weder zu verwundern noch zu vermeiden. Der Nachweis von einzelnen Irrtümern, falls er gelungen sein sollte, kann den Wert des vorliegenden großen Wertes nicht wesentlich beeinträchtigen.

Ein neuer Plutarch. Unter dem Titel: Goethe, Humboldt, Darwin, Haedel hat Walther May, Privatdozent an der Technischen Hochschule in Karlsruhe (bei Enno Duehl in Berlin-Steglitz, 1904) vier Vorträge herausgegeben, die vier interessante Parallelen ziehn: Goethe und Humboldt, Goethe und Darwin, Humboldt und Darwin, Darwin und Haedel. Das Buch ist Leuten zu empfehlen, die Belehrung in der Form angenehmer Unterhaltung lieben. Nur sollen sie das hier Dargebotne nicht ohne eigne Kritik oder den Beistand eines kritischen Veraters hinnehmen. Zwar gegen die geistreich und mit Verständnis durchgeführten Parallelen ist nichts einzuwenden, und in dem über Humboldt Gesagten findet sich nichts Bedenkliches. Auch die Frage, wie weit Goethe für die Deszendenztheorie in Anspruch genommen werden dürfe, wird mit anerkannter Vorsicht und Gründlichkeit behandelt, aber den Dioskuren Darwin und Haedel steht der Verfasser mit so unbeschränkter Bewundrung gegenüber, daß er auf Kritik vollständig verzichtet. Gerade das nichtfachmännische Publikum, zu dem er spricht, hat doch Anspruch darauf, zu erfahren, wie die beiden vom Standpunkte der heutigen Biologie und Philosophie aus zu beurteilen sind. Er erwähnt nur, mit Ausdrücken entschiedener Mißbilligung, die Einwendungen, die Birchow 1877 auf der Münchener Naturforscherversammlung gegen die von Haedel geforderte Einführung der darwinischen Hypothese in die Schulen erhoben hatte, aber damit ist weder die darwinische noch die haedelsche Form der Entwicklungslehre kritisiert.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig





Die Grenzboten



Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 13

Ausgegeben am 30. März 1905

Inhalt:

Seite

Innere Kolonisation. Von E. Kall in Köslin .	689
Reichstag und Verfassung. (Schluß)	696
Blücher und Bismarck. Von G. von Bismarck in Dessau. (Schluß)	708
Ein Sommerritt auf den Piz von Teneriffa. Reiseerinnerung von Reinhold Schulz. (Schluß)	718
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	730
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichs Spiegel — Die Zulassung der sächsischen Realgymnasial- abiturienten zum juristischen Studium — Der Yankees doodle	740

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Königl. Sächs. Landes-Lotterie.
Hauptziehung 5. u. 26. April — 26. April. Hauptgewinn ev. 500000 Mk.

Lose $\frac{1}{10}$ 20 Mk., $\frac{1}{5}$ 30 Mk., $\frac{1}{2}$ 120 Mk., $\frac{1}{1}$ 250 Mk.

empfehl. u. versendet **GEORGE MEYER, LEIPZIG, Neumarkt 40.** *Gen. Königl. Sächs. Lotteriedirektion*



H. W. Schöttler,
Cigarrenfabrik.



Lager: **Leipzig, Weststr. 31/33.** Lager: **Hamburg, Vorsetzen 49.**



Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikas besteht, erfolgt der Versand
 direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko



La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.

Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.

Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Vergleichen Sie

alle Angebote in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preis,
 dann haben Sie bestimmt bei

Christian Günther,



Leipzig-
Platz-
witz.

Postfach Nr. 14.

Einkaufsstelle
 TMA-Vertriebsgeschäft.

Die **Samen-Schichten** sind **eingeregelt.**

Wenden Sie sich **6 Plz-Karte** an **Christian Günther** in **Hamburg.**

Brennabor
-Motorräder und Transportfahrzeuge
 mit **rascher, richtiger, kluger, schwebender**
 Vorderlenkung, **starker und doppelter** Dämpfer,
versteht, Fühlermechanik und Lenkung sind
 die **vollkommenste**
der Motorrad-Technik.
Bequeme und Transporte sind **unverzichtbar**
 zur **Verführung**
Brennabor-Werke a. Brandenburger a. S. 11.





Innere Kolonisation

Von E. Rall in Köslin



in seiner Etatsrede vom 10. Januar dieses Jahres führte der preussische Finanzminister zur Begründung der in den Staatshaushalt für 1905 eingestellten Forderung von zwei Millionen Mark zur Förderung der innern Kolonisation in den Provinzen Pommern und Ostpreußen folgendes aus:

Die Abwanderung in den Provinzen Ostpreußen und Pommern, diese Blutleere, wenn ich so sagen darf, in diesen beiden Provinzen muß in der Tat für jeden zu den allerernstesten Besorgnissen Anlaß geben. Nimmt diese Abwanderung, diese zunehmende Verarmung an Menschen in jenen Provinzen, die einst den Staat in der schwersten Stunde der Not wieder aus seiner Not befreit haben, zu, so wird die wirtschaftliche und die politische Leistungsfähigkeit dieser Provinzen allmählich erschüttert werden. Nach dem statistischen Jahrbuche für den preussischen Staat haben die Landgemeinden und Gutsbezirke in Ostpreußen von 1885 bis 1900, also in fünfzehn Jahren, eine absolute Abnahme von 63000 Menschen erfahren. Nach dem Bericht des Oberpräsidenten haben 28 Landkreise in der fünfjährigen Periode von 1895 bis 1900 eine Verminderung ihrer Einwohnerzahl erfahren, und zwar um 42000 Menschen. Um die ganze Bedeutung dieser Zahlen zu würdigen, muß man den Überschuß der Geburten über die Todesfälle in Rechnung stellen. Nach einem mir vorliegenden Berichte haben, wenn man diesen Geburtenüberschuß in Rechnung stellt, die Gutsbezirke und Landgemeinden Ostpreußens in zehn Jahren nicht weniger als eine Viertelmillion Menschen verloren durch Ab- und Auswanderung. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Pommern. Die Landgemeinden und Gutsbezirke haben von 1895 bis 1900, also in fünf Jahren, eine absolute Einwohnerabnahme von 13000 Seelen erfahren, und nach einer mir gemachten Berechnung hat der Geburtenüberschuß in den Jahren 1886 bis 1895 166000 Seelen betragen, und dieser gesamte Geburtenüberschuß, der vierzehn Prozent der Bevölkerung darstellt, ist vollkommen verloren gegangen durch Aus- und Abwanderungen aus Pommern. Namentlich ist der Bezirk Köslin sehr stark durch die Auswanderungen betroffen worden, und es kommt in Betracht, daß auch von Westpreußen in immer stärkerem Maße ein Einbruch von polnischer Seite in die hinterpommerschen Gebiete erfolgt.

Meine Herren, diese Dinge sind doch so ernst, daß wir es für erforderlich erachtet haben, staatslicherseits die Hand zu bieten, um diese Blutleere wenigstens einigermaßen zu beseitigen. Ich habe schon im vorigen Jahre davor gewarnt, zu glauben, als ob der Staat irgendein Allheilmittel in dieser Beziehung habe; das

hat er nicht, wohl aber kann er dazu helfen, um diese Bevölkerung fester zu halten, um neue Elemente, Kleinbäuerliche Besetzungen dort zu schaffen. Dieses Festhalten soll eben dadurch erfolgen, indem wir die Landesmeliorationen in Ostpreußen dadurch stützen, daß wir zwei Millionen Mark zur Verfügung gestellt haben. Diese Vermehrung des Kleinbäuerlichen Besitzes soll dadurch erstrebt werden, daß wir zwei Millionen Mark in den Etat einstellen für die innere Kolonisation in Ostpreußen und Pommern. Wir sind allerdings nicht in der Lage, Ihnen ganz detaillierte Pläne vorzulegen, wie sich diese Kolonisationen abspielen sollen; aber, meine Herren, das eine darf ich sagen, daß wir nicht die Absicht haben, den etwas schwerfälligen komplizierten und auch kostspieligen Apparat einer staatlichen Kolonisation hier in Bewegung zu setzen, sondern daß wir uns, wenn möglich, stützen wollen auf private, gemeinnützige Zwecke verfolgende Kolonisationen, wie sie namentlich in der Provinz Pommern in der Ansiedlungsgesellschaft bereits vorhanden sind. Wir wollen die Einrichtungskosten für die betreffenden Ansiedler ermäßigen durch Beihilfen für die Schulen, Kirchen usw., um von vornherein die Ansiedler in eine Position zu bringen, daß sie sich darin wohl fühlen und wirtschaftlich prosperieren können. Meine Herren, ohne daß wir in der Lage sind, Ihnen schon detaillierte Pläne zu geben, und in der Gewißheit, daß wir auf diesem Gebiet erst wieder Erfahrungen sammeln müssen, schlagen wir Ihnen vor, diese zwei Millionen Mark zu bewilligen. Für Westpreußen und Posen geschieht auf Grund des Ansiedlungsgesetzes Außerordentliches auf dem Gebiete der innern Kolonisation; wir wollen die beiden angrenzenden Landesteile Pommern und Ostpreußen auch in den Kreis unsrer Fürsorge ziehen, wenn auch in langsamer Arbeit; denn kein Mensch kann hier den Erfolg von heute zu morgen erwarten. Wir hoffen aber, nach unsern Kräften dazu beizutragen, daß durch die weiteren Maßnahmen die Abnahme der landwirtschaftlichen Bevölkerung in Pommern und Ostpreußen wenigstens einigermaßen gemildert wird.

Für die Förderung der innern Kolonisation in Pommern und in Ostpreußen ist diese von der königlichen Staatsregierung ergriffene Maßregel von der größten Bedeutung und deshalb mit Freuden willkommen zu heißen. Zu einer Zeit, wo für die äußere Kolonisation, d. h. für unsre überseeischen Kolonien, enorme Mittel — dieses Jahr mit den außerordentlichen Kosten, die für die Niedertwerfung des Aufstands in Südwestafrika aufgewandt werden müssen, wohl 150 bis 200 Millionen Mark — flüssig gemacht werden, darf es auch an den nötigen Mitteln zur Förderung der für den Osten der preußischen Monarchie und ganz Deutschlands so überaus bedeutsamen innern Kolonisation nicht fehlen. Ihre große Bedeutung wird leider noch bei weitem nicht genügend gewürdigt. Die innere Kolonisation hat den Zweck, den im Verhältnis zu seiner Größe und Fruchtbarkeit viel zu menschenarmen, und wie sich aus der Rede des Finanzministers ergibt, von Jahr zu Jahr in geradezu erschreckender Weise menschenärmer werdenden Osten der preußischen Monarchie zu kolonisieren, d. h. mit bäuerlichen Ansiedlungen zu versehen.

Die allgemeine Landflucht in den östlichen Provinzen ist nicht nur für diese selbst von äußerst schädlichem Einfluß, indem es an den nötigen Landarbeitern, Handwerkern und Bauern fehlt, Handel und Verkehr zurückgehn, polnische Massen sich in die verlassenen Gegenden ergießen, sondern auch für die mittlern und die westlichen Provinzen, indem hier in den großen Städten, den Bergbau- und den Industriegegenden durch das Zusammenströmen überschüssiger Arbeitskräfte eine Überproduktion an solchen und damit eine Verschlechterung

der sozialen Lage der Arbeitermassen herbeigeführt wird, die ihrerseits wieder mit Schuld ist an den großen das Staatsgebäude erschütternden, den Nationalwohlstand gefährdenden Streiks. Eine weitschauende Staatsregierung, wie die preußische, darf einer solchen ungesunden Verschiebung der Bevölkerungs-, insbesondere der Arbeitermassen vom Osten nach dem Westen auf die Dauer nicht untätig zusehen. Eins der wirksamsten Mittel dagegen ist die innere Kolonisation, der die preußische Staatsregierung mit Recht seit einer Reihe von Jahren immer größere Aufmerksamkeit zuwendet. Es fehlt im Osten bei weitem an den nötigen Arbeiter-, Handwerker- und Bauernstellen. Es ist berechnet worden, daß wenn der ländliche Mittel- und Arbeiterstand im Osten der Monarchie etwa ebenso stark vertreten, und der Osten annähernd so stark bevölkert sein soll wie der Westen, mindestens 160 000 bis 170 000 Bauernstellen durchschnittlich von fünfzehn Hektaren und etwa 140 000 Arbeiterstellen zu gründen wären. (Vgl. Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland von Professor Dr. Sering. Leipzig, Dunder und Humblot, 1893.)

Was bedeuten solchen gewaltigen Zahlen gegenüber die bis jetzt im Osten gegründeten einigen tausend Rentengüter? Sie sind ein „Tropfen auf den heißen Stein“! Die berebete Sprache dieser Zahlen muß alle Bedenken zerstreuen, die man hier und da über ein zu schnelles Voranschreiten der Rentengutsgründungen hört. Nicht zu schnell, nein im Verhältnis zu dem großen Ziele viel zu langsam schreiten die Rentengutsgründungen voran: nicht Tausende, nein Zehntausende von bäuerlichen Rentengütern und Arbeiterstellen — möglichst gleichmäßig in den einzelnen Provinzen und Kreisen verteilt — müßten gegründet werden, wenn jenes große Ziel in absehbarer Zeit erreicht werden soll. Es muß wieder kolonisiert werden, wie unter dem Großen Kurfürsten und unter Friedrich dem Großen, dem größten Kolonisateur Preußens, der (nach Schmoller, Die Preußische Kolonisation des 17. und 18. Jahrhunderts) 300 000 Kolonisten in neunhundert Kolonistendörfern und Tausenden von Abbauten angesiedelt hat. Immer aufs neue ergehen in unzähligen Edikten und Verfügungen seine Mahnungen an die Behörden zu rascherem und energischerem Betriebe der Aufgabe, die ihm, wie er sagt, „ganz besonders am Herzen liegt.“ „Es muß das Menschenmögliche dazu geschehen,“ äußert er wiederholt.

Einem seiner Minister, der ihm berichtete, daß er in Pommeren abermals auf einer großen Fläche meliorierten Bruchlandes 1564 eingewanderte Familien angelegt habe (im Jahre 1774), schreibt er eigenhändig: „Dieses ist vortrefflich gut und danke ihm vor seine Mühe und werde solcher eingedenk sein.“ Und dem neu-märkischen Kammerpräsidenten schreibt der König, unzufrieden mit seinen geringen kolonisatorischen Erfolgen: „Wenn Ihr in meinen Diensten nicht mehreren Betrieb und Eifer erweisen solltet, werde ich Euch ohne alle weitere Nach- und Rücksicht schlechterdings lassieren.“ „Und mit welchen außerordentlichen Schwierigkeiten hatte er zu kämpfen: viele Kriege, wenig Geld, wenig und vielfach erst mühsam zu kultivierendes Land, große Menschenarmut im eignen Lande und im übrigen Deutschland, große Kapitalarmut unter den Bewerber! Und trotz alledem sein riesiger Erfolg!“ (Vergl. das ausgezeichnete Werk von Dr. Stumpfe, Polenfrage und Ansiedlungskommission. Berlin, Dietrich Reimer, 1902.)

Wird, anknüpfend an diese ruhmreichen Traditionen der preußischen Kolonisationsgeschichte, wieder in ähnlicher Weise kolonisiert, so wird in absehbarer Zeit nicht nur der Osten wieder bevölkert, nicht nur Landwirtschaft, Handel und Verkehr dadurch gehoben, sondern vor allem auch der sozialdemokratischen und der polnischen Hochflut dadurch für immer ein mächtiger Wall entgegengestellt werden. Dem Großgrundbesitz würde nach den Berechnungen von Sering trotz dieser Kolonisation im großen Maßstabe noch ein Drittel der gesamten bewirtschafteten Fläche (ohne die großen, selbständig bewirtschafteten Forstkomplexe!), d. h. etwa so viel bleiben, wie gegenwärtig die großen Güter in der Provinz Sachsen einnehmen. Die historisch gerechtfertigte große Bedeutung des östlichen Großgrundbesitzes für die gesamte preußische Monarchie würde also nicht in Frage gestellt werden. Die politische Größe der Nation geschaffen zu haben, ist vor allem das Verdienst des deutschen Ostens. „Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht,“ sang der Dichter vor neunzig Jahren. Der Osten stellte hauptsächlich das Menschenmaterial zur militärischen Begründung der politischen Größe der Nation; er lieferte und liefert der Industrie des Westens die Arbeitskräfte zur Begründung der glänzenden wirtschaftlichen Machtstellung Deutschlands; dem Osten selbst aber wird durch die großartige Entwicklung der deutschen Industrie und der Großstädte „sein Lebensblut, der Nachwuchs an Arbeitskräften, aus den Atern gesogen.“ (Max Weber, Die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland. Leipzig, 1892, S. 803.) Diesen blutleeren Atern muß neues frisches Blut zugeführt werden durch Kolonisation.

Die Kolonisation, d. h. die Schaffung der nötigen Arbeiter-, Handwerker- und vor allem Bauernstellen, geschieht am besten in der Weise, daß diese Stellen nicht vereinzelt, sondern daß leistungsfähige größere Landgemeinden, die alle drei Arten von Stellen enthalten, gegründet werden. Um eine Gemeinde leistungsfähig zu machen, ist es aber unbedingt nötig, daß die politische, die Kirchen- und die Schulgemeinde von vornherein reichlich dotiert, d. h. mit dem nötigen Land und Geld bedacht werden. Die meisten politischen Gemeinden des Ostens leiden daran, daß sie kein oder kein genügendes Gemeindevermögen besitzen.

Es ist bekannt, daß da, wo durch Privatpersonen ohne staatliche Aufficht und Vermittlung die Aufteilung von Gütern erfolgt, Gemeinde, Kirche und Schule meist völlig ungenügend, oft gar nicht dotiert werden, und daß meist nichts zum Wohle der neuen Kolonie geschieht. Eine solche Gemeinde gleicht einem von Geburt an verkrüppelten und nicht lebensfähigen Kinde. So wenig wie dieses zu einem kraftvollen, gesunden Menschen, kann sie sich zu einem lebensfähigen Gemeinwesen entwickeln. Eine solche Gemeinde bleibt immer ein Schmerzenskind für sich und andre, besonders den Staat, gegen den sich natürlich die im Laufe der Zeit immer mehr wachsende Unzufriedenheit Luft macht. Leider gibt es schon eine ganze Anzahl solcher Kolonien. Besser keine Kolonien als solche! Hoffentlich gelingt es mit Hilfe des neuen Ansiedlungsgesetzes vom 10. August 1904 und der dazu erlassenen ministeriellen Ausführungsanweisung vom 28. Dezember 1904, der — gerade in der letzten Zeit sich wieder besonders bemerkbar machenden — unheilvollen Tätigkeit der Parzellanten, oder wie sie im Volksmunde heißen, Güterschlächter, einen Niegel vorzuschieben. Denn es

liegt auf der Hand, daß diese Parzellanten nicht das Wohl der Kolonie, das ihnen meist völlig gleichgiltig ist, sondern das ihres Geldbeutelns im Auge haben. Die Förderung des Wohls der Kolonie verlangt große Ausgaben und verträgt sich deshalb nicht mit dem Wohle des Geldbeutelns.

Von diesem Standpunkt aus ist der Erlaß der beiden preußischen Rentengesetze vom 27. Juni 1890 und vom 7. Juni 1891 ein nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst der preußischen Staatsregierung. Das erste Gesetz hat das Rechtsinstitut des Rentenguts als allgemeine Erwerbssart von Grundeigentum eingeführt, während das letzte Gesetz die Gründung neuer ländlicher Ansiedlungen mittlern und kleinen Umfangs durch Vermittlung des Staats, insbesondere durch Eröffnung des Staatskredits, fördern will. Die Vermittlungsbehörden sind die Auseinanderetzungsbehörden, die königlichen Generalkommissionen. Ihre Tätigkeit ist, was vielfach verkannt wird, nur eine vermittelnde. Sie unterscheidet sich von der der königlichen Ansiedlungskommission für die Provinzen Westpreußen und Posen in Posen wesentlich dadurch, daß diese:

1. eine außerordentlich wichtige politische Bedeutung in der Aufgabe hat, durch das Kolonisieren vor allem der polnischen Gefahr entgegenzuwirken und zu germanisieren;

2. mit den nötigen Mitteln ausgerüstet, selbst für den Fiskus als Käufer der Güter und als Verkäufer der Ansiedlungen auftritt, während die Generalkommission nur als staatliche Vermittlerin bei der Aufteilung und der Besiedlung von Gütern durch Private eintritt, und zwar nach dem Gesetze von 1891 in dreifacher Weise, indem sie auf Anrufen:

a) entweder von vornherein bei der Begründung des Rentenguts mitwirkt (dem in der Praxis fast ausschließlichen Falle),

b) indem sie, nachdem Rentengüter — d. h. Güter, bei denen die Zahlung des Kaufpreises als Rente erfolgt — gegründet sind, auf Antrag der Beteiligten diese Privatrente ablöst, d. h. dafür sorgt, daß der Rentenberechtigte durch Gewährung von Rentenbriefen durch die königliche Rentenbank für seine Forderung an den Verpflichteten abgefunden wird, während der Verpflichtete, statt wie bisher an den Berechtigten, nunmehr an die Rentenbank Rente zahlt, und zwar vier Prozent, wovon dreieinhalb Prozent Zinsen und einhalb Prozent abgehen, so daß die Rentenschuld in sechzig und einem halben Jahre vollständig getilgt wird; oder endlich

c) indem sie den Rentengutsbesitzern ein Baudarlehn zur „erstmaligen Einrichtung eines Rentenguts“ verschafft, d. h. ein solches durch die staatlichen Rentenbanken erwirkt.

Dieser Staatskredit (zu b und c) und die Vermittlung des Staats bei der Begründung der Rentengüter „kann“ nach dem Gesetze nur, er „muß“ nicht etwa eintreten. Die Anrufung der Generalkommissionen zur Begründung des Rentenguts „kann,“ sie muß nicht erfolgen, ihre Anrufung dagegen zur Ablösung der Rente und zur Erwirkung eines Baudarlehns „muß,“ sie kann nicht nur erfolgen.

Die königlichen Generalkommissionen, insbesondere die zu Frankfurt a. D., richten nun bei den unter ihrer Vermittlung erfolgenden Rentengutsgründungen ihr Hauptaugenmerk auf ein dreifaches Ziel:

1. zunächst darauf, die Ansiedler gut, d. h. nicht zu teuer, sondern so anzusetzen, daß sie nicht nur die Rente bequem bezahlen können, sondern noch ihr gutes Auskommen haben. Was die Ansiedler für ein Grundstück mit oder ohne Gebäude zahlen, und was sie an Rente aufbringen können, wird durch eine sehr sorgfältige Taxe der einzelnen Rentengüter durch den Spezialkommissar unter Zuziehung von zwei vereidigten erfahrenen landwirtschaftlichen Sachverständigen und nötigenfalls eines Baufachverständigen genau festgestellt. Die Taxe wird von der königlichen Generalkommission nochmals genau geprüft. Während es also bei den Parzellierungen durch Privatparzellanten an jeder Kontrolle darüber fehlt, ob die geforderten Preise auch angemessen sind, darf sich der Kolonist, der unter Vermittlung der Generalkommission angesetzt wird, der beruhigenden Gewißheit hingeben, daß er angemessen kauft, und wenn er sparsam, fleißig, tüchtig und nüchtern ist, zweifellos sein gutes Fortkommen findet;

2. darauf, daß die politische Gemeinde, Kirche und Schule gut dotiert werden und dadurch ein lebensfähiges Gemeinwesen entsteht; ferner daß Wege, Gräben und Drainagen angelegt oder instand gesetzt, Obstbäume gepflanzt, die Wiesen und Moore melioriert, Oblandsflächen aufgeforstet werden usw.; endlich

3. darauf, daß die einmal gegründete Kolonie auch eine lebensfähige Gemeinde bleibt, d. h. sich auch weiterhin gedeihlich entwickelt. Zu diesem Zwecke werden mit Staatsbeihilfen alle möglichen gemeinnützigen Einrichtungen ins Leben gerufen und gefördert. Es werden Bullen- und Eberhaltereien, Spar- und Darlehnskassen, Viehversicherungsgesellschaften und Volkereigenenschaften, Ent- und Bewässerungsgenossenschaften usw. gegründet, Volksbibliotheken, Musterobstgärten, Musterdüngestätten eingerichtet, die Fisch-, Geflügel- und Bienenzucht gefördert, fortgesetzt Versuche mit künstlichem Dünger und besserem Saatgut angestellt usw. Kurz, die neuen Kolonien, die durch einen Ministerialerlaß unter die dauernde Aufsicht der General- und Spezialkommissionen gestellt sind, erfreuen sich unausgesetzter großer staatlicher Pflege und Fürsorge. Alle diese staatliche Fürsorge, worauf neugegründete Ansiedlungen unbedingt angewiesen sind, fällt bei den Privatan siedlungen natürlich weg.

Die unbedingt nötige reichliche Dotation der Gemeinden, der Kirchen und der Schulen verursacht natürlich große Kosten. Hierzu gewährte zwar bisher schon der Staat namhafte Beihilfen. Diese verteilten sich jedoch bei der wachsenden Zahl der neuen Kolonien auf immer mehr Köpfe und wurden deshalb immer kleiner. Den Hauptanteil an diesen Kosten mußten die Kolonisten selbst aufbringen. Dem Namen nach geben zwar fast immer die Rentengutsausgeber diese Dotationen für Gemeinde, Kirche und Schule her, aber es liegt auf der Hand, daß sie die Kosten auf die Kaufpreise schlagen mußten, sodaß die Kosten tatsächlich doch fast immer von den Ansiedlern aufgebracht werden. Hierin liegt aber eine große Härte. Warum soll die erste Generation der Ansiedler eine für alle Zukunft, also auch die folgenden Generationen bestimmte Dotation allein aufbringen? Pflicht des Staates, der das größte Interesse an der Schaffung leistungsfähiger, also reich dotierter Landgemeinden hat, an denen im Osten so großer Mangel herrscht, war es, hier helfend einzugreifen. Die aufgewandten Kosten machen sich im Laufe der Zeit für ihn bezahlt.

Dieser Pflicht wird nun durch die Einsetzung der zwei Millionen zur Förderung der innern Kolonisation von Ostpreußen und von Pommern (für Westpreußen und für Posen ist durch Gründung der Ansiedlungskommission in Posen hinlänglich gesorgt) in den Etat für 1905 Genüge geleistet, und zwar, wie dankbar anerkannt werden muß, in reichlichem Maße. Nach der obigen Rede des Finanzministers sollen die „Einrichtungskosten für die Ansiedler ermäßigt werden durch Beihilfen für die Schulen, Kirchen usw., um die Ansiedler von vornherein in eine Position zu bringen, daß sie sich darin wohl fühlen und wirtschaftlich prosperieren können.“

Die — bald wahrnehmbare — segensreiche Folge dieser überaus wohl-tuenden Maßregel wird, abgesehen von der reichlicheren Dotierung von Gemeinden, Kirchen und Schulen, die sein, daß die Kaufpreise für Rentengüter, die unter Vermittlung der königlichen Generalkommission für Ostpreußen in Königsberg und für Pommern in Frankfurt a. O. geschaffen werden, sinken, da die Preise nicht mehr, wie bisher, mit den durch die Dotation der Gemeinden, Kirchen, Schulen usw. verursachten Zuschlägen belastet zu werden brauchen.

Daß die nicht unter Vermittlung der königlichen Generalkommissionen — also nur durch Privatparzellanten — erfolgenden Ansiedlungen aus dem Zweimillionensfonds nicht bedacht werden, bedarf keiner Ausführung. Es mag dies für die betreffenden Ansiedler als eine Härte erscheinen, läßt sich aber, wenn nicht einer der Zwecke der Maßregel: die Privatparzellierungen zu unterdrücken, vereitelt werden soll, nicht vermeiden. Auch haben sich die Ansiedler die Schuld nur selbst zuzuschreiben.

So ist diese Maßregel der Staatsregierung ein bedeutamer weiterer Schritt auf dem Wege der Kolonisierung und damit der Hebung des Ostens der Monarchie, dem hoffentlich noch weitere folgen werden. Deutschland, das jährlich einen Geburtenüberschuß von etwa 900 000 Menschen hat, darf seinen Bevölkerungsüberschuß nicht nur in die großen Städte und Industriemittelpunkte, also hauptsächlich nach dem — vielfach schon überbevölkerten — Westen ziehn, oder gar, was noch schlimmer, ins Ausland abwandern lassen, wo sich die Deutschen erfahrungsgemäß im Verlaufe weniger Generationen den fremden Nationen assimilieren und dadurch Deutschland nicht nur unwiderbringlich verloren gehn, sondern ihm auf dem Weltmarkte gefährliche Konkurrenz machen helfen (Amerika!). Nein, Deutschland muß seine überschüssige Bevölkerungsmasse, besonders die wertvolle Landbevölkerung, wie vor sieben Jahrhunderten bei der Regermanisierung des Ostens — einer der größten Kulturthaten des deutschen Volks —, so auch jetzt wieder in den menschenarmen, besiedlungsfähigen, von Polen aufs höchste bedrohten Osten lenken. Es muß in Deutschland wieder in ähnlicher Weise erklingen, als wie die Flamen, vor Jahrhunderten in Scharen ostwärts wandernd, sangen:

Naer Oostland willen wy ryden,
naer Oostland willen wy meê (mit),
al over die groene heiden,
frisch over die heiden,
daer isser en betore stoê (Stätte).*)

*) Aus Meigen, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates. Berlin, P. Parey, 1901.

Im Osten harret dem Deutschtum noch eine große — vielleicht seine größte — Aufgabe. Was nützt Deutschland die Sicherung seiner Grenze im Westen, was nützen ihm seine Kolonien, was seine aufstrebende Seemacht, wenn es im Osten immer mehr zurückgedrängt wird und dort das an Besitz und Macht verliert, was es an andern Stellen vielleicht gewinnt? Deutschlands östliche Grenze gleicht einer Küste, deren Ufer slawische, besonders polnische und tschechische Hochfluten unausgesetzt tosend umbranden, jahraus jahrein ganze Stücke davon abbröckeln und in das slawische Völkermeer hinabziehen. Wie außerordentlich gefährdet hierdurch unsere Ostgrenze ist, wird im allgemeinen in Deutschland noch viel zu wenig gewürdigt. Als bester Schutz gegen diese slawische Hochflut hat sich von jeher ein großer, breiter, fester Damm deutscher Bauernkolonien mit deutschen Städten erwiesen. Solche Kolonien müssen mit aller Energie und so schnell wie möglich geschaffen werden, nicht nur in Westpreußen und in Posen, auch in andern bedrohten Gegenden, besonders in Ostpreußen, in Hinterpommern und in Oberschlesien. Zu diesem Zwecke muß das Interesse der weitesten Kreise Deutschlands für die innere Kolonisation geweckt und unausgesetzt gefördert werden.

„Ich halte die Ostmarkenfrage, sagte Graf Bülow in seiner großen Polenrede vom 13. Januar 1902, nicht nur für eine der wichtigsten Fragen unsrer Politik, sondern geradezu für diejenige Frage, von deren Entwicklung die nächste Zukunft unsers Vaterlandes abhängt. Die Ostmark ist mit preußischem Blute getränkt; da sind wir, da bleiben wir, ob es andern Leuten unangenehm ist oder nicht.“ Und in seiner Rede auf dem diesjährigen Festmahl des Deutschen Landwirtschaftsrats am 9. Februar in Berlin sagte Graf Bülow u. a.: „Auf vielen andern Gebieten wartet unser noch reichliche Arbeit für die Landwirtschaft. . . Ich will nur erinnern an die überaus wichtige innere Kolonisation, für die ich mich besonders interessiere, und die ich planmäßig in Angriff genommen und durchgeführt zu sehen wünsche.“

Erst wenn dieses Interesse an der innern Kolonisation die weitesten Kreise Preußens und Deutschlands ergriffen hat und sich in einer Kolonisation des Ostens betätigt, die der großen, bewundernswerten Kolonisationspolitik und Kolonisationstätigkeit Friedrichs des Großen nacheifert, kann Deutschland auch in bezug auf seine Ostgrenze beruhigt sein.



Reichstag und Verfassung

(Schluß)



Bisher ist tatsächlich immer auf Grund der Versprechungen gewählt worden, die die Wahlbewerber, sei es von ihrem Parteistandpunkt aus, sei es darüber hinaus, besonders sozialen und wirtschaftlichen Gruppen, deren Unterstützung sie suchten, oft sehr reichlich zu machen pflegen. Mit solchen Versprechungen hat es aber eine eigne Bewandnis. Bismarck hat sich in seiner letzten parlamentarischen Rede im Reichstag am 18. Mai 1889 auch über diesen Punkt

ausgesprochen: „Sympathien im Wahlkreise kann jeder für sich anführen; das wird jeder, der wirklich von der Majorität gewählt worden ist — ich bin auch Abgeordneter gewesen —, mit Leichtigkeit erzeugen können, wenn er hintommt und dort eine Rede hält. Außerdem sind die Abgeordneten hier, um nach ihrer Erwägung dessen, was für das Gemeinwohl des gesamten Reichs nützlich ist, zu stimmen, aber nicht nach den Stimmungen in ihrem Wahlkreise.“ Damit wollte der Altreichskanzler hauptsächlich an den Artikel 29 der Reichsverfassung erinnern: „Die Mitglieder des Reichstags sind Vertreter des gesamten Volks und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden.“ Damit wird allerdings kein Rechtsatz ausgesprochen, wohl aber eine Art Verpflichtung, sich nicht nach Kirchturns- und Klasseninteressen zu richten, sondern bloß das Ganze im Auge zu haben; eine gefezliche Folge tritt für den Dwidderhandelnden nicht ein, aber es liegt ohne weiteres auf der Hand, daß ein mit Versprechungen bepackter Abgeordneter nicht mit dem Maße von Willensfreiheit im Hause sitzen kann, das der Wortlaut der Verfassung von ihm eigentlich fordert. Eine noch größere Beschränkung dieser Freiheit des Abgeordneten liegt in dem Programm der Partei, der er sich angeschlossen hat. Solange die Parteien noch die jugendliche Biegsamkeit und Duldsamkeit hatten, wie es im Norddeutschen Reichstage der Fall war, mochte das hingehn; seitdem aber die Mehrzahl der Parteien ihre Programme zum starren Dogma umgebildet haben, bleibt dem einzelnen Abgeordneten nichts übrig, als in jedem Falle mit der Partei, also eigentlich nicht nach seiner Einsicht, sondern nach der seiner Parteigebieter, über das Wohl „des gesamten Volks“ zu reden und abzustimmen, sonst „fliegt“ er und wird in den meisten Fällen Not haben, ohne die Wahlunterstützung seiner bisherigen Partei den Wahlkreis weiter zu behaupten. Mit den Versprechungen an einzelne Wählergruppen darf es der Abgeordnete leicht nehmen, wie er will; wenn er sich einfach nicht daran kehrt, kann ihm rechtlich nichts geschehen, um aber der Gefahr zu entgehn, diese Wähler zu verlieren, hält er bei einer passenden Gelegenheit im Hause eine Rede über die betreffende Sache.

Hier liegt eine der verderblichen Quellen der unfruchtbaren Redeflut, in der das gesunde parlamentarische Leben des Reichstags ertränkt wird. Diese Pflichtreden, die nur den Zweck haben, in die Blätter zu kommen und namentlich im Wahlkreise des Abgeordneten ausführlich abgedruckt zu werden, interessieren in der Regel keinen Menschen im Hause, dem sie die Zeit wegnehmen, die zur Erledigung der laufenden Geschäfte nötig ist und danach für die Berücksichtigung solcher Wünsche erst recht niemals ausreicht. Wollten die Wähler, eingedenk des Artikels 29, ihr Augenmerk auf Männer richten, die ja auch die Lage des Wahlkreises recht gut kennen und beurteilen mögen, aber doch wirklich als „Vertreter des ganzen Volks“ anzusehen wären, so würden dadurch wieder Persönlichkeiten von bedeutendem Ruf, die sich heute mit gutem Grunde fern halten, im Reichstag erscheinen. Es soll hier niemand zu nahe getreten werden, aber der Vergleich zwischen den Mitgliedern aus der ersten Zeit des deutschen Parlaments mit jetzt fällt wahrlich nicht zugunsten der Gegenwart aus. Die Anwesenheit einer größeren Anzahl solcher Männer würde das heutige,

rein formell gewordne Treiben der Berufsparlamentarier beleben und vor allem dazu beitragen, daß sachlich und dadurch auch kürzer verhandelt wird. Dann erst könnte sich auch Zeit finden für die Erlebigung manches Wunsches, der jetzt auf Verlangen aus dem einen oder dem andern Wahlkreise vielleicht in jeder Session mit einer Rede abgemacht wird, im übrigen aber unter den Tisch fällt. Die braven Litauer im Wahlkreise Memel-Heydekrug, die vom ersten konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes an jedesmal den Feldmarschall Moltke wählten, solange er lebte, obwohl er sich niemals bei ihnen persönlich darum beworben hat, hatten in ihrer einfachen Natürlichkeit den wahren Sinn der Reichsverfassung richtiger erfaßt als die Mehrzahl der deutschen Wähler, unter denen viele von ihrer politischen Reife überzeugt sind, während sie gar nicht merken, daß sie nicht schieben, sondern geschoben werden. Moltkes sind ja nicht für jeden Wahlkreis zu haben, aber für jeden Wähler, der verstehen will, hat gerade dieses Beispiel seinen Wert. Hier soll übrigens gleich eingefügt werden, daß es ungerecht wäre, das gegen früher hervortretende schreiende Mißverhältnis zwischen den übermäßig langen Tagungen und dem kärglichen positiven Ergebnis dem Reichstag ausschließlich zur Last zu legen. Die viel kürzere Dauer der Sessionen der ersten Zeit erklärt sich zum Teil auch daraus, daß sich der Geschäftskreis der Verwaltung und der Gesetzgebung des Reichs inzwischen bedeutend erweitert hat, namentlich infolge der Sozialreform. Eine der wichtigsten Aufgaben des Reichstags besteht selbstverständlich in der Kontrolle der Verwaltung, und daraus wird es begreiflich, daß beispielsweise die Etatsberatung nicht mehr in so wenig Sitzungen abgemacht werden kann wie in früheren Zeiten. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß in der Gegenwart ungeheuer viel Zeit nutzlos vergeudet wird, und um so verfehlter ist das Verhalten der Wähler, wenn sie ihren Abgeordneten zu unnützen Reden veranlassen, die keine Folge haben können.

Gegenwärtig liegen die Verhältnisse doch schon so, daß durch die geradezu sträfliche aber nicht strafbare Gleichgiltigkeit der Mehrheit verschuldet wird, daß sich in der gesetzgebenden Versammlung des hochgebildeten und innerlich tief monarchisch angelegten deutschen Volks eine Partei vordrängen kann, die sich selbst als eine republikanische rühmt und alle Grundlagen des Staats und der bürgerlichen Ordnung umwandeln will. Diese Partei bekundet ihren Republikanismus im Reichstage, indem sie sich entfernt, wenn ein Hoch auf den Kaiser ausgebracht wird. Die Verfassung enthält keine Bestimmung, die aus diesem Protest gegen die Grundform des Reichs eine Wirkung für den sich solcher-gestalt Ausschließenden zur Folge hätte, das „hohe Haus“ läßt ihn bei jeder Gelegenheit in Szene setzen, ohne von seiner Seite diese Verhöhnung der Verfassung irgendwie zurückzuweisen. Der Kaiser, jeder Beamte hat die Verfassung beschworen, der Reichstagsabgeordnete nicht; wenn er nicht will, braucht er sie nicht zu beachten, wie das Verfahren der Sozialdemokraten zeigt, die doch nur auf Grund dieser Verfassung, die sie freilich nicht beschworen haben, im Hause sitzen. Hier liegt eine tatsächliche Nichtachtung der Verfassung vor, die seit Jahren geübt, anfangs nicht beachtet und nur belächelt wurde, heute aber dem hohen Hause eine Lehre ist, daß es in grundlegenden Dingen von jeher als

weise galt, den Anfängen zu wehren. Das hat man in diesem Falle veräumt, und heute ist gegen das Übel nichts mehr zu machen. Daß es dem Hause zugestanden hätte, den Artikel 11 der Verfassung gegen eine solche Verunglimpfung zu wahren, liegt an und für sich auf der Hand, geht aber auch aus der Analogie mit der Behandlung der polnischen Abgeordneten hervor, die jedesmal mit ihren Demonstrationen gegen die Reichsverfassung zurückgewiesen worden sind. Wäre der Reichstag gegen die republikanischen Demonstrationen der Sozialdemokraten ebenso aufgetreten, so säßen sicher weniger Abgeordnete dieser Partei im Reichstage, denn im deutschen Volke wäre es nicht ohne Eindruck geblieben, wenn der Reichstag die Praxis eingeführt hätte, ihr Verhalten als verfassungswidrig zu bezeichnen. Nur der Abgeordnete Freiherr von Stumm hat mehrfach den sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag einen Spiegel ihres Verhaltens vorgehalten, das Haus als solches hat nie Stellung dazu genommen. Ob es klug war, gegen den klaren Sinn der Verfassung auf diese Weise verstossen zu lassen, wird erst die Zukunft lehren. Es hat nicht den Anschein, als würde die sozialdemokratische Partei noch bedeutend zunehmen, aber es könnte doch sein, und jedenfalls kann schon der heutige Zustand Zwischenfälle hervorrufen, wo sich der Bundesrat genötigt sähe, zum Schutze des Artikels 11 Stellung zu nehmen. Bisher ist noch jeder solche Konflikt vermieden worden, ausgeschlossen ist er aber nicht. Vorläufig liegen nun die Verhältnisse tatsächlich so, daß der Reichstag an zahlreichen Sitzungstagen weiter nichts als eine günstige Gelegenheit für die Sozialdemokraten ist, von dieser gesetzlich bevorzugten und geschützten Stelle aus Agitationsreden zum Fenster hinaus zu halten, die dann von den sozialdemokratischen Zeitungen eifrig verbreitet werden, und da dies häufig und in großem Umfange geschieht, urteilslosen Leuten draußen als Meinung des Reichstags erscheinen mögen. Bei der in allerhand Parteien zerklüfteten Masse des Bürgertums braucht man sich dann freilich nicht zu wundern, wenn bisher die Sozialdemokraten bei jeder Wahl zugenommen haben, da ihnen die Agitation so gratis geliefert wird. Bisher sind sie auch mit den Zuständen im Reichstag, unter den Parteien und in der Wählerschaft, die ihnen Wahlerfolg auf Wahlerfolg bringen, sehr zufrieden, sie denken nicht daran, einen Konflikt heraufzubeschwören, wenn auch zuweilen in ihren Agitationsreden der „große Kladderadatsch“ mit Rücksicht auf die Stimmung gewisser Wählerschichten wieder in Aussicht gestellt wird.

Was war der Reichstag ehemals in der Vorstellung der Nation wie in der Absicht seines Schöpfers, des Fürsten Bismarck, der sich öfter darüber ausgesprochen hat, und was ist er heute? Der Satz des weisen Chilon von Sparta: „Der Staat befindet sich am besten, wo die Gesetze am meisten und die Redner am wenigsten Gehör finden,“ scheint in sein Gegenteil verkehrt worden oder wenigstens in Vergessenheit geraten zu sein. Die Berufsparlamentarier, die in der Förderung des rein parlamentarischen Treibens ihr eigentliches Element sehen und darin, zum Teil auch davon leben, herrschen vor, und je mehr sie zugenommen haben, um so mehr ist die subjektive Schaffensfreude wie die sachliche Leistungsfähigkeit des Reichstags besonders seit den siebziger Jahren zurückgegangen. Wenn die geistige Höhe der endlos breiten Verhandlungen

stark gesunken ist, so läßt sich dies nur zum Teil dadurch erklären, daß die hohe geistige Spannkraft des deutschen Volks während der Werbezeit des Reichs natürlich nachgelassen hat, wovon auch seine Vertretung nicht ausgeschlossen bleiben konnte. Trotzdem brauchte der Reichstag nicht zu dem heutigen Zerrbild zu werden, bei dem namentlich die verfassungsmäßige Öffentlichkeit ihrer segensvollen Wirksamkeit entkleidet worden ist. In geheimen Fraktionsbeschlüssen wird vorher alles abgemacht, und in der Regel ist die Wirkung der öffentlichen Rede danach nur noch bloßer Schein, denn die Reden werden nicht etwa, wie der fernstehende Bürger und Wähler das anzunehmen pflegt, zur Überzeugung oder Versöhnung gehalten, sondern bloß noch zu dem Zwecke, daß sie in die Berichte kommen. Das hat sich immer mehr ausgebildet, je mehr sich die Fraktionen auf ihren Standpunkt verhärtet haben. Fürst Bismarck hat sich vielfach über dieses den Parlamentarismus beeinträchtigende Übel ausgesprochen, er machte schon im Norddeutschen Reichstag am 21. Mai 1869 warnend darauf aufmerksam und kämpfte besonders in den achtziger Jahren dagegen an, wohl am schärfsten in der Reichstagsitzung am 9. Mai 1884, in der er sagte: „Sobald es der Parteipolitik, der Fraktionspolitik nicht paßt, so können die Interessen zugrunde gehn, und es kann darüber ausgepfändet werden oder Hungers sterben, wer will — das ist der Fraktion als solcher vollständig gleichgiltig; sie fragt nur: Was nützt es meiner Fraktion? Vivat fractio, pereat mundus!“ Und am 26. Juni desselben Jahres sagte er: „Es hat das ja auch seine zwei Seiten, wie alle Sachen; aber ich finde die eine Seite bei uns, die Seite der Fraktionspolitik, in steigender Progression so accentuiert, daß die Gesamtheit schließlich nicht mehr zu ihrem Recht kommt, und die Existenz der Fraktionen an und für sich ein an dem Wohl des Vaterlandes freßendes Übel ist.“ Über die eigentliche Erstötung des parlamentarischen Lebens durch die Fraktionspolitik äußerte er sich am 1. Dezember 1884 folgendermaßen: „Ich kann hier überhaupt nicht die Absicht haben, jemand zu meiner Meinung und der der Regierung zu überreden, ich würde es nicht wagen, in dieser Beziehung den Fraktionsbeschlüssen vorgreifen zu wollen, die uns nachher mit Macht, ich möchte sagen felsenartig, entgegentreten in Form der kurzen Mitteilung: »Die Fraktion hat beschlossen« — damit ist die Sache abgetan. Wir sind dann ja hier vollständig überflüssig; was können wir gegen den Fels der Fraktionsbeschlüsse anders, als wie kraftlose Wellen abprallen? Das ist kaum würdig. Wozu die Diskussion? Zählen wir ab und ohne Diskussion; wozu sollen wir dem Lande noch unsre Zeit vergeuden?“ Und noch in seiner letzten Rede im Reichstage, am 18. Mai 1889, kam er auf das Fraktionswesen zurück und sagte: „Die Herren wissen ja alle schon heute, wofür sie stimmen wollen, und alles, was hier an Beredsamkeit ausgetauscht wird, selbst das, was an anscheinender Bitterkeit und Feindschaft ausgetauscht wird, ist doch für andre Gegenden berechnet und nicht für den Einfluß auf irgend jemanden, der hier in diesem Hause stimmberechtigt ist.“ Man kann das hohle Schauspiel, zu dem heute die sogenannten Debatten im Reichstage geworden sind, in höflichen Worten gar nicht bezeichnender charakterisieren. Und es ist in dem halben Menschenalter, seitdem diese Worte gesprochen worden sind, nicht besser geworden.

Es ist auffällig, wie kurz die Reden in der Frankfurter Nationalversammlung waren im Vergleich zu denen des spätern deutschen Reichstags. Und doch hatte das Frankfurter Parlament politischen Geist und Edelsinn, sowie den Ruhm deutscher Beredsamkeit zum erstenmal durch die Welt getragen, wenn es dieser glänzenden, aber politisch ungeschulten Versammlung auch nicht gelingen konnte, dem verwirrten und politisch lange mißhandelten deutschen Volke ein wirkliches Vaterland zu schaffen. In unsern Tagen, wo diese Frage längst gelöst ist, sollte man meinen, daß über vieles eigentlich doch gar nichts mehr gesagt zu werden brauchte. Wer dagegen unser öffentliches Leben verfolgt, wird finden, daß die Reden mit jedem neuen Jahre des Parlamentarismus an Zahl und Länge, leider aber nicht an Inhalt und Gebiegenheit zugenommen haben, und daß gar nicht abzusehen ist, zu welchem gedeihlichen Ende diese bedenkliche Erscheinung führen kann. Der biedere Wähler, der vielleicht meint, die mit so vieler Mühe in der wüsten Wahlagitation durchgekämpften „Auserwählten des deutschen Volkes“ würden nun, mindestens so, etwa wie daheim die Stadtverordnetenversammlung, in möglichster Vollzähligkeit über das gemeine Wohl sinnen und beraten, einander mit Gründen und Gegengründen zu gewinnen und zu überzeugen suchen, dürfte sich sehr enttäuscht fühlen, wenn er das „hohe Haus“ in seiner Tätigkeit zu Gesicht bekäme. Endlose Monologe, denen niemand zuhört, werden da gehalten, von einer lebendigen parlamentarischen Verhandlung kann man gar nicht sprechen. Die langen Reden haben seit Jahren bewirkt, daß das Interesse an den Verhandlungen erstorben ist. Oft wenden kaum fünfzig Zuhörer, die Vertreter der Regierung und die Zuschauer auf den Tribünen mitgerechnet, solchen Ausführungen ihre Aufmerksamkeit zu, doch diese werden dem stenographischen Bericht einverleibt, und die Zeitungen müssen tun, was der Redner hätte tun sollen, nämlich kürzen und streichen. Feldmarschall Graf Moltke hat einmal vor Jahren seine Entrüstung über einstündige parlamentarische Reden ausgesprochen und sie als unbescheiden und rücksichtslos gegen die andern Abgeordneten bezeichnet. Wenn er heute noch lebte, würde er aus der Entrüstung gar nicht mehr herauskommen. In frühern Zeiten wurde schon über den „Sprechanismus“ des Abgeordneten Laster gewißelt, weil er häufig, gern und auch lange redete, aber was waren seine dazu doch immer geistreichen Leistungen gegenüber den heutigen Dauerreden der Berufsparlamentarier! Diese Überberedsamkeit tötet das Ansehen der Parlamente, sie reden sich selber tot. Das Bild, das der Reichstag an gewöhnlichen Tagen dem Publikum bietet, wirkt geradezu niedererschlagend; sogar bei den wichtigsten Beratungsgegenständen bleibt der Redner meist gänzlich unbeachtet, einige Mitglieder seiner Partei sorgen wenigstens für das Bravo, das dann in allen ausführlichern Berichten richtig vermerkt wird, von den wenigen Mitgliedern andrer Parteien paßt vielleicht der eine oder andre, wenn dem Redner so etwas zuzutrauen ist, auf, ob nicht ein Angriff gegen die eigne Partei fällt, gegen den er natürlich laut protestiert — auch dieser „Widerspruch“ wird im stenographischen Berichte vermerkt —, die übrigen beschäftigen sich mit allerhand Dingen, wie man aber beobachten kann, nur in den seltensten Fällen mit dem Gegenstande, der auf der Tagesordnung steht.

Wer diese Vorgänge öfter zu beobachten in der Lage war, der begreift vollkommen, warum es im Reichstag so langweilig ist, daß auch die, wie man voraussetzt, dazu verpflichteten Abgeordneten nicht mehr hineingehn mögen, daß man einen wahrhaftigen *circulus vitiosus* vor sich hat, der aus sich selbst heraus noch immer schlimmer wird. Männer des praktischen Lebens, die doch im Reichstage viel notwendiger wären als die Berufsparlamentarier, haben bei der heutigen Zeitvergeudung und Rederei über nichtige Dinge, wenn sie gewählt worden sind, wenig Lust, ihre Zeit dem Berufe zu entziehen, wo sie nützlicher angewandt werden kann, und wenn sie es noch nicht sind, sich wählen zu lassen. Durch das Begleiben solcher Männer, die in den sechziger und den siebziger Jahren zahlreich im Reichstage vertreten waren, ist der ganze Betrieb des Reichstags mehr und mehr in die Hände der sogenannten Berufsparlamentarier geraten, die in der Verbindung von Mandat, Journalistik und Agitation ihren Lebensberuf suchen, wenn sie zuweilen auch noch eine praktische Nebenbeschäftigung betreiben. Fürst Bismarck und die übrigen Kommissare bei der Beratung der Verfassung des Norddeutschen Bundes sahen in der Verfassung von Diäten eine Vorbeugung gegen das Überhandnehmen des Berufsparlamentarierturns und eine Gewähr für kurze Tagungen, man wünschte überhaupt Vertreter, die, wenn „sie nicht Abgeordnete sind, doch auch noch etwas Nützliches zu tun haben.“ Falsch ist dagegen die in neuerer Zeit wiederholt aufgetauchte Behauptung, daß Bismarck mit der Verfassung von Diäten die Sozialdemokraten habe fernhalten wollen. Das ist schon darum nicht richtig, weil es zurzeit der Begründung des Norddeutschen Bundes fast noch gar keine Sozialdemokraten gab und deshalb an sie nicht besonders gedacht wurde. Weil jetzt fast alle Sozialdemokraten im Reichstag, mit sehr wenig Ausnahmen, Berufsparlamentarier sind, erscheint der Irrtum über die angebliche Absicht Bismarcks, oder richtiger der Bundesregierungen, allerdings erklärlich. Wahrscheinlich ist, daß mit Gewährung von Diäten von Anfang an noch schneller die Länge der Sessionen und die Anzahl der Berufsparlamentarier zugenommen hätte. Wie nun auch die Meinungen über die Entwicklung der Dinge auseinandergehn mögen, kann doch auch bei der nachsichtigsten Beurteilung nicht verkannt werden, daß die seit Jahren eingerissene Länge der Tagungen hauptsächlich durch das in der Sache nicht begründete schleppende Tempo der Verhandlungen verschuldet wird. Allgemein wird dafür der schlechte Besuch der Sitzungen verantwortlich gemacht, und das ist ja insofern richtig, als die regelmäßige, wenn auch gewöhnlich nicht ausgesprochne Beschlussunfähigkeit des Hauses die Hauptursache dafür ist, daß unnütze Debatten nicht geschlossen werden können, weil die journalistischen Berufsparlamentarier, die allein mit der Verlängerung der Session zufrieden sind, die Auszählung des Hauses beantragen könnten. Als 1902 die Zolltarifvorlagen von der demokratischen Linken obstruiert wurden, schaffte das vollbesetzte Haus rasch Ordnung. Aber trotzdem besteht kein Zweifel darüber, daß das Fernbleiben vieler Abgeordneten vor allem durch die Langweiligkeit und die Zwecklosigkeit der Debatten verursacht wird, während die meisten sozialdemokratischen Abgeordneten eigentlich nur den Beruf haben, da zu sein. Das sichert ihnen ihren Einfluß auf den Gang der

Verhandlungen; gehn diese nicht nach ihrem Willen, so wird einfach die Auszählung des Hauses beantragt und die Beschlußfähigkeit festgestellt. Bisher haben sich die vereinzelteten Weckrufe an das Pflichtgefühl der Volksvertreter als unwirksam erwiesen, ein großer Sturm in der Presse ist aus begrifflichen Ursachen nicht in Szene gesetzt worden.

Die Mehrheit des hohen Hauses verschuldet aber auch dadurch, daß der Reichstag fast niemals beschlußfähig ist, daß häufig für das Reich sehr wichtige Gesetze von fünfzig bis sechzig Abgeordneten beraten und auch beschlossen werden. Der zweite Absatz des Artikels 28 der Verfassung bestimmt nun ganz deutlich, wenn nicht 199 Mitglieder bei der Abstimmung anwesend sind, so ist ein zustandekommener Beschluß ungiltig. Es war ein schöner Beweis für die Parlamentsfreudigkeit des ersten deutschen Reichstags, daß eine so hohe Präsenzzahl gar kein Aufsehen erregte, sondern als ganz selbstverständlich angesehen wurde. Heute sieht man alles Heil der Zukunft in der Herabsetzung der Präsenzzahl, und außerdem will man auch noch Diäten. Fürst Bismarck hat frühzeitig auf das Überhandnehmen der Lässigkeit der Reichstagsabgeordneten aufmerksam gemacht und sagte schon am 5. Mai 1881: „Die Abspannung, von welcher der Herr Vorredner (Abg. v. Bennigsen) so viel sprach, und die er, wie es schien, der ministeriellen Politik zuschrieb, geht vorzugsweise von dem Beispiel aus, welches eine große Anzahl der Herren Abgeordneten gibt, und davon, daß es eine reichliche Anzahl dieser Herren nicht der Mühe wert hält, den Sitzungen beizuwohnen. . . Wie wollen Sie da annehmen, daß die Bevölkerung noch mit demselben Eifer wie früher an den Geschäften des Reichs teilnehme, wenn ihre gewählten Vertreter ihr ein solches Beispiel geben?“ Die Mahnung ist, wie so manche andre, fruchtlos geblieben, das Fernbleiben von den Reichstagsitzungen hat sich seit jener Zeit noch vermehrt, die Parteien der Mehrheit bringen nur selten eine so große Anzahl von Mitgliedern zusammen, wie nötig ist, die Herrschaft der Sozialdemokraten zu brechen und dem Willen der bürgerlichen Mehrheit Geltung zu verschaffen. Es fehlt eben an der sittlichen Kraft, am Pflichtbewußtsein, und die Tatsache, daß andre Parlamente unter Umständen noch tiefer stehn, kann doch nur ein dürftiger Trost für das deutsche sein. Um den Schwierigkeiten, die sich aus dem geringen Besuch der Sitzungen ergeben, auszuweichen, wird nach der Geschäftsordnung die Beschlußfähigkeit des Hauses immer so lange angenommen, bis sie bezweifelt wird, dann erst wird untersucht. Der Reichstag hätte nun freilich nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, seine Geschäftsordnung nach Bedarf zu ändern und so einzurichten, daß er sich als ein zur öffentlichen Tätigkeit berufenes Organ die eigne Handlungsfähigkeit zu erhalten vermag. Er hat dies auch bei den Beratungen über den Zolltarif getan und dadurch eine zeitweilige Besserung hervorgerufen. Eine dauernde Wirkung kann aber bloß durch einen der Verfassung entsprechenden Besuch der Sitzungen erreicht werden, und daran fehlt es heute noch. Die gewöhnlich angeführte Entschuldigung, der Mangel an Diäten, ist nicht stichhaltig, und man darf billig bezweifeln, daß dadurch das Pflichtgefühl wesentlich geschärft würde. Das hieße ja auch die gewohnheitsmäßigen Absentisten noch tiefer

einschätzen, als es ohnehin in der öffentlichen Meinung schon geschieht. Es ist außerdem eine Tatsache, daß vielfach gerade solche Mitglieder am seltensten im Reichstag erscheinen, die finanziell vollkommen unabhängig dastehn. Tacitus erwähnt schon in seiner Germania, daß die Einzelnen so unpünktlich bei der Volksversammlung erscheinen, und dieser althergebrachte Zug im deutschen Wesen scheint die heutigen Zustände im Reichstag ausreichender zu erklären als alle Ausführungen von liberaler Seite über den Mangel an Diäten.

Man kommt damit nur immer wieder auf eine alte liberale Forderung zurück, die aber schon im Norddeutschen Reichstag abgelehnt worden ist, allerdings nur auf bestimmtes Verlangen der Regierungen. Aber auch der liberale Antrag auf Gewährung von Diäten war vorher nur mit der geringen Mehrheit von sechs Stimmen angenommen worden, und der Abgeordnete Graf von der Schulenburg hatte in der Debatte darauf hingewiesen, daß „solche Anträge gerade von derjenigen Seite ausgehn, die ja doch immer die Opferbereitschaft für sich allein in Anspruch nimmt.“ Inzwischen hat der Reichstag allerdings mit zunehmenden Mehrheiten die Forderung auf Diäten wiederholt gestellt, der Bundesrat ist aber auf diese Verfassungsänderung bisher nicht eingegangen. Fürst Bismarck erklärte am 26. November 1884 im Reichstage, der Grund, warum er Diäten bekämpfe, liege mehr darin, daß „sie weit entfernt sind, eine Gleichheit herzustellen, weil sie erst recht eine Ungleichheit unter dem Schein der Gleichheit schaffen,“ und führte dann weiter aus: „Ist es denn überhaupt in unserm Deutschen Reich und im preussischen Staat so unerhört, daß jemand gratis etwas leisten muß, ohne Diäten dafür zu beziehen?“ Er wies auf die Geschwornen und die unbesoldeten Ehrenämter der Provinzialverwaltung hin. „Das sind ungeheure Aufgaben, während hier die meisten Herren, die nicht gerade Referate übernehmen, doch ein sorgenfreies Leben, otium cum dignitate genießen. . . . Was ich hier verrete, ist ausschließlich die Reichsverfassung und ihre Giltigkeit. Es ist schon mehrfach erwähnt, daß die Verfassung in diesem Punkte kompromißmäßig zustande gekommen ist, und daß die Diätenlosigkeit ein Äquivalent für die weit ausgebehnte Wahlbefugnis, die unser Wahlgesetz verleiht, geben sollte. Inwieweit das erreicht wird, das ist eine andre Frage, über die ich hier nicht zu entscheiden habe; es ist eine Frage der Erfahrung. Tatsache ist, daß die Verhandlungen über die Verfassung die Beachsichtigung des Äquivalents ergeben. Nun sind Sie seit Jahren bemüht, einen von den Steinen, aus denen das Gewölbe der Verfassung künstlich und nicht ohne Mühe gefügt ist, herauszukrazen aus der Wand. Sind Sie sicher, daß nichts nachfällt?“ Bismarck stellte sich somit durchaus auf den Standpunkt der Verfassung, die in diesem Punkte nicht ohne Schwierigkeiten zustande gekommen sei; denn gerade die Verfassung der Diäten und die Sicherung der Armeeeorganisation waren die beiden Fragen, von denen die Bundeskommissarien die endliche Entscheidung über das Zustandekommen der Verfassung abhängig machten. Die Angelegenheit der Diäten ist somit durchaus nicht eine der wenig in Betracht kommenden Bestimmungen der Reichsverfassung, und es ist, entgegen der in den Blättern vielfach auftauchenden Versicherung, unzweifelhaft anzunehmen, daß in Bundesratskreisen noch eine ausgebehnte

Abneigung gegen die Gewährung von Diäten besteht. Bemerkenswert ist aber dabei wieder die klare Voraussicht, die Bismarck über die wahrscheinliche Entwicklung der parlamentarischen Verhältnisse hatte. Sein Zweck ist nicht ganz erreicht worden, aber er war in voller Klarheit über den innigen Zusammenhang zwischen Diäten und dem Verfassparlamentarierum. Die Tatsache, daß mit der Zunahme der Verfassparlamentarier das Drängen nach Diäten gewachsen ist, spricht deutlich dafür.

Man mag über die Bewilligung von Diäten sonst denken, wie man will, die Ausgabe dafür würde bei dem Budget des Reichs nicht einmal besonders ins Gewicht fallen, am wenigsten bei einem auf der gewollten Arbeitsfähigkeit stehenden Reichstag, die leider sich nicht erhalten hat und auch durch Diäten nicht wiederhergestellt werden kann. Dazu gehört ein innerer Umschwung des ganzen Wesens unsers Parlamentarismus. So lange das Pflichtgefühl der Mitglieder nicht wieder die frühere Höhe erreicht hat, werden die Diäten erst recht dazu beitragen, die Tagungen in die Länge zu ziehn. Praktisch würde gegenwärtig die Bewilligung von Diäten nur auf eine beträchtliche Unterstützung der sozialdemokratischen Parteikasse hinauslaufen. Für die Mitglieder der andern Parteien würden sie nur in wenig Fällen ins Gewicht fallen, aber die Sozialdemokratie bezahlt eingeständnermaßen im klaren Widerspruch mit dem Wortlaut der Verfassung ihren Abgeordneten Diäten. Auch in dieser Frage hat sich der Reichstag wieder einer Vernachlässigung gegenüber der Verfassung schuldig gemacht. Bismarck hat schon darauf in der oben erwähnten Rede aufmerksam gemacht, indem er ausführte, „daß der Abgeordnete, der Diäten aus irgendeiner Quelle bezieht, wenn es amtlich konstatiert wird, die Eigenschaft als Abgeordneter dadurch ipso jure, auf Grund der Verfassung verliert, und wenn es bei der Wahlprüfung konstatiert wird, daß er Diäten bezogen hat, meines Erachtens die Wahl für nichtig erklärt werden muß, weil der Abgeordnete die Bedingung, welche die Verfassung in bezug auf seine Stellung im Leben von ihm fordert, nicht erfüllt.“ Der Umstand, daß die Mehrheit des Hauses der Gewährung von Diäten zuneigt, kann nicht als Entlastung dafür angesehen werden, daß sie in dieser Frage das laissez faire geübt hat, denn es kann doch nicht zweierlei Verfassungsbestimmungen geben, solche, die der Reichstag beachtet, und solche, die er nicht beachten will. Solange der Reichstag die Diäten nicht durchgesetzt hat, muß für ihn die Bestimmung gelten, daß keine gezahlt werden dürfen, und er hätte dieser Auffassung in irgendeiner Form Ausdruck geben müssen, wenn auch vielleicht nicht in der Schärfe der Bismarckschen Auffassung, die die Wahl ungültig sein läßt. Daß eine Entscheidung im Sinne der Verfassung auch auf die Bevölkerung in bezug auf die Wahl sozialdemokratischer Abgeordneter von Einfluß gewesen wäre, wird sich nicht gut bestreiten lassen. Die Vernachlässigung der Verfassung auch in diesem Teile ist zu einer der wesentlichen Ursachen dafür geworden, daß der Reichstag in der Regel verfassungswidrige Beschlüsse faßt, die nur darum schließlich Gesetz werden, weil bisher weder aus dem Reichstag noch vom Bundesrat in den einzelnen Fällen Einsprache erhoben worden ist. Das könnte sich aber mit der Zeit ändern, denn schließlich ist der Bundesrat, der

bei der Gesetzgebung ein Mitverhandlungsrecht hat und für die Aufrechterhaltung der Verfassung ebenso berufen ist wie der Reichstag, nicht daran gebunden, bei seiner bisher geübten Nachsicht gegenüber den von einer unzuständigen Minderheit gefaßten Reichstagsbeschlüssen zu verharren. Wenn seine Vertreter die Beschlußunfähigkeit festgestellt haben, kann er nicht gezwungen werden, die unter diesen Umständen gefaßten Beschlüsse anzuerkennen. Ein Vorgehen des Bundesrats in dieser Richtung könnte auch eine Wendung in der Diätenfrage zur Folge haben, jedenfalls aber dem Reichstag Veranlassung geben, an eine straffere Ordnung seiner Verhältnisse zu gehn. Auf einigen „gefimmungstüchtigen“ Lärm müßte man sich freilich gefaßt machen.

Wer sich heute im deutschen Vaterland umsieht und noch nicht ganz von engherziger Parteilucht befangen ist oder ein den öffentlichen Interessen abgewandtes Genußleben führt, in dem muß aus tiefstem Herzen der Wunsch aufsteigen, daß doch unser deutsches Volk wieder einmal ein rechtes deutsches Parlament sehen möchte, wie es schon dagewesen ist und neben den gewaltigen Siegen der Armee und der unvergleichlichen Kunst seines größten Staatsmanns das meiste dazu beigetragen hat, in wenig Jahren das neu um die deutschen Staaten und Stämme geschlungne Band unzerreißbar zu machen. Der Reichstag selbst, dessen bürgerliche Mehrheit die heutigen Mißstände wohl erkennt, hat sich infolge der Parteizersplitterung noch nicht zum energischen Aufraffen entschließen mögen, aber es sind doch schon bemerkenswerte Anläufe zum Bessermachen genommen worden, und es bedarf nur noch der wohlwollenden Anregung, Förderung und Unterstützung dabei von allen daran interessierten Seiten. Dazu gehören zuerst die pflichtbewußten Abgeordneten selbst, dann der Bundesrat und vor allem das Volk, die Wähler. So lange nicht ein anderer Zug und Geist in die Verhandlungen kommt, wird der schlechte Besuch der Sitzungen als traurige Tatsache bestehn bleiben. Daran werden außerhalb des Wollens der Abgeordneten liegende Mittel, wie die Gewährung von Diäten und die Herabsetzung der Beschlußfähigkeitszahl — was beides eine Änderung der Verfassung bedeutet —, wenig ändern. Jedenfalls werden sie nicht verhindern, daß die Tribüne des Reichstags weiter von der sozialdemokratischen Partei zur Revolutionstribüne gemacht wird. Gerade diesen Mißstand, der nur der Nachlässigkeit des Reichstags gegenüber den klarsten Verfassungsbestimmungen seine heutige unerfreuliche Ausdehnung verdankt, nach Möglichkeit wieder zu beseitigen, haben die Mitglieder der Mehrheitsparteien, Bundesrat und die bürgerlichen Wähler ein gemeinsames Interesse, das sie aber auch gemeinsam betätigen müssen. Die Reichstagsmitglieder der Mehrheitsparteien mögen die Anregung und die Muster aus der ersten Zeit des deutschen Parlaments entnehmen. Man kann doch kaum annehmen, daß damals die Abgeordneten im Durchschnitt wohlhabender gewesen seien als die jetzigen, und doch waren die Sitzungen gut besucht, obgleich es auch keine Diäten gab. Aber am Regierungstisch wie in den Reihen der Abgeordneten war die Zahl der Männer groß, die im parlamentarischen Redegesicht sowohl ihre Anhänger als auch ihre Gegner festzuhalten und zu interessieren verstanden. Die Art zu reden war ganz anders als heute, wo auf die Länge ganz besondrer Wert gelegt

wird. Unſre Meiſter der Beredsamkeit würden ſich um die Wiederbelebung der Reichstagsverhandlungen ein ganz beſondres Verdienſt erwerben, wenn ſie ihre Kunſt darauf verwenden wollten, etwa nach dem Muſter Moltkes in einer halben Stunde das zu ſagen, wozu ſie jetzt zwei Stunden brauchen; in frühern und beſſern Zeiten iſt es doch auch gegangen.

Die Sitzungen des Reichstags ſind aber nicht nur durch die redneriſche Verlängerung von geringerer Anziehungskraft geworden, ſondern auch durch ihre geringere ſachliche Bedeutung. Während des Norddeutſchen Reichstags und der erſten Zeit des deutſchen Reichstags lag der Schwerpunkt der Verhandlungen in den Plenarſitzungen, nur wenig Vorlagen wurden vorher in Kommiſſionen beraten. Heute iſt genau das Gegenteil Übung geworden, darum ſind die Debatten in den Kommiſſionen, wenn auch nicht hitziger, wohl aber bedeutender als im Reichstag ſelbſt. Dort werden eigentlich bloß noch die Reden zur Betonung des Parteistan dpunkts für die Zeitungen und die Wähler draußen gehalten, und dann wird nach den vorher gefaßten Fraktionsbeſchlüſſen abgeſtimmt. Daß dieſe Einteilung gerade auf die Abgeordneten, die ſtrebſam ſind, nur wenig anziehend wirken kann, dürfte einleuchten; die Zahl derer, die die langweiligen Plenarſitzungen meiden, nachdem ſie die für ihre Wiederwahl unerläßlichen Reden gehalten haben, hat von Wahlperiode zu Wahlperiode zugenommen. Sie erſcheinen dann bloß noch auf telegraphiſchen Ruf der Parteihäupter, um das von der Fraktion beſchloſſene Ja oder Nein abzugeben. Gewiſſe Beratungsgegenſtände werden ja nach wie vor zweckmäßiger in Kommiſſionen vorberaten werden müſſen, aber im allgemeinen dürfte es ſich empfehlen, das Hauptgewicht wieder auf die Debatte im Hauſe zu legen. Nach den Erfahrungen früherer Jahre dürfte damit keineswegs eine Ausdehnung der Beratungen verknüpft ſein, um ſo weniger wenn die Mehrheit zahlreich genug anweſend iſt, unnütze Debatten abzuschneiden. Die Mitwirkung des Bundesrats wird, um die Neigung zu Konflikten nicht zu fördern, ſehr fein gehandhabt werden müſſen, ein energiſcher Proteſt gegen eine der üblichen Verletzungen der Verfaſſungsbeſtimmungen kann aber im geeigneten Falle nichts ſchaden. Es kann gar nicht oft und ſcharf genug darauf hingewieſen werden, wie innig der Zuſammenhang iſt, der zwiſchen dem unbezweifelten Rückgang des Parlamentariſmus und den ebenſo offenkundigen Vernachläſſigungen der Verfaſſung beſteht, die ſich der Reichstag wegen ſeiner Parteiverhältniſſe zuſchulden kommen läßt.

Und nun das Volk! wobei hier vor allem die bürgerlichen Wähler ins Auge gefaßt werden ſollen. Durch ſie iſt nach den letzten Wahlen ein friſcher Zug gegangen, möge er ſeine belebende Wirkung behalten! Er hat ſich im weſentlichen in der Richtung bemerkbar gemacht, daß die bürgerlichen Wähler einzufehen beginnen, wie wenig Anlaß ſie eigentlich haben, ſich gegenüber der als Klassenpartei auftretenden Sozialdemokratie in Parteien zu zerſpalten, und daß die Gründe für gemeinſames Zuſammenhalten doch viel durchſchlagender ſind, als was in Zeitungen und von Parteidrednern Unterſcheidendes gefagt wird. Das iſt eine geſunde Einſicht und könnte die bürgerlichen Wähler zu dem ihnen ſehr nötigen Entſchluß bringen, daß ſie ſich doch endlich einmal vom

Gängelbände der Zeitungen und Parteien losmachen und ihre politischen und wirtschaftlichen Interessen selbst in die Hand nehmen. Dazu ist aber freilich eine Voraussetzung, daß sie sich über die innere politische Lage selbständig unterrichteten und vor allen das Grundbuch dafür, die Verfassung, ordentlich kennen, dann würden sie sich schon ohne Bearbeitung von Parteiorganen durch eigne Gedankenarbeit weiterhelfen können. Jeder deutsche Reichsbürger müßte sich doch eigentlich schämen, daß er seine Verfassung nicht kennt. Er frage einmal einen Bürger der Schweiz nach der seinigen, der kennt sie gewiß. Und die deutsche Reichsverfassung ist faßlich, leicht zu verstehn, denn in ihren Hauptzügen besteht sie noch in dem Diktat Bismarcks an Lothar Bucher. Diese zum Teil noch rein persönliche Arbeit Bismarcks hat sich als ein Werk von dauerndem Bestand erwiesen, und schon darum sollte jeder Deutsche es genau kennen. Es wäre eine wahrhaftige Bismarckehrung des deutschen Volkes, eine würdige Aufgabe für die Gebildeten der Nation und des Schweißes der Edeln wert, für dieses Meisterstück der Staatskunst, für dieses bewährte Einigungsmittel des deutschen Vaterlands in seinem echten Sinne und bis auf den letzten Wortlaut wider jedermann einzutreten. Dem Deutschen Reiche und seinen Söhnen könnte das nur zum Segen gereichen.



Blücher und Bismarck

Von G. v. Bismarck in Dessau

(Schluß)



u der Entwicklung hervorragender Männer pflegen sich die Keime der Eigenschaften, die als Haupttriebkkräfte ihres besondern Wirkens und Schaffens betrachtet werden müssen, frühzeitig geltend zu machen. Dazu kommt natürlich der besondre Einfluß des Nährbodens. Blücher und Bismarck sind hierfür der Beleg. Als Sprossen des alten Landabels, der sich nach Herkommen und Reigung seit Geschlechtern dem Waffendienste widmete, entweder als Lebensberuf oder nur bis zur Übernahme des ererbten Besitzes, war ihrer beiderseitigen Individualität von vornherein das bestimmte Gepräge aufgedrückt, wie es sich infolge der alten, engen Wechselbeziehungen beider Berufe im Laufe der Zeit als ein Typus ausgebildet hatte. Daher auch neben dem Vollbewußtsein ihrer Eigenschaft als preußischer Offizier der sich immer wieder einstellende Hang zum landwirtschaftlichen Berufe.

Auf dem Lande geboren und während seiner frühesten Jugendzeit dort erzogen ist nur Bismarck; erst später übernahm die Stadtschule seine geistige Ausbildung. Blüchers Geburtsort ist Klostorf, dort empfing er auch seinen ersten Unterricht, dort waren Bürgerkinder seine Spielkameraden. Aber gerade dieser frühzeitige Umgang mit den Söhnen von Hanseaten war für ihn von bleibendem Einfluß. Alles was er sah, was ihn umgab, Handel und Wandel,

der auf das Weite, die See gerichtete Blick der Kaufleute, deren Unabhängigkeitsfönn, das alles hat dem mit ungewöhulich scharfer Fassungs- und Beobachtungsgabe ausgerüsteten jungen Adlichen die vorurteilsfreie Denkweise gegeben, die ihn später so vorteilhaft auszeichnete. Als er dann auf das Land geschickt wurde, konnten seiner jugendlichen Ungebundenheit allerdings kaum Grenzen gezogen werden. Ehrliche religiöse Überzeugung, stark entwickeltes Pflichtbewußtsein und ehrenhafte Gesinnung brachte er aus dem Elternhause mit; sie haben ihm während seines Lebens unter allen Umständen eine zuverlässige Richtschnur für sein Handeln und sein Denken gegeben. Die wissenschaftliche Ausbildung des zum Soldaten bestimmten Junkers wurde freilich stark vernachlässigt. Dann kam der erste militärische Lebensabschnitt bei Sturm und Drang, bei kurzem Krieg und langem Frieden, der ihn wie Tausende in der platten Alltäglichkeit des Garnisonlebens untertauchen ließ. Der unerwartete Abschluß infolge seiner Übergehüng im Avancement war die bekannte originelle, aller Menschenfurcht bare, aber dem großen König gegenüber immerhin sehr gewagte Begründung seines Abschiedsgefuchs. Nachdem es der König endlich genehmigt und dabei den Rittmeister von Blücher „sich zum Teufel zu scheren“ geheißen hatte, ging dieser auf sein Gut in Pommern und wurde ein recht tüchtiger Landwirt.

Ein ähnlich plözliches Ende machte Bismarck seiner Staatsdienerfchaft als Referendar, die er nach sehr dringlich gewordner Herstellung des wirtschaftlichen Gleichgewichts der Familienbesizungen wieder aufgenommen hatte. Weil ihn „bureaufkratische Überhebung“ geärgert hatte, so forderte er kurzerhand seine Entlassung und ging wieder nach Pommern zurück auf das Land. Dort ist er, wann und wo immer es sein konnte, „wildbrausender Rost“ gewesen: Zecher, wilder Reiter, souveräner Verächter des Herkömlichkeitkultus, das Entsetzen aller besorgten Mütter und Tanten im sehr frommen Pommernlande. Sein Licht hat er gar oft „an beiden Enden zugleich angesteckt“ und munter brennen lassen. Wohl wehrte er sich gegen die ihn bedrängenden unholden Geister durch zeitweiliges Vertiefen in geschichtliche und philosophische Studien, durch Arbeiten im landwirtschaftlichen Berufe. Militärische Dienstleistungen brachten ihm überdies die Bedeutung des kategorischen Imperativs in Erinnerung. Solche Ablenkung gab ihn zwar immer wieder sich selbst zurück, aber die quälende Unrast seines Innern, die dem alten Familienspruch: „Noch lange nicht genug“ entsprach, ließ ihn den festen Pol des seelischen Gleichgewichts nicht finden. Seiner Feuerseele war die Kleinlichkeit der ihn umgebenden Verhältnisse zu groß, der Wirkungskreis zu beengt. Die ihm offenstehende Beamtenlaufbahn schlug er deshalb nicht ein, weil er die seines Erachtens nach unvermeidlichen Zusammenstöße des eignen Unabhängigkeitsfönn mit bureaufkratischer Bevormundung weder als dem Staatsinteresse noch dem seinigen förderlich erachtete. Seine Zukunftsaussichten ließen sich also nicht gut an. Da kam ernstliche Liebe über ihn; sie wurde der kundige Lotse, der das zwischen Untiefen steuerlos treibende Schifflein Otto von Bismarcks in sicheres Fahrwasser führte. Und noch einer Reigung ist er sich in dieser Zeit bewußt geworden, die wie die andre ihn ebenfalls in unlösliche Bande gefchlagen hat,

die Neigung zur Politik. Nun wuchs er in und mit seinen Zielen. Denn aus dem stürmisch-royalistischen Heißsporn, dem Parteiführer und rüchhaltigen Vertreter des Stockpreußentums wurde der Diplomat, der preußische Minister und endlich der Kanzler des Deutschen Reichs.

Eine ähnliche Entwicklung mußte — *cum grano salis* — Blücher durchmachen. Zu Anfang, auch nach seinem Wiedereintritt und noch als junger General war er der preußische Offizier, nichts mehr und nichts weniger. Den Dienst nahm er sehr ernst, da verstand er durchaus keinen Spaß. Außerhalb des Dienstes gab er sich jovial, freundlich gegen jedermann, ob Bauer, Bürger, Edelmann oder Fürst — er kannte und machte keinen Unterschied. Er beehrte ebenfogern, wie er „Karte bog,“ verlor oder gewann, ohne sich großer Sorge um den andern Tag hinzugeben, wie er denn überhaupt ein sogenannter guter Wirt weder war noch wurde. Immer wußte er genau, was er wollte, und mit Recht galt er für den Vertreter des Stockpreußentums, aber ohne jede Spur junferlicher Allüren. Den Staat Friedrichs des Großen hielt auch er für unererschütterlich, aber nach seinem jähen Falle erkannte er, als der ersten einer, neben den militärischen auch die innerpolitischen Ursachen der Niederlage, bis er schließlich den deutschen Veruf Preußens klar erfaßte und bewußt dafür eintrat. Dieses freilich zu seinem Kummer innerhalb des beschränkten Rahmens der Zuständigkeit und der vernachlässigten Schulbildung, die er immer beklagt hat, wie denn seine Wahrheitsliebe auch vor der Selbsterkenntnis nie halt machte. Schon seine Zeitgenossen waren überzeugt davon, daß ihm bei einer bessern Bildung in Wien und in Paris die Rolle Wellingtons zugefallen wäre, dessen diplomatische Befähigung durchaus nicht in umfassenden Kenntnissen, sondern vielmehr in der Vereiningung kluger Zurückhaltung und zäher Energie bestanden hat. Wenn Blücher sich dennoch geltend zu machen verstand, so wie es geschah, so ist das nur auf seine Persönlichkeit und Charakterausbildung zurückzuführen, Eigenschaften, die in der Weltgeschichte immer ausschlaggebend gewesen sind und sein werden. Bismarck war hochgebildet, aber seine Erfolge haben der Hauptsache nach denselben Ursprung. Es tritt jedoch zu dieser Gabe eine andre hinzu, die, nur wenigen eigen, von beiden Männern virtuos verwertet worden ist. Das ist die Befähigung, Personen wie Dinge in ihrem wirklichen Werte an sich sowohl wie in ihrem Zusammenhang zueinander zu durchschauen, jedes Geschehnis nach seiner Ursache und seiner Wirkung zu beurteilen, kurz: den Personen und den Dingen auf den Grund zu sehen. — Ein Beispiel hierfür ist die Art, wie beide die Napolcons, den Onkel und den Neffen, beurteilt haben. Als alle Welt vor Napoleon dem Ersten zitterte, seine Macht gesicherter erschien als je, erkannte Blücher zuerst seine Schwäche, die in der Maßlosigkeit und der innern Unwahrheit beruhte. Und zu einer Zeit, wo Napoleon der Dritte noch allgemein als der kalthertzigste Bösewicht von ganz Europa, der jeder Teufelei fähig sein sollte, verschrien wurde, meinte Bismarck, daß er gerade diesen Ruf am wenigsten verdiene, da er seiner Anlage nach weit mehr ein guter Kerl und Gemütsmensch sei. — Diese Urteile bestätigten sich; damals aber hielten die Superklugen den einen für gestört, und den andern glaubten sie überhaupt nicht ernst nehmen zu sollen.

Solcher Scharfblick ist zweifellos eine angeborene Begabung, die jedoch durch Erziehung und Beruf unter Umständen beeinträchtigt oder in ihrer Entwicklung begünstigt werden kann. Nun dürfte wohl, von dem militärischen abgesehen, kaum ein anderer Beruf diese Entwicklung mehr begünstigen, als gerade der landwirtschaftliche mit seinen Anforderungen an scharfe Sinne, Beobachtungsgabe, Menschenkenntnis und Menschenbehandlung, mit seiner Geist und Körper stählenden Ausübung der Jagd und des Reitens, und endlich in Anschauung der Natur mit ihrem Werden und Vergehen, der Gewinn fester, gesunder Religiosität, ohne Frömmelei. Das preussische Offizierkorps war lange Zeit in der vorteilhaften Lage, sein Material vorzugsweise diesem Berufsstande entnehmen zu können. Ihm entstammen auch Blücher und Bismarck. Ja diese wandten sich ihm zeitweise wieder zu, dieser dreizehn Jahre, jener etwa zehn Jahre lang; und als Besitzer von „Ar und Palm“ blieben sie auch nach ihrem Wiedereintritt in den Staatsdienst in enger Fühlung zu ihrem ursprünglichen Erwerbsberufe, und doch wahrlich nicht zum Schaden des Staats! Denn eben die positiven Eigenschaften, deren die Männer des Entschlusses und der Tat bedürfen: die ursprüngliche Frische, der moralische Mut zum Widerstand wie zur Initiative, die Verantwortungsfreudigkeit, das haben sie doch dem unerlöschlichen Jungbrunnen des Landlebens entnommen.

Hierzu gefellen sich dann die typischen Charaktermerkmale ihrer Volksabstammung als Niedersachsen. Mit berechtigtem Stolge erkennt der Deutsche darin die altgermanisch-nordische Zähigkeit, den Unabhängigkeits Sinn, den Kampfeszorn und den Kampfesmut. Wir sehen diese Eigenschaften der Altvordern wieder einmal schöpferisch in den Dienst der Nation gestellt, nachdem sie sich seit den Zeiten des großen Uheruslers nur noch in Parteihader und in Stammesfeindschaft betätigt hatten. So erweisen sich Blücher wie Bismarck als echte und rechte Kampfnaturen, denen der Bersekerzorn über undeutsches Wesen und Tun, ebenso wie dem Freiherrn vom Stein, so häufig die Stirnader schwellen machte. Aber obwohl sie im Temperament gleichgeartet waren, machte sich beim Kanzler, als ein Ausfluß seiner Erziehung und Bildung, immer die straffe Selbstzucht geltend, die dem alten Soldaten häufig fehlte. Und doch muten dessen leidenschaftliche Zornesausbrüche nie unsympathisch oder gar roh an; sie entsprangen einer groß angelegten, im Grunde edeln Individualität. Allerdings hat Blücher und noch viel mehr Bismarck mit Rücksichtslosigkeit, ja mit Härte vorgehen müssen. Dann aber gebot es die Staatsraison; es war unerlässlich und galt der Sache, nicht der Person. Und ist es auch nur menschlich, daß sich die unmittelbar davon Betroffenen niemals, deren mehr oder minder große Anhängerkreise selten der Erkenntnis dieses Unterschieds zugänglich erweisen, so kann und darf diese Tatsache das Pflichtbewußtsein im hohen Staatsamte nicht beeinflussen. Die Verantwortlichkeit ist zu groß, der Reibungsflächen gibt es zu viele, als daß die Spröbigkeit des Menschenmaterials eine Behandlung mit Glacéhandschuhen ermöglichen könnte. Je höher außerdem das Aufsteigen eines Untertanen im Staatsdienst ist, desto giftiger ist auch die Anfeindung durch Neid, Mißgunst und Skabale, „Impedimente,“ über die sich beide in derselben Weise „haben zuschanden ärgern müssen.“ Die Zeiten und Blüchers eigentümliche Art erlaubten es diesem wohl,

manche Kränkung kurzerhand persönlich zu erlebigen; und auch der Kanzler nahm bekanntlich in besondern Fällen zu solcher Selbsthilfe seine Zuflucht — man denke an Nesselrode —, er pflegte gern „mit gleicher Münze zu zahlen.“ Aber der niederträchtigen Verleumdung blieb er auch dann noch wie vor ausgesetzt, nachdem der Prozeß gegen einen ehemaligen Votschaffer den ganzen Rattenkönig der ihm feindlichen Koterien ans Licht befördert hatte.

Blücher wurde nur einmal, kurz vor der Beendigung seiner großen Laufbahn im Jahre 1815 gezwungen, der äußersten Strenge der Kriegsartikel den Lauf lassen zu müssen. Die einem nichtpreussischen Hilfscorps angehörenden Räbelführer einer militärischen Revolte ließ er fusilieren; und den preussischen kommandierenden General, der sich eine die Fahne des meuternden Truppenteils betreffende Maßregel aus Gefühlsrücksichten auszuführen weigerte, enthob er — wohl die härteste Strafe angeichts des bevorstehenden Kampfes — vom Dienste und schickte ihn zur Aburteilung durch ein Kriegsgericht in die Heimat zurück. Wie sehr jedoch die Verantwortung für die Vernichtung von Menschenleben sein Gewissen in Anspruch nahm, das fand einen erschütternden Ausdruck in der Tatsache, daß er beim Knattern der Gewehre des Exekutionspelotons angstvoll gezittert und gezagt hat, das erstemal in seinem furchtlosen Leben.

Eine solche Äußerung rein menschlichen Empfindens steht durchaus im Einklange mit der von ihm entwickelten Kriegsenergie. Er allein unter den großen Heerführern der Koalition erkannte mit Gneisenau, daß die wahre Humanität in der Kriegführung in dem Grundsatz gipfle: die beabsichtigte Niederwerfung des Gegners unter Einsetzung aller verfügbaren Mittel so entscheidend zu machen, daß dadurch die weitere Blutarbeit gespart, der Krieg abgekürzt wird. Aber das Herz blutete ihm doch beim Anblick des damit verbundenen Elends. In solcher Stimmung gab er im Winter 1814 beim Durchschreiten eines Schlachtfeldes dem Kronprinzen und nachmaligen König Friedrich Wilhelm dem Vierten im Beisein von dessen Vater die beherzigenswerte Mahnung: wenn überhaupt, dann aber „nur einen gerechten Krieg zu führen. Andernfalls würde jeder Tropfen Blut der Gefallnen spät oder früh zum siedenden Öle auf dem Gewissen des Fürsten werden.“ — Und nach dem letzten Gefecht des Feldzugs 1815 vor Paris schrieb er: „Ich habe gestern und heute wider gegen 3000 man verlohren ich hoffe zu gott es sollen die leßzten in diesen krige sein, ich habe daß morden zum überdruß saht.“

Dieser Grundsatz der Humanität beherrschte auch durchaus den Kanzler, dem das höchste fremde Interesse nicht die Knochen auch nur eines einzigen pommerischen Musketiers wert war. Hatte er sich jedoch von der kriegerischen Absicht eines Gegners überzeugt, so leitete er die vorausgehende politische Entwicklung systematisch nach einem Punkte hin und brachte sie mit kühnem Griff zur Entwicklung. Es diente demselben Zwecke, wenn er nach dem Ausbruch des Kriegs jeder äußersten Maßregel rückhaltlos das Wort redete, die den Krieg schnell zu beendigen, das Blut des Volks zu schonen geeignet war; wenn er endlich gegen den hartnäckigen Widerstand „lorbeerhungriger Strategen“ zuletzt die weise staatsmännische Mäßigung vertrat und durchsetzte, die über den Augenblick hinweg immer die Zukunft Deutschlands im Auge behielt.

Als gebornen Niederfachsen war beiden Männern das plattdeutsche Idiom geläufig. Es ist das von psychologischer Bedeutung und wohl geeignet, besonders das „von der Parteien Haß verwirrte Charakterbild“ Bismarcks der schwankenden Beurteilung entziehen zu helfen. Seine Vorliebe für die plattdeutsche Mundart, wenn er sie auch nicht so beherrschte wie Blücher, ist ein Ergebnis unmittelbarer Berührung mit dem Volk. Indem sie das tiefere Verständnis für dessen Fühlen und Denken, für die Volksseele schlechtweg, vermittelt, wird ein geistiger Zusammenhang hergestellt, der eine Persönlichkeit auch den breiten Massen verständlich macht und sie ihnen näher bringt, als Fleisch von ihrem Fleisch mit allen Vorzügen aber auch — und das ist nicht unwesentlich — mit den Eigentümlichkeiten und den Fehlern ihres Volkstums. Und weil endlich das „Platt“ mit seinem unendlichen Ausdrucksreichtum für alle seelischen Vorgänge, für Leid und Freude und nicht zum wenigsten für den Humor, nur der Empfängnisfähigkeit dafür seinen innern Gehalt; zu offenbaren vermag, so setzt es bei dem Gebildeten notwendig auch eine starke Gemütsanlage voraus. Diese spricht denn auch aus den Privatbriefen beider Männer. Welche Wärme des Gemüts strahlen Blüchers meist kurze Briefe an Frau und Kinder aus; wie sorgt er sich im Feldlager um das Wohl der Seinen, wie erschütternd kommt mitten in den weltgeschichtlichen Ereignissen, deren Mitträger er selbst ist, der Gram um seinen ältesten unglücklichen Sohn Franz zum Ausdruck, der als Kommandeur schwer am Kopfe verwundet, dann körperlich genesen, langsam dem geistigen Siedtum entgegenlebte. Auch alter Freunde hat Blücher immer treu gedacht. Überall, im Familienkreise, inmitten aller Schrecken des Kriegs, wo immer die unerbittliche Pflicht es erlaubt, da folgt er dem Zuge seines Inneren als etwas ganz Selbstverständlichem.

Und wie Blücher so überließ sich auch Bismarck so gern den Impulsen seines warmen, ja weichen Herzens, die in den Briefen an die Schwester, die Braut, die Frau und an die Kinder einen so berebten Ausdruck finden. Es ist ein wahrhafter Schatz deutscher Gemütsstiefe und ein Beleg dafür, wie ideal er sein Verhältnis zur Familie, dem Grundstein der Staatsordnung, aufgefaßt und gestaltet hat. Und welche Behaglichkeit wußte er im häuslichen oder im vertrauten Kreise um sich zu verbreiten! Da gab er sich ganz, wie er war, und ließ bei nur erträglichem körperlichem Befinden die unversiegbliche Quelle köstlichen Humors in immer geistvollen Einfällen fröhlich dahinsprudeln. Mit diesem Humor würzte er, je nach Veranlassung mehr oder minder stark, auch seine öffentlichen Reden, ohne sich in den Bildern und Vergleichen, mit denen er veranschaulichte, jemals zu vergeifen. So lächerlich wie die Phrase, so komisch schien ihm deren Zubehör, der „Brustton tiefster Überzeugung“ und die Pose. Ihn selbst hat man darum, auch wenn er alle Register seiner ungekünstelten und doch so eindrucksvollen Beredsamkeit zog, niemals in hohles Pathos verfallen hören. Hatten ihn aber Reden dieser Art durch persönlich gegen ihn gerichtete hämische Ausfälle gereizt, so zahlte er es heim; sprach von Leuten voll „gespreizten Mannesstolzes vor Fürstenthronen,“ von andern, die nicht veräumten, Morgens nach ihrem Erheben vom Lager sich selbst vor dem Spiegel eine achtungsvolle Verbeugung zu machen, oder aber „ihren Kopf mit

so sichtbarer Ehrerbietung auf den Schultern zu tragen verstünden.“ Sehr erklärlich, daß die auf solche Weise tödlich verletzte Eitelkeit ihm weder die Gabe, auf dem Grunde der Seele zu lesen, noch seine Offenheit jemals verzeihen wollte. Rochte jedoch der Zorn in ihm, und es kam zu gewaltsam elementarem Ausbruch, so erfolgte wohl eine unheilswangre Szene wie die, als Laßter ihn beschuldigt hatte, er wolle sich mit seiner Verantwortlichkeit hinter dem Thron verstecken. Da war er ganz und gar der bersekerhafte Niedererfasse. Sonst ließ er in Abwehr oder Angriff seine scharfen Erwidrerungen und Ausfälle wie Peitschenhiebe auf böshafte Gegner niederhauen.

Blüchers Beredsamkeit ist gemeinhin nur als eine vollstämmliche bekannt. Wohl wußte er wie keiner durch den Lapidarstil seiner Anreden und Zurufe die Truppen zu begeistern, fortzureißern, oder wie bei den unerhörten Anstrengungen auf dem Marsche zur Schlacht von Belle-Alliance den letzten Rest menschlicher Willenskraft aus ihnen herauszuholen. Sie hatten ihm zugerufen: „Et geiht nich mehr, Vadder Blücher; wat mal to veel is, is to veel!“ — „Tausend Donnerwetter! — gab er zur Antwort — es muß aber gehen, Kinder; fürchtet ihr euch vor dem bißchen Dreck? Ich habe es doch dem Wellington versprochen zu kommen, und ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werde, ein Hundsfott, ein »Diplomatiquer«, he, was?“ — „Nee nee, dat wullen wi nich!“ — „Na, also.“ — Nun schleppten sie sich ächzend weiter, diese prächtigen Leute der Mark, durch den Lehm, worin sie mit jedem Schritte bis über die Knöchel versanken, übernächtigt, durchnäßt bis auf die Haut, mit einem Kotüberzuge bedeckt und hungrig. Und sie siegten! — Nur er durfte dem „galligen“ York den Standpunkt als Untergebner so klar machen, wie er es tat; kein anderer hätte es gewagt, gegenüber einem hochverdienten, aber von Hämorrhoiden, Gelehrsamkeit und des Gedankens Blässe häufig angefränkelten General aus der Umgebung des Königs seiner Meinung über dessen Abneigung, den Krieg nach Frankreich hinein zu tragen, so derben Ausdruck zu geben, wie es geschahn ist. — Auch seine kurzen, jedesmal den Nagel auf den Kopf treffenden Toaste sind bekannt. Weniger wohl die geradezu glänzende Beredsamkeit, die er bei besondern oder bei feierlichen Gelegenheiten entwickelte. Dann atmete seine Rede bei klarem Gedankengange hohen, ja dichterischen Schwung; die Diction ist, von seinen grundsätzlichen Kasusentgleisungen abgesehen, tabellos, die Form vollendet, der Aufbau logisch, und dabei hielt er seine Rede immer aus dem Stegreif. Ein Beispiel dafür ist seine große Rede an die Vertreter von Nancy im Januar 1814; ein weiteres die Tischrede bei dem von den höhern Offizieren des Yorkischen Korps in Wiesbaden gegebenen Souper, woran der König, die Prinzen und das diplomatische Korps teilnahmen. Zum erstenmal hatte der Alte eine Rede schriftlich ausarbeiten zu müssen geglaubt und mit großer Mühe unter seines Adjutanten Kostiz Beihilfe wacker auswendig gelernt. Dieser sollte ihm dann, das Konzept in der Hand und hinter seinem Stuhle stehend, nötigenfalls einhelfen. Die Rede rief stürmischen Jubel hervor; er hatte meisterhaft gesprochen, ganz in der oben geschilderten Weise und ohne Kostizens Nachhilfe. Auf seine Frage, wie es gegangen sei, mußte ihm dieser der Wahrheit gemäß versichern, daß er von Anfang bis zu Ende eine völlig andre Rede gehalten habe, was der Alte aber nicht glauben wollte.

Die Gabe, seine Redeweise nach Inhalt und Form allen Verhältnissen anpassen zu können, dabei immer klar auf das Ziel loszugehen, übertrug er erst recht auf den außerprivaten schriftlichen Verkehr. Dabei sind Ausdrucksweise, Satzbau und Stil durchaus einwandfrei, dieser von natürlicher Glätte. So lieft es sich auch, d. h. wenn man sich einmal an seine wahrhaft groteske Orthographie und die souveräne Verachtung fast jeder Interpunktion gewöhnt hat. Ein Beleg dafür, wie er, geradezu vorbildlich, seine Gedanken kurz, treffend und logisch geordnet zu Papier zu bringen wußte, bietet sein berühmter Brief vom 22. Februar 1814 an den Zaren. Die darin enthaltne psychologisch begründete Befürwortung energischer Fortsetzung des Krieges ist schlagend und gibt zugleich Zeugnis von seiner militärpolitischen Beurteilungsgabe und Voraussicht.

Aus all diesen Betätigungen Blüchers geht seine große geistige Befähigung, sein Scharffinn unzweifelhaft hervor. Daß seine Schulbildung mangelhaft war, wußte er selbst sehr genau und sprach es, indem er es beklagte, ganz unverbohlen aus. Aber im Interesse der Vertretung der preussischen wie der deutschen Angelegenheiten bei den Friedensschlüssen bleibt diese Tatsache immerhin sehr bedauerlich. Man glaubte ihn übrigens auch deshalb von den Verhandlungen fernhalten zu müssen, weil man ihn nicht für fähig hielt, seinem Temperament Zügel anzulegen, wenn er es mit den „Diplomatiquern“ zu tun hatte. Man darf aber annehmen, daß er dieses Mißtrauen Lügen gestraft haben würde. Er war viel zu klug, als daß er sich als ein offnes Buch hätte behandeln lassen, worin man beliebig blättern kann. Jedenfalls erfolgte seine Beiseiteschiebung und seine Vertretung durch Gneisenau so schonend wie möglich, doch konnte ihm die Absicht natürlich nicht entgehn. Daher seine tiefe Verstimmung. Er mußte sich auch gekränkt fühlen, wenn er sah, wie, ganz abgesehen von Wellington, sogar der Bayer Brede seine Berufung zu den Beratungen durchzusehen verstanden hatte. Im königlichen Hauptquartier wie in den servilen Kreisen der Hofpartei, vor deren Treiben er den Monarchen unausgesetzt warnte, beugte man sich ohnehin nur widerwillig vor seiner durchschlagenden Persönlichkeit. Außerdem empfand man es als einen unliebsamen Druck, daß die Patrioten im Lande und bei der Armee in seiner überaus populären Person die Verkörperung aller nationalen Hoffnungen sahen. Und im Grunde liebte ihn auch der König nicht besonders, Blücher war ihm nicht sympathisch, wenn er in seiner unbeflecklichen Gerechtigkeitsliebe seine Verdienste auch willig anerkannte und belohnte. Das Vorwärtsdrängen, die ungestüme Art des Alten, sein beispielloser Freimut, alles das behagte Friedrich Wilhelm dem Dritten nicht, fiel ihm auf die Nerven. Der treffliche, durch das Unglück jedoch eingeschüchterte, seiner ganzen Individualität nach trockne, einfache, zurückhaltende Mann hatte eben kein Verständnis für groß angelegte oder gar geniale Naturen. Das mußten Stein, Gneisenau und auch der eigentümliche York erfahren. Hardenbergs vornehm schmiegsames Wesen sagte ihm mehr zu. So hat der König den Mann, der ihm das fast erloschne Vertrauen zu seinem Volke, ja zu sich selbst wiedergab, der für die territoriale und die moralische Wiedergeburt Preußens das Beste tun durfte, diesen seinen größten Diener hat Friedrich Wilhelm eigentlich nur wohlwollend ertragen.

Die Hervorhebung der Verdienste Blüchers kann die eines andern Mannes selbstverständlich nicht schmälern, der von dem Niederbruche des Staates an bis zum Wiener Kongreß mit ihm einmütig denselben Strang gezogen hat, die Verdienste Hardenbergs. War er es doch, der durch seine diplomatische Tätigkeit die Wirksamkeit des andern vorbereitete, wenn er während der entscheidlichen Prüfung des Harrens das wracke Staatsschiff durch die Brandung steuerte: vorsichtig und umsichtig, alle Möglichkeiten, alle Schritte berechnend, immer bestrebt, das Äußerste abzuwenden, um die Zukunft zu sichern. So kann es sich, im Hinblick auf zwei verschiedene Berufe, nur um die Würdigung des Einflusses der Persönlichkeiten als solcher handeln, wenn man Blüchers wie Bismarcks Verhältnis zu ihren königlichen Herren wie zum Volke in Parallele bringt.

Es waren im Grunde doch nur die sich aus den Lehren der Verträge von 1814 und 1815 ergebenden, bisher aber im Dunkeln tappenden Einheitsbestrebungen, die Wilhelm den Ersten darauf bedacht machten, dem preussischen Staate durch die Armeereorganisation die erste Bedingung für ihre einstmalige Verwirklichung zu geben. In dem hierdurch hervorgerufenen schweren Konflikt mit der Volksvertretung, die die noch verhüllten Ziele der Regierung verkannte und den eingeschlagenen Weg mißbilligte, berief der König Otto von Bismarck zum Leiter des Ministeriums. Das war zu einer Zeit, wo der in seinem Innersten erschütterte König ernstlich daran dachte, zugunsten seines Sohnes zurückzutreten. Die niedersächsisch aggressive Kampfnatur des Ministers konnte das Mäßliche der Lage vorerst nur bis zu einem unheimlichen Grade verschärfen und zuspitzen. Schon ist von Polignac, ja von Strafford die Rede, und von dem Lord bis zu Karl dem Ersten ist eine gegebne Ideenverbindung. Da greift die gewaltige Persönlichkeit seines Dieners ein. Indem er, wie Blücher, den König an das Portepce faßt, an den preussischen Offizier in ihm appelliert, der seinen Posten pflichtgemäß behauptet oder ehrenvoll fällt, stärkt er ihm das moralische Rückgrat. Freudig nimmt er selbst alle Verantwortung auf sich und deckt den König damit, der ihm nun sein Vertrauen bewahrt. So führt er den bitterbösen Streit über Düppel und Alsen hinweg durch, bis der siegreiche Austrag des unvermeidlich gewordenen Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland dem treuen preussischen Volke die nationalen Ziele seines Königs und dessen Veraters enthüllt. Vier Jahre später strömt es dann begeisterungsvoll zu eben den Feldzeichen, über deren Errichtung der häßliche Zank entbrannt war, und mit allen deutschen Stämmen an seiner Seite wirft es den Angreifer nieder. Bismarck aber setzt an die Stelle des „geographischen Begriffs“ das mit Blut und Eisen geeinte kaiserliche Deutschland. Und weiter über noch manche Wirrnisse hinweg behielt er — Treue um Treue — das nun gemeinsame Vertrauen von Monarch und Volk. Als aber schon zwei Jahre nach Kaiser Wilhelms des Ersten, des „Rimmermüden“ Tod auf Bismarcks Dienste verzichtet wurde, da hielt das Volk doch noch in Vertrauen zu ihm; es nannte ihn seinen treuen Eckart.

Es ergibt sich also: Blücher wird allmählich durch das Vertrauen der Armee und dann durch das des ganzen Volkes auf den Schild gehoben und während aller Stadien seiner Wirksamkeit getragen, in ihm sah die Nation den Mann der erlösenden Tat. Sein König hat ihn aber nur ertragen. Bismarck dagegen

wird von seinem königlichen Herrn persönlich berufen, der ihn auch wider eine Welt von Anfechtung, ja von Haß hält und trägt. Sodann macht sich das preußische Volk und darauf die ganze Nation zum Mitträger des königlichen Vertrauens. Und zuletzt, nach dem tragischen Abschlusse seiner Laufbahn sieht er, daß die Nation ihm trotz allem unvermindert das Vertrauen bewahrt hat. Das war der schönste Lohn für sein gigantisches Einigungswerk.

Noch zwei Schlaglichter auf das Wesen beider Männer! Als erstes ihr beiderseitiges Verhältnis zu dem weiblichen Geschlechte. Des Kanzlers bekanntes ritterliches Wesen gegen die Frauen entsprang der Verbindung des zarten Gemüths mit seinem starken Mannesbewußtsein, als etwas durchaus Natürlichem, Gegebnem. Im Verkehr mit den Frauen befandete er neben sicherem Takt in Sprache, Ton, Haltung die ungekünstelte Ehrerbietung, wie sie eben nur der Widerschein reicher Herzensbildung und Liebenswürdigkeit sein kann; und dessen waren seine Augen die beredtesten Dolmetscher. Jeder einfachen Frau aus dem Volke kam er so entgegen. Indem er so dachte und handelte, schöpfte er aus dem Brunnen seiner edeln, einfachen Häuslichkeit, deren vorbildliche Vertreterin, die Gemahlin, ihm allezeit als Maßstab diente für wahre Weiblichkeit und — für die durch die Natur gegebne Einflußgrenze und Bewegungsfreiheit der Frau im allgemeinen wie der Lebensgefährtin im besondern. Die heftige Gegnerschaft mancher hochgestellter Dame mag zum Teil gerade aus dem weiblich sichern Instinkt in der Erfassung dieses Zusammenhangs zu erklären sein.

Blücher hat solche Einmischungsversuche nie zu bekämpfen gehabt. Sonst beruhte seine Stellung zum weiblichen Geschlecht auf derselben innern Grundlage wie die des Kanzlers. Besonders seine zweite Ehe mit Amalie von Colomb war trotz dem ganz bedeutenden Altersunterschied überaus glücklich. Und seltsam, der Charakter und das Wesen seiner Gattin, wie sie übereinstimmend geschildert werden, die Art, wie sie ihre Pflichten als Hausfrau auffaßte, indem sie trotz ununterbrochener rheumatischen Schmerzen auch über den kleinsten Dingen wachte, völlig geräuschlos, immer freundlich und nur für andre besorgt — das alles erinnert Zug für Zug an die Lebensgefährtin des großen Kanzlers. Auch Blücher hat also in seiner ganz einfachen Häuslichkeit das gefunden, was er suchte und brauchte. Im übrigen war er im Verkehr mit dem zarten Geschlecht jederzeit ritterlich, von feinfühligster Rücksicht und tabellosen Formen, in der Unterhaltung von peinlich gewählter Ausdrucksweise. Bis in das hohe Alter blieb er ein Bewunderer schöner und edler Frauen, die ihn auch alle gern hatten. Sein Empfinden für hehre Weiblichkeit fand einen schönen Ausdruck in der zart-sinnigen, fast anbetenden Verehrung, die er der Königin Luise entgegenbrachte, Gefühle, die die hohe Frau bekanntlich mit herzlicher Freundschaft für den ritterlichen alten Soldaten erwiderte. Wie sehr ihn bei der trostlosen Lage des Staates die Nachricht von dem Tode der Königin erschütterte, dafür gibt es kein bedeutenderes Zeugnis als diesen Brief: „Lieber Eisenhart, ich bin wie vom Blitz getroffen, der stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himmel sie muß vor uns zu guht gewesen sein. — — in meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber als daß ich Erfahre die Welt brenne an allen vihr Enden.“

Das andre Schlaglicht betrifft die Stellung beider Männer zu den höchsten

Dingen. Man weiß lange, daß Bismarck eine sehr feste religiöse Überzeugung hatte. Weil er sie nicht über die öffentliche Wäsche gehängt hatte, war er als religiös indifferent angefeindet worden. Bekanntlich ließ er sich dazu herbei, die unter dieser Annahme schwer besorgten Kreise einigermaßen zu beruhigen. Und wie er das persönliche Verhältnis zu seinem Gott gestaltete: kindlich vertrauensvoll, rein innerlich, der Form gegenüber zwanglos, jeder dogmatischen Rabulistik abhold, so hat sich in auffälliger Übereinstimmung mit ihm auch Blücher zu diesen Dingen verhalten. Auch er benutzte, genau wie jener, im Frieden wie im Kriege, das mitgeführte Gebetbuch, sich mit seinem Schöpfer ins Einvernehmen zu setzen, ohne Frömmerei, ohne Formelkram, aber im festen festen Glauben an ein Jenseits. „Wenn mir jemand diese Überzeugung nähme, dann könnte ich an die Sterbestunde nur mit Grauen denken.“ So der alte Soldat. — Und der Kanzler: „Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen sollte, wenn nicht von Gott. Der entschlossene Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland.“

Mit diesen Bekenntnissen bezeichnen sie selbst den Grund und Boden, auf dem die vornehmlichsten sittlichen Eigenschaften ihres öffentlichen Wirkens gewachsen und gereift sind: unverbrüchliche Treue gegen König und Volk, Pflichtbewußtsein und Verantwortungsfreudigkeit. Wohl hatte ihnen das Schicksal geniale Männer zur Seite gestellt, diesen die Gehilfen, jenem die Mitarbeiter vom Schwert, deren Verdienste mit den ihrigen unzertrennbar verbunden sind. Blücher, Sneyenau, Grolman — Bismarck, Moltke, Roon — jede dieser Namenverbindungen ist eine Trias von stolzem, nationalem Klang, von weltgeschichtlicher Bedeutung. Immer aber bleibt den Führern das Hauptverdienst. Denn zu allen auferlegten Lasten kommt noch die schwerste und drückendste Bürde hinzu, die ihnen niemand abnimmt, keiner tragen hilft, noch tragen helfen kann: die Verantwortung. Und diese hat der Befreier Deutschlands, der große Soldat, in derselben Weise allein auf sein Gewissen genommen und freudig getragen, wie der Diplomat, der gewaltige Einiger des Reichs. Sie waren sich auch hierin gleich und von dem besondern Material, aus dem das Schicksal die großen Männer der Tat zu formen pflegt.



Ein Sommerritt auf den Pif von Teneriffa

Reiseerzählung von Reinhold Schulz

(Schluß)



Die Hütte liegt dicht unter der Spaltung des Lavaströmes, die einen dreieckigen Platz freiläßt, während weiter unten eine tiefe Rinne die beiden Ströme trennt; man hat eine Art Rampe aufgeschüttet und so einen leidlich horizontalen Untergrund geschaffen. Das Gebäude besteht aus dicken Steinmauern mit schrägem Dach und ist in drei Räume geteilt: einen links für die „Señores“ — auch für die Señoras und etwaigen Señoritas! —, einen mittlern für

die Treiber und einen rechten für ihre Tiere; jeder hat einen besondern Eingang, eine tonnenartig gewölbte Decke und ein Fenster ohne Glas, mit Holzladen. Der Herrenraum weist vier Britzchen mit Matrazen auf, einen wackligen Tisch, einen Waschtisch ohne Becken und einen entzwei gegangnen Kanonenofen; der Führerraum enthält ebenfalls einen solchen — in demselben Zustande! — und ein Matrazenlager auf der Erde. Der Stall ist sehr geräumig: unsre sechs Tiere verschwanden darin ohne Schwierigkeit, und es war noch Platz übrig. Das Ganze ist die aner kennenswerthe Stiftung eines Engländer's und hat die Pflbeseigungen ganz unendlich erleichtert. Für die Benutzung wird eine kleine Gebühr an den Führer bezahlt. Hinter der Steinhütte steht das Holzgerippe einer andern Hütte: hier hat vor Jahren ein Ingenieur gehaust, der im Auftrage der spanischen Regierung die Schwefellager des Piz's untersuchte; da sich die Verwertung nicht zu lohnen schien, kehrte er wieder „drunten ins Unterland“ zurück und ließ sein Holzhaus verfallen. Wozu es noch gut ist, wurde uns gleich klar, als die Treiber große Latten und Stützen herausbrachen, um unser Feuerchen damit zu nähren. So wird das Hütten skelett zu Nutz und Frommen der Reisenden allmählich in Feuer bestattet; ist es aufgebraucht, so muß künftig Retamaholz aus den Cañadas mit heraufgeschleppt werden.

Der Boden um die Hütte zeigt zwischen Lava, Asche und Bimsstein schon vielfach Spuren von Schwefelkies. Sobald man an den Rand des Dreiecks tritt, wird er vollständig ungangbar; nur an dessen Spitze windet sich ein schmaler Pfad weiter aufwärts. Der Blick dorthin reicht kaum höher hinauf als hundert Fuß, und an den Seiten sieht man auch nichts als Lavabuckel; wäre nicht der schon beschriebne weite Ausblick abwärts, der freilich auch nur ein Ausschnitt eines Rundblicks ist, so würde der Punkt seinen Namen Alta vista (hohe Aussicht) nicht verdienen. Der Aufenthalt ist nicht immer behaglich, trotz der Eingeschlossenheit des Dreiecks segt der vom unsichtbaren höchsten Gipfel kommende Wind oft kräftig genug hinein.

Nach dem Tee beschäftigte sich jeder während der Stunde bis zum Sonnenuntergang, so gut er konnte. Ich versuchte zu lesen, begann aber, da die Temperatur schnell sank, auch im Sonnenschein bald zu frösteln und errichtete zu meiner Erwärmung und zur Verschönerung der Gegend einen großen Steinmann aus Lava; die Treiber schauten diesem dort unbekanntem Werk mit staunendem Interesse zu. Ein Mann holte uns aus einer benachbarten Eishöhle Schnee und Eis, die aufgetaut und als Kochwasser und als Trinkwasser für die Tiere benutzt wurden. Herr N. beschäftigte sich nebst Ignacio mit den Vorbereitungen zum Abendessen, für das er uns eine feine „Speisenfolge“ in Aussicht stellte.

Zunächst vereinte uns aber ein Naturschau spiel noch einmal alle vor der Hütte. Die Sonne sank zur Meeresfläche hinab und machte urplötzlich das Wasser in den wunderbarsten Farben aufleuchten; auch die rötlichen Felsengebirge der Cañadas strahlten wie eine Feenlandschaft, während wir selbst im dunkeln Schatten des Hauptberges standen; auf einmal löste sich ein ungeheurer Schattenkegel von diesem los und wanderte, sich schnell verlängernd, mit seiner

Spitze über die Cañadas dem Meere zu; es überbrückend, erreichte er die Berge der Insel Gran Canaria und dehnte sich über sie hinweg weit hinein in den allmählich abdunkelnden Himmel, wo er uns, ein Doppelgänger des Pit, gespenstisch gegenüberstand, bis er sich im Abenddunst verwißte und alsbald auch aller Glanz um ihn herum wie mit einem Schlage erlosch. Zugleich begann ein empfindlich kalter Wind vom Gipfel her zu wehen, die tropische Dämmerung sank, wie mit schwarzen Schleiern, beängstigend schnell herab, und wir zogen uns fröstelnd in die Hütte zurück; unser Thermometer zeigte nur noch zwei Grad über Null.

Auch drinnen war es nicht mehr sonderlich warm. Wir schlossen Tür und Fenster, hüllten uns in Decken und bestellten bei Ignacio einen Glühwein, während Herr N. das Nachtmahl anrichtete. Dieses entsprach, da unser Hotel gut für uns geforgt hatte, in der That allen Erwartungen, und seine Speisefolge erstreckte sich von kleinen pikanten Vorgerichten über Gemüse mit Beilage und zwei kalte Brathühner bis zu den Datteln und Bananen des Nachtschüsses; dazu belebte der milde und feurige, dabei aber weder süße noch übermäßig schwere Landwein von Drotava, ein wirklich edler Tropfen, die Stimmung. Don Ignacio, der als Führer bisher wenig hervorgetreten war, zeigte sich dafür als aufmerksamer Haushofmeister und nahm selbst so gewagte Aufträge, wie zum Beispiel den, uns einen der großen Pitraben zu braten, mit spanischer Grandezza entgegen. Nachher gingen wir noch auf einige Zeit in den Führerraum hinüber, wo die Leute um ein munteres Feuer herum auf dem Boden lagen, und wo behagliche Wärme herrschte. Schade nur, daß meine Augen den heizenden Rauch auf die Dauer nicht vertrugen. Mein letzter Blick ins Freie galt den Cañadas; sie lagen jetzt kalt und starr im Mondschneide da, ihr farbiger Glanz war dahin, nur auf einem Punkte schimmerte ein kleines Licht — nach Ignacios Annahme vielleicht das Feuer eines der einsamen Hirten, die mit ihren halbwilden Ziegen auf diesen Höhen herum-schweifen.

Um halb neun wurde zu Bett gegangen, und während man sich sonst zu diesem Behufe auszukleiden pflegt, war hier das Umgekehrte der Fall. Abgelegt wurde so gut wie nichts, dagegen warmes Unterzeug angezogen, Decken und Mäntel umgeschlagen und sogar Reisemützen aufgesetzt. Um neun Uhr lag alles in festem Schlafe.

Aber dieser Schlaf währte nicht allzulange, wenigstens nicht bei mir. Von Mitternacht ab lag ich nur noch zwischen Schlafen und Wachen, indem ich bald träumend eine Pfkspitze nach der andern überwand, bald wachend in das Dunkel starrrte. Das aber war vollendet genug, denn durch die Holzverschlüsse von Tür und Fenster drang kein Lichtstrahl. Dazu heulte der Wind in Absätzen laut um die Hütte, mitunter klang es wie ein geisterhaftes Säusen hoch in den Lüften, und immer, wenn eine neue Windsbraut herankam, zog mir durch die dicke Wand, an der ich lag, ein eisiger Hauch in den Nacken — wiederum wie Geistergruß. Wie mochte es jetzt oben auf dem Gipfel aussehen? Gegen drei Uhr regte sich das Leben; man hörte die Treiber nebenan ipreden, und bald schlurste Ignacio zu uns herein, einen breiten Mondstrahl

mit einlassend und eine ganze Portion Kälte dazu. Als ich dann selbst hinaustrat, fand ich es keineswegs recht geheuer; im Schutz der Hütte war es noch erträglich, obwohl die Temperatur unter dem Gefrierpunkt war, aber schon an den Ecken blies es unheimlich scharf von oben herunter, und die schwarzen Lavamassen sahen im bleichen Mondschein wenig vertrauenerweckend aus. Wir wollten nach Ignacios Rechnung schon um halb vier aufbrechen, damit wir noch vor Sonnenaufgang auf dem Gipfel wären, aber daraus wurde nichts, weil die Vorbereitungen viel zu lange Zeit in Anspruch nahmen. Ich bedauerte die Verzögerung nicht sehr, denn ich hatte mich beim Hinaustrreten überzeugt, daß ich bei dem ungenügenden Mondlicht die Untiefen und Zacken der Lavasteine nicht gut erkennen konnte, weshalb mir ein allzulanger Marsch bei dieser Beleuchtung nicht wünschenswert erschien.

Immerhin war es, als wir kurz vor halb fünf endlich die Hütte verließen, noch ebenfogut Nacht, und meine Vermutung wegen des Weges bestätigte sich denn auch vollkommen. Gleich über Alta vista begann das „böse Land“ (mal país), wo man sich auf dem Lavaströme zwischen einem Birnwart spitziger Blöcke hindurchwand, den Weg immer nur auf wenig Schritte erkennend. Unser Zug sah in Lunas Glanze wunderbar genug aus: voran der kleine, sehnige Ignacio, über die Blöcke hüpfend, wie ein alter Steinbock, dann drei weiße Gespenster (meine Gefährten, in die langen Decken des Hotels eingehüllt) und schließlich ich selbst im wild flatternden Lodenmantel. (Die Treiber waren in der Hütte zurückgeblieben, die Mysterien des Piz lockten sie nicht mehr.) Ich trat sehr unsicher und vorsichtig auf, da ich nie genau sah, wo Stein und wo Loch war; dabei war mir die Idee einer Fußverstauchung gerade hier wenig sympathisch. Gleichwohl kamen wir schnell vorwärts, weil Ignacio das Tempo nun einmal so angab. Die Steigung war keine gleichmäßige, sondern wie tags zuvor auf dem Monte Verde in Buckel gegliedert. Nach kaum einer Viertelstunde erschien zum erstenmal der weiße Zuckerhut des Gipfels hinter den Lavabuckeln, aber noch recht hoch über uns; dann trat er mit jedem überwundenen Abjaze neu hervor und bald auch näher und in einer weniger bedrückenden Höhe. Zu meiner Befriedigung sah ich auch, wie jetzt hinter uns ein rötlicher Glanz den Horizont erhellte: der trügerische Mondschein verbläbte sichtbar vor dem ehrlichen Tageslicht, und mein Fuß trat nicht mehr ins Ungewisse. Noch ein letzter Buckel, und wir erreichten eine flache, ziemlich kreisförmige Mulde, hinter der sich nun unmittelbar der weiße Ke gel erhob. Es ist dies die sogenannte Rambleta (11000 Fuß über dem Meere), die letzte Kraterbildung des alten Zerstörers, aus der sich dann bei einem besonders schweren Ausbruche der „Zuckerhut“ (Pilon oder Pan de azucar) noch um 430 Fuß herausgehoben und dann selbst das weitere Speien übernommen hat. Hierbei hat er durch herabrollende Steine, Asche und Schuttmassen die mütterliche Mulde mit der Zeit fast ganz ausgefüllt; doch bleibt sie immerhin noch erkennbar.

Am Fuße des Kegels wurde ein kurzer Halt gemacht. Es war halb sechs, der Himmel flammte schon im prächtigsten Rot, und das strahlende Gestirn des Tages mußte binnen kurzem, aus dem Meere auftauchend, seinen

Siegeszug antreten, denn hier oben zeigt es sich um dreizehn Minuten früher als drunten am Strand von Drotava. Wir mußten uns also eilen, wenn wir mit Sonnenaufgang den Gipfel erreichen wollten. Über uns stieg der Zuckerhut in einem Neigungswinkel von 33 bis 38 Grad auf, also um 5 bis 7 Grad steiler als der Aschenkegel des Vesuv, aber freilich dafür niedriger und von festerem Gefüge; man sah die Zickzacklinien des Weges deutlich dem obern Rande zustreben. Die Decken wurden hier abgelegt, mit meinem Mantel belud sich Ignacio, und die Kragelei nahm ihren Anfang. Sie bot die üblichen Schwierigkeiten solcher Anstiege, wie Rutschen in der Asche, Schmerzen und Brennen der Sohlen auf dem Geröll und dergleichen, aber sonst nichts Außergewöhnliches. Auch die Schwefeldämpfe, die sich zeitweilig bemerkbar machten, wurden uns nicht lästig. Sobald wir uns etwas über die breiten Massen der rambleta erhoben hatten, erschien das Meer, das schon längst den Hintergrund immer überwältigender ausgefüllt hatte, plötzlich an den Seiten, und je höher wir stiegen, um so mehr schienen wir darin zu versinken, wie denn auch die feste Wand vor uns immer schmaler wurde. Die ganze Insel schrumpfte sozusagen zusammen vor der unendlichen blauen Fläche, aus der nun auch der Sonnenball langsam emporstieg. Er war uns doch noch zuvorgekommen und traf mit seinem ersten Strahlenpfeile den Gipfel, bevor wir unsern Fuß darauf setzen konnten. Das beschleunigte unsre Schritte, schon wich die weiße Wand vor uns, und wieder leuchtete uns zuerst das Meer entgegen, nunmehr uns ganz umschlingend! Noch einige Schritte seitwärts an einem abgechrägten Kraterande empor, und die höchste Spitze war erreicht.

Wir standen in blendendem Sonnenlicht, nichts mehr über uns, das Schweigen nur von dem starken Winde unterbrochen, den wir schon lange hinter der Bergwand hatten heulen hören, und der nun frei über die Faden des Höhenrandes segte, an unsern Kleidern zerrend und weißliche Dämpfe aus dem Kraterkessel über unsre Köpfe hinwegtreibend. Der gewaltige Schattenkegel des Berges lag vor uns, weit über das Meer bis zu den Felsen der Insel La Palma reichend, aber nicht, wie am Abend zuvor, mit seiner Spitze weiter wandernd, sondern langsam auf uns zukommend, bis er am Fuße unsers Eilands bald völlig verschwand. Es war kaum sechs Uhr, das Thermometer zeigte erst dreieinhalb Grad über Null, stieg aber mit der Sonne überraschend schnell in die Höhe, und die Luft erschien, sobald man vor dem Winde geschützt war, gar nicht mehr kalt. So konnten wir uns, ein wenig unterhalb der Höhenkante sitzend, mit Ruhe in das Nahe und Ferne vertiefen.

Die eigentliche Spitze des Berges zunächst ergab sich bei genauerer Betrachtung als das stehn geliebne Stück des obern Kraterwalls, der in all seinen übrigen Teilen zusammengebrochen ist; namentlich ist die gegenüberliegende Wand ganz niedrig geworden. Das höchste Stück selbst war in der That sehr spitz und bot nur für wenig Personen Raum. Der kleine Krater mochte etwa zweihundert Fuß im Durchmesser und sechzig bis achtzig Fuß Tiefe haben; er war fast ganz mit unebnem, löchrigem Geröll ausgefüllt und schlecht zu betreten. Aus zahlreichen Ritzen stiegen die heißen Dämpfe auf, bald in einzelnen Säulen, bald zu größern Massen zusammenfließend, je nach

dem Wehen des Windes; sie waren nicht so dicht, daß sie die Atmung irgendwie erschwert hätten. In den warmen Löchern sollen allerhand Insekten haufen, auf deren nähere Bekanntschaft wir jedoch verzichteten. Der Boden ist vorwiegend weiß, mit Gelb und Rot untermischt; Schlacken, Schwefelkies und Bimsstein liegen zutage, und gleich unter der Oberfläche fühlt sich das Gestein schon warm an; weiter in der Tiefe sollen schöne Schwefelkristalle zu finden sein. Das eigentliche Kerngestein des Berges ist Trachyt, der in großen, ungeschlachten Blöcken auch oben herumliegt.

Die Aussicht zu schildern und überhaupt den Eindruck des Ganzen würdig wiedergeben zu wollen, ist ein gewagtes Unterfangen. Ich begnüge mich lieber, einfach anzugeben, wie mir die einzelnen Teile des Rundgemälses nach und nach vor Augen traten. Zuerst und immer wieder versenkte sich der Blick in die unermeßlichen Weiten des Ozeans, dessen ganze Größe mir noch nie in so anschaulicher Weise zum Bewußtsein gebracht worden ist; wann kann man auch je sonst ein so ungeheures Stück von ihm mit einem Blicke umfassen? Man vergaß fast, daß man auf einem hohen Berge, inmitten anderer Gebirgsgruppen und einer zehn Meilen langen Insel stand, die ganze Insel erschien nur als der Sockel der Piffsäule und diese wiederum wie der Mast auf einem kleinen Schiffe, mitten im Weltmeer. Und dies letzte war doch keineswegs überall daselbe! Auf der einen Seite, nach der Insel Gran Canaria zu, lag eine schwere weiße Wolkenbank darüber, die unmittelbar auf dem Wasser zu schwimmen schien, während sie sich in Wahrheit mehrere tausend Fuß darüber — aber freilich ebenjoviele unter unserm Standpunkt ausspannte; blaue Wasserflecken durchsetzten sie, und die Felsspitzen von Gran Canaria hoben sich über sie hinaus. So machte das Ganze den Eindruck eines nordischen Eismeers mit offenen Stellen und Klippenumgürteten Inselgestaden, eines Spitzbergen oder Grönland. Ähnlich sah es auf der andern Seite um die Inseln La Palma und (weiter hinaus) Gomera herum aus, nur war hier der scheinbare Eisgürtel noch dichter. Jenseits von Drotava dagegen dehnte sich der Meerespiegel in seiner ganzen ungetrübten Bläue und verschwamm am Horizonte mit dem leichtern Blau des Himmels. Am Rande des Gesichtskreises schien das Meer allmählich anzufeuigen, als ob man sich in der Mitte einer flachen blauen Schale befände, und dadurch wurde das Gefühl, nach allem Steigen doch noch ein Gefangner Poseidons zu sein, erst recht verstärkt. Bei klarem Wetter sollen die sämtlichen Kanarischen Inseln, also auch Hierro im äußersten Westen, Fuerteventura und Lanzarote im Osten sichtbar sein, ja Ignacio zeigte uns sogar den Punkt, wo in seltenen Stunden ein Vorsprung des afrikanischen Festlandes, Cap Blanco, auftaucht; davon war freilich bei der heutigen Beleuchtung nichts zu sehen.

Zurückgekehrt zu der eignen Insel unter unsern Füßen, erfreute sich das Auge wohl an den mannigfachen Windungen der steilen Küste, ihren Vorgebirgen, Buchten und vorgelagerten kleinen Eilanden oder an den üppig grünen Ebenen von Drotava und Teod, auf denen die zahlreichen Ortschaften, Weiler und Vandhäuser schimmerten — auch unser stattliches Hotel lag freundlich da, wie ein Schloß am Meer —, oder es schweifte die schartige Kette des

Mittelgebirgsstocks abwärts bis zum Hafen der Hauptstadt Santa Cruz, deren Häuser hinter den Uferfelsen versteckt blieben, und zu dem Leuchtturm der Nordostspitze von Teneriffa (Punta Anaga oder Anagana), der uns zuerst bei unsrer Anfahrt von Europa begrüßt hatte; schließlich wurde es wohl auch noch gefesselt von der Betrachtung des nun in allen seinen Teilen zu übersehenden Cañadaringes mit seinen Felsentoren, Geröllflächen und zahlreichen vulkanischen Erhebungen im Innern, aber das alles war doch nur klein und zierlich im Verhältnis zu der Großartigkeit des alles umfassenden Ozeans, ein Salas y Gomez in den Fluten des Stillen Meeres!

Freilich, über dieser scheinbaren Kleinheit durfte man die wirklichen Dimensionen nicht vergessen, und sie mahnten uns, daß wir einen zehnstündigen Rückweg vor uns hätten und nicht allzulange mehr verweilen dürften. So zeigte uns denn Ignacio in Eile nur noch von fern den sogenannten „Alten Pif“ (pico viejo), der noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das Hafensstädtchen Garachico unter seinen feurigen Auswurfmassen begraben hat, und dann ging es im Geschwindschritt den Zuckerhut auf einem Nichtwege hinab, zur rambleta zurück. Wieder folgten die garstigen Lavablöcke des mal pais, doch bogen wir gleich nach links ab zu einem Abstecher nach der Eishöhle (Cueva del hielo), die uns am Abend vorher mit Koch- und Kühlwasser versorgt hatte. Bequem war dieser Abstecher gerade nicht: der Weg wurde immer schlechter und hörte schließlich, wo die Blöcke am dichtesten lagen, ganz auf. Man mußte sich über die weitere Richtung selbst von Block zu Block entscheiden, „von Fall zu Fall,“ würde der Jurist sagen, und ein Fall konnte allerdings leicht in Frage kommen; mit den Füßen allein war es auch nicht immer getan, es war gut, sich gegenwärtig zu halten, daß wir eigentlich von Natur Bierfüßler sind. Endlich gähnte uns das Loch der senkrecht in die Tiefe gehenden Höhle entgegen. Sie ist ganz mit Schnee- und Eismassen erfüllt und wird mit Hilfe einer am Felsen festgemachten Leiter betreten. Früher schleppte man ihr Eis sogar bis Drotava hinunter, seit Erfindung der Kunststeinsfabrikation ist dieser mühselige Erwerbszweig aber unterbunden.

Von hier brachte uns eine halbstündige Kraxelei zur Schutzhütte zurück. Es war inzwischen acht Uhr geworden und schon so warm, daß ich mich meines Unterzeugs, das mir fast auf dem Leibe brannte, schleunigst entledigte. Nach kurzer Frühstücksrast begannen wir gegen neun Uhr den weitern Abstieg, noch ehe das Anschirren und Bepacken der Maultiere beendet war. Wir zogen nämlich zu Ignacios sichtlich Befriedigung vor, die Strecke bis zum Eintritt in die Cañadas (lomo tiezo) zu Fuß zurückzulegen, weil ein Hinabreiten auf diesem steilen Pfade eine bössartige Quälerei für Mensch und Vieh und überdies nicht ganz ungefährlich gewesen wäre. Rasch ging es die vielen Windungen hinab, wenn auch die spitzigen Steine den Füßen weh taten, und schon nach einer Stunde war lomo tiezo erreicht, wo uns die Tiere bald einholten, und wo ohne Verzug aufgefressen wurde. Als die montaña blanca hinter uns lag, bemerkte ich, daß wir, nach links abbiegend, einen andern Weg durch den Cañadaszirkus einschlugen. Dieser war länger, und wir ritten auf hohe Felswände zu, die uns den Seewind fast ganz abschneiden. Da der

Tag an sich schon schwüler war, und die Ermüdung hinzukam, wurde der Ritt durch die Wüste bei zunehmender Mittagshitze diesmal etwas erschlaffend. Das Sonnenlicht erschien greller, die Landschaft toter. Mein Grautier war auch heute träger und blieb beständig zurück, zumal da es mit dem Kopfe am Boden immer noch irgend etwas herumschnupperte und sogar Retamazweige, die die Tiere sonst verschmähen, anbiß. „Dieses Tier ist immer beim Diner“ (siempre a la comida), meinte der Treiber, und wie grollender Donner erklang unaufhörlich sein dräuendes Anda, ma!

Je mehr wir die Sohle des Ringes hinabritten, desto enger schlossen sich vor uns die Felsen zusammen, und ich war neugierig, wo und wie wir eigentlich aus dem Trichter hinausgelangen sollten. Aber siehe, als wir den Felswall erreicht hatten, klangen wir ohne weitere Umstände eine Schurre hinauf, die ich zwar vorher schon gesehen, aber für eine Wasserrinne oder höchstens eine Ziegenrutschbahn taxiert hatte, und die Maultiere leisteten dies auch ohne jede Stockung, wie etwas ganz Selbstverständliches. Die so überwundene Felspartie war sehr eigentümlich: sie glich ganz einer vorgeschobnen Bastion — weshalb sie auch den Namen Fortaleza (Festung) führt — und hatte in der Mitte eine enge, tief eingeschnittne Kerbe, durch die einst die Lavaströme abgelaufen sind. Durch diese führte auch unser Weg, und sie bedeutete für uns zugleich den Austritt aus der Pitregion; hinter uns blickend überschauten wir noch einmal den Cañadasring mit dem einsamen Riesen in seiner Mitte, vor uns leuchtete, wenn auch noch tief unten und durch manche Bergabhänge getrennt, der Streifen der Meeresküste.

Wir ritten nun eine Weile mit mäßiger Senkung schräg an der Berglehne hinab, durch einen wahren Wald von hohen, dicht stehenden Retamasträuchern. Soweit diese einen Durchblick in die Tiefe erlaubten, weitete sich die Aussicht immer mehr: eine steil abfallende, unregelmäßige Küste mit mehreren, weit in die See hinausgesprengten Felsklippen wurde sichtbar und darüber eine köstliche grüne Ebene mit einer großen Ortschaft und vielen rings verstreuten Gehöften. Aber das war nicht das wohlbekannte Tal von Drotava, und ich wurde gespannt darauf, wie unser Weg weiter führen, und namentlich, was wir demnächst unmittelbar vor uns sehen würden; denn wir stiegen ja in ein fremdes Gelände hinab! Diese Neugier wurde jedoch zunächst enttäuscht, da sich unter uns Wollenschichten zusammenhäuften; die über fünfzig bis hundert Fuß hinaus jede Aussicht abschnitten; wir ritten beständig in einen gelbgrauen Nebelschleier hinein. Plötzlich gewahrte ich, daß wir am Rande einer ganz scheidelrecht abfallenden Felsenbank hinstreiften, und sofort durchzuckte mich der Gedanke, wir könnten direkt auf der Scheide zwischen den Ebenen von Drotava und Tcod, der messerscharfen Ladëra, sein, die ich für ganz unwegsam gehalten hatte! Eine Frage an den Treiber bestätigte dies, und ich blickte nun mit gelindem Unbehagen auf die unter dem Felsrande zusammengeballten Dunstmassen, hinter denen sich ein so fürchterlicher Absturz verbarg. Hatte ich doch schon oft von ferne und gestern noch beim Austritt staunend zu der Riesenwand hinaufgesehen!

Die Rinne dieser Mauer erwies sich jedoch als breit genug und der Ab-

fall nach der Rückseite mehr als eine Abdachung. Der Mauerfirft selbst aber senkte sich freilich bald in starker Schräge, und ich wurde jetzt erst gewahr, daß ein steiler Bergabritt auf einem Maultier etwas ganz andres ist als ein ebensolcher Bergauftritt. Schon das beständige krampfhaftes Zurücklehnen im Sattel, vor dem sich kein Tierhals und Tierkopf mehr erhebt, wirkt ermüdend, Hand und Arm werden steif von dem Aufstützen auf den erhöhten Sattelhügel, und die unaufhörlichen harten Stöße beim Heruntertreten des Tieres tun das übrige. Schließlich schmerzte mich jedes Glied im Leibe, und gleichwohl blieb ich in stumpfer Betäubung sitzen, weil mir schon die Energie zum Absteigen fehlte. Mittlerweile ging es mit *Anda mu!* im Geschwindschritt immer reißender bergab, und ich hatte wenigstens den Trost, zu sehen, wie um mich her die *Retama* vom *codoso* abgelöst wurde, und sich endlich auch in diesen die ersten Erikasträucher drängten, die unterste Hochgebirgszone also nahe war. Aber nun kam auch ein Augenblick, wo es nicht länger auszuhalten war, und mit dem letzten Kraftaufwand brachte ich das Tier zum Stehn und stieg — oder vielmehr sank — von dem lebenden Martergerüst herunter, klappte aber unten erst zusammen, wie ein Taschenmesser, und humpelte dann — ein lebensmüder Mummelgreis — am langen Bergstock eines Treibers davon. Ich hätte sechs Maultiere für diesen Stock gegeben, wenn es nötig gewesen wäre, und vielleicht sogar noch das Königreich Richards des Dritten dazu.

Erst allmählich gewannen die Gliedmaßen ihre Gelenkigkeit wieder, und ich vermochte dem schnellen Tempo des Zuges zu folgen. Wir waren jetzt mitten in der Erikazone, auch Farne und kleines Gestrüpp erschienen schon hier und da. Die Wolkenschichten hatten sich verzogen, und zu beiden Seiten glänzte ein wunderbares Landschaftsbild herauf, rechts das mir wohlvertraute Thal von Drotava, links die Küstenebene des weinberühmten *Tcod* (*Leod los Vinos*), beide durch die vor uns bis direkt ins Meer hinabfallende *Ladera* geschieden, und keins dem andern an Lieblichkeit etwas nachgebend. Mit Riesenschritten hinabsteigend drang man sozusagen auf die Landschaften ein, aber sie kamen nicht sichtlich näher; die Höhe war noch zu bedeutend. Der Weg schlängelte sich, oft sich in mehrere Linien teilend und wieder vereinigend, meist stark ausgetreten, durch einen niedrigen Wald von allerhand Gesträuch, das den Wind abfiug und andererseits doch noch keinen genügenden Schatten gab. Die Hitze wurde drückend, zumal für einen aus der scharfen Höhenluft in diese Tropenwärme Hinabsteigenden; die Füße brannten auf den eckigen Steinen so gut wie in dem dazwischen liegenden durchglühten Sande, und die Zunge klebte am Gaumen. Ich war den andern weit vorausgekommen und drang nur immer weiter vorwärts, alles mißachtend und den Blick wie bezaubert auf die blendenden Landschaftsbilder dort unten gerichtet. Endlich hielt ich aber doch an einem mit Steinen eingefassten Quell an, den zwei wirkliche Bäume beschatteten und eine grüne, sanft abfallende Bergmatte umgab. Hier beschloß ich, die Karawane zu erwarten, und betrachtete, sobald ich einigermaßen zur Ruhe gekommen war, die Umgebung. Sie trug schon nicht mehr den reinen Hochlandcharakter, denn mannigfaches Kraut und Unterholz wucherte ringsherum, und auf der Wiese blühten sogar einige Blumen. Auch konnten die ersten menschlichen Wohnungen

nicht mehr allzu fern sein, da sich auf einmal Knaben mit gesammeltem Reisig einfanden. Es war schon zwei Uhr vorbei, also wohl Zeit zu einer Rast, wenn man nicht etwa binnen kurzem die Talsohle erreichen konnte. Ich war geneigt, dieses anzunehmen, weil wir schon so lange und so scharf bergab gestiegen waren und die Einzelheiten im Tale drunten schon recht gut unterscheiden konnten. Aber die Steilheit des Abhangs täuschte über die Höhe: unser Höhenmesser zeigte noch — fast viertausend Fuß! Auch Ignacio stellte uns noch einen zweieinhalbstündigen Ritt in Aussicht, und so wurde denn also Rast gemacht. Wie eine Picknickgesellschaft lagerten wir uns auf dem grünen Rasen und breiteten die uns verbliebenen Schätze unsers schier unerschöpflichen Vorrats um uns aus, wobei auch unsre Leute und die neugierig zusehenden Buben nicht zu kurz kamen; diese quittierten dankend mit dem Rufe *Viva la republica de Alemania!* (Es lebe die deutsche Republik!) und einigen Wurzelbäumen. Mit Wasser zum Wein versorgte uns reichlich die Quellnymphe der Fuente Pedro, die als reinlich und gesund einen guten Leumund in der Gegend genießt. So durften wir wohl ein halbes Stündchen guter Dinge sein, zumal da wir auf ein gutgelungnes Werk zurückblicken konnten.

Gegen drei Uhr ritten wir weiter, das heißt ich vorläufig noch immer auf Schusters Rappen, und zu mir gesellte sich jetzt noch einer der Hamburger Herren, der auch auf dem Rücken seines Maulthiers ein Haar gefunden zu haben schien. Der Weg trat nach kurzer Zeit aus dem Busche heraus und zog sich durch abgemähte Weizenfelder und eine Art von groben Saubohnen. Die ständigen Wegebegleiter, Kaktus und Agaven, fanden sich wieder ein, bald zeigten sich auch die ersten Häuser. Wir befanden uns aber noch immer auf der Ladera, und an Schroffen und Klüften um uns herum fehlte es nicht; auch blieb der Weg recht abschüssig. Schließlich wurde das erste Dorf erreicht — Icod el Alto —, und hier entschlossen wir uns, da unsre Füße den scharfen Steinen auf die Dauer doch nicht gewachsen waren, wieder aufzusteigen; auch wädhnten wir, daß nun das steile Gefälle in der Hauptsache vorüber sein müßte.

Hierin freilich irrten wir gründlich. Das erwähnte Dorf liegt nämlich noch 1600 Fuß über dem Meere, genau am untern Ende des Kammes der Ladera, die hinter ihm ohne weitere Beschönigungen senkrecht zum Strande abstürzt; so muß der Weg ins Tal von Drotava sich an der Seitenwand einen Platz suchen, so gut er kann. Besonders gut kann er dies anscheinend nicht, denn er schlingt sich um den Fels wie ein sogenanntes „Band“ im Gestein, zum Gehr allerdings ohne Bedenken — aber zum Reiten! Ein Fehltritt, ein Scheuen des Thieres kann Roß und Reiter zum Niemalswiedersehen verdammen. Und mein müdes Tier stolperte mehrmals und brach einmal fast in die Knie. Die steilsten Stellen waren mit Kopfsteinen gepflastert, üppige Ranken mit Blumen und Beeren hingen überall von der Felswand herab, und drunten breitete sich ein so entzückendes Bild eines Gartens Eden auf Erden aus, daß man schier zwischen Himmel und Hölle zu schweben glaubte — nur war die Hölle oben und der Himmel unten! Es war schwer, hier die richtige Stimmung zu finden, da Entzücken und Besorgnis sich schlecht vertragen, und ich beneidete fast mein Muli, das beim Hinabstolpern immer noch Zeit fand, zu rupfen und

zu kauen, wie der Mann im Syrerland, der zwischen dem bräunenden Kamel über ihm — das war hier vielleicht ich — und dem Abgrunde die roten Beeren nascht.

Endlich war die letzte Kehre genommen, und wir ritten nun gleich in das stattliche Dorf Realejo Alto ein, das ganz im Schatten der Ladera liegt. Hier gibt es einen vorzüglichen Wein, was die Führer hervorzuheben nicht unterließen, und es wurde noch ein Steigbügeltrunk genommen, worauf wir langsam durch Realejo Alto und Bajo ritten. Die Glocke schlug vier, und damit waren nun alle Mühseligkeiten überwunden, und zum Nachmittagstee konnten wir wieder auf der Terrasse unsers Hotels sitzen. Der weitere Ritt durch das belebte Tal war nur noch ein Kinderpiel. Wieder wurde Ignacio von der Bevölkerung ausgefragt und antwortete doppelt stolz: „Vom Leyde!“ Unser Zug sah freilich nicht imponierend aus, Herrn B.s „Maulpferd“ lahmt, und bei mir waren Zügel und Geschirr zerrissen, wodurch mein Tier vollends unlenkbar wurde — aber das verschlug uns nichts mehr, da das große Hotel unsern sichtbaren Augen immer näher rückte und mit ihm das Ende der unseligen Reiterei. Stolz wie ein spanischer Grande — aber auch mindestens ebenso steif — ritt ich schließlich durch die großen Gärten in den viereckigen Hof ein und sprach am Haustor mit hoher Befriedigung mein letztes Para, mu, obwohl das Tier sicher auch ohne das stillgestanden hätte — schon weil es ja einfach nicht weiter konnte.

Punkt fünf Uhr verabschiedete ich mich von Ignacio und seinen Leuten und ging auf mein Zimmer, dessen kühle Dämmerung ganz eigentümlich mit der flirrenden Hitze der letzten Stunden kontrastierte. Und als ich dann am Abend im Garten unter den berauschenden Düften der Lilienbäume saß, und der aufsteigende Mond die weiße Spitze des Piz geisterhaft gegen den Nachthimmel abzeichnete, da erschien es mir fast wie ein Traum, daß ich im ersten Morgenglühn dort oben gestanden und diese ganze Herrlichkeit um mich herum so tief und klein unter meinen Füßen gesehen hatte — jenseits vom Alltagsleben!

* * *

Zum Schluß mögen noch einige allgemeine Bemerkungen über das „Drum und Dran“ einer Pizbesteigung von Interesse sein. Die Wahl des Tages macht — zum Unterschiede von den Alpentouren — bei dem gleichmäßigen Sommerklima dieser Zonen keine Schwierigkeit. Ein Tag ist wie der andre, nur daß der Wind von verschiedner Richtung und Stärke und dementsprechend die Bewölkung in den mittlern Berglagen mehr oder weniger dicht sein kann (oberhalb der Cañadas schwimmt immer alles im reinsten Sonnenlicht), auch die Hitze mehr oder weniger drückend; Regen aber und wirkliches „schlechtes Wetter“ gibt es im Sommer überhaupt nicht. Anders freilich im Winter und im ersten Frühjahr: dann treten Gewitter, Stürme und heftige Regen auf, die Fußpfade werden schlüpfrig und für Maultiere schlecht gangbar, und in den obern Regionen ist mit den Schneeverhältnissen zu rechnen. Dr. Hans Meyer, der bekannte Bezwinger des Kilimandscharo, fand noch Anfang April von der Eingangspforte in die Cañadas aufwärts alles mit tiefem Schnee bedeckt; er mußte die Maultiere dort zurücklassen und mit großer Schwierigkeit seinen Weg

durch die weiße Wüste suchen, wobei noch vielfach Schmelzwasser überwunden werden mußten. Noch schlimmer gestaltete sich der steile Aufstieg vom Lomo tiezo ab über verglaste Lavazacken und tiefe, schlecht verschneite Löcher; erst am späten Abend langte er auf Alta vista an und verbrachte trotz dem angezündeten Feuer eine bitter kalte Nacht in der Hütte. Am andern Morgen auf der Spitze war es natürlich noch sibirischer; dafür gewährte ihm der Blick auf die Palmen und Lorbeern in der Tiefe einen um so packendern Gegensatz zu dem nordischen Vordergrunde. Beim Abstieg brachte er seinem Führer, der noch nie im Schnee oben gewesen war, das sogenannte „Abfahren“ (Abrutschen auf schrägem Schneefeld) bei, ebenso den Gebrauch der Schneeschuhe und der Steigeisen; das alles waren für den Sohn des Südens „griechische Dörfer“ — wie der Spanier sie anstatt der bei uns beliebten „böhmischen“ nennt — gewesen. Dieser vermied auch hartnäckig, auf ein Schneefeld zu treten, auch wenn er Meyer so sicher wie Petrus über den Wassern darauf hinschreiten sah, sondern er krabbelte lieber kümmerlich am Rande, von Block zu Block, nebenher. Übrigens wird die Besteigung zur Schneezeit auch jetzt noch sehr selten gemacht, da die winterlichen Besucher von Teneriffa meist keine Bergsege sind, sondern eher Lungenpfeifer, Asthmatiker und Rheumatiker, Invaliden aus den eigentlichen Tropen, alte Ozeanfahrer mit „Seebeinen“ und dergleichen mehr. Dafür wird der Pik im Winter um so mehr von unten photographisch aufgenommen — was ja auch weniger bedenklich ist —, und fast alle Abbildungen zeigen ihn in einen Schneemantel gehüllt.

Für den Sommer fand ich die Schwierigkeiten und sogenannten „Gefahren“ der Pikbesteigung in mehreren Reisebeschreibungen, die ich gelesen habe, stark übertrieben. Wirklich hochalpine Hindernisse brauchen nirgends überwunden zu werden, und sogar volle Schwindelfreiheit halte ich nicht durchaus für nötig. Auch die Anstrengungen halten mit denen der Alpentouren ersten Ranges sicher keinen Vergleich aus. (Allerdings darf man deshalb noch nicht, wie ein nach uns aufsteigendes französisches Ehepaar, den Pik in Ledschuhen bezwingen wollen; sie kamen auch nicht bis auf die Spitze und standen dann den spötelnden Inselbewohnern gegenüber gewissermaßen als „lackierte Europäer“ da.) Was dem Pik eigentümlich ist, ist einmal der unmittelbare Aufstieg vom Meerespiegel aus zu der bedeutenden Höhe von 11430 Fuß. (Die Engländer rechnen sogar 12192 Fuß heraus, aber die englischen Füße sind kleiner — d. h. als Maßeinheit, weniger wohl in natura! Wer übrigens in Villa Drotava wohnt, kann etwa tausend Fuß sparen.) Hiermit ist nun ein jäher Übergang aus der weichen subtropischen Luft der Küsten in die zur Nacht fast nordische Winterkälte droben, aus der schweren, feuchten Seeluft in die dünne Atmosphäre über den höchsten Wolken verbunden. Umgekehrt, beim Abstiege, ist die Wirkung noch empfindlicher. Die südlichen Alpen bieten wohl ähnliches, aber doch nicht in demselben Maße. Sodann mag das Stechen der afrikanischen Sonne, das den sogenannten „Gletscherbrand“ der Haut hier auch ohne Gletscher erzeugt, nicht unerwähnt bleiben, und ebenso die grelle Beleuchtung in den oberen Partien, die eine gefärbte Schutzbrille wünschenswert macht. Auch mag man sich immerhin vor Überhitzung, Ausdurstung und dergleichen hüten, braucht sich jedoch keine allzu beängstigenden Vorstellungen hiervon zu machen; die frischen

See- und Bergwinde, die abwechselnd wehen, helfen über vieles hinweg. Für ungelübte Reiter ist wohl das vierzehn- bis sechzehnständige Sizen im Maulkierfattel auf steilen, holprigen Wegen die ärgste Anstrengung, wogegen alles andre zurücktritt. Wenn ich einmal recht unbequem liege, stöhne ich noch jetzt im Traume: Eh, mula, eh! oder Anda, mu!

Der geschäftliche Teil ist sehr leicht zu erledigen: der Hauptführer erhält seine Pauschalsumme und sorgt für alles; Leute und Tiere verpflegen sich selbst; den Treibern gibt man billigerweise noch ein kleines Trinkgeld. Die Kosten stellten sich für jeden von uns auf ungefähr 45 Pesetas (gleich 27 Mark) — gewiß ein sehr mäßiger Satz.

Im Hotel wurde die Pension, bei Abzug eines Betrages für das Zimmer, weiter berechnet, dafür aber sehr guter und reichlicher Proviant, ganz nach unsrer Auswahl, mitgegeben, sodaß Ignacio beim Abschiede noch einen tüchtigen Kober voll als Angebinde auf sein vielgeprüftes Pferd laden konnte. Auch Decken, Eßgeschirr usw. erhielten wir in bester Qualität. Allerdings muß alles vorher genau abgemacht werden, aber das ist ja in unsern Hochgebirgen meist nicht anders.

Daß die Eindrücke einer Piktbesteigung von denen unsrer sämtlichen Alpentouren stark abweichen, wird die vorstehende Beschreibung genügend haben erkennen lassen. Sie kurz und doch anschaulich wiederzugeben, bemühten sich zahlreiche Eintragungen in Ignacios Führerbuch in fünf verschiedenen Sprachen. Man konnte hier die schönsten Superlative und manchen pathetischen und gefühlvollen Erguß finden, namentlich auf Französisch. Ein Spanier dagegen begann mit den verblüffenden Worten: „Alles, was auf diesen Blättern über die Schönheit des Pikt gesagt und gereimt wird, ist Lüge!!!“ Dies wurde dann freilich dahin erläutert, daß die ganze Schönheit des Pikt doch mit keiner Feder zu schildern wäre, mithin alle jene Schilderungen auch nicht die ganze Wahrheit enthielten, und: „Eine halbe Wahrheit ist die schlimmste der Lügen!“

Nun, in diesem Sinne mag auch meine Beschreibung immerhin eine Lüge sein — wenn sie nur recht viele Leser dazu führt, mit eignen Augen der Wahrheit ins Angeficht schauen zu wollen!



Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Mühlh)

(Fortsetzung)

3. Mary



er Sturm war schnell vorüber gebläut, aber seine Wirkungen blieben sichtbar genug. Der Haufen Strandgut lag noch immer am Strande. Päsch, Petereit und Burpel hielten Wache, konnten es aber nicht hindern, daß sich der Vorrat von Tag zu Tag auf unbegreifliche Weise verringerte. Von den Indianerhütten war auch nicht eine Spur übrig geblieben. Onkel Fips trug die Hände verbunden, die er sich, des Ruderns ungewohnt, übel zugerichtet hatte, und Onkel Faps machte seine Glossen und meinte, diese zerschundenen Pforten bedeuteten hoffentlich eine

Wendung zum Bessern, denn nun werde Schwächting den Pinsel nicht mehr wie eine Häkelnadel in die Fingerspitzen nehmen, sondern mit voller Hand führen, wie sich das für einen deutschen Maler generis masculini schide. Worauf eines Tags, als Staffelseiger und Pogge vom Essen kamen, eine Leinwand auf der Staffelsei stand, die die Eintretenden aufs höchste überraschte. Man sah einen Weiher, dahinter schwarzen Wald und darüber gelbrotes Abendrot, und Wald und Himmel spiegelten sich im Wasser. Großartig! Ein Bild von einer Größe der Auffassung, einer Kraft der Wiedergabe, einer Genialität in der Beherrschung der Mittel, einer Stimmung, einer Unmittelbarkeit — einfach großartig!

Wer hat dieses Werk geschaffen? rief Staffelseiger begeistert.

Ich, erwiderte Schwächting aus dem Nebenzimmer, wo er auf dem Sofa lag und rauchte.

So etwas kannst du? fragte Pogge. Mensch, du hast dir mit Ruhm bedeckt.

Steh dir's nur an, erwiderte Schwächting. Das habe ich mit meinen verschundenen Pfoten gemacht.

Das Bild vertrug keine nähere Besichtigung. Man erkannte, daß die Leinwand ein Stück alten Segels war. Darauf hatte der Maler mit Schifferfarbe, das heißt mit Schwarzgrün für den Wald und mit Gelbrot für den Himmel, Wald und Himmel gemalt, und dann hatte er die Leinwand zusammengefaltet und einen Abdruck der obern auf der untern Hälfte gewonnen. Endlich hatte er den Vordergrund mit grüngrauer Farbe zugebedt, mit dem Finger im Himmel und im Wasser und mit einem Pinselstiele im Vordergrunde herumgearbeitet, und ein stimmungsvolles ganz modernes Bild war fertig.

Staffelseiger und Pogge sahen einander an. Pogge lachte, und Staffelseiger fuhr sich in die Haare und wandte sich gekränkt ab. Pogge aber setzte sich vor das Bild und malte seinen Freund Schwächting in die eine Ecke des Vordergrundes als weinenden Löwen mit verbundenen Klauen, die Palette im Maule haltend, den Künstlerhut auf der Mähne. Dann erhielt das Bild seine Stelle unter den übrigen Sehenswürdigkeiten von Mopsbende.

Doktor Ramborn aber stand in seinem Fenster und stellte Selbstbetrachtungen an. Die Frage war die: Wenn einer das nicht tut, wozu er keine Lust hat, ist das ein Zeichen von Stärke oder Schwäche? Es ist kein Zeichen der Stärke, sich zu etwas zwingen zu lassen, was man nicht mag; aber auch das ist kein Zeichen der Stärke, daß man als Hindernis empfindet, worüber man leicht hinwegschreiten könnte. Der Starke tritt ohne Zögern hinaus in den Sturm, dem Schwachen ist er ein unüberwindliches Hindernis. Daß er, Ramborn, den Besuch auf dem preussischen Schloßchen von Tag zu Tag verschob, weil ihm die Sache unangenehm war, war das nun ein Zeichen von Stärke oder von Schwäche? Mühe zählen, Ader besichtigen, Klagen hören, schön war das nicht, aber geschehen mußte es doch. Was würde der Onkel sagen, und auch Mary, die doch wissen mußte, daß er da sei, wenn er fortführe zu photographieren, statt das Schloßchen aufzusuchen?

Er schickte also den Panisat mit einer Visitenkarte zum Schloßchen und ließ anfragen, wann er seine Aufwartung machen dürfe. Jederzeit, lautete die Antwort. Darauf warf er sich in entsprechenden Anzug, zog Handschuhe an, setzte seinen Kneifer auf und stand bald vor dem Hofe. Vor dem Hofstore können wir nicht sagen, denn der Hof hatte kein Tor. Er bestand aus einigen ziemlich willkürlich zusammengestellten Gebäuden. Hier ein langer Zug von Ställen und Scheunen, aus Holz gebaut und mit Schilfbächern versehen, die fast bis auf den Boden reichten, und dort ein offner Schuppen, und da eine Bude, und da ein Stall, und gegenüber das Herrenhaus, einstöckig wie alle andern Gebäude. Nur war es aus Steinen gebaut und mit Ziegeln gedeckt und hatte ein zweistöckiges Mittelstück aus Sandstein, über dem sich ein plumper mit Blech benagelter Turm erhob. Daran war eine Uhr zu sehen, aber die Uhr hatte keinen Zeiger, und die

Wetterfahne hing schief auf der Spitze. Sie stellte den friberdzianischen Adler dar, der mit hängenden Flügeln und sehnüchtigem Schnabel der Sonne zuströbte, aber in seiner schiefen Lage nicht sehr majestätisch ausfiel. Jedenfalls hätten Haus, Dach und Turm seit mindestens zehn Jahren einer Auffrischung bedurft. In der Mitte des Hofes, wo bei einer geordneten Ackerwirtschaft der nervus rerum und der Stolz des Landwirts, der Düngerhaufen, liegt, breitete sich ein Zümpel aus, auf dem Enten schwammen. Gepflastert war nichts, und das Ganze hatte ein etwas polnisches Aussehen. Ramborn betrachtete dies alles nachdenklichen Gemüts und dachte an seine Hypothek.

Von Arbeitern sah man nichts. Dagegen hörte man aus der offenen Scheunentenne ein mehrstimmiges, eintöniges Geschwäg. Jetzt kam von der den Feldern zugekehrten Seite des Hofes ein Erntewagen gefahren, ein langes schlecht gepacktes Gefährt. Vier magere leichte Pferde waren vorgespannt, und ein langer Mensch, dessen Beine weit herunterhängen, saß auf dem Sattelpferde. Natürlich im vollen Trabe, mit Hurra um die Scheunende herum und gegen einen Stein, der dort im Wege lag, daß das Wagengestell krachte, und ein paar Garben herabflogen, worüber es große Freude unter den Hühnern gab. Der lange Mensch stieg langsam ab, ließ Wagen und Pferde stehen und verschwand in der Scheune, wo das Geschwäg einen neuen Ausschwingung gewann. Es müßte doch eine Lust sein, sagte Ramborn zu sich, dort mit der Reitpeltsche dazwischen fahren zu können. Da dies nun nicht ging, wandte er sich dem Herrenhause zu und klingelte an der Pforte. Eine alte litauische Magd öffnete. Sie schlug die Hände vor Überraschung und Ehrfurcht zusammen und bat einzutreten, sie wolle gleich gnädiges Frauchen sagen, daß Besuch da sei.

Ramborn trat ein. Das Zimmer, in das man ihn führte, war einmal reich und geschmackvoll eingerichtet gewesen, es hatte sich auch nichts daran verändert, nur waren Glanz und Frische inzwischen verblichen und verbraucht. Man merkt es einem Hauswesen leicht an, wenn nicht ständig daran erneuert und gebessert wird. Man merkte es auch hier, daß es nicht geschehen war. Nicht als ob irgend etwas vernachlässigt worden wäre — man sah es deutlich, daß sorgliche Frauenhände darin walteten —, aber es war, als ob sich ein unsichtbarer Staub des Alters auf Möbel und Schmutz niedergelassen hätte. Die Tapeten verblichen, hier ein glänzender Fleck, wohin er nicht gehörte, da eine verbrauchte Stelle im Teppich, dort ein blind gewordener Rahmen, und dort hell gewordene Politur. Da stand auch ein Flügel, geschlossen und stumm, als sei er seit zehn Jahren nicht geöffnet worden. Und dort eine Staffelei mit einer großen Photographie, die offenbar den verstorbenen Mann Marys darstellte. Ramborn trat näher. Also so hatte der schöne Paul ausgesehen. Hm! nicht sehr vertrauenerweckend. Ein flackernder Blick, etwas Charakterloses um Kinn und Mund, eine Erscheinung, die Frauen gefällt, bei Männern aber Mißtrauen erweckt. Dieser Mann war dazu angetan gewesen, selbst unglücklich zu werden und andre unglücklich zu machen. Ihm, Ramborn, war schon sein Name — wie hieß er gleich? — van Teren, unangenehm gewesen.

Da hörte er das Rauschen eines Frauengewandes und wandte sich um. Mary! Immer noch dieselbe, die sie einst gewesen war, dieselben strahlenden Augen, derselbe ernste Mund, dieselbe schlankte Gestalt. Wenn Frauen ein gewisses Alter erreicht haben, so tritt bisweilen eine Zeit der Unveränderlichkeit ein, die wohl zehn Jahre und darüber währt. Das schien bei Mary der Fall gewesen zu sein. Sie war nicht älter geworden. Und wie sie als Mädchen etwas Frauenhaftes gehabt hatte, so hatte sie als Frau etwas Mädchenhaftes behalten.

Vieher alter Heinz, sagte sie, ihrem Besuche beide Hände reichend, meine Jugend grüßt mich, meine Heimat grüßt mich, seien Sie mir von Herzen willkommen.

Heinz Ramborn fühlte sich von dem herzlichen Empfang wohlthuend berührt. Ach wenn doch Mary einstmals dem Prلمانer gegenüber so freundlich gewesen

wäre! Er führte ihre Hand an die Lippen und sagte: Jawohl, Mary. Nicht wahr, Freundschaften gehören zu den Dingen, die um so besser werden, je älter sie werden. Ich freue mich aufrichtig, Sie nach so langer Zeit unverändert wieder zu sehen.

Man sagt es, erwiderte Mary, daß ich eine Penelope sei. Aber das ist nur äußerlich. Innerlich bin ich alt geworden. Aber kommen Sie ans Licht, Heinz, und lassen Sie sehen, wie Sie aussähen. Eine Denkerstirn, die nötige Schmarre auf der Wade und ein klares Gesicht, das Zufriedenheit und Güte erkennen läßt.

Nein nein, erwiderte Heinz lachend, Sie machen ja aus mir einen Heiligen. An Heilige glaube ich nicht, und ich bin auch keiner, sondern ein schauderhafter moderner Egoist.

Nicht doch, Heinz, sagte Frau Mary. Lügen Sie doch sich und mir nichts vor. Wer sagt, daß er ein arger Egoist sei, das ist noch lange nicht der schlimmste. Das sind die schlimmsten, die aus ihrem Egoismus eine Religion oder einen Beruf machen.

Das tue ich ja, Mary.

Mary schüttelte ungläubig den Kopf und fragte: Was sind Sie denn geworden, Heinz?

Vorerst Doktor der Philosophie, sagte Heinz. Sie werden sagen, daß das nicht viel ist. Zugegeben. Aber kommt es denn auf Titel und Würden an? Ist nicht das die Hauptsache, was man innerlich geworden ist?

Und was sind Sie innerlich geworden?

Auch nicht viel. Oder wenn Sie wollen, Mary, vielleicht etwas zuviel.

Ja, Heinz, ich kann es mir denken, antwortete Frau Mary, so waren Sie von jeher. Was die Pflicht gebot, das interessierte Sie nicht sehr, aber was Sie selbst wollten, dahinter stellten Sie Ihre ganze Kraft. Und das war heute dies und morgen etwas andres. Und doch ist der Zwang gut, ja ein besondrer Segen. Aber kommen Sie, setzen wir uns, und erzählen Sie.

Man setzte sich und erzählte sich — recht unwichtige Dinge. Von der Tanzstunde, vom langen Grotian, der sich immer selbst auf die Hühneraugen trat, von Kurt Steglitz, der einmal auf einem Sitze allen Punsch ausgetrunken hatte, der für alle bestimmt war, und von andern Gelden einer schönen und harmlosen Zeit. Dann aber kam die Rede auf die Heirat Marys, auf ihre Reisen und auf diesen unseligen Winter in Nizza, worin sie das Unheil hatte kommen sehen, aber es nicht hatte hindern können, daß ihr Mann in Monaco in einer Nacht sein ganzes Vermögen verspielte. In dieser Nacht, wo sie Paul mit irrem Auge, den Revolver in der Hand, von sich gestoßen hatte, war das Licht ihres Lebens untergegangen. Man hatte das led gewordne Fahrzeug wieder zusammengeflückt, man hatte sie nach Tapaniden in die Verbannung geschickt, vielmehr sie waren freiwillig gegangen, man hatte ihnen Gelegenheit gegeben, einen neuen Anfang zu machen und sich wieder emporzuarbeiten. Was war daraus geworden? Frau Mary schlug die Hände vor das Gesicht, und als sie sie wieder sinken ließ, war alle Jugend und aller Glanz daraus verschwunden, und sie saß da als ein müdes, müdes Menschenkind. Und doch war es nicht die Müdigkeit, die die verlorne Sache aufgibt, sondern die verzweifelte Spannung eines, der die letzte Scholle verteidigt und doch weiß, daß sie nicht gehalten werden kann.

Arme Mary, sagte Heinz, man hat's Ihnen gewiß schwer genug gemacht.

Ja, Heinz, sagte Mary, fürchtbar schwer.

So brechen Sie doch Ihre Zelte hier ab und gehn Sie fort.

Nein. Ich kann's nicht, und ich darf's nicht. Ich muß hier sterben.

Wer wird gleich vom Sterben reden. Mit noch nicht dreißig Jahren hat man gar kein Recht dazu.

Doch, Heinz. Ich stehe nahe vor dem Ende. Ich fühle es. Nun aber genug von mir, fuhr sie in einem andern Tone fort. Nun erzählen Sie, was Sie hierher geführt hat.

Sie hatte keine Ahnung davon, daß es sich um Geschäfte handeln könnte, die sie sehr nahe angingen. Es war unter diesen Umständen ganz unmöglich, auf die Hypothelenfrage zu kommen. Eben hatte er begonnen, eine Geschichte zu erfinden, in der die Nonne und die Photographie und Freund Schwechting eine Rolle spielten, da flog die Tür auf, und ein Knabe von etwa neun Jahren trat ein. Es war ein schöner Knabe, der Sohn von Frau Mary. Er war seiner Mutter durchaus ähnlich, dieselben Augen, dasselbe edel geschnittne Gesicht, dieselben aschblonden Locken. Aber er war weicher geformt als sie. Er hatte einen merkwürdig träumerischen Blick. Wenn er seine Augen suchend ins Weite schweifen ließ, dann konnte man vermuten, er habe den „zweiten Blick“ und sähe, was andern Menschen verborgen ist. Aber das waren nur Augenblicke, dann lehrte der kindliche Ausdruck zurück. Er hatte ein braunes Sammethäut an und das Mänzal auf dem Rücken, denn er kam geradestwegs aus der Dorfschule.

Sieh mal, Wolf, sagte Frau Mary, wer hier ist.

Wolf schritt ohne Zögern auf den Doktor zu, stellte sich vor ihn hin und sah ihn mit seinen großen Augen an, als wollte er ihn durch und durch sehen. Du bist Onkel Heinz? sagte er.

Ja, mein Junge, erwiderte dieser. Aber woher weißt du das?

Woher ich das weiß? Er ließ seine Augen suchend in die Ferne laufen. Woher ich das weiß? Ich weiß nicht mehr. Mama, Onkel Heinz wird alle Kreuzottern trittreten. Tußt du das, Onkel Heinz?

Ja, mein Junge, erwiderte Onkel Heinz, das tu ich. Kreuzottern muß man trittreten. Aber wo sind denn welche?

Onkel, fragte Wolf, ohne die Frage zu beachten, gibt es auch Kreuzottern mit langen Schnurrbärten?

Aber Wolf, rief Mama, sprich doch nicht so törichtes Zeug.

Mama, Onkel Fips hat beide Hände verbunden, sagte Wolf. Onkel Fips ist mit Hoheit, als der Sturm war, auf die See hinaus gefahren, und da haben sie mit den Rudern gelämpft, und Hoheit hat dem armen Onkel Fips auf die Hände geschlagen.

Kind, Kind, erwiderte Frau Mary, du weißt doch selbst ganz genau, daß es nicht wahr ist, was du da erzählst.

Ich muß es aber doch erzählen, sagte Wolf. Wenn es auch nicht geschehen ist, so ist es doch wahr.

Es scheint, meinte Onkel Heinz, Wolf vertritt die höhere poetische Wahrheit.

Nein, erwiderte Frau Mary, Wolf redet nur dummes Zeug und weiß, daß er das nicht soll.

Oder es steckt ein Dichter in ihm, sagte Ramborn. Komm her, Wolf, erzähle mir, was du werden willst.

Scharfrichter, erwiderte der Knabe, ohne sich einen Augenblick zu besinnen. Weißt du, Onkel, wenn ich erst Scharfrichter bin, dann lege ich alle schlechten Menschen nebeneinander wie die Rüben, wenn die Krautköpfe abgehakt werden, und dann habe ich mit dem großen Messer immer zu.

Nicht doch, Wolf, sagte Onkel Heinz, muß man den bösen Leuten denn gleich den Kopf abhacken? Man muß sie doch bebauern, und man muß ihnen doch vergeben.

Nein, Onkel Heinz, man muß ihnen nicht vergeben.

Wolf, sagte Frau Mary, der liebe Gott will doch haben, daß wir untereinander nachsichtig sind.

Nein, Mama, sagte der Knabe, das will der liebe Gott nicht haben. Ich habe ihn gefragt, und da hat er ganz deutlich geantwortet: Ich will — es — nicht — haben. Dabei blieb er trotz allem Zureden. Ihm traten die Tränen in die Augen, und er ballte die Hände, aber er beharrte bei seinem Satze: Bösen Menschen muß man nicht vergeben.

Geh, sagte Frau Mary, du bist ja ein kleines wildes Tier.

Wolf machte ein betrübtes Gesicht und trat ans Fenster. Nach kurzer Zeit sagte er: Onkel Heinz, komm mal her. Willst du mal meinen Ziegenbock sehen?

Onkel Heinz trat an das Fenster. An dem Ziegenbock war nun nichts Besondres zu sehen, dagegen fiel ihm auf, daß der Erntewagen immer noch nicht abgeladen war. Aber eine Magd stand an der Ecke der Scheune und spähte hinaus. Nach einiger Zeit gab sie ein Warnungszeichen, und alles machte sich mit Eifer an die Arbeit. Und um die Ecke herum kam in ihrer vollen Frische und Emsigkeit „die Tante.“ Es ist kaum nötig zu sagen, daß es die Schwägerin von Frau Mary war, Fräulein Dora von Teren, eine Dame mittlern Alters, die mit dem Namen Tante hinreichend gelennzeichent ist. Jedermann, das ganze Dorf nannte sie das Tantchen und hatte einen großen Respekt vor ihr. Als sie an der Scheune vorüber ging, knickten die Mägde, und der lange Schlagetot tat so, als wollte er sich im Eifer überfchlagen. Sie aber kannte ihre Leute und drohte mit der Hand. Da war auch schon Wolf und berichtete, daß Onkel Heinz zu Besuch da sei.

Die Tante hatte den Besuch erwartet, aber zugleich setzte sie voraus, daß Mary in ihrer „Geistigkeit“ vergessen haben würde, dem Besuch eine Erfrischung anzubieten, und so rüstete sie die alte Lore mit einer Flasche und Gläsern aus, um dem Gast ein Weinchen und einen Kuchen vorzusetzen. Und Mary nahm als selbstverständlich an, daß die Tante besorgen werde, was sie selbst vergessen hatte, und winkte ihr lächelnd zu. Man machte Bekanntschaft, man sprach von der Ernte und den Arbeitern, und Ramborn sagte: Wenn ich, gnädiges Fräulein —

— meinem Impulse gefolgt wäre, ich wäre als ein rächender Engel dazwischen gefahren und hätte meinen Stock auf den Schultern dieser nichtsnutzigen Gesellschaft tanzen lassen.

Ach, wenn Sie es doch getan hätten, erwiderte Tantchen, ich kann ja nicht überall sein, und ohne daß man dahinter steht, rühren die Leute weder Hand noch Fuß.

Aber haben Sie denn keinen Verwalter oder Inspektor? Doch ja, ich weiß es ja, daß der Heinemann bei Ihnen Inspektor ist. Wo ist denn der Mensch?

Wo wird er sein? sagte die Tante. Bei Lodeit wird er sitzen und mit seinem Freunde Wäsch Bier trinken.

Der Doktor entrüstete sich, obwohl es gar nicht seine Sache war, um die sich handelte. Her mit dem Kerl! rief er.

Lassen Sie nur, sagte Tantchen, es ist immer noch besser, er ist gar nicht da, als er macht die Leute verrückt und hält sie von der Arbeit ab. Es wäre viel besser, wir hätten gar keinen Inspektor. Denn dieser Mensch stiehlt uns ja des Nachts das Korn vom Boden und verkauft es.

Aber meine Damen, rief Ramborn ganz entsezt, das sind ja unerhörte Zustände. Warum werfen Sie denn den Menschen nicht auf die Straße?

Wie gern täten wir das, sagte Tantchen, aber es geht nicht. Er beruft sich auf seinen Kontrakt, der ein Meisterstück von Spizbüberel ist.

Und wer hat den Kontrakt unterzeichnet?

Ich, Heinz, sagte Frau Mary mit Tränen in den Augen und sah dabei rührend hilflos aus.

Ja, Mary ist viel zu gut, sagte die Tante. Sie vertraut jedem und kann sich gar nicht denken, daß es schlechte und hinterlistige Menschen gibt.

Aber haben Sie denn keinen Advokaten zu Rate gezogen? fragte Onkel Heinz.

Das haben wir wohl, sagte Tantchen, aber traue einer einem Advokaten. Sie spielen ja alle unter einer Decke gegen uns.

Ja, so geht es uns, sagte Frau Mary. Kennen Sie Victor Hugos travailleurs de mer? Kennen Sie die Szene, wo der Taucher von einem großen Tintenfisch angefallen wird, und sich dessen Fangarme langsam aber unzerreißbar um seinen Körper legen, um ihn auszusaugen? So geht es uns. Wir wehren uns, aber die Kräfte gehn zu Ende. Und niemand, niemand, der uns hilft.

Onkel, sagte Wolf, weißt du was? Das wäre etwas für dich. Mitten hinein springen und dann Knüppel aus dem Sack, und dann den Knüppel tanzen lassen, bis sie nicht mehr können.

Ja, mein Junge, sagte Onkel Heinz, das wäre nicht übel. Knüppel aus dem Sack und ihn tanzen lassen, bis sie Gnade rufen. Das sollte mir Spaß machen. Willst du, Onkel?

Ja, ich will alles tun, was in meinen Kräften steht, um diesem Ehrenmanne von Inspektor aus dem Sattel zu helfen.

Wary sah zu Onkel Heinz unter Tränen lächelnd auf und reichte ihm dankbar die Hand.

Ramborn hatte nur einen kurzen Besuch machen wollen, jetzt war aber vom Ausbruch keine Rede mehr, und schon ordnete die Tante an, ein Gedeck mehr aufzulegen und eine Speise mehr zu kochen. Der Kontrakt wurde gebracht, und man vertiefte sich in das Studium dieses merkwürdigen Schriftstücks. Dabei war Wolf auf den Stuhl neben dem des Doktors gekniet und hatte seinen Arm vertrauensvoll um den Hals des Onkels gelegt. Der Kontrakt war in der That ein Meistertstück von Spitzbüberei. Oberflächlich betrachtet sah er ganz harmlos aus, aber wenn man der Sache auf den Grund ging, so kam heraus, daß dem Inspektor alle Rechte, und der Besitzerin alle Pflichten zugeteilt waren, und daß in dem Falle von Meinungsverschiedenheiten der Besitzerin Hände und Füße gefesselt waren. Das böseste aber war der Satz: Wenn dem Inspektor vor Ablauf von fünf Jahren gekündigt werden sollte, so habe Besitzerin 10000 Mark Entschädigung zu zahlen.

Wary, sagte die Tante, das hättest du aber doch sehen sollen, daß du das nicht unterschreiben durftest!

Ich will darauf Schwören, erwiderte Frau Wary, daß ich das nicht unterschrieben habe. — Trotzdem war nichts zu machen, es stand so in der Schrift, und die Schrift war eigenhändig von Wary unterschrieben.

Man hatte schon eine Klage wegen Auflösung des Kontrakts anhängig gemacht, hatte aber alle Aussicht, den Prozeß zu verlieren. Es war ja eine Ungeheuerlichkeit, daß einer einen Dienst antritt — nicht in der Absicht, seine Schuldigkeit zu tun, sondern seine Herrschaft zu ruinieren, daß einer einen fünfjährigen Kontrakt unterschreibt — nicht in der Absicht, seine Zeit auszuhalten, sondern sich unmöglich zu machen und sich wegzugieren zu lassen, um eine hohe Entschädigung zu erschnappen. Wenn jedoch die Herrschaft einen Kontrakt unterschrieb, worin sie erklärte, mit alledem zufrieden sein zu wollen, so war ihr nicht zu helfen.

Aber der Mensch hat Sie doch bestohlen, sagte Doktor Ramborn. Eine Verurteilung wegen Betrugs löst jede Verbindlichkeit.

Wenns nur wahr ist, sagte die Tante. Ich meine, wenn nur unsre Zeugen bei der Wahrheit bleiben.

Lassen Sie, bitte, Ihre Zeugen kommen.

Die alte Lore wurde aufs Feld und in die Insthäuser geschickt und kam mit dem Alus, der Marite und der Pauline an. Als diese den fremden Herrn und den goldnen Kneifer und Papier und Feder sahen, wurden sie von einer plötzlichen Gedächtnisschwäche befallen. Sie hatten gesagt, gemeint, gesehen, aber es war nichts Bestimmtes aus ihnen heraus zu bekommen. Und als der Doktor sie hart anredete und mit den drei Schwurfingeren drohte, die sie hochheben sollten, war gleich alles vorbei.

Run nahm Tantschen die Sache in die Hand. Alus, sagte sie, Ihr seid doch ein alter Kerl, und was Ihr noch arbeitet, ist doch nur noch den halben Tagelohn wert. Und eine franke Frau habt Ihr auch zuhause, was soll denn aus Euch werden, wenn das preußische Schloßchen verkauft wird?

Ach, liebes gnädiges Fräuleinchen, sagte Alus, Sie werden doch nicht.

Wir müssen, wenn wir so weiter bestohlen werden. Und Euch, Alus, ge-

schicht ganz recht, wenn Ihr auf die Straße gesetzt werdet. Ihr haltet es auch mit dem Heinemann.

Gott soll mich bewahren, rief Alus, daß ich von dem auch nur einen Fingernagel an Wert annehme.

Aber den Mund könnt Ihr nicht aufstun, wenn man Euch fragt. Wann war das, als die drei Sack Korn neben dem Ziehbrunnen auf dem Hofe gestanden haben?

Das war — ja das war am Sonnabend vor Johannis. Der Mond schien hell, ich habe es deutlich gesehen. Die Marike und die Pauline haben es auch gesehen.

Ja ja ja, sagten die beiden Margells, wir haben es ganz deutlich gesehen. Wir lagen in der Kete und haben auch gesehen, wie der Inspektor seine Pfeife rauchte und zum Fenster raus sah.

Und Ihr habt auch gesehen, wie die Säcke weggefahren wurden, und wer es getan hat? fuhr die Tante fort.

Ja ja ja, Fräuleinchen, das ist der Buxpel gewesen. Und die Marike sagte gleich: Sieh mal, Pauline, so unverschämt könnte ich nicht maufen.

Noch wurde erörtert, daß der Inspektor die Scheune offen stehen lasse, und daß sich jeder, der Lust habe, Stroh hole, und daß er zugehört habe, wie man volle Garben vom Felde weggetragen habe. Aber dieses ließ sich nicht so bestimmt feststellen wie die Sackgeschichte. Ramborn brachte alles zu Papier, ließ die Protokolle unterschreiben, und es wurde verabredet, daß die Schriften sogleich an den Advokaten nach N. geschickt werden sollten, und daß beantragt werden solle, die Nichtigkeit des Kontrakts wegen Untreue auszusprechen.

Diese Vernehmungen hatten sich bis in den Nachmittag hineingezogen. Nun machten Ramborn und Tantchen noch einen Gang durch die Ställe und über die Felder. Die Ställe waren leer, da das Vieh auf der Weide lag. Um so deutlicher war zu erkennen, wie nötig sie es hatten, neu gepflastert zu werden. Die Felder bildeten ein großes Areal, aber sie lagen in endlos langen krummen Streifen gemischt mit denen anderer Besitzer. Eine Separation war dringendes Bedürfnis, aber davon wollte kein Mensch etwas wissen. Der Boden war gut und würde noch besser gewesen sein, wenn man die moortigen Stellen mit den sandigen ausbeessert hätte. Aber das kostete viel Geld. Hätte das preußische Schloßchen in einer westlichen Provinz gelegen, so würde es ein wertvoller Besitz gewesen sein. Man würde es dort auch in anderer Weise bewirtschaftet haben, als es hier geschah. Die Bewirtschaftung war gänzlich veraltet. Billig in der Ausgabe, aber auch gering in der Einnahme, keine Spur von dem intensiven Betriebe, ohne den es heutzutage nicht mehr geht. Es war möglich, das Gut einträglich zu machen, wenn es in eine feste Hand kam, und wenn es möglich war, die landesübliche Schlumperei und Dieberei zu beseitigen. Tantchen war derselben Meinung und zeigte, wie die dem Gute eigentümlichen Hilfsquellen erschlossen werden könnten, wie man aus dem Verkaufe von Möweneiern tausend Mark gewinnen könnte, wenn die Sache kaufmännisch angefangen würde, wieviel eine rationelle Viehzucht einbringen würde, wenn man sich von dem Zwischenhandel der jüdischen Viehhändler freimachen könnte, und daß man den besten Weizen ernten würde, wenn man die jumpfigen Niederungen trocken legte.

Als sich Ramborn in herzlichster Weise wie von alten Bekannten verabschiedet, den kleinen Wolf, der an ihm hing, als ob er sein Vater wäre, in die Höhe genommen und geküßt hatte und auf dem Rückwege war, sagte er zu sich selbst nachdenklich und verwundert: Das sind ja nette Sachen! Ich komme hierher, um die Fäden zu lösen und mein Kapital herauszuziehen, und bin auf dem besten Wege, mich selbst festzufahren. Aber sein ritterlicher Sinn gebot ihm, ohne Besinnen für die Damen Partei zu nehmen gegen das Scholalgesindel, von dem sie umgeben waren, ganz gleichgültig, ob die Mary, seine Waise und einstmalige Flamme, und Tantchen ein Juwel sei, und ob es sich um sein eignes Geld handle oder nicht.

Der Termin zur Entscheidung einer Klage gegen Heinemann auf Lösung des Kontrakts stand unmittelbar bevor. Man hatte auf den Rat Ramborns dem Rechtsanwalt in N. die Protokolle eingesandt und umgehend die Antwort erhalten, Frau van Teren möchte doch ja selbst zum Termin kommen und ihre Zeugen mitbringen. Das war ein Auftrag, der Mary nicht angenehm berührte, aber sie glaubte sich ihm nicht entziehen zu können und reiste an dem festgesetzten Tage nach N.

Die Badegesellschaft hatte sich, wie sie täglich zu tun pflegte, beim Kurhause versammelt, um die Ankunft des Dampfers abzuwarten. Auch der Herrtitich war besetzt. Dort saßen Seine Hoheit, Herr von Kugelchen, Schwächting und Doktor Ramborn. Man war einigermaßen schwelgiam. Schwächting kratzte an seinen abheilenden Händen, Herr von Kugelchen studierte den Horizont durch seinen Feldstecher, Ramborn beschäftigte sich mit seiner Zigarette, und Hoheit waren schlechter Laune und machten ihr Adlergesicht.

Darauf schob Herr von Kugelchen sein Glas zusammen und sagte: Außerst befriedigende Situation. Weite stille See, friedliches Dörflein, grüne Bäume, Dächer der Häuser, gerade aufsteigende Rauchsäule. Wenn man das so sieht, muß man doch glauben, daß hier glückliche Leute leben.

Sie haben gut gegessen, Herr von Kugelchen, sagte der Doktor, rauchen Ihre Zigarre — und haben Ihr Glas Bier vor sich. Meinen Sie, daß einer mit knurrendem Magen von dem Frieden in der Natur auch so überzeugt sein würde wie Sie?

Erlauben Sie mal, fragte Herr von Kugelchen, wie meinen Sie das, Herr Doktor?

Ich meine, fuhr Ramborn fort, daß wir alle unsere persönliche Empfindung auf die Außennatur übertragen. Sind wir satt, so umgibt uns eine glückliche Welt, haben wir Verdruß, so sieht alles finster aus, und sind wir vergnügt, so lachen uns alle Menschen an. Die Wahrheit ist, daß jeder Ort, an dem Menschen leben, seinen Kampf ums Dasein und — seinen Scherbenwinkel hat.

Oh, erlauben Sie, Herr Doktor, man muß aber doch die Welt nicht so ansehen, als schreite sie in einer blindschleichenartigen Verklappung umher. Und schließlich es sitzt denn doch auch oft ein goldner Kern hinter der trügerischen Maske. Donnerwetter, es gibt doch auch gute Menschen.

Ja, aber dann ist auch gewiß die ganze Meute hinter ihnen her. Herr Amtshauptmann, wandte sich Ramborn an Hoheit, kennen Sie den Inspektor auf dem preussischen Schloßchen? Heinemann heißt ja wohl der Mensch.

Groppoff war von der unvermittelten Frage einigermaßen überrascht und antwortete: Ja, o ja, den kenne ich. Tüchtiger Ökonom.

Und großer Spitzbube, setzte der Doktor hinzu.

Das sind sie alle, sagte Groppoff mit geringschätzigem Tone. Wenn es sich um den Verkauf eines Pferdes handelt, da betrügt hier sogar der Bruder den Bruder.

Unglaublich, rief Herr von Kugelchen. Das ist ja höchst —

Zawohl, so ist es, bestätigte Groppoff. Hier steht alles, vom Hütejungen bis zum Schulzen.

Inklusive? fragte Schwächting.

Inklusive, antwortete Hoheit.

Natürlich Holz. Aber auch Strandgut? fragte Schwächting.

Das erst recht. Es ist noch nicht lange her, daß die Herren Pastoren hier um gesegneten Strand in der Kirche gebetet haben.

Nein, Herr Groppoff, erwiderte Schwächting lebhaft. Ich weiß bestimmt, daß dies nur ein bösshaftes Gerede ist. Die Pastoren haben nie und nirgend für gesegneten Strand gebetet. Habe ich erst neulich irgendwo gelesen.

Es ist sehr löblich von Ihnen, sagte Groppoff, daß Sie sich der Herren

Pastoren so warm annehmen. — Darum haben Sie wohl auch neulich einen Kreuzzug der Nächstenliebe unternommen. Sie sehen, was dabei herausgekommen ist. Ein paar Fässer Schnaps, ein paar Kisten Heringe und altes Gerümpel. Und für Sie wunde Hände. Und für mich Schererei und Umstände.

Aber erlauben Sie mal, Herr Gropppoff, sagte Herr von Kugelchen. Die Obrigkeit hat doch auch sozusagen eine sittliche Aufgabe, die Aufgabe, das Volk sittlich zu heben.

Ueher Gott, Herr von Kugelchen, antwortete Gropppoff, das sind so alte Illusionen. Gesindel bleibt Gesindel, auch wenn man es sittlich hebt. Warum denn aber? Man muß zufrieden sein, wenn diese Gesellschaft sich fortpflanzt, dem Staate Steuern zahlt und sonst weiter keine Lasten verursacht.

Es scheint übrigens, sagte Schwächting, daß Sie auf Menschen und Menschenleben wenig Wert legen.

Es kommt darauf an, wer es ist. Sie werden sagen: Auf dem Schiffe, das neulich auf der steinigen Platte aufsaß, waren so und so viel kostbare Menschenleben. Nun, erstlich konnten Sie nicht wissen, ob die nicht schon längst weggespült waren oder sich sonst gerettet hatten, was wirklich der Fall war. Und wenn nicht, sind es drei verschnappte Kerls wert, daß so und so viel Familienväter ihr Leben aufs Spiel setzen und die Gemeinde in Gefahr bringen, ihre Kinder erhalten zu müssen? Sind sie es wert, daß Sie, ein gebildeter Mensch und Maler, Ihre Hände ihret halben zerschinden? Ich wäre nicht hinausgefahren, das können Sie mir glauben, meine Herren.

Ja, das will ich Ihnen glauben, erwiderte Schwächting nicht ohne Sarkasmus.

Währenddessen war der Dampfer angekommen. Nero hatte ihn reglementsmäßig begrüßt. Einige Badegäste waren mit Sack und Pack ausgeladen und Petereit und Burpel übergeben worden, und das Publikum hatte sie mit großer Aufmerksamkeit betrachtet. Einige Einheimische waren gefolgt, der alte Alus, die Marika und die Pauline, gedrückt und wie wenn sie ein böses Gewissen hätten. Dann war der Inspektor Heinemann breitspurig und wie ein Triumphator über den Landungssteg geschritten, und zuletzt Frau Mary, gefolgt von der alten Lore. Ramborn verließ seinen Platz und ging ihr entgegen. Sie kam von der Stadt zurück. Sie hatte den Prozeß verloren. Ihre Zeugen waren vor Gericht umgefallen und hatten beschworen, daß sie nichts gesehen und nichts gehört hätten. Und Heinemann hatte andre Zeugen herbeigebracht, die beschworen hatten, daß er in der fraglichen Nacht in N. gewesen sei, daß er also auch nicht hätte zusehen können, wie man Korn stahl. Es war unbegreiflich, wie Heinemann so genau hatte orientiert sein können über das, was man gegen ihn vorbringen wollte. Die Zeugen hatten sich hoch und teuer geschworen, sie hätten nichts verraten. Aber sie hatten auch gestanden, daß sie vom Amtshauptmann vorgeladen und vernommen worden seien, daß sie der Herr Amtshauptmann angeschauzt, und daß auch er genau Bescheid gewußt habe. Mary bebte vor Ekel und Enttäuschung, als sie dies berichtete.

Welleicht ist es doch besser, sagte Ramborn, dem Menschen eine Abschlagszahlung zu geben. Denn er tut Ihnen, wenn er bleibt, mehr Schaden, als wenn er geht.

Nein, niemals, niemals! rief Frau Mary heftig.

Man kam am Herrentische vorüber. Die Herren erhoben sich und grüßten, Hoheit sehr gemessen, und Frau Mary dankte, sah aber über Hoheit weg, als wäre er Luft.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. In einem literarischen Kreise der Reichshauptstadt war von der Kundgebung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung an die Adresse Frankreichs in der marokkanischen Angelegenheit die Rede; ein langjähriger Parlamentarier und geistvoller Beurteiler unsers öffentlichen Lebens, der auch in den Grenzböten schon seine Stimme erhoben hat — leider zu selten —, nannte sie die erste sichtbare Folge der Schlacht bei Kutden. Aber auch ohne Kutden würde es sich Deutschland schwerlich haben gefallen lassen, daß sich Frankreich in Marokko als Mandatar der Mächte gab, ohne von Deutschland ein Mandat zu haben. Herr Delcassé, für den die Spitze gegen Deutschland die Hauptsache in seiner auswärtigen Politik ist, hat es für nützlich befunden, Deutschland in der marokkanischen Angelegenheit gar nicht zu begrüßen. Obwohl wir vertragsmäßige Rechte in Marokko haben, ist uns das französisch-englische Abkommen von französischer Seite weder im Stadium der Verhandlung noch nachher amtlich mitgeteilt worden. Selbstverständlich mußte da der Tag kommen, wo Deutschland erklärte, die Abmachung zwischen Frankreich und England und zumal die französische Interpretation dieser Abmachung geht mich nichts an. Wohl hat Herr Delcassé in gelegentlichen Gesprächen mit dem deutschen Botschafter die marokkanische Sache gestreift in der Absicht, ihn zu einer Initiative zu veranlassen; Fürst Kabin hat dazu geschwiegen und auf den Tag gewartet, der nun gekommen ist. Im Park von Friedrichsruh auf einem von hohen Tannen dicht eingesäumten Wege dahinschreitend — er hatte sie bald nach der Übernahme des Besitzes als Windschutz pflanzen lassen — äußerte einst Bismarck zu einem Gast: „Auf diesem Wege habe ich den Franzosen die Erlaubnis zur Expedition nach Tunis gegeben, durch Saint-Vallier, der hier bei mir war.“ Herr Delcassé war wahrscheinlich der Ansicht: Bismarck ist nicht mehr da, und in der Deckung des Zweibundes und Englands bedürfen wir der deutschen Zustimmung nicht, wenn wir aus Marokko ein drittes Algier oder zunächst ein zweites Tunis machen wollen. Inzwischen dürfte dem französischen Minister aber wohl klar geworden sein, daß die Rechnung ohne Deutschland nicht stimmt. Bismarck hatte seinerzeit ein Interesse daran, Frankreich nach Tunis gehn zu lassen. Er mag vorübergehend die Ansicht angelehener französischer Politiker geteilt haben, daß Frankreich in Afrika Ersatz für Elsaß-Lothringen suchen werde, eine Meinung, die zum Beispiel John Lemoine im Journal des Débats offen ausgesprochen und nachdrücklich verfochten hatte. Sodann konnte es unserm Frieden nur dienen, daß sich Frankreich politisch, militärisch und finanziell in Afrika festlegte. Die Reibungsfläche der französischen Politik Deutschland gegenüber wurde dadurch verringert, den Mittelmeermächten gegenüber vergrößert. Die ganze enorme koloniale Expansion Frankreichs nach 1870 wäre ohne den Segen Deutschlands nicht möglich gewesen, aber die deutsche Politik erachtete es für nützlich, daß der Latendrang, das Bedürfnis der Initiative, die Befriedigung des politischen und des militärischen Prestiges Frankreichs eine Betätigung außerhalb Europas suchte und fand.

Anderß steht die Sache heute. Die gewaltige koloniale Expansion hat Frankreich nicht um eines Haars Breite von den Bogenen und von Lothringen abgewandt, es steht dort nach wie vor mit starken Kräften bereit, jedem Gegner zu Hilfe zu kommen, der uns etwa in Europa erstehn könnte. Es hat uns durch seine fortgesetzten Rüstungen im Gegenteil gezwungen, unsre militärische Stellung in der Westmark mehr als zu verdoppeln. Das alles ist geschehen trotz Tunis, Cochinchina usw., und Frankreich würde auch nach Marokko gehn, ohne den von ihm geübten militärischen Druck auf unsre Westgrenze irgendwie abzuschwächen. Wenn also die ausgedehnte französische Kolonialpolitik bisher weder zu einem tiefern Wegenjaß Frankreichs zu England und Italien geführt, im Gegenteil erst neuerdings eine recht bemerkenswerte Annäherung zu diesen Mächten ermöglicht hat, noch eine Verminderung der militärischen Spannung an der deutsch-französischen Grenze

zur Folge gehabt hat, so ist für Deutschland doch ganz und gar kein Grund vorhanden, den Unterschied zu übersehen, der zwischen Tunis und Marokko für unsere Interessen besteht. Was die Franzosen in Tunis machten, konnte uns gleichgültiger sein als den Engländern und den Italienern; der französische Kriegshafen von Biserta bedrohte uns nicht. Aber in Marokko haben wir verfassungsmäßige Rechte, und wenn gleich unsere Ansfuhr nach Marokko hinter England und Frankreich erst an dritter Stelle steht, so ist doch die Annahme berechtigt, daß sie bei sorgfältiger Pflege, auch durch die Regierung, noch recht steigerungsfähig sein würde. Da kann es denn für Deutschland doch nicht so gleichgültig sein, ob wir in Marokko nur einer französischen Handelskonkurrenz oder einem französischen Handelsmonopol gegenüberstehen, das bei allen Konzessionen, Lieferungen usw. den deutschen Wettbewerb völlig verhindern würde. Kommt nun noch dazu, daß der Vertreter Frankreichs in Marokko die scharifische Regierung direkt in die Lage brachte, sich an den deutschen Vertreter mit der Frage zu wenden, ob es richtig sei, daß Frankreich in Marokko ein Mandat der Mächte, also auch Deutschlands habe, eine Frage, die selbstverständlich rundweg verneint werden mußte, so ist es wohl ganz in der Ordnung, wenn die französische Regierung von Berlin aus daran erinnert wird, daß wir Marokko nicht als französisches Departement ansehen oder angesehen wissen wollen. In diesem Sinne bedeutet der Besuch Kaiser Wilhelms in Tanger die Abgabe einer Visitenkarte bei dem Sultan als dem Souverän des Landes, mit dem wir verfassungsmäßige Beziehungen haben. Die Franzosen haben darauf verzichtet, dem deutschen Kaiser in Tanger die Höflichkeit als Herren des Hauses zu machen. Der Sultan läßt als Landesherr hoch erfreut den Kaiser begrüßen — das ist der deutsche Gegenzug für die Rücksichtslosigkeit, die Delcassé uns gegenüber in der marokkanischen Sache bekundet hat. Wir suchen keinerlei Besitzerverwerb in Marokko, noch einen Konflikt mit Frankreich in dieser Angelegenheit. Aber es war an der Zeit, den Franzosen klar zu machen, daß Deutschland sich nirgends als quantité négligeable beiseite schieben läßt. Herrn Delcassés Politik hat nicht nur in Marokko und in Konstantinopel, sondern auch an andern Orten den Charakter herausfordernder Reibungen mit Deutschland angenommen — in Konstantinopel zum Beispiel soeben wieder in der Geschüßfrage trotz dem vom Sultan schon erlassenen Trade —, sodaß es für Deutschland an der Zeit ist, diesem Zustande ein Ende zu machen und den Fuß an das Mal zu setzen.

Wäre Frankreichs Verhalten Deutschland gegenüber in der marokkanischen Angelegenheit korrekt geblieben, so würde sich Herr Delcassé diese Schlappe erspart haben, aber der Absichtlichkeit der Ignorierung Deutschlands, in der er sich gefiel, mußte ein Ziel gesetzt werden, dazu wird man im ganzen Deutschen Reiche freudig Ja und Amen sagen. Wir wollen in Marokko nichts nehmen, als was wir verfassungsmäßig haben, aber wenn man glaubt, uns dort ohne weiteres beiseite schieben zu können, so ist es nur in der Ordnung, daß sich der deutsche Mittel deutlicher bemerkbar macht; mit Verlaß, wir sind auch noch da. Ein Teil der französischen Presse selbst sieht darin für Herrn Delcassé eine wohlverdiente Lektion, um so weniger brauchen wir uns in Deutschland graue Haare darüber wachsen zu lassen, daß die Franzosen die langentwöhnte Sprache der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung etwa übel nehmen könnten. Befremdend dabei ist die Haltung der Hamburger Nachrichten, die unter der Überschrift „Konflikt mit Frankreich?“ vor einem solchen warnen zu müssen glauben und dabei zu dem seltsamen Satze gelangen: „Es kommt uns nur auf den Schutz unserer Handelsinteressen dort an; wer ihn ausübt, kann uns ziemlich gleichgültig sein.“ Diese Ansicht dürfte in der öffentlichen Meinung Deutschlands mit Recht Widerspruch begegnen. Nicht wer den Schutz ausübt, sondern wie er ausgeübt wird, darauf kommt es an, und das wie ist im vorliegenden Falle von dem wer unzertrennlich. Wir haben mit Marokko einen Meistbegünstigungsvertrag, dessen Artikel 1 sagt: „Es soll dauernde und unwandelbare Freundschaft bestehen zwischen Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser und

Seiner Majestät dem Sultan von Marokko sowie zwischen ihren Reichern und Reichsangehörigen. Zwischen beiden Reichern soll gegenseitige Handelsfreiheit bestehen. Zu diesem Zweck verpflichtet sich ein jeder der hohen vertragsschließenden Teile, den Untertanen des andern Teils alle Rechte, Vorteile und Privilegien zuzusichern und zu gewähren, welche seitens des einen wie des andern Teils den Angehörigen der meistbegünstigten Nation zugestanden sind oder künftig zugestanden werden.“ Diese Rechte, die wir in Marokko haben, können durch eine französisch-englische Abmachung nicht kurzerhand beseitigt werden. Die Hamburger Nachrichten meinen, die Sache habe ja noch dreißig Jahre Zeit, denn der jetzige Zustand sei durch den französisch-englischen Vertrag noch auf dreißig Jahre gesichert. Daß man dies in Frankreich nicht so ansieht, beweist der Umstand, daß Herr Delcassé bis jetzt jedem Gedankenaustausch mit Deutschland darüber sorgfältig aus dem Wege gegangen ist, ferner daß der französische Vertreter es fertig gebracht hat, sich dem Sultan gegenüber als Mandatar der Mächte zu gerieren, also sich gewissermaßen an die Stelle des deutsch-marokkanischen Vertrags zu setzen. Dazu kommt, daß auch das Journal des Débats für Frankreich schon jetzt „eine bevorrechtete Stellung“ in Anspruch nimmt, und ebenso ausdrücklich die französische Autorität über alle Konzessionen für Begebau, Eisenbahnen, Bodenschätze usw. Würde sich Deutschland solchem Anspruch ohne weiteres fügen, so würde sich die deutsche Politik dem verdienten Vorwurf einer großen Schwäche aussetzen, und die Hamburger Nachrichten würden wahrscheinlich das erste Blatt sein, einen solchen Ausaufspruch.

Gewiß ist die Möglichkeit, daß es sich bei dieser englisch-französischen Abmachung um eine Falle für Deutschland handelt, nicht ausgeschlossen; wir haben uns deshalb seinerzeit mit Entschiedenheit gegen die Stimmen gewandt, die einen Anteil am marokkanischen Besitz, einen oder mehrere Häfen an der atlantischen Küste oder dergleichen verlangten. Aber etwas anderes ist es um unsre feststehenden vertragsmäßigen Rechte, in die dürfen wir uns weder hineinreden noch sie ruhig beiseite schieben lassen. Eine solche Politik läme der Abbantlung vor den andern Großmächten gleich und könnte leicht recht verhängnisvolle Folgen haben. Von einer „bevorrechteten Stellung Frankreichs“ kann in allen Handelsangelegenheiten uns gegenüber in Marokko keine Rede sein. Unsre Rechte in Marokko ertöschten erst mit dem Ablauf aller andern Handelsverträge, denn es ist für den deutsch-marokkanischen Vertrag kein Ablauf und keine Kündigung, sondern nur ein Revisionsrecht nach Ablauf von fünf Jahren nach der Ratifikation des Vertrages vorgesehen worden. Die Ratifikation ist im Jahre 1891 erfolgt, eine Revision hätte also 1896 stattfinden müssen, ist aber von beiden Seiten nicht beantragt worden; jedenfalls besteht unser Meistbegünstigungsrecht in Marokko so lange, als dort die Angehörigen irgendeines andern Landes Rechte, Vorteile und Privilegien genießen. Daran kann eine französisch-englische Abmachung nichts ändern, und auch die darin verabredete dreißigjährige Frist ist ohne unsre ausdrückliche Anerkennung für uns in keiner Weise verbindlich. Diese Anerkennung ist bisher von französischer Seite noch nicht nachgesucht worden. Kaiser Wilhelm hat vor Antritt seiner Reise ausdrücklich die friedlichen Absichten Deutschlands, die friedlichen Ziele seiner Politik betont, hat hervorgehoben, daß es ihm fern liege, ein auf Eroberungen begründetes Weltreich anzustreben. Diese friedliche Politik ist aber um so mehr berechtigt und verpflichtet, über die Aufrechterhaltung der Verträge zu wachen, die Deutschland Rechte verleihen. Das Ausland darf nicht zu der Meinung kommen, daß Deutschlands Friedensliebe gleichbedeutend sei mit einem völligen Desinteressement oder mit einer Abdankung. Je weniger wir von dem gewinnen wollen, was uns nicht gehört, desto eiferjüchtiger werden wir über dem wachen, was wir haben. Das werden auch die Hamburger Nachrichten einsehen, die mit ihrer schlecht angebrachten Warnung Gefahr laufen, die Weise gerade der Bismarckischen Politik zu verlassen, die ihre Stärke doch niemals in der Preisgebung deutscher Rechte gesucht oder gefunden hat.

Graf Bülow's Rede zur Einführung der beiden Bergeseisenbahnen in preussischen

Abgeordnetenhaus hat auch bei solchen Männern Anerkennung gefunden, die gegen das Prinzip dieser Gesetze schwere Bedenken haben. Es ist sicherlich für die Regierung nicht leicht, eine Gesetzgebung im Gegensatz zu den ihr politisch und traditionell nächststehenden Parteien zu machen, und doppelt erschwert wird ihr diese Aufgabe, wenn Mitglieder des Zentrums, wie am Sonntag der Abgeordnete Brust in Gelsenkirchen, in bedenklicher Umschmeichelung der Massen, diese Vorlagen als noch nicht weitgehend genug bezeichnen. Das kann den Widerstand derer nur bestärken, die ohnehin der Meinung sind, es sei nicht Aufgabe des Staates, wenigstens eine undurchführbare Aufgabe, in alle unbequeme Erscheinungen unserer so stark verschobenen Produktionsverhältnisse regulierend einzugreifen; wirtschaftliche Kämpfe müßten auf wirtschaftlichem Gebiet austoben und auf diesem von der Staatsmacht unangrenzt werden. Ein Eingreifen des Staates verlege die Entscheidung auf das politische Gebiet, auf dem sie sich schließlich unfehlbar gegen ihn selbst kehren müsse. Dem gegenüber muß die Auffassung als richtig angesehen werden, daß die Kohlenfrage nicht ausschließlich vom Standpunkt des wirtschaftlichen Kampfes aus behandelt werden könne, und daß, so verbesserungsfähig die Vorlagen in den Einzelbestimmungen sein mögen, der verheißenden Agitation der Sozialdemokratie doch nur durch positive Maßregeln das Wasser abgegraben werden kann. *§*

Die Zulassung der sächsischen Realgymnasialabiturienten zum juristischen Studium. Die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich vielleicht unserer Besprechung und Kritik der Debatte, die am 20. April vorigen Jahres in der Ersten Kammer des sächsischen Landtags über das Verhältnis der Realgymnasien zum juristischen Studium geführt wurde (Grenzboten 1904, zweites Quartal, S. 236 ff.). Damals erklärte sich die hohe Körperschaft ganz überwiegend gegen die Zulassung, indem sie die Frage als noch unentschieden behandelte, obwohl sie nach dem Vorgange Preußens und Württembergs schon damals praktisch entschieden war. Die Regierung war in diesem Augenblick noch nicht einig; das Justizministerium widerstrebt noch der Zulassung, das Kultusministerium war dafür. Jetzt hat die Unhaltbarkeit des Zustandes dieser Anschauung den Sieg verschafft; eine Verfügung des Kultusministeriums hat eben die Zulassung der sächsischen Realgymnasialabiturienten vom April dieses Jahres an ausgesprochen, unter der billigen Bedingung, daß die künftigen Juristen im Lateinischen mindestens die Zwei beim Abgang erhalten. Damit ist wieder ein Stück Partikularismus überwunden, und hoffentlich fügen sich nun auch die wenigen bisher noch widerstrebenden Bundesstaaten, damit einer unerträglich Rechtsungleichheit ein Ende gemacht werde. *

Der Yankee doodle. Über die Herkunft des ehemaligen amerikanischen Nationalliedes hat der Komponist Johann Lenz, der sich um das deutsche Volkslied durch eine wertvolle, bei Hühn in Kassel erschienene Sammlung der deutschen Volkslieder verdient gemacht hat, eine interessante Vermutung ausgesprochen. Man nahm bisher an, daß die Melodie des Yankee doodle englischen oder schottischen Ursprungs sei, und daß sie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch englische Musikhöre, die sie den Truppen als Marschlied vorspielten, in Nordamerika eingeführt worden sei. Doch sprach man auch früher davon, daß die englischen Truppen, die sich diese Marschweise vorspielen ließen, möglicherweise nicht aus gebornen Engländern bestanden hätten, sondern heftige, in englischem Sold stehende Truppenteile gewesen seien. Lenz ist dieser Vermutung nachgegangen. In einem längeren Aufsatz der Zeitschrift Hesseiland weist er darauf hin, daß der Yankee doodle eine auffallende Übereinstimmung mit der Musik der Schwärmer Länze aufweise, von denen er einige aufgezeichnet und bei Ries & Erler in Berlin herausgegeben hat. Die Schwärmer ist die Fruchtkammer des Hessenlandes, sie ist auch eine Schatzkammer alter Volkslitten und uralter Volksnerungen. Das

Wahrerunge und das Auge des Geschichtsforschers machen dort alle Tage Entdeckungen und finden in frischem Leben, was sonst nur in den Herbarien der Bibliotheken studiert werden kann. Die charakteristischen Weisen, die jetzt in der Schwalm zu Spiel und Tanz erklingen, haben sicher ein ehrwürdiges Alter und werden jetzt noch genau wie vor Jahrhunderten gespielt. Es ist nun wahrscheinlich, daß die heftigen Spielleute, als sie mit ihren Truppen übers Meer ziehn mußten, ihre heimischen, den Soldaten vertrauten Melodien mitgenommen haben. Und wenn wir nun annehmen, daß der Hauptort der Schwalm, Ziegenhain, das Hauptwerbedepot für diese Truppen gewesen ist, so ist es wahrscheinlich, daß die originellen, überaus frischen und lustigen Schwälmer Tanzweisen vor allem gern gespielt und gehört worden sind. Und so kann denn ein Schwälmer Tanz zum amerikanischen Nationallied geworden sein.

Lewalter hat hierzu ein hübsches Experiment gemacht. Er ließ im vorigen Jahre auf der Kirchweih des Schwälmerdorfes Wasenberg ohne Wissen der Burschen und Mädchen den Yankee doodle aufspielen, und siehe da, ohne Zögern tanzten die Paare danach ihren Tanz, genau wie nach ihren eignen Weisen. Die Melodie und der Rhythmus klangen ihnen also nicht als fremde, sondern als echte Schwälmermusik. So kann es kommen, daß der Yankee doodle, in seine Heimat zurückgeführt, wieder zum Schwälmerlied wird.

W. S.

Zur Brachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 64. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsere Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im März 1905

Die Verlagsbuchhandlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.





32101 064095613

